

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



AD

№. 1.

LANDES-  
UND STAAT-

2,50 a

Montag, 1. Januar.

Jahrgang 1912.

DÜSSELDORF

### Gesühnte Schuld.

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und in leicht begreiflicher Entrüstung schlägt Frau Kinsley beide Hände zusammen.

Mit fest aufeinander gepreßten Lippen hat Edith zugehört. Kelly Kinsley kümmert sie augenblicklich viel weniger, als die arme Viola.

„Also den braven Dr. Mansfield hat sie ausgeschlagen?“ fragt sie empört. „Soweit ist es schon mit ihr gekommen? Da wird es höchste Zeit, daß ich einmal mit ihr und Magdalene ein ernstes Wort rede . . . Ja, auch mit Magdalene!“

Mit scharfem Blick zieht sie die Zügel an. Die Ponys halten vor dem Portal der „Villa Helios“.

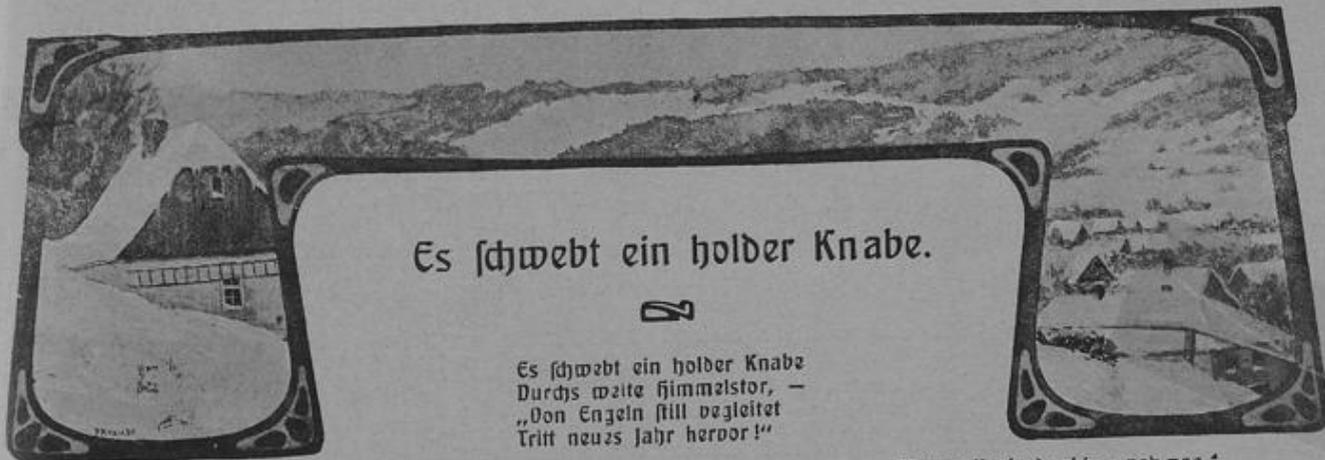
Magdalene bewillkommt ihre Schwester aufs herzlichste. Als seltener Gast ist sie besonders gern gesehen. Ediths erste Frage gilt Viola.

Auf Magdalenes Antwort, sie befände sich im Hospital und lehre erst abends gegen 11 Uhr zurück, zieht sie die Stirn kraus. Doch sagt sie vorerst nichts.

Bald haben die drei Damen es sich im kleinen Empfangsalon bequem gemacht. Ein lustiges Feuer fladert im Kamin und läßt den schneidenden Ostwind, der große Schneeflocken an die Fenster wirbelt — ein Vorbote des nahenden Winters — vergessen.

Vor ihnen steht der blinkende Teetisch, aus dem Magdalene das aromatische, heiße Getränk in zierliche, goldumranderte Tassen gießt.

Doch keine rechte Unterhaltung will in Schwung kommen; es ist, als ob etwas Unausgesprochenes auf allen dreien laste, als ob einer jeder Gedanken ganz wo anders weilten.



### Es schwebt ein holder Knabe.



Es schwebt ein holder Knabe  
Durchs wette Himmelstor, —  
„Von Engeln still begleitet  
Tritt neu's Jahr heroor!“

Von Tauben sanft gezogen,  
Geführt an ros'gem Band,  
Senkt es sich froh hernieder,  
Begrüßend Stadt und Land!

Du! Schätz' unermessen  
Bragt es in seinem Schatz, —  
Und keiner ward oergezart,  
„Jedwem ward sein Los!“

Wir wollen's dankbar neh'n;  
Als himmelsgabe rein,  
Und schloß es auch in sich  
Manch' Ungemach mit ein!

Laßt' treu sie uns benützen,  
Die neu geschenkte Zeit, — —  
Die gar zu schnell entfliehet  
Zum Strom „Vergangenheit!“

So sei begrüßt, du Bote  
Aus lichten himmelshöh'n, —  
„Dich künden alle Glocken  
Mit vollem Lustgetöse!“

Maria von Wilbenrath-Schuylen. 7

Düsseldorf, 1912.



## Glückselig Neujahr!



54. g. 1832

Da öffnet sich unerwartet die Tür zum Nebenzimmer, und Ralphs hohe, etwas gebeugte Gestalt tritt ein.

Frau Kinsleys volles Gesicht wird dunkelrot, und auch Edith blickt ihrem Schwager unter gerunzelten Brauen finster entgegen.

Nur Magdalene behält ihre volle Unbefangtheit.

Frau Kinsley schnappt ein paarmal nach Luft, bevor sie brüskt herausplätzt:

„Sie wissen wohl nicht, daß meine Kelly krank ist, Sir—“

Gleichmütig wendet Ralph den Kopf nach der kleinen Dame.

„In der Tat — nein.“

„Dann wissen Sie auch nicht, weshalb sie krank ist —“

„Natürlich nicht.“

„Weil sie jeden Sonntag Ihre Orgelkonzerte besucht —“

„Ist das ein Verbrechen?“

„Unter Umständen — ja. Sobald es draußen schneit oder stürmt — gehört ein wohlherzogenes Mädchen ins Haus!“

Schweigend zuckt Ralph die Achseln. Frau Kinsley aber, durch seine Gleichgültigkeit noch mehr aufgebracht, fährt heftig fort:

„Meine Kelly war stets ein vernünftiges Mädchen. Ich hatte mir einen bestimmten geraden Lebensweg für sie zu recht gemacht — und nun will sie der Quere laufen.“

„Das wollen die meisten Töchter, Frau Kinsley.“

„So —? Da bin ich anderer Meinung. Und da ich nun einmal zu Ihnen reden kann, ganz nach Herzenslust, ohne einen Schwarm von Menschen um uns herum, — so will ich Ihnen nur sagen, daß meine Ansichten über wahres, sittliches Leben ganz andere sind wie die Ihren. Ruhig an dem Platz ausharren, wo Gott uns hingestellt hat, mutig die täglichen kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens tragen, den Eltern gehorchen und sich gesund an Leib und Seele halten, — das ist mein Begriff von wahrhaft sittlichem Leben. Aber nicht: angeblich große Opfer bringen, seinen eigenen unvernünftigen Weg gehen, die Eltern unglücklich machen und — sich durch andre Leute den Kopf verdrehen lassen!“

Aufmerksam hat Ralph den erregten Worten seiner Widersacherin zugehört.

„Ich will mit Ihnen nicht streiten, liebe Frau Kinsley,“ erwidert er mit ruhiger Ueberlegenheit. „Aber das sage ich Ihnen: stoßen Sie Ihre Tochter jetzt, da sie sich im begehrtesten Alter befindet und zu jedem Opfer bereit ist, nicht zurück! Sie würden ihr bitter unrecht tun und vielleicht — ihr uneingeschränktes Vertrauen verlieren!“

Die eindringlichen, fast feierlichen Worte machten keinen Eindruck auf die zornige kleine Frau.

„Wir sind eben verschiedener Meinung, Herr Donald,“ erwiderte sie kurz. „Leben Sie wohl!“

Flüchtig reicht sie Magdalene und Edith die Hand und verläßt nach kurzer Verbeugung gegen Ralph rasch das Zimmer.

Ralph trinkt seinen Tee aus, dabei ein paar gleichgültige Fragen an seine Schwägerin richtend und wendet sich hierauf zum Gehen.

„Ich muß ins Hospital, Magda. Wart' heut' abend nicht auf mich. Es kann spät werden. Ich bringe auch Viola mit.“

Gleich darauf hat sich auch hinter ihm die Tür geschlossen. Die Schwestern sind allein.

Eine Zeitlang herrscht tiefes Schweigen. Jede dieser beiden so verschiedenartigen Frauen ist vollauf mit ihren Gedanken beschäftigt.

Nachdem Edith sich eine dritte Tasse Tee hat eingießen lassen, fraat sie in erzwungen scherzendem Tone:

„Nun, Magda?“ Willst du nicht auch fortgehen? Oder willst du wieder einmal einen traulichen Plauderabend mit mir verbringen, wie in früheren schönen Zeiten?“

„Wie in früheren schönen Zeiten?“ wiederholt Magdalene nachdenklich.

Sie stützt den Kopf in die Hand und starrt schweigend vor sich hin.

Bis sie plötzlich impulsiv die Hände der Schwester ergreift, sie an ihre heiße Stirn preßt und voll tiefer, behaltener Erregung ruft:

„Ach ja, Edith! Ich will wieder einmal jung sein — ganz jung! Will einen traulichen Plauderabend mit dir verbringen — wie in früheren schönen Zeiten! Edith, verzeih' auf ein paar Stunden, daß ich verheiratet bin! Verzeih' deinen Groß gegen mich! Vergiß die Gegenwart! Rede nur mit mir von der Vergangenheit! Von der herr-

lichen Vergangenheit, als wir noch jung und sorglos waren!“

Magdalene spricht mit einer bei ihr ganz fremden Leidenschaftlichkeit. Kurz erscheint es dem aufmerksamen Ohr der Schwester, als zitiere ihre Stimme vor verhaltenen Tränen.

Ediths Herz krampft sich zusammen.

Sollte Magdalene nicht glücklich sein? Sollte die stillernde Seifenblase schon so bald zum Blasen kommen?

Die nächsten Stunden enteilen den Schwestern wie im Fluge. Mit Handarbeiten beschäftigt, ganz wie in früheren Zeiten, setzen sie sich nach dem Abendessen an den Kammin und plaudern von der Vergangenheit . . .

Auch Magdalene scheint die Gegenwart vergessen zu haben. Nicht ein einziges Mal erwähnt sie ihres Gatten, ihres jetzigen Lebens. Nur von der Vergangenheit spricht sie, von ihrer Kindheit, von der Harrison-Farm, von der geliebten Mutter, als sie noch frisch und munter inmitten der Kinderchar weilt, vom guten, alten Vater . . .

Dabei ist es Edith, als atme die Schwester wie befreit auf, als schmelze sie förmlich in den Kindheits Erinnerungen . . .

Je mehr der Zeiger der kleinen Bronzenuhr auf dem Kaminsims sich Mitternacht nähert, um so unruhiger wird Edith.

Jetzt schlägt es zwölfmal.

Mitternacht! . . . Edith springt auf.

„Kommt Viola oft so spät nach Hause?“

Wie aus einem Traum erwachend, fährt Magdalene empor.

„Wie meinst du? . . . O ja. Manchmal wird es sogar ein Uhr. Zuweilen kommt sie gar nicht nach Hause — wenn sie bei einer Schwerkranken im Hospital Nachtwache hat.“

„Und das gibst du zu?“

Erstaunt blickt Magdalene die Schwester an.

„Was kann ich dagegen tun? Sie ist ja Krankenpflegerin. Sie geht eben ihren eigenen Weg, wie ich ihn auch gegangen bin.“

Ein hartes Wort schwebt auf Ediths Lippen; doch besinnt sie sich.

„Ich will dir heute nicht wehe tun, Magda; heute nicht,“ sagt sie fast zärtlich. „Aber — hast du denn nie bemerkt, daß Viola krank ist? Ihr stoßweiser Husten —“

„Ja, ja,“ fällt Magdalene hastig ein. „Ich habe ihn wohl bemerkt . . . Halt, ich höre Schritte!“

Beide laufen.

„Ja, das ist ihr Tritt! Gott sei Dank!“

Aufatmend setzt Edith sich nieder und nimmt ihre Arbeit zur Hand.

Gleich darauf öffnet sich die Tür. Viola steht auf der Schwelle.

„Edith! Liebe Edith! Welche Ueberraschung!“

Viola sieht fast elsenhaft zart und ätherisch aus. Das dunkle Kleid umschließt knapp die überschulenkten Formen. Das schmale Gesichtchen mit den blaugeäderten Schläfen und den sieberhaft roten Lippen trägt einen glückseligen Ausdruck, als Edith ihr jetzt beide Hände entgegenstreckt.

„Du siehst übermüdet aus, Viola!“

Viola lacht — mit einem silberhellen Lachen, welches eigentümlich zu ihrer zarten Elfen Gestalt paßt.

„Gar nicht müde bin ich! Ich fühle mich wohl — wohl und heiter, wie lange nicht! Als Ralph kam, um mich nach Hause zu holen, war gerade mein kleiner Schützling Jack Popper von seinen Leiden erlöst worden. O, wie glücklich muß er jetzt sein! Morgen stehe ich ganz früh auf und schmüde seinen Sarg mit weißen Lilien. Lieber, kleiner Engel!“

In immer steigender Erregung fließen die Worte von den Lippen des eraltierten Mädchens. Nur mit Mühe gelingt es Edith, ihr etwas kräftige Nahrung aufzudrängen und sie dann sofort ins Bett zu bringen.

Während Viola immer weiter redet, von dem toten Kinde, von seiner kleinen Seele, die jetzt vom Irdischen erlöst ist — sitzt Edith angstvollen Herzens an ihrem Bett.

„Mein Gott! Mein Gott!“ schluchzt sie in sich hinein. „Was ist aus meiner Viola geworden! Was soll ich tun, um sie von ihrem Verus abzubringen, der ihren zarten Körper aufzehrt!“

„Viola!“ ruft sie plötzlich entschlossen. „Wenn du so fortmachst, wirst du bald dem Kinde folgen!“

Doch die Worte üben nicht die beabsichtigte Wirkung aus. Im Gegenteil. Mit herzergreifendem Lächeln wendet Viola der Schwester ihr schmales Gesicht zu.

„Wäre das nicht das Beste?“ — „Viola!“

Edith ist tief erschüttert. Sanft, als spräche sie zu einem kleinen Kinde, redet sie in die Schwester hinein, während sie liebevoll das seidenweiche Haar streichelt.

„Was ist dir, Kind? . . . Leidest du? . . . Hast du Schmerzen?“

Schweigend schüttelt Viola den Kopf.  
„Weshalb also sehnst du dich nach dem Tode?“

„Weil ich zu nichts nutz bin auf der Welt. Für meinen Beruf fühle ich mich nicht kräftig genug. Und — und —“

„Was noch, mein Liebling?“

Mit feuchten Augen starrt Viola vor sich hin.  
Und plötzlich schlingt sie laut schluchzend die Arme um den Nacken der Schwester.

„Ach, Edith! Ich bin so schlecht! So schlecht! Ich kann ihn nicht vergessen!“

„Wen? . . . Dr. Mansfield?“

Viola nickte, während tiefe Röte in ihre Wangen steigt.  
„Warum hast du ihn denn ausgeschlagen, wenn du ihn liebst?“

„Ich habe mir gelobt, nie an mich selbst zu denken, sondern nur an meine Mitmenschen.“

„Dr. Mansfield ist doch auch einer deiner Mitmenschen, und er leidet um deinetwillen, Viola.“

Hastig streicht Viola sich das zerzauste Haar aus der erstickten Stirn.

„Er leidet? . . . Wirklich? Ich dachte, er würde rasch überwinden. Und was macht es übrigens aus, wenn einer leidet, gegenüber den vielen armen Kranken, denen ich in meinem Beruf nützen kann!“

Spitäler füllen sich; die Häuser der Obdachlosen sind überfüllt.

Und erst die verschämte Armut, das verborgene Elend in den kleinen Spelunken und Löchern! . . .

Kalpb Donald und seine Frau arbeiten unermüdet, um, soweit es in ihrer Macht steht, dieses Elend zu mildern. Oft sitzen sie noch die Nächte hindurch beisammen — rechnend, überlegend, Pläne fassend und wieder wegwerfend.

Unter Magdalenes spezieller Leitung werden Suppenküchen, Wärmehallen und andere mildtätige Einrichtungen ins Leben gerufen.

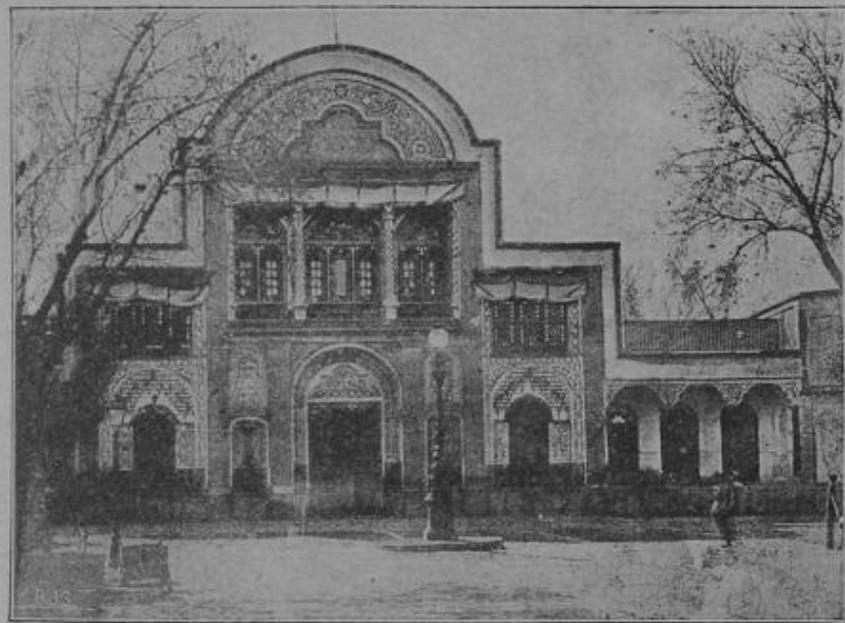
Die Armen und Kranken Newports preisen Kalpb als ihren Wohltäter. Tausende von zitternden Händen falten sich täglich zum inbrünstigen Gebet für sein und seiner treuen Gattin Wohlergehen.

Magdalene Donald steht in dem Ruf einer vollkommen glücklichen Frau. Ihr sanftes Lächeln, der warme Blick ihrer Augen, die stets gleichmäßige Freundlichkeit ihres ganzen Wesens scheinen dies zu bestätigen.

Und trotzdem gibt es in der tiefsten Tiefe ihres Herzens ein kleines Gächeln, in welchem sie fühlt, daß ihr Glück kein vollkommenes ist.

Nicht, daß ihr die übernommene Riesenarbeit zu viel wird. Ihre ganze Seele ist dabei, und so fühlt sie keine Anstrengung, keine Müdigkeit.

Aber das Bewußtsein, daß es in dem Herzen des Mannes, den sie über alles auf der Welt liebt, mit dem sie sich völlig eins fühlt, für den sie, wenn man es verlangt, ihr Leben lassen würde — daß es in diesem Herzen etwas gibt, das



Der Palast des Schahs von Persien in Teheran.

Persien ist in Zerfall begriffen. England und Rußland haben es so fest in ihre Hand genommen, daß wohl aus dem persischen Gebiet der größte Teil den beiden Großmächten untertan werden wird. Der in Persien residierende Schah bedeutet jetzt gar nichts mehr, nachdem er schon in dem letzten Jahr völlig von seinem Parlament und den Vormündern abhängig gewesen war.

Mergerlich stampft Edith mit dem Fuß auf den Boden.  
„Widdjinn!“

Dies eine resolut drastische Wort übt eine ernüchternde Wirkung auf Violas überreizte Nerven.

Sie hält inne in ihrem exaltierten Sprechen. Das herzbrechende Schluchzen löst sich in sanfte Tränen. . . .

Bald umfängt sie tiefer Schlaf — der Schlaf vollkommenster Erschöpfung.

Edith aber kehrt am nächsten Morgen nach der Harrison-Farm zurück — fest entschlossen, Viola dem unheilvollen Einfluß zu entreißen, den Kalphs Orgelspiel auf das schwärmerische Gemüt der zarten Schwester ausübt und es wie mit einem mystischen Dunst krankhafter Sentimentalität umgibt.

Ist es nicht genug, daß der Unglückselige Magdalene in seinen Bannkreis zog?

4.

Mit seinem ganzen Gefolge von Eis und Schnee hat der Winter Einzug gehalten ins Land. Ueber den Hudson bläsen scharfe Winde daher und bedecken seine Fluten mit einer dicken Eistruste.

Ein echter, rechter Winter in Newport ist eine böse Sache. Not und Elend in den armen Vierteln nehmen in erschreckender Weise zu. Schwache Augen werden schwächer und schwächer, matte Lungen matter und matter. Die Ho-

spitaler füllen sich; die Häuser der Obdachlosen sind überfüllt.

Wenn er zu ihr spricht, selbst in Momenten vollsten Einverständnis, so geschieht es stets mit einer Art Zurückhaltung, als wage er nicht, aus sich herauszugehen.

Einmal entschloß sie sich, nach dem Grunde dieses eigentümlichen Befommenseins zu fragen.

Da schoß ein Flammenblitz aus seinen tiefstliegenden Augen zu ihr herüber.

„Frage mich nie wieder danach!“ rief er zitternd vor Erregung. „Ein Teil meines Ichs ruht hinter einer verschlossenen Tür. Suche nie, dieselbe zu öffnen, du würdest erschrecken.“

Seitdem waqt Magdalene nie wieder eine Bemerkung; aber ihr ganzes Sinnen und Trachten ist von nun an darauf gerichtet, wie sie ihn zu einer Aussprache und somit zur Erleichterung seines Gemüts bringen könne. . . .

Manchmal freilich verzweifelt sie fast daran, ob es ihr je gelingen werde und sie erschreckt zurück vor der Größe der Aufgabe, die sie sich gestellt.

Dann erfährt sie ein namenloses Sehnen nach der Harrison-Farm, mit ihren einfachen Verhältnissen, in denen alles wie am Schnürchen ging, nach ihren früheren sorglosen Mädchenjahren, nach dem Vater und den Schwestern.

In einer solchen Stunde der Mutlosigkeit war es auch, als sie neulich mit Edith über „frühere Zeiten“ plauderte,

als sie sich mit einer Art krampfhafter Begeisterung in die Vergangenheit versenkte — und dadurch die Schwester ahnen ließ, daß es mit ihrem „wolkenlosen Glück“ nicht gar so weit her sei . . .

Aber solche Stunden der Mutlosigkeit und Schwäche sind selten. Gewöhnlich steht Magdalene mit frischer Begeisterung ihrer schweren Aufgabe gegenüber.

Wenn sie nicht die halben Nächte hindurch mit ihrem Manne arbeitet, so erwartet sie doch stets seine Heimkehr, um ihm, sobald er es wünscht, zur Seite zu stehen.

Eines Abends kommt Nalys später als gewöhnlich aus dem St. Johns-Hospital nach Hause. Die nahende Weihnachtsfeier und die damit verbundenen Vorbereitungen zur Besorgung der armen Kranken nehmen seine Kräfte überstark in Anspruch.

Wie schon oft, bittet er auch heute Magdalene, zu Bett zu gehen; er habe noch allein zu arbeiten. Einen Widerspruch ihrerseits schneidet er mit einer stummen Geste ab. Nur widerstrebend entfernt sich Magdalene. Das Aussehen des Gatten beunruhigt sie.

In ihrem Zimmer angelangt, begibt sie sich nicht zur Ruhe. Noch in den Kleidern, streckt sie sich auf's Sofa, beständig anaestrenge nach dem Arbeitszimmer hin lauschend. Als die Tür sich hinter Magdalene geschlossen, sinkt Nalys aufstöhnend in einen Sessel. Sein Gewissen arbeitet heute wieder einmal mächtig.

Das Bewußtsein, daß er so vielen Armen und Kranken Wohltaten erweist, daß er so viele verstockte Herzen durch sein Orgelspiel aufrüttelt, daß er auch fernerhin noch viel, viel Gutes schaffen kann — dieses erhebende Bewußtsein hat ihn in letzter Zeit die Vergangenheit etwas vergessen lassen.

Heute jedoch steht sie wieder besonders deutlich vor seinem geistigen Auge.

Er springt empor und beginnt, im Zimmer auf und ab zu wandern.

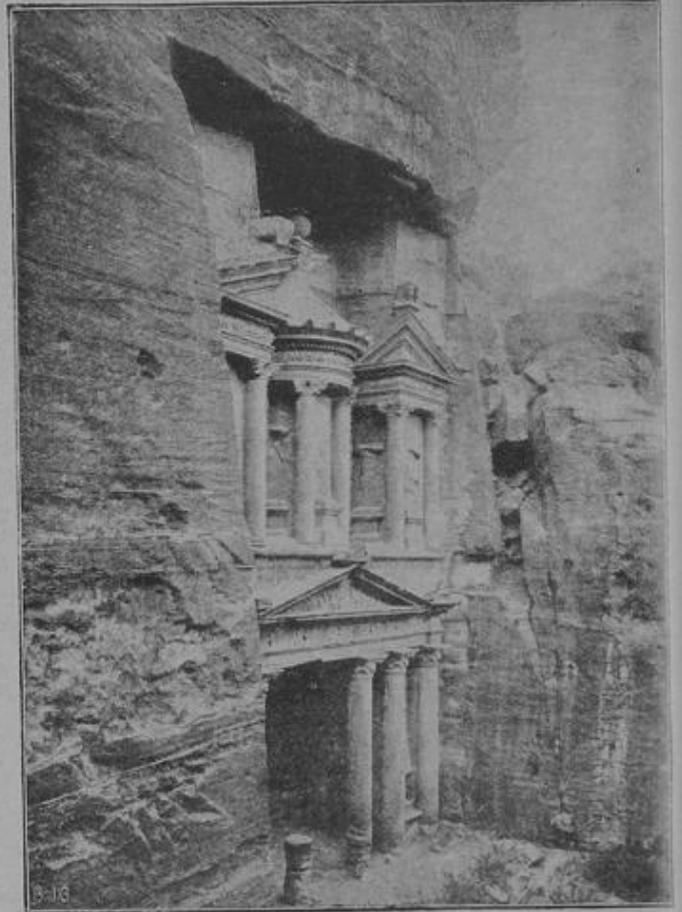
„Wenn die Menschen wüßten —!“ murmelt er erregt vor sich hin. „Würden sie noch Wohltaten annehmen? Oder würden sie sich entsetzt abwenden und lieber Hungers sterben wollen, als mir Speise und Trank verdanken?“

Auch Nalys schwere Erkrankung peinigt ihn. Mit Entsetzen erkennt er, daß er es war, der durch das starre Vorbild seines eigenen, jetzt nur noch der Buße gewidmeten Daseins, diese schwärmerisch veranlagte junge Seele zur Selbstopferung getrieben, die frische Mädchenblüte dem Grabe nahe gebracht hat —

So grübelt und grübelt der Unglückselige, während draußen hinter den Fenstern ernst und schweigend die Nacht steht — die unbarmherzige Nacht, mit lauernden Augen hereinglökend, einem Untier gleich, jede Sekunde bereit, hervorzustürzen und auch den letzten Hoffnungsschimmer zu verschlingen . . .

Plötzlich fährt ihm ein Gedanke durch den Kopf. Die Spannung seiner Züge läßt nach.

Gebengten Hauptes geht er zur Tür, zieht die Portiere fest zu und versichert sich, daß die Fenster geschlossen sind.



El Kazneh el Farjoun (die Schätze Pharaos) in Petra.

Bei den jüngsten Ausgrabungsarbeiten in Petra wurde ein Tempel gefunden, der unter der Regierung Kaiser Hadrians von den Römern erbaut worden ist. Die imposante Fassade wird von sechs majestätischen Säulen gestützt. Den Abschluß bildet ein Miniaturtempel, mit einer ungeheuren Urne, welche die Schätze von Pharaos enthalten haben soll.



**Kartoffelverkauf**

durch den Magistrat der Stadt München.

In Anbetracht der herrschenden Teuerung gibt der Münchener Magistrat seit einiger Zeit zu den billigsten Preisen Kartoffeln an die Bevölkerung ab. Schulente verkaufen die Kartoffeln, jedoch nur für den Bedarf im eignen Haushalt, zum Preise von 4 Pfennig pro Pfund.

### Die neue Aufnahme Zuanschilais.

In den Händen Zuanschilais liegt augenblicklich das Geschick Chinas. Er leitet nicht nur die Regierung, sondern auch die wichtigsten militärischen Operationen.



Zuanschilai.



Drei fastige Festbraten.

Dann schleicht er, sich vorsichtig umblickend, als fürchte er, jemand könne ihn auf verbotenen Wegen ertappen, zum Schreibtisch.

Hier öffnet er eine geheime Lade, nimmt eine Spirituslampe, eine Pfeife und ein kleines Schälchen mit einer dunklen Masse heraus und ordnet alles auf dem Tisch.

„Nie wieder wollt ich dich berühren, du Zerstörer meines Lebens,“ preßt er zwischen den Zähnen hervor, „niemals wieder, nachdem Magdalene ihr engelreines Dasein mit dem meinen verknüpfte. Aber heute ertrage ich die Qualen nicht länger. Nur ein paar Züge! Ein paar Züge!“

Mit nervösen Händen begibt er sich an das Stopfen der Pfeife.

Schon während dieser Vorbereitungen verändert sich sein Gesichtsausdruck auffallend. Das Vergeistigte in seinen Zügen windet; lebhaftes Begehren funkelt aus den tief liegenden Augen; zittert um die schmalen Lippen.

Noch wenige Minuten — und er wird frei sein! Frei von den schrecklichen Gedanken, die ihn quälen. Frei von allen Gewissensmartern! Empor schweben wir er auf dem Dunstgewölbe der Phantasie in ferne Zaubergerilde.  
(Fortsetzung folgt.)

### Eine Politikerschule in Newyork.

Die Erziehung zum Verständnis dessen, was Politik heißt, und zu ernstester politischer Betätigung läßt noch in den meisten Ländern zu wünschen übrig. Wohl hat man jetzt in Deutschland bürgerkundliche und staatswissenschaftliche Vorträge für Schüler eingeführt, doch hat man noch nicht eigentlich politische Schulung damit im Auge. In Newyork ist eine Schule eröffnet worden, in welcher junge Leute in der Politik ausgebildet werden. Jeder Knabe vertritt einen amerikanischen Staat.



## Auf Wachtposten. Skizze aus Rumänien von Ilse E. Tromm.

Aus der Ferne drang zeitweise grimmiges Wolfsgeheul durch die eiskalte, stochfinstere Nacht. Sturmgepeitscht jagte ein wildes Schneegestöber über die kahle Ebene und rüttelte an den nackten Ästen der spärlichen Bäume, daß sie klatschend gegeneinander schlugen.

Mit gleichmäßig abgemessenen Schritten ging der Soldat Golescu vor seinem Schilderhaus hin und her. Er beachtete es nicht, daß die nadelspitzen Eisteilchen sein Gesicht wund schlugen. Kräftig trat er auf den hartgefrorenen Erdboden, um sein Blut in Bewegung zu erhalten. Er hatte die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen, den Mantelstragen hochgeschlagen und die Hände in die weiten Ärmel eingeschoben und schaute mit teilnahmslosen Augen durch das Dunkel. Er wünschte schon, kaum daß er auf Wachtposten gezogen war, schnellst die Ablösung herbei, um sich in der Kaserne noch ein Stündchen in die warme Decke einzuhüllen und zu schlafen, denn er war sehr müde.

Plötzlich erinnerte er sich daran, daß in seiner Tasche noch etliche Zigarren steckten. Die wollte er rauchen, obwohl es gänzlich gegen die Instruktion war. Aber wer würde ihn erwischen? Heute ereignete sich wahrscheinlich ebenso wenig als in den letzten Nächten. Wenn er rauchte, würden ihm die Stunden nicht ganz so erdrückend langweilig werden.

„Kann passieren,“ rief er dann hinüber.

„Du Hund,“ antwortete der Unsichtbare, „meinst du etwa, ich hätte auf deine Erlaubnis gewartet?“ Dann verstummten die Worte und Golescu hörte, wie er sich langsam entfernte.

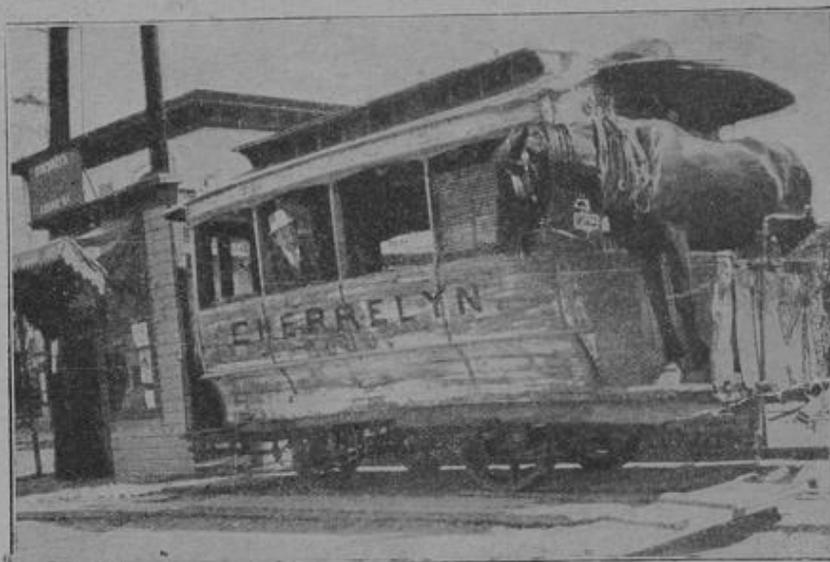
Der kleine Zwischenfall hatte den sonst so gleichmütigen Soldaten sonderbar erregt. Daß der Offizier ihn „Hund“ geschimpft hatte, erboste er immer heftiger, je länger die Minuten verstrichen.

„O — jetzt an einem Menschen Rache nehmen,“ dachte er intensiv — und dabei klammerten sich seine Gedanken an den alten Major Peturescu, der beim Regiment als ein überaus gefürchteter Spitzel galt. Er, Golescu, mochte nicht ausdenken, was geschehen würde wenn er den Alten gerade jetzt erwischte. Alle Soldaten hatten große Furcht vor Peturescu, nur er nicht. Ihm läme er gerade jetzt äußerst gelegen. Wie manches armen Soldaten Unglück hatte der auf dem Gewissen.

Es war, als ob die finsternen Gedanken des Soldaten Golescu auf den alten gebähten Major eine suggestive Macht ausgeübt hätten. Sie zogen ihn aus dem Hause, kaum, daß er aus seinem leichten unruhigen Schlaf erwacht war. Statt sich Zeit zu nehmen, den Pelz überzuwerfen, schlich



Das Pferd auf der Straßenbahn.  
Eine merkwürdige Einrichtung besteht in einer kleinen Stadt Kaliforniens. Eine Strecke der Pferdebahn führt nämlich eine sehr steile Straße hinauf. Vergan zieht das Pferd nun den Wagen, dagegen wird es bei der Rückfahrt, bei der der Wagen infolge seines Gewichtes den Berg von selbst hinabrollt, als regelmäßiger Passagier mitgenommen.



Allerdings dachte er schon lieber drüben in der Wirtsstube an warmen Ofen sitzen und einen guten Kümmerl zu sich nehmen; aber es schien ihm ein wenig zu gewagt, den Posten zu verlassen.

Golescu schlüpfte in das Schilderhaus, zog sich die weichen, warmen Strohputzsocken über die Stiefel und zündete eine Zigarre an. Mit tiefem Behagen blies er den Rauch von sich — und seine einsamen Gedanken flogen hinüber zu Scazla, seiner fernen Braut. Ob sie wohl seiner gedachte? Vielleicht gar von ihm träumte?

Sein in der nächtlichen Stille aufmerksam lauschendes Ohr vernahm nun irgendeinen Laut, wie wenn ein Mensch über einen nahen Baum spränge und eine Latte dabei aus den Nägeln risse.

Sofort verließen die lieblichen Träume Golescus Hirn und sein Soldatenblut geriet in Wallung. Instinktiv griff er nach seinem Karabiner, legte die glimmende Zigarre auf ein Sims und trat ins Freie hinaus. Nun rief er mit lauter, durchdringender Stimme:

„Halt — werda!?“

Zuerst erfolgte darauf keine Antwort. Golescu rief abermals. Aus der Dunkelheit kam ein von Lachen ersticktes heiseres Gröhlen.

„Halt — werda —? Parole oder ich schieße —“ schrie der Soldat noch lauter wie vordem.

„Blau“ — antwortete endlich eine Stimme, und gleich darauf erscholl ein rohes wüstes Gelächter, wie es nur ein sinnlos Betrunkener ausstößt.

„Natürlich ist's wieder ein Offizier, der vom tollen Gelage heimwärts torlekt,“ dachte Golescu.

er sich, nur mit dem Schlafrock bekleidet, unbemerkt fort, um den Wachtposten zu kontrollieren.

Das Haus des Majors lag etliche hundert Schritte vom Wachtposten entfernt im freien Walde. Niedrig vor Aufregung, lief er in seiner mangelhaften Bekleidung durch die bittere Kälte, ohne sie zu empfinden. Es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts. Keuchend ging sein Atem.

Seine Phantasie beschäftigte sich unausgesetzt mit der Möglichkeit, den Soldaten auf dem Wachtposten vielleicht rauchend oder gar schlafend anzutreffen. O, grausame, empfindliche Strafen würden den Pflichtvergeßenen treffen!

Nun duckte Peturescu sich nieder, um nicht vor der Zeit von dem Soldaten gesehen zu werden.

Golescu fühlte sich plötzlich von einer seltsamen, außergewöhnlichen Nervosität befallen. Suchend spähten seine Augen durch das Dunkel der Nacht, wie die schleichender Raubtiere. Alsdann prüfte er vorsichtig den Karabiner.

Nun schlug ein nahes trampfhaft unterdrücktes Husten an sein Ohr, und seine scharfen Augen entdeckten die vorsichtig am Boden näherkriechende Männergestalt.

„Ah“ — wie ein Blitz durchfuhr ihm die Erkenntnis — „es ist der Spion —“

Golescu nahm sein Gewehr in Anschlag.

„Halt — werda?“

Keine Antwort.

„Halt werda? Parole?“

Wiederum tiefes Schweigen.

Unterdes hatte sich Major Peturescu aufgerichtet. Er stand nun dicht vor dem Soldaten und lachte ihm höhnisch

ins Gesicht. Kaltblütig spannte Golesecu den Hahn. Seine Augen funkelten im glühendsten Haß. Der Spion starrte einen Augenblick, dann lachte er wieder zynisch auf.

„Parole“ schrie der Soldat ihn an, — „Parole oder ich schieße —“ Er hielt dem andern das Gewehr dicht auf die Brust.

„Na — nur ruhig, mein Sohn — du kennst mich doch.“

Dem Major begann es schwül zu werden, als er des Soldaten unerbittliche Augen sah.

„Ich bin doch der Major Peturescu —“

„Nein, ich kenne dich nicht. Wer unsere Farbe nicht kennt, der hat hier nichts zu suchen. Tut er es dennoch, so werde ich ihn niederknallen wie einen räudigen Hund.“

„Das wirst du bleiben lassen, Golesecu, verstanden?“ warf der Major unsicher ein.

Eine teuflische, grausame Idee durchzog des Soldaten Hirn. Gut, erschießen würde er ihn nicht, dafür wollte er den Alten so lange in der Kälte stehen lassen, bis er zusammenbrach. Dann würde dem schon ein für allemal die Luft an nächtlichen Exkursionen vergehen.

Auge in Auge standen sie sich gegenüber. Aus Golesecus Blicken leuchtete es phosphorisch durch die Dunkelheit. Starr — unbeweglich hielt er dem Alten den Karabiner auf die Brust.

„Du Golesecu — laß den Unjag mit der Waffe,“ sagte mit ängstlicher Stimme der Major. „Laß mich heimgen — ich bin Peturescu —“

„Das geht mich nichts an. Trittst du eine Spanne zur Seite, so jage ich dir eine Kugel in den Leib.“

Keine Sekunde ließ er ihn aus den Augen. Die Kälte schien noch intensiver zu werden.

Ein scharfer Nordsturm trieb über das Land und ließ die Glieder des alten Majors bis ins Mark erschauern. Er fror fürchterlich und klapperte mit den Zähnen. . . .

Golesecu sah das alles mit großer Genugtuung. Der Gedanke an seine Rache erwärmte seinen ganzen Körper. Nachdem sie fast zwei Stunden dagestanden hatten, brach der Major wimmernd und stöhnend zusammen.

„Nun,“ sagte der Soldat, „ich werde Gnade vor Recht ergehen lassen. Schere dich zum Teufel!“

Doch Peturescu brachte kein Bein vorwärts. Er wollte reden, aber die Kinnladen hingen erfroren aufeinander.

Wieder nahen sich Schritte.

„Halt — werda!“ rief Golesecu. „Parole?“

„Blau,“ kam die prompte Antwort.

„Kann passieren.“

„Ablösung.“

Der Wachtposten trat in das Schilderhaus. Jetzt erst sah er den am Boden liegenden Menschen.

„Holla — wen hast du denn da, Golesecu?“

„Wirst ihn schon kennen — den Spion,“ sagte Golesecu. Dann beugte er sich zu dem Alten nieder.

„Komm — wir haben einen Weg, wir gehen heimwärts. Die Kälte könnte dir schaden. Wie? Du vermagst dich nicht fortzubewegen? Wart', ich bin stark genug, dich zu tragen!“

Golesecu hob den mageren Alten auf und trug ihn in dessen Haus. Ein bestreutes Gefühl verließ ihn seitdem nicht mehr; denn er würde es ein Wunder nennen, wenn Peturescu diese Nacht überstände! —

Nach kaum vierzehn Tagen begrub man mit allen militärischen Ehren den allgemein gehaßten Major Peturescu. Er war an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt, die ihm einen qualvollen Tod bereitet hatte.



Die Feuerwache in der Zwergen-  
hauptstadt.

In Berlin ist in Castan's Panoptikum eine Zwergenstadt aufgestellt worden, deren sämtliche Einwohner, vom Bürgermeister bis zum Schuhmann, Lilliputaner sind. Diese einzigartige Ausstellung bereitet besonders in der Weihnachtszeit den Kindern viele Freude.

### Sinnsprüche.

Ein Knabe lernt nur von geliebten Lehrern gerne;  
Du aber sei ein Mann, auch von verhassten lerne.

Rüdert.

Wer immer nur von seinen Fehlern spricht,  
Ich weiß es wohl, den treibt es nicht,  
Sie abzulegen.

D. K. Bernhardt.

Schön ist es am Meeresstrand,  
Schön auf Bergespitzen,  
Doch am schönsten: Hand in Hand  
Traut daheim zu sitzen.  
Vöglein, das im Wandersflug  
Fort und fort gehastet,  
Fühlt sich schon beglückt genug,  
Wenn's im Neste rastet.

Theobald Nöthig.

Was nicht zweimal lesenswert gewesen,  
Das war nicht einmal lesenswert!

Rüdert.

**Liebling**  
 Seife aller Damen ist die allein echte  
**Steckenpferd-Lilienmilch-Seife**  
 v. Bergmanns & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, rosiges  
 Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche  
 Haut u. zärtlich blendend schönen Teint. à St. 50 Bfg. Über. zu haben.



# Humor.



— Zu viel. „Gott sei dank, daß ich dich treffe, Ludwig, ich habe dich um zwei Gefälligkeiten zu bitten.“ — „Das wäre?“ — „Zunächst möchtest du mir 20 Mark borgen und zweitens keinem Menschen etwas davon sagen.“ — „Ja, beides ist aber zu viel, eins ja, ich will keinem Menschen ein Wort davon sagen.“

— Aufrichtig, aber höflich antwortete Boileau dem Könige Ludwig XIV., der ihm Verse eigener Komposition zum Urteil übergab: „Sire, Eurer Majestät ist nichts unmöglich, Sie haben schlechte Verse machen wollen und selbst das ist Ihnen gelungen.“

— Drei Schneider, die in derselben Straße ihr Geschäft hatten, überboten sich gegenseitig in Reklame. Der erste schrieb auf ein ausgehängtes Schild: N. N., der beste Schneider am Plage. Der zweite schrieb: N. N., der beste Schneider der Welt. Darauf schrieb nun der dritte: N. N., der beste Schneider in dieser Straße.

— Gast beim Diner: „Kellner, ich möchte den Wirt sprechen.“ — Kellner: „Er ist soeben fortgegangen, um Mittagbrot zu essen.“

— Weibliche Rechenkunst. Eine Frau rechnet aus, wie alt sie ist: „Als ich heiratete, war ich 18 und mein Mann 30 Jahre alt. Er ist jetzt noch einmal so alt, folglich bin ich sechsendreißig.“

— Aus der Kaserne. Rekrut: „Herr Feldwebel, könnte ich wohl morgen vom Marsch dispensiert werden? Meine Mutter kommt mich besuchen.“ — Feldwebel: „Kerl, Sie sind wohl verrückt. Bombenmillionenkanonenrohr, sagen Sie Ihrer Alten, Sie soll kommen. Wenn keine Marschübung ist!“ — Rekrut: „Aber wie soll ich denn den Schinken, den meine Mutter für den Herrn Feldwebel mitbringt, bekommen?“ — Feldwebel: „Hm, na — einen so schwächlichen Menschen wie Sie kann man wohl dispensieren.“

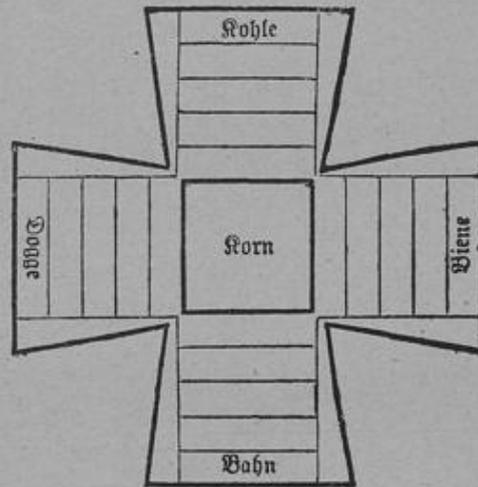


# Rätsellecke.



## Metamorphosen-Aufgabe.

In der nachfolgenden Metamorphosen-Aufgabe soll das Wort Korn durch stufenweise Umänderung in die Worte Kohle, Biene, Bahn und Dogge umgewandelt werden. Die Veränderung darf jedesmal nur einen Buchstaben betreffen, und zwar geschieht das, indem man entweder einen Buchstaben wegläßt oder einen hinzufügt, oder durch einen anderen ersetzt. Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. Jedes Wort darf nur einmal vorkommen.



## Dreißilbige Charade.

Die weite Halde liegt verschneit —  
Wohl dem, der Drei im Hause!  
So mancher Arme sorgt voll Leid  
Sich jetzt in seiner Klausel.

Dort wird man nicht mit Eins-Zwei-Drei  
Am Ruchenteig hantieren. —  
O helfst, daß er die ersten Zwei  
Zum Fest nicht mag verspüren!

## Rätsel.

Dem Würd'gen wrd ehrend das Erste gebracht,  
Das andere besetzt m Gewähle der Schlacht.  
Vom Ganzen ist stetig der Stolge erfährt,  
Dem Biedern, Bescheidenen ist es verhaßt.

## Buchstaben-Rätsel.

Golden ergießt sich's vom Haupte der Kinder,  
Lieblich umsäumend der Kleinen Gesicht;  
Silbern erstrahlt es mit „K“ nicht minder,  
Wenn sich's als Stern mit der ersten verflücht;  
Kust's ebern mit „G“ dich ernst aus der Höhe,  
Zur Arbeit, Gebet, dann säume nicht, gehe!

## Knackmandel.

Ein großes Hauptwort besteht aus sechs Buchstaben. Wenn ich die ersten beiden fortlasse, so behalte ich acht übrig. Wie lautet dieses Wort?

## Kryptogramm-Jahreswechsel.



Auslösungen in nächster Nummer.

Auslösungen aus voriger Nummer.

Weihnachts-Kryptogramm: Beginnt man beim W und zählt links herum immer bis 4, so erhält man: „Weihnachtsstimmung“.

Scherzrätsel: Pfauenaugen, Vormund, Weghals, Blauschtrumpf.

Verierbild: Bild nach links drehen; der Gesuchte steht zwischen Dach und Bäumen.

Weihnachts-Kreuzrätsel:

f	w
erz	fez
stola	tairo
michael	goehrde
fröhliche	weihnacht
riviera	marabut
jacht	hecht
ohr	ahr
e	t

Redaktion: Erwin Ehyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 2.

Sonntag, 7. Januar

Jahrgang 1912.

## Gesühnte Schuld.

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friejen.

(Nachdruck verboten.)

Je länger er an der Pfeife herumhantiert, um so heißer wird sein Verlangen.

Endlich! Endlich!

Er schiebt die Pfeife zwischen die Lippen.

Zwei, drei kräftige Züge — pass — pass — — seine Augen bliden ganz verklärt.

Behaglich streckt er seine Glieder aufs Sofa. Ha, das tut gut!

Noch ein paar Züge — pass — pass — pass — rosige Wölkchen schweben vor seinem Geiste empor, ihn ganz und gar einlullend.

Bald fallen ihm die Lider zu. Die Pfeife entgleitet der matten Hand.

Er schwebt empor ins Zauberreich der Phantasie.

Da öffnet sich leise, ganz leise die Tür. Eine weiße Frauenhand schiebt den schweren Vorhang beiseite.

Magdalenes bleiches Antlitz lugt herein.

Auch sie hat drüben im Schlafzimmer keine Ruhe gefunden. Eine innere Stimme sagt ihr, daß sie hier jetzt nötig sei. Ein Blick in das Zimmer — und sie weiß, was geschehen.

Derselbe durchdringende Geruch, dieselben Vorbereitungen auf dem Tisch, dieselbe fahle Blässe auf den Wangen des Schlafers dort auf dem Sofa, wie vor zweieinhalb Jahren oben in dem kleinen düstern Zimmer der Marktgasse.

Und wieder öffnet sie zuerst die Fenster. Und wieder streichen ihre Hände liebevoll über die feuchtkalte Stirn des bleichen Mannes. Und wieder räumt sie Spirituslampe, Opiumschale und Pfeife hinweg.

Dann erst weckt sie den Gatten.

„Komm zu Bett, Ralph! Du bist müde!“

Verständnislos bliden seine umschleierten Augen sie an. Mechanisch läßt er sich fortführen durch verschiedene Gemächer — hinein ins Schlafzimmer.



Zu den Krönungsfeierlichkeiten in Indien.

Das englische Königspaar begibt sich zu den Krönungszeremonien.

Geleitet von dem Prinzen-Schirmträger, einem der höchsten indischen Fürsten, begab



sich das englische Königspaar vom Bahnhof in Delhi nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Krönungszelt. In seiner Begleitung befand sich Lady Gardinge und mehrere indische Prinzen.



Dort bringt sie ihn wie ein hilfloses Kind zu Bett, reibt ihm Schlafen und Hände mit parfümierten Essenzen und hüllt ihn warm in dicke Decken.

Dann drückt sie innig ihre Lippen auf die seinen.  
„So, mein Einziger-Geliebter! Niemand soll etwas ahnen von deiner Schwäche. Schlafe wohl!“

Jetzt erst begibt sie sich zur Ruhe, und bald liegt die ganze Biwa hellos im tiefsten Schlaf.

Freilich wundert Ralph sich, als er am nächsten Morgen neu gestärkt erwacht, daß er im Bett liegt und nicht auf dem Sofa in seinem Arbeitszimmer. Doch er nimmt an, daß er sich selbst, halb betäubt vom Opiumtrausch, dahin begeben hat und stellt keine weitere Frage.

Von jetzt an greift Ralph wieder öfters zu diesem Betäubungsmittel. So oft die Erinnerungen allzu mächtig in ihm erwachen — sofort ist die Pfeife zur Hand.

Magdalene blutet das Herz bei dem Gedanken, daß der geliebte Gatte wieder in seine unglückselige Gewohnheit verfallen könne. Aber wie ihm helfen? . . .

Zuerst kommt ihr der Gedanke, jemand aus ihrer Familie zu Kate zu ziehen; doch sie verwirft ihn sofort wieder.

Edith? Sie ist ohnehin Ralphs Widersacherin; ihr kann sie keine bejammernswürdige Schwäche nicht anvertrauen . . . Biola? Sie lebt so ganz in ihrem Beruf und sieht dabei so elend aus, daß Magdalene ihr nicht auch noch diese Last aufbürden mag . . . Rose? Das Kind ist zu jung; ein Schatten würde auf ihr irisches, kindliches Gemüt fallen . . . Der Vater? Am allerwenigsten ihm; soll sie den alten Mann, nachdem er endlich die langersehnte Ruhe und Zufriedenheit wiedergefunden, jetzt wieder doppelt beunruhigen? . . .

Nein, nein, nein! Allein will Magdalene mit dem unsichtbaren Feind ihres Mannes fertig werden; sie traut ihrer Liebe genug Kraft und Ausdauer zu.

Das nächste Mal schon will sie den entscheidenden Schritt wagen — mutig, unverzagt, ohne Zaudern! —

Sie soll nicht lange zu warten haben.  
Ralphs Verlangen nach der Opiumpfeife steigert sich, je mehr er wieder dem berausenden Gifte zuspricht. Seine geistige Kraft beginnt zu erlahmen, sein Körper zu verfallen.

Auch heute lehrt er völlig erschöpft aus dem Hospital zurück und sinkt sofort aufs Sofa nieder.

Eine Tasse Bouillon, die Magdalene ihm bringt, weist er voll Widerwillen zurück.

Doch sie ruht nicht eher, bis er sie auf den letzten Tropfen hinuntergeschlürft hat.

Dann setzte sie sich neben ihn aufs Sofa.  
„Du bist eine gute Frau, Magda,“ murmelte er bewegt.  
„Du hättest ein besseres Los verdient!“

„Nicht doch, Ralph!“ Voll innigster Liebe strahlen ihn ihre Augen an, als sie seine Hand fest zwischen die ihre nimmt. „Ich bin stolz darauf, deine Frau zu sein!“  
„Armes Kind!“

Da gleitet Magdalene vom Sofa herab zu seinen Füßen und nimmt auf einem niedrigen Schemel Platz.

„Du müdest deiner Kraft zu viel zu, Liebster. Dein Puls geht rasch und unregelmäßig.“

Etwas wie wehmütiges Lächeln huscht über seine eingefallenen Züge — ein Lächeln, das Magdalene tief in die Seele schneidet. Sie fühlt, der wichtige Moment ist gekommen, da sie sprechen muß.

„Ralph —“ beginnt sie leise — „lieber Ralph —“

„Ja, Magda?“ Voll richtet er seine traurigen Augen auf sie. „Willst du nicht schlafen gehen?“

„Nur mit dir, Ralph!“

„Aber ich bin noch nicht schläfrig!“

„So bleibe ich auch noch auf!“

Er preßt die Lippen aufeinander. Doch entgegnet er nichts.

„Es ist dir doch recht, Ralph?“

„Offen gestanden — nein!“

„Trotzdem! Ich bleibe!“

Noch näher rückt sie an ihn heran. Fest umschließen ihre beiden kräftigen weißen Hände die seinen, die unter diesem Druck leicht erzittern.

„Ralph —“ beginnt sie nochmals — „ich —“ sie zögert — „ich — ich weiß, daß du Opium rauchst.“

„So —?“

Seine Muskeln in seinem Gesicht zuckt; nur noch um einen Schatten bleicher wird er.

„Ich weiß, daß du Opium rauchst, wenn du dich besonders elend fühlst,“ fährt sie hastig fort. „Und — ich möchte dich von dieser Gewohnheit befreien!“

Er macht eine leicht-abwehrende Handbewegung.

„Zu spät, Magda! Sie hält mich schon mit eisernen Banden gefangen. Sie ist meine einzige Rettung — oder ich würde wahnsinnig vor Gewissensqualen!“

Einige Augenblicke schweigt Magdalene tief erschüttert. Dann fragt sie mit Nachdruck:

„Wolltest du, daß ich zu Bett ginge, damit du rauchen könntest?“

„Ja, Magda!“

„So rauche, während ich bei dir bin!“  
Entsetzt springt er empor.

„Nein, nein!“

Doch liebevoll zieht Magdalene ihn wieder zu sich nieder.  
„Willst du nicht wissen, wie ich dahinter kam, daß du Opium rauchst, Ralph?“

Fragend blickt er sie an.

„Siehst du — so!“ Und sie erzählt ihm alles, von dem Moment an, da sie durch den betäubenden Geruch aufmerksam wurde, bis zu dem Augenblick, da sie Ralph zu Bett brachte — und wie diese Prozedur sich nun schon einige Male wiederholt habe.

Mit schmerzlichem Bestreben merkt Magdalene, daß Ralph kaum zuhört, daß der Gedanke, für heute des Opiumgenusses beraubt zu sein, ihn dermaßen aufregt, daß alles andere ihm gleichgültig ist.

Mit erzwungener Ruhe steht sie auf.

„Ich will dich heute um etwas bitten, Ralph!“ sagt sie ernst; „aber vorher mußt du ein paar Züge an deiner Pfeife tun — nur zwei, drei Züge —“

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hebt seine Brust, und dieser stumme Seufzer geht Magdalene mehr zu Herzen, als tausend Dankesworte.

Ruhig öffnet sie die Lade, in welchem Ralph sein Opium — wie er glaubt — wohlverwahrt hält. Sie selbst stopft ihm die Pfeife und reicht sie ihm mit Lächeln dar.

Nach dem ersten Zuge schon klärt sich sein Gesicht auf. Ein paar Sekunden lang läßt er die Hand mit der Pfeife sinken und blickt seine Frau voll innigster Dankbarkeit an.

„Ich sollte mich vor dir schämen, Magda; aber ich kann es nicht. Ach, ich fühle mich so wohl schon nach diesem einen Zuge! Kein Schmerz — keine Angst — keine Gewissensbisse — o, mein Gott, welch ein Glück ist das!“

Magdalene tut einen tiefen Atemzug, als müsse sie Mut schöpfen für das, was sie noch zu sagen hat . . .

Lange Pause.

„Ich habe eine große, innige Bitte an dich, Ralph,“ sagt sie endlich ernst, fast feierlich . . .

Er lächelt ein wenig. „Nun?“

„Vertraue mir, Ralph! Laß mich hinter jene verschlossene Thür deines Herzens blicken! Ich bin dein Weib und habe ein Recht darauf!“

Einen Augenblick sieht er wie erstarrt da.

„Nein, nein!“ ruft er dann entsetzt. „Du weißt nicht, was du verlangst. Wenn du es wüßtest, dann —“

Zählings bricht er ab und paßt erregt drauf los . . .

Liebevoll nimmt sie ihm die Pfeife aus der Hand.

„Genug für heute, Ralph! Du bist jetzt ruhig; deine Hände zittern nicht mehr . . . Nun höre mir zu! Du hast in deiner Jugend etwas begangen — wende dich nicht ab, Liebster! Welcher Mensch wäre wohl frei von Schuld? . . . Und dieses Vergehen — sei es ein wirkliches oder ein gebildetes, gleichwie — quält dich!“

Ralph schweigt. Seine Brauen sind finster zusammengezogen.

„Willst du mir nicht vertrauen?“ bittet Magdalene nochmals mit rührender Sanftmut. „Dir würde leichter ums Herz werden — ganz gewiß —“

„Ich — ich kann nicht — heute noch nicht. Vielleicht — ein andermal.“

Eine Träne steht in seinem Auge — die erste, die er seit lange, — ach, seit wie lange geweint —

Armer, bedauernswerter Mann! Soll das Opfer vergebens sein, das dein Weib dir brachte, indem sie ihr reines Dasein mit deinem schuldbeladenen Leben verband? . . .

Oder wird es ihrer sanften Hand doch gelingen, die finstern Mächte der Verzweiflung, die ihre Strahlen bereits nach dir ausstrecken, zu bannen?

IV. Teil.

Erlöst!

1.

Wochen sind dahergerauscht in dem niemals rastenden Strom der Zeit.

Vorüber das Weihnachtsfest mit seinen geweihten Schauern und seinem Kinderpiel. Vorüber die Eis- und Schneeperiode. Linde Lüfte hauchen den Hudson herauf, die Herzen mit neuer Frühlingssehnung erfüllend.

Auf der Harrison-Farm geht alles seine gewohnten Gang. Mit fester Hand führt Edith die Zügel des Haushalts, und der brave Robert Harrison fängt sogar an, sich ganz behaglich zu fühlen unter ihrer manchmal etwas derben Fürsorge.

Daß Ediths Herz voll Sorge undummer ist — davon ahnt er nichts, da sie mit der ihr eigenen Energie dem Vater alles Unangenehme fern hält. Aber mehr und mehr empört sich ihr Inneres gegen ihren Schwager Ralph, wenn sie gelegentlich eines Besuches in der „Villa Helios“ sieht, wie Magdalenes Wangen bleicher und bleicher werden und wie vor allem Violas zarter Körper durch die Anstrengungen ihres Berufes mehr und mehr dahinleuchtet.

Schon seit Wochen ist Viola von der Krankenpflege dispensiert. Doch auch die körperliche Ruhe bringt ihr keine Genesung. Langsam welkt die frühe Mädchenblüte dahin, so daß sie dem völligen Absterben nahe scheint.

Jetzt hält es Edith an der Zeit, energisch einzugreifen. Ohne ihrem Vater ihre ganzen Befürchtungen betreffs der Schwester mitzuteilen, sagt sie ihm doch, daß Viola kränkelt und daß dieses Kränkeln mit Ueberanstrengung in ihrem selbstgewählten Beruf zusammenhängt.

Sie bittet ihn, Rose für einige Wochen nach der „Villa Helios“ zu schicken. Von dem frischen, natürlichen, durch



Der neue Bundespräsident der Schweiz.

Zum neuen Präsidenten der Schweiz ist der bisherige Vizepräsident der Republik Forrer gewählt worden.



Der Transport von Silberbarren im Werte von 4 Mill. M.  
Das Umladen der Barren auf Wagen.

Der Dampfer Lusitania traf kürzlich in Easton (England) mit einer Ladung von 1548 Barren ungemünzten Silbers ein, von denen ein jeder einen Wert von 2400 Mark hatte und 90 Pfund wog. 17 zweispännige Wagen waren erforderlich, um das Silber nach der „Bank von England“ zu schaffen.

und durch gesunden Wesen ihrer jüngsten Schwester erhofft sie einen günstigen Einfluß auf die Kranke.

Natürlich gibt Robert Harrison sofort seine Einwilligung, obgleich er die lustige Rose nur ungern für längere Zeit mißt — und schon am folgenden Tage tuschieren beide Schwestern nach New York.

Es ist ein leuchtender Vorfrühlingsmorgen. Alles ringsum tnospt und sproßt und treibt einem neuen Leben entgegen. . . .

Unter den hochgeschlagenen Manteltragen blicken die beiden frischen Mädchengesichter mit hellen Augen hinein in die erwachende Natur — mit leuchtenden, frohen Augen, wie dies nur bei vollster seelischer und körperlicher Gesundheit der Fall ist.

Edith hat die junge Schwester darauf vorbereitet, daß sie Viola sehr verändert finden würde.

Als jedoch Rose Violas durchsichtig bleiche Wangen, ihren schmerzverzogenen Mund sieht — da kann das impulsive Mädchen nicht an sich halten. Laut aufschluchzend umschlingt sie die kranke Schwester und drückt sie fest, fest an sich.

Mit ihren fieberhaft glänzenden Augen blickt Viola verwundert von der einen Schwester zur anderen. Zugleich fühlt sie einen stechenden Schmerz in der Brust. Ein Schwindel befällt sie. Stützesuchend greift sie um sich.

„Sofort zum Arzt!“ kommandiert Edith. „Ich sehe, wir sind gerade zur Zeit gekommen!“

Nach einer Stunde schon ist der alte Dr. Winter zur Stelle, der Oberarzt im St. Johns-Hospital.

Sorgfältig untersucht er die Kranke.

„Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor,“ bemerkt er dann ernst. „Sind Sie nicht Krankenpflegerin?“

„Ja, Krankenpflegerin im St. Johns-Hospital, Herr Doktor.“

„Dacht' mir's doch! Hab' Sie oft zwischen den Betten der armen Kranken bemerkt. Sie waren ihr guter Engel; aber —“

Er zögert.

„Nun?“

„Sie haben zuviel des Guten getan. Sie haben Ihre eigene Gesundheit untergraben. Ihre Lunge ist gesund,

ebenso Ihr Herz. Aber dieses arme, kleine Herz ist durch andauernde Gemütserschütterung erheblich geschwächt. Was ich verlange, ist folgendes: Drei Wochen vollkommenste Ruhe bei guter Pflege und kräftiger Nahrung. Dann mehrwöchigen Aufenthalt auf dem Lande, fern vom Getöse der Weltstadt, wo Sie nichts hören nichts sehen als Gottes frische, fröhliche Natur. Ein Vierteljahr völlige Absperrung von Ihrem Beruf. Kranke existieren für Sie nicht; je mehr Fröhlichkeit und Glück Sie um sich haben, um so besser. Die Orgelkonzerte Ihre Schwagers sind streng zu meiden; denn ich nehme wohl mit Recht an, daß dieselben Sie übermäßig aufregen und mit Schuld traagen an Ihren geschwächten Gesundheitszustand. Wenn Sie dies alles streng befolgen, hoffe ich, Sie in einem halben Jahr wieder gesund und munter —"

"Aber ich will ja gar nicht gesund werden!" fällt Viola angstvoll ein, indem sie sich im Bette aufrichtet. "Ich will im Dienst der leidenden Menschheit sterben!"

Einen Moment blickt der Arzt verblüfft drein. Ein solcher Fall ist ihm neu.

Dann saut er ernst fast schroff:

"Ihr Leiden ist kein derartiges daß man daran stirbt. Sie wollen also Zeit Ihres Lebens krank bleiben — sich und Ihrer Umgebuna zur Last?"

"Nein, o nein!" ruft Viola entsetzt. "Nur niemandem eine Last sein!"

"Nun also!" fährt der hane Arzt fort, ohne von Magdalenaes bittenden Blicken Notiz zu nehmen. "Ich wiederhole: suchen Sie, gesund zu werden! Weiter kann ich nichts sagen." Er blickt um sich. "Gibt's hier eine vernünftige Frauenperson, die praktischen Verstand hat? Keine Phantasterei, keinen Gefühlsdusek?"

"Ach, Herr Doktor!"

Damit tritt Edith entschlossen auf Dr. Winter zu.

Ein prüfender Blick aus den scharfen, bebrillten Augen des alten Arates auf das energische Mädchengesicht — und er nickt befriedigend.

"Wer sind Sie?"

"Eine Schwester der Kranken."

"Gut. Ihnen überaache ich also die Patientin. Von Ihnen fordere ich sie in einem halben Jahr gesund zurück. Verstanden?"

"Ja, Herr Doktor."

Als der Arzt sich zum Gehen wendet fällt sein Blick auf Roses frisches Antlitz, das ängstlich durch die Türspalte lugt.

"Se wer ist denn das Witkmädel da?" ruft er jovial.

"Auch eine Schwester — die jüngste!"

Kommen Sie mal her, mein liebes Kind! Wollen Sie



Ein neuer Zierbrunnen in Krefeld.

In den Anlagen der Hohenzollernstraße in Krefeld wurde kürzlich ein kleiner Zierbrunnen enthüllt. Das eigenartig schöne Kunstwerk ist von dem Bildhauer Brahmstaedt ausgeführt und auf der letzten Kunstausstellung in Düsseldorf mit dem Ehrenpreise ausgezeichnet worden. Der Brunnen wurde von Geheimrat Deussen der Stadt geschenkt.

.....  
dazu beitragen, Ihre Schwester dort — er deutet hinüber nach dem Krankenbett — "wieder gesund zu machen?"

"O, wenn ich das könnte!"

Impulsiv ergreift Rose die Hand des Arztes und drückt sie kräftig. "Was soll ich tun, Herr Doktor?"



.....  
Zum freudigen Ereignis im Kronprinzenhause.

Die Kaiserin verläßt am Morgen des 19. Dez. das Kronprinzliche Palais.

In der Nacht zum 19. Dezember wurde dem Kronprinzenpaare der 4. Sohn geboren. Der kleine Prinz ist von den vier Söhnen des Kronprinzen der erste "Berliner".  
.....



**Im Kampfe gegen die Schundliteratur.**

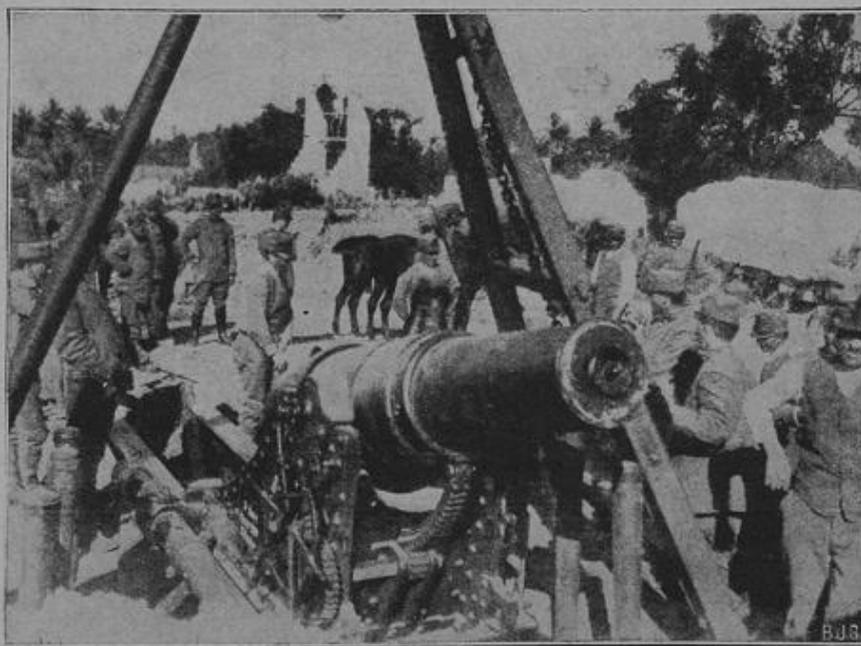
Verkauf guter Jugendschriften durch Spandauer Lehrer. Ein neues Mittel, die Jugend vor der Schundliteratur zu bewahren, hat die Stadt Spandau gefunden. An den letzten drei Sonntagen vor Weihnachten verkauften Spandauer Lehrer in den im Winter unbenutzten Selterswasserkösten gute Jugendliteratur zu billigen Preisen.

**Sinnsprüche.**

Ohne Fleiß kein Preis. Sprichwort.  
 Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Sprichwort.

**Zum türkisch-italienischen Krieg.  
 Aufstellung einer 250 pfündigen  
 Mörserbatterie.**

Die Italiener sind zurzeit damit beschäftigt, ihre Stellung in der Dase Ainzara zu verstärken. Recht schwierig gestaltet sich hierbei der Transport der Geschütze von der Stadt Tripolis zur Dase. Mittels Kranen werden die schweren Mörser aus ihren alten Standpunkten gehoben, um auf dem ungünstigen Terrain nach der Dase transportiert zu werden.



„Viel um sie herum sein, Ihr allerlei Lustiges vor-schwätzen, lachen, glücklich sein — mit einem Wort: das Gegengewicht zu ihrer gedrückten Seele bilden. Sie haben gerade das Gesichtchen dazu, kleines Kräulein.“

Eifrig nickt Rose. Ihre dunkeln Augen strahlen vor Glück, daß sie, das kleine, unbedeutende Mädchen, dazu ausersehen sein soll, der kranken Schwester zu helfen. — Der Arzt ist gegangen.

Still, ganz still liegt Viola da in den weißen, spitzen-befleckten Kissen. Große Tränen tropfen unter den geschlossenen Lidern hervor und rinnen langsam die bleichen Wangen herab.

Der Schlag war gar zu hart für sie. Alles aufgeben, woran ihr Herz hängt: ihre Kranken — Kalbs Draelpiel — selbst den erlösenden Gedanken an den nahen Tod!

Doch nach und nach schwindet die Depression ihres Gemüts. Rose kommt und plaudert ihr allerhand vor — von dem guten, alten Vater, wie er an seinen Töchtern hängt und wie er sich freuen würde, wenn Viola wieder gesund wäre; von der Harrison-Farm, wie schön die kleinen Schlitten den schneealbernden Abhang hinabsließen, von Ediths autem Herzen wie sie für den Vater unermüdlich forat und dabei stets munter und vergnügt ist; und von — von —

Hier zöcrt die kleine Rose. Eine tiefe Wutwelle ergreift sich in das liebreizende Gesicht.

„Nun?“ fragt Viola zum ersten Male aus ihrer Gleichgültigkeit gerissen mit einem gewissen Interesse. „Wer wußt denn noch in deinem Köpfchen herum, Rose?“

„Ach, Viola!“ Das liebe muntere Gesicht bricht vom Stuhl empor und breitet die Arme aus, als wolle es die ganze Welt umarmen. „Ach, Viola, ich bin ja so glücklich — so unendlich glücklich! Dad Robinson —“

„Dad Robinson? Wer ist denn das?“

„Unser Nachbar — er hat Vaters kleine Farm gekauft — du weißt doch —“

„Ach so! Erzähle, Kleine!“

Und Rose erzählt von Dad Robinson, von seinem entzückenden blonden Schnurrbart und seinem dichten Pockenhaar, von seinem goldnen Herzen und seinen treuen blauen Augen! Sie besonders haben es der kleinen Rose angetan.

„Wenn man da hineinsieht“ — brudelt sie außererz hervor — „dann ist es einem gerade, als blicke man in einen aroken Himmel! Und er liebt mich, Viola! Ganz aewiß, er liebt mich! Er hat es mir selbst aesaat. An meinem achtzehnten Geburtstag will er bei dem Vater um mich anhalten. Ach, wenn doch erst die dummen vier Monate vorbei wären! Und wenn ich ihn nicht nehme, hat er aesaat, dann würde er furchtbar unglücklich sein und keine andere in seinem Leben heiraten und als alter Funnaeselle sterben! . . . O wie herrlich ist es doch aeliebt zu sein!“

(Fortsetzung folgt)

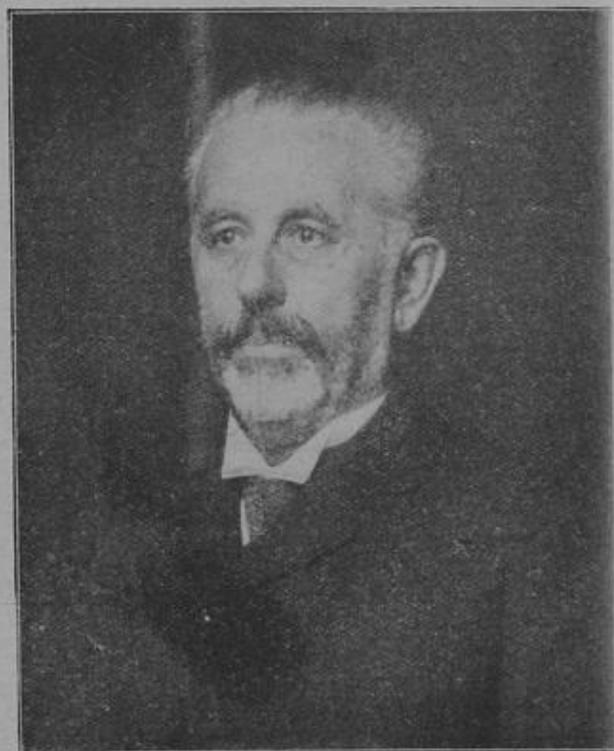
## Wanderfahrten in Ostspanien. Von Franz v. Eigena.

Jeder, der Spanien ohne das blinde Vorurteil des direkten Hasses bereist, muß tiefe, unauslöschliche Eindrücke mit nach Hause nehmen. Ein großes starkes Wollen und Können spricht aus den Bauten vergangener Jahrhunderte und die Kräfte, die Spanien einst zum Weltreich machten, die seiner armada zur Zeit eine höhere Bedeutung verliehen als unter ähnlichen Verhältnissen die heutige Seemacht Englands in Anspruch nimmt, sie liegen latent in dieser edlen Nation aufgespeichert, und sie werden schon frei werden, wenn ihre Stunde gekommen ist, wenn die heutigen europäischen sogenannten Kulturnationen ab- oder besser ausgewirtschaftet haben.

Dieser Spanier besitzt etwas in höchstem Maße, über dessen allmählichen Niedergang bei uns führende Köpfe auf politisch-sozialem und religiösem Gebiet längst einig sind: Tapferkeit, Vaterlandsliebe und tiefe Glaubensinnigkeit.

Die gewaltigen und prächtigen Kirchen, deren Spanien mehr besitzt als irgendein Land der Erde. Spanien ist das typische Land mystischer Kathedralen, und wenn auch dem spanischen Kathedralstil eine nationale Eigenart nicht innewohnt da ja die spanische Baukunst durch die jahrhundertelangen Kämpfe in die Abhängigkeit von Fremden geriet, etwas Spezifisches hat sich doch in der Verwertung fremder Stile herausgebildet. Das lustige Wüstenzelt der Mauren mit dem ganzen Hauber farbenprächtiger Innen-dekoration ging in Stein über und die Gotik des Nordens wurde unter der Hand der Baumeister hier im Süden zu einer Art Goldschmiedekunst in Stein ausgebildet. Geld war und ist in Spanien für Kirchenbauten stets im Ueber-

fluß vorhanden. Wer die verbrannten und zerschlagenen Kirchen und Klöster Barcelonas sah und Einblick in die Verhältnisse gewann, der weiß auch, daß die Millionen an vernichteten Werten noch nicht acht Tage nach der Blutwoche dieser herrlichen Stadt übergesichert waren. Dieses Moment darf nicht übersehen werden, wenn man zu dem



Ein Araber im Dienst der Stadt Berlin.

Der Magistrat der Stadt Berlin hat den im städtischen Tiefbau-Bureau tätigen expeditierenden Sekretär Amin Maarbes zum Stadtsekretär ernannt. Im Nebenamt ist der Stadtsekretär Lektor des Arabischen am Orientalischen Seminar.



Geheimrat Prof. von Wassermann.

Der bekannte Forscher Geheimrat Prof. Dr. von Wassermann, der die Blutdiagnose der Syphilis festgestellt hat, hielt einen Aufsehen erregenden Vortrag. In ihm brachte er zum Ausdruck, daß er ein Verfahren gefunden hätte, gewisse Geschwulstformen durch chemische Mittel zu beeinflussen. Die Versuche an Tieren sind zur größten Zufriedenheit ausgefallen. Besonders für die Krebsbehandlung dürfte das Verfahren des Geheimrats von Wassermann von weittragender Bedeutung sein.

Endurteil kommt, daß speziell die spanischen Kathedralen an stolzer Erhabenheit, an überwältigender Größe, an architektonischer, großartiger Wirkung und Pracht, aber auch von gar keinen Domen der Welt übertroffen werden.

Und hätte Spanien, sagt ein neuerer, deutscher Schriftsteller, nichts weiter an Bauten aufzuweisen, als auf religiös-irchlichem Gebiet die Kathedrale moschee von Córdoba und auf weltlichem die Alhambra in Granada, es wäre über-übergenug.

Und diese Kreuzgänge mit den einwärtsliegenden Orangen- und Palmenhöfen, wo maurische Brunnen ihr Silberwasser plätschern, wo betäubend die Blumen duften, wo die Farben in fast zu starken Tinten leuchten, wo am frühen Morgen und abends, wenn die Gluten des Sonnenballes verköscheln, Stimmungen wachrufen werden, wie aus tausend und einer Nacht, wie aus irgendeinem seligen Traumland!

Wenn der Abend den ersten kühlen Hauch nach der sengenden Gluthitze des Tages bringt, wenn die Kalksteinmauern dieser Häuser und Kirchen noch so heiß sind, daß man sie kaum berühren darf, wenn in den patios der Kreuzgänge schöne Kinder und noch schönere Frauen mit den kühnenden Wasserkrügen zu den Brunnen treten, wo unter Zitronen und Apfelsinen und Palmen schon vor Jahrhunderten die Mohammedaner ihre gottesdienstlichen Waschungen vornahmen, bevor sie die heilige Moschee Allahs betraten, dann ist hier alles orientalisches, und die faszinierende Stimmung hält an, bis von irgendeinem Kathedralturm das Abendläuten anhebt und man weiß, daß heute diese Gotteshäuser christlich sind.

Das gottesdienstliche Leben spielt sich in diesen Kirchen in einer Weise ab, die gegen unsere nordische sehr abweicht. Wer will diesen heißen Südländern einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihren religiösen Bedürfnissen in ganz anderer Weise Rechnung tragen als wir starre Nordländer, und daß manches innerhalb von Gotteshaus und Kreuzgang als selbstverständlich angesehen wird, das bei uns Aufregung verursachen würde, daß manches beim Gottesdienst nach unserer Anschauung, die ja nicht maßgebend ist, als ungebührlich angesehen würde.

Du trittst in eine der Kathedralen Südspaniens. In den Kreuzgängen stehen die Beichtstühle jedesmal an den beiden Querseiten der Altarapellen. Pönitanten knien und hocken auf den Altarstufen; frei und ungezwungen ist ihr Benehmen, aber unerbittlich nicht. Nun hat der letzte die Kapelle verlassen, aber der Aleriter in dem schweren, schwarzen Beichtstuhl, der Mann mit dem weißen Antlitz und der scharfen Nase, mit den Augenbrauenbogen, die wie mit schwarzem Lack in dieses südlich-schöne Antlitz eingemalt sind, geht noch nicht, er wartet auf andere, aber er tut etwas, was dein edel-preußisch-deutsches Untertanenherz nicht überwinden kann, schrecklich, dieser Mann Gottes zündet sich eine Zigarre an und betet sein Brevier.

hundertlei Kinderspielzeug: Weiße, sitzende Ratten mit kleinen Sonnenschirmchen, niedliche Neger im Badelostium, Dämchen mit Fächern, Wagen und spanische Soldaten, Saisse, Stübchen, Kinderkleidchen und was weiß ich. Das haben die kleinen Schwarzköpfe für ihre Brüderchen und Schwesterchen geschenkt, die heute getauft werden. Ein Geistlicher segnet die Spielsachen und beginnt die Taufzeremonie, die sehr lange dauert, denn es sind einige dreißig. Und während dieser Handlung fängt die Jugend an unruhig zu werden, und wie könnte ein spanisches Kind auch fünf Minuten ruhig stehen oder sitzen. Sie spielen um die Pfeiler herum, kriechen in die Beichtstühle, werfen Ball und treiben tausendlei Allotria. Bisweilen kommen sie in die Nähe des amtierenden Geistlichen, dann heben sie sich auf die Zehenspitzen und schauen mit engelhafter Andacht auf das, was da geschieht. Der Geistliche nickt ihnen freundlich zu, und der tolle Speltafel beginnt von neuem. Auch die Frauen und Männer tun ihren Gefühlen keinen Zwang an. Zigaretten raucht man und plaudert über das, was mit dem neuen Weltbürger zusammenhängt. Die Kleinen werden herumgereicht, ihre Schwere verglichen, alles an ihnen bewundert, und nach langer Zeit erst entleert sich die capilla und der Geistliche steht noch lange draußen auf dem kleinen

**Zu den Vergiftungen im Berliner Obdachlosen-Asyl.**

Die Berliner Wärmehalle und Obdachlosen-Asyle genießen unter den Obdachlosen Deutschlands einen bedeutenden Ruf, weil kaum eine deutsche Stadt in ähnlich umfassender Weise während der Wintermonate für die armen Obdachlosen sorgt. In diesem Jahre nun sind diese Asyle die Stätte eines besonders traurigen Ereignisses geworden. Durch den Genuß von verdünntem Methyl-Alkohol, den man ihnen statt des leider so begehrten Schnapfes verkauft hatte, sind über anderthalb Hundert von diesen Bedauernswerten an schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt und ein Drittel davon gestorben. Wie sich ergab, trifft die Leitung der Asyle keine Schuld.



Wenn du dich in etwa beruhigt hast, und wenn du weiter bei Völkern und in Ländern herumgewandert bist, als die Grenzpfähle deiner Heimat reichen, dann hast du auch gelernt, alles was du schaust, aus den Verhältnissen heraus zu beurteilen und hübsch mit dem Endresultat deiner geistigen Begründung zu warten, bis du Zweck und Grund, Umstände und Anlagen, kurz das ganze Milieu berücksichtigt hast. Und so erklärt sich auch das häufige Rauchen an Orten, wo dies nach unseren Begriffen eine Profanation bedeuten könnte. Wenn der, der sich über das Rauchen in dieser Situation so hell entrüstet, sich einmal stundenlang in einen spanischen Beichtstuhl setzen würde und diesen Schweiß- und Oibengeruch stundenlang an sich vorüberziehen lassen würde, der würde schließlich noch etwas ganz anderes tun als rauchen.

Ein anderes Bild!

Ein heißer Augustsonntagmittag in Barcelona. Vor der pueria mayor, der herrlich stolzen Kathedrale, sammeln sich Menschen an. Männer in langen, weißen Kitteln, die bis übers Knie reichen, Frauen aus dem niederen Volk; Knaben und Mädchen tollten über die Treppen und spielen zwischen den Säulen der Vorhalle Verstecken. Nun schlägt eine tiefe Glocke einige Male an. Der ganze Schwarm, die Frauen alle mit kleinen Kindern auf dem Arm, zieht an der Vorderfront der immens breiten Kathedrale entlang zur capilla de Sa Lucia, das ist die Taufkapelle der Kathedralpfarre von Barcelona. Drinnen ein seltsamer Anblick. Ueber die Stufen des Altares hin aufgetramt

plaus und plaudert über dies und das mit diesen guten Menschen.

Das alles ist echt spanisch, freilich nicht angepaßt unseren steifdeutschen Begriffen, aber unpassend beileibe nicht. In eine deutsche Kirche hinein gehört das alles nicht, aber der soldatische Ernst des deutschen Charakters gerade so wenig in eine spanische Kathedrale.

Nein, dieses Land, fern im Süden, das in seinen Mittelmeertälern die Flora der Tropen birgt, dem auf den zackigen Scheiteln seiner sierras der ewige Schnee leuchtet, es hat einen eigenen Lockruf, er zieht den immer wieder in seinen Bannkreis, der unter seiner lachenden Sonne wandelte, der unter seinen hochgemuten Menschen lebte, und weil er fern von ihm, so glaubt er el ultimo suspiro del Moro zu hören, das Alagelied Boabbils, des letzten stolzen Maurerfürsten von Granada, als er von dem katholischen König besiegte, seine Alhambra, seinen märchenhaft schönen Alhambra-Palast und sein paradiesisch schönes Land verlassen mußte:

Quanto mas la ve hermosa  
Mas le crece su pesar . . .  
O Granada, o Granada,  
Dios te quiera remediar!

Ach je schöner sie erscheint,  
Um so größer wird das Leid.  
O Granada, o Granada,  
Schütze Gott dich allezeit!

## Humor.

— **Stellvertretung.** „Ein armer Blinder bittet um eine milde Gabe!“ — „Donnerwetter, Sie scheinen aber doch ganz gut sehen zu können.“ — „Das tu' ich auch, mein lieber Herr, ich vertere ja auch nur einen guten Freund, der heute zu betteln verhindert ist.“

— **Vor Gericht.** Richter zum Gerichtschreiber: „Verlesen Sie mal die Liste der früheren Verbrechen des Angeklagten.“ — Angeklagter: „Da erlauben der Herr Richter wohl, daß ich Platz nehme.“

— **Schlagender Beweis.** „Ihre Nachlässigkeit nimmt immer mehr zu, Johanna; seh'n Sie mal, dieser Staub auf allen Möbeln, der ist gewiß seit einem halben Jahre nicht mehr abgewischt worden.“ — „Dafür kann ich aber gewiß nicht, gnädige Frau, ich sehe doch erst ein Vierteljahr in Ihren Diensten.“

— **Wahrheit.** Mir ist so schlecht, Herr Doktor, glauben Sie, daß ich sterben muß?“ — „Aber, gnädige Frau, das ist das Letzte, was Ihnen auf Erden passieren kann.“

— **Zehn Lebensjahre für 50 Pfg.** Frau: „Mußt du mich wirklich so früh verlassen?“ — Mann: „Zehn Jahre meines Lebens gäb' ich drum, könnte ich länger bei dir bleiben, Geliebte! Aber, wenn ich zu spät in meinen Klub komme, muß ich 50 Pfg. Strafe bezahlen.“

— **Rekrutenvorstellung.** Oberst: „Herr Leutnant, den Leuten stehen die Kragen ganz unwirtschaftsmäßig.“ Leutnant: „Herr Oberst, die Leute haben keine vorschriftsmäßigen Hüfte.“

— **Aus der Instruktionstunde.** „Meier, warum sind die Hufarensäbel krumm?“ Meier: „Um dem Hiebe mehr Wucht zu geben.“ — „Unfimm, Meier, sie müssen krumm sein, weil die Scheiden krumm sind, sie gingen sonst ja nicht rin.“

## Rätfellecke.

### Rätsel.

Gern werd' ich' getrunken von Damen und Herrn;  
Fehlt Kopf mir und Fuß, so ist man mich gern.

### Scherz-Rätsel.

In dir, in mir, in Tier und Stein,  
Doch kommt ein Zeichen noch hinein,  
Wird's ein bekannter Vogel sein.

### Wechsel-Rätsel.

Ein kleiner Ort im Morgenland  
War zu der Seelen Heil erlesen,  
Ein ander Zeichen an des ersten Stand,  
So soll in ihm der Leib genesen!

### Theatralisches Versteckrätsel.

- 1. Tuskulum — Papagei — Razzia — Minerva — Sabentempel — Bundesrat — Indusquelle.
- 2. Hotelbedienung — Schusterkrappen — Belebungsversuche — Archimedes — Fremdenlegion — Liebenswürdigkeit.
- 3. Elementarunterricht — Semiramis — Millionär — Peruaner — Astorga — Verlotterung — Miltiades.

Wenn aus vorstehenden drei Wortserien die richtigen Silben ausgeschieden und verbunden werden, so erhält man die Namen eines Lustspiels, eines Schauspiels und eines Trauerspiels.

### Begierbild.



Wo ist der zweite Clown?

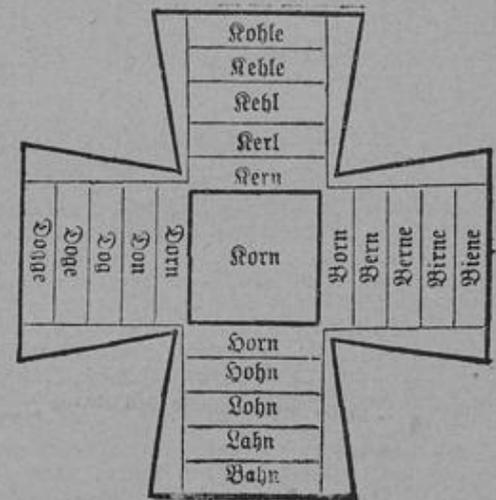
### Ergänzungs-Rätsel. Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 7 7 8 2 9 vor Ostern.
- 2 3 4 2 weiblicher Vorname.
- 3 2 5 5 6 dient zum Fangen.
- 4 6 7 8 2 9 Wochentag.
- 5 2 9 6 Nahrungsmittel.
- 6 1 2 3 Edelstein.
- 7 6 8 2 kaufmännische Bezeichnung.
- 7 6 9 2 8 Mündungsarm eines bekannten Flusses.
- 8 2 5 5 6 italienischer Dichter.
- 2 7 7 2 weiblicher Vorname.
- 9 2 7 5 schmachtvoller Vogel.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Auflösung der Metamorphosen-Aufgabe:



Dreisilbige Charade: Mangelholz.

Rätsel: Hochmut.

Buchstaben-Rätsel: Locke, Flode, Glode.

Anachandel: Fracht.

Kryptogramm: „Jahreswechsel“.

„Des Jahres letzte Stunde entflieht mit ernstem Schlag.“

Man lese, unten beginnend, immer abwechselnd, einen weißen, dann einen schwarzen Buchstaben.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 3.

Sonntag, 14. Januar.

Jahrgang 1912.

## □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ Gefühnte Schuld. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine Rose hat sich ganz in Ekstase hineingeredet. Mit über dem Kopf gefalteten Händen tanzt sie glücklich im Zimmer umher. „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,“ trällern ihre lächelnden Lippen.

Still, ganz still, liegt Viola da. Langsam, ganz langsam röten sich ihre bleichen Wangen.

„O, wie herrlich ist es doch, geliebt zu sein!“ wiederholt sie leise. „Ach, auch ich kenne ein treues Augenpaar, ein goldenes Herz —“

Tränen verdunkeln ihre Augen. Ein leiser Seufzer entringt sich ihrer Brust.

Durch Violas Schweigen beunruhigt, hält Rose plötzlich mitten im Tanzen und Singen inne und eilt aus Bett der Schwester.

„O, liebe Schwester! Du weinst! Verzeih', verzeih',

daß ich so eigennützig bin! Wie konnte ich dir von meinem Glück sprechen! Du bist krank, du leidest! Vergib, Viola.“

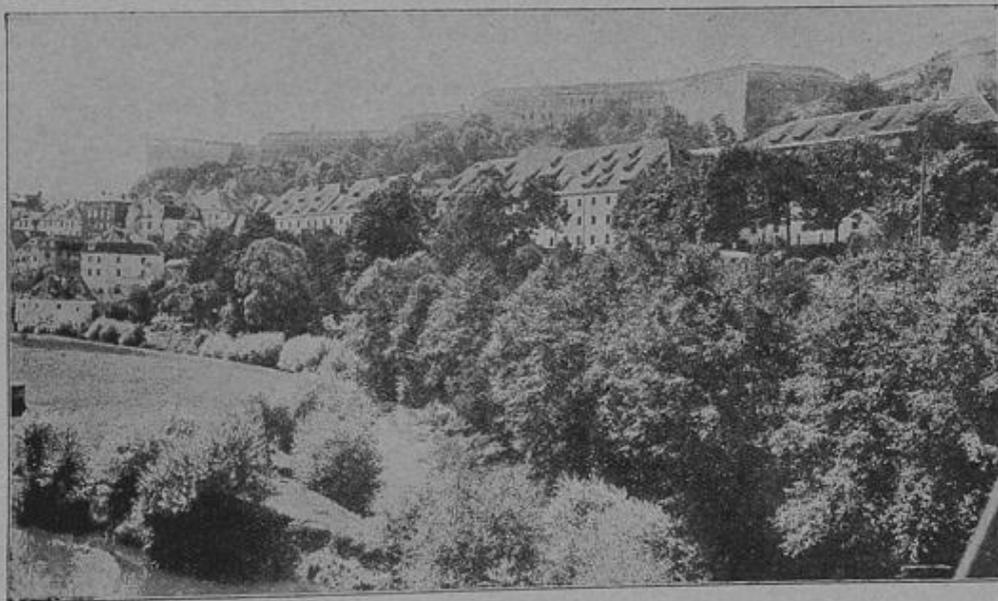
„Nicht doch, Rose! Ich danke dir! Und Gott erhalte dir deinen Frohsinn! Jetzt will ich schlafen.“

Müde wendet Viola den Kopf zur Seite, und Rose setzt sich still ans Fußende des Bettes, um als treue Pflegerin den Schummer der kranken Schwester zu bewachen.

Am nächsten Morgen bittet Viola Edith, den Pfarrer Mansfield zu ihr zu rufen.

Etwas verwundert willfahrt die Schwester ihrem Wunsche.

Als der Geistliche, der die Züge seines Bruders, des Dr. Mansfield trägt, das Krankenzimmer betritt, streckt Viola ihm die abgekehrte Hand entgegen.



Die Flucht des französischen Spions, Hauptmanns Lux, aus der Festung Glatz.

Der französische Hauptmann Lux hatte versucht, in Friedrichshaven die Einrichtungen der auf der dortigen Zeppelinwerft hergestellten Militärluftschiffe auszuspionieren. Er wurde im Mai 1911 verhaftet und wegen Spionage zu längerer Festungshaft verurteilt. In der Festung Glatz in Schlesien war er interniert worden. Dem Gefangenen ist es kürzlich gelungen, aus der Festung zu entweichen und nach Paris zu entkommen.

„Nehmen Sie Platz, Hochwürden! Ich möchte Sie etwas fragen —“

Der Geistliche nickt und setzt sich neben das Krankenlager. Voll schlägt Viola die Augen zu ihm auf. Ihre Hände ruhen gefaltet auf der Bettdecke.

„Ist das unrecht, wenn ich sterben möchte, Hochwürden?“ Der Geistliche denkt einen Augenblick nach. Dann erwidert er ernst:

„Gott hat Sie auf diesen Platz gestellt, damit Sie leben sollen, leben zur Freude derer, die Sie lieben. Gott selbst wird Sie abberufen in sein himmlisches Reich, sobald er es für gut hält. Wenn er Sie lange hienieden auf Erden läßt, so danken Sie ihm für die große Gnade!“

„Aber wenn ich sterbe, komme ich schneller in sein himmlisches Reich!“

„Dazu haben Sie noch immer Zeit. Füllen Sie erst den Platz aus, den Gott Ihnen hier auf Erden angewiesen hat!“ Kleine Pause.

„Ich bin Krankenpflegerin,“ sagt Viola endlich leise. „Der Arzt meint, wenn ich meinen Beruf aufgebe, würde ich wieder gesund werden. Soll ich es tun? Oder soll ich im Dienst der Armen und Kranken sterben?“

„Es gibt genug kräftige Frauen, denen der Krankenwärterdienst nicht den Tod bringt. Es kann nicht Gottes Wille sein, von einem schwächlichen Geschöpf die ganze Hingabe seiner Kräfte zu verlangen.“

„Aber — Hochwürden —“ Viola zögert ein wenig — „wenn ich gern möchte, so geschieht dies aus Eigennutz. Ich habe jemanden lieb —“

„So folgen Sie dem Zuge Ihres Herzens! Und Gott wird Ihren Bund segnen!“

Violas Antlitz hat sich leicht gerötet.

„Ich danke Ihnen, Hochwürden!“ flüstert sie mit vor Erregung bebender Stimme. Sie haben mir den rechten Weg gezeigt. Freudigen Herzens will ich auf dem Platz ausharren, auf den Gott mich gestellt hat!“

II.

Zeit jenem Abend, da Magdalene ihren Gatten gebeten, ihr sein Vertrauen zu schenken, die verschlossene Tür seines Herzens für sie zu öffnen — seit jenem Abend ist eine Veränderung mit Ralph vorgegangen.

Mit allen Fasern seines Herzens verlangt es ihn, sich zu seiner Frau auszusprechen. Doch immer schreckt er wieder davor zurück.

Wenn ihr liebes Antlitz sich erbleichend von ihm abwände? Wenn sie zurückschreckte vor ihm? Wenn ihre Liebe erkaltete? Wenn —

Er schaudert. O, alles, alles — nur das nicht!

So kämpft er mit sich — kämpft und kämpft, ohne daß seine durch den langjährigen Opiumgenuß geschwächte Energie sich zu einem festen Entschluß aufzuraffen vermag.

Er weiß nicht, daß sein Weib ihn mit den Augen der Liebe beobachtet, daß jeder ihrer Gedanken bei ihm weilt, daß sie nur die passende Zeit abwartet, um handelnd einzugreifen.

Den Kopf in die hohle Hand gestützt, sitzt Ralph am Fenster seines Arbeitszimmers.

Längst ist der Sonnenball hinabgeglüht. Ein Sternlein nach dem andern blickt auf am dunklen Firmament. . . . Glockengeläute der St. Johns-Kapelle hallt bis zu dem einsam Lauschenden herüber — tiefes, feierliches, das morgende Osterfest einläutendes Glockengeläute. . . .

Ralphs Herz klopft zum Zerspringen.

„Das Fest der Auferstehung!“ murmelt er mit bebenden Lippen vor sich hin. „Auferstehung!“

Da — leises Pochen an der Tür.

Ralph zuckt zusammen und öffnet widerstrebend. Magdalene steht auf der Schwelle — bleich, aber vollkommen ruhig.

„Laß mich bei dir bleiben, Geliebter!“

Er ergreift ihre Hand.

„Magdalene! Sieh mich an! . . . Vor kurzem wolltest du, ich solle dir die geheime Tür meines Herzens öffnen. Hast du noch diesen Wunsch?“

Magdalene ist noch bleicher geworden. Sie fühlt, die so lang ersehnte und doch im tiefsten Innern gefürchtete Stunde ist gekommen.

„Ja, Ralph,“ erwidert sie fest und ohne Zögern.

Seine dunkel umrandeten Augen brennen in die ihren.

„Weißt du auch, was du verlangst, Magdalene? . . . Du willst dein Haupt beladen mit meiner Schuld? Dein

unschuldiges, reines Haupt, das noch niemals einen un-rechten Gedanken hegte?“

„Ja, Ralph.“

„Du wirst zusammenbrechen unter der allzuschweren Last —“

„Nein, Ralph.“

„Du wirst mich verachten, voll Abscheu dich von mir wenden —“

Sie lächelt.

„Nein. Nur tragen helfen will ich dir dein Leid. Nichts weiter. Komm!“

Sauft nimmt sie seine Hand und geleitet ihn zum offenen Fenster.

„Sieh dort die Sterne, Geliebter! Ist es nicht, als ob aus jedem Stern das Auge Gottes auf uns herableuchtet?“

Bittend hebt sie beide Hände zu ihm empor und blickt ihn fest an. „So lange ich meine Empfindungen zu analysieren vermag, fühle ich mich eins mit dir. Mir ist, als habe ich selbst ein Unrecht begangen, als drückte mich selbst die Last eines Vergehens — da dein Gewissen nicht frei davon ist. Man nennt mich eine glückliche Frau, Ralph. Doch wirklich glücklich werde ich erst dann sein, wenn ich dein vollkommenes Vertrauen besitze, wenn unsere Seelen sich gemeinsam zu jenen Sternen dort oben emporzuschwingen können.“

Ralph, ich schwöre es dir: was du auch begangen haben magst — ich werde dich deswegen nicht weniger lieben. Und wenn dein Vergehen dich in die Armut führt, ins Elend, in die Verbannung — ich folge dir!“

Magdalene ist aufgesprungen. Mit zum Schwur erhobener Hand, das schöne bleiche Antlitz verklärt vom Feuer heiliger Begeisterung — so steht sie vor ihrem in sich zusammengefuntenen Manne: — eine Heldin im edelsten Sinne des Wortes.

Wie gebannt schaut Ralph auf sein Weib. Etwas von ihrem heroischem Mut teilt sich ihm mit.

Noch einmal fährt er sich über die Stirn, als wolle er trübe Gedanken fortwischen. Dann hebt er den Kopf höher, selbstbewußter. Seine ganze Gestalt scheint zu wachsen.

„Jetzt sollst du alles erfahren, Magda. Setz dich her zu mir!“

Sie schüttelt den Kopf. Sie glaubte sich stark; doch in diesem Moment fühlt sie, daß sie nur ein schwaches Weib ist, daß sie all ihre Kraft zusammennehmen muß, um ruhig zu erscheinen.

„Laß mich stehen,“ sagt sie leise. Wehmütiges Lächeln irrt um seine Lippen.

„Wie du willst. Aber dann erlaube, daß ich mich sehe!“

Er wirft sich in seinen Lehnstuhl und schlägt die Arme über die Brust zusammen. Es ist, als sei ihre frühere Ruhe auf ihn übergegangen, während sie mit leisen Schritten erregt im Zimmer auf und abgeht.

Noch wenige Sekunden schweigt er, wie um sich zu sammeln. Dann beginnt er mit fester Stimme, den dunklen Blick voll auf sein Weib gerichtet:

„Ich weiß nicht, ob du Kenntnis davon hast, daß ich in Damastus Mitglied einer geheimen mohammedanischen Verbindung war — ebenso wie mein späterer Schwiegervater . . . Ja? Diesen Teil meiner Geschichte kennst du schon? . . . Um so besser. Ich kann dann schneller darüber hinweggehen. Diese mohammedanische Verbindung bildete den Grundstein zu meinem ganzen verfehlten Leben — sie und das Opium. Ich will meine Handlungsweise nicht entschuldigen. Nur soviel noch: wäre ich körperlich und geistig durch das Opiumrauchen nicht geschwächt gewesen, würde alles anders gekommen sein. Niemals würde ich jene unwürdige Angst vor dem Tode gehabt haben, von der ich damals leider befallen war.“

Magdalene antwortet nicht. Mit verschränkten Armen lehnt sie am Kamin, in dem ein helles Feuer lustig auf-flackert. Fest blicken ihre klaren Augen den Gatten an, als wolle sie jeden Gedanken von seinen Zügen ablesen.

„Im Opiumsalon lernte ich den Ehrer Omar Effendi kennen,“ fährt Ralph fort. „Er führte mich in sein Haus ein. Seine Tochter Fatime, ein wunderhübsches Mädchen von fünfzehn Jahren, verliebte sich in mich, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Ich hielt sie stets noch für ein Kind, ohne zu bedenken, daß die Orientalinnen viel früher reif sind, als unsere Frauen. Willst du ihr Bild sehen?“

Auf Magdalenes stummes Nicken geht er zum Schreibtisch und nimmt eine kleine Photographie aus seiner Schublade.

„Hier. Es ist sehr ähnlich; nur daß Fatime noch weit hübscher war. Das Feuer ihrer Augen, das leuchtende Solorit ihres Teints ließ sich nicht photographieren.“

Fortsetzung folgt.

## Irrwege. Von M. Engelhardt.

Hochsommer war's. Das Korn stand auf den Feldern, Sommerblumen entfanden ihre süßen Düfte und die Bäume wiegten sich im Winde.

Im Grunde rauschte das Wasser, es trieb ein Mühlrad, an den Speichen blühten die zerfließenden Tropfen, sie funkelten wie Diamanten in dem weißen, stillen Sonnenschein.

Die Mühle, die hier im Schatten der Linden lag, wie die ganze Umgebung, bot ein Bild des Friedens.

Friedlich und stille war es in der großen Bohnstube, dämmerig und kühl. Altherwürdiges Holzgetöse belledete die Wände, und alt und ehrwürdig war der Hausrat, der schon vielen Geschlechtern gedient hatte.

Die Frau des Hauses, die Müllerin, stand am Fenster und sah dem dahinrollenden Wagen nach, der auf der Landstraße sichtbar war. Sie verfolgte ihn mit ihren Blicken so lange, bis er bei einer Biegung verschwand, dann wandte sie sich mit einem tiefen Seufzer ab; ihren Augen entquollen Tränen und ihre Hände falteten sich, sie trat vor das Bild des Gekreuzigten und betete für das Heil des Sohnes, der soeben das Vaterhaus verlassen, um in der neuen Welt allein den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Dann ging sie getröstet ihrer Tagesarbeit nach und niemand, der in diese ruhigen, klaren Augen blickte, ahnte, welch' tiefen Schmerz der Abschied von ihrem Einzigem ihr bereitet hatte.

Johannes, dem diese Tränen und Gebete galten, fühlte

und dieses trieb mich fort; mir im Fluge ein Vermögen zu erwerben, Gold auf Gold zu häufen, das ist mein Ziel!"

Der Ohm schüttelte bedächtig die weißen Locken, sein Blick war voll milden Ernstes, als er sagte: „Johannes, was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt erwärme und nähme doch Schaden an seiner Seele — und vielleicht jagst du auch nur einem Trugbilde nach, einem Schatten, der unter der Hand vergeht, denn das Glück ist launenhaft und unbeständig, die so eifrig ihm nachjagen, die flieht es, des Herrn Segen ist es, der macht reich ohne Mühe.“

„Ich werde es aber erringen, Ohm, und es wird sich an meine Fersen heften! Frost und Hitze, Hunger und Durst will ich leiden, in meine Augen soll kein Schlaf kommen, die härteste Arbeit soll für mich ein Kinderspiel sein, bis es mein ist! Zehn Jahre meines Lebens werden in dieser Weise vergehen, doch was sind zehn Jahre? Eine Spanne Zeit — einerlei, ob sie für uns gut oder böse war, sie ist vorüber — wenn nur goldnen Lohn sie brachte! Sieh zurück Ohm, dort, die Waldung, die wie ein dunkler Streifen am Horizonte sichtbar ist, sie grenzt an unsere Felder, und die besten Wiesen schließen sich ihr an, die ganze Gemarlung, sie muß mein werden, soweit das Auge reicht. — Die Mühle reiße ich nieder und baue eine andere, eine Kunstmühle auf, sie soll die schönste und beste im Lande sein. In



### Die Paroleausgabe im Zeughause am Neujahrstage.

Wie alljährlich fand auch in diesem Jahre am Neujahrstage im Zeughause die Paroleausgabe durch den Kaiser statt, an der auch die kaiserlichen Prinzen teilnahmen. Das Bild zeigt, wie der Kaiser mit seinem Gefolge die Ehrenkompagnie abschreitet. Nach der Paroleausgabe nahm der Kaiser die Glückwünsche der kommandierenden Generale entgegen.

nichts von Trennungsweh, sein Herz schwellte frohes Hoffen, golden lag die Zukunft vor ihm. Amerika war das Land seiner Sehnsucht, seiner Träume, und jetzt hatte er die Reise angetreten, drüben über dem Ocean wollte er sein Glück finden.

„Ohm“, wandte er sich an seinen Begleiter, der ihm das Geleite bis zur nächsten Stadt gab, „Ohm, ich danke Euch, daß Ihr ein gutes Wort bei der Mutter für mich gesprochen habt, daß sie mich endlich ziehen ließ.“

„Du irrst, Johannes, wenn du glaubst, ich wäre dein Fürsprecher gewesen, deine Mutter wie ich, waren einig, dich nicht aufzuhalten, nachdem du den dir von Gott vorgeschriebenen Weg nicht gehen wolltest! Der gerade Weg ist immer der beste — dein gerader Weg wäre gewesen, nachdem du von der Wanderschaft zurückgekehrt, dein Erbteil, die Mühle, zu übernehmen und deiner Mutter ein Trost und eine Stütze im Alter zu sein; auf dich setzte sie ihre Hoffnung, als dein Vater das Zeitliche segnete — und dieser Weg ist ein Irrweg, Johannes, auf ihm findest du nicht das Glück.“

„Ohm, das sind veraltete Ansichten, sie passen nicht mehr für unsere Zeit. Die Wanderjahre sind für mich nicht ungesund gewesen, ich habe draußen gesehen, daß Geld Macht ist; hier auf der Mühle erwirbt man sich keinen Reichtum. Mühsam im Schweize seines Angesichts baut man sein Brot, mühsam bringt man im besten Falle einen Taler zu dem anderen. Ich will nicht an der Scholle kleben, bei diesem mühseligen, ewigen Einerlei würde meine Kraft versiechen

wenigen Jahren lasse ich von der Station bis zu meiner Mühle die Strecke herstellen, um den Transport zu erleichtern, um Zeit und Kräfte zu sparen; auf diese Weise kann ich meinen Kunden das Mehl billiger liefern, sie erhalten dazu noch ein vorzügliches, denn darin werde ich meinen Stolz setzen. Ja Ohm, laßt mir nur 10 Jahre Zeit und ich lehre zurück, Ihr seid noch rüstig, Ihr und die Mutter, die kaum in der Mitte der Fünfziger steht, und ehe Ihr die Last der Jahre fühlt, trete ich an Eure Stelle, dann werde ich Euch und der Mutter Mühen und Sorgen mit Gold aufwiegen, keinen Fuß soll die Gute mehr auf die Erde setzen, in einer Kutsche mit weichen Polstern soll sie fahren, und was ihr Herz begehrt soll ihr werden.“

Der Ohm machte eine abwehrende Bewegung. „Die Augen deiner Mutter sahen nie nach hohen Dingen. — Der reiche Gutsbesitzer Veit bot ihr dies alles schon vor 30 Jahren an, wenn sie sein Weib würde, und er hielt es nicht für möglich, daß er bei der armen Schullehrerstochter eine Fehlbite tun würde. Das Einkommen unseres Vaters war knapp, daher gab es schmale Bisse bei uns 8 Geschwistern, und gar manchem Vater wäre ein solcher Freierrmann willkommen gewesen; aber er und meine Schwester dachten anders, sie fragten nicht, was er hat? — sondern wie er ist. Und sie taten wohl daran, Veit ergab sich dem Trunk und Spiel, sein Geld und Gut zerrann er kam von Haus und Hof — frage ihnen nach, den Gottlosen, sie sind wie Spreu, die der Wind verstreut, ihre Stätte kennt man nicht! Es

### Ludwig Windthorst. Zur Hundertjahrfeier seines Geburtstages.

Ludwig Windthorst besuchte das Gymnasium Carolinum in Osnabrück, studierte nach glänzender Reifeprüfung in Göttingen und Heidelberg die Rechte, ließ sich 1836 in Osnabrück als Anwalt nieder, erlangte bald eine ausgedehnte Praxis, vermählte sich am 29. Mai 1838 mit Julie Engelen (gest. 1898) und wurde 1848 Rat am höchsten Gerichtshof in Celle. 1849 trat er als Abgeordneter seines Heimatkreises für den hannoverschen Landtag in das politische Leben ein, schloß sich der großdeutschen Partei an und wurde bereits 1850 Kammerpräsident. Von König Georg V. 1851 zum Justizministerium berufen, entfaltete er ein hervorragendes Organisationstalent und erwarb durch überaus geschickte Durchführung der wesentlich unter seiner Mitführung geschaffenen musterhaften Justizgesetze die uneingeschränkte Anerkennung auch seiner Gegner. Durch die von Bismarck unterstützten Intriguen der Adelspartei wurde er gestürzt, indes 1862 abermals mit dem Justizportefeuille betraut bis 21. Oktober 1865. Auf Betreiben der Hspartei, die seinen Einfluß fürchtete, wurde er durch Ernennung zum Kronoberwalt am höchsten Staatsgerichtshof zu Celle von Hannover ferngehalten.

Als Hannover 1866 die Selbständigkeit verlor, legte Windthorst sein Amt nieder und widmete sich dem öffentlichen Leben, indem er den Wahlkreis Meppen seit 1867 bis zum Tod im preussischen Reichstag vertrat.

An der Gründung der Zentrumsfraktion des Preussischen Abgeordnetenhauses 1870 war er beteiligt und schloß sich ihr auch bald an. Den Aufruf für die Reichstagswahlen, 11. Januar 1870, hat er bereits mit unterzeichnet, bezog sich das nach den Wahlen erschienene Programm der Reichstagsfraktion. Die Versuche Bismarcks, durch persönliche Angriffe den „Welsen“ vom Zentrum zu trennen, scheiterten an Windthorsts würdevoller überlegener Abwehr und an dem entschiedenen Widerspruch der Fraktion, die durch Mallinrodt erklären ließ, daß sie stolz sei auf die von Preußen annektierte Perle, der sie erst die rechte Fassung gegeben habe. Windthorst war ein durchaus moderner Politiker. Vom Rechtsboden der Verfassung aus führte er mit allen durch die Verfassung gegebenen Waffen den Kampf gegen die Staatsallmacht in jeglicher Erscheinungsform, auf kirchenpolitischem Gebiet und in der Schulpolitik (Kulturkampf), wie auf sozialem Gebiet. Aus demselben Grund bekämpfte er alle gewerblichen Staatsmonopole, Branntwein und Tabaksmopol. Da-

gegen wirkte er mit voller Kraft für die staatsrechtliche Gleichberechtigung der Konfessionen, Durchführung der Parität, freie Entwicklung der Verfassung, des Wahlrechts, der Preßgesetzgebung, für Arbeiterschutz und planmäßige Sozialreform. Sein wesentliches und unbestrittenes Verdienst ist es, mit Hilfe des Zentrums die katholische Kirche in Preußen vor der Umklammerung durch die Staatsallmacht gerettet, die Bismarcksche Gewaltpolitik gehemmt und die soziale Reform in die Wege geleitet zu haben. Seine Erfolge erreichte er durch seine vorsichtige, klug berechnete Taktik. Mit echt niedersächsischer Zähigkeit ging er, wenn auch zum erstenmal abgewiesen, immer wieder



MARLEB 1871

Ludwig Windthorst, hannoveranischer Justizminister, hervorragender Parlamentarier, geboren am 17. Januar 1812 zu Kaldenhof bei Osnabrück, gestorben am 14. März 1891 zu Berlin.

er strenge Disziplin, Ansehen nicht schwer war, und da er die Partei stets geschlossen im gegebenen Augenblick einzusehen vermochte, war als Freund ebenso begehrt, wie als Gegner gefürchtet, so daß selbst Bismarck widerwillig gezwungen war, sich seinem Einflusse zu fügen.

Die letzte Frucht seines weitschauenden politischen Schaffens war der Volksverein für das katholische Deutschland. Mitten im Kampf gegen das Goslarsche Schulgesetz erlag er einer Lungenentzündung. Lauter von Charakter und frommgläubiger Christ, lebte er in bescheidenen Verhältnissen; ehrenvolle und glänzend bezahlte Stellen schlug er aus, um in politischer Arbeit der Sache zu dienen.

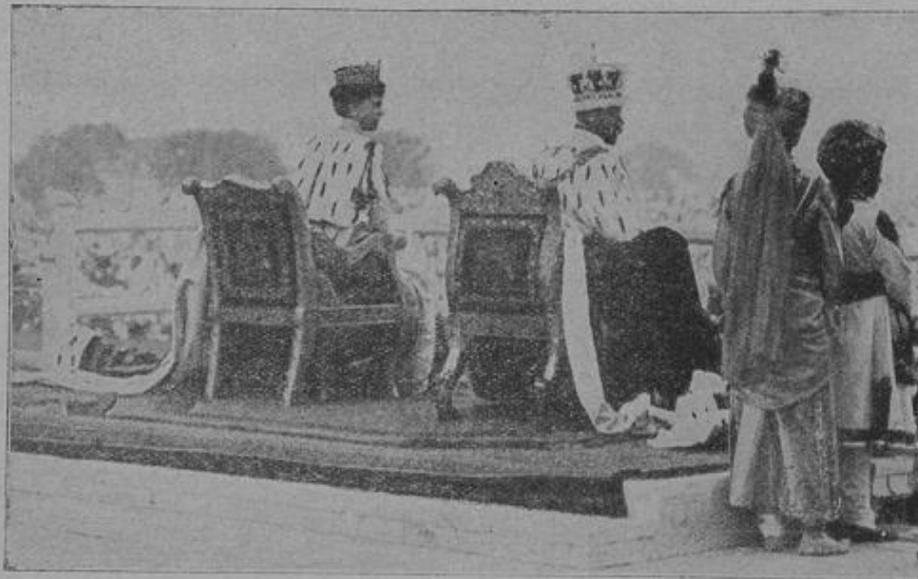
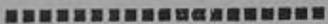
von neuem vor, nahm stets auf Abschlag, wo er das ganze nicht haben konnte. Als Debatter war er unerreicht. Und von keinem geringeren als von Bismarck stammt der Ausspruch, der Windthorsts Bedeutung im Reichstage aufs treffendste charakterisiert: „Ich bin vielleicht der einzige Mensch, der im Laufe des ganzen Jahres es wagt, dem Abgeordneten Windthorst zu widersprechen.“

Seine fast bis zur Blindheit geschwächte Sehkraft hatte sein Gedächtnis staunenswert entwickelt und sein Gehör war so geschärft, daß er jeden Zwischenrufer sofort erkannte und abfertigte, ohne den Gedankenang seiner Rede zu unterbrechen. Eine merkwürdige Debatte behielt er mit allen Einzelheiten, und wenn er dann zum Schluß das Wort erhielt, rechnete er mit allen Gegnern der Reihe nach ab, ohne eins ihrer Argumente zu vergessen. Dabei lautete ihm das ganze Haus gern, um seine seiner humorvollen, oft bis zum schärfsten Sarkasmus gesteigerten Pointen zu verlieren. Als Parteiführer hielt



#### Die indische Kaiserkrönung in Delhi.

Mit großem Pomp wurde in Delhi die Krönung des englischen Königsgepaars zum Kaiser und zur Kaiserin von Indien bezaubert. Besonders eindrucksvoll war es als das neu gekrönte Herrscherpaar von einem hohen Altare herab die Subdianen der indischen Bevölkerung entgegennahm.



war kein glänzendes Los, das dein Vater seiner jungen Frau bieten konnte, als er sie heimführte, eine halbverfallene verschuldete Mühle, die Aecker zertraten und zerstampft von dem Kriegsheere, das darüber zog, kein Halm, kein Gras, soweit das Auge reichte, ödes, leeres Land. Sie hatten einen besondern Segen in der Mühle, und das waren deines Vaters alte Eltern. Die hegten und pflegten sie wie ihr bestes Kleinod; und als diese heimgingen, da blieb der Segen beim Hause, ja er verdoppelte sich. Die Mühle konnte aufgebaut werden, die Schuld, sie war getilgt, denn man genoss die Segnungen des Friedens, ein Acker nach dem andern wurde erworben, das Gut mehrte sich. Ist es auch kein reiches Besitztum, das dein Vater dir hinterließ, es nährt seinen Mann, wenn er fleißig die Hände rührt, denn es liegt eine große Wahrheit in den Worten des Dichters: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.“ Was geht über das Glück, eine feste Heimstätte zu besitzen? Ein Stückchen Erde, das man sein nennt, das auf Kinder und Enkel als angestammtes Eigentum sich vererbt und darauf ein echter tüchtiger Mensch zu sein? Ach, gar mancher achtet seines Wertes nicht und läßt sich blenden durch ein Truggebilde, bis er nach dornenvollem Pfad und manchem Irrgang den Weg nach Hause findet. Möglich, Johannes, daß auch du dieses Schicksal teilst — ich werde für die beten!“

Überall Ruhe und Stille. Die im Westen sinkende Sonne, die später als in unserer Zone sich neigt, goß ihre schrägen Strahlen auf das Meer. Kein Schaum noch Gischt krönte die Wellen, wie eine lange, blaue Wasserlinie lag es da.

Längst war das Gold der Wogen erloschen, das bleiche Mondlicht zitterte auf dem unendlichen Ozean, es sprühte dort in tausend und abertausend Funken, und immer noch stand ein Mann am Gestade und starrte traumversunken in seine Tiefe, ohne zu bemerken, daß die Nacht hereinbrochen war, hin und wieder murmelte er unverständliche Worte oder ballte die schwielige Faust gegen die dunkler gefärbten Wogenlämme.

„Ho! Hallo!“ ertönte plötzlich eine Stimme neben ihm und weckte den Mann aus seinem Sinnen: „Was steht Ihr hier und träumet? Kommt mit mir und helft mir meinen Wagen ins Land setzen. Ich habe das Rad verloren und kann nicht von der Stelle. Ich bin Arzt. Philipp Peper ist mein Name. Ihr werdet schon von mir gehört haben! — Nicht? Das wundert mich, doch das ist Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ich keine Zeit zu verlieren habe, man erwartet mich in der nächsten Ortschaft bei einem schwer kranken Mann, dem ich Hilfe bringen soll, also kommt beist Euch, es wird Euer Schaden nicht sein. Ihr könnt mich dann begleiten und mir Eure Geschichte erzählen; denn ich sehe, daß Euch etwas das Herz beschwert, und wenn ich Euch auch nicht helfen kann, so ist ein guter Rat oft Goldes wert.“

Nur widerwillig folgte jener dieser Aufforderung. Sie waren etwa 50 Schritte gegangen, und hatten die Stelle erreicht, wo der verunglückte Wagen lag, der Braune, der an

einen wilden Kastanienbaum gebunden war, wieherte seinem Herrn entgegen, Philipp Peper streichelte ihn fast zärtlich und klopfte ihm den Hals, dabei folgten seine runden Augen wie teilnehmend dem Manne, der eifrig die losgegangene Schraube zwischen Steingeröll suchte.

Endlich war er auch so glücklich gewesen, sie zu finden und bald war der Schaden geheilt, Hans konnte angeschirmt werden und der Fremde wollte sich mit kurzem Gruß entfernen.

„Hoho, mein Freund, so leichten Kaufes läßt Euch Philipp Peper nicht los. Habe ich Euch nicht gesagt, als ich Euch am Strande fand, Ihr sollt mir Eure Geschichte erzählen? Ich sah es Euch an, daß Ihr da drinnen etwas Schweres herumtragt — ich blide manchmal tiefer, sprecht Euch aus, es wird Euch leichter werden, also macht keine Umstände, setzt Euch zu mir, und nun, alter Hans, vorwärts!“

Eine Weile fuhren die beiden schweigend miteinander, dann begann der Arzt, nicht ohne vorher einen tüchtigen Zug aus seiner Flasche getan zu haben, wobei er nicht versäumte, sie seinem Begleiter zu reichen: „Ihr seid ein Deutscher?“

„Ja, Herr.“ „Und Landwirt?“ „Ja, ich besitze eine Mühle.“ „Was trieb Euch fort?“ „Das ist schwer zu sagen; um es kurz zu fassen: ich wollte etwas Tüchtiges in kurzer Zeit erwerben.“

„Um Ihr wolltet schnell reich werden?“ „So ist's, Herr!“ Und Ihr habt Euch von irgendeinem Gauner beschwindeln lassen, und nachdem Ihr ein nettes Sümmdchen beisammen hattet, ist er auf Nimmerwiedersich damit verduftet?“ „Wis jetzt haben Sie richtig geraten, in diesem Punkte aber irren Sie.“ „Nun?“ „Ich war drei Jahre Goldgräber, und das Resultat? — Nichts!“ „Nichts?“ wie kommt das? Seid Ihr bestohlen worden?“

„Nein, lebendig hätte mir niemand meinen Schatz entzogen bei der Ueberrfahrt strandete das Schiff, die meisten von der Besatzung gingen zugrunde, nur wenige konnten gerettet werden. Unter diesen Wenigen war auch ich; das Meer hat mein Geld verschlungen, nichts als das nackte Leben brachte ich davon; was soll es mir? Ich wollte, ich läge drunten in der Tiefe!“

„Um bei dem verlorenen Gelde zu sein? Ha, ha ha ha!“ und Philipp Peper lachte aus vollem Halse, dann ging ein ernster, beinahe wehmütiger Zug über sein breites Gesicht: „wunderliche Menschen, sie murren, wenn ihnen Gott das nimmt, was ihrer Seele vielleicht zum Strid geworden wäre, sie gebärden sich wie die unvernünftigen Kinder, welchen man ein gefährliches Spielzeug hinwegnimmt und wenn er, der Allmächtige, sie bewahrte wie seinen Augapfel, dann habern sie noch darüber und sprechen: Läge ich doch drunten in der Erde und hätte Frieden! Wahrlich, es gehört ein sanftmütiger Gott dazu, sie zu ertragen! Euch aber sage ich, schämt Euch dieser Sprache, habt Ihr nicht zwei gesunde Arme und wie mir scheint, auch einen hellen Kopf, darum arbeitet, und an Arbeit ist kein Mangel, jedenfalls ist sie

Die Taufe der jüngsten Tochter des spanischen Königspaars.

Im Vordergrund der Thronfolger und seine Geschwister; auf dem Arme der Amme der Täufling. An der Taufe nahmen außer den Mitgliedern des spanischen Königshofes auch der kleine Thronfolger und seine Geschwister teil. Der Täufling erhielt die Namen Maria Christine.



ehrenhafter, als in Kalifornien Gold zu graben. Und, da ich nun einmal Anteil an Eurem Schicksal nehme und nichts von ungefähr kommt, so werde ich mich Eurer annehmen. Für diese Nacht ruht unter meinem Dache und morgen bringe ich Euch selbst zu John Mark, meinem Freunde, in seinem Etablissement werdet Ihr Beschäftigung finden, wenn Ihr tüchtig seid, denn tüchtige und zuverlässige Arbeiter sind immer eine gefuchte Ware. Aber da fällt mir ein, Ihr habt mir Euren Namen noch nicht einmal genannt, wie heißt Ihr?"

"Johannes Liff," entgegnete jener, denn er war es, dem wir wieder begegnen, „und," fügte er hinzu, „nehmen Sie meinen Dank dafür, daß Sie sich meiner annehmen wollen."

"Johannes Liff, es bedarf keines Dankes; ich wünschte, ich könnte etwas zu Eurem Glück beitragen, doch wir sind am Ziele, hier ist das Haus, haltet die Zügel, bis ich zurückkomme."

Der Doktor kletterte hinab; es mochte ihm nicht leicht werden, bis seine Füße auf den Boden kamen, denn er war klein und schwerfällig, die Beinkleider steckten in hohen Lederstiefeln, auf dem Haupte trug er eine Mütze von Schafspelz, welcher er sich stets auf seinen nächtlichen Verussfahrten zu jeder Jahreszeit bediente. Die ganze Erscheinung war weder einnehmend noch abstoßend und hatte eher etwas Komisches.

Philipp Peper verweilte lange bei dem Kranken und Johannes Liff versank wieder in tiefes Nachdenken über die verlorenen Jahre in den Goldminen, die er unter dem Auswurfe der Menschheit unter den größten Mühen, Beschwerden und Entbehrungen verlebte und daß dies alles umsonst gewesen sei. Und wieder knirschte er mit den Zähnen, und wieder ballte sich seine Faust; hätte ihm der alte Klaus, wie er den braven Doktor zu nennen beliebte, seinen lohnenden Verdienst in Aussicht gestellt, er hätte ihm in diesem Augenblick am liebsten den Rücken gekehrt, da er dessen einfachen

findlichen Glauben durchaus nicht teilte und seine wohlmeinenden Worte für leeres Geschwätz hielt.

Er wurde durch dessen Erscheinen in seinen düsteren Betrachtungen unterbrochen, die Frau des Kranken mit einem kleinen Knaben auf dem Arm gaben ihm das Geleite.

"Es sieht schlimm mit ihm, Doktor, ich weiß, ach Gott, wenn er stirbt," jammerte sie.

"Dann ist immer unser Herrgott noch nicht gestorben, Salome. Daß es schlimm sieht, will ich Euch nicht verhehlen, doch wir dürfen uns ja trösten, daß, wo unsere Kunst und unser Wissen aufhört, seine Hilfe anhebt denn hat er nicht selbst gesagt: „Ich bin der Herr, dein Arzt?" Und er wird ihn am Leben erhalten, wenn es in seinem göttlichen Rat beschlossen ist. Darum beugt Euer Haupt in Demut und spricht: „Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der deingige!"

Die Frau reichte ihm die Hand, sie hatte ihn verstanden, Philipp Peper kletterte auf seinen Sitz; der alte Hans setzte sich auf den ermunternden Zuruf seines Herrn in Bewegung und nach Verkauf einer Stunde hielt die schwerfällige Kutsche vor einem altväterlichen Farmhause, über dessen moosbewachsenem Dache sich zwei dicke Ulmen neigten.

"Endlich!" seufzte eine tiefe Stimme. Der halbgeöffnete Fensterladen schloß sich gleich wieder, und eine Sekunde später stand die Besitzerin dieser Stimme, eine Mulattin, unter der Tür.

"Wir kommen spät, Eva," begann der Doktor, als er die ängstliche Frage in dem gutmütigen Gesichte der treuen Dienerin las, deren Züge noch deutlich die Angst um sein langes Ausbleiben widerspiegeln. mit dem „wir" meinte er, sein Pferd mitbegriffen, „wir hatten ein kleines Mißgeschick, es brach das Rad. Hier der Fremde leistete uns Hilfe, wäre er nicht zur Stelle gewesen, wir ständen noch auf der Landstraße. Führe den Gast in die Wohnstube und bereite einen tüchtigen Imbiss, während dessen bringe ich Hans in den Stall und lege ihm sein Futter vor."

Johannes Liff folgte der Mulattin, welche an den zierlich gedeckten Tisch, worauf eine Lampe mit einem grünen Schirm brannte, einen Stuhl schob und mit einem Knix ihn bat, sich niederzulassen; dann setzte sie noch Teller und Besteck an seinen Platz und verließ ihn.

Die Küche lag mit dem Wohnzimmer in einer Flucht, ein Vorhang von den Farben des Regenbogens, der weit zurückgeschlagen war und nur vorgehoben wurde, wenn der Hausherr sein Mittagsschläschen hielt, trennte die beiden großen, lustigen Räume, die zu den freundlichsten im Hause gehörten.

Während Eva geschäftig am Herde waltete, und die hellen Feuerbrände auf ihrem dunklen Gesichte und in den blinkenden Kupfer- und Zinngefäßen sich spiegelten, saß Johannes still in der Stube. Die zierlich geordnete Küche vor ihm mit den weiß geschneierten Tischen und dem blanken Fußboden, sie erinnerte ihn an die Heimat; gerade wie die Mulattin die Eiertuchen so goldgelb und glänzend but, so fielen sie daheim aus der Pfanne. Er sah sich als einen kleinen Knaben, wie ihn der Duft seines Lieblingsgerichts in das Haus lockte, und wie er an eine schöne stattliche Frau sich schmiegt, schmeichelnd bat: „Mutter, nur ein kleines Stückchen, nur ein ganz kleines Stückchen." Er hatte die Heimat fast ganz vergessen; heute gedachte er ihrer wieder, daran waren die Eiertuchen schuld, schalt Johannes Liff sich selbst, gut, daß der Hausherr ihn aus seinen Träumen riß. Eva hatte den Tisch reich besetzt und die beiden Männer taten den Speisen alle Ehre an und wieder wehte ihn hier das stille, behagliche Leben wie Heimatsluft an.

Mit dem kommenden Morgen war die weiche Stimmung verflogen. Er sah wieder in dem Wagen neben dem Doktor, sie hielten vor dem Hause des Kranken; die Frau, als sie die heranrasselnde Kutsche hörte, eilte heraus und berichtete mit Tränen der Freude, daß es besser gehe. Philipp Peper hatte nach eingehender Untersuchung sich selbst davon überzeugt, er kletterte in heiterster Stimmung auf seinen Wagen und versprach für den nächsten Tag wiederzukommen, wo er für den Kranken einige Stärkungsmittel mitbringen würde.

"Ein guter, gesegneter Anfang," bemerkte er heiter gegen Johannes, „möge es nun einen guten Fortgang nehmen." Was der brave, menschenfreundliche Philipp Peper wünschte, ging in Erfüllung.

Seit fünf Jahren war Johannes Liff Werführer bei John Mark, er bezog ein großes Gehalt, beteiligte sich hin



Felix Dahn †.

Der Dichter Felix Dahn ist am Mittwoch, den 3. Januar, im Alter von 77 Jahren gestorben. Dahn war auch Professor der deutschen Rechte an der Universität Breslau.

und wieder an kleineren Unternehmungen, doch versicherte er stets, daß er dabei verliere und seine sauer verdienten Groschen diesen zum Opfer fielen. In Wahrheit war es aber nicht der Fall. Johannes Liff verstand es wie kein anderer, mit dem Gelde, das er sich erwarb, zu wuchern, er verdoppelte es nicht, er verzehnfachte es. Wenn des Tages Arbeit in dem Geschäfte geschlossen war, dann begann die seine, dann schloß er Geschäfte ab mit Lebemännern, die eine Wette in augenblickliche Verlegenheit gebracht hatte, und die Geld bedurften um jeden Preis, mochten die Bedingungen sein wie sie wollten.

Dies waren die Goldfelder, auf denen Johannes seine Ernte hielt, sie waren ergiebiger als die Kaliforniens. Seinen Schatz vertraute er niemand an, und niemand wußte darum. Mit großer Geschicklichkeit lockerte er einige Steine aus der Wand seines Zimmers, höhlt die Stellen aus und pastete die Steine wieder darauf, dann rückte er einen Schrank davor, zwischen den Steinen ruhte wohlverwahrt sein Gold, hier war es sicher. Wenn er todmüde mit dem graubunden Morgen nach Hause kam, dann weidete er sich noch an seinem salben Glanze, da glühten seine Augen, da hob sich seine Brust, die zitternden Finger sie wühlten im Golde. Er hatte noch nicht genug, unerfülllich war seine Gier, sie wuchs mit jedem Tage. Längst hätte er heimkehren können, denn seine süßsten Hoffnungen waren schon überschüllet, fast die doppelte Summe, die er erträumte, besaß er in Wirklichkeit; aber Johannes Liff wollte noch mehr erwerben, er wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, es wäre ja Torheit! Vergessen war die Heimat, vergessen das Vaterhaus, die edelsten heiligen Bande, die das Kind an die Mutter knüpfen, sie waren gefallen, diesem Moloch ward alles geopfert; tauchten je einmal die Gestalten seiner Nächsten vor seiner Seele auf, so hatte er nur noch ein mitleidiges Lächeln für sie.

Dabei aber in der Mühle, da wartete eine Mutter mit Schmerz und Sehnsucht auf ihren Einzigen, seine Briefe wurden immer seltener, und seit zwei Jahren blieben sie ganz aus. Ihr Haar bleichte, die Augen wurden trübe vom Weinen und müde wurde der Gang. Der Oheim saß im Stuhle am Ofen, ihn plagte die Sicht; was ihm sonst ein Spiel gewesen, ward ihm zur Last. „Es wäre Zeit, daß der Johannes heimkehre,“ seufzte er ganz heimlich für sich, denn der Schwester muß er seinen Kummer verbergen, das Trösteramt wurde ohnehin täglich schwerer sei ihm.

Wenn alles im Hause schlief, da stieg die Müllerin hinauf in das Stübchen, welches Johann einst inne hatte, sie setzte sich an das Bett und legte den Kopf auf die Kissen; sie hatte die Hände gefaltet und ihre Lippen bewegten sich leise im Gebete. Heute aber saß sie nicht stille wie gewöhnlich, heute lag es wie Bergelast auf ihr, sie drohte sie zu ersticken, zu vernichten. Sie fing an zu beten für den Fernen, denn ihm galt ihre Angst, der Herr mußte seine Banden, seine Stricke lösen, die ihn dort gefangen hielten; welcher Art sie waren, er mußte ihn bewahren und seine Seele retten und ihn zurückführen in ihre Arme. Dann erhob sie sich von ihren Knien, in ihr lebte die gewisse Zuversicht: Dein Sohn ist gerettet, er kehrt zurück.

\* \* \*

„Doktor! Doktor! Philipp Peyer! Hörst du denn nicht?“  
 „Du bist es, alter Freund, — nun, was gibt es denn?“  
 „Du bist ja ganz außer Atem!“

„Kein Wunder, seit fünf Minuten laufe ich deiner rasselnden Kalesche nach und schreie dazu aus vollem Halse, und jetzt willst du zum Danke nicht einmal stille halten.“

„Nimm's nicht übel, alter Junge; aber ich habe Eile, meine Kranken sollen nicht warten. Ich kann mir's ja denken, du hast wie gewöhnlich wieder alle Taschen voll Neugierigkeiten und willst sie an den Mann bringen, ist es so, so setze dich zu mir, ich habe ohnehin in der Nähe von Neuhof Patienten.“

„Bei welcher Gelegenheit du dir das grausig-schöne Schauspiel des brennenden Etablissements von John Marx u. Co. ansehen kannst, das seit zehn Stunden in Flammen steht.“ Ein behagliches Lächeln glitt dabei über sein mageres Gesicht, offenbar hatte er nicht erwartet, daß diese Mitteilung einen so entschiedenen Eindruck auf seinen Freund machen würde.

Dank seiner langen Beine hatte Thomas Koll bisher

Schritt mit Hans gehalten; jetzt, da er einen so durchschlagenden Erfolg errungen hatte, zog er vor, diesem die Last seiner eigenen werten Persönlichkeit noch aufzuburden und saß mit einem Kuck an Philipp Peyer's Seite.

„Woher hast du diese Neugierigkeit, Thomas? Ist sie nicht eine müßige Erfindung?“

„Du solltest doch wissen, teurer Freund, daß Thomas Koll sich nie mit Erfindungen abgibt, deiner Einsicht in dergleichen Dingen verzeihe ich diese Sprache allein; ich selbst war an der Brandstätte, ich sah auch den Deutschen, der dort große Summen Geldes versteckt haben soll; er kam erst gegen Morgen nach Hause, als das Feuer schon um ihn gegriffen hatte, mit Gewalt wollte er durch die Flammen in den Weg bahnen, um, wie er jagte, sein Geld zu retten, natürlich hielt man ihn zurück, wobei er sich wie ein Rasender geardete; es wäre ja sein Tod gewesen.“

„Hast du ihn gesehen, Thomas? Hörtest du seinen Namen? Wie heißt er?“

„Seine Gestalt ist groß, sein Haar und Bart sind dunkel, fast schwarz, seine Züge konnte ich nicht erkennen, sie waren verzerrt und unkenntlich von Rauch und Nuss; sein Name — Liff — ja, — Johannes Liff.“

„Thomas, ich besuche heute nur die Hälfte meiner Patienten, die ungeführten mögen warten bis morgen. Wir gehen zur Brandstätte, vielleicht daß es uns gelingt, den Unglücklichen dort zu finden.“

„Mit dem größten Vergnügen gehe ich mit, die Sache interessiert mich kolossal, — und, was die Hauptfrage ist, ich bin nicht bloßer Zuschauer, ich werde eine Rolle spielen, was so sehr ich es ersehnte, ich noch nie erreichen konnte.“

Auf des Doktors breitem, angenehmem Gesicht spielte ein leichtes Lächeln, er kannte den Freund besser, diese kleinen Schwächen beeinträchtigten seinen Wert nicht, denn er hatte das vortrefflichste Herz von der Welt, er begnügte sich daher zu erwidern, daß er wohl für diesmal auf eine hervorragende Rolle verzichten müsse, es wurde ihm jedenfalls die des stillen Wohltaters zufallen, worin er ja kein Neuling sei.

Es dunkelte bereits, als des Doktors Besuche beendet waren und sie die Brandstätte erreicht hatten. Da, wo sich einst das grogartige Anwesen erhob, ein Kiezenbau an Umfang, lagen jetzt rauchende Trümmer, und zwischen diesen entdeuteten Thomas Koll's Falkenaugen ein menschliches Wesen, und jetzt stürmte er unaufhaltsam vorwärts über glimmendes Gebälk, verfohlten und zerklüfteten Hausrat, über Steine und Schutt, strachelnd und wieder emporstrebend, bis er halt machte.

Die Blicke des Freundes folgten ihm mit Spannung, und nun schwenkte Thomas den Hut und winkte eifrig mit den Händen, näher zu kommen, daß der Doktor nicht mehr zweifelte, daß der Gesuchte gefunden sei. Philipp Peyer sah, wie er den Körper eines Mannes aufhob und ihn wie ein Kind in seinen Armen trug, und als er näher kam, prallte der kleine Doktor entsetzt zurück, denn eine tiefe Wunde klappte an der Stirne, und mit Wunden bedeckt waren Hände und Füße, zerfetzt hingen die Kleider an der leblosen Gestalt, und in diesem Jammerbilde erkannte er Johannes Liff.

Beide Männer hoben den Verwundeten in den Wagen und fuhren im Schritt dem Hause des Doktors zu. Ein brennender Balken, der herabstürzte, während der Unglückliche nochmals einen Versuch machte, seine Schätze zu retten, verlegte ihn schwer am Kopfe, er erlangte erst nach einigen Tagen wieder das Bewußtsein, matt und stille lag er in der grünen Stube oben und Eva hielt die Krankentwache.

Nur allmählich, dank der aufopfernden, liebevollen Pflege, die Johannes von Philipp Peyer und seinem Freunde genoß, erhob er sich wieder, und mit seiner Genesung trat auch die Frage an ihn heran: was soll ich beginnen?

Dem treuen Auge des menschenfreundlichen Mannes war es nicht entgangen, daß sein Gast ein anderer geworden, als er gewesen, ein Kampf tobte in ihm, es war das Ringen einer Seele, die die Fesseln sprengt, um frei zu werden, frei von den Banden des Irrtums und der Sünden — und endlich, endlich war der Sieg errungen!

„An dir allein hab ich gesündigt,“ bekannte Johannes Liff vor seinem Gott. Welch ernstler Züchtigungen bedurfte es, um ihm die Augen zu öffnen, um ihn vom Irrweg auf den rechten Weg zu führen!

Das Verlangen, der geliebten Mutter eine Stütze zu sein, gut zu machen, was er fehlte, und die Sehnsucht, nach Hause zu kommen, wurde täglich lebendiger in seiner Seele, noch einmal wollte er arbeiten, um die Kosten der Ueberfahrt decken zu können, da geschah es, daß er eines Tages ein Kuvert auf dem Tische fand, das seine Adresse trug. Eine Schiffskarte zur Rückreise nach Europa lag darinnen nebst einigen Banknoten, auf einem Zettel stand: Glückliche Ueberfahrt!

Als der Doktor nach Hause kam, wollte Johannes ihm danken, denn er glaubte nicht anders, als er sei der Spender. „Mit nichts,“ entgegnete jener, „es ist dies Thomas Kolls Art zu geben; auch könnt Ihr Euch den Dank ersparen, denn Ihr werdet ihn nie zu Hause treffen, das heißt, er wird Euch so lange ausweichen, bis Ihr es aufgebt, ihm zu danken, bei ihm heißt es in Wahrheit: die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut!“

Hochsommer war's. Das Korn stand auf den Feldern, Sommerblumen entsandten ihre süßen Düfte. Das Rührrad rauschte so zauberisch märchenhaft, und auf dem Stege, der über den Bach führte, stand ein Mann; er trug ein kleines Bündel, seine ganze Habe lag darinnen.

Die Müllerin jätete das Unkraut aus im Hausgarten, sie sah den Fremden auf dem morschen Brett stehen: „Nehmen Sie sich in acht, es könnte brechen!“

„Mutter! Mutter! ich bin es, dein Sohn!“  
Sie ließ die Hacke fallen und lief ihm entgegen. „Mein Sohn, mein Johannes! Gelobt sei Gott, der mein Gebet erhörte und meine Tränen ansah und dich in meine Arme führte, gepriesen sei er in alle Ewigkeit!“

„Mutter, arm lehre ich heim, ich bringe keine Schätze mit, nur den Schatz heilsamer Erfahrungen — und eine gerettete Seele — ist dir das genug?“

Sie lächelte. O, das ist mehr, als ich zu hoffen wagte! Ja, der Herr ist göttig und barmherzig — sei willkommen, mein Sohn, gesegnet sei dein Einzug!“

### Humor.

— **Abwehr.** Er (spät nach Hause kommend): „Warum bist du denn noch wach, liebes Frauchen?“ Sie (ergrimmt): „Ueber dein langes Ausbleiben, ich koche vor Wut.“ Er: „Das ließe ich mir noch gefallen, wenn du kochen könntest.“

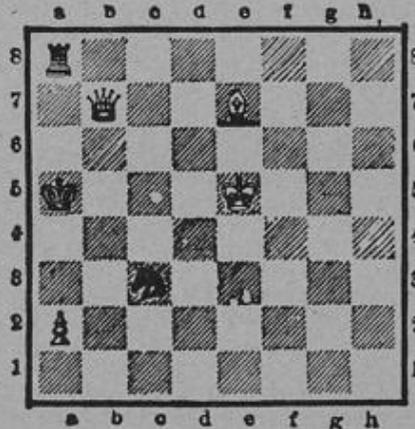
— **Unheilbare Krankheit.** Erster Student: „Kannst du noch immer nicht ins Kolleg gehen?“ Zweiter Student: „Nein, sobald ich das Bett verlasse, friert's mich an den Beinen.“ Erster Student: „Ich will dir einen Arzt schicken.“ Zweiter Student: „Ach, der kann mir auch nicht helfen, ich habe gestern meine letzte Hose versehen lassen.“

## Räselecke.

### Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

### Authentische Aufgabe.

Von den Zahlen

- 1 912 19 12
- 1 912 19 12
- 1 912 19 12
- 1 912 19 12
- 1 912 19 12

sind so viel zu streichen, daß die Summe der übrig bleibenden Zahlen 1912 beträgt.

### 1. Rätsel.

Mein erstes ist nicht wenig,  
Mein Zweites ist nicht schwer,  
Mein Ganzes läßt dich hoffen,  
Doch hoffe nicht zu sehr.

### 2. Rätsel.

Die Pflanze, die alles verdirbt und zerstört,  
Als Tier nur Nutzen und Freude gewährt.

### Scherzrätsel.

Warum kann ein Pferd nicht Schneider werden?

### Anagramm.

Aus dem Satz:

„Der Kleine erwacht“

läßt sich der Namen eines in der letzten Zeit viel genannten Mannes bilden.

### Begierbild.



Wo ist der Begleiter?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Wein — Ei.

Scherzrätsel: Adler — Adler.

Wechselrätsel: Nazareth — Lazarett.

Theatralisches Versteckrätsel: 1. „Lumpazivagabundus“ (Nestroy). 2. „Die Schule des Lebens“ (Raupach). 3. „Emilia Galotti“ (Lessing).

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; der zweite Clown sitzt dann an der unteren Kante des Bildes.

Arithmograph: Palmsonntag, Alma, Lasso, Montag, Sago, Oval, Nota, Rogat, Lasso, Anna, Sans.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 4

Sonntag, 21. Januar.

Jahrgang 1912.

## Gesühnte Schuld.

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung folgt.)

Voll Interesse ruhen Magdalenes Augen auf dem entzückenden Mädchentopf, aus dem ihr zwei pechschwarze Augen mit seltsamem Ausdruck entgegenfunkeln. Dann legt sie schweigend das Bild wieder auf den Schreibtisch.

„Als sie meine Frau wurde, war sie noch nicht siebzehn Jahre alt,“ fährt Ralph aufs neue fort. „Sie war mir mit fast wahnsinniger Hingebung zugetan — mit einer Leidenschaft, die niemals lange vorhält. Solche eine Liebe ist wie Strohfeuer. Der Kern, das Innerliche fehlt.“

„Und du? . . . Liebst du sie auch so sehr?“ kommt es zaghaft von Magdalenes Lippen.

Er schüttelt den Kopf. Ein bitterer Ausdruck breitet sich über seine bleichen Züge.

„Warum heiratest du sie, wenn du sie nicht liebst?“ fragt Magdalene mit einem Anflug von Erregung.

Er zuckt zusammen und blickt einige Sekunden starr vor sich hin, bevor er hastig erwidert:

„Geschäftsinteressen und so weiter — —. Erspare mir eine genauere Erklärung! Wir unternahmen eine vierwöchige Hochzeitsreise über den Libanon, nach Beirut. Als

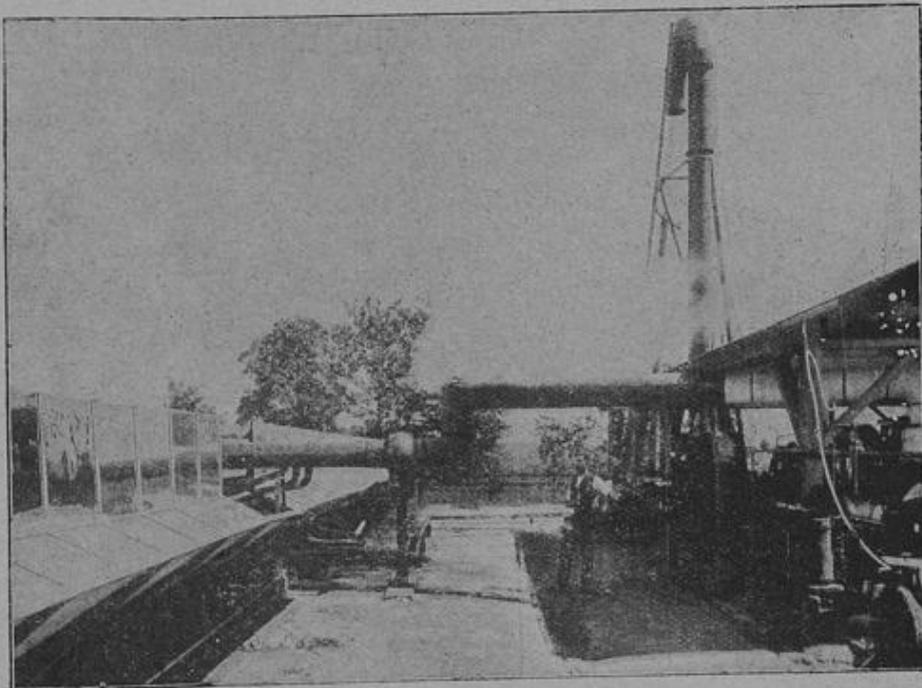
wir zurückkehrten, fanden wir meinen Schwiegervater nicht mehr vor. Er war inzwischen gestorben. . . Diese Nachricht wirkte auf Fatime wie ein Donnerschlag. Jetzt erst kam ihr zum Bewußtsein, wie sehr sie ihren Vater liebte. Ich tröstete sie, so gut ich konnte. Erschien sie mir doch in diesem ihrem wahren Schmerz um den Tod des Vaters ungleich liebenswerter als früher — —

Zwei Drittel seines immensen Vermögens hinterließ Omar seiner Tochter. Ein Drittel davon war bei einer Bank in Beirut deponiert und durfte erst zehn Jahre nach seinem Tode angerührt werden — es sei denn, daß ein Dokument mit Omars Unterschrift und dem laufenden Datum präsenziert würde. Diese Bemerkung im Testament meines Schwiegervaters verursachte viel Kopfschütteln. Wie konnte ein Toter je seine Unterschrift abgeben — —

Gleichviel — die uns hinterlassenen zwei Drittel seines Vermögens machten Fatime und mich zu mehrfachen Millionären. Mir war dies ziemlich gleichgültig; denn ich besaß von meiner verstorbenen Mutter her ein beträchtliches Vermögen. Auch hatte ich mit jener unglückseligen Heirat jede Lebensfreudigkeit verloren. Am liebsten saß ich still in

### Die erste Sonnenkraft- station.

Man hat seit Jahrzehnten Versuche gemacht, die Sonnenstrahlen zur Heizung von Dampfmaschinen zu verwenden. Natürlich ist dies nur möglich in einem Lande, in dem man ziemlich sicher auf regelmäßige klare Witterung rechnen kann. In Kalifornien ist nun neuerdings eine Anlage entstanden, die Wärmestrahlen der Sonne als



Kraftantrieb benutzt. Die Sonnenstrahlen werden in Spiegeln aufgefangen und deren Wärme, bedeutend erhöht durch Regeneratoren, zu einer Zentrale geleitet, die das Wasser der Dampfkessel großer Maschinen zum Sieden bringt und infolgedessen in Betrieb zu setzen vermag. Die Anlage soll trotz des billigen Wärmematerials vorläufig nicht billiger arbeiten, als eine gewöhnliche Dampfmaschine.

unserm alten Palast in Damaskus und brütete über mein trauriges Schicksal —

Doch wozu dich mit Einzelheiten quälen, Magda! Nach einem Jahre wurde uns ein Knabe geboren; er starb bald nach seiner Geburt. Aber von der Zeit ab war Fatimes Schönheit dahin. Auch ihre Gesundheit hatte gelitten. Nur ihr leidenschaftliches Temperament, ihre Wildheit und ihr Zahzorn waren geblieben — ja dies unglückselige Erbteil ihrer Rasse hatte sich noch kondensiert und machte mir fortan das Leben zur Hölle —

Noch einmal versuchte ich, mich an ihre Art zu gewöhnen, ihr ein guter Gatte zu sein; sie war ja immerhin meine Frau! Vergebens. Immer stand dein reines Bild vor meinem geistigen Auge, Magdalene. Unwillkürlich verglich ich Fatimes Wildheit, ihr zugellostes Temperament mit deiner Sanftmut, deiner leichten Zurückhaltung, und mein ganzes Innere baumte sich auf gegen mein Schicksal.“

Ralph macht eine kleine Pause. Die Erinnerung greift ihn mächtig an.

Magdalene spricht kein Wort, aber das Beben ihrer Lippen, der fieberhafte Glanz ihrer Augen, verraten ihre hohe Erregung.

„Während eines ganzen Jahres hatte ich mich vom Opiumrauchen enthalten,“ beginnt Ralph aufs neue, sich gewaltiam zur Ruhe zwingend. „Jetzt, in meiner Verzweiflung, griff ich wieder nach diesem einzigen Trostmittel der Orientalen. Fatime, deren leidenschaftliche Liebe zu mir in eine Art fanatischen Haß überzugehen begann, zog Vorteil aus dieser meiner Schwäche und beschimpfte mich —

„Eines Tages — ich entsinne mich noch so genau, als wäre es gestern gewesen — liege ich wieder in meinem Zimmer auf der Ottomane, die Opiumpfeife in der Hand. Rosenrote Dunitwölftchen umschweben mich. Und aus diesem himmlischen Gewölk lachelt mir das Bild eines Engels entgegen, das deine Züge trägt, Magda. Da —“

Er stockt und hält die Hand vor die Augen, während Todesohne seine Züge überstrahlt.

Mit weit aufgerissenen Augen starrt Magdalene ihn an.

„Da —“ wiederholt sie mit zuckenden Lippen.

„Da stürmt Fatime gleich einer Furie herein — mit höhnischem Lachen das ganze Gesicht verzerrt vor Wut —

„Umnebelt von den Opiumphantasien bin ich in diesem Moment nicht fähig, klar zu denken. Wie ein böser Geist erscheint mir die kleine Gestalt mit den sagenartigen Bewegungen und dem Raubtierblick in den schwarzfunkelnden Augen. Wie ein böser Geist aus der Unterwelt — gekommen, um mich aus dem Paradiese meiner rosigen Phantasien hinabzureißen in sein finsternes Reich —

„Meiner selbst nicht mächtig, stürme ich auf sie zu. Blitzschnell entwindet sie sich mir. Ich eile zum Schreibtisch, auf dem ein mit Diamanten und Rubinen verzierter Damaszenerdolch — ein Kabinettsstück aus dem Geschäft ihres Vaters — liegt. Sie flieht auf die Terrasse. Ich ihr nach, den Dolch in der Hand. Nicht sehe ich in diesem furchtbaren Moment das Weib in ihr — mein Weib — — nein, den bösen Dämon meines Lebens, von dem ich mich befreien muß —“

„Ein entsetzter Blick aus ihren Augen streift den gezückten Dolch. Dann schwingt sie sich auf die niedrige Bauustrade der Terrasse. Ein markerschütternder Aufschrei — kopfüberstürzt die Unglückliche hinab auf den marmorgetasteten Hof —“

„Dieser entsetzliche Moment gibt mir meinen Verstand wieder. Wie weggesetzt jeder Hauch von Opiumnebel —

„Ich fliege die Treppen hinab . . . hin zu der stillen weißen Gestalt, um die sich im Nu das Dienpersonal mit Klagen und Schreien versammelt. Ich stürze mich auf sie . . . ich belaste ihre Schläfen, ihr Herz —“

„Fatime ist tot! Und ich bin ihr Mörder!“

Mit lauschend vorgebeugtem Oberkörper, die Augen fest auf ihren Mann gerichtet, hat Magdalene, ohne ihn mit einer Silbe zu unterbrechen, zugehört.

Bei der letzten furchtbaren Selbstanschuldigung aus seinem Munde zuckt sie zusammen.

Doch nicht wendet sie sich entsetzt ab, wie Ralph es befürchtet. Langsam geht sie auf ihn zu, der wie gebrochen in sich zusammengesunken ist, und legt ihre kühle Hand auf seine glühende Stirn.

„Nicht doch, Ralph! Du bist kein Mörder! Die Arme stürzte sich in ihrer Angst selbst über die Ballustrade.“

„Um sich vor mir zu retten! Vor der Wut eines durch den Opiumgenuß Halbverrückten! Ich bin Schuld an ihrem Tod. Denn in demselben Augenblick, als sie hinabsprang, wünschte ich sie tot! Der verruchte Wunsch hat sich erfüllt. Ich bin — ein Mörder!“

Ein Schauer übersfliegt Magdalenes Körper. Aber ihre Augen blicken hell und klar wie immer.

„Ralph —“ sagt sie eindringlich, sich liebevoll zu ihm herabbeugend — „verbanne diesen wahnsinnigen Gedanken! Und selbst, wenn du dich schuldig fühlst — hast du nicht hundertmal gebüßt? . . . Sieh, die ganze Welt ist voll von Liebe! Und über all dieser Menschenliebe schwebt gleich einem leuchtenden Stern die unendliche, allmächtige, alles verzehrende Liebe unseres Schöpfers . . . Ich habe dir alles verziehen, was du mir je an Leid zugefügt. Um wieviel mehr wird jene allmächtige Liebe dir verzeihen!“

Wie eine Prophetin sieht sie vor ihrem Gatten — stark, mutig, das weiße Gesicht leuchtend vor heiliger Begeisterung.

Und ein Gefühl der Ruhe senkt sich herab auf den Unglücklichen und füllt sein verzagendes Herz mit neuer Hoffnung, neuem Lebensmut.

3.

Oster Sonntag.

Als Ralph gegen elf Uhr das Podium in der St. Johannis-Halle betritt blickt die Menge, die gekommen ist, um wie allsonntäglich seine Orgelvorträge zu besuchen, verwundert drein . . .

Was ist mit dem Künstler vorgegangen? Woher diese Veränderung? . . . Hoherhobenen Hauptes schreitet er daher. Nicht wie sonst, suchen seine dunkelsumrandeten Augen den Boden; süß schweift sein Blick über das vieltausendköpfige Publikum, bis er an dem edlen, freudig erregten Frauenantlitz dort an der Säule haften bleibt, das diesen Blick voll erwidert.

Nun erst nimmt er auf der Orgelbank Platz.

Noch ein tiefes Aufatmen — — dann durchbraust eine wunderbare Musik den weiten Raum . . .

Das schwillt an und subiliert und frohlockt und erhebt — gleich einem Jubelchor himmlischer Heerscharen, der aller Seelen gefangen nimmt, aller Gedanken und Empfindungen mit sich fortreißt.

Nicht wissen die Tausende von Menschen ringsum, woher es kommt; aber sie fühlen, daß die Musik heute keine Geißel bedeutet, die ihre Herzen niederdrückt. Nein, eine Freudenbotschaft ist sie, die sie emporträgt in unbekannte Paradiesesgefilde.

Eine ganze Stunde lang spielt er — ohne Unterbrechung. Durch die farbigen Bogenfenster lacht die Sonne herein und wirft leuchtende Reflexe auf das bleiche, emporge wandte Gesicht, das es in überirdischem Glanze erstrahlt.

Nun erhebt sich der Künstler. Ein leichtes Neigen des Hauptes, eine grüßende Handbewegung — und schon ist er hinter der kleinen Tür im Nebenraum verschwunden.

Etwas langsamer als sonst leert sich der Raum. Man ist zu verblüfft, zu froh bewegt, um rasch nach Hause zu eilen. Leuchtende Blicke, lebhaftes Hin- und Herreden, begeistertes Zuscheln überall.

Endlich hat sich die Menge verlaufen.

Gerade will der Türschließer das Eingangsportal zumachen, da tritt ein alter Mann auf ihn zu. Sein Bart ist grau und struppig, seine Gesichtsfarbe gelbbraun, wie geerbtes Leder, sein Gang gebückt.

„Wie heißt der Herr, der vorhin die Orgel spielte?“ fragt er mit freundschaftlichem Akzent.

„Nennen Sie ihn nicht?“ lautet die verwunderte Gegenfrage.

Hämisches Lachen verzicht die dünnen Lippen des Fremden.

„So —? hm —!“ Der Fremde fährt sich durch den struppigen Bart. „Können Sie mir seine Adresse mitteilen, guter Freund?“

Entrüstet weist der Türschließer einen halben Dollar zurück, den der Fremde ihm in die Hand drücken will.

„Danke, mein Herr! Für so was sind wir nicht zu haben. Werden gut genug von Herrn Donald bezahlt. Aber wenn Sie seine Adresse wissen wollen — hier in New York kennt sie fast jedes Kind — Kenzie Avenue Nr. 110, „Villa Helios“. Empfehlen Sie mich Ihnen!“

Damit fliegt die Tür dem Fremden vor der Nase zu.

„Aha!“ murmelt dieser spöttisch. „So also steht's! Kenzie Avenue Nr. 110, Villa Helios! . . . Warte, mein Lieber! Mit dir habe ich noch ein Wort zu reden!“

Fest zieht er den weiten Dolman über den knochigen Gliedern zusammen und eilt, noch immer jenes triumphierende Lachen auf den Lippen, von dannen. —

Klopfenden Herzens hatte Magdalene, an die Säule gelehnt, dem Orgelvortrag ihres Mannes gelauscht. Sie allein weiß den Jubel zu deuten, der heute aus seiner Muff zu der Menge sprach: es ist das befreite Aufatmen eines

niedergedrückten Gemüths, der Aufschwung einer bis dahin  
gefesselten Seele zum leuchtenden Firmament.

Froh wie schon lange nicht, eilt sie nach Hause.  
In der Vorhalle begegnet sie Dr. Mansfield, der gekommen  
ist, um den Damen seine Osterwünsche darzubringen.  
Als er nach einer Viertelstunde die Villa Helios wieder  
verlassen hat, begibt Magdalene sich sofort hinauf auf Bio-  
las Zimmer.

Obgleich Viola sich nach ihrer neuen Unterredung mit  
dem Geistlichen ersichtlich auf dem Wege der Besserung be-  
findet, muß sie doch den größten Teil des Tages noch ru-  
hend in ihrem Zimmer zubringen.

Freudig bewegt tritt Magdalene ein.  
Zwei durchsichtig bleiche Hände strecken sich ihr entgegen.  
„Ich habe eine Mitteilung an dich, Viola!“  
Eine leise Röthe steigt in das Gesicht der Refouvalles-  
gentin.

„Für mich?“  
„Ja, Frau Kinsley war soeben hier.“  
„So —“

„Und — noch jemand.“  
Magdalene fühlt wie die kleinen Hände in den ihren  
zittern.

„Ihr Bruder, der Dr. Mansfield!“ sagt sie rasch hinzu.  
Viola gibt keine Antwort. Doch als sie gleich darauf das  
Köpfchen hebt, ist ihr Gesicht wie mit Blut übergoßen.

„Ich soll dir von ihm sagen, daß er dir nicht böse ist,“  
fährt Magdalene sanft fort, als Violas Erregung sich ein  
wenig gelegt hat. „Ich soll dir ferner sagen: trotzdem du  
ihn bereits einmal ausgeschlagen hast, gebe er sich mit dei-  
ner damaligen Antwort nicht zufrieden. Er harre und  
hoffe noch immer und bittet dich vorderhand nur, dich zu  
schonen und gesund zu werden. Dann läme er wieder.“

Viola hält den Kopf gesenkt. Unter ihren geschlossenen  
Lidern perlen große Tränen hervor, während ihre lächel-  
nden Lippen leise flüstern:

„Ja, ich will leben — leben für dich, Archibald!“  
Ihre Hände falten sich. Ein stilles Glücksgefühl verklärt  
ihr Gesicht.

Lauflos, wie sie gekommen, verläßt Magdalene die  
Schwester.

Sie hat Ralph nach dem heutigen Oratelvortrag noch  
nicht gesprochen. Wie mit Allgewalt zieht es sie hin zu ihm.  
Sie muß ihn sehen, muß ihm sagen, wie glücklich sie ist.  
Glücklich in dem Bewußtsein, daß er —

Da eilt ein Diener auf sie zu, mit der Meldung, ein frem-  
der Mann wüschte Herrn Donald zu sprechen.

„Sie wissen doch, daß Herr Donald Sonntags nach seinen  
Oratelvorträgen für niemand zu sprechen ist, Jack,“ erwi-  
dert Magdalene ruhig.

„Das sagte ich dem Fremden auch, Madame; aber er will  
sich durchaus nicht abweisen lassen. Er müsse Herrn Do-  
nald unbedinat sprechen. Und zwar sofort.“

Kopfschüttelnd geht Magdalene dem Diener voran, die  
Treppe hinab. Wer mag es sein, der so ungestüm nach  
Ralph verlangt? Ein Bedürftiger? Ein Bittender? Ein  
Unglücklicher? . . .

In der Vorhalle auf einem der forbgeflochtenen Sessel  
sitzt ein kleiner, gebückter Mann mit eiaentümlich scharfen  
Zügen und der gelb-braunen Gesichtsfarbe der Orientalen.

Beim Anblick der imposanten Frauenaestalt, die sich ihm  
langsam, hoch erhobenen Hauptes nähert, steht er auf und  
zieht den Hut von dem grauen Kopf.

„Sie wünschen, mein Herr?“  
„Ich wüschte, Herrn Donald zu sprechen.“

Ein Blick auf das scharfe dunfle Gesicht vor ihr — und  
sie weiß: dieser Mann kommt nicht als Bittender.  
Magdalene runzelt die Stirn.

„Wie der Diener Ihnen bereits mittheilte, ist Herr Donald  
heute nicht für Fremde zu sprechen.“

„Nicht —?“ Höhnisches Lachen verzehrt die einaesfallenen  
Bäue des Fremden. Hastig wühlt er in den Taschen seines  
Rock herun.

„Hier, Herr Donald mag selbst sehen, ob ich als Frem-  
der zu behandeln bin.“

Das Auftreten des Mannes ist so bestimmt, seine kleinen  
schwarzen Augen funkeln so böshaft unter den buschtaen  
Brauen hervor — unwillkürlich wirft Magdalene einen  
Blick auf die dargereichte Visitenkarte.

Ein leiser Ausruf der Verwunderung entschlüpft ihren  
Lippen. Befremdet blickt sie von der Karte auf den un-  
heimlichen Menschen und wieder auf die Karte.

„Ah —!“ macht er hämisch. „Der Name weckt Erinne-  
rungen in Ihnen, wie es scheint. Sind Sie etwa Frau Do-  
nald? Ich meine die z w e i t e Frau Donald? . . . Ja? . . .“



Zur Proklamation der Republik China.  
Dr. Sun Yat Sen, der Präsident.

Die Vertreter von 14 chinesischen Provinzen proklamierten  
am 29. Dezember 1911 offiziell die Republik und wählten  
Dr. Sun Yat Sen, den geistigen Urheber der Revolution,  
zum provisorischen Präsidenten.

„Hahaha! Möchten Sie nicht etwas über die erste Frau  
Donald erfahren?“  
Leichtes Zittern übersieht Magdalens Glieder. Wie  
die Ahnung nahenden Unheils kommt es über sie. Die  
Karte entgleitet ihrer Hand.

„Wer — wer sind Sie, mein Herr?“  
„Wer ich bin?“ Bitter lachte der Mann auf, während  
seine knöchernen Finger auf den Boden deuten. „Haben  
Sie nicht meinen Namen auf der Visitenkarte gelesen? . . .  
Omar Effendi!“

Magdalene schweigt. Noch begreift sie nicht —  
Mit unheimlich funkelnden Blicken beobachtet sie der  
Syrrer.

„Ja, ja —“ zischt er ingrimmig — „guden Sie mich nur  
genau an! Ich bin es: der alte Omar aus Damaskus!  
Fatimes — Vater!“

Einige Sekunden steht Magdalene wie erstarrt. Dann  
schüttelt sie rasch das Angstgefühl, das ihr die Kehle zu-  
sammenzupressen drohte, ab und tritt mit ausgestreckter  
Hand auf den Orientalen zu.

„Fatime Donalds Vater? . . . Willkommen in meinem  
Hause, Omar Effendi! Wie wird mein Mann sich freuen!“  
Doch er ignoriert die dargebotene Hand.

„Freuen? . . . Glauben Sie das wirklich?“  
„Gewiß. Mein Mann litt schwer unter der Befürchtung,  
Mitschuldiger an Ihrem Tode zu sein.“

Wieder streift ein häßlicher Blick aus den stehenden  
Augen des Orientalen das schöne ruhige Frauenantlitz.  
„Wir werden ja sehen!“

Rasch wendet er sich und will die Treppe hinaufsteigen.  
Doch Magdalene vertritt ihm den Weg. Immer mehr  
wird es ihr zur Gewißheit, daß Omar Effendi nicht als  
Freund gekommen ist, sondern als Feind. Nicht eher wird  
sie ihn zu ihrem Manne führen, als bis sie weiß, was ihn  
hierher führt.

„Wenn Sie etwas Wichtiges zu sagen haben, so teilen Sie  
es mir mit!“ bemerkt sie mit erzwingener Ruhe, die Tür  
nach dem Empfangszimmer öffnend.

Widerwillig folgte der Syrer der voranschreitenden hohen Frauengestalt. Selbst auf den rauhen Orientalen beginnt Magdalenes stolze Ruhe ihren Einfluß auszuüben.

„Nun sprechen Sie, mein Herr!“

Magdalene setzt sich und deutet auf einen Sessel in ihrer Nähe.

Noch kurze Zeit zögert Omar. Halb spöttisch, halb bewundernd fixieren seine kleinen stehenden Augen das stolze Gesicht der Frau vor ihm.

Dann beginnt er, in fließendem, wenn auch fremdländischem Englisch zu erzählen: wie er seine Tochter geliebt habe und wie ihm kein Opfer für ihr Glück zu groß gewesen wäre . . . wie er Ralph Donald in Damaskus kennen gelernt . . . wie er ihn in sein Haus eingeführt und bald dahinter kam, daß Fatime ihm ihr Herz geschenkt . . . wie er deshalb in jenem kritischen Moment Ralph Donalds Stelle bei der mohammedanischen Verbindung „B. J. M.“ eingenommen, um durch Hingabe seines eigenen Lebens der Tochter den geliebten Mann zu erhalten . . .

„Ich Tor!“ lacht er bitter auf, die braune Faust schwingend. „Aber der alte Omar lebt noch, um sein armes Kind zu rächen!“

Mit keiner Silbe hat Magdalene gewagt, den leidenschaftlichen Redefluß des Syrers zu unterbrechen. Bei dem fanatischen Haß, der während der letzten Worte in seinen Augen aufleuchtet, zuckt sie zusammen. Angstvollen Herzens beobachtet sie, wie der Alte nach Fassung ringt, wie er mit Gewalt die Wut, die in ihm lacht, zurückdrängt.

„Wollen Sie meine Geschichte weiter hören?“ fragte er nach einer schwülen Pause.

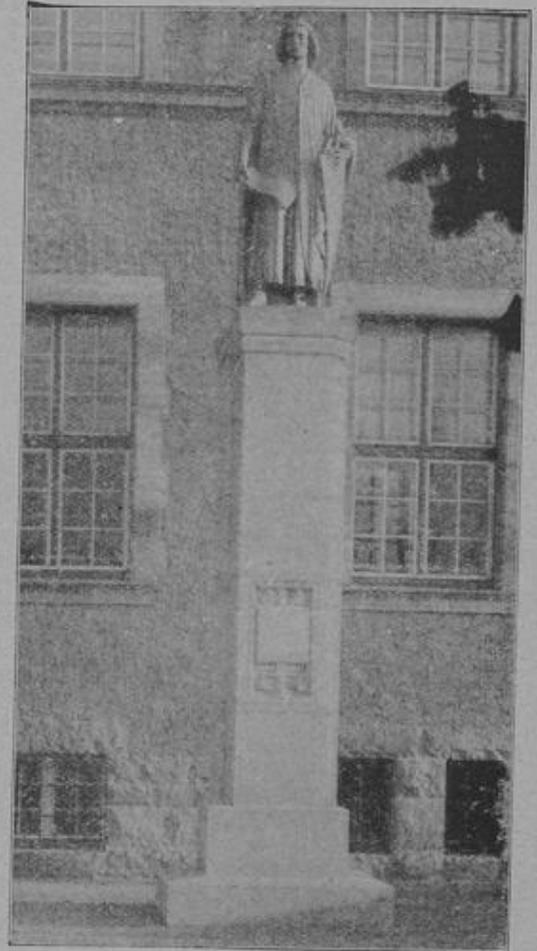
In schweigender Zustimmung neigt Magdalene das Haupt. Was wird sie noch zu hören bekommen? . . .

Und weiter erzählt Omar: wie er es natürlich nicht fertig gebracht habe, der Forderung der geheimen mohammedanischen Verbindung zu folgen und den Teehändler Assad Emir zu töten . . . wie die Bluthunde ihn deshalb einsperrten und quälten . . . wie sie stückweise durch Foltern jeder Art ihm den noch auf der Bank in Beirut ruhenden Teil seines Vermögens zu entreißen suchten . . . wie er endlich durch Bestechung eines Gefangenewärters entflohen und, als Bettler verkleidet, von Ort zu Ort zog, um nach Damaskus zu kommen und sein Kind noch einmal zu sehen . . .

„Die Kerle dünkten sich klug! Aber der alte Omar ist noch klüger!“ lacht er mit unheimlicher Wildheit auf. „Ja ja — ich kenne türkische Verhältnisse! Ein Drittel meines Vermögens hatte ich auf der Bank in Beirut deponiert und in meinem Testament erklärt, daß nur derjenige, der ein Dokument mit meiner Unterschrift und dem laufenden Datum vorzeigt, Beträge aus diesem Fonds ausgezahlt erhalten dürfe. Auf die Geldgater der Muselmänner baute ich, und ich hatte mich nicht getäuscht. Längst würden sie mich ins Jenseits befördert haben, wenn sie nicht gewußt hätten, daß dann jenes Geld ein für allemal für sie verloren war . . . Obgleich mein Arzt mir damals, als ich im Wohlleben schwelgte, kaum mehr einige Monate zu leben gab, so lebe ich heute noch — dank der Hungertur in den Gefängnissen und vor allen Dingen der Entziehung des Opiums.

Als ich dem Gefängnis in Palmyra entflohen, war ich so kräftig, daß ich die anstrengende Fußreise bis Damaskus ruhig wagen konnte — —

(Schluß folgt.)



Das „Sachsenspiegel“-Denkmal. Vor dem neuen Landgerichtsgebäude in Halberstadt wurde kürzlich eine Statue des Ritters Eike von Repow, der vor 700 Jahren die erste deutsche Rechtsammlung, den berühmten „Sachsenspiegel“ verfaßt hat, enthüllt.



**Vollmöllers „Mirakel“ in der Olympia zu London.**

Unter der Regie Prof. Max Reinhardts vom Berliner Deutschen Theater wurde in der Olympia zu London das nach dem Muster der geistlichen Spiele des Mittelalters und auf Grund alter Legenden erneuerte Mysterienspiel Vollmöllers: „Mirakel“ aufgeführt. Sowohl die Inszenierung als auch die Aufführung selbst fanden großen Beifall beim Londoner Publikum.

## Zur Zweihundertjahrfeier des Geburtstags Friedrichs des Großen.



elstentweiten haben sich seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches dem deutschen Volke eröffnet. In einem verhältnismäßig kurzen Kriege wurde die äußere Möglichkeit für seine nationale Entwicklung geschaffen. Aber die innere Grundlage für sie haben drei Jahrhunderte Schritt für Schritt vorbereitet. Und der König, der am

unmittelbarsten und umgreifendsten vorgearbeitet und mit weitem Blick die Zukunft überschaut hat, war „der alte Fritz“. Friedrich der Große wurde geboren am 24. Januar 1712 zu Berlin. Er erhielt eine nüchterne, einseitig militärische Erziehung, die er selbst im Geheimen besonders durch französische Lektüre zu ergänzen suchte. Die harte Behandlung und selbst Mißhandlung seitens seines Vaters verleitete ihn zu einem mißlungenen Fluchtversuch (1730), infolgedessen sein Vertrauter Katté hingerichtet, er selbst zu Küstrin in Haft gehalten wurde. Unter diesen Eindrücken änderte sich Friedrichs Sinnesart; schon durch die Heirat der umgeliebten Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern (1733) beugte er sich dem väterlichen Willen. In Neu-

Kruppin wie auf Schloß Rheinsberg zeichnete er sich ebenso als Regimentskommandeur wie in der Verwaltung aus und betrieb im brieflichen Verkehr mit Voltaire ganz im Sinne der Aufklärung eifrig philosophische Studien. Als König traf er manche Reformen, so Abschaffung der Folter und Verstärkung des Heeres.

Nach dem Tode Kaisers Karl VI. erhob er die preussischen Ansprüche auf Jägerndorf, Brieg, Stegnitz und Wohlau als Voraussetzung der Anerkennung der Pragmatischen Sanction. Die militärische Befestigung Schlesiens sicherte er durch den Sieg bei Mollwitz (10. April 1741) über Reippen, in der Konvention von Klein-Schnellendorf (9. Oktober 1741) erhielt er den größeren Teil Schlesiens durch den Sieg bei Chotusitz (17. Mai 1742), im Frieden von Breslau (11. Juni) Ober- und Nieder Schlesien und die süd-westlichen Fürstentümer bis zur Oppa gegen Müdrtritt von der französisch-bayerischen Allianz. Um weitere Teile Oesterreichs an sich zu reißen, begann er 1744 als Bundesgenosse Karl VII. den zweiten schlesischen Krieg, dessen anfangs günstiger Verlauf (Hohen-

friedberg 4. Juni 1745) im Dessauer Frieden Wiederherstellung des Breslauer Friedens brachte. Im Frieden von Aachen wurde der Besitz Schlesiens neuerdings garantiert.

Die folgende Friedenszeit war der Ordnung und Eingliederung der Neuwerbungen, Werken des Friedens, der weiteren Ausbildung und Vermehrung des Heeres auf 133 000 Mann gewidmet. Infolge der sich gegen ihn bildenden Allianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland, schloß Friedrich der Große mit England den Bündnisvertrag von Westminster (17. Januar 1756). Um dem Angriff vorzukommen, eröffnete er 1756 mit der Besetzung Sachsens den dritten schlesischen oder 7jährigen Krieg, in dem er sich gegen halb Europa behauptete. Im Hubertusburger Frieden (15. Februar 1763) wahrte Preußen, das jetzt als zweite deutsche Großmacht anerkannt werden mußte, seinen Besitzstand. Damit war die Auflösung des Reiches besiegelt. Im bayrischen Erbfolge-Krieg 1778 trat Friedrich von neuem Oesterreich und dessen Ansprüchen auf Bayern entgegen und half im Frieden von Teschen den Fortbestand Bayerns sichern. 1785 bewährte er Bayern auf Anrufen des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken durch den Fürstenbund nochmals vor teilweiser Einverleibung durch Oesterreich. Bei der Teilung Polens, die 1772 durch die russisch-türkischen Verwickelungen herbeigeführt worden war, gewann er Westpreußen und Ermland.

Unermüdet arbeitete Friedrich an der Beseitigung der schweren Kriegsschäden, an der Wiederherstellung des Wohlstandes der gewonnenen Provinzen, an der Kolonisation des Ostens (Oder-Wartel-Neubebruch) an der Hebung der

Seiden- Baumwoll- und Porzellanmanufakturen, an der Erziehung des Volkes für den Staat. Weniger glücklich war er in der Einführung der Regie (1766), für alle außerhalb des Landes erzeugten Produkte, auf die hohe, mit Exzisen von französischen Beamten eingetriebene Zölle festgesetzt wurden. In religiöser Hinsicht sucht er möglichst Toleranz walten zu lassen und bot den Jesuiten nach Aufhebung des Ordens wegen ihrer pädagogischen Verdienste ein Obdach. Persönlich huldigte er der ausgesprochenen Aufklärung eines Leibniz und Wolff, später eines Locke und Voltaire. In den Religionsformen erkannte er nur die ethische Seite an und verwarf selbst den Unsterblichkeitsglauben. Preußen wurde durch ihn der Herd der religiösen Aufklärungen und der negativen Philosophie.

In den politischen Fragen vertrat er neuzeitliche Auffassungen, hielt aber das Volk noch nicht für politisch mün-



Friedrich der Große.



Die preussischen Könige im 18. Jahrhundert.

Schaufseite einer zum 18. Januar 1801, dem Hundertjahrtage des preussischen Königstums, geprägten Medaille.

dig. Seine Anschauungen legte der „Philosoph von Sanssouci“ nicht nur in einem ausgebreiteten Briefwechsel dar (bes. mit Voltaire), sondern auch seinen zahlreichen, durchweg französischen Schriften, unter denen die autobiographischen und zeitgeschichtlichen besondere Bedeutung haben. Der deutschen Literatur schenkte Friedrich der Große keine Beachtung. Für die Rechtspflege machte er sich verdient durch den Erlaß einer neuen Gerichtsordnung (Cod. Fridericianus, 1747) sowie durch das „Allgemeine preussische Landrecht“, das er durch Carmer bearbeiten ließ.

Ein reiches Leben ging mit Friedrichs Tode zu Ende. Der stolze Beinamen „der Große“ ward seinem Namen nicht erst spät oder gar nach dem Hinsterben in höfischer Weise zugesetzt; sondern Freunde und Segner hatten dem

jungen, tatkräftigen „Marquis de Brandebourg“, wie ihn die Franzosen erst spöttisch nannten, den Beinamen schon in den ersten Regierungsjahren zuerkannt. Vor ihnen allen aber tat dies ein erfindungsreicher Berliner Schuster. Auf dem Transparent, das er am Tage des Einzuges des jungen Königs im Jahre 1741 an seinem Hause anbrachte, konnte man die Bezeichnung in den ehrenden Anittelversen lesen.

Der Mann aus dem Volke hatte offenbar damals schon das rechte Gefühl für die Bedeutung des Monarchen, der mit Jugendfrische Preussens Geschichte in die Hand nahm und in konsequenter Arbeit unter den schwierigsten Verhältnissen seine Macht so steigerte, daß er gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg in dem von ihm gegründeten Fürstentum die Hegemonie führen konnte. Zwar wurden die Früchte der großen Taten des Monarchen durch Napoleons Aufsturm scheinbar vernichtet. Aber dessen Untergang und das neue Aufsteigen Preussens sind doch Folgen der persönlichen

Arbeit des Regenten, der sich im Gegensatz zum Absolutismus der französischen Könige stolz den „ersten Diener seines Staates“ nannte.

### Aussprüche Friedrichs des Großen.

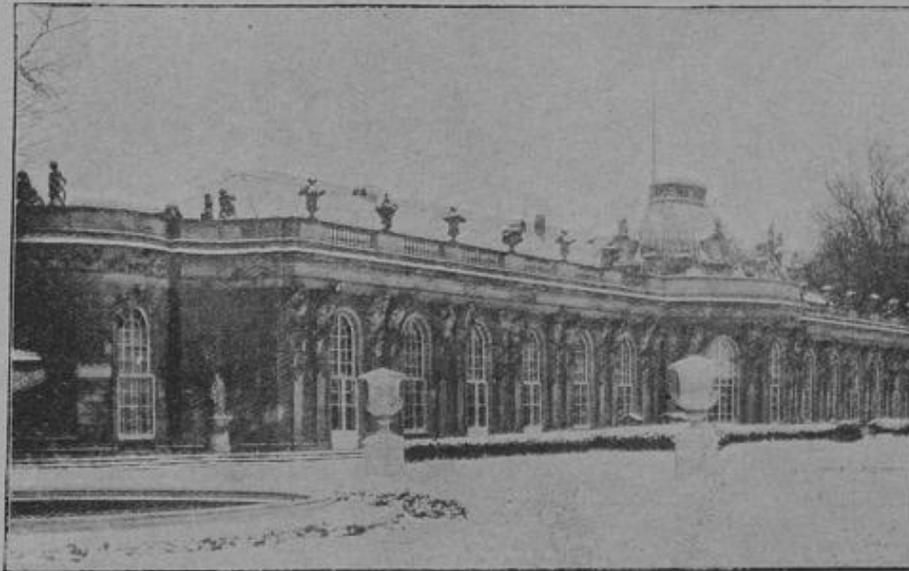
Ich liebe mein Vaterland von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Meine Erziehung, meinen Besitz, mein Dasein, alles habe ich von ihm. Hätte ich tausend Leben, ich würde sie dem Vaterlande alle mit Freuden opfern, wenn ich ihm dadurch einen Dienst erweisen und meine Dankbarkeit bezeugen könnte.

Lettre sur l'amour de la patrie.

Die Bäume, deren Wipfel sich in die Wolken erheben, sind mehr der Gewalt der Stürme ausgesetzt als die Sträucher, die in ihrem Schatten wachsen.

An Voltaire, 3. Sept. 1736.

Glücklich ist der unbekanntere Mensch, der schon in seiner Jugend vernünftig genug gewesen ist, auf jegliche Art von Ruhm zu verzichten, der keine Reide hat, weil er nicht beachtet wird, und dessen Geschick nicht die Be-



Schloß Sanssouci, der Lieblingsaufenthalt des Königs.

gehrlichkeit herausfordert. — 13. Juli 1757.

Es gibt keine Krone, keinen Thron, den ich durch eine niedrige Handlung erkaufen möchte; lieber hundertmal sterben, als eine während meines Lebens begehen.

17. Okt. 1757.

Napoleon I. über Friedrich: (An seinem Sarge in der Königsgruft) „Wenn dieser noch lebte, stände ich nicht hier!“

## Auf Ellis=Island. Eine Skizze aus Newyork.

Von Alexander G. Sedlmayr.

Es war in dem großen Raum, der den zurückgehaltenen Auswanderern als Aufenthalt während des Tages dient.

An eine Wand gelehnt saß auf einem Ballen, wie ihn die Aermsten mit sich zu führen pflegen, ein junges italienisches Weib. — Sie starrte vor sich auf den Boden und in ihren Augen lag eine ungeheure Angst vor einem entsetzlichen Ereignisse, das sie zu ahnen schien. — Manchmal lief durch ihren Körper ein rasches Wehen und tief aufatmend drückte sie dann die beiden Kinder, die neben ihr saßen an sich, wie um bei ihnen Schutz und Trost zu finden. — Plötzlich hob sie ihren Blick und sah nach der Türe, die in den Amtsräum führte; sie hatte in einem Manne, der eben die oberste Stufe herabstieg den italienischen Dolmetsch erkannt. — Nun war er die wenigen Stufen herabgekommen und für ihren Blick verschwunden, da viele Menschen zwischen ihr und ihm waren.

Ganz instinktiv fühlte sie, daß er nach ihr suchte, und immer in der Richtung blickend, aus der er kommen mußte, dachte sie:

„Oh, mein Gott! . . . Er wird mir etwas Entsetzliches sagen!“

Endlich trat er, sich seinen Weg durch eine Gruppe von Menschen, die vor ihr stand, bahrend, auf sie zu, grüßte sie

freundlich und sie auf die Schulter klopfend beugte er sich zu ihr herab.

Die Frau preßte ihre Kinder an sich und, zu ihm aufblickend, flüsterte sie heiser:

„Mein Gott . . . er ist . . . doch nicht?“

„Ja, liebe Frau! . . . Heute morgen starb er!“

Sie lehnte sich zurück, betäubt von dieser furchtbaren Nachricht saß sie lange bewegungslos und alle Worte des Mitleidens, die der gutmütige Beamte zu ihr sagte, hörte sie wohl gar nicht oder erfaßte doch nicht ihren Sinn. — Nur manchmal hob sich ihre Brust und es war als ob ein entsetzlicher Schrei sich ihren Lippen entringen wollte, aber noch blieb sie stumm.

Die Kinder, die von all dem nichts verstanden hatten, schmiegt sich enger an die Mutter und begannen leise zu weinen.

Viele hatten sich um diese Gruppe gestellt und als es bekannt geworden war, daß der Mann dieses Weibes, der schon während der Seereise krank geworden, gleich nach der Ankunft in ein Hospital hatte gebracht werden müssen, nun nach zwei Tagen gestorben war, erfüllte alle tiefstes Mitleid.

Der Dolmetsch, der das Vergebliche seiner Bemühungen eingesehen hatte, wandte sich zum Gehen, als ihm ein anderer Beamter sagte:

„Ich denke auch, es ist das Beste, wir lassen sie jetzt allein!“  
Die Frau, die bisher geistesabwesend vor sich hingestarrt hatte, sah dem Gehenden nach und als er im Gedränge verschwunden war, ging in ihrem Antlitz eine seltsame Veränderung vor.

Nun erst schien sie die volle Bedeutung seiner Worte zu erfassen!

Es war, als ob in einer Vision ein schmales weißes Bett in einem großen Zimmer mit kahlen Wänden ihr erschiene, und darauf ein Mann, den sie unendlich geliebt — sterbend!

Wie erwachend sah sie dann um sich! . . . Ueberall fremde Gesichter!

„O dio mio! . . . Mio marito è morto! . . .!“  
Nun brach ihr Schmerz in wilden Fluten los. — Sie riß ihre Kinder an sich, wie um sie das Entsetzliche zu lehren! . . . Leise mit zischender Stimme:

„O dio mio! . . . Mio marito è morto! . . .“ „O Gott, mein Mann ist tot!“

Dann blickte sie wieder im Kreise umher und die Lippen von irrem Grinsen verzerrt, schrie sie mit kreischender Stimme, daß es alle hören sollten:

„O dio mio! . . . Mio marito è morto! . . .!“  
Dann bäumte sie sich hoch auf, riß die Haare auseinander, daß sie in schwarzen Fluten über ihre Schultern stürzten, mit der Linken zerrte sie ihre Kinder empor, die Faust schüttelte sie drohend, blickte mit ihren glühenden Augen nach oben und schrie, daß es weithin gelte:

„O dio mio! . . . Mio marito è morto!“  
Wie zerschmettert von dem Ausbruche ihrer wilden Verzweiflung sank sie wieder in sich zusammen und die Hände zu einer Bitte faltend, sprach sie leise, in tiefer Trauer:

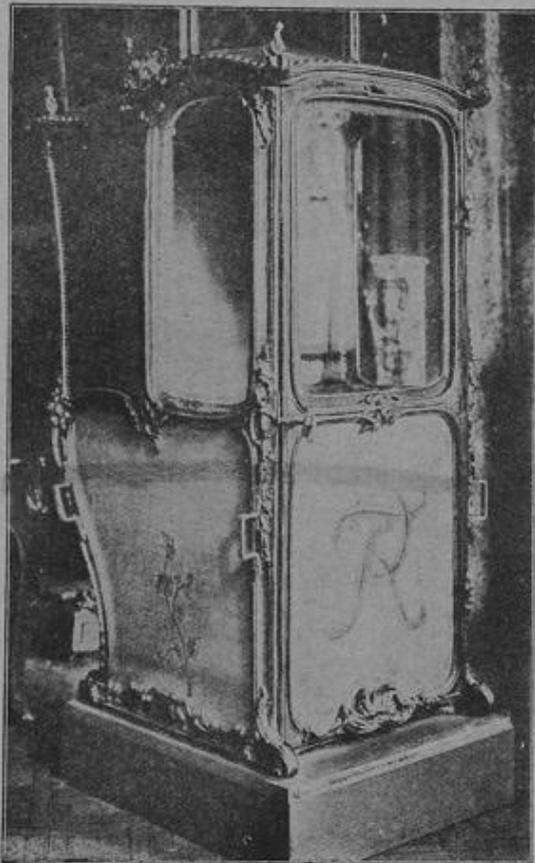
„O dio mio! . . . Mio marito è morto!“  
Der ungeheure Schmerz dieses einen Menschen hatte das verborgene Leid, die geheimen Sorgen in allen erweckt! . . . Hier sah man Mädchen weinen — dort Männer, die ernst und düster vor sich hinstarrten — Kinder, die sich ängstlich an die Mutter schmiegen, wie schutzsuchend vor dem Leid der Welt, das sie ahnten! . . .

Zwei Stunden hatte diese ergreifende Szene gedauert und langsam war das Mitleid, das sie alle empfunden hatten, entschwunden. — Es machten sich wieder ihre eigenen Hoffnungen und Sorgen, ihre Wünsche und Ängste geltend!



Der größte und kleinste Reichstagswähler.

Anlässlich der Reichstagswahlen wurde in einem Lokal zu Berlin eine Konkurrenz für den größten und kleinsten Reichstagswähler veranstaltet. Der größte Wähler wurde mit 2,01 Meter festgestellt, während der kleinste ein Zwerg der in Berlin auftretenden Liliputstadt „Midget Town“, 1,20 Meter groß war.



Die Säufte Friedrichs des Großen.

Hier und dort wurde eine tadelnde Stimme laut!  
„Es ist kaum mehr auszuhalten!“  
„Man sollte die Frau von hier wegbringen!“  
„Ich verstehe ja ihren Schmerz, aber man hat hier mit sich selbst genug zu tun!“  
„Well she is a nuisance! . . . That is all I say!“  
„Damit haben sie nur zu recht!“  
„Ach Gott, daran muß man sich gewöhnen! . . . Die Gi-nies (Spottname für Italiener) sind alle so übertrieben!“  
„Sehen Sie nur diese tollen Gebärden! . . . Das wirkt denn doch schon fast komisch!“  
„Aber ich bitte Sie, die Frau spielt doch nur mehr Komödie! . . . Die Geschichte dauert nun schon ein wenig länglich!“

So sehr hatte sich allmählich die Stimmung verändert, daß man sich entschließen mußte, die Frau wegzubringen. — Eine freundliche alte Frau, die dort angestellt war, stellte ihr ein kleines Zimmer zur Verfügung. — Sie und ein Beamter nahmen die Unglückliche unter den Arm und führten sie weg. — Ein zweiter Beamter folgte mit den Kindern, während der Gehilfe des Kantineurs den Ballen nachtrug.

Willenlos ließ sich das Weib weiterschleppen — über die drei Stufen mußte man sie fast emporheben, aber als sie oben angelangt war, richtete sie sich nochmals auf und blickte zurück in den Raum, in dem sie alle Hoffnungen hatte begraben müssen. . . . Nochmals gellte über das Stimmengewirre hin der letzte Schrei eines totwunden Menschen:

„O dio mio! . . . Mio marito è morto! . . .!“  
Einem Moment herrschte Stillschweigen . . . etnen Moment lang empfanden sie nochmals alle den Schmerz der ganzen Menschheit in dem Schmerze dieses einen Weibes! . . . Aber dann erhoben sich ihre Stimmen von neuem . . . da wurde wieder wach ihr eigenes Sehnen, ihr eigenes Hoffen! . . .

Es hatte sie wieder erfaßt — das ewig siegreiche Leben! . . .

# Humor.

— Wahres Geschichtchen. Eine Stunde weit von dem Städtchen B. entfernt liegt ein großes schönes Rittergut, auf welchem als Pächter ein origineller Junggeselle schaltet und waltet. Er hat unter seinen Knechten auch einen Halb-idioten mit Namen Kaspar, und da kommen denn manchmal die tollsten Spässe vor. Sonntags reitet oder fährt der Pächter ins nahe Städtchen, um seiner Christenpflicht zu genügen und daran anschließend im „Ratskeller“ einen kräftigen Frühschoppen zu nehmen. Als er nun eines Sonntags zu diesen Zwecken vom Gute abwesend war, wird plötzlich ein Pferd krank. Die Haushälterin ruft nach den Knechten, doch, Welch Malheur, nur Kaspar ist da. Guter Rat ist teuer. Sie tut ihr Bestes und gibt ihm mit klaren deutlichen Worten den Auftrag, so schnell wie möglich nach B. zu laufen und im „Ratskeller“ seinen Herrn zu benachrichtigen. Kaspar läuft, was er kann und kommt schweißtriefend im „Ratskeller“ an. Sein Herr ist aber noch nicht da, doch er läßt sich nicht bewegen, einige Augenblicke zu warten, sondern läuft direkt wieder nach Hause. Dort angekommen, fragt ihn die Gestrenge, ob er den Herrn getroffen habe. „Enäh,“ war die Antwort, „dat hann ich mir ewer ooch denke löhne, dat der Här nei em „Ratskeller“ wor, ich sohn im „Hirsch“ am Finster sehn.“

— Ein Bauer verspricht einem Herrn auf dessen Verlangen ein fettes Suppenhuhn zu schicken. Der Herr wartet vergebens, das Suppenhuhn kommt nicht. Nach einiger Zeit treffen sich die beiden wieder und auf das Schimpfen des Herrn antwortet der Bauer gelassen: „Ja, mein lieber Herr, ich konnte Ihnen das Huhn wirklich nicht schicken, es war wieder besser.“

— Der blinde Dichter Milton war zum dritten Male und nichts weniger als glücklich verheiratet. Eines Tages sagte ihm ein Bekannter, seine Frau gleiche einer Rose. „Sie haben Recht“, meinte der Dichter, „sehen kann ich dies leider nicht, aber an ihren Dornen fühle ich es.“

— Der Mathematiker. „Nun Herr Professor, wie hat Ihnen denn das Konzert gefallen?“ „Sehr schön, allerliebste, vortrefflich, aber bewiesen ist damit nichts.“

— Aus einer kleinen Stadt. Herr X. will nach Massachusetts auswandern und bemüht sich um einen Auslandspaß. „Wohin wollen Sie auswandern?“ fragt der Beamte. „Nach Massachusetts.“ — „Wohin?“ — „Nach Massachusetts!“

— Verlegen kraut sich der Beamte hinter'm Ohr und nachdem er ratlos eine Zeit lang am Federhalter herumgelaufen hatte, fragt er den Herr X.: „Hören Sie, wollen Sie nicht lieber anderswohin auswandern?“

# Rätsellecke.

Kryptogramm.



Allerlei Kurzweil.

Wie kann man drei Streichhölzer mit Hilfe zweier Taschenmesser verschiedener Größe übereinander balanzieren.

Bilderrätsel.



Umstellrätsel.

Aus jedem der folgenden Wörter

Ernte	Wagen
Serbe	Lampe
Linse	Ehre
Schiene	Italien
Ehor	Ober
Atlas	Rebe
Kotte	Lorch
Palme	Sahne
Nettig	Natur

ist durch um Umstellen der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben ergeben ein sehr wichtiges Recht jedes deutschen Bürgers.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe:

1 a2—a4	
1. . . . Ka3×a4	2 Db7—b4 matt
1. . . . Sc3×a4	2 Le7—b4 matt
1. . . . S beliebig	2 Db7—b3 matt
1. . . . Ta8—a6	2 Db7—b4 matt
1. . . . Ta8—a7	2 Db7—a7 matt.

Arithmetische Aufgabe: Man streiche

3 mal 1	Rest 2 × 1 =	2
3 " 912	" 2 × 912 =	1824
3 " 19	" 2 × 19 =	38
1 " 12	" 4 × 12 =	48

1912

Rätsel: Vielleicht.

2. Rätsel: Schimmel.

Scherzrätsel: Weil er das Futter fressen würde.

Anagramm: Riederlen-Wächter.

Verrierbild: Bild auf den Kopf stellen; der Gesuchte steht dann zwischen der Dame und dem linken Rand.

Redaktion: Erwin Thypsen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 5.

Sonntag, 28. Januar.

Jahrgang 1912.

## Gefühnte Schuld.

Roman von Erich Friesen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich brauchte viele Wochen dazu; denn ich konnte nur nachts, im Dunkeln, weiter wandern. Den Tag über hielt ich mich verborgen. Aber was tut man nicht, um sein Kind noch einmal zu sehen — seine teure einzige Tochter, der man glaubt, mit seinem Herzblut den Himmel auf Erden erkaufte zu haben!“

Erschöpft hält der Alte inne, mit zitternder Hand sich die Schweißtropfen von der Stirne wischend.

Zwar ist der Syrer und sein ganzes, von fanatischem Haß und ungezügelter Wildheit zeugendes Gebaren der stolzen Amerikanerin durchaus antipathisch. Trotzdem berührt die zärtliche Liebe zu seinem Kinde, die aus jedem seiner Worte spricht, eine verwandte Saite in ihrem Innern. „Armer, bedauernswerter Mann!“ murmelte sie unwillkürlich vor sich hin.

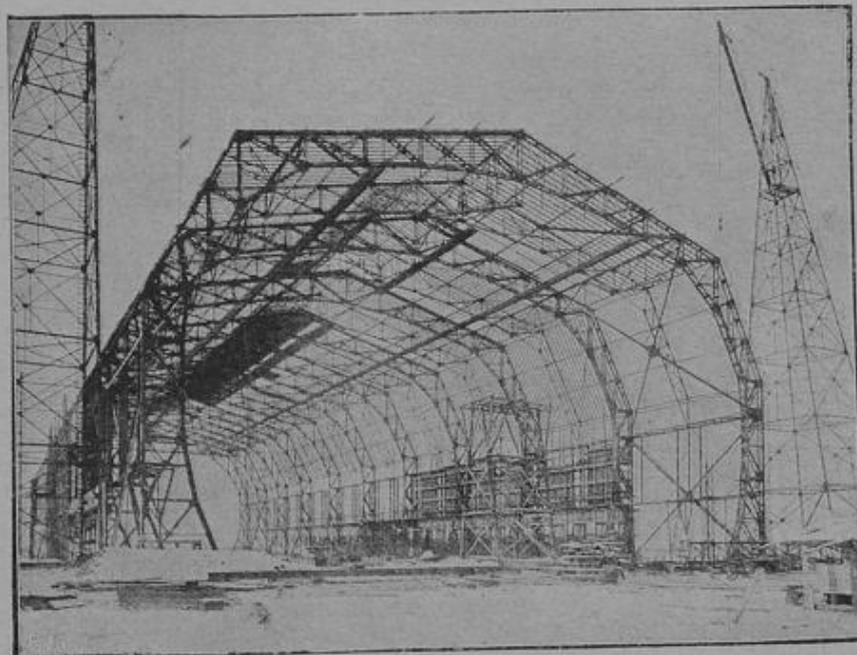
Ein seltsames Lachen verzieht Omars dünne Lippen — ein häßliches Lachen, dessen Bedeutung Magdalene nicht versteht, das sie aber aufs neue mit Angst und Schrecken erfüllt.

„Nach vielen Wochen anstrengenden Wanderns traf ich endlich in Damastus ein — mit blutenden Füßen, zu Tode erschöpft,“ fährt der Syrer aufs neue fort. „Ich fühlte keinen Hunger, keinen Durst; denn bald sollte ich ja mein Kind sehen — meine Fatime! Ihr Glück wollte ich sehen! Mich hungerte nach ihrem Anblick. Nicht durchs offene Tor trat ich ein in mein Haus; die Bluthunde konnten mir ja auf den Fersen sein! Hinten herum, durch ein Loch in der dicken Mattscheide, kroch ich im Dämmerdunkel auf allen Vieren —“

„Eine wahnsinnige Freude erfaßte mich beim Anblick der weißen Mauern meines Hauses. Sehnsüchtig hängen meine Blicke an der blumenundufteten Terrasse . . . sie bohren sich hinein in die verhangenen Fenster, hinter denen ihr Glück wohnt! Das Glück meines Kindes —“

„Blötzlich sehe ich, wie die Terrassentür sich öffnet. Eine weiße Gestalt stürmt heraus . . . ein Mann ihr nach. Allmächtiger Gott, täuschen mich meine erregten Sinne? Ich sehe einen Dolch blitzen —“

Die größte Luftschiffhalle der Welt. Der Hamburger Luftschiffhafen in Groß-Vorstel-Fußbüttel, der jetzt seiner Vollendung entgegengeht, ist der größte der Welt. Die Halle ist 160 Meter lang, 45 Meter breit und 26 Meter hoch. Es haben somit zwei Luftschiffe größeren Typs in ihr Platz. Die Herstellungsarbeiten für den Hafen dauerten ein Jahr. Mit der Eröffnung dieser



Halle ist eine von den Vorbereitungen getroffen, welche die geregelte Beobachtung der Nordsee durch Luftschiffe ermöglichen sollen. Es wird nun darauf ankommen, auch noch andere Städte an oder in der Nähe der Nordsee mit Luftschiffhallen zu versehen, damit sie auch an anderer Stelle im Kriegsfall einen sicheren Unterschlupf finden können.

„Ich war wie gelähmt. Kein Laut, kein Angstruf kam über meine Lippen. Ich starre nur — starre hinauf —  
„Da — ein marterjüchternder Schrei, der mir das Blut in den Adern erstarren laßt — kopfüber stürzt mein Kind, meine Fatime, über die Ballustrade herab in den Hof. Der Schurke hat sie hinuntergestoßen!“

In höchster Erregung hat der Alte sich von seinem Stuhl erhoben. Fast preisend ringt sich der Atem von seinen blauen Lippen.

Auch Magdalene ist aufgesprungen.

„Nein, nein! Sie irren!“ rüft sie bebend hervor, die Hände abwehrend ausgestreckt.

Doch der Syrer lacht bitter auf. Im Uebermaß des Schmerzes zusammenbrechend, sinkt er wieder in den Sessel zurück.

Tiefes Schweigen — nur unterbrochen durch die beschleunigten Atemzüge der beiden mächtig erregten Menschen.

„Hören Sie — das Ende!“ leuchte der Alte nach einer Weile, nach Atem ringend. Ich wollte — aus meinem Verneid hervorstürzen. Da sehe ich — den verruchten Mörder die Treppe herabellen — mit allen Zeichen gutgepielten Entgehens — direkt auf mein armes Kind zu . . . Ich will ihm — sein Verbrechen ins Gesicht schleudern — will ihn brandmarken vor der herbeistürmenden Dienerschaft . . . Da fühle ich, wie mir von hinten ein Sacl über den Kopf gezogen wird, wie meine Hände gefesselt werden . . . Die Blutbunde, die mich seit meiner Flucht aus dem Gefängnis verfolgten, hatten meine Spur entdeckt . . . Wieder wurde ich eingesperrt — Jahre lang, während welcher Zeit man mir den Rest meines Vermögens nahm. Dann ließ man mich laufen —

„Mein einziger Gedanke war: „Rache! Rache!“ Hintrieb es mich wieder nach Damaskus, um Rechenschaft zu fordern von ihm, dem Schurken. Ich erfuhr, daß Ralph Donald schon vor Jahren Damaskus verlassen hatte, um nach seiner Heimat Newyork zurückzukehren. Also — ihm nach! Hin nach Amerika! . . . Im Zwischenack — denn der reiche Omar ist jetzt nicht viel mehr als ein Bettler — kam ich vor vier Wochen hier an. Ueberall forschte ich nach Ralph Donald. Vergebens . . . Da fällt mir heute früh durch Zufall eine Zeitung in die Hand, in der ich den mir so wohlbekannten und so glühend gehäßigten Namen las — Hahahaha, als den eines großen Orgelspielers und Menschenfreundes . . . Ich eile nach der gepriesenen St.-Johns-Halle. Wichtig — er ist's: der Mörder meines Kindes!“

„Nein, nein!“ ruft Magdalene in tiefster Erregung. „Ralph Donald ist kein Mörder! Nicht er war es, der Fatime von der Terrasse hinabstürzte; sie selbst sprang in wilder Flucht vor seinem Borne über die Ballustrade. Ich schwöre es Ihnen!“

Das olivenfarbene Gesicht des Syrer's wird noch um einen Schatten dunkler.

„Wie —?“

„Glauben Sie mir! Es ist so, wie ich sage!“

Mit festem Griff packt Omar die Frau beim Arm. In seinen Zügen zuckt es.

„Unmöglich! . . . Wo ist Ralph Donald? Ich muß ihn sprechen. Sofort!“

„Nicht eher, als bis ich ihn auf ihren Besuch vorbereitet habe,“ erwidert Magdalene sanft. „Ralph Donald ist krank und bedarf größter Schonung, Omar Effendi. Ich eile voraus. Warten Sie hier, bis ich Sie rufen lasse!“

Und mit leichtem Kopfschütteln verläßt sie das Zimmer.

Nicht ahnt sie, daß der Syrer ihr auf den Fußspitzen lautlos folgt.

4.

Behutsam nähert Magdalene sich der Thür zum Arbeitszimmer ihres Gatten.

Schon von weitem drängt leises, erregtes Gemurmel an ihr Ohr, das sie mit Bangen erfüllt. Waren die Aufregungen der letzten Tage zuviel für seinen, durch den Opiumgenuß geschwächten Körper? Sollte all ihr Mühen, ihre jahrelange Selbstaufopferung vergebens gewesen sein? Wäre es möglich, daß sein Geist —

Zitternd öffnet sie die Thür.

Inmitten des weiten Raumes steht Ralph — hochaufgerichtet, mit erhobener Hand, als illustrierte sie durch Gesten die eindringlichen Worte, die rasch sich überstürzend, von seinen Lippen springen: — — nein, nein — ich bin nicht schuld an ihrem Tode. Trotzdem kam ich mir wie ein Mörder vor; denn oft hatte ich ihren Tod gewünscht! Das war mein Vergehen, und meine Seele weinte und schluchzte. Ich versuchte, meine Schuld zu sühnen. Wohlthaten über Wohlthaten schüttete ich aus über Arme und Kranke; mein

ganzes Leben weihete ich meinen Mitmenschen. Vergebens. Nichts vermochte meine Gewissensqualen zu lindern. Da geschah ein Wunder. Ein Engel stieg herab aus lichten Höhen: ein Engel in Menschengestalt. Er schloß Balsam in mein todeswundes Herz. Jetzt weiß ich es: meine Schuld ist gesühnt. Frei kann ich wieder aufblicken zum klaren Firmament. Nicht länger bin ich — —

Die erregte Stimme bricht plötzlich ab. Gleich einer Bildsäule, die Hand noch immer ausgestreckt, verhardt die hohe Gestalt regungslos. Mit einem irren Ausdruck starren die weitaufgerissenen Augen nach der Thür, auf deren Schwelle soeben hinter Magdalene's Lichtgestalt ein gelb-braunes, pergamentartiges Gesicht mit buschigen Brauen und funkelnden schwarzen Augen auftaucht — —  
Totenstille.

Wie vor einem Gespenst weicht Ralph, mit abwehrend erhobenen Händen, entsetzt zurück.

„Omar Effendi! Bist du vom Grabe auferstanden, um mich zu — —“

Seine Stimme erstickt.

Wie ein gefällter Baum stürzt er zu Boden.

Mit einem wilden Aufschrei fliegt Magdalene zu ihm hin. Sie wirft sich über ihn und beküßt ihn und horcht . . .

„Er lebt! Er lebt! Dank dir, o Gott!“

Hilfesuchend blickt sie um sich. Da gewahren ihre Augen den Syrer. Mit einer gebieterischen Bewegung bedeutet sie ihm, ihr zu helfen.

Seine buschigen Brauen ziehen sich finster zusammen. Aber wie schon vorhin, tut er auch jetzt, wie sie ihm geheißen.

Nach wenigen Minuten ruht Ralph auf der Ottomane, und Magdalene reibt die bleiche Stirn des noch immer Bewußtlosen mit stärkenden Essenzen.

Da — ein zitternder Seufzer — — Ralph öffnet die Lider, die sich jedoch beim Anblick Omars sofort wieder schließen.

Mit Entsetzen gewahrt Magdalene den furchtbaren Eindruck, den das Auftreten des Syrer's auf ihren Gatten macht.

Leise nähert sie sich dem Alten, der mit einem harten, unbarmherzigen Ausdruck in den braunen Zügen, schweigend dasieht.

„Mein Herr —“ flüstert sie mit bebender, herzfassender Stimme — „ob Sie ein Recht haben, diesen Totkranken wie ein Gespenst zu verfolgen, ihm die vielleicht letzten Lebensstunden zu Höllenqualen zu machen — ich vermag es nicht zu entscheiden. Aber — Sie sind ein Mensch mit menschlichem Empfinden. Ich flehe Sie an: verzeihen Sie ihm!“

Finster richtet Omar seine stechenden Augen auf die Frau vor ihm.

Und beim Anblick dieser edlen, schmerzzerfüllten Züge, dieser klaren tränenseuchten Augensterne, dieser stehend emporgehobenen Hände, geht eine seltsame Verwandlung mit dem rauhen Manne vor sich. . . .

Er denkt an sein Kind, an seine Fatime, die einst auch so vor ihm gestanden, an sie, das Ideal seines Herzens, das auch jenen Mann dort geliebt.

Und, wie einer geheimen Nacht gehorchend, ergreift er die bittend ausgestreckte Frauenhand und tritt mit Magdalene hin zu dem schwer Atmenden dort auf dem Schmerzenslager.

„Ralph Donald —“ sagt er, so sanft, wie es seiner rauhen Stimme irgend möglich ist — „Ralph Donald! Fürchten Sie sich nicht! Omar zürnt Ihnen nicht mehr. Er hat Ihnen — v e r z i e h e n!“

Milde hebt Ralph die Lider. Seine Finger tasten umher, als suchten sie etwas.

Da legt Magdalene die braune knochige Hand des Syrer's in die bleiche, leise zuckende des Gatten.

„Dank, Omar! Dank — —“

Nur wie ein Hauch kommt es über Ralph's Lippen. Aber ein glücklicher, zufriedener Ausdruck breitet sich über seine gespannten Züge — ein Ausdruck stillen Friedens, den dieser arme, müde gehegte Erdenpilger so lange vergebens gesucht — —

Glorreiche Feierstunde, wenn sich getrennte Herzen versöhnen!

Abgestoßen der Haß, wie ein böses Fieber; weggewischt der Groll gleich einem entstellenden Schmutzflud; besänftigt der lodernde Zorn. Alles, wovon das Herz rostartig zerfressen wurde — plötzlich geschwunden und es ist in einem solchen Weihenmoment, als jubilierten Engel in silberglitzern-

den Flügeln und sonnigstrahlenden Gewändern oben in je-  
ligen Geiseln . . .

Mit einem Dankesblick, der dem Syrer in die Seele bringt,  
kniet Magdalene nieder neben dem Satten und bettet seinen  
bleichen Kopf an ihre Brust . . .

Sprechen kann sie nicht. Es ist ihr zu weh ums Herz.

Am folgenden Morgen.

So erdrückend voll wie heute, am zweiten Ostertage, ist die  
St. Johns-Halle noch nie gewesen.

Dicht gedrängt sitzen sie auf Bänken und Stühlen; Kopf  
an Kopf stehen sie in den Gängen. Und noch immer strö-  
men die Massen herbei.

Blitzschnell, gleich einer wunderbaren Mär, hat sich die  
Nachricht von der seltsamen Veränderung im Spiel des ge-  
feierten Orgelvirtuosen durch Newyork verbreitet. All die  
Hunderttausende, deren Seelen ehemals unter der Geißel  
seiner düstern Musik zusammensuchten, — sie kommen heute,  
um ihre Herzen emportragen zu lassen in froher Hoffnungs-  
freudigkeit.

Eine gewisse Aufregung im Publikum ist unverkennbar.  
Ungeduldig wartet man, daß die große Turmuhr der nahen  
St. Johns-Kirche elfmal schlagen möge.

nicht! Gedenkst seiner in Liebe und Verehrung! Dies war  
seine letzte Bitte."

Starrs Entsetzen . . .

Dann falten sich Tausende von Händen. Und Tausende  
von Lippen bewegen sich in stillem Gebet für ihren toten  
Wohltäter . . .

In diesem Moment ist es, als werde eine arme Seele auf  
den Seraphflügeln des Gebets emporgetragen in eine an-  
dere bessere Welt . . .

Ist ihre Schuld gesühnt? Wird ihr der himmlische Rich-  
ter vergeben? . . .

5.

Ein Jahr später . . .

In festlichem Gewände prangt die ganze Harrison-Farm.  
Neue blendendweiße Gardinen leuchten hinter blühblau-  
len Fensterscheiben. Die Dielen sind frisch gewischt die Mö-  
bel neu aufpoliert. Dicke Girlanden schmücken die Türen,  
und in unzähligen Töpfen und Vasen duften Rosen und  
Levkojen vermischt mit dunklem Zimmergrün.

Auf der sonnenbeschienenen Terrasse sitzt in seiner Lieb-  
lingsesede Robert Harrison. Er ist ganz weiß geworden der  
brave Alte; aber sein gutes, treuherziges Gesicht blickt zu-  
friedenener denn je.



Das Geburtshaus des amerikanischen Präsidenten  
Abraham Lincoln.

Abraham Lincoln, der sechzehnte Präsident der  
Vereinigten Staaten von Amerika, wurde in Har-  
ding-County, mitten im Urwald in einem Hock-  
haus am 12. Februar 1809 als Sohn eines ein-  
fachen Farmers geboren. Das Geburtshaus des  
großen Mannes, der alle Knechtsklaven der Union  
für frei erklärte und dafür den Krieg gegen die  
Südstaaten führte, ist jetzt von patriotischen Ame-  
rikanern angekauft und in einem Lincoln Museum  
zum Gedächtnis aufgestellt worden.

Endlich erdröhnen elf tiefe Glockenschläge. Die Erwar-  
tung steigert sich. Aller Augen hängen wie gebannt an der  
kleinen Tür, durch die der Gefeierte einzutreten pflegt.

Noch Minute auf Minute vergeht. Das Podium bleibt  
leer . . .

Man beginnt unruhig zu werden.

Schon kündigt die Turmuhr an, daß eine Viertelstunde ab-  
gelaufen ist . . . Und noch eine . . .

Von Ralph Donald keine Spur.

Was ist passiert? . . . Erregtes Flüstern fliegt von  
Mund zu Mund. Man kann sich sein Fernbleiben nicht er-  
klären . . .

Plötzlich öffnet sich die kleine Seitentür.

Alle Häse reden sich empor. Alle Blicke sind auf die Or-  
gelbank gerichtet.

Wie — ? Was ist das? . . . Man glaubt seinen Augen  
nicht trauen zu dürfen —

Das Podium, auf welchem man gewohnt ist, nur die hohe  
Gestalt des Orgelspielers zu sehen betritt soeben der Pfar-  
rer Mansfeld von der St. Johns-Kirche.

Einige Sekunden steht er schweigend da, damit das Pu-  
blikum sich beruhige. Dann erhebt er die Hände.

Atemlose Stille.

Niemand wagt, sich zu rühren.

Und jetzt erschallt die tiefe, vor Erregung leise bebende  
Stimme des Geistlichen:

„Meine lieben Brüder und Schwestern! Ich habe eine  
ernste Mission zu erfüllen. Ich komme vom Sterbelager un-  
seres Freundes Ralph Donald. Nicht mehr kann er, wie  
er es so gerne tat, in Tönen zu euch reden. Vergeßt ihn

Neben ihm stehen, Hand in Hand, Viola und ihr Bräu-  
tigam Dr. Mansfield. Man braucht nur in die Augen der  
beiden zu sehen, braucht nur zu beobachten, mit welcher zärt-  
licher Sorgfalt der junge Arzt den weißen Wollschal um die  
Schultern seiner noch immer zart aussehenden Braut legt,  
mit welcher glücklichen Lächeln sie ihm dankt — und man  
weiß daß hier zwei Herzen einander in innigster Liebe ent-  
gegenschlagen.

Jetzt schallt ein frischer Föhler aus dem Garten herauf  
nach der Terrasse.

Gleich danach springt eine weißgekleidete Mädchengestalt  
mit fröhlichem Lachen über den Nasenplatz — ihr nach ein  
kräftiger junger Mann, der die Fliehende vergebens zu ha-  
schen sucht.

„Ich fang' dich doch noch, Rose!“

„Wirklich? Dann aber schnell, Jack Robinson!“

Und schon ist die weiße Mädchengestalt lichernd wieder  
hinter den Bäumen verschwunden.

Möglich — Pferdegetrappel, Wagengerassel . . .

Lauschend erhebt sich der Farmer aus seinem Lehnstuhl.  
Viola und ihr Bräutigam eilen die breite Freitreppe  
hinab in Einfahrtstore zu.

Nun kommt auch, mit glühendheißen Wangen vom frohen  
Spiel hinter dem Gebüsch Rose hervor. Sie läßt sich sogar  
ohne Sträuben von Jack Robinson haschen und einen Kuß  
auf die frischen Lippen drücken . . .

Und jetzt legt drau'en der zweirädrige Bucky heran —  
durchs reichbetränzte Einfahrtstor, die kurze Plantanenallee  
entlang bis hin zur Freitreppe.

„Hallo! Da bring' ich euch unsere Magda!“ ruft Ediths fräftige Stimme schon von weitem. „Sie bleibt jetzt ein paar Monate bei uns! Das St. Johns-Hospital und all die übrigen Wohltätigkeitsanstalten müssen mal ohne sie fertig werden!“

Leichten Fußes steigt Magdalene aus dem Wagen, umringt von Vater und Schwestern.

Zwar sieht sie noch sehr ernst und bleich aus in ihrer schwarzen Gewandung, und durch das leuchtende Braun ihres Haares ziehen sich vereinzelt Silberfäden. Aber der stille Frieden in den edlen Zügen beweist, daß der zuerst fast wahnsinnige Schmerz um den Tod des einzig-geliebten Gatten sich zu sanfter Trauer verklärte und daß sie Trost fand in dem Bewußtsein, in seinem Sinne weiter wirken zu können.

Und jetzt, beim Anblick der froh ausleuchtenden Gesichter ringsum huscht sogar etwas über ihre bleichen Züge wie stille Heiterkeit der Seele.

„Dank, mein Lieben!“ flüsterte sie tiefbewegt. Dann tritt sie an Ediths treuer Schwesterhand, ein in das feilich geschmückte Vaterhaus.

### Die Stufenleiter.

Ein schlauer Sperling haschte sich  
Ein blaues Mädchen. „Weh mir Armen!“  
Rief es. „ach Herr, verschone mich,  
Laß meiner Jugend dich erbarmen!“  
„Nein,“ sprach der Mörder, „du bist mein;  
Denn ich bin groß und du bist klein.“

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmauß,  
So leicht wird kaum ein Flock gefangen,  
Als Junker Spas. „Gib,“ rief er aus,  
„Mich frei, was hab' ich denn beangelt?“  
„Nein,“ sprach der Mörder, „du bist mein;  
Denn ich bin groß und du bist klein.“

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl,  
Dem Adler in die Brust geslogen.  
„Warum,“ rief er, indem er fiel,  
Zum Jäger, „tötest mich dein Vogen?“  
„Ei,“ sprach der Mörder, „du bist mein,  
Denn ich bin groß und du bist klein.“

Gottlieb Konrad Pfeffel.

### Sinnsprüche.

Leser, wie gefall' ich dir?  
Leser, wie gefällst du mir?

Logau.

Ein gütiges Herz ist des Leibes Leben.

Spr. Salomons.

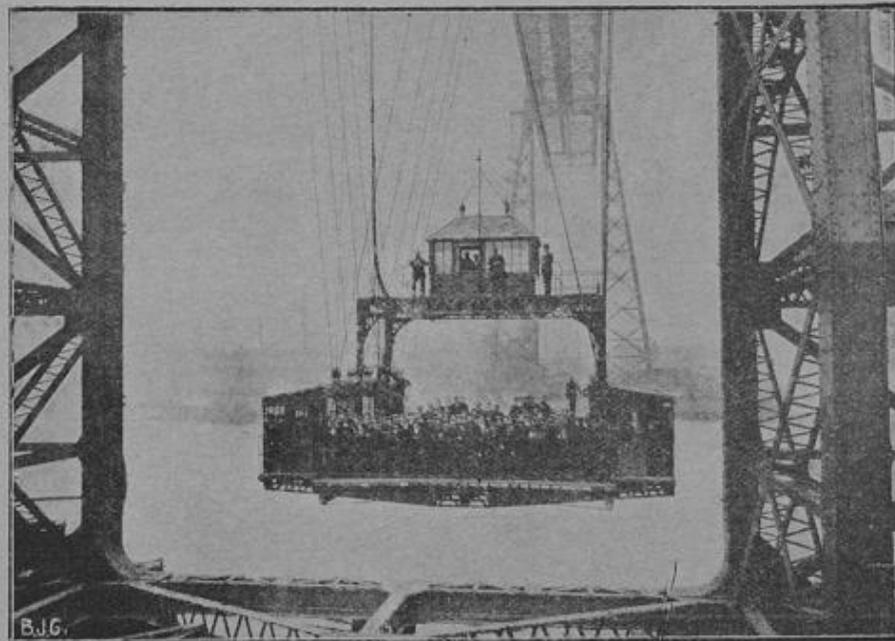
Es gibt kein größeres Leid, als was der Mensch sich selber andeut.

Sprichwort.



Ein Valkyren-Denkmal in Hamburg.

In dem Stadtteil Nhlenhorst auf der schönen Aussicht wurde kürzlich ein Valkyren-Denkmal enthüllt. Es stellt einen germanischen Krieger zu Pferde dar, neben ihm die Valküre, die ihm das Todeslos gekieft hat und ihn nach Walhall bringt. Der Schöpfer ist Professor Bruno Krufe.



Eine eigenartige Brücke.

In Anwesenheit des Prinzen von Connaught wurde kürzlich in England eine eigenartige Brücke eingeweiht. Sie führt über den Ches-Niver. Zwischen den beiden Ufern bewegt sich eine Plattform, welche imstande ist, 600 Personen zu tragen und die durch zwei Motoren angetrieben wird. Die Brücke ist ca. 275 Meter lang und innerhalb zwei Minuten wird man von einem Ufer zum andern gebracht. Die Baukosten beliefen sich auf Mark 1 750 000. Die Brücke hat den großen Vorteil, daß sie den Schiffsverkehr in keiner Weise stört und dabei von einem Uferniveau zum anderen ohne Steigung oder Treppentritten befördert.

# Die gefährliche Rose.

Aus den Papieren eines Schiffsarztes. Nach erzählt von Gustav Endrich.

Wir dampfen der chilenischen Küste entlang und sollten in zwei Tagen in Valparaiso eintreffen. Der Dienst war beendet, der herrliche Abend hielt uns noch lange wach. Nachlässig auf den Klappstühlen liegend, erzählten wir uns allerlei seltsame Dinge.



Der Bär als Begleiter.

Die englische Schauspielerin Miss Jonia hat einen Waschbären so gut gezogen, daß er sie auf ihren täglichen Spaziergängen im Londoner Hydepark begleitet.

Der Kapitän, ein alter Seebär, der oftmals in Chile gewesen war und die Sitten des Landes kannte, erging sich weiltäufig über die Nachsicht der schönen Chileninnen, die den treulosen Liebhaber mit Toga, dem Gift einer alten Zauberin, oder durch einen Mordmörder beseitigen.

„Unglaublich!“ rief ich dazwischen.  
„Es ist so, wie ich berichte, Doktor. Wir bleiben jetzt mehrere Tage im Lande, da werden Sie ja wohl selbst von solchen Fällen hören . . . oder vielleicht gar selbst unangenehme Erfahrungen machen. Ja, ja, hüten Sie sich vor diesen ebenso schönen, wie gefährlichen Frauen! Ihre Rache kennt keine Grenzen, sie denken nur an die Vernichtung des Geliebten, der sich ihnen abgewendet . . . und der geringste Anlaß läßt sie zur Tat schreiten.“

Auf mich machten diese Worte keinen Eindruck. Ich wußte, wie die Menschen im allgemeinen übertreiben und konnte mir nicht denken, daß ein Weib, und wenn es auch noch so leidenschaftlich liebte, sich einer so gemeinen Rache hingeben würde. . . .

Zur festgesetzten Stunde landete unser Schiff in Valparaiso.

Ich durchstreifte die Straßen der Stadt und studierte das Volkleben. Es war in jeder Hinsicht anregend, voller Eigenheiten, eine Fülle neuer Eindrücke stürmte auf mich ein, und als ich abends ermüdet an Bord zurückkehrte, blickte ich noch lange vom Verdeck aus auf das Lichtmeer dieser Hafenstadt, die so viel des Geheimnisvollen barg.

Der nächste Tag war abermals einer Wanderung gewidmet. Ein langer Spaziergang führte mich in eine Vorstadt und an einem Landhause vorbei, auf dessen Veranda eine bezaubernd schöne Dame sich dem süßen Nichtstun hingab. Tief schwarze Haare umrahmten ein bleiches Gesicht, aus dem große leuchtende Augen träumerisch in die Ferne blickten.

Langsam schritt ich in ihrer Nähe vorbei, wiederholt zu ihr emporschauend. Unsere Blicke begegneten sich, und seltsam sie lächelte mir zu und hob den Kächer.

Verwirrt blieb ich eine Sekunde stehen, dann wandte ich mich wieder langsam der Stadt zu.

Noch lange beschäftigte mich diese interessante Erscheinung und am folgenden Tage lenkte ich meine Schritte wieder dem Vororte zu wo ich meine schöne Dame gesehen.

Der Augenblick war mir günstig. Als ich, bei dem Landhause angelangt, unwillkürlich meinen Gang hemmte und auf die Veranda blickte wo diesmal meine Schöne nicht anwesend war, rief mich ein Mann an den ich bislang nicht gesehen. Es war der Gärtner der Villa, welcher im Vorgarten mit allerlei Arbeiten sich beschäftigte.

„Suchen Sie jemand, Senor?“ sprach er ruhig.  
Aus meinen Träumen auffahrend, war ich anfangs keines

## „Die Straßen sauber.“

Vor einigen Tagen trat in Paris die neue Verordnung des Polizeipräsidenten Lépine in Kraft, laut welcher die Schutzleute angewiesen werden, darauf zu achten, daß die Passanten nicht Papier auf die Straßen werfen. Wer sich weigert, das von ihm weggeworfene Papier aufzuheben, wird mit eine Geldstrafe belegt. Natürlich will diese neue Polizeiverordnung den Parisern nicht recht gefallen. Sie halten sie auch deshalb für unnötig, weil sie an den ziemlich bunten Karneval gewöhnt sind, der sich auf den Straßen immer breit macht. Die Polizei aber hat sich das als sauberste Weltstadt berühmte Berlin zum Muster genommen, und sie scheint gegen alle französische Gewohnheit gesonnen, die Verordnung mit allem Nachdruck durchzuführen.



B.4.6

Wortes mächtig. Dann erzählte ich ihm in gebrochenem Spanisch, daß mich die Schönheit des Gebäudes angelockt und erwähnte beiläufig auch, daß ich hier fremd sei.

Der gesprächige Alte wollte wissen, was mich in dieses Land geführt, und als ich ihm Auskunft gab und bemerkte, daß ich Arzt sei, schien ihn diese Erklärung besonders zu befriedigen.

„Die Mutter der Senorita ist krank,“ sagte er mit Teilnahme, „vielleicht könnten Sie ihr helfen.“

„Sie wird schwerlich Zutrauen zu einem Fremden haben, und dann kann ich mich ihr doch nicht anbieten.“

Der Gärtner dachte einen Augenblick nach und sprach dann von anderen Dingen.

Wir verabschiedeten uns und ich wanderte weiter den Bergen zu, bis ich nach ermüdendem Spaziergange wieder den Heimweg antrat.

Abwärts kam ich an dem Landhause vorbei, und noch stand der Gärtner zwischen den Sträuchern und schnitt da und dort einen Zweig ab.

„Buena noche!“ (Guten Abend) rief ich ihm zu.

Raum hatte er mich bemerkt, als er freudig den Gruß erwiderte und mich herbeiwinkte.

„Ich habe mit dem Fräulein gesprochen, sie wünscht Sie zu sehen. Treten Sie ein und folgen Sie mir.“

Bevor ich aus meinen Staunen über diese Worte herauskommen konnte, war der Mann vorausgeeilt und hatte mich in ein Hinterzimmer geführt, das im Halbdunkel dalag.

„Warten Sie einen Augenblick.“

Ich nahm auf einem Rohrstuhl Platz und versuchte bei der schwachen Beleuchtung die Einrichtung des Gemaches zu studieren. Alles, was ich entdecken konnte, war ein großes Pastellbild, in dem ich sofort meine Verehrerin erkannte.

In diesem Moment trat sie selbst herein.

„Es ist gut, daß Sie hier sind, Senor“ rief sie mir in einem Tone zu der von Herren kam. „Meine Mutter ist schwer krank, retten Sie die Arme!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff sie meine Hand und führte mich in ein Nebenzimmer, wo auf einer Chaiselongue die kranke Dame lag.

Nach untersuchte die Patientin die sich sehr abathisch zeigte. „Sie wird wieder genesen,“ sagte ich endlich und gab einige Anweisungen.

Dann verließ ich mit der Senorita das Gemach und wollte mich verabschieden.

„Ich werde morgen wieder kommen.“

„Bleiben Sie noch!“ rief sie lebhaft und winkte mir, ihr zu folgen. Sie schritt die Treppe hinan und öffnete die Thür, welche zur Veranda führte.

„Hier plaudert sich's so schön,“ sagte sie lächelnd und schob mir einen Schaukelstuhl zu.

Bald waren wir in ein interessantes Gespräch verwickelt. Sie wollte alles wissen, was ich seit meiner frühesten Kindheit an getrieben, ob ich schon eine Braut hätte und so fort.

„Bleiben Sie hier in unserem Lande,“ sprach sie endlich, „wie geschaffen für einen Mann, wie Sie! Und am Ende“, fügte sie schallhaft hinzu — „werden Sie auch noch eine Schwäne erobern und nicht mehr an Rückkehr denken.“

So vergingen zwei Stunden in angenehmstem Geplauder, als mich die neigende Sonne zum Ausbruch mahnte.

„Hasta la vista!“ (Auf Wiedersehen) rief sie, als ich ihr die weiche Hand drückte.

Am anderen Mittag erwartete sie mich schon auf der Veranda. Wie einen alten Bekannten empfing sie mich.

„Mama geht es besser, ich wußte ja, daß Sie ihr Genesung bringen würden.“

Nachdem ich die kranke Dame untersucht und eine tatsächliche Besserung konstatiert hatte, begab ich mich wieder mit Elena — so hieß das schöne Mädchen — auf die Veranda.

Ihr bezauberndes Lächeln, die Anmut ihres Wesens entzückte mich immer mehr. Sie war ein leidenschaftliches Menschenkind voller Leben und Bewegung. Der Ausdruck der Augen verriet bald Schwächen, bald Groll und Erbitterung.

Lange erzählte sie von den Sitten ihres Landes und der Art, wie sich die Verlassenen an ihren Liebhabern rächen.

„Also ist es doch wahr!“ rief ich und berichtete von den Mittheilungen des Kapitäns.

„Selbstredend. Und warum auch nicht? Hat nicht der Mensch das Recht, die Untreue zu bestrafen?“

Ihre Augen funkelten bei diesen Worten.

„Aber Sie würden doch nicht so handeln?“

„Wer weiß?“ fragte sie bedeutungsvoll und blickte mich traurig an. „Unsere Natur verlangt es. Aber es würde mir vielleicht selbst das Herz brechen.“

„Ein Verehrer wird Ihnen niemals untreu werden,“ sagte ich beschwichtigend. „So viel Schönheit und Liebreiz läßt keine unreine Gedanken aufkommen.“

Sie blickte befriedigt auf mich und faßte meine Hand.

„Wenn Sie wüßten, wie glücklich ich mich in Ihrer Nähe fühle!“

Ich führte ihre Hand an meine Lippen und drückte einen Kuß darauf.

„Gnädiges Fräulein geben mir also Hoffnung?“

Statt aller Antwort ergriff sie eine prachtvolle Rose, die auf einem Tische lag.

„Hier, mein Freund, das Symbol der Liebe. . . Bewahren Sie es gut!“

Nach steckte ich die schöne Blume an meine Brust. „Sie soll mich nie verlassen!“

Triumphierend erhob sie sich.

„Mein Freund. Sie haben einen ernstern Schwur getan. Ich danke Ihnen. Ihre Ritterlichkeit, die Aufopferung für meine Mutter hat Ihnen mein Herz geöffnet. Vergessen Sie niemals diese selige Stunde.“

Voller Zärtlichkeit hing sie sich an meine Brust. „Geliebter,“ sprach sie sanft „bald sind wir auf ewig vereint, dann beginnt ein neues Leben für uns beide.“

Noch lange entquollen ihrem Munde die süßesten Worte. Sie war immer eine Meisterin der Rede und wußte in ihrer schönen Sprache immer aufs neue den Ausdruck ihres liebglühenden Herzens darzutun.

Schon funkelten die Sterne am klaren Abendhimmel, als ich den Heimweg antrat.

Ich lebte jetzt nur dem Augenblicke und vergaß alles, Schiff und Vaterland, Freunde und Verwandte.

Noch nie hatte mich eine Leidenschaft so stark erfaßt wie diese Liebe.

Wie sich die Zukunft gestalten würde? Dieser Gedanke lag mir ganz fern froh daß ich die Gegenwart in seligstem Entzücken genießen konnte.

Der nächste Tag sah mich wieder auf dem Wege zur Villa. Wie ein nur verliebtes Paar herzten wir uns und plauderten von tausenderlei Dingen. Unter lautem Lachen ergriff sie die Gitarre und sang mit schöner Stimme schmachtende Liebeslieder ihrer Heimat, mit einem Feuer, welches ihre innere Erregung verriet.

Aufmerksam horchte ich zu und bewunderte ihr Mienenspiel, welches ebenso deutlich wie der Text ihre Gefühle zum Ausdruck brachte.

„Bravo, Elena!“ rief ich lebhaft und drückte einen Kuß auf ihre roten, feberheißen Lippen. „Keiner vermag es dir gleichzutun. Du bist die Göttin der Schönheit und des Gesanges.“

Sie schien befriedigt über dieses unerwartete Kompliment. Plötzlich schaute sie auf meine Brust und ergriff. Plötzlich trat auf ihre Wangen.

„Wo ist die Rose,“ sprach sich hastig. „Du hast sie verschont!“

„Nein, nein, Elena, sie ist in meiner Kabine in gutem Verwahr.“

„Dann wirst du sie mir morgen wieder bringen zum Zeichen deiner Treue.“

Ich versprach es und verabschiedete mich frühzeitig.

Bevor ich am anderen Tage das Schiff verließ, fiel mir das Elena gegebene Versprechen ein, ihr die Rose wieder zu bringen. Harmlos näherte ich mich dem Orte, wo ich sie vor einigen Tagen liegen gelassen hatte; nur einige Blätter, aber keine ganze Blume war zu entdecken. Mehrere Minuten suchte ich vergebens, die Rose war verschwunden.

Unwillig ging ich an Land, und als ich im Menschengewühl vorwärtsstrebte und die interessanten Szenen studierte, hatte ich den Zwischenfall wieder vergessen.

Ich betrat das Landhaus. Elena kam mir entgegen und begrüßte mich scheinbar herzlich.

Unser Gespräch drehte sich wie gewöhnlich um die tausend Kleinigkeiten, welche uns die Umgebung bot, immer mit Treuschwüren und Liebkosungen unterbrochen.

Mitten in diesem Geplauder und Liebesgetändel stand sie plötzlich auf und fragte mich mit sarkastischem Lächeln:

„Wo ist meine Rose?“

„Deine Rose?“ erwiderte ich ruhig, „hat mir ein Freund weggenommen, den offenbar ihr bezaubernder Geruch anlockte.“

„Eine Freundin willst du sagen,“ sprach sie bitter. „Ihr Männer seid ja nicht tren und ihr verschenkt gleichgültig die Zeichen der Liebe an andere.“

„Aber Elena!“

„Kein Wort mehr!“ Sie schwieg und schlug plötzlich einen anderen Ton an.

„Willst du trinken?“ hub sie nach eine Weile an. Vor ihr stand eine Flasche Mosto, ein Rotwein ihres Landes, den ich schon so manchnial gekostet.

„Ja“, sagte ich, froh, das sie das Gespräch auf andere Dinge brachte.

Sie reichte mir ein Glas. Ich leerte es mit einem Zuge und fühlte mich sehr erfrischt.

Sie nahm die Gitarre zur Hand und präluodierte. Dann griff sie voll in die Saiten und sang ein furchtbar trauriges Lied, das mich erschütterte.

„Warum diesen Grabgesang, Elena?“ fragte ich verwundert. „Singe von der Liebe!“

„Es ist aus. Du mußt sterben! Und singend will ich deinen Tod erwarten.“

„Meinen Tod“, rief ich entsetzt. „Hat dich die Liebe toll gemacht oder erzählst du Ammenmärchen?“

„Keins von beiden. Deine Untreue muß bestraft werden.“ Ich begriff immer noch nicht!

„Nicht wahr, der Wein war gut? . . . Und wo ist meine Rose?“ rief sie mit höhnischem Lächeln und warf mir einen eisig kalten Blick zu, der mich erschauern machte.

Sollte sie . . . Ich wagte den Gedanken nicht zu denken, geschweige auszusprechen.

Ihre Haltung, ihr Blick verriet alles! Der Wein war vergiftet, schon spürte ich einiges Unbehagen in den Eingeweiden. Rasend vor Schmerz und Zorn, empört über diese herzlose, kalte Schönheit, rannte ich auf die Straße, um meine Freunde aufzusuchen, die mir Rettung bringen konnten. Sie sollte nicht die Wollust haben, mich sterben zu sehen.

Doch kaum hatte ich hundert Schritte zurückgelegt, da brach ich zusammen . . .

Als ich drei Tage später an Bord unseres Schiffes aus dem Todeschlaf erwachte, erzählten meine Kameraden, wie sie mich auf der Straße aufgefunden und in Sicherheit gebracht hätten.

Wie ein Traum erschien mir nun alles, aber nie mehr in meinem Leben habe ich mich um eine chilenische Schöne bemüht.

Ich hatte genug für immer.



Der Dichter Reinhold Wittstock.

Die Dichtungen des Dorfschneiders Reinhold Wittstock zu Friedrichsfelde bei Pabitz in Pommern erregen in der Literaturwelt berechtigtes Aufsehen.

## Winterabend. Stimmungsbild von Jos. Buchholz.

Draußen knarrt der Schnee. Er singt, so kalt ist's, und ein Mond steht am Himmel, so goldenklar, als schwimme er wie ein Wachen auf weiter Flut. Aber dieser Himmel ist tot, gestorben, wie die Heide, die draußen unter weißem Wahnwache dem Erwachen entgegenschlummert. Des Himmels Reintuch ist grau und düster und traurig, trotz des goldenen Mondes.

Mich hat's traurig gemacht, und andere macht es so froh, wenn der Raubreif die Bäume schmückt mit diamantenen Kleide, wenn über weiter, weiter Fläche die Sonne steht oder der goldene Mond. — Warum sind die anderen so froh? da doch alles in Tod und Schweigen liegt? Und die glänzende, flimmernde Hülle ist ja doch nur das Flackern der Kerzen an einer Totenbahre! — Wie es die Sehnsucht lockt aus tiefsten Herzentiefen! — Ich sitze allein. Der Ofen summt; viel heimlicher als draußen das knarrende Lied des Schnees und das Schweigen der Heide. Die Uhr tickt. Sonst alles Schweigen. Aber in dunklen Ecken lebt's; in Schränken auf Tischen, auf Stühlen, ein leises zartes Leben. Ist es die Heimat? — Nein! die liegt da draußen hinter der kalten toten Heide weit, weit. . . . Aber ein Stückchen Heimat ist's doch, das flackernde Glut des Ofens und das heimliche Leben im Dunkeln. Ein ganz kleines Stückchen, und die zagende Sehnsucht löst es in Wehmut; sagt nicht nein, schroff, wie der graue, tote Himmel und die schweigende Heide, wenn das Heimweh weinend die Arme breitet zur fernern Heimat. — Der Ofen summt. Und tausend Fäden wirft die Sehnsucht aus, weite, lange, bis zur Heimat hinter der toten Heide. Und wie auf Brüden kommen sie, die lieben Gestalten, einer nach dem andern, und da sind sie. —

Besuch ist da. Ich wußte es. — Wie „sie“ das feine Köpfchen neigt! Wie „ihr“ Lachen so silbern klingt! — Und die Mutter brint Stuchen und dampfenden Kaffee: „So kalt ist's draußen. Kommt, und wärmt Euch!“ — „Wann schrieb Frtz

zuletzt, Käte?“ — „Vorgestern!“ — „Sieh der, uns schreibt er so selten.“ — „Er hat viel Arbeit und es gefällt ihm nicht gut.“ — Wie lieb sie das sagt! — Jetzt trägt man den Kaffee ab. Das Plauderstündchen naht. Wie oft sag ich im selben Kreise und lieg alte frohe Bilder vor mir aufsteigen! „Soll ich die Lampe anzünden? Es wird auch so jammell dunkel.“ Nein! laß Mutter, so heimelig ist's im Dunkel. — Denkst du an mich? — Wroni sitzt am Klavier. So schwer und traurig gleiten die Töne, wie das Dunkel, das ins Zimmer schleicht und sich in den Ecken einnistet. Und Mutter singt: singt in dem langen gezogenen Ton, wie alte Frauen singen. So schwermutig wird dadurch das Lied. — Käte lehnt am Fenster und jagt in die schweigende Nacht. — So deutlich sehe ich sie, die Lieben, so deutlich. Und auch „sie“ muß die feinen Brücken sehen, die meine Gedanken gesponnen, wie sie aus fernem Dunkel sehrend hinüberhuschen; denn sie lächelt. Welch leises, liebes — wehes Lächeln! Und da jendet sie ihre Seele fort ins weite Dunkel. Never die tote Heide irrt sie zu mir. —

Derweilen sinne ich beim glühenden Feuer, und während unsere Seelen sich finden, sehe ich vor mir das liebe Gesichtchen sich lehnen ans dunkle Fenster und lausche mit ihr dem leisen, klagenden Liede, das die Mutter singt. . .

War nicht ein goldiges Glänzen im Auge da vor mir am Fenster? Wie wenn ein Mondenstrahl in glühenden Tropfen sich bricht? — Wem galt die einsame Träne? — Mir?

„Wollen Sie bitte zum Essen kommen.“ Ich fahre erschrocken auf, und mein blinzelndes Auge sucht das Licht zu ertragen, das meine Wirtin hält. Und während ich noch kämpfe zwischen Wachen und Träumen, höre ich die Wirtin: „Sie ha'm aber gut g'schlafen; nee, nee, sogar der Ofen ist aus.“ — Mich friert's auf einmal, kahl glohen mich die Wände an, tot, alles tot, die Träume und die Heimat!

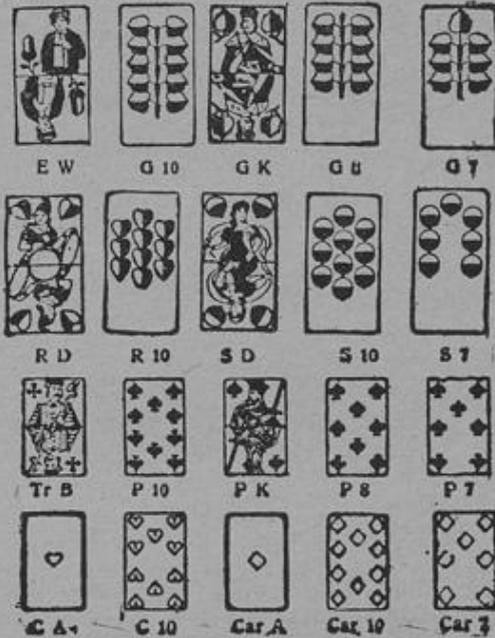
## Humor.

— Auf dem Kasernenhof. Unteroffizier: „Sie, Müller, von weitem sehen Sie mordsdämlich aus, und wenn man näher kommt, stimmt's auch.“  
 — Start. Dienstmädchen: „Herr Baron, ich fand soeben in der Garderobe einen unserer silbernen Löffel.“ — „Das ist aber doch stark, hat doch wahrhaftig einer meiner Gäste ein Loch in der Tasche.“  
 — Nach Belieben. Konzertbesucher fragt: „Was kostet der Eintritt?“ — „Nach Belieben.“ Er will daraufhin 10 Pfg. zahlen. — „Aber, mein Herr, das ist doch zu wenig, das Belieben fängt erst bei 50 Pfg. an.“

— Auskunft. Spaziergänger zum mähenden Landmann: „Ihr mäht wohl das Gras für den Schlossherrn?“ — „Ne!“  
 — „Dann mäht Ihr es wohl für Euch selbst?“ — „Ne“, war wiederum die Antwort. — „Ja, aber wofür mäht Ihr es denn?“ — „Für die Kühe!“  
 — Komplizierte Natur. Erster Student: „Warum hast du denn die Ohren verbunden?“ — Zweiter Student: „Ich kann das elende Pfeifen nicht vertragen.“ — „Wer pfeift denn da?“ — „Ich selbst.“ — „Ja, aber um des Himmels willen, warum tust du das denn?“ — „Wenn ich nicht pfeife, kann ich nicht arbeiten.“

## Rätsellecke.

Stataufgabe.  
 Von Fritz Förster, Leipzig.  
 Mittelhand spielt auf folgende Karten:



Grünhandspiel, da Hinterhand bis Rothandspiel gereizt hat. Im Stal liegen zwei kleine Eicheln. Der Spieler erhält nur 29 Augen. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

Begriffsbild.



Wo ist des Narren Herr?

### 1. Rätsel.

Nimm mir ein Au,  
 So bleib' ich ein Au.

#### Synonym.

Der Löwe, Tiger machen mich,  
 Oft hast du drüber nachgedacht,  
 Hast ihn gelernt, oft falsch gemacht  
 Den Markenfreund erfreue ich,  
 Dann sitz' ich auch am Boden fest  
 Beim Kaffee als der letzte Rest.

### 2. Rätsel.

Gebraucht zu heiterem und gewagtem Spiel  
 Setzt es dem Menschen oft ein Ziel.

Auflösungen in nächster Nummer.

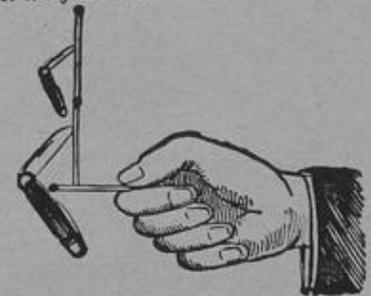
Auflösung aus voriger Nummer:

Kryptogramm:

(Man lese [von hinten nach vorn] erst die 2., dann die 4., darauf die 1. und die 3. Reihe.)

Der Fürst ist nicht der unumschränkte Herr,  
 sondern nur der erste Diener seines Volkes.

Allerlei Kurzweil:



Bilderrätsel:

Ein unnützes Leben ist ein früher Tod.

Umstellrätsel:

Nette	Wange
Erbse	Ampel
Zinsel	Heer
Chineser	Litanei
Hort	Nobe
Salat	Eber
Torte	Chlor
Ampel	Safen
Gitter	Traum

Reichstagwahlrecht.

Redaktion: Erwin Ebyßen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
 Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 6.

Sonntag, 4. Februar.

Jahrgang 1912.

## Maja.

Von Non Nieuwenhuizen (Indien).

Draußen fing es an, hell zu werden. Bumm! Da fiel ein Kanonenschuß und gleich darauf schlug die große Glocke vom hohen Dache der Kaserne ihre sechs dröhnenden, metallenen Schläge. —

Trompeten schmetterten Befehle, Hähne krächten; laut und freudig wieherten die Artilleriepferde, die von den Soldaten zur Schwemme geführt wurden. Die ganze Garnison Tjimahis war erwacht. Nur Maja träumte noch in ihrem weißen Bettchen und lächelte im Schlaf.

Da stahl sich der erste Sonnenstrahl durchs dicht verhängte Fenster und berührte ihre schneeweiße Stirn. Kosig schimmerte das Blut durch die zarte Haut; die Augenlider mit den langen Wimpern ruhten unbeweglich.

Dunkle, schwere Locken gaben dem Kindergesichtchen etwas Ernstes. Der kleine Mund war fest geschlossen, doch um die Lippen zuckte es, der Atem ging schwer, und die Brust hob und senkte sich unruhig. — Umfing das Kinderseelchen ein glücklicher Traum?

Schön war Maja, wie sie da lag, wie ein kleiner Engel so schön! und der Sonnenstrahl — jetzt küßte er sie auf ihren rosigen Mund.

Da erwachte das Kind. Sie riß sich die Augen und sie sprang auf, doch nur, um mit dem tiefen, freudigen Seufzer: „Ach! Sonntag heute!“ sich gleich wieder niederzulegen, die Hände hinter dem Kocentöpfchen kreuzend.

Allmählich wurde es ganz hell. Männerstimmen hörte man draußen und reges Leben herrschte bereits ringsum.

Maja reckte die schlanken Glieder wie ein junges Mädchen und lief hinaus in den Garten, auf nackten Füßchen, wie

es in Indien die Kinder so gern tun, nur mit ihrem leichten weißen Nachtgewand bekleidet.

Wie ein zierlicher Capellafalter huschte das kleine Mädchen dahin zwischen den Blumenbeeten mit ihren hohen flammenden Canna's und glühenden Kaiserkrone, küßte sich dann die Füßchen im taufeuchten Gras und sammelte die vielen kleinen Sternblümchen der „Tjaltra-tjiltri“ um sie, auf Draht gereiht, als köstliche Kette am Halse zu tragen. Maja liebte den betäubend starken Geruch dieser witzigen Blümchen und schloß die Augen, ihn desto voller zu genießen.

In der Nähe tummelten sich zwei große Hunde, ein gelber Riese ohne nachweisbaren Stammbaum, den sein Besitzer Cäsar rief, und eine edelraffige schwarze langhaarige Hündin Lea. Sie waren so ausgelassen und wild, daß Maja angstvoll „Zurück, zurück!“ rief und dann mit Bedauern die von den Unholden genickten Blumen zählte.

Unter der laubbewachsenen Galerie vor dem Hause saß ein Mann in einem Schaukelstuhl. Fast verschwindend hinter seiner eben aus Europa angekommenen Zeitung, war er ganz vertieft gewesen in die letzten Nachrichten aus der Heimat.

Nun sprang er auf, das Blatt beiseite werfend, piff er gebieterisch: „Hierher! Cäsar! du Wüterich! Bitte ruhig, Leda, du! Daß du dich in deinem Alter nicht schämst! Nehmt euch gleich zusammen und treibt keine Allotria! Hab' nur keine Angst, Maja! mein Elschen! Komm und bring mal deinem Vater seinen Sonntagmorgentuß!“

„Papa!“ jauchzte freudig auf das Kind, und auf ihren Vater losstürmend, barg die kleine, weiße Gestalt sich in



Der weiße Hirsch,  
ein aus Schnee modelliertes Denkmal im Park „Weißer Hirsch“ zu Dresden.

seinen Armen, ließ das dunkle Lockenköpfchen ruhen an seiner breiten, schützenden Brust, küßte ihn innig wieder und wieder — und die starke Männerhand streichelte zärtlich lieblosend das braune, weiche Lockenhaar.

Vater und Kind sahen einander sehr ähnlich, nur im Ausdruck der Augen waren sie ganz verschieden. Günter, der Glückspilz, wie sein Spitzname im Regiment hieß, war der jüngste Major der ganzen Armee. Vor kurzem hierher versetzt, hatte er das bedeutende, schwierige Kommando bekommen, um das alle ihn beneiden mußten. Nach Wahl, nicht nach Anciennität war er befördert, und einen hohen, militärischen Orden hatte man ihm gegeben zur Anerkennung seiner jüngsten, ausgezeichneten Leistungen im Kriege.

Von Haus aus reich genug, seiner hohen Stellung gemäß leben zu können, hatte er vor kurzem noch eine unergoßte Erbschaft gemacht und dann seine schöne Cousine geheiratet, seine zweite Frau. Seine Gesundheit trotzte der Anstrengung wie dem Klima. Seine scharfe Gewalt beugte sich nicht in der erschöpfenden Hitze, sein feuriges Auge wurde nicht matt und das lockige, dunkle Haar wuchs voll und dicht über seiner intelligenten, hohen Stirn. Er ritt die wildesten Pferde und tanzte besser als der letzte aus Europa angekommene Leutnant.

Er schrieb bedeutende militärische Artikel und hatte eine imponierende Kommandostimme. Vergöttert von den Soldaten, war er bei allen Offizieren des Regiments gleich beliebt.

Alles im Leben glückte ihm — wenigstens fast alles. Vielleicht war er dadurch mit der Zeit etwas sorglos, vielleicht auch ein wenig oberflächlich geworden. Jung hatte er, damals noch in Europa, das erste Mal geheiratet. Angebetet hatte er seine jugendliche, reich begabte Gattin. Feurig war sie gewesen und liebesbedürftig wie eine Südländerin, voll Begeisterung für die fernem, fremden, jagdumwobenen Länder in den Kolonien; voll Verlangen, leben zu können da, wo es keinen Winter gibt, in einem Hause von weißem, kühlem Marmor, immer umflossen von Windhauch und Sonnenschein. Drum waren sie hingezogen nach Indien; seiner hatte dort eine glänzende Zukunft geharrt. Sie aber hatte trotz ihrer unigen, gegenseitigen Liebe ihr Glück nicht gefunden in der selbsterwählten, neuen Heimat, dem Lande ihrer Sehnsucht.

Nur zu bald hatte das tropische Klima angefangen, langsam die blühende, junge Frau zu morden. Vom Fieber gepackt, war sie sich geworden. Nach der Geburt des ersten Kindchens war ihre schon schwache Lebensflamme erloschen, bevor ihr Töchterchen sie „Mutter!“ nennen konnte.

Sie ruhte in fremder Erde und Säimen wegien über ihrem Grab.

Damals empfand Günter seinen ersten, tiefen Schmerz. Ganz verzweien diese der junge Widwer mit seinem mütterlichen Kinde allein.

Die kleine Maja nach Europa schicken, wollte er nicht. Aber sie mitnehmen, war ebenfalls unmöglich, weil er veretzt wurde nach dem Norden hin, wo der Krieg am heftigsten brannte und den Familien der Offiziere dages der Aufenthalt unterjagt war.

Seinen Abschied nehmen? Nein! arbeiten, sich anstrengen! Berufen zu vergessen, seinen Schmerz zu überwinden!

Er war jung, kräftig, tatendürftig. Nun hatte er Gelegenheit zu zeigen, was für Großes er leisten konnte! Ja, so mußte es sein. — Ein Brief — umgehend freudige Antwort. —

Die Kleine reiste mit ihrer alten Kinderfrau zu seinem Jugendfreunde, der mit seiner Frau sich freute, das Kind seines Kameraden aufnehmen zu können — und mochte es auch noch so lange sein — bis der Vater ein weniger gefährliches Kommando bekommen und so für sein Töchterchen ein neues Heim gefunden hätte.

Und hier wuchs nun Maja unter ganz anderen Umständen auf, wie die meisten Kinder.

Unter Fremden zwar, aber bei Freunden, die dem kleinen Mädchen ihre ganze, große Liebe und Zuneigung schenkten.

Zart und fein, aber gesund, wurde sie mit größter Sorgfalt erzogen.

Die Freunde hatten ihr eigenes Kind verloren doch ihr Schmerz darüber linderte sich allmählich und sie fanden ihren Trost in dem kleinen Wesen mit dem dunkeln Lockenköpfchen, dem klaren Stimmchen und den weichen Armen, mit denen sie „Onkel“ und „Tante“ ebenso vertrauensvoll

umschlang, als wären sie Vater und Mutter selber gewesen.

Onkel war auch Offizier, einer von Vaters besten Kameraden; energisch im Dienste, klug, gegen Fremde äußerst verschlossen; nur seiner Frau und Maja gegenüber entsfaltete er seine ganze, unendliche Güte und Liebe.

Immer, wenn Maja unartig gewesen, und er versuchte, sie strafend anzusehen, fragte sie schmeichelnd: „Hast mich doch gern, Onkel?“ — „Du weißt gar nicht, wie teuer du mir bist!“ antwortete er dann ernst, und das Kind fühlte, daß er die Wahrheit sagte. Ihn ganz verstehen konnte sie noch nicht. —

Tante war eine Kreolin, zierlich schlank, mit glühenden schwarzen Augen und wundervollem, langem Haar. Sie war noch sehr jung und ihr kleiner, roter Mund öffnete sich meistens nur zum Lachen, Scherzen und Singen.

Doch launisch heftig, plötzlich ganz apatisch abergläubig und unvernünftig war sie leider auch. . . . Sie hatte Majas Mutter bewundert, weil sie in Europa geboren und erzogen war.

Nach Europa zu gehen war ja Tantes höchstes Sehnen, vorläufig aber unerfüllbar.

Sie bewunderte die kleine Maja gleichfalls und verwöhnte sie in einer Weise, wie nur der Orientale diese Kunst versteht. Dabei half ihr die alte, treue Kinderfrau die sich als Majas Sklavin betrachtete und der kleinen Herrin alles gestattete, was sie in kindlicher Laune verlangte oder gebot.

Und ihr Vater, der in der Ferne seinen Schmerz bekämpfte und durch kühne, verwegenen Taten seinen Kriegsrühm immer noch mehrte, schickte viel Geld zu Geschenken für sein Kind. „Hätte sie einen Wunsch.“ schrieb er dem Freund „man sollte ihn nur immer erfüllen. Entweder sei es ja das Einzige, was er für sein Töchterchen tun könne. Er habe sie unendlich lieb und wünsche nur, sie glücklich zu wissen.“

Und Maja wurde größer. Ihr Charakter entwickelte sich, wie ihr Geist und ihr Herz.

Wiederholt wurde ihr Vater veretzt, aber zu ihm gehen konnte sie immer noch nicht. Es war ihm nicht möglich, dauernd irgendwo Wohnung zu nehmen; er lebte entweder im Bivak oder mit Kameraden zusammen. . . .

Und Onkel und Tante waren jedesmal froh, ihren Liebling noch behalten zu können.

Maja fing an, selber zu schreiben. Erst ganz kleine, kurze, allmählich längere ausführliche Briefe an Vater, dann und wann kam auch eine Antwort — lustige, liebevolle, kurze Zeilen, nie ohne ein Geschenk dazu. Und wenn sie sprach von „ihrem lieben Papa!“ meinte sie das aufrichtig.

Für ihr Alter war sie weit fortgeschritten. In der Schule ging sie gern. Sie besaß viel Ehrgeiz und ruhte nicht ehe sie eine Sache durch und durch verstanden hatte. Onkel studierte mit ihr. Ihm bereitete ihr manchmal allkluges, aber nie unvernünftiges Fragen reiches Vergnügen. Er redete mit dem Kinde meistens wie mit einer Erwachsenen und freute sich an ihren scharfsinnigen Antworten und Bemerkungen.

Mit der Tante, die musikalisch war, spielte sie Klavier und sang. Die einfachen, rührenden Lieder der Eingeborenen kannte sie alle. Die meisten wehmütigen Worte und ihren Sinn verstand sie meist, so jung sie war.

In dem Verkehr mit ihrer Kinderfrau, den anderen Bedienten und deren kleinen, braunen Kindern fühlte Maja sich zwar immer als die kleine Herrin, der man ohne weiteres gehorchen mußte, aber sie liebte die Eingeborenen auch, fühlte mit ihnen, lebte ihr Leben mit, und wenn sie von Europa und den Verwandten drüben sprechen hörte, hegte sie nicht das geringste Verlangen, Land und Leute da in der frostigen Ferne kennen zu lernen. Sie war so glücklich, wie ein Kind nur sein kann. —

Als echte Kreolin ließ Tante sich den ganzen Tag bedienen. Ein gefallenes Taschentuch aufzuheben wäre ihr zu viel Mühe gewesen und sie hätte es auch für unpassend gehalten. Nur für ihre zahlreichen Blumen machte sie eine Ausnahme. Die besorgte sie selber unermüdetlich und gab sich unendlich viel Mühe um sie. „Weil man das Schöne immer pflegen muß!“ sagte sie und meinte damit nicht nur die Blumen. — Daß Maja nicht unausstehlich eitel wurde, war nicht Tantes Schuld. Sie liebte das hübsche Kind übertrieben elegant, freute sich mit der alten Kinderfrau über das liebliche Püppchen und wenn Onkel einmal eine Bemerkung wagte, erwiderte sie sorglos, achselzuckend: „Ach

was! Soviel kostet das nicht! Günter ist reich und Maja sieht so europäisch aus!" Dann lächelte ihr Gatte kopfschüttelnd — doch es blieb dabei.

"Günter, der Glückspilz! Der Name ist tatsächlich treffend!" rief Onkel eines Tages aus, als er die Zeitung las.

Majas Vater war Major geworden und ein schönes Kommando folgte gleich darauf. Onkel, der vom selben Jahre war, stand weit hinter dem Freunde. Abends sprach er mit seiner Frau. "Was Günter jetzt wohl mit Maja vor hat? Er bekommt eine geräumige, gute Wohnung; das Kind kann zu ihm gehen. . . Mir täte es freilich leid — aber schließlich hat der Vater die größeren Rechte. . ."

"Ich habe ein Vorgefühl," sagte seine Frau — die gute Tante hatte Vorgefühle immer und bei jeder Gelegenheit — "ich habe so eine Ahnung daß Günter wieder heiratet. . ."

Onkel sprang auf. Und was ihm sonst nie passierte, er fluchte — räusperte sich einige Male und fuhr nervös mit der Hand durch die Haare. "Arme Kleine!" sagte er dann leise, und nach einer Weile laut: "Wäre das je der Fall, so sprich mit Maja nie über Stiefmütter im allgemeinen, hörst du? Und vor allem kein Wort zu der Kinderfrau! Maja darf kein Vorurteil haben, wenn es soweit kommen sollte. Aber bedauern würde ich das Kind aus ganzem

das Kind krampfhaft und schluchzend geküßt und wieder geküßt, heftig mit der alten Kinderfrau geredet und war dann wieder davongerannt. Die Kleine hatte Angst. . . War ein Unglück geschehen? Ein unbestimmtes Gefühl von nahenden Unheil beunruhigte sie und machte sie ganz erregt.

Da versprach Onkel — diesmal auch unvernünftig — ihr ein ganzes Glas Wein zu holen, damit sie bald wieder einschlefe und er nahm sich vor, am nächsten Tage seinen kleinen Liebling vorzubereiten.

"Wo ist deine kleine Herrin?" Onkel suchte Maja und fand nur die alte Kinderfrau, die, unbeweglich am Boden niederkauernd, vor sich hinschaute. Sie zeigte mit ihrer bürren Hand nach draußen: "Kleine Herrin tanzt!"

Onkel sah sie bei den Bedientenwohnungen. Rote Blumen trug sie im dunkeln Haar; goldne Bänder schmückten die runden Arme und seinen Knöchel.

Sutro und Minna, ein Ehepaar, sangen leise und spielten die Flöte für sie.

Und Maja tanzte — sie drehte und wendete sich so zierlich sie beugte sich mit der Grazie einer von sanftem Winde bewegten Blume, sie hob ihre Füßchen im Takt und lächelte. Das dunkle, wallende Haar umgab sie wie ein wehendes Gewand und die großen Augen prahlten mit tiefer Glut. . .

Bewundernd standen die zahlreichen, kleinen braunen Kinder herum. . .



.....  
Vom Wintersport.

Die Künstler der Oberammergauer Passionsspiele sind im gewöhnlichen Leben Handwerker; viele davon sind als Bildschnitzer oder in einem ähnlichen kunstgewerblichen Berufe tätig. Aber in das stille Dorf, das so lieblich zwischen den hohen Bergen an der Ammer eingebettet liegt, ist im Winter auch ein Stück Sportleben hineingetragen worden. Man rodelt dort ganz regelrecht. Die Künstler tun's dann den anderen nach. So sehen wir auf unserem Bilde den Christusdarsteller Anton Lang mit seinem Töchterchen auf dem Rodelschlitten.

Herzen. Mit ihrem unabhängigen Charakter und ihrem liebebedürftigen Herzen fürchte ich — fürchte ich —

Und Onkel fluchte wieder.

Tante hatte recht mit ihrer Ahnung. Bald schrieb Günter, er heiratete seine Cousine, die rotblonde Schönheit. Der Freund erinnere sich ihrer wahrscheinlich noch. Nicht wahr, damals, vor vielen Jahren, in Europa, verkehrte er doch auch mit der Baronin —

Als Tante den Brief soweit gelesen hatte, ballte sie die kleine Faust und ihre Augen blitzten unheimlich. Diese rotblonde Baronin aus Europa haßte sie; sie haßte das fremde Weib mit der ganzen Glut ihres heißen Blutes. Weder Grund noch Ursache gab sie an. "Ich will sie nicht sehen, hörst du!" schrie sie ihren Mann zu. "Was sucht das Frauenzimmer aus dem Westen hier in meiner Heimat? Ganz gelb wird ihre rosa Haut werden, und das freut mich. Sie heiratet Günter! Ach was! Lieben können diese Geschöpfe nicht. In ihren Adern fließt nur Milch, giftige Milch! Arma Maja! Süßes Kind! Warte nur, für Günter kommen noch schlechte Zeiten. . ."

Sie ging auf und ab und verstellte nervös alle möglichen Gegenstände im Zimmer.

Onkel versuchte nicht sie zu bereden. Das wäre vergebliche Mühe gewesen. Er verschwand minutenlang in sein Arbeitszimmer, zündete eine Zigarre nach der andern an, fand keinen Geschmack am Rauchen und wurde schließlich zu Maja getrieben, die er wach und weinend in ihrem Bettchen fand.

Tante war schon vorher in das Schlafzimmer gestürzt, hatte

.....  
Die kleine Tänzerin sang, in der Sprache der Eingeborenen, von der Flöte sanft begleitet:

"Wenn der Regen kommt  
Und das junge Gras  
Wächst auf allen Hügeln,  
Ruf mir dann die Ziegen, Bursche!  
In die Berge geht's!  
Abends kommt die Liebste,  
Im Mondschein gehen sie . . .  
O, das junge Liebesglück  
Sucht der Hirte im Hochland!"

Onkel ging langsam auf sie zu. Maja sah ihn kommen. "Genua!" sagte sie zu Sutro, der sein Instrument sofort sinken ließ. Die roten Blumen warf sie den Kindern hin und tänzelte nunter auf den Onkel zu, dem es schwer wurde die richtigen Worte zu finden. "Tante hat heute stoppweh!" so sang er an. "Sie ist in der letzten Zeit nicht gesund, Maja! Und der Arzt sagte mir, daß nur ein kühles Klima und eine lange Seereise ihr helfen können." — Das Kind blickte ihn verwundert an.

Mann und Frau hatten in der Nacht lang und reißlich mitammen überlegt. Er wollte sich gleich auf fünf Jahre zur Armee in Europa versetzen lassen. Vorteilhaft war das allerdings nicht, aber dieser Entschluß entfernte viele Schwierigkeiten in dem bedauerlichen Verkehr mit Günter und seiner zweiten Frau. Und Tante sollte jetzt Europa sehen und gründlich kennen lernen.

Fortsetzung folgt.

# □ □ □ □ □ □ □ In diplomatischer Sendung. □ □ □ □ □ □ □

Wintersportskizze von Mathilde Tapp.

(Nachdruck verboten.)

Tiefer Schnee war gefallen. Soweit das Auge reichte, schimmerte die Ebene in hellem Sonnenschein, als wäre sie mit funkelndem Geschmeide überfät. Friede ringsum. Nur die sportfrohe Jugend erfüllte die Luft mit ihrem jauchzenden „Holdrioooo...!“

Diese Fröhlichkeit lockte ein junges Prinzesslein, das sich in und mit seiner Umgebung beispiellos langweilte, aus Schmiedenburg, dem Schlosse seiner Väter, hinaus, um sich auf Skibrettern einmal intognito dem Kreise wagemutiger Altersgenossen beizugesellen.

Die Flucht wurde nicht sogleich bemerkt, und da das Suchen im winzigen Ländchen erfolglos blieb, setzten Sorge, Liebe und Zorn die Behörden der nachbarlichen Herzogtümer in Bewegung, die Vermisste zu ermitteln, zu schützen, heimzubringen.

Nach in das Bureau des Polizeiaffessors von Münchenhausen flatterte ein chiffriertes Geheimschreiben mit Personalien, Photogramm, Ordres und Befugnissen, und wenn er sich einen Namen machen und einen Knopflochschmud verdienen wollte, dann war schnelles Handeln geboten.

Im Nu vertauschte er den eleganten „cut away“ gegen die Lodenjoppe, den Sonntagszylinder gegen die Pelzmütze und überdachte im Fluge alle Möglichkeiten und Chancen. Es kamen nur zwei Sportvereinigungen in Frage, deren Übungsfeldern die Prinzessin, welche sich wohl einen fremden, wohlklingenden Namen beigelegt hatte, zustreben mochte: traf er sie nicht im Stillub auf der Blumauer Alm, dann mußte er den Winterweg über den Stampenpaß ins Hirschtal nehmen, ihrer im Silberband habhaft zu werden. Gewappnet mit Schneid und Vertrauen auf sein kriminalistisches Talent, raste er, die Hölzer im Arm mit dem Auto zur Bahn, nahm zwischen Bauern, Sportsleuten, Eispideln, Pelzboas und Rucksäcken Platz und dampfte gespannt seinem Ziele entgegen.

Dort schnallte er sich hint das nordische Göttergeschenk an die ungebildigen Füße und glitt eilig durchs Dorf, der Tal-mündung zu. Vertraut mit seinen Hölzern, flog er übers flache Feld zu den steileren Matten der Blumauer Alm empor, an deren sonnigen Hängen die Klubmitglieder übten.

Den Tummelplatz mit fallenscharfen Augen durchspähend und sich durch Fragen bei einzelnen Bekannten ver-gewissernd, daß heut überhaupt keine Dame anwesend war, zog er unaufhaltsam weiter. — langansholend und gleich-mäßig den schimmernden Schnee durchfurchend, über Grat und Paß ins Hirschtal.

Ehe er sich's versah, lag die Hütte des Silberbands vor ihm. Und wie er die Reihen der sich hier Tummelnden musterte, da bekannt grüßt, dort sich fremd verneigt, trifft sein Blick eine junge Dame, die von ihren Geschlechts-genossinnen himmelweit absticht und dem Bilde in seiner Brusttasche sprechend gleicht.

Blutjung, hauchzart, mit lockigem blondhaar unter der Wollmütze, mit stahlblauen, unschuldigen Augen, schlicht und elegant zugleich, sehr gepflegt und ein bißchen schen, steht



Das neue Friedens-Denkmal zu Groß-Steinheim in Hessen.

Das Städtchen Groß-Steinheim in Hessen erhielt kürzlich ein schmudes Denkmal. Die Hauptfigur verkörpert den Frieden, während das Hauptrelief das Familienglied darstellt.



Eine Winter-Felddienstübung des Pfadfinderbundes.

Wie in England den „boy scouts-Organisationen, die den jungen Mädchen zur Seite getreten sind, so wird, auch in Deutschland mehr und mehr auch der weibliche Teil unserer Jugend in dem Felddienst vorgebildet. Der Berliner Pfadfinderbund hielt im Grunewald eine große Winter-Felddienst-Übung ab, an welcher auch zum ersten Male Pfadfinderinnen teilnahmen. Die jungen Mädchen wurden von den Pfadfindern im Zeltbau und im Sanitätsdienst unterrichtet.

sie wie eine verwehte Wunderblume zwischen den banalen Schönheiten des Kreises. Eine verwunschene Prinzessin.

Er behält sie im Auge, telefoniert unauffällig, wartet eine schickliche Gelegenheit ab und nähert sich ihr dann gelassen und korrekt. Jemandem vermittelt die Bekanntschaft, — beiläufig und lässig, als sei sie gar nicht der Mühe wert.

„Herr Assessor von Münchhausen — Fräulein Becker.“  
Becker? Schlantweg Becker? O du naive Prinzessinnenseele!



Frithjof Nansen in Berlin.

Der bekannte Nordpolforscher weilte augenblicklich in Berlin und hielt am Sonntag, den 21. Januar, in der Singakademie einen Vortrag, in welchem er Dokumente altnordischer Kultur an Hand interessanter Lichtbilder zeigte.

„Sie sehen mich so prüfend an,“ sagt die Schöne und wird ganz rot. „Sie denken gewiß auch, ich habe mich in diesen abligen Kreis hineingedrängt. Wäre nur das Ehepaar da, das mich eingeladen hat.“

„Wollen Sie mir nicht erlauben, so . . . hohe Sportgenossin, jene leere Stelle zu vertreten und Ihnen Schutz und Ritter sein?“

Seine temperierte Lebenswürdigkeit erweckt ihr Vertrauen. Impulsiv streckt sich ihm eine schmale Hand entgegen, die er feierlich an seine Lippe zieht.

„Ich glaube, Sie sind sehr gut, Herr Assessor.“

Er lacht gerade heraus, so daß sie erschrickt. „Habe ich etwas Dummes gesagt?“ fragte sie endlich.

„Im Gegenteil, — etwas sehr Liebes. Aber es passiert einem Assessor nicht oft, daß er „gut“ genannt wird.“

„Nun, dann sind Sie eben kein vorbildlicher Assessor,“ entgegnete sie heiter. „Unsere jungen Juristen drüben in Schneidburg würden sich nie so nett mit einem jungen, dummen Ding abgeben; die sind schrecklich steif und eingebildet . . . und langweilig!“

„Aber, aber, wenn das jemand hörte!“

„Gott, dann hört's eben jemand,“ lacht sie übermütig, läßt sich gnädig die Bindung ihrer Stiefel lösen und setzt sich mit ihm zu Tisch, ihn, der ihr natürlich kein Wort glaubt, amüßant unterhaltend.

Beim Anblick des Menüs rümpft sie ein bißchen das niedliche Stumpfnäschen. Jedoch ausgehungert, wie sie zu sein scheint, mundeht ihr die derbe Kost der Gütte vorzüglich, und sie rühmt sich stolz, drei Knödel überwunden zu haben. Allmählich wird an den Ausbruch gedacht.

Münchhausen ist sehr aufgeregt, denn nun kommt der schwerste Teil seiner Mission: die Einpassierung des Prinzesschens. Und er gerät mit seinen Gefühlen in argen Konflikt. Da er sich Hals über Kopf in das süße Ding verliebt hat, wandelt ihn die Versuchung an, sie noch länger zu halten. Nachdem er aber zu Eile und Diskretion verpflichtet ist, muß er sich an seine eigene Order halten und das Prinzesschen unauffällig über die Grenze schmuggeln, wo die Eilpost wartet.

Er schlägt der des Terrains Unkundigen eine entgegengekehrte Abfahrt vor, und sie ist es zufrieden, weil ihr der Ritter sehr gefällt.

Leise zischen ihre Bretter nebeneinander, bremsend gleiten sie durch den verschneiten Wald, langausholend und stumm setzen sie ihren Lauf fort.

Er kann sich nicht genug wundern, wie das verwöhnte zarte Geschöpf sportfest und mit schwebender Elastizität über die Schneeebene fliegt. Trotzdem steht er furchtbare Angst aus um die ihm Anvertraute, die — knapp vor einer steilen Böschung — den Ski zurückwirft und verwegene Kurven beschreibt.

„Rechtzeitig lauten!“ ruft er schon ganz nervös von fernem Art und der sich geltend machenden Reaktion des anstrengenden Morgenlaufs.

Die Märchenerzählerin im Volksschulkinderfaal der Alphonsschule. In diesem Jahre wurde zum ersten Male eine neue Einrichtung des Instituts für soziale Arbeit erprobt, indem im Volkskinder-Leseaal der Münchner Alphonsschule von einer Lehrerin den Volksschulkindern Märchen erzählt wurden. Die neue Einrichtung fand bei den Kindern und deren Eltern außerordentlich beifällige Aufnahme.



B.J.G.

„Danke,“ sagt sie gelassen und übt weiter, grazios den Stod gebrauchend.

„Wie kann eine so junge Dame so waghalsig sein,“ jankt er.

Wenn's mir doch Spaß macht,“ gibt sie seelenruhig zurück.

„Ich bin aber für Sie verantwortlich.“

„Nehmen Sie's nicht so tragisch; es wirkt komisch,“ lacht sie ihn aus.

„Ich will's aber sehr ernst nehmen,“ schreit er böse zu ihr hinüber.

„Dann wirkt's ja noch komischer,“ ruft sie und schießt hinab, hemmt die laufende Fahrt durch kühnen Schwung und kommt im aufwirbelnden Schnee zum Halt.

Er ihr nach in sinnloser Angst um ihr kostbares Leben.

Ein überhastetes Abfahren, ein Nutschen, Purzelt, und er liegt ihr unwillkürlich zu Füßen. Zartbesorgt bückt sie sich zu ihm nieder, und da erfüllt ihn das Bewußtsein baldigen Scheidenmüssens mit solchem Weh, daß er vor der Zeit den Zauber bricht. Mit traurigen Augen sieht er zu ihr auf.

„Gnädige Prinzessin, in wenigen Minuten ist meine Mission erfüllt. Dort unten steht alles zu Ihrer frohen Rückkehr bereit. Wollen Sie ihren Knecht sehr glücklich machen, dann vergessen Sie ihn nicht ganz.“

Fräulein Becker sieht ganz verstört auf den knienden Mann. Hat er beim Fall den Verstand verloren? Warum tituliert er sie Prinzessin? Und was soll auf der Land-

straße da unten die Hofequipe, der ein Offizier entsetzt und den Skältern entgegensteht? Es bleibt ihr keine Zeit, ihrer Befangenheit Herr zu werden. Wortlos und tiebwegt führt der Assessor den Offizier seiner Partnerin zu. „Stellen Sie mich doch, bitte, vor,“ sagt der Adjutant. Aber nun ist Münchhausen viel zu perplex, um diesem Ersuchen zu willfahren. Ein Adjutant, der seine eigene Prinzessin nicht kennt!

Eine allerdings fabelhafte Ähnlichkeit erklärt dem Horkavaller die Verblüffung, und nur seine Gewandtheit rettet die Situation.

Durch ihn erfährt man, daß die wirkliche Prinzessin, der ihr Entschluß bald leid geworden, nicht weit gekommen war. Während der Alarmapparat noch funktionierte, sah sie bereits wieder in ihrem Turmgemach und feuerte, daß sie so wenig Courage hatte.

Der Assessor ist überglücklich und macht seinem vollen Herzen durch einen lauten Zuchschrei Luft.

„Was haben Sie denn?“ fragt Fräulein Becker ahnungsvoll.

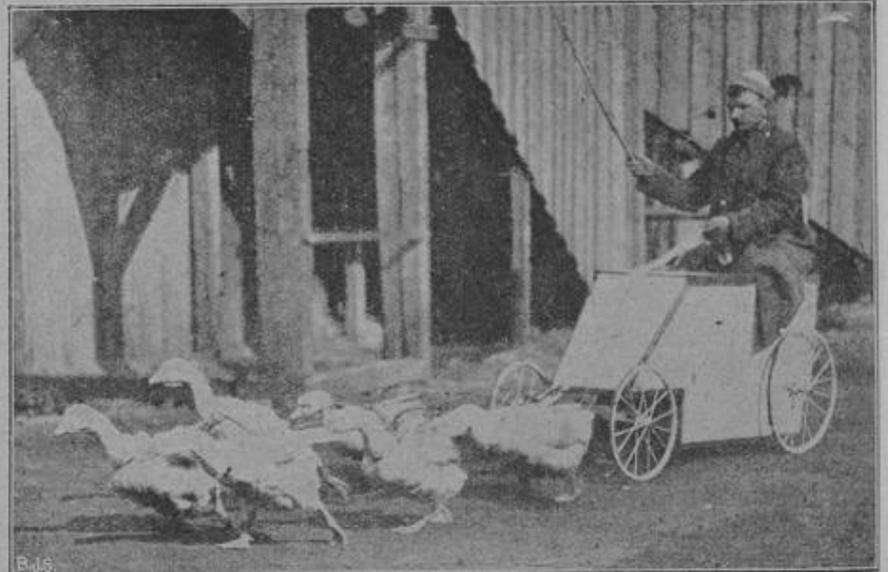
„Eine närrische Freund' hab' ich.“

„Darüber, daß ich keine Prinzessin bin?“ Und kokett fügt sie hinzu: „Bin ich dadurch nicht in Ihren Augen gesunken?“

„Im Gegenteil! Sie sind dadurch zur Königin meines Herzens geworden.“ Umgibt's überzeugend zurück, und der aufgehende Mond lächelt auf zwei Glückliche herab.

### Ein eigenartiges Gespann.

Die neueren Tierdressuren lenken vielfach die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf sich. Wir brachten neulich ein Zebragespann. Jetzt wird im Zirkus Sarasani allabendlich ein Gänsegespann vorgeführt. Der im Wagen sitzende Dressieur lenkt die Tiere nach seinem Belieben. Solches Gefährt würde auf der Straße wohl nicht zu verwenden sein. Denn da bleiben Gänse — Gänse.



### Süße Täuschung.

Von Friedrich Hebbel.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein,  
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,  
Und mich so tief, so ganz hinein,  
In jene sel'ge Zeit versenke,  
Wie wir zusammen Hand in Hand,  
Hier wandelten in stillem Wehe,  
Da ist es mir, als ob das Band,  
Noch immer heiter fortbestehe.

Wir gehen fort und immer fort,  
Und schau'n die Gräber in der Runde,  
Du hast für jegliches ein Wort,  
Und sprichst es aus mit sanftem Munde;  
Du sprichst vom frühen Schlafengeh'n,  
Und von der Eitelkeit der Erde,  
Und von dem großen Wederseh'n,  
Das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,  
So rufft du aus: Wir müssen scheiden!  
Der Vater ruft die Tochter ab,  
Wir wußten's längst, und wollen's leiden!

Und ruhig wandle ich hinaus,  
Wie einst aus meines Vaters Garten,  
Wenn er dich he mrief in das Haus,  
Du aber sprachst, ich solle warten. . . . .

### Die erste Nacht.

Von Solde Kurz.

Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.  
O, wo ist der Glanz, der dich umgab?  
In kalter Erde ist dein Bett gemacht.  
We wirst du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,  
Nachtvögel schrei'n, vom Wind emporgesucht,  
Kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kalt und fahl,  
Spielt auf der Lagerstatt der Totenstrahl.

Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?  
Horcht du wie ich auf jeden Glockenschlag?  
Wie kann ich ruh'n und schlummern kurze Frist,  
Wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist!

# Heimat, süße Heimat.

Eine Skizze von Alexander C. Sedlmayr.

Die „Bulgaria“ befand sich nun den zweiten Tag auf hoher See. Es war am Anfang des Monats August. Ein wolkenloser, blauer Himmel; das Meer fast spiegelglatt; Sonnenuntergang! . . . Das Verdeck war ziemlich besetzt von Passagieren, die die erquickende Kühle des Abends herausgelockt hatte. Der Schiffsarzt Doktor Jensen stand mit einem Passagier beisammen.

„Ich muß Ihnen offen sagen, Doktor, daß ich diesem allgemeinen Mißbilligungshallo, das die meisten Passagiere anstimmen, wenn wir an einem Tage einige Knoten weniger machen, als am vorhergehenden, absolut nicht zustimmen kann.“

„So gern reisen Sie?!“  
„Well — auf eine Eisenbahnfahrt verzichte ich, aber an Bord eines Schiffes — diese wunderbare Ruhe . . . da ruht man die Nerven aus! . . . Der klügste Mensch wäre der, der monatlich je zwei vierzehntägige Seereisen machte!“

„Hahaha! . . . Sie meinen es mit den Nerven zu gut! . . . Ich wollte Sie mal sechs Monate so verleben lassen, dann kämen Sie mir sicher wieder: Doktor, ich brauche Anregung! Dieses eintönige Leben macht mich verrückt! . . .  
Diagnose: Erschlaffung der Nerven, die alte Geschichte. — Wir armen modernen Menschen pendeln zwischen den beiden Polen — „Erschöpfung der Nerven infolge Ueberanstren-

gung“, dort hatte er sich auch ein schweres Leiden geholt. Er wollte in die Heimat zurückkehren, um sich in Wien kurieren zu lassen und dann mit seinen Ersparnissen sich in seinem Geburtsdorf ankaufen. Nur um von jenem ersparten Gelde nichts zu brauchen, hatte er sich als Heizer verdungen, um sich nach Europa zurückzuarbeiten.

„Um, armer Junge! . . .“  
„Werden sehen, was unser Doktor sagt! . . . Ah dort kommt er schon!“

„Nun wie steht's?“  
„Wie es steht?“ Der Arzt zuckte die Achseln. „Ein armer Bursche! . . . Wir werden ihn vielleicht bis Hamburg bringen — seine Heimat wird er wohl nicht mehr sehen! . . . Ein schweres Lungenleiden . . . dazu noch die furchtbare Ueberanstrengung im Heizenraum! Was muß er gelitten haben, um es wenigstens die vier Tage lang auszuhalten! . . .“

„Entsetzlich!“  
„Also rettungslos verloren?“  
„Ja — rettungslos! . . . In dem Stadium der Krankheit gibt es keine Heilung mehr!“

Inzwischen lag der Kranke in der Spitalstajüte wohl gearbeitet. Er hatte sich dank der starken Mittel, die man ihm gerichtet hatte, wieder erholt und fühlte sich nun froh



## Wintersport: Ein Brett mit Schlittschuhen als Schlitten.

Einen eigenartigen Schlitten haben sich Sportleute hergestellt, indem sie unter ein Brett fünf Schlittschuhe befestigten. Der Schlitten wird von dem Fahrer mittels Eispicken vorwärtsbewegt.



„Unteranstrengung! . . . Hahaha! . . . Ist gut! . . . Der dicke Herr nahm seine Nactinglappe ab und säufelte sich Luft zu. „Das ist so ungefähr mein Leiden! He, Doktor?“

„Zweifellos, Mister White! . . . Aber was ist dort los?!“ Die beiden Herren begaben sich zu einer Gruppe, die einen ohnmächtigen jungen Menschen umstand.

„Was gibt es, Heinrichs?“  
„Ach 'n Kohlenzieher! Ist ihm drunten zu heiß geworden, da haben sie ihn man bisschen ruffiebracht!“

Während er so sprach und dabei gutmütig lachte, war er ununterbrochen um den Ohnmächtigen bemüht. Er hatte ihm das blaue Hemd geöffnet und ein nasses Tuch auf die Brust gelegt. Inzwischen war auch der Heildiener erschienen. Nun öffnete der Bewußtlose langsam die Augen. Der Arzt ließ ihn in die Spitalstajüte schaffen und nachdem er sich von Herrn White mit den Worten: „Ich bin bald wieder zurück! . . . Die Saache scheint ernster zu sein, als ich meinte!“ empfohlen hatte, schritt er davon.

Heinrichs hatte inzwischen den Passagieren, die ihn umstanden, alles erzählt, was er über den jungen Mann wußte. Er stammte aus Siebenbürgen und hatte jahrelang im Westen der Vereinigten Staaten, in Montana in den Minen

und leicht. Der Arzt hatte ihn so gütig behandelt, der Heildiener hatte sich so fürsorglich seiner angenommen, selbst Heinrichs, der sonst so barsch war, hatte heute für ihn freundliche Worte gefunden . . .

„Gute Menschen . . . gute Menschen! murmelte er vor sich hin.

Und dann träumte er und träumte . . . Was er alles in seiner Heimat beginnen wollte, wenn er wieder gesund war! „Jetzt werde ich ja sicher gesund . . . sicher! . . . Ich kann mich ja schonen!“ Und er lächelte glücklich.

Nun wieder ein furchtbarer Hustenanfall . . . und auch Blut! . . . Ah, ah! . . . Erschöpft sank er zurück.

Er sah wie im Traume ein kleines Häuschen . . . Ganz wie er es sich immer gewünscht hatte . . . Und er sah ein Mädchen, das ihn geliebt hatte, und das auf ihn zu warten versprochen hatte, bis er aus Amerika zurückkäme . . .

Die liebe . . . die gute . . .  
Und er schloß die Augen . . .  
Heimat . . . süße Heimat . . .  
Und er schlummerte schlummerte . . .  
Niemals erwachte er wieder . . .



## Humor.



— Wahres Geschichtchen. Ein Vormund hatte seinem Mündel, der als Soldat in Südwestafrika gegen die Hereros kämpfte, den Tod seiner Mutter angezeigt. Er erhielt darauf folgende Antwort: „Lieber Herr Vormund! Für den Tod meiner Mutter danke ich Ihnen. Das sind so Familienereignisse, die manchmal vorkommen. Was mich betrifft, so finde ich mich ganz wohl hier im Lazarett zu Olahandja, wo mir ein Bein abgenommen ist. Aber Gott sei Dank, — es blieb mir noch eins, mit welchem ich die Ehre habe zu sein . . . Ihr Mündel A. B.“

— Richter zum Verurteilten: „Haben Sie noch einen Wunsch?“ Verbrecher: „Ich bitte den Strick unter den Armen zu befestigen, ich bin am Halse so kitzlig!“

— „Wieviel Götter gibt es?“ fragt der Lehrer in der Schule und Peter antwortet: „Drei.“ Er wird exemplarisch bestraft und muß vor die Türe gehen. Da kommt August, der zu spät kommt und Peter fragt ihn, wieviel Götter es gäbe. „Einen“ sagt August. „Was einen, ich habe schon drei geraten, und das war noch nicht genug.“

— Guter Ehemann. Richter: „Dabei haben Sie nun auch noch ihre Frau verleitet, sich an dem Einbruch zu beteiligen.“ — Einbrecher: „Nein, Herr Richter, ich hatte sie bloß mitgenommen, daß sie sich etwas Passendes aussuchen sollte. . . . Wissen Sie, den Weibern kann man's ja nie recht machen; was ich ihr bis jetzt mitgebracht hab', war all nit gut.“



## Rätsellecke.



### Rästel sprung.

	der	meid	be	Ertrag	zu	
der	schei	beim		zu	zu	heit
sich	en	Reiche	zu	genie	bes	werf
den	ist	Wer	zu	nen	der	es
weiß	leid	leben		weiß	weiß	eig
	weiß	wer	en	wer	Fleiß	

### Logogriph.

Mit d ist es ein deutscher Fluß,  
Mit f man stets arbeiten muß,  
Mit g ein hoher Schweizerberg,  
Mit n ist es der Zahlen Zwerger,  
Mit m füll' es mit Wasser voll,  
Mit t aus mancher Bund' es quoll.

### Rätsel.

Es läuft auf dem Lande so eilig daher  
Und tut auch daselbe im Fluß und im Meer.

### Begierbild.

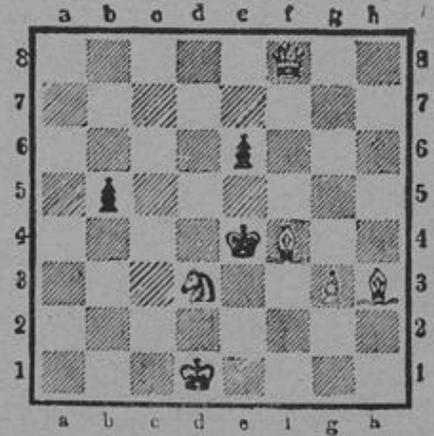


Wo ist der zweite Zuhörer?

### Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

### Scherzfrage.

Welcher Stand ist der beste?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Skatenaufgabe:

Vorhand: G W, R W, E 10, 9, G O, 9, S K, O, 9, 8.

Hinterhand: S W, E D, K O, G D, R K, O, 9, 8, 7.

1. S O, S D, G D — 25
2. R K, G O, R 10 — 17
3. S K, S 10, G W — 16
4. R O, R W, R D — 16
5. S 9, S 7, E D — 11
6. S 8, G K, R 7 + 4
7. E W, R 8, G 9 + 2
8. G 7, E K, G W + 6

Mittelhand erhält den Rest, 23 Augen, bleibt aber mit 29 Augen Schneider.

Begierbild: Bild nach rechts drehen; zwischen Sphinx und Laub des Baumes steht der Gesuchte.

1. Rätsel: Monument.

Somonym: Saß.

2. Rätsel: Kugel.

Redaktion: Erwin Ebsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 7.

Sonntag, 11. Februar.

Jahrgang 1912.

## Maja.

Von Non Nieuwenhuizen (Indien).

So ging ihr langgehegter Wunsch ja in Erfüllung; — freilich, ein großes Ziel erreicht man nie ohne Opfer. Und hier war es die kleine Maja, von der sie sich nun trennen mußte.

Biel und heftig hatte sie geweint, denn sie liebte das Kind ja so sehr, aber stärker noch war der Haß gegen die fremde Frau, die zudringliche Person, die, wie sie weisagte, ganz gewiß Unglück bringen würde über Vater und Kind. Doch seinen tiefsten Ursprung fand dieser Haß in dem Rasseunterschied und dagegen — das wußte Onkel auch — war mit einer Kreolin nicht zu reden.

„Kurz und gut, Maja, mein Kindchen! wir müssen weg von hier und werden schon bald reisen. Denn du weißt, in Europa ist es im Winter sehr kalt, und wir wollen ankommen, wenn es dort noch schön und warm ist. Sonst würde der arge Klimawechsel deiner Tante schaden, weißt du?“

Maja nickte. Sie hatte Onkel fortwährend ernst angeschaut und ihn vollkommen verstanden.

„Und wann gehen wir? Und wie heißt das Schiff? Und, Onkel, werden wir auch im Hotel wohnen? Die Kinder in der Schule werden staunen und mich beneiden. Onkel, ich will mir ein schönes Album kaufen. Darin müssen alle ihren Namen schreiben und getrocknete Blumen hinein tun.“

Sie plauderte weiter und war von vornherein mit allem einverstanden.

Onkel seufzte. Nun kam gerade das Schwierige. „Maja, Liebling, du bist mein vernünftiges Kind, nicht wahr? Ich muß — leider können wir — Ach — Hast du wohl bedacht, daß dein Vater bald zurückkommt? Er wird in dem schönen Hause wohnen, das du wohl kennst. Ein Garten, wie ein Park so groß, ist dabei. Und, nicht wahr, Papa war so lange ohne sein Kind, daß er jetzt sehr nach seiner kleinen Maja verlangt und wünscht, daß du zu ihm kommst. Das wird eine Freude sein, wenn du ihn wieder siehst! Den lieben Vater! Dann brauchst du ihm keine Briefe mehr zu schreiben und kannst den ganzen Tag mit ihm plaudern, spielen und lachen. Reiten darfst du auch. Es kommt ein Pferdchen für dich, für dich allein. Es ist ganz schwarz und hat einen Schweif, der bis zur Erde reicht. Dann wirst du eine „Amazone“, Maja, klingt das nicht schön?“ — Plötzlich schwieg Onkel. Seine Stimme war ganz heiser geworden.

Das Kind hatte mit keinem Wort geantwortet. Langsam ging sie auf ihn zu und fast feierlich setzte sie sich auf einen Sessel neben ihn. Ganz unbeweglich blieb sie sitzen. Er wußte nicht, ob sie weinte — Und er hatte noch mehr zu sagen! Wäre es doch nur vorüber!

„Maja! schau mich an! Du wirst bald zehn Jahre alt sein, ein großes Mädchen. Deine arme Mutter, Kind, ist gestorben, als du noch so klein warst, daß du gar keine Erinnerung von ihr hast. Tante hat immer für dich gesorgt,

Die drei ältesten Prinzen des deutschen Kronprinzenpaares.

Vier Söhne kann das deutsche Kronprinzenpaar schon sein eigen nennen. Drei davon, die Prinzen Wilhelm, Louis Ferdinand und Joachim, sind so groß, daß sie an dem Winterver-



gnügen der Berliner eifrig teilnehmen. Jeden Morgen sieht man die drei kleinen Prinzen im Park des Schlosses Bellevue im Norden Berlins auf ihrem Rodelschlitten. Sie tummeln sich im Schnee. Das ist ein Vergnügen für sie wie für alle echten Kinder.

aber weil sie dich jetzt verlassen muß, hat Papa dir eine andere Mama geben wollen. Eine liebe, schöne Mama, die Klavier spielen kann und auch malen und erzählen von Europa, von deinen Verwandten drüben! Sie wird abends mit dir ausfahren und du tanzt ihr mit mancherlei behilflich sein, denn die fremde Sprache der Leute versteht sie noch nicht. Du wirst sie gewiß sehr lieben, und, dann und wann schreibst du Onkel und Tante und erzählst von einem glücklichen, kleinen Mädchen, das Maja heißt! Berprikht du mir das?"

Aber sie hieß ihr Köpfchen traurig sinken.

Und er wiederholte: „Nicht wahr, du versprichst deinem Onkel, ein gutes, folgsames Kind zu sein und deine Mama zu lieben, ihr gehorham zu sein? Willst du denn gar nicht antworten, Maja?"

Da raffte sie sich auf und ihr ganzer, kleiner Körper zitterte. Sie faltete die Händchen und hinter dem schweren, dunkeln Haar verbarg sie ihr blaues Gesichtchen völlig. Endlich sagte sie mit bebender Stimme, die allmächtig fester wurde: „Du hast immer gesagt, man dürfe nichts versprechen, was man nicht halten kann. Ich weiß doch nicht, ob ich die neue Mama lieben kann. Natürlich möchte ich es, aber ich kann es nicht sagen, Onkel. Warum nimmst du mich nicht mit? Ich bin doch dein kleines Mädchen auch? Hast du mich doch gern?" Und sie sah ihn an, halb sehen, wie wenn sie unartig gewesen und er sie bestrafen müßte.

Als Antwort küßte er sie und erwiderte: „Nun komm, und pflücke Blumen für Tante. Wir wollen sie ihr bringen, und heute noch fahren wir zum Photographen. Wir lassen unsere Bilder machen. Dann können wir uns jeden Augenblick sehen und ist es, als wären wir immer zusammen!"

Aber von Majas Lippen kam nicht das erwartete, freundliche „Gern, Onkel!"

Er atmete tief, indem er aufstand, als wäre er von einer schweren Last befreit. Dochiesel es ihm nicht, daß Maja sich so gar nicht äußerte, noch weinte.

Sie weinte auch nicht, als sie Onkel und Tante bis auf das Schiff begleitete und endlich der Augenblick des Abschieds da war.

Mit Papa, der einige Zeit vorher wiedergekehrt und seinem anfangs scheuen Töchterchen lachend und neckend entgegengekommen war, stand sie am Kai und winkte mit einem weißen Tuche. Immer noch winkte sie, während Onkel durch sein Fernrohr schaute. Tante war laut schluchzend in ihre Stabine gegangen.

Europa, das Zauberwort, lockte sie jetzt nicht mehr. Onkel konnte noch sehen, daß Papa seinen Arm um Majas Schulter legte und sich zu ihr niederbeugte. Günter war lieb mit seinem Kinde — ganz gewiß.

Wenn die zwei nur verbunden bleiben!"

Onkel war nun beruhigt und versuchte, seine Frau zu trösten.

\*

Bald änderte sich vieles in Majas Leben. Die neue Mama war sehr klug, hatte eine Menge Bücher über die Kolonien gelesen, war sogar ein wenig in die Sprache der Eingeborenen eingedrungen und verstand nun erst recht nichts von dem Tropenleben, weder von dem Lande, noch von den Leuten. Jeder neue Tag brachte Ärger und Empörung. Unzählige Male rief sie bitter aus: „Ich verstehe nicht, wie man das Leben hier auffaßt!" Und da hatte sie recht.

Es gibt Leute, denen der reizvolle, märchenhafte, mysteriöse Orient ein verschlossenes Buch bleibt, dessen sieben heilige Europäer hassen dann tödlich alles, was sie umgibt und so verschieden ist von den Verhältnissen und der Umgebung zu Hause: Die üppige Vegetation, das heiße Klima, die lange, gezwungene Siesta, die stark gewürzten Speisen, die zahlreichen Bedienten mit ihrer kindlichen, wohlklingenden Sprache, ihrer scheinbaren Untertänigkeit und ihren unerschämten Betrügereien.

Und zu denen gehörte die rotblonde Baronin, die einen unabhängigen Geist hatte und ihre Meinung niemals verbarg. Auch nicht aus Liebe zu ihrem Gatten, der in den Kolonien doch Ehre und Ruhm gefunden, und viel Gutes erlebt und mitgemacht hatte.

\*

Maja mußte die Schule verlassen, wohin sie bis jetzt gegangen war. Dort verkehrte sie mit vielen Kreolenkindern — „Halbblütchen mit gefährlichen Neigungen" — fürchtete Mama.

Günter hatte achselzuckend zugestimmt. „Wenn das Kind nur guten Unterricht bekommt, ist es mir einerlei! Und Maja auch, denke ich."

Maja wurde weiter nicht gefragt und schien sich zu fügen.

Die alte Kinderfrau konnte es der neuen Mama nicht recht machen. Maja durfte nicht so verwöhnt und bedient werden. Warum hatte sie so unzählig viele und hübsche Kleider? Warum spielte sie auf nackten Füßen mit den braunen Kindern der Bedienten und scherzte mit ihnen in der Landessprache? Warum war sie so abergläubisch und redete von allerhand Vorzeichen, von guten und bösen Geistern und von bestimmten Zeiten, etwas zu vollführen oder zu unterlassen? Warum hatte sie immer Geld in der Tasche und auch die Freiheit, sich zu kaufen, was sie gerne hatte? Warum wurde sie angedeutet mit: „Meine Herrin!" Das war lächerlich. Günter beschönigte nur und erwiderte immer dasselbe: „Folgen des Klimas, Liebste! Maja ist reizend, finde ich. Wenn du erst andere Kinder kennst! Sei nicht so streng, sonst gewinnst du ihr Herzchen nicht. Sie ist noch so jung. Und freue dich, nie sagt sie ein unwahres Wort!" Er versuchte seine Frau zu küssen, aber verdrießlich wandte sie sich ab und klagte:

„Mit dir ist nicht zu reden!"

In der letzten Zeit lachte Günter und sang Maja weniger. Alle vierzehn Tage ging ein Brief zu Onkel und Tante, der tadellos geschrieben war, doch von nichts sagendem Inhalt. Mama las ihn durch, ehe er geschlossen wurde. Das hemmte bei dem Kinde die Lust zum Schreiben.

Bald kam ein Tag, an dem Maja bitter weinend aus der Schule wiederkehrte. Die Lehrerin war mit ihrer Arbeit unzufrieden gewesen und hatte der Kleinen den Vorwurf gemacht: „Du warst wohl saul genert am Abend und plauderst gewiß lieber mit deiner neuen Mama!"

Das war für Majas Ehrgeiz ein sehr empfindlicher Schlag. Sie — saul. Ihr Stolz verbot, der Lehrerin zu ertären, wie die Sache sich zugetragen hatte.

Die kluge Baronin hatte nämlich auch eine Methode zum Unterrichte gegeben und verlangte, des Kindes Saubereitungen zu sehen. „Was geht es Mama eigentlich an?" dachte Maja und holte ihre Weste so langsam wie möglich. Da hatte die Mama viel zu tadeln gefunden; schlieflich war nichts richtig gewesen und Maja laut aus noch einmal schreiben. Sie hatte zaudernd gehorcht und vor Nervosität so gezittert, daß die Arbeit aussah, als wäre sie hastig aufs Papier geworfen.

Am nächsten Tage wurde sie von der Lehrerin zurechtgewiesen und bestraft! So was war noch nie vorgekommen! Die beleidigte Maja war außer sich und der stutziger, der sie nach Hause und die Kinderfrau, die ihre Schultasche trug, beklagten sie um die Wette. „Arme, kleine Herrin!" sagten sie mitleidig, und mit feindseligen Blicken betrachteten sie die stolze, weiße Frau, als fühlten sie, die sei an allem schuld!

Und Papa war leider nicht zu Hause. Der jagte mit Freunden im Gebirge und schrieb, daß er sich königlich amüsiere.

Einmal konnte die Baronin, die sie überall vergebens gesucht hatte, Maja nirgends im Hause finden.

Die Sonne war schon untergegangen, die kurze Dämmerung brach schon herein und sie hatte Angst.

Die tropische Finsternis, mit den unbekanntem gruseligem Tieren, welche in der Dunkelheit ihre Höhlen und Löcher verlassen; die schwarzen Gestalten, welche unhörbar leise auf nackten Füßen vorbeihuschen — das alles war ihr unheimlich.

Endlich kam Maja, von ihrer Kinderfrau begleitet, durch den Garten. „Wo kommt ihr her?" fragte eine scharfe Stimme. „Vom Friedhof, Mama!" sagte das Kind unbefangen. Dort ruhte ihre Mutter. Onkel und Tante waren gewohnt, öfters mit der Kleinen Blumen hinzutragen und von der jung Verstorbenen dem Töchterchen so viel Liebes und Gutes zu erzählen, als sie nur wußten.

Die neue Mama ging im Hause immer nur schnell an dem großen Bilde vorbei, blickte es nie an und hatte mit Maja noch kein Wort über die Heimgegangene gesprochen...

Das hatte das Kind, so jung es war tief empfunden und ihr nicht vergeben. Dazu kam, daß die alte Kinderfrau immer noch von „der eigentlichen Herrin" und der „fremden Herrin" zu Maja redete. Sie dachte unwillkürlich auch an die jetzige Mama, wie an eine Fremde.

„Auf dem Friedhof!" Das verbitte ich mir!" fuhr die Baronin fort und richtete ihre schöne Gestalt hoch auf. „Versteht du?" herrschte sie die alte Frau an, „es ist gefährlich und unpassend!" — Aber Mama, bei Tag ist es doch zu heiß; dann welken die Blumen gleich, und als wir zurückkehrten, ging die Sonne erst unter. Immer gingen wir um diese Zeit!" — „Wenn es zu heiß ist, dann gehst du

nur gar nicht hin. Kinder gehören auch nicht zwischen Gräber, das ist krankhaft!"

Mama nahm die Schleppe ihres weißen Kleides in die Hand und schwebte hin — leichtfüßig und lächelnd zu ihren wartenden Gästen, Maja mit der alten Dienerin sprachlos stehen lassend. —

Papa wünschte seinem Töchterchen ein paar Stunden später „Gute Nacht!“ — Da weinte sie.

„Kindchen was ist? Möchtest du noch nicht schlafen gehen? Tränen — die kann ich bei dir gar nicht sehen!“ Er versuchte, mit ihr zu scherzen und zu lachen. Es gelang ihm nicht. Und als er sich nochmals zu seinem Kinde niederbengte und in ihre dunkeln Augen blickte, traf ihn der stumme Schmerz, der aus ihnen sprach. Maja sah so verzweifelt aus, wie eine Frau, die ein geliebtes Kind verloren hat. —

Vielleicht ist sie bestraft worden und erzählt es mir nicht, weil sie sich schämt mutmaßte er. An Strenge ist die Kleine nicht gewöhnt und vielleicht auch zu empfindsam! Wie unglücklich sah sie aus! . . . Da fiel ihm ein, daß die hübsche, neue Reitgerte, die er Maja versprochen hatte, angekommen war. Er suchte das Geschenk und schrieb auf das Paketchen: „Von Papa für sein gutes Kind.“ Das wird ihr Freude machen dachte er vergnügt. —

durfte sich nachher Süßigkeiten holen von dem bescheidenen Raschtisch, wo die sonderbarsten Leckerbissen zu haben waren.

Papa hatte ebenso große Freude an dem lustigen Schauspiel wie sein Kind.

Die Knaben schossen wie Fische durch das Wasser, lärmten und tobten, hoben ihre triefenden, glatten Spitzbubengesichter zur Brüde auf und bettelten um ein Wort des Lobes von dem mächtigen Herrn in seiner goldglänzenden Uniform und um ein Geldstück aus der freigebigen Hand der kleinen Herrin.

Maja konnte sich von der Stelle fast nicht losreißen und nur das ungeduldige Stampfen ihres Pferdchens ließ sie endlich: „Vorwärts!“ rufen und davonsprengen. Ein Jammergeschrei der Enttäuschung folgte dann immer, denn für heute hatte der Kupferregen wieder aufgehört!

Papa sprach im Reiten fortwährend seinem Pferde zu und manchmal konnte Maja sich vor Lachen kaum aufrecht im Sattel halten, so komische Sachen verhandelte der Vater auch mit dem Tier!

Ja, diese gemeinsamen Ausflüge, meistens am Sonntagmorgen früh, waren eine große Freude für das Kind.

Müde und heiß, aber so recht vergnügt betrat sie einmal das Haus nach ihrer Rückkehr und rief nach ihrer alten



### Ein absonderliches Denkmal.

Es sind der Denkmäler schon gar viele errichtet worden. Auch Tieren hat man einige gesetzt. So z. B. für den getreuen Bernhardinerhund, der den Brüdern des Hospizes auf dem St. Gotthard mehr als fünfzig Menschen retten half. Ein eigenartiges Denkmal findet sich in England. Es stellt einen Tränkbrunnen dar, und die Inschrift meldet daß der Brunnen dem Andenken der in den Jahren 1899—1902 im südafrikanischen Kriege gefallenen Pferde gewidmet sein soll.



Das war also wieder erledigt. Und im nächsten Augenblick hat er seine Frau, ihm etwas vorzuspielen. Geschmeichelt setzte sie sich sofort ans Klavier. Der Abend endete in der schönsten Harmonie und auch das Kind lauschte den süßen Tönen. . . .

Die erste Lüge fiel Maja schwer. Beinahe verriet sie sich. Aber ihr Ehrgeiz war schließlich stärker als ihre Wahrheitsliebe. In ihrem ganzen Leben bei Onkel und Tante hatte sie nie einen Grund gehabt sich zu verstellen. Jetzt wußte sie sich nicht anders zu helfen.

Die Bedienten alle waren treu verbunden und bildeten eine gemeinsame Verschwörung gegen die Hausfrau. Galt es, der kleinen Herrin behilflich zu sein, oder sie vor Strafe zu behüten, dann verneinten oder bejahten sie je nachdem, mit Würde und Ernst; schlugen die Augen nieder voll Ehrfurcht und sicherten ein paar Minuten später voll Schadenfreude hinter dem Hause: „weil sie alle der weißen Frau weit überlegen waren!“ —

\* \* \*

Wenn er Zeit und Gelegenheit hatte ritt Papa gern mit Maja aus. Die kleine, weiße Gestalt mit aufgelöstem Haare auf dem feurigen, kohlschwarzen Pony war überall bekannt und geliebt. Immer wurde ein Hand voll Kupfermünzen mitgenommen und auf der Bambubrücke über dem Fluß wurde halt gemacht.

Da mußten die kleinen, geschmeidigen, eingeborenen Knaben um die Wette schwimmen; wer gewonnen hatte,

Kinderfrau, damit sie ihr beim Ausziehen und Baden behilflich sei.

Die war aber nicht zu finden — Mama hatte sie eben aus ihrem Dienst entlassen und gleich fortgeschickt. „Hättest doch lieber warten müssen, bis das europäische Fräulein, das du engagiert hast, da wäre!“ jagte Günter unzufrieden. „Ohne Kinderfrau kann Maja so lange nicht sein — das geht in Indien nun einmal nicht, und ich werde mich selbst bemühen, irgend eine aufzusuchen, welche es dir dann hoffentlich recht machen kann!“ —

Mama fügte sich. Jede andere wäre besser als die Alte, die bei all ihrem ehrerbietigen Benehmen doch immer einen stillen, zähen Widerstand fühlen ließ.

Günter vergaß die Sache bald. Wichtig war die Angelegenheit in seinen Augen keineswegs.

Bald bot sich ein junges Mädchen an, der kleinen Maja zu dienen.

Und sie wurde die Kinderfrau der kleinen Herrin.

Manis war ihr Name; sie war munter und hübsch. Immer trug sie eine Blume im Haar.

Die kluge Baronin konnte nicht wissen, daß dieses Mädchen eine nahe Verwandte der alten Kinderfrau war, die im Dorfe hinter dem Garten wohnte und viel Einfluß auf die Eingeborenen hatte.

Sie vermutete auch nicht, daß Maja diese öfters besuchte und ihr dabei so manches schenkte, weil die Alte jetzt über Armut klagte.

(Schluß folgt.)

Edelweiß.

Eine Hochlandsage von Friedrich le Feubure.

Ein schweres Hochgewitter umtobte die hochaufragenden Gipfel der Gemstarnspitze und hatte Zinnen und Felsengratte gehüllt in regenschwere Wolkengewänder; Blitze zuckten um die zackigen Felsen und zerschmetterten wohl im Hochtale alte, winddürre Fichten, so daß sie wie Fadeln aufleuchteten in graufligem Dunkel.

Dröhnender Donner rollte in vieltausendfältigem Widerhalle durch die Bergtäler und rasender Sturm tobte um die Bergeshöhen.

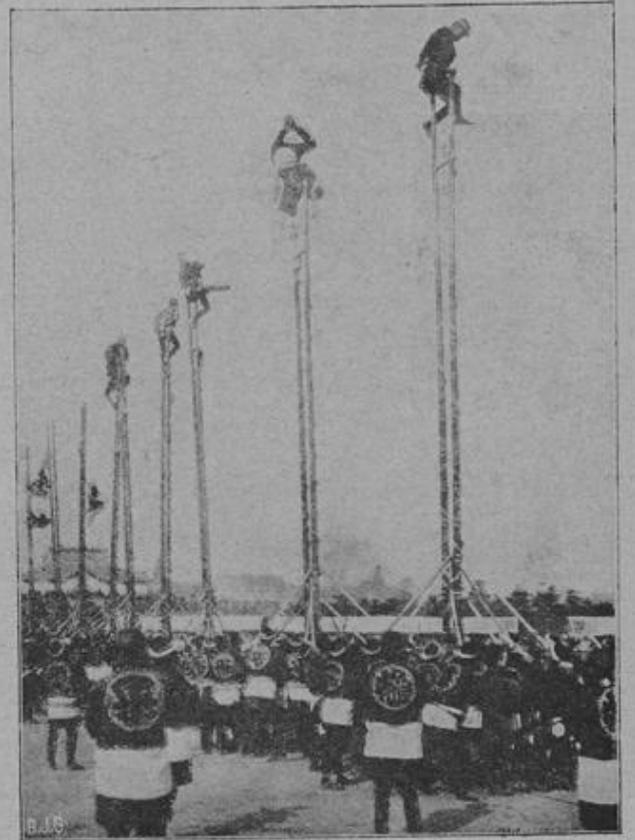
Berta, die kleine Hirtin der am Fuße der Gemstarnspitze zur Sommerweide befindlichen Schafe und Ziegen laute in roh gezimmelter, ärmlicher Blockhütte vor dem Zeichen des Kreuzigten und betete. Grell leuchtete ein Blitz scharfzackig wie ein vom Himmel geworfener Feuerstrahl durch das Dunkel der Nacht und ein schmetternder Schlag folgte ihm, so daß die Hütte in ihren Grundfesten erzitterte und die kleine Beterin vor dem Kreuzigte bewusstlos zusammensank.

Mit dem Rauischen des Wildbaches strömte der Regen in unendlichen Wasserläufen herab, die Tobel füllten sich mit brausenden Wildwässern und Wasserfälle entstanden wo zuerst trockene Rinnen die Geschöße des Berges durchzogen hatten; endlich vertobte das Gewitter; über dem Gipfel der Gemstarnspitze stieg die silberne Scheibe des Mondes empor und leuchtete durch die letzten Schleier der fliehenden Wolken; da erwachte klein Berta aus der Betäubung, in die sie der in der Nähe der Hütte niederfahrende Blitz verfiel hatte und war es ihr, als hätte sie Klageklänge vernommen von einem Tiere, das der Wut des Wetters zum Opfer gefallen.

Sie verließ die Hütte und suchte im Lichte des nun hell strahlenden Mondes die Umrangung ab, und bald fand sie eine kleine Gemse, die den Fuß abrochen hatte; wohl lebte sie noch, aber sie war schwach und die Ziegenhirtin trug sie mit viel Mühe und Fürsorge in die Hütte, dort machte sie ein Lager zurecht auf einem Laubsack und mit einem Anfaß von Wolfzettel dem heilkräftigen, verband sie das abbrochene Läuslein. Das Tierchen das viele Schmerzen litt, blickte mit dankbaren Augen seine Retterin und Helferin an, und als dann die Gemse infolge ihrer Mattigkeit in Schlaf verfallen war, suchte auch Berta ihr einfaches Lager auf; bald nahm sie der Schlummer gefangen, der tiefe sanfte Schlummer wie ihn nur Jugend Arbeit und Reinheit kennt, und lächelnd träumte sie: Ihr war es, als leuchte die ganze Hütte nicht wie bei dem Blitzschlag im Hochgewitter in schloelbem, erschreckendem Schine sondern in mild rosafarbenem Lichte, und eine schöne Frau stand vor ihrem Lager in lichtrotem Mide von der Farbe der Morgenröte mit einem Sternkelchdiadem auf dem Haupte und diese Erscheinung leate ihr einen Garfunkel mit wunderbaren Eigenschaften auf ihre Lagerstätte. Dann wurde es dunkler und dunkler, der Mond war hinter der Gemstarnspitze verschwunden, und die Erscheinung war nicht mehr zu sehen. Berta aber träumte weiter von wunderbaren Wiesen und roten Rosen und silbernen Sternen,

und Sträuße pflückte sie, mit zwei Händen nicht zu umfassen; dann aber schwand langsam die Nacht, fahles Dämmern brach an, und nach und nach färbten sich die Spitzen der umliegenden Berge rosensfarben; jung Berta stand auf, und wie schon viele Tage vorher trieb sie ihre Herde auf die Weide, nachdem sie zuerst die kleine Leidende verbunden und mit Milch getränkt hatte. Still und erhaben starteten die Gemstarnspitzen zum Himmel, nichts ließ mehr das Toben und Wüten des nächtlichen Gewitters vermuten, als ein kleines Bälllein, welches an einer Wand hing, gleichjam einem Felsen des Wolkengewandes, in welches gestern der Berg gehüllt war.

Hoch stieg die Sonne, es kam der Mittag, der Nachmittag und der Abend, und Hirtin und Herde lehrten, wie schon viele Tage, zurück zur Hütte, und wiederum sorgte



Eine Parade der japanischen Feuerwehr.

Alljährlich findet in Tokio eine Parade der japanischen Feuerwehren statt, bei welcher Gelegenheit die Mannschaften ihre Geschicklichkeit, besonders im Erstimmen von steifen Bambusleitern beweisen. Die Kletterei ist in Japan deshalb von besonderer Wichtigkeit weil es unmöglich ist, schwere Leitern an die leichten Holz- und Papierwände japanischer Häuser anzulegen.

Die Ueberschwemmung in England.

Der Wasserstand der Themse ist in diesem Winter besonders hoch. Viele Vororte Londons haben darunter schwer zu leiden, weil das Wasser die Keller schon längere Zeit überflutet hat. Selbst auf den Straßen steht es jetzt so hoch, daß der Verkehr fast ganz brachliegt. Auch die an der Themse gelegenen Viertel der Mittelstadt sollen schon bedroht sein.



Berta vorher für ihren kranken Schlingling, ehe sie selbst daran dachte, ihr Abendbrot, das aus Schwarzbrot und Ziegenmilch bestand, einzunehmen. So war sie viele Tage die barmherzige Samariterin und pflegte die Gemse mit emsigem Fleiß und endlich konnte dieselbe den kranken Fuß wieder gebrauchen und hüpfte nun fröhlich mit der Herde morgens aus der Hütte und abends wieder zur Hütte.

Still, drückend und wetterschwül war es eines Abends, die Gemstarpitze trug eine Wolkengestalt, welche nichts Gutes verhieß, und fern im Westen leuchtete es sahl von heranziehendem Wetter.

Berta hatte ihre Herde um sich geschart und spielte mit der kleinen Gemse, die ganz zutraulich geworden war und sich an ihre Pflegerin und Retterin vom Siechtum anschmiegte wie ein Hündchen.

Da erschien ihr eine Gestalt, die Berta schier überirdisch zu sein dünkte, so schön war sie; flachsbüthenfarbene Augen blickten mild und freundlich, so daß das Hirtenskind Zutrauen faßte, goldene Locken umspielten ein zartes, blaßes,



Joseph Schmidt, der Reformator und Organisator des deutschen Puppenspiels und sein Marionettentheater.

In München hat das Puppenspiel, das wir im Reich selten anders denn als ganz bescheidenes oder sogar ärmliches Kasperltheater sehen, seit Jahrzehnten einen goldenen Boden. Hier ist es nicht nur zum bloßen Zug da, sondern es dient auch zu ernsterer Unterhaltung und erregt sogar mit seiner ausgeprägten Eigenart ein Theater, wie es einst in Rheinland das Hänneschentheater tat. Diesen Erfolg hat ein einzelner Mann zuwege gebracht, der Theaterdirektor Joseph Schmidt, oder wie ihn die Münchener nennen, „Papa Schmidt“. Der tüchtige Neunzigjährige ist die Seele des Münchener Marionettentheaters, das die Stadt vor nachgerade zehn Jahren auf einem Platz eigens zur Unterstützung seiner Bestrebungen erbaut hat.



Gesicht, gekleidet war die Gestalt in Schnee, mit einem Gürtel aus altgerndem Silberzindel.

Das „salige Fräulein“, eine Fee, die im Hochland als Beschützerin der Tiere gilt, sprach die kleine Ziegenhirtin gütig an und ließ sich die Geschichte der kleinen Gemse erzählen mit allen Umständen, die den Erzählungen der Naturkinder anhaften; Berta rühmte nicht ihre Selbentat, sich nach dem Unwetter aus der Hütte gewagt zu haben, aber sie berichtete, wie es getobt wie es gestürmt habe und wie der Blix in unmittelbarer Nähe der Hütte zerschmetternd niedergefahren sei.

Grollend erhob sich schon ferner Donner, der leicht flüsternde Wind brachte das aufsteigende Wetter näher und näher, die Wolkengestalt auf der Gemstarpitze ward dunkler und dunkler während sie vorher in blendendem Weiß geleuchtet hatte. Angstlich blickte das „salige Fräulein“ um sich und Berta die Ziegenhirtin die zuerst durch die schöne Erscheinung erschreckt worden war, war nun wieder die Mutige, das Kind der Berge erwachte in ihr und sie fragte das Fräulein: „Fürchtet Ihr das Wetter? so bleibt bei mir! Mein Hüttlein ist zwar klein und für eine so schöne Frau kein guter Aufenthalt, aber Schutz vor Regen und Sturm gibt es doch.“

„Nicht das Wetter fürchte ich, aber der Riese haust am Berge und bald wird er hier sein und wenn er mich findet, so ist es um dich und mich geschehen.“

Die Ziegenhirtin aber stampfte mit dem kleinen Fuße auf den Boden und sagte: „In meiner Hütte hat der Riese nichts zu suchen.“

„Und wie willst du ihm wehren, wenn er in die Hütte eindringt?“ entgegnete das salige Fräulein mit gütigem Lächeln. „Bist du denn eine Christin? Betest du?“

„Morgens und abends vor dem Wilde des Heilandes,“ erwiderte die Ziegenhirtin in aläubigem Tone.

Schon sanken die Wolken tiefer und tiefer, es ward dunkel und einzelne Blitze durchdrachten das Hochtal. Schwere Tropfen fielen. Das salige Fräulein und die Ziegenhirtin hatten die Hütte kaum betreten als das Gewitter mit aller Wucht losbrach. Tiefdunkle Nacht wechselte mit Tageshelle, der Regen stürzte in Strömen und die Wettertannen trachten und stöhnten von der Gewalt des Sturmes. Schwere Tritte wurden von der Gemstarpitze hörbar, Steine polterten von den groben Schritten des Riesen, ein Wetterstreich, ein schmetternder Knall, und er hatte die Hütte erreicht. Er schlug mit der Faust an die Tür, daß der Riegel nachgab und die Tür aufsprang, aber Berta stand inmitten des Raumes, das Kreuzifix in den Händen und als dies der Riese bei einem jäh niedersahrenden Blitzstrahl sah, warf er die Türe zu und entfernte sich mit gräßlichem Klucke; in zwanzig Fuß langen Sähen eilte er zum Berge, und riß dort einen Wieselzacken aus, reichlich viermal so groß als die Hütte der Ziegenhirtin und warf ihn nach der Hütte, um sie zu zerschmettern. Aber bei dem ungewissen Lichte jäh aufleuchtender Blitze und infolge der schwarz-schattenden Nacht verfehlte der Wurf sein Ziel. Als der Riese verschwunden war, verzog sich das Gewitter schnell; heller und heller wurde der Himmel und silberner Mondschein flutete über die Berge.

Das salige Fräulein und die Ziegenhirtin schlummerten nach dem Schrecken der Nacht, bis früher Morgen kühl und sonnenglänzend durch das kleine Fenster des Hüttleins schien, nahm Abschied von ihrer kleinen, mutigen Schützerin und Ketterin. „Die Gemse nehm' ich mit mir,“ sprach die Blondlockige, „sie wird größer und größer, und du würdest sie doch nicht mehr lange behalten denn sie gehört in meiner Königin Gletschergarten, und nur deine Ziegen würden Schaden leiden, denn sie würden der Gemse nachklettern und dein Brotherr würde dich schelten; doch bitte dir Belohnung aus, dafür, daß du der Gemse Ketterin und Pflegerin warst und dafür, daß du mich geschützt vor dem Anschlag des Riesen.“

„Es ist nicht der Rede wert,“ entgegnete die Ziegenhirtin, „die Gemse habe ich gerettet und gepflegt, weil ich die

„Und warum Edelweiß?“ fragte die Ziegenhirtin, in der kindlichen Neugierde erwachte.

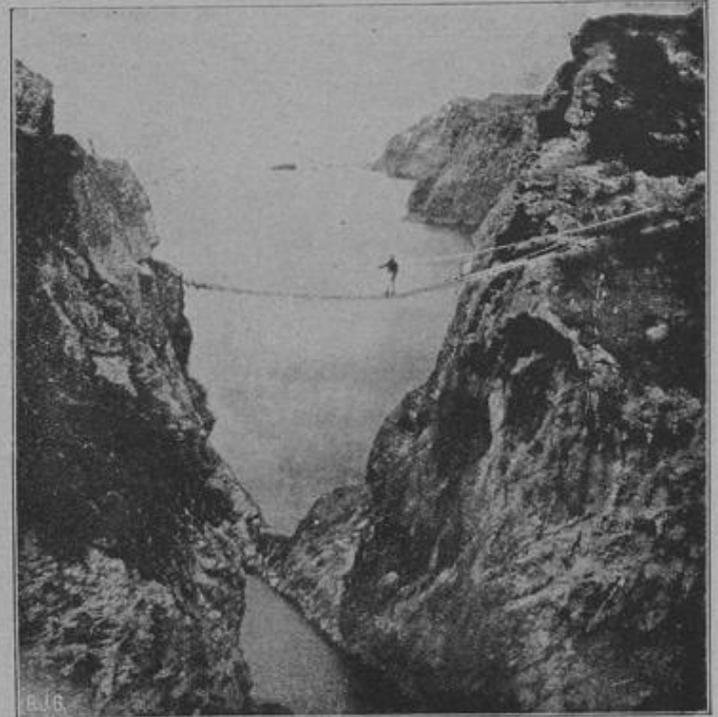
„Warum?“ entgegnete das salige Fräulein, „du hast für das Edeltier, die Gemse, den Blumenstempel eingetauscht, du siehst, die Blume ist weiß, sie ist auch edel, weil sie selten ist — warum solltest du also nicht Edelweiß nennen?“

Sie gingen nun beide zu dem Steine, der etwa zwanzig Schritte vom Hüttlein lag und Erde in seinen Fugen zeigte, daß der Edelblume Gedeihen sicher war und säten den Samen und dann nahm das salige Fräulein Abschied von Verta, nachdem sie ihr noch eine Spindel mit Flachs geschenkt. Hierauf bestieg das salige Fräulein die Gemse und bald waren beide den Blicken der Hirtin entschwunden.

Der Fels, auf dem das salige Fräulein den Edelweißstempel ausgespreut hatte, ward von der Ziegenhirtin der



**Eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Musik.**  
Der Kammermusiker Bernhard Samuel in Schwerin i. M. hat einen Apparat erfunden, mit dem er in Stande ist, den Ton eine halbe Stunde auf einer Quersflöte anzuhalten und die Phrasen sogar auf einem Tuba so zu spielen, wie sie geschrieben sind, was für die Wagnerschen Werke von großer Bedeutung ist.



**Eine gefährliche Passage über Felschluchten im Wildwesten Amerikas.**

Im wilden Westen Amerikas trifft man vielfach eigenartige primitive Brücken an, die aus Strickleitern bestehen, welche von einer Seite der Schlucht zur anderen hingespant sind. Gleichzeitig ist ein Seil über die Schlucht gespannt, an dem man sich beim Uebergang halten kann. Das Passieren einer solchen Brücke ist recht gefährlich, und es gehören schon starke Nerven dazu, um solche tiefe Gebirgsschluchten zu passieren.

Tiere liebe, und Euch habe ich geschützt, weil ich eine gute Christin bin aber schenkt mir die Blume welche Ihr hier am Gürtel von Silberzettel tragt, ich will sie mir aus dem Hüttlein stehlen.“

„Du töricht Kind was machst du mit der Blume sie verweilt; durch Sturm und Regen und Schnee wird sie unscheinbar und dann? Was hast du dann? Doch sieh!“ und sie griff in die Tasche ihres weißen Gewandes ich habe schon Samen von der Wunderblume, die säen wir da wo der Stein liegt, den der Riese geworfen und jedes Jahr sollst du Sterne haben, so groß wie Brabanter Taler.“

Da klatschte die Ziegenhirtin vergnügt in die Hände und hüpfte vor Freude: „Ja, ja das soll sein, wir wollen die ten ist — warum solltest du sie also nicht Edelweiß nennen?“

„Nenne sie Edelweiß,“ sagte das salige Fräulein.

Riesenstein getauft und im nächsten Jahre war er dicht beblüht von herrlichen, silberweißen Sternen, größer wie die größten Taler, die es in jener Zeit gab. Mit der Spindel welche das salige Fräulein der Ziegenhirtin geschenkt hatte spann Verta Jahr um Jahr, und niemals nahm der Flachs ein Ende.

Als sie erwachsen war, heiratete sie den Sohn ihres Brotherrn und wurde glückliche Mutter vieler Kinder und alle hatten blonde Locken und flachsblütenfarbige Augen und bei jedem Taufschmaus fand sich im Bettlein des Kleinen ein Geschenk dessen Geberin unbekannt war; aber die es gewannen wußten die hatten eine silberlichte Gestalt auf einem weißen Gemswöcklein mit Goldgehörn über das Geschöpf der Berge reiten sehen. — — —

## Mutterliebe. Skizze von P. Sacher.

Fern der teureren Heimat, in den Kohlenbergwerken des Ruhrgebietes arbeitete der Sohn. Daheim, im Gebirgsdörfchen am Fuße des Riesengebirges, fand er keine lohnende Beschäftigung. Der Vater ruhte schon lange auf dem stillen Vergriedhofs. Die Mutter besaß ein armseliges Häuschen und webte Tag für Tag, um das karge Brot zu verdienen. Sie teilte das harte Los so vieler Handweber Schlesiens mit ihren bitteren Sorgen um das Notwendigste.

Mit ihr hatte der Sohn das Garn gesponnen, am Webstuhl gefesselt, das schöne Linnen gefertigt, jahrein, jahraus.

Eines Tages hatte die Mutter ein großes Stück Leinwand, die Arbeit einer ganzen Woche, dem Abnehmer in der Stadt überbracht.

Mit 4 Mark Lohn war sie heimgekehrt.

„Mutter,“ sagte der Sohn, „das ist ein Hungerlohn. Hier bleibe ich nicht länger. Wir beide verdienen kaum so viel als wir zum Leben brauchen. Mutter, ich ziehe in die Fremde.“

Da half kein Bitten und Weinen der Mutter.

Bald wußte es das ganze Gebirgsdorf.

An einem lachenden Frühlingmorgen verließ der Sohn Mutter und Heimat. Es ging nach dem Westen.

Unter der Erde, im dunklen Schachte, wohin kein freundlicher Sonnenstrahl dringt, wohl aber der Tod auf jeder

Heimat. Er wußte, daß die Mutter in Gram und Liebe nach ihm weinte. Aber zurück wollte er nicht. Er schämte sich vor den Leuten des Gebirgsdorfes. Was würden sie sagen, wenn er, der so froh und hoffnungstolz fortgezogen war, zur Heimat wiederkehren würde?

Eines Abends kehrte er in seine Wohnung heim. Ein langes Tagewerk lag hinter ihm.

Da eilte ihm das Kind seiner Sorge freudestrahelnd entgegen und gab ihm einen Brief.

Von der Mutter! Er sah es an den mit schwacher, zitternder Hand geschriebenen Buchstaben.

„Herzliebster Sohn! Tausendfache Glück- und Segenswünsche zu deinem Geburtstage. Ich bin nicht glücklich, seit du fort bist. Du bist es auch nicht. Ich weiß es sicher. Ich bin krank von Gram und Sehnsucht nach dir. Meine Mutterliebe erwartet dich. Komme recht bald zurück. Bei mir, in der Heimat wirst du glücklich werden. Es grüßt dich herzlich deine Mutter.“ Der Sohn las es und weinte.

Heute war sein Geburtstag. In ruheloser Arbeit hatte er nicht daran gedacht. Alle seine Freunde und Bekannten hatten ihn vergessen. Die Mutterliebe vergaß ihn nicht.

Sie hatte ihm auch aus der Ferne ins Herz geschaut. Sie wußte, daß er unglücklich war, obwohl er es nie geschrieben hatte. Die Mutterliebe fühlte es.

### Eine „Mutterschule“.

Zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche wurde im Kaiserin-Auguste-Victoria-Hause in Charlottenburg eine Mutterschule eingerichtet. In ihr werden praktische Unterrichtskurse abgehalten, die den Zweck haben, junge Mütter in der Wartung und Pflege der Säuglinge zu unterrichten. Auch über die Krankheiten der Neugeborenen und ihre Verhütung wird dabei ausführlich gesprochen.



der schwarzen, unterirdischen Straßen und Gassen lauert, versuchte er sein Glück. Er war mit seinem Lose zufrieden. Oft gedachte er der Mutter daheim und erfreute sie mit mancher Gabe.

Mit einem schlichten, arbeitssamen Mädchen schloß er den Bund fürs Leben und gründete in der Fremde eine neue Heimat. Jetzt hatte er jemand, für den er schaffen konnte. Wie glücklich waren beide!

Nach drei Jahren des Glückes wurde sie Mutter. Aber während ein neues junges Leben in die Welt eintrat, mußte sie das Leben verlassen. Der unerbittliche Tod entriß die Gattin dem glücklichen Vater.

Seine Kraft war gebrochen. Sein Glück zerbröckelte.

Aber mit unermüddlicher Hand wollte er arbeiten für sein Kind. Das Mädchen, das so frisch und hoffnungslos sich entfaltet, war der Gegenstand seiner Sorge. Es sollte nicht so arm und hilflos in der Welt dastehen in mühseliger Arbeit den Unterhalt erwerben müssen, wie die Mutter daheim. Ihm galt alle Anstrengung, das ruhelose Schaffen unter der Erde. Es sollte ihm zum Bewußtsein kommen, daß es einen guten Vater gehabt, wenn ihm einmal der Tod tief unten bei aller Mühe den Hammer aus der Hand reißen wollte.

Doch glücklich war er nicht. Zwölf Jahre war er fern der

Sie war krank vor Gram und Sehnsucht. Sie verlangte nach ihm. Das Mutterherz schlug ihm noch immer treu und warm entgegen.

Ihrer innigen Bitte konnte er nicht länger widerstehen. Die Scham und die Furcht vor dem Spott und Gerede der Dorfbewohner mußten der Mutterliebe weichen.

Nach einigen Tagen sah er die stillen Kluren der Heimat, auf die die sonnenbeglänzten Höhen des Riesengebirges schweigend niederblickten, sah er die armen Häuser des Heimatdorfes in ihrem Reiz und Zauber vor sich liegen.

Dann lagen sich Mutter und Sohn in den Armen.

„Mutter,“ sprach er, „selbst wenn ich zum Bettelohn arbeiten sollte, ich bleibe bei dir. Es ist so traurig, unter fremden Menschen leben zu müssen, während man weiß, daß man eine schöne Heimat hat, wo Mutterliebe betet und weint um ihr Kind.“

### Sinnspruch.

Sein Kreuz soll jeder auf sich nehmen!  
(Wie wenig Frauen da zu Fuße kämen!)

Haug, Sinngedicht.

## Humor.

— Auf Befehl. Nach der Schlacht bei Custozza wurde ein Soldat als gefallen ins Kompagniebuch eingetragen. Nach einiger Zeit stellte sich jedoch heraus, daß der Betreffende noch lebte, und der Feldwebel schrieb dann nachträglich: „Starb irrtümlich.“ Später kam vom Kriegsministerium die Nachricht, daß der Verwundete wirklich im Lazarett verschieden sei. Daraufhin schrieb nun der Feldwebel: „Starb endgültig auf Befehl des Kriegsministeriums.“

— Die ältere Schwester soll auf Hänchen, der immer allerlei dumme Streiche macht, acht geben und ihn zurechtweisen. Als Hänchen nun im Begriff ist, einen Nagel ins Klavier zu hauen, und der Vater ihn prügeln will, meint er, „Maria gibt auch gar nicht acht auf mich.“

— Merkwürdig. Auf der Jagd kehrt der Graf von Habernicks, vom Durst gequält, in ein an der Landstraße gelegenes Wirtshaus ein und trinkt mit Behagen ein Glas Bier. Einige Zeit später will er sich wieder einmal an einem köstlichen Trant erquicken. Er lehrte bei demselben Wirt ein und läßt sich ein Glas Bier geben. Es schmeckt ihm ganz miserabel. Der Wirt sieht, daß es seinem Gast nicht schmeckt und entschuldigt sich: „Aber, Herr Graf, es ist aus demselben Faß wie damals!“

— Seine Söhne. Ein Bauer kommt in Erbschaftsangelegenheiten zum Amtsgericht und wird nach Namen und Alter seiner Söhne befragt: „Mein Ältester heißt Anton, geboren am 15. März 1886, der zweite heißt Antonius, geboren am 27. April 1888, mein dritter, der Toni, ist geboren am 7. Januar 1891 und mein Kleinsten, Antöndchen . . .“

— „Nun hören Sie aber auf, Ihre Jungen können doch nicht alle den gleichen Taufnamen haben.“ — „Ja, doch.“ — „Aber aus welchem Grunde?“ — „Es ist uns eben stinkfein anderer Name eingefallen.“

— Ein Sonntagsjäger bringt einen Hasen nach Haus. Frau: „Was, — du willst den Hasen geschossen haben? Er hat aber schon starken Hautgöht.“ — Er: „Ja, das fällt mir jetzt auch auf! Der wird wohl die letzte Zeit nicht viel an die frische Luft gekommen sein.“

— Anmeldung. Die Baronin von Dahlwitz besucht den Pfarrer des Dorfes und bittet dessen Dienstmädchen, sie anzumelden. „Geben Sie nur herein, er ist da drinnen.“ — Baronin: „Nein, melden Sie mich vorher an.“ — Dienstmädchen: „Aber wofür das denn, er nimmt's nicht übel.“ — Auf weiteres Drängen geht das Mädchen nun zum Pfarrer und meldet: „Herr Pastor, die Dahlwitzin ist draußen, geniert sich aber, hereinzukommen.“

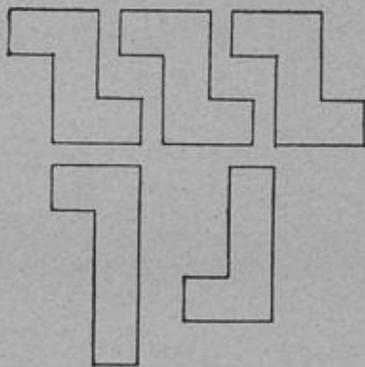
## Rätfellecke.

### 1. Rätsel.

Es ist zum Schutze im Gebrauch,  
Doch was verbunden, trennt es auch.  
Wenn heiß dabei die Träne quillt,  
Wird von der Hoffnung sie gestillt.

### Zusammenseh-Aufgabe.

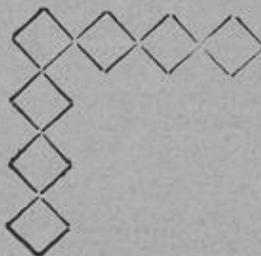
Aus folgenden Figuren ist ein Kreuz zusammenzusetzen:



### Magisches Quadrat.

- |             |                                |
|-------------|--------------------------------|
| a a a a a a | 1. Italienischer Bildhauer.    |
| a a c c e e | 2. Portugiesische Inseln.      |
| e e g n n n | 3. Stadt in Italien.           |
| n n n n o o | 4. Amerikanischer Bundesstaat. |
| o o o o r r | 5. Stadt in Italien.           |
| r r s v v z | 6. Frucht.                     |

### Streichholzaufgabe.



In der obenstehenden Figur sind 12 Streichhölzer so anzulegen, daß 9 gleich große, eine symmetrische Figur bildende Quadrate entstehen.

### Mosaik-Problem.



Die Zusammenlegung der Buchstaben ergibt den Namen eines der populärsten Hohenzollernfürsten.

### 2. Rätsel.

Wer wie die Erste steht, ist zu beneiden,  
Der Zweiten Ruhm begehren wohl fast alle;  
Hat wer das Ganze, hofft man, daß er falle,  
Und bis dahin sucht jeder ihn zu meiden.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Rätselsprung:

Wer weiß zu leben? wer zu leiden weiß;  
Wer zu genießen? der zu meiden weiß.  
Wer ist der Reiche? der sich beim Ertrag  
Des eignen Fleißes zu bescheiden weiß.

Logogriph: Eider — Ejer — Eiger — Eimer — Eimer — Eiter

### Rätsel: Vote, Voote.

Vertierbild: Bild auf den Kopf stellen; der Gesuchte steht dann in der oberen rechten Ecke.

### Schachaufgabe:

- |                       |                       |
|-----------------------|-----------------------|
| 1. Lf4—e5 Ke4—d5      | 1. . . b5—b4          |
| 2. Sd3—b4† Kd5×e5     | 2. Df8—f4† Ke4—d5, d3 |
| 3. Df8—f4 matt Kd5—e4 | 3. Lh3—g2 matt        |
| Lh3×e6 matt Kd5 e4    | Lh3—f1 matt           |
| 1. . . Ke3—e3         | 1. . . Ke4×d3         |
| 2. Df8 4† Ke3×d3      | 2. Df8—f4 beliebig    |
| 3. Lh3—f1 matt.       | 3. Lh3—f1 matt.       |

Scherzfrage: Verstand.

Redaktion: Erwin Ebohen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 8.

Sonntag, 18. Februar.

Jahrgang 1912.

## Maja.

Von Kon Rieuwenhuyzen (Indien).

Des Kindes Taschengeld verschwand unglaublich schnell; hartnäckig weigerte sie sich, ihre Ausgaben zu erklären.

Und am wenigsten dachte die Mama daran, daß der glühende, dumpfe Haß der tief getränkten Eingeborenen jetzt gegen sie aufloderte und daß die Alte sich rächen würde — ob nun früher oder später — aber sicher! Ihre Stunde abwarten konnte sie.

Abends, wenn der Schlaf sich über Maja nicht erbarmen wollte, mußte Manis kommen, ihr Gesellschaft zu leisten und etwas zu erzählen.

Die taten es gern! Denn es war auch so angenehm in dem kühlen, schönen Zimmer der kleinen Herrin. Von welcher Art die Gespräche waren, die das Tropenmädchen mit dem jungen Kinde führte — davon hatte die kluge Mama auch nicht die geringste Ahnung!

Manis hatte eine melodiose Stimme und ihre feinen Händchen liebkosten beim Erzählen des Kindes lockiges Haar und seine schlanken Glieder. Diese sanfte Berührung beruhigte die nervöse Kleine. Da lag sie dann — die rosa Ampel warf einen matten Schein über die Gruppe — und lauschte den schwülen Liebesgeschichten ihrer Dienerin.

Denn von der Liebe war immer die Rede.

Liebe und Haß — diese beiden Gefühle — kannte ja die Indierin allein.

Und so sprach sie von der sinnlichen Liebe des Eingeborenen.

Von den Liebesfreunden und ihren Qualen.

Von ihrer Gewalt und Schwäche.

Von ihrer Aufopferung und ihren Schandtaten.

Von ihrem Entfremden und Verschwinden.

Und von der körperlichen Schönheit, die der Liebe günstig ist und die Männer zu den Frauen zieht.

— Maja verstand zwar nicht alles, aber den größten Teil. Und was sie nicht begriffen hatte, erklärte Manis bereitwillig, ohne Zurückhaltung, ohne Scham. Und Manis schmeichelte der kleinen Herrin, die

sich ihrer rührenden Schönheit noch gar nicht bewußt war.

\*

Papa mußte verreisen — auf sechs Wochen — keinen Tag weniger, fürchtete er.

Bei Tisch sah er, wie es Maja schien, ungewöhnlich ernst aus.

Er redete zu Mama auf englisch — diese Sprache verstand die Kleine noch nicht.

Günter sah seine Frau an und erwartete eine Antwort. Sie erwiderte aber nicht viel, errötete und schlug ihre Augen nieder. Den Kopf trug sie stolz auf dem schlanken Hals.

Wie kalt sie schien! Vielleicht machte sie das doppelt begehrend in den Augen Günters, der rot und blaß im Gesicht wurde. Ein Frösteln durchlief seinen Körper, trotz der mächtigen Hitze. Von dem Diener verlangte er mit lauter Stimme: „Sekt!“

Als die Gläser gefüllt waren, trank er Frau und Kind zu: „Auf die Zukunft, auf unsere (er betonte) glückliche Zukunft!“ sagte er warm und seine Augen glänzten auf einmal strahlend.

Maja blickte verwundert auf. Was bedeutete das? Wie hübsch war Mamas weißes Spitzenkleid! das reiche, rotblonde Haar umgab ihr feines Gesicht wie ein Strahlenkranz. Es schimmerte darin wie sonnenbeschienene Taupropfen; das waren Diamanten. Manis hatte wohl recht. Was schön ist, liebt man schon deswegen allein. Doch liebte sie die Mama nicht — aber wenn die nun häßlich gewesen wäre —

Plötzlich sagte Papa: „Kindchen, schnell zu Bett! Es wird zu spät für kleine Mädchen!“ Und er stand auf, klingelte selber nach der Dienerin, küßte sein Töchterchen flüchtig und schob sie zur Tür hinaus, wo Manis ihrer wartete.

Maja wendete sich noch um und sah, wie ihr Vater die Mama mit beiden Armen umschlang und sei-



Der König von Dänemark erkrankt.

Als König Friedrich VIII. in den Nachmittagsstunden des 6. Februar einen Spaziergang unternahm, wurde er von einem heftigen Unwohlsein betroffen und verlor das Bewußtsein. Sein Befinden hat inzwischen erfreulicherweise wieder eine Wendung zum Besseren genommen.

nen Mund in ihr leuchtendes Haar preßte. Und Mama hob ihren weißen Arm und legte ihn zärtlich um Vaters Hals.

Sehen blickte das Kind Manis an. Diese las in den großen, dunkeln Augen wohl eine Frage. . . Sie sicherte und flüsterte: „Sah kleine Herrin die Liebe nicht drinnen?“

Maja schlief überhaupt nicht in der Nacht, bevor Papa abreiste. Mit tief umrändernten Augen nahm sie am Morgen Abschied von ihm. —

Günter, der Glückspilz, schwang sich in den Sattel. Die lustige Militärmusik spielte ihren Marsch. Hell glänzten die Uniformen in der Morgensonne. Cäsar und Leda heulten. „Wie die ihren Herrn lieben!“ bemerkte ein Soldat. Doch es war nur wegen des Lärmes, der sie aufregte.

Dann eine dicke Staubwolke und Maja war allein — Meistens allein war sie auch in den nächsten Tagen und Wochen. In der Schule jingen die Ferien an. Zu Hause hatte die Mama immer so viel zu schreiben und auszupacken. Große Bestellungen hatte sie gemacht aus Karakolagen, die man von Europa schickte.

Neugierig war Maja nicht. Doch wunderte sie sich, als die großen, leeren Kisten und das viele Papier und Stroh davongetragen wurden, daß man ihr nie etwas von den angekommenen Sachen zeigte. Wo blieben die denn alle?

Endlich fragte sie Manis. Und die antwortete, geheimnisvoll flüsternd: „Kleine Herrin bekommt doch bald einen

den die hatte sie mit ihrer Milch genährt, die war wie eine der Ihrigen.

Und des Kindes Vater, den großen, mächtigen Herrn, haßte sie auch nicht. . .

Aber sein zweites Kind durfte nicht geboren werden; es durfte nicht kommen, ihren süßen Liebling unglücklich zu machen!

Allmählich hatte ihre würdevolle Ruhe die Alte ganz verlassen. Mit flammenden Augen und wirrem Haar stand sie jetzt wie eine Prophetin aus uralten Zeiten vor der erschreckten, bebenden Maja. Warnend hob sie den Arm; der Haß richtete ihre gebeugte Gestalt hoch auf, und zischend kam es von ihren Lippen: „Kleine Herrin, glaube mir, der alten, treuen Dienerin. Sobald das kleine Kind da ist, steht das Glück auf immer. Und davor will ich mein süßes Herz bewahren.“

Maja stand wie gebannt — ihre Stimme versagte. Willenlos war sie, Angstschweiß perlte auf ihrer Stirn. Die alte Dienerin sah aus, wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Laut aufschreien hätte das Kind mögen und fliehen — fliehen — aber ihre Füßchen waren wie gelähmt.

Ihre knochige, fieberrote Hand legte die Alte auf Majas Schulter. Bei dieser Berührung wurde die arme Kleine wie ein blindes Werkzeug.

Und die funkelnden Augen fortwährend auf die kleine



Fischkoch-Unterricht im Berliner Lettchaufe.

Jedes Ding hat seine zwei Seiten, auch das zuweilen von der sozialistischen und linksliberalen Presse angestimmte übertriebene Fleischnotgeschrei. Vicerorts führte es neuerdings zu einer vermehrten Verwendung des Fisches als Volksnahrungsmittel. Der unererschöpfliche Reichtum des Meeres gestattet, diese ebenso gesunde wie kräftige Kost zu billigeren Preisen abzugeben, wie das Fleisch. Diese Fische nun besonders schmacht zu gestalten, bemühten sich mehrere Stadtverwaltungen, so die Düsseldorf, durch Fischkochkurse. In Berlin übernahm dies das bekannte Lettchaufe, in dem unser Bild aufgenommen ist.

Bruder oder ein Schwesterchen. Darum wird ein Zimmer in Ordnung gebracht. Hätte sie das nicht gewußt?“

Nein, so was hatte die Kleine nicht geahnt, und sie brauchte Zeit, sich da hineinzudenken. Mit keinem konnte sie darüber reden, wie sie möchte. — Vielleicht doch — sie könnte ja ihre alte Winderfrau wieder einmal besuchen.

Die hagere, braune Gestalt saß niedergedauert vor ihrem Häuschen. Sie kammte sich das spärliche, weiße Haar. „Kleine Herrin, mein süßes Herz!“ rief sie freudig aus. Und sie holte, so rasch ihre steifen Glieder es erlaubten, Früchte und Raschwerk, wie es Maja zu Hause nie mehr bekam, weil die Mama das ihr Unbekannte schmutzig fand.

Zu diesem Zwecke war das Kind heute aber nicht gekommen. O, die schlaue Alte wußte schon alles. Wie war das möglich! wunderte sich Maja. . .

Da umklammerten die dünnen Finger des Kindes Kleidchen und die heisere, gebrochene Stimme fing an, die kleine Herrin zu belagen.

Nun sei es bald aus mit ihrem glücklichen Leben! Sobald die fremde Herrin ein Kind hätte, bekäme sie erst recht viel Macht über ihren Gatten. So ginge es immer. In ihrem langen, langen Leben hätte sie das oft genug beobachtet können. . .

Maßlos, unversöhnlich haßte sie die weiße fremde Frau, trotzdem sie in dem großen Hause viel verdient hatte und nicht schlecht behandelt worden war. Maja liebte sie —

Herrin gerichtet, redete sie auf das Kind ein: „Freitag ist der heilige Tag. Abends ist es Vollmond. Kleine Herrin, wir wollen die Geister günstig stimmen und ihnen ein Geschenk geben. Wir bauen einen Altar aus Bambu und schmücken ihn mit Blumen, Reis, Palmwein, Obst und Zucker legen wir darauf. Wenn die Geister sich satt gegessen haben, erfüllen sie unsere Wünsche eher. . .

Wenn Manis nun kleine Herrin zu Bett gebracht hat, muß sie nicht die Augen schließen. Sie muß warten, bis der Vollmond in ihr Zimmer scheint. Dann muß sie aufstehen und mit Manis nach der Brücke gehen, die über dem Fluß liegt. Dort werde ich warten. Wir wollen beten und unseren kleinen Altar in das Wasser gleiten lassen. Die Geister werden ihn sehen und die Gabe nehmen. Sie werden uns in der heiligen Nacht erhören. Die fremde, weiße Herrin wird ein totes Kind bekommen und dann nie mehr eins. Dann lehrt das Glück wieder ein bei kleiner Herrin, und es wird sie nie mehr verlassen. Auch die Liebe wird bald zu ihr kommen, denn große Schönheit ruft sie herbei. Und die alte Dienerin wird sich freuen und sagen: „ich habe kleine Herrin genährt und gepflegt, daß sie aufwuchs zu einer herrlichen Blume, würdig, für Könige zu blühen und einen Palast zu schmücken!“

Erschöpft schwiag die Alte. Der Atem verging ihr fast. Ein Laut, wie trockenes Schluchzen, rang sich aus ihrer Kehle. Ihr Haupt sank auf die eingefallene Brust. Und unbeweglich, wie vorher, kauerte sie am Boden.

Wie ein aufgeschrecktes Reh floh Maja nach Hause. In

ihrem Bettchen erst brach sie in krampfhaftes, nervöses Weinen aus, und daß der Mama weiter nichts an dem Kinde auffiel, kam wohl daher, daß sie jetzt an so viele andere und für sie wichtigere Sachen zu denken hatte.

Manis schlich sich öfters zu ihrer Verwandten und erzählte, wie aufgeregt die kleine Herrin wäre, wie unruhig sie schlief, wie schlecht sie aussähe. Die bösen Geister, die die fremde Frau beschützten, verfolgten das Kind gewiß...

„Das wird sich alles ändern! Das wird besser werden! Herrede sie, Manis, in der heiligen Nacht zu kommen. Wenn die kleine Herrin nicht mit eigener Hand die Gaben spendet, verlieren die Gebete ihre Kraft — dann sind die Geister beleidigt. Das weißt du, Manis! Zu ihrem Glück ist es. Und du wirst auch belohnt werden. Die kleine Herrin wird dich nachher reichlich beschenken!“

Manis nickte. Sie hatte einen Diebsten und brauchte viel Geld.

Maja lebte in größter Erregung. Die unheimlichen Worte der Alten summteten ihr in den Ohren, bei der Arbeit, während den Mahlzeiten, am Klavier, überall und unaufhörlich.

Daß die treue Kinderfrau ihre in solchem Grade ergeben war, den Tod eines unschuldigen, ungeborenen Kindes zu verlangen, sogar von den Geistern zu erstehen — diese abscheulichen Triebe der Rache und des blinden Hasses verstand sie nicht.

Maja war totenblau. Jedes leise Geräusch, jeder wehende Schatten jagte ihr Angst ein. Mit starren Augen schaute sie um sich und hielt sich fest an Manis' Kleid.

Sie ließ sich nicht fortziehen; allein zu gehen, war ihr unmöglich.

Bei der Brücke fanden sie die Alte.

Wie anders, wie geisterhaft sah hier alles aus im blassen Mondlicht, wie wenn bei Tag im sprudelnden Bergwasser die lustigen Knaben ihre Spiele trieben! Nach unzähligen, geheimnisvollen Sprüchen glitt der kleine Altar, von des Kindes zitternden Händchen geschoben, in die Fluten. Manis fing leise zu singen an; die Alte murmelte fortwährend ihre Gebete und Beschwörungen. Die schwachen Lichter flackerten; stark kam der Duft der vielen Blumen, mit dem der Speisen vermischt, zu Maja herauf...

Da schwamm alles vor ihren Augen. Sie taumelte. Es war zu Ende mit ihrer Kraft.

Halb wach, halb träumend, erreichte sie das Haus und ihr Zimmer. Doch, trotz Manis größter Vorsicht hörte die Mama sie kommen. Maja stolperte und riß einen Stuhl um. Dampf fiel er auf den marmornen Fußboden.

Mama fuhr auf — dieses unheimliche Land! immer hörte man etwas.

Kurz entschlossen stand sie auf, um nachzusehen. — „Wie? Ihr?! Was geht hier vor? Was soll das, Maja?“

Die neue französische Militärfeldküche.

Eines der schwierigsten Probleme der Kriegsführung ist die ausreichende und sichere Versorgung der modernen Heeresmassen mit Nahrung. Dieser Aufgabe und ihrer Verbesserung widmen in aller Herren Länder die Fachleute fortgesetzt ihre ganze Aufmerksamkeit, und diese wendet sich natürlich nicht nur dem Provianttransport, sondern auch dem der Zubereitungsmittel zu. So hat der französische Kapitän Marinitch eine neue Feldküche erfunden, welche auf dem Rücken zweier Pferde und somit selbst durch ungünstiges Terrain transportiert werden kann.



Sie sah nur die flammenden Augen, die verzerrten Züge; sie hörte nur den warnenden, beinahe drohenden Ton der heiseren Stimme, und sie fühlte sich wehrlos, ohne Kraft, den geringsten Widerstand zu leisten.

Und niemand war, bei dem sie ihr beschwertes Herz ausschütten konnte!

Wenn Papa da gewesen wäre? Ach nein! der lachte und scherzte immer mit ihr.

Onkel! der liebe, ernste Onkel! Ach warum weilte er jetzt so weit von ihr!

Und gar einsam mit den wildesten Gedanken war das arme Kind.

Hätte die kluge Mama doch vom Anfang an offen mit ihrem Töchterchen geredet! Hätte sie doch Liebe geweckt für das kleine Geschöpf, das neu in Majas Leben treten sollte! Bei dem zärtlichen, anhänglichen Gemüte des Kindes hätte die Mutter das schönste Verhältnis hervorrufen können!

Hätte sie Liebe geboten, wie hätte das Kinderherz ihr entgegengeschlagen! — und, wenn sie das nicht konnte, welchen Dank schon hätte sie geerntet nur für herzlich freundliches, verständendes Entgegenkommen! Dann konnten böse Einflüsse sich nicht geltend machen oder sie blieben machtlos. Und Eifersucht, Haß, Rache hätte keinen Boden gefunden in einem Herzen, das die rechte Erziehung zum Guten gewiesen! Jetzt war es zu spät. —

In der heiligen Nacht schlüch die kleine Herrin und ihre Dienerin zur bestimmten Zeit aus dem Hause.

Maja war nicht imstande, zu antworten.

Manis tat es für die kleine Herr'n.

Fest überzeugt, daß alle die eben ausgesprochenen Wünsche bald in Erfüllung gehen würden, legte sie ihre gewöhnliche Unterwürfigkeit völlig ab, sprach freche Worte und erzählte den ganzen, nächtlichen Gang und schloß mit höhnischem Lachen.

Ehe die Sonne aufging, hatte Mama einen Brief an Günter geschrieben. „Maja müßte schleunigst fort und nach Europa geschickt werden. Vielleicht wäre es dann noch nicht zu spät...“

Was die kluge Baronin von der ganzen Geschichte verstanden hatte, folgte mit vielen entrüsteten Ausrufezeichen. Und der Schluß des Schreibens war: „Vor dem Orient habe ich mich immer gefürchtet. Fremd und unangenehm war mir von Anfang an das Leben hier. Aber das die Kinder, noch so jung, schon so frühreif und entartet sind, das hätte ich nie geahnt!“

Was würde ihr Mann antworten?

Sollte er sich entschließen, Maja nach Europa zu schicken, zu Onkel und Tante?

Vielleicht winkt ihr dort das Glück — das Glück ihrer ersten Kinderjahre? . . .

Vielleicht! . . .

Ende!

# Wie sie sich fanden!

Novelle von G. Schiller.

(Nachdruck verboten.)

Redakteur Otto Gutfnecht warf in äußerst mißmutiger Laune die Zeitungstöcke, die vor ihm auf dem Tische lagerten, beiseite; er stülpte den breitrandigen Strohhut auf den Kopf und wollte die Redaktion verlassen.

„Nanu, mein Lieber, wohin so eilig? Sie hören doch sonst nicht so pünktlich wie die Maurer auf?“ höhnte sein Kollege, Redakteur Lohmann.

„Ach, ich hab's satt, diesen ewigen Quatsch zu lesen, es ist ganz unglaublich, was in diesem Nest geschmiert wird.“

Gutfnecht lehrte noch einmal zurück und warf die zusammengebundenen Manuskripte wütend auf einen anderen Platz.

Kollege Lohmann zog verwundert die spärlichen Augenbrauen in die Höhe. „Ja, da haben Sie vollkommen recht. Ich glaubte aber, Ihnen eine Freude damit zu bereiten, deshalb schob ich die Arbeiten des Fräulein Löwig nach Ihrem Platz.“

„Ja, solchen Blödsinn zu lesen, bin ich gut genug,“ lachte er grimmig.

„Aber, Verehrtester, bei dem großen Interesse und der festen Freundschaft, die Sie für diese Dame an den Tag legen!“

„Interesse, Interesse?“ fragte Gutfnecht nervös — „ja woraus schließen Sie das?“

Lohmann zuckte die Achseln. — Kollege Gutfnecht schien heute entschieden streitsüchtig. Da wollte er ihm aus dem Wege gehen. Es war doch längst bekannt im Städtchen, daß er sich für Fräulein Löwig interessiere. Warum nur versuchte er zu leugnen?

„Sie verkehren doch in der Familie,“ sagte er vorsichtig.

„Nun — sind daraus irgendwelche Schlüsse zu ziehen?“

„Ich glaubte, weil Fräulein Grete, die ältere, verlobt ist, — so“

„So würde ich Martha, den Blaustrumpf, heiraten? Nein, mein Bester, Ihre Annahmen sind ganz falsch — total falsch. Ein Mädchen, das mit seiner Zeit nichts besseres anzufangen weiß, als derartigen Blödsinn zu schreiben, kann niemals häusliche, wirtschaftliche Tugenden besitzen. Ich — verzichte in diesem Falle auf Fräulein Löwigs Hand . . .“

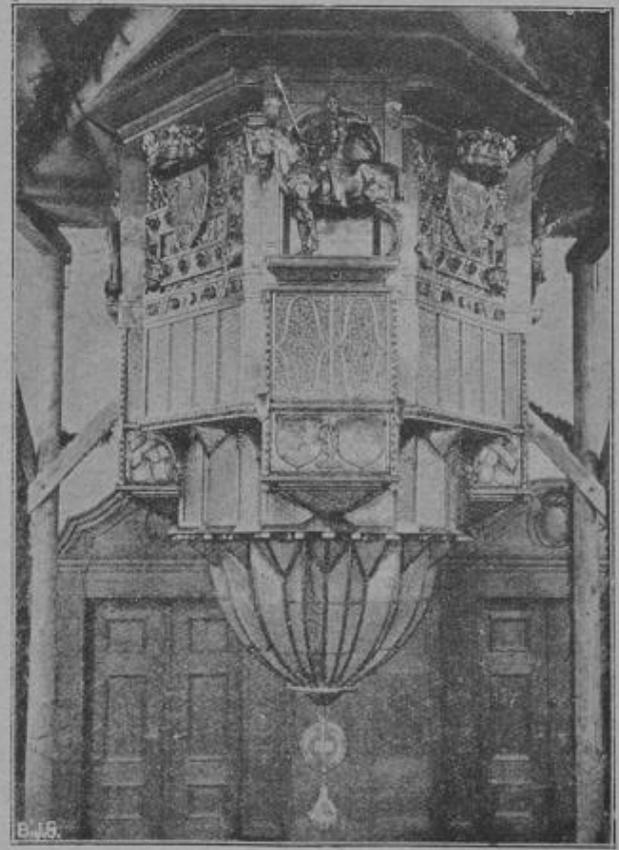
„Sie ist aber sonst ein reizendes Mädchen. Geld hat sie auch — ich weiß nicht, lieber Gutfnecht, ob Sie ihr nicht unrecht tun“ —

Lohmann senkte nun den Kopf ganz tief auf sein Papier, — mochte der Kollege tun, was er wollte, — er, Lohmann, hätte sich sicher nicht so lange besonnen — aber er war längst verheiratet und kam somit als Rivale nicht in Betracht.

Gutfnecht nahm nun die Türklinke wirklich in die Hand: „Lassen Sie mich mit Ihren Heiratsideen zufrieden, — ich — ich — heirate überhaupt nicht.“

Ein schallendes Gelächter tönte drinnen, — eilig ging der

Uebelgelaunte davon. . . Ja, wirklich, die blonde Martha war ein entzückend lebenswürdiges Geschöpf, sobald man eben ihr Neukeres in Betracht zog. Er aber urteilte anders. „Es muß auch in des Lebens Glück und Gütern ein fester und gewisser Einklang sein, wenn sich die Herzen



Ein Meisterwerk des Münchener Kunstgewerbes. Der für den Schreibsaal des Reichstagsgebäudes bestimmte Monumentallüster, entworfen vom Architekten Oskar Debreuz, München.



## Die Präsidentenwahl im neuen Deutschen Reichstag.

Der am 7. Februar zusammengetretene neue Reichstag hat sich erst am 9. d. M. durch die Wahl des Präsidiums konstituieren können, weil bei den unsicheren Mehrheitsverhältnissen eine Einigung zwischen den Parteien außerordentlich schwierig schien und schließlich auch nicht zustande kam. In einer Nachtprobe, die drei Wahlgänge erforderte, wurde der Zentrumsführer Dr. Spahn mit knapper Mehrheit zum Präsidenten erkoren; an seine Seite traten als Vizepräsidenten der Sozialdemokrat Scheidemann und der Nationalliberale Paasche. Spahn hat bekanntlich sein Amt wieder niedergelegt. Unser Bild zeigt den Beginn des Wahlablisses, den Alterspräsident Träger noch leitete. In vier Wochen muß geschäftsmäßig die Präsidentenwahl wiederholt werden.

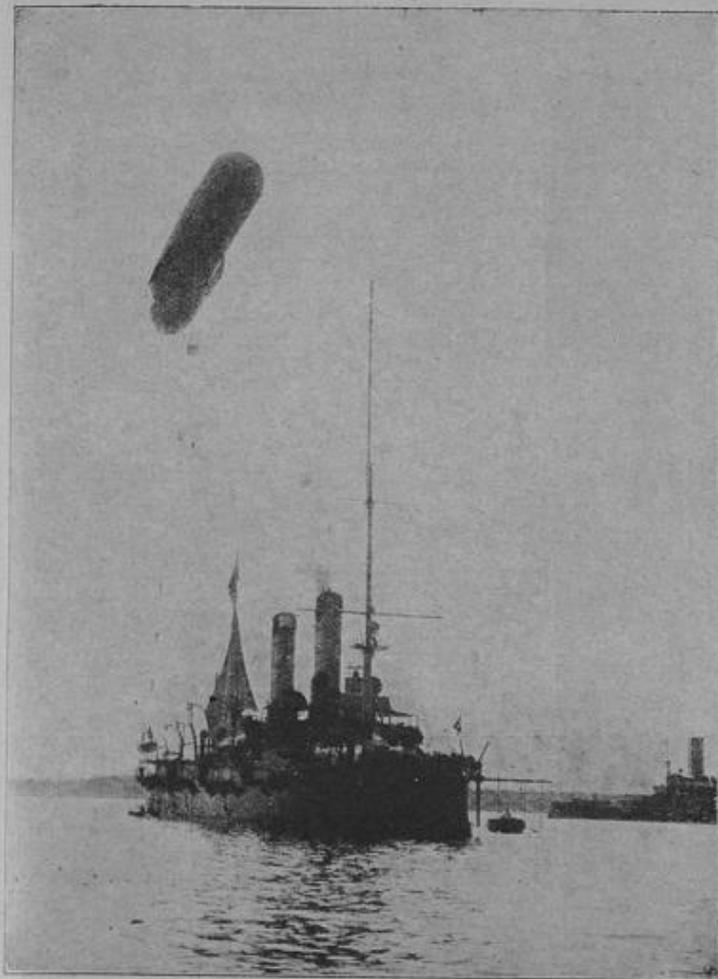
so verbinden sollen.“ — Körners Worte warnen ihn sympathisch bei der Wahl einer Lebensgefährtin. Er vertrat noch den alten, jetzt unmodernen Standpunkt: Der Mann schaffe draußen — im Leben, — die Frau regiere und wolle ammutsvoll im Hause. Sie sei eine tüchtige, brave Haus-

frau, die den Verdienst des Mannes weise verwaltet und ihre Kunst in guter Führung des Haushalts sieht. Warum Martha Löwigt war auf einmal sich zur Dichterin geboren fühlte? Er dachte sie seit ihren Nachschjahren, — erst in letzter Zeit kam sie ihm so extravagant und emanzipiert vor. . . . Ihr hübsches, rotwangiges Gesicht mit den Schelmengrübchen, den blauen, lachenden Augen, dem schlanken Nacken, auf dem sich widerspenstige Locken ringelten, — ja, — das konnte unmöglich einer Schriftstellerin angehören, die er sich immer kritisch schmunzelnd, alles beobachtend, scharf an Verstand, aber kühl im Herzen, halb Mann, halb Weib, in seiner Phantasie vorstellte. Nein, Martha wünschte er ganz anders zu sehen. — Am Herde stehend, angetan mit einem schlichten Hauskleid, — darüber eine freundliche, helle Schürze. Das Gesicht hell, von Liebe durchleuchtet, eifrig waltend und schaltend in dem engen Kreise des Hauses. . .

Ja, in diesen Rahmen gehörte Marthas Bild! Mitmütig schlenderte er seiner Junggesellenwohnung zu. Er liebte es, sich das Abendbrot selbst so appetitlich wie möglich zuzubereiten, wie er überhaupt für Ordnung und häusliches Walten viel Sinn besaß. In einem Obstilladen kaufte er sich alles Nötige, Butter, geräucherter Maal, Radisheschen und einige neue saure Gurken. Ja, — wenn er nur nicht immer so allein in der unfreundlichen Bude essen müßte. Wenn ihm ein holdes Mädchenantlitz gegenüberüberjäte — selbst dieser Mann wäre ihm lieblich und traut erschienen. So aber merkte er die Lede und Unbehaglichkeit, die schäbige Eleganz der Möbel, — es verstimte ihn eben heute abend jede Kleinigkeit. Er zog sich seine Hausjacke an, wechselte die Saube, breitete über das rotkarrierte Tischtuch eine saubere Serviette und genoß sein Abendbrot, — hin und wieder einen Blick in die Zeitung werfend, die er sich vom Geschäft gleich mitgebracht. . . . Seine Wirtin trat nach leisem Klopfen ins Zimmer, ihm eine Flasche Bier auf den Tisch stellend. Sie tat es mit lauerfühem Lächeln: sie besorgte nicht gern ihren Mietern etwas umsonst; jeder kleinste Wunsch der Herren wurde hoch berechnet; aber am Bier konnte sie nichts verdienen.

„Es ist auch ein Brief für Sie angekommen, Herr dem Briefbeschwerer das Schreiben lag.“

Er nahm es in Empfang und öffnete es, nachdem die Wirtin das Zimmer verlassen. Es enthielt eine kurze Einladung der Frau Löwigt zu einem Butterbrot für den nächsten Abend. — Er faltete den Brief zusammen — einen Moment sah er recht glücklich aus, — sein Herz klopfte freudig, — dann aber verwarf er schnell jedes weiche Gefühl — ha — die Mutter nmochte ihn wohl auch gern zum Schwiegersohn haben. Er belleidete eine gute, sichere Stellung, war ein solider, ordentlicher Mensch, — da mußte man heutzutage zugreifen, — denn Frau Löwigt wollte



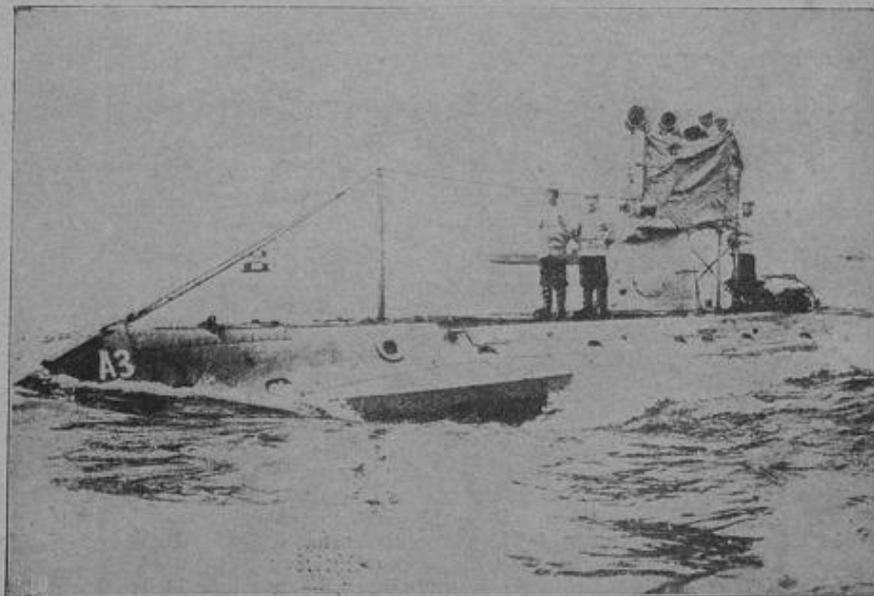
Zum türkisch-italienischen Krieg.  
Aufstieg des Fesselballons Niedinger von Bord eines  
italienischen Kriegsschiffes.

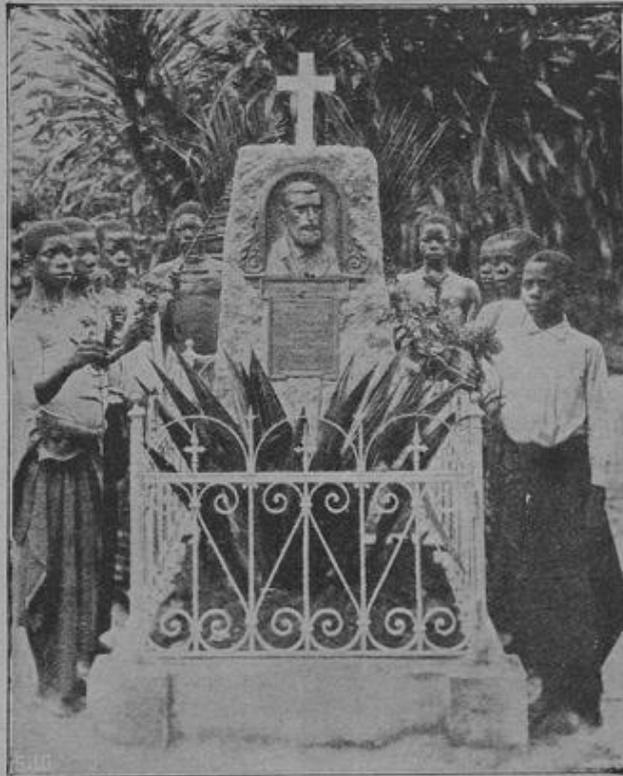
Zur Beobachtung der feindlichen Stellungen werden häufig  
von den italienischen Kriegsschiffen Fesselballons aufgelassen.

Ein schwerer Verlust der englischen  
Marine.

Untergang des englischen Untersee-  
bootes A 3.

Die jüngste Waffe der modernen  
Kriegsmarinen, das Unterseeboot, hat  
noch allerlei Tücken und Kinderkrank-  
heiten, die den tapferen Seelenten  
hin und wieder noch das Leben kosten.  
Wir Deutschen haben in der Bezie-  
hung noch viel Glück gehabt. Unsere  
Marineverwaltung hat spät, aber  
nicht zu spät, sondern mit zielbewuß-  
ter Vorsicht und gewißigt durch Er-  
fahrungen anderer mit den bezüglichlichen  
Versuchen eingesetzt. Bekannt ist, daß  
die Franzosen wiederholt schwere Un-  
terseeboot-Katastrophen verzeichnen  
mußten. Nun ist auch in England  
eine erfolgt: das britische Untersee-  
boot A 3 wurde am 2. Februar in der  
Nähe der Insel Wight von dem Tor-  
pedoboot Hazard gerammt und zum  
Sinken gebracht. Von der Mann-  
schaft, die aus 14 Personen bestand,  
konnte niemand gerettet werden.





Aus unseren Kolonien.  
Ein Grabdenkmal für den ersten Reichsschulmeister  
in Kamerun.

Zum Jahre 1887 wurde in Kamerun die erste deutsche Gouvernementschule eröffnet und damit übernahm das Reich da draußen in den Kolonien eine Aufgabe, die bei uns daheim die Einzelstaaten haben. Als Reichsschulmeister wurde Herr Theodor Christaller ernannt. Christaller wirkte an dieser Schule bis zu seinem im Jahre 1896 erfolgten Tode. Er wurde auf dem Friedhofe in Duala beigesetzt. Es ist ihm jetzt dort ein Grabmal errichtet worden.

Keinen Leichtfuß, der ihr Geld in die Winde streuen würde. . . Und Martha? Der sah man ja das Verlangen die Liebe, schon aus den strahlenden Augen an. Die Dichtkunst, — die gemeinsame Kunst, sollte als Köder benutzt werden! Schöner Köder das! Ihre Kunst war nichts als trauriger Dilettantentram, der zum Lachen reizte, der jeden ernstern Kritiker zu einem scharfen Urteil zwang! — Nichtsdestoweniger erschien er am nächsten Abend pünktlich um sieben Uhr bei Löwigs zum Abendbrot. Er war sogar der erste Gast. Frau Löwig, eine nette, rundliche Frau in den besten Jahren, einfach, solide gekleidet, empfing ihn wohlwollend:

„Das ist hübsch, daß Sie so pünktlich kommen. Martha steckt noch in der Küche, sie wollte die Mayonnaise für den Hummersalat noch zurecht machen.“

„Ja, kann sie denn das?“ fragte er erstaunt.  
Da traf ihn ein so seltsamer Blick, daß er am liebsten ohne viel zu fragen, beschämt in die Küche gelaufen wäre, ihr alle bösen Gedanken abzubitten. Aber die Mutter erleichterte ihm sein Vorhaben, indem sie sagte: „Ja, wenn Sie sich einmal davon überzeugen wollen, so gehen Sie nur nach drüben.“ Dort reichte ihm Martha freudestrahlend die Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen zog. Wie reizend häuslich sie aussah! Ueber dem hellblauen, spitzenackermüchten Gesellschafts Kleid trug sie eine weiße Hängerschürze, die ihrer Gestalt etwas kindlich Liebes gab. Die Augen bligten led, der leicht geöffnete Mund ließ die weißen, feinen Zähne hervorschimmern. Das blonde Haar war leicht toupiert und zu einem großen Knoten am Hinterkopf zusammengesteckt. Er sah sie minutenlang verlobt an, seine Phantasie schmückte ihr Bild mit den schönsten Träumen aus. Ja, fürwahr, wenn solche Frauen am häuslichen Herde stünden, würde es um Familien- und Eheleben gut bestellt sein. . . Aber sein Blick wurde finster, — wohin

verirrte sich seine rege Phantasie. Martha Löwig würde niemals ein Musterweib werden. Wie sie Dilettantin in der Kunst war, blieb sie Dilettantin in häuslichen Dingen. Wohl nur eine neue Laune trieb sie zur Abwechslung in die Küche. . . Martha empfand sein Schweigen befremdend. Um irgendetwas zu sagen, sagte sie:

„Wollen Sie nicht mal kosten?“ Mit diesen Worten reichte sie ihm auf einem silbernen Löffel die fertige Mayonnaise hin. . .

Er ließ sie mit Behagen, wie ein alter Schlemmer, auf der Zunge prickeln. Dann schluckte er sie langsam hinunter.

„Vortrefflich, ausgezeichnet, Fräulein Martha, Ihre Frau Mama ist eine Künstlerin in der feinen Küche.“

„Haha,“ lachte Martha, „wie die Alten jungen, zwischern die Jungen. Ich trete ganz in Mamas Fußstapfen.“

Er schwieg verlegen, wurde nicht klug aus ihr, das alte Mißtrauen regte sich in ihm. Wie konnte sie eine gute Hausfrau sein wenn sie mit solch sadem Geschicksel ihre Stunden ausfüllte? . . .

„Ich habe Ihre Manuskripte empfangen,“ sagte er.  
„Nun?“ gespannt hingen ihre Augen an seinem Gesicht.  
Er zuckte die Achseln. „Ich muß erst alles noch einmal genau prüfen, Sie haben recht viel gearbeitet.“  
„Seien Sie kein strenger Richter,“ bat sie, „ich — ich wollte nur.“

Da trat Frau Löwig mit dem ewig verbindlichen Lächeln in die Küche. Die Herren sind alle da — Waterloo — Gretes Bräutigam, und die Herren Gebrüder Sedz, unsere Verwandten.“

„Nebenbei gesagt, die fadeften Sedzen, die ich mir denken kann —“ ergänzte Martha.

Die Mutter drohte lächelnd mit dem Finger:  
„Kind, laß das nicht hören, sie sind beide fierblich in dich verliebt, ehrbare, solide Leute.“

„Hoffentlich duellieren sie sich meinetwegen nicht, denn ich kann sie beide nicht lieben.“

Martha nahm Gutfnechts Arm und ließ sich von diesem ins Speisezimmer führen. . . Er küßte galant die Hand von Marthas Schwester, drückte ihres Bräutigams, Herrn Waterloffs Rechte, verneigte sich höflich kalt vor den Brüdern Sedz, die er nicht ausstehen konnte — dann setzte man sich zu Tisch. Da Martha an seiner Seite saß, dünkte ihm alles wunderschön, und wären die unausstehlichen Sedz nicht gewesen so hätte er sich wirklich zur Kamille gehörig, zu Hause, gefühlt. — Es gab nur kaltes Abendbrot; trotzdem schmeckte es ihm ausgezeichnet. Frau Löwig liebte die Ruhe, die Bequemlichkeit. Sie sah gern junge Leute um sich — nur durften diese nicht zu große Ansprüche an die Bewirtung stellen. Jeder sollte sich in ihrem Hause wohl fühlen, feste Formen, geziertes Wesen war ihr zuwider. So wie sie sich selbst gab, ohne viele Umstände, ohne das viele drum und dran das jetzt bei fast allen Gesellschaften unvermeidlich ist, so sollten sich auch ihre Gäste wohl und heimlich fühlen — jeder nach seinem Geschmac. Sie war eine gute Gesellschafterin die die Kunst des Zubörens gut verstand und die nur dann sprach, wenn die Unterhaltung zu stocken drohte.

Waterloff, ein junger Ingenieur, sprach viel und lang, von seiner Karriere seinen Aussichten, seinen Plänen. Frau Löwig hörte ihm gern zu: er hatte eine weiche Sprache, war überhaupt ein sympathischer Mann, der die sichersten Garantien für die Zukunft bot. Ja, dieser Mann würde ihre Tochter beschützen, ihr ein guter Gatte werden. . .

Frau Löwig beobachtete auch das andere Paar scharf: Martha und Gutfnecht. Da hatte sie nun die Sedz schon so oft einladen, . . . um des Redakteurs Eifer sucht zu hacheln. Martha, die ihn seit langem innig liebte, bestieg so gar den Berg, um sich so von einer neuen würd'aren Seite zu präsentieren, er aber aina keinen Schritt vorwärts, weshalb suchte er Marthas Freundschaft? Betrachtete er sie nur von der idealen Seite? Reizte ihn nicht ihre Schönheit? Welche ideale Ehe mükten diese beiden führen, sie waren doch alle beide Prachtmenschen!

Sie beschloß, ihn mit ins Gespräch zu ziehen, das er bisher mit Martha und dem einen Herrn Sedz sehr schleppend führte.

„Nun, Herr Gutfnecht schmeckt der Salat?“

Er machte eine leichte Verbeugung. „Ich danke, — vorzüglich — verehrte Frau, Sie sind eine wahre Künstlerin.“

Alles lachte. Frau Löwig sagte gelassen: „Rein, mein Bester, diese Kunst überlasse ich dem jungen Volk, in mei-

nem Alter liebt man die Bequemlichkeit, die Ruhe; aber meine Töchter treten ganz in meine Fußstapfen."

"Ja, die Martha vertritt dich sehr gut, Mütterchen," lachte Grete, "ich kann mich doch nicht viel um die Küche kümmern, da ich mit der Musiksteuer zu tun habe." "Ach, Fräulein Martha ist ein Universalgenie." Sed junior warf der Errötenden über den Tisch Kuchhände zu, ungeachtet der strafenden Blicke des Redakteurs. Ja, der hatte doch kein Recht an Martha!

"Ist denn das Eingemachte alles wohl geraten?" fragte Waterloo seine junge Schwägerin.

Diese nickte stolz: "Ich bin doch kein Küchen-, auch kein kleiner Backfisch, der noch nichts von der Küche versteht..."

"Nein, du bist ein Prachtmädel, das bald nach einem eigenen Herd geführt werden muß, wo es schalten und walten kann."

"Komm Gutfnecht," der Ingenieur stand auf und zog den schwerfälligen Freier lächelnd aus dem Zimmer: "Wollen mal in der Speisekammer Umschau halten."

Der Redakteur blieb in der Küche stehen. "Aber, erlaube mal, Waterloo, das ist doch zu familiär." Doch schon kamen die Sed's, gefolgt von der Frau Löwig, die bereitwilligst die Tür zur Speisekammer öffnete. "Alle Wetter, da werde ich Euch im Winter oft besuchen," lachte der Bräutigam, der, gleich Gutfnecht, eher den weiblichen, als den geistigen Genüssen den Vorzug gab. Gutfnecht sah interessiert die vielen Büchsen, Töpfe und Gläser, den Wintervorrat, den die fleißigen Hamster in den guten Zeiten eingesammelt hatten.

"Ja, Martha ist ein fleißiges Mädel," betonte Frau Löwig zum wiederholten Male, — "und trotzdem besaß sie noch immer Zeit zu geistiger Erholung."

"Glückselig ist der Mann, der solch ein Weib heimführt alsdann —" lachte Waterloo und flüsterte Gutfnecht etwas ins Ohr...

Auf Bitten ihrer eifigen Mutter trug Martha nach dem Essen einige selbstverfaßte Verse vor. Seltsam, er konnte sich über den Dilettantentram nicht ärgern, die Verse verklangen in seinem Gedächtnis so schnell, wie sie in seine Ohren gedrungen waren. "Lieber im Dichten Dilettantin als in der Wirtschaftsführung," sagte er zu sich selbst. Mit festem, innigen Händedruck verabschiedete er sich von Martha; doppelt empfand er die jeilige Leere seines Daseins, die schlechte, unwirtliche Wohnung, ja, er war das Junggesellenleben herzlich satt, er sehnte sich nach einer eigenen Hauslichkeit. Noch in seinen Träumen schwebte ihm das Bild der Geliebten vor. Nicht am Schreibtisch sitzend, über Papier geneigt, die Hände mit Tintentlegern bespritzt, nein, als guter Hausgeist, als "Heimchen, treulich waltend, häuslich schaltend, das Ideal verkörpernd, das er von dem Weibe sich geschaffen!"

Am anderen Morgen, als er einige notwendige Gänge zu besorgen hatte, kam er an Martha's Wohnung vorbei. Die Palastien waren, der heißen Sonne wegen, heruntergelassen. Schreck ergriff ihn, war sie verreiselt?

Eine Sehnsucht trieb ihn zu dem geliebten Mädchen, das ihm jetzt um so vieles näher gerückt schien. Unentschlossen musterte er seinen, durchaus nicht salomfähigen Anzug. Na, es war ja noch früh am Tage — kaum elf Uhr — als Freund des Hauses durfte er auch in solchem Anzuge mal vorsprechen. Er nahm zwei Stufen auf einmal und stand bald an der Tür zur Wohnung. Er klingelte, es dauerte lange, bis Grete Löwig, im schlichten Hauskleid, öffnete. Sie führte ihn in den Salon. Enttäuscht stotterte er: "Ich — ich — möchte mich nur einmal nach dem Befinden der Damen erkundigen..."

Grete lachte: "Mama ruht noch — ich sticke und Martha — na, die ist noch weniger salomfähig, — aber — bitte — ich will Sie nach der Küche führen."

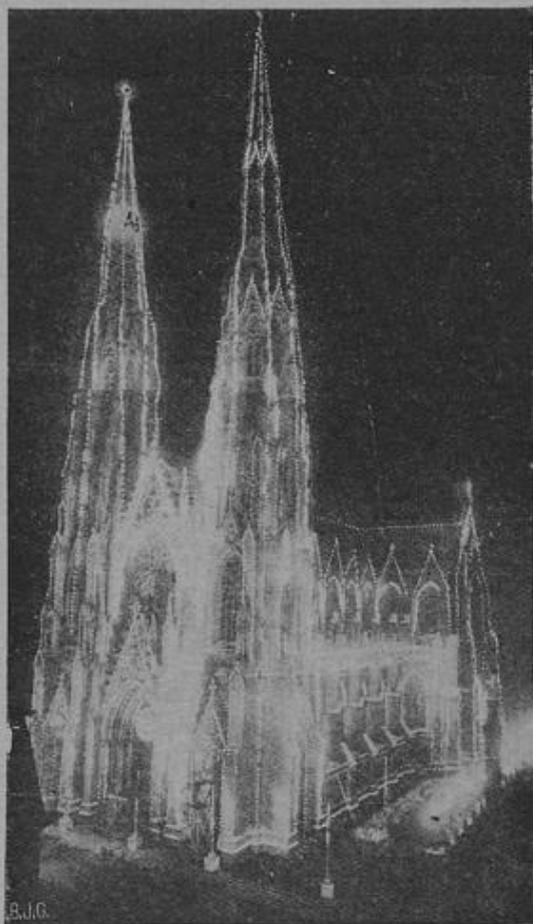
"Sie kocht wohl?" fragt er interessiert.

"Nein, sie bereitet, wie allwöchentlich, das Sonntagsgebäck, den Napfluchen, den Sie doch auch schon bei uns gegessen haben."

Er blieb betroffen stehen, keinesfalls machte er ein geistreiches Gesicht: "Ja, kann sie das auch?" Je mehr häusliche Tugenden sie offenbarte, desto näher rückte sie ihm.

Grete tat ganz erstaunt: "Aber bester Herr Gutfnecht, muß man denn erst des Menschen Tugenden aufzählen, um ihm Achtung zu verschaffen? Sie haben wohl unsere Martha für eine dumme Gans gehalten?"

"Das nicht — aber für einen Blaustrumpf schlimmster Art," die Küchentür öffnete sich, Martha gab ihm lachend



Eine Ehrung für Kardinal Farley.

Der Neunorler Erzbischof Kardinal Farley wurde bei seiner Rückkehr aus Rom, wo er seine neue Würde erhielt, in der Heimat von ungeheueren Menschenmassen empfangen. Unser Bild zeigt die herrliche Illumination der Kathedrale zu Ehren des Kardinals.

die mehlbestäubten Finger. Ein feiner Duft, der ihn an die Weihnachtszeit seiner Kinderjahre erinnerte, drang aus der Küche, wo auf dem Tisch der fertig zubereitete Stuchen stand.

"Fräulein Martha, Sie sind ein Universalgenie, ach, ein Engel, Sie werden eine prächtige Hausfrau..."

"Und zu meiner Hochzeit bäckt Martha sämtliche Kuchen; und da Sie ein so schrecklicher Topfguder sind, dürfen Sie ihr mithelfen, vielleicht wissen Sie manches besser als Martha..."

Am Hochzeitstage der älteren Schwester wurde die Verlobung der Jüngeren gefeiert. . . Endlich, endlich, lachten die Gäste — wir hatten schon längst darauf gerechnet, zwei so poetische Naturen. . . Gutfnecht protestierte lebhaft. "Nein, nein, Martha soll wohl Poesie in die Ehe tragen, aber das Dichten muß sie ablegen, das ist ein Fehler von ihr, den sie sich mir zu Liebe erst anlegte."

"Ja," gestand Martha ehrlich, "weil mein Bräutigam ein geistig so bedeutender Mensch ist, trachtete ich, ihm ebenbürtig zu werden. Die Kunst sollte unsere Herzen zusammenbinden. Denn ich liebte ihn schon viel eher, als er mir's gestand..."

"Und du wähltest den schlechtesten Weg, die Rolle eines Blaustrumpfes stand dir nicht; nun aber wollen wir fröhlich sein, daß wir uns endlich doch zusammensanden, daß ich dich als prächtiges Hausmütterchen lieben und schätzen lernte. Hell klangen die Gläser aneinander. "Es lebe die Liebe, es lebe das echte, deutsche Weib, das die heiligen Flammen am Herde des Familienlebens schürt zum Heil und Segen einer neuen Generation!"



## Humor.



**Nicht aus Kalau.** Der Lehrer hat im Unterricht die Eidechse besprochen und verlangt nun von den Schülern Sätze, in welchem das Wort „Eidechse“ vorkommt. Ein Schüler, der während des betreffenden Unterrichts gefehlt hatte, meldete sich lech als erster zum Wort: Mein Vater sagte heute: „Ich habe kalte Füße“ und da hat meine Mutter gesagt: „Ei dech se zu.“

**Der falsche Name.** Richter: „Wie kamen Sie dazu, bei Ihrer Verhaftung einen falschen Namen anzugeben?“ Angeklagter: „Ja, sehen Sie, Herr Richter, ich war über das Auftreten des Schutzmannes wütend, und wenn ich wütend bin, Herr Richter, kenn' ich mich selbst nicht.“

**Wechselwirkung.** Wenn mein Mann mal zu Haus bleiben muß, ist er ganz aus dem Häuschen.

**Vorsichtiger Transport.** Schusterjunge (im Metzgerladen: „Ich möchte für 20 Pfennig Leberwürst.“ Das verabreichte Stück ist nach seiner Meinung etwas zu kurz geraten und er gab dies mit folgenden Worten dem Metzger zu verstehen: „Ach, Meister, schneiden Sie mir doch das Stück nochmal in der Mitte durch, ich komme sonst nicht damit durch die Ladentüre.“

**Macht der Gewohnheit.** Einige höhere Töchter beschäftigen sich während des Unterrichtes mit Kartenlegen. Der Lehrer, ein leidenschaftlicher Statpieler, bemerkte dies und nimmt ihnen die Karten ab. Während der Strafpredigt wünscht er in der Aufregung die Karten und schließt mit den Worten: „Es ist eine Ungezogenheit sondergleichen. — So, heben Sie ab!“



## Rätsellecke.



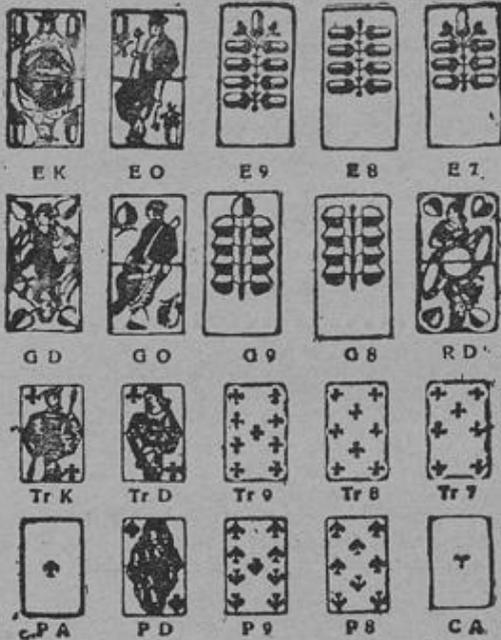
### Logogriph.

Mit a gönn' dir's nach langer Arbeitsfrist,  
Dann bleibt dir noch eine von deiner Kraft;  
Mit i bei jedem Pferd am Hals es ist,  
Mit o zerstört es selbst den Eisenstift,  
Mit u ist's ein berühmter Komponist.

### Stataufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.

Bei einem Staturturnier spielt Vorhand auf folgende Karten:



um einen Preis zu erringen, Sichelhandspiel ohne 6 Spitzen. Das Spiel wird gewonnen, und zwar mit Schneider, im Skat liegen 2 Könige. Wie ging das Spiel?

### 1. Rätsel.

Viel Lärmen macht die Wohnung dort,  
Doch der drin wohnt, ist stumm,  
Die Wohnung läuft nur vorwärts fort,  
Ihr Gast läuft rings herum.

### Somonym.

Er trug's auf dem Rücken hinan  
Und senzte und starb auch daran.  
Im Tempel das ist's beim Offizier,  
In Noten, im Rücken, beim Spinnentier,  
Am Himmel und im Kartenspiel,  
Und im Leben leider gar viel.

### Begierbild.



Wo ist der fünfte Spielgefährte?

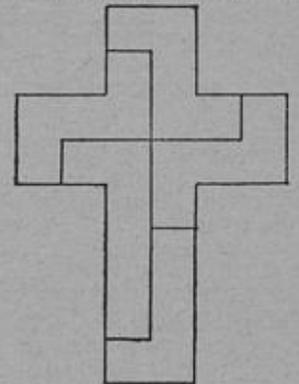
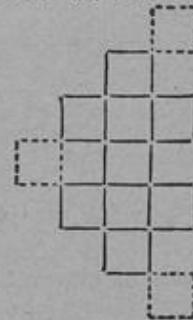
Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

1. Rätsel: Scheiden.

Zusammensetzaufgabe:

Streichholzaufgabe:



Magisches Quadrat:

C a n o v a  
A z o r e n  
R o c e r a  
D r e g o n  
B e r o n a  
A n a n a s

Mosaikproblem: „Der alte Fritz.“  
2. Rätsel: Hochmut.

Redaktion: Erwin Ehsen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. G.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 9.

Sonntag, 25. Februar.

Jahrgang 1912.

## Eine gesegnete Rheinreise.

Von Maria Elisabeth Engelhardt.

(Nachdruck verboten.)

„Liebe Mama! rate, wohin dieses Jahr unsere Reise geht?“ Diese Frage richtete Herr Fabrikbesitzer Lintemann an seine Gattin, als sie ihm den Nachmittagskaffee eingoß.

Frau Lintemann, eine stattliche Frau, trotzdem sie die fünfziger Jahre schon überschritten, erwiderte lächelnd: „Wie kann ich wissen, wohin die Wanderlust dich führt? Du weißt, ich bleibe am liebsten zu Hause!“

„Das „Zu Hause“ schätzt man erst, wenn man draußen war,“ erwiderte der Hausherr, „ist das Reisen nicht herrlich? und erfrischt es nicht Geist und Gemüt? Wir sind beide noch rüstig, mit Glücksgütern gesegnet, und außerdem ist auch sonst kein Grund vorhanden, der uns zwänge, zu Hause zu bleiben.“

Frau Lintemann seufzte. Wohl hatte ihr Gatte recht, für sie gab es keine Abhaltung, denn sie hatten keine Kinder, die ihrer Sorge und Pflege bedurft hätten. Darum seufzte sie im stillen; aber sie dachte auch: der liebe Gott hat in allem seine weisen Absichten. Er wird wissen, warum

er uns keine geschenkt hat; ihrem Manne erwiderte sie aber freundlich: „Nun sage mir aber auch, wohin die Reise gehen soll?“

„An den Rhein, Mina, an den schönen Rhein! Beinahe kann ich es nicht erwarten, bis ich ihn wiedersehe, den herrlichen deutschen Strom mit seinen schönen Nebgeländen, den schmucken Städten und herrlichen Dörfchen, da jeder Fuß Land von deutscher Frömmigkeit und Glauben, einer großen Vergangenheit, von deutschem Fleiß und deutscher Kunst redet. Herr Lintemann richtete sich aus seiner halbliegenden Stellung auf und schmetterte mit seinem volltönenden Bass, daß die Fenster klirren:

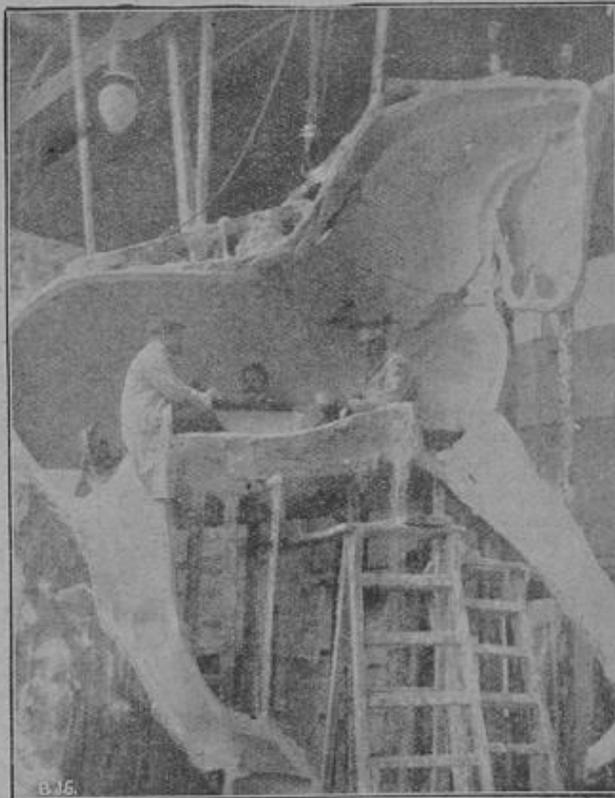
„Wo die Berge tragen Neben  
Und die Neben gold'nen Wein!“

Frau Mina hielt sich die Ohren zu und lachte, die Stimme ihres Mannes war allzu ausgiebig. „Ich bitte dich, verschone meine armen Ohren, es ist zu viel des Guten;



Die Burg Wettin, das Stammschloß des sächsischen Herrscherhauses.

Das Stammschloß der Wettiner ist Jahrzehnte lang unbewohnt gewesen. Jetzt ist es völlig ausgebaut worden. Es soll ein Heim für verdienstvolle Krieger und Veteranen werden.



Ein eigenartiges Frühstück.

Die Quadriga, das Nießenmonument, das gelegentlich der glücklichen Rückkehr König Georgs V. aus Indien im Hydepark London enthüllt wurde, ist von gewaltigen Dimensionen. Vor der Fertigstellung haben der Schöpfer des Denkmals und ein Gehilfe in dem Innern eines Pferdes ein Frühstück eingenommen, um die Größe des Bildwerkes zu illustrieren.

wir werden die Rheintour ja machen und ich freue mich sogar darauf; aber wann reisen wir?"

"Heute in vierzehn Tagen, morgens um vier Uhr fahren wir vom Hause weg."

"Ich werde meine Vorbereitungen treffen," entgegnete Frau Mina.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit hielt die Familientutsche mit dem Schimmelpaare bespannt vor dem freundlichen Wohnhause; der Gärtner hob den riesigen Koffer hinauf, die Reisetaschen und Plaidhüllen fanden ihren Platz auf dem Rücksitz, und Gretel, des Hauses treue Magd, nahm noch die Befehle ihrer Frau entgegen, bis Herr Lintemann dem Abschiednehmen durch ein energisches "Fertig!" ein Ende machte. Die Pferde zogen an, des Kutschers Peitsche tanzte über ihre Köpfe, was sie bewog, für eine halbe Viertelstunde eine schnellere Gangart anzunehmen, bis sie wieder in ihren gewöhnlichen Trab versanken. Herr Lintemann lehnte sich bequämlich in die Wagenecke, bald blickte er hinauf zu dem lichten Morgenhimmel, bald auf die glühende Erde; er froh wie ein Kind, und Frau Mina ward von seiner Freude angesteckt und freute sich mit ihm; das Reisen war doch schön, er hatte recht.

\* \* \*

"Weißt du, Fritz, daß wir schon vier Wochen in der Welt herumflanzen! Wäre es nicht bald Zeit, nach Hause zurückzukehren?" Frau Lintemann stellte diese Frage an ihren Gatten, während sie in der Laube eines freundlichen rheinischen Gasthauses bei einer Flasche herrlichen Weines saßen.

"Ich weiß es," erwiderte lachend Herr Lintemann, "vier Wochen und drei Tage sind wir von Hause weg, aber nach Hause gehen, jetzt schon? Keine Idee, liebe Mina! Es wäre ein Unrecht an uns selbst, wollten wir diese herrliche Zeit abkürzen. Wie viel Schönes haben wir doch schon in diesen Wochen gesehen? So manche geschichtlichen Denk-

mäler, berühmte Orte, Bauten, Sammlungen, die alle von dem Glauben und der Gottesfurcht vergangener Geschlechter zeugen, blühende Städte, die von dem Fleiß ihrer Bewohner rezen, selbst noch die Stätten, welche von den Höhen der Berge herniederblicken, alle haben ihre Sagen, alles redet hier von einer großen Vergangenheit, und wir haben auch noch viel zu sehen; vor vierzehn Tagen werden wir nicht nach Hause kommen!" Frau Mina war einverstanden, denn sie fühlte sich diesmal wirklich so befriedigt wie noch nie.

Die herannahende Mittagszeit mahnte zum Aufbruch und die freundliche Wirtin schlug vor, daß der Weg zu der heißen Mittagszeit besser auf dem Wasser als auf der staubigen Landstraße zu machen sei. Das Schiff gehe in einer Viertelstunde ab, wenn die Herrschaften Lust hätten, sollten sie nicht säumen.

Danke, liebe Frau, für den guten Rat," rief Herr Lintemann freudig aus, und sich gegen seine Frau wendend, bemerkte er: "Es ist äußerst interessant, mit einem solchen Schiff zu fahren, man lernt hier Land und Leute so am besten kennen." Der Schiffer trat bald nach der Ankunft des Ehepaares mit seinem Sohne aus der Hütte, und das war das Zeichen zur Abfahrt. In dem Augenblick aber, als sich die Ruder ins Wasser tauchten, erhob sich eine Frauenstimme:

"Schiffer warten!" Bei den Weidenbüschen tauchte die Gestalt einer älteren Frau auf, der ein etwa sechsjähriges Mädchen folgte, das ein kleines Bündel am Arm trug, während es mit den braunen Händen die Tränen wusch, welche ihm über das liebe Gesichtchen liefen. Die alte Frau bestieg nun auch noch das Schiff, und die Kleine wurde von dem Schiffer sanft in das Fahrzeug gehoben, indessen die anderen Insassen voll Mitleid auf das weinende Kind blickten.

Die Kleine erhielt neben Frau Lintemann Platz, welche mit sichtlichem Interesse das weinende Kind betrachtete, ebenso Herr Lintemann, der ihr gegenüber saß. Des Kindes Herz mußte von einem besonderen Kummer bedrückt sein, denn es schluchzte immer noch heftig, und trotz der verweisenden Blicke der alten Frau konnte es sich nicht beruhigen.

"Warum weinst du, liebes Kind?" fragte Herr Lintemann mit freundlicher Teilnahme, worauf die Kleine unter einem Strom von Tränen sagte, die "God" (Patin) könne sie nicht mehr behalten." Die alte Frau nickte mit dem Kopfe wie zur Bestätigung, und Herr Lintemann wandte sich an diese, indem er sagte: "In Wahrheit, ist dem so? Seid Ihr nicht die Großmutter oder eine Verwandte?"

"Ich bin die God des Kindes," erwiderte die Frau, "und verwandt von der siebenten Suppenküche her. Ihre Mutter war die Tochter meiner Stiefschwester, die sich niemals um sie bekümmert hat und froh war, als die Emma sich verheiratet konnte und mit ihrem Mann nach Amerika ging. Da glaubte sie nun für immer ihre Tochter, die aus erster Ehe stammte, los zu sein; aber ehe zwei Jahre um waren, lehrte die Emma wieder als Witwe zurück, mit der Kleinen hier, die kaum zwei Monate zählte. Emma war krank zum Sterben: ich wäre, so sagte sie, ihres Kindes God, sie heiße wie ich, Katharina. — Es wäre Pflicht gewesen, daß meine Stiefschwester die arme Frau mit ihrem kleinen Kinde zu sich genommen hätte, aber sie gab ihr nur eine kleine Summe Geldes und damit schickte sie die Aermste fort. Die Emma kam zu mir, den Tod im Herzen, und wenn ich sie auch hätte fortschicken wollen, sie war zu krank. Zwei Wochen lebte sie noch, dann starb sie und mir blieb das Kind. Ehe aber das Jahr um war, starb auch meine hartberzige Stiefschwester; ihr nicht unbedeutendes Vermögen vermachte sie ihrem Sohne, die Emma hatte schon ihren Pflichten teil bekommen, als sie nach Amerika ging. Dieses Kind hat nichts als das nackte Leben, keine Heimat, nichts. Ihr Stiefsohn hat selbst Kinder und gibt keinen Dreier für sie; er hat, wie seine Mutter, ein Herz von Stein und sagt, sie gehe ihn nichts an.

"Und Ihr wollt das Kind auch nicht behalten?" fragte von Mitleid bewegt Frau Lintemann, "wohin gedenkt Ihr es zu bringen?"

"Madame, verzeihen Sie! ich bin eine alte Frau und leide an der Sicht, im Winter lag ich hart darnieder und konnte nichts verdienen, da bin ich mit dem Kinde schier verhungert; ich bin gezwungen, sie wegzugeben, damit wenn ich wieder die Sicht bekomme, ich in das Spital kann, und sie doch unter Aufsicht ist und ihre Nahrung hat."

"Aber wohin geht Ihr sie?" fragte Herr Lintemann, "kennt Ihr die Leute? Sind sie christliche, brave Menschen?"

„Ach Herr, ich hoffe es. Unser Schultzeiß hat mich an sie gewiesen und er meinte, das Kind brauche keinen Hunger zu leiden. Der Mann sei Bäcker, zwei kleine Kinder habe er, eines von zwei Jahren und das andere von einem halben Jahre, auf diese müsse das Katharinenchen achtgeben, das kann sie auch, Herr.“

„Dieses Kind?“ sagte gedankenvoll Herr Lintemann. „Sie ist bald sechs Jahre alt und geschickt und klug. Die Bäckerin soll eine rasche, resolute Frau sein; schadet nichts, das Katharinenchen soll sich nur in sie schicken.“

Herr Lintemann sah seine Frau mit bewegtem Blick an. Beide fühlten, welche einer Zukunft dieses Kind bei dieser „raschen“ Frau entgegen ging selbst wenn es ihr nicht am Brot fehlen würde. Beide hörten eine Stimme, die sprach: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Wie doch wohl seine Frau darüber dachte? fragte sich Herr Lintemann, jedoch bedurfte er keiner Antwort, er durfte nur in ihr Antlitz sehen, da las er, wie ihr Herz sich dem Kinde zuneigte. Unversehens ließ sie zwei schöne Birnen in der Kleinen Schoß gleiten, worauf in den tränenfeuchten Augen ein Strahl der Freude glänzte, und dann schob sich die weiche Kinderhand in Frau Minas Rechte, während sie der gütigen Spenderin dankte.

Mit einem Male bemerkte Herr Lintemann, daß die Augen seiner Frau mit gespannter Aufmerksamkeit in den sonnenstimmernden Himmel blickten, an dem ein Häubchen wie ein dunkler Punkt auf- und niederflog. Plötzlich schoß

Das Schiff stieß aus Land und auch die arme Frau schickte sich an, es zu verlassen. „Bleibet noch eine Weile, ich möchte Euch etwas fragen,“ damit hielt Herr Lintemann sie zurück. „Ihr seid ihm Begriffe, die kleine fremden Leuten zu geben, wo sie, selbst ein Kind, Kinder warten soll, und das alles, damit sie nicht verhungert. Gebt sie uns, liebe Frau sie soll es gut bei uns haben. Wir werden ihr eine christliche Erziehung geben, sie etwas Nützliches lernen lassen, und wenn sie brav ist und uns so lieb wird, wie ein eigen Kind, so werden wir sie an Kindesstatt annehmen, seid Ihr damit einverstanden?“

„Ob ich damit einverstanden bin? O Herr, welche Frage! Nicht einmal, nein, hundert- und tausendmal! Wie muß ich Euch danken und Eurer lieben Frau, und beien werde ich für Euch, so lange ich lebe!“

„Nun, es freut mich, daß Ihr das Kind uns geben wollt. Zu dem Bäckermeister könnt Ihr ein andermal gehen, fahrt mit uns zurück und kommt mit zu einem Notar, um die nötigen Angaben zu machen, denn ich liebe in allem ein ehrliches Vorgehen, zumal, wo es sich um das Wohl eines Kindes handelt.“

Als der Tag sich neigte, war beim Notar alles geordnet. Katharina Salm war zur Pflege und Erziehung von dem ehemaligen Fabrikbesitzer und jetzigen Rentier Lintemann und seiner Ehefrau Wilhelmine angenommen, während Katharina Tren zeitlebens eine jährliche Rente ausgezahlt erhielt, die sie vor Mangel schützte. Der Dank der armen,

Sprachenunterricht für Straßenbahnschaffner.

Eine Anzahl von Kondukteuren der Wiener städtischen Straßenbahn erhält neuerdings englischen und französischen Sprachunterricht, damit sie sich mit den Fremden verständigen können.



er wie ein Pfeil hernieder und im gleichen Augenblick stieß eine Schwalbe mit einem schrillen Schrei gegen das Gesicht der Kleinen Katharina und krallte sich an der Innenseite ihres Strohhutes fest. Sie hatte mit sicherem Instinkt sich vor den Blicken des Räubers verborgen und sah nun geschützt in ihrem Versteck. Die Kleine, die anfänglich über den Anprall der Schwalbe sehr erschrocken war, hatte zu weinen aufgehört und blickte mit glücklichem Lächeln nach dem lieblichen Vögelchen, sie wagte sich nicht zu bewegen, nur um es nicht zu verschrecken.

Die Schwalbe blieb noch eine Weile bei ihrer freundlichen Beschützerin, bis sie von der Anstrengung, ihrem Verfolger zu entkommen, sich erholt, und der Raubvogel mit schwerem Flügelschlage im Aether sich verloren hatte, dann wandte sie nochmals das Köpfchen, blickte mit den klugen Augen in das lächelnde Kindergesicht und flog mit jubelndem Zwitschern auf, in streichendem Fluge wieder über den glitzernden Strom hingleitend. Nun erst gaben alle Anfassern ihrer Verwunderung über das merkwürdige Vorkommnis Ausdruck.

„Kind,“ sagte der alte Schiffer, „eine Schwalbe flog dir zu — deiner wartet ein Glück; möge mein Wunsch, den ich für dich hege, in Erfüllung gehen!“

Frau Mina hatte den guten Alten verstanden sie flüsterte ihrem Manne zu: „Fritsch, wenn du damit einverstanden bist so wollen wir das Kind behalten!“

„Du sprichst mir aus der Seele,“ erwiderte er fröhlich. „Es ist Gottes Hand, die uns die Kleine zuführte.“

gebrechlichen Frau kannte keine Grenzen. Träne auf Träne rollte über ihre bleichen Wangen; solcher Liebe, solchem Mitleid war sie noch niemals begegnet! Bisher hatte sie nur Not und Arbeit, Hunger und Krankheit in ihrem armen Leben kennen gelernt und jetzt sollte sie bessere Tage sehen. Die arme Emma hatte es ja vorausgesagt: „Gott, ich bete für Euch, daß es Euch noch einmal gut gehe für das, was Ihr an mir und dem Kinde tut,“ und sie hatte recht gehabt, Gott hatte sie erhört.

Mit dem Nachtzuge reisten unsere Freunde der Heimat zu. Das Ehepaar litt es nimmer an dem schönen Rhein, es verlangte sie ihr liebliches Pflögekind nach Hause zu bringen! Der Abschied von Frau Tren und ihrem Godchen war ein sehr herzlicher, beiden ging er sehr nahe. Mit guten Wünschen und dem Versprechen, daß sie öfters Nachricht erhalten sollte, wie es ihrem Godchen erginge, bis es einmal selbst schreiben könnte, trennte man sich.

Des anderen Tages ging die God zu dem Bäcker, um ihm und seiner Frau zu sagen wie es mit Katharinenchen stünde. Die letztere überschüttete sie mit einer Flut von Vorwürfen, daß sie ihr Wort nicht gehalten habe: das Mädchen wäre ihr gerade passend für ihre Kinder gewesen und was sie nicht gekonnt hätte sie ihr schon beigebracht wobei die Bäckerin eine so energische nicht mißzuverstehende Bewegung mit der Hand machte, daß die gute Alte so schnell als möglich sich empfahl.

Zu dem Schiffer zog es Frau Tren auch, ihm mußte sie sagen, daß Katharinenchen bereits abgereist sei und wie

wunderbar der liebe Gott für das Kind und sie geforgt habe! Der Alte freute sich auf das herzlichste mit ihr, er zeigte ihr einen Taler, den Herr Lintemann zum Abschied als Lohn für seine „gute Fahrt“ ihm gegeben, und den er aufbewahren wolle zum Andenken an das glückliche Ereignis, daß der Herr auf seinem Schiffe die Menschen zusammengeführt, deren er bedurfte.

Käthchen, wie jetzt die Pilsgekeltern sie nannten, war nach dem Abschiede von Frau Treu bald eingeschlafen. Frau Mina hatte ihrem Töchterchen den Hut abgenommen, die goldbraunen Locken fielen über das rosige Gesicht, mit Rührung betrachtete sie das Ehepaar; das Kind war ihnen ein von Gott anvertrautes Gut, das sie „Ihm“ erziehen wollten.

Die alte Grete rüffelste ein Telegramm aus ihrer beschaulichen Ruhe auf, daß der Herrschaft morgen vormittag um 9 Uhr der Wagen sollte auf den Bahnhof geschickt werden. Welch eine Aufregung bewirkten diese wenigen Worte der Seele der treuen Dienerin! Schon längst glänzte vom Speicher bis zum Keller alles in der peinlichsten Sauberkeit, aber noch ehe die Sonne aufging, stand Grete auf, um den beliebten Kaffeeluchen zu baden, für einen Zumbis nach der Ankunft zu sorgen und die ersten Vorbereitungen für das Mittagmahl zu treffen.

Peter eilte auf den Bahnsteig, um das Gepäck in Empfang zu nehmen und seine Herrschaft zu begrüßen. Sein gutes, ehrliches Gesicht leuchtete förmlich, als er Herrn Lintemann gegenüber stand und dieser ihn in seiner leutseligen Art begrüßte, worauf er einem kleinen Mädchen die Hand reichte und, gegen Peter gewandt, bemerkte: „Die Kleine gehört zu uns, wir haben sie angenommen.“

Das Lächeln erfiarb auf Peters Gesicht, er hätte gern gesagt: „Herr Lintemann verzeihen, ich dachte aber, der Herr hätte sich eine große Last aufgeladen,“ er schwieg jedoch wohlweislich, auch fand er keine Zeit, denn da stand schon Frau Lintemann und fragte in ihrer ruhigen, freundlichen Weise, wie es ihm und den anderen ergangen sei? Sie sah sehr glücklich aus, und mit welcher stiller Freude blickte sie auf das Kind, das sich an sie schmiegte und bereits ihrer Mutter völlig ergeben schien!

„Käthchen! Komm und hilf einmal!“ rief Herr Lintemann ihr zu, indem er ihr die Reisetasche, Bücher und verschiedene kleine Dinge reichte, mit denen sie sich geschickt bepackte und dann Herrn Lintemann zum Wagen folgte.

„Das ist einmal ein nettes, flinkes Ding,“ lobte Peter, „ein allerkümmertes, feines Kindchen.“ fügte er noch hinzu, als er bemerkte, wie wohl sein Lob Frau Lintemann gefiel, und allerkümmert war ja Käthchen, das mußte ihr der Reiz lassen.

Als der Wagen vor dem Hause hielt, hatte sich das Dienstpersonal versammelt, um die Herrschaft zu begrüßen. Gretes Freude war aber verfliegen als sie das fremde Kind erblickte, und nun vernahm sie Herrn Lintemanns Worte: „Das ist unser Käthchen, die wir uns mitgebracht haben von der Reise, und die nun immer bei uns bleiben wird.“

Grete gab es einen Stich, als sie dies hörte. „Welch eine Torheit!“ dachte sie, „ein solches Ding sich auf den Hals zu laden, von dem man noch nicht einmal weiß, ob es ehrlicher Leute Kind ist.“ Sie überfah absichtlich die kleine Hand, die sich ihr zur Begrüßung entgegenstreckte, was von Herrn und Frau Lintemann sehr mißbilligend bemerkt wurde. Um so freundlicher wurde sie von Georg, dem Gärtner, begrüßt, der ihr ein Blumenbeet in Aussicht stellte, das ganz ihr eigen sein sollte. Damit gewann Georg der kleinen



Reichstagspräsident Kaempf.

Nach vielen Schwierigkeiten hat sich endlich ein Reichstagspräsidium aus Abgeordneten der Linksparteien konstituiert. An Stelle des zurückgetretenen Zentrumsabgeordneten Spahn wurde Kaempf zum Präsidenten gewählt, während an Stelle des ebenfalls zurückgetretenen 2. Vizepräsidenten Paasche der Abgeordnete Dove trat. Diese beiden Präsidenten gehören der Fortschrittlichen Volkspartei an, während der erste Vizepräsident Mitglied der Sozialdemokratischen Partei ist. Da dieser an der üblichen Vorstellung beim Kaiser nicht teilnehmen wollte, ist das ganze Präsidium diesmal nicht vom Hofe empfangen worden.



Schlittenverkehr zwischen Stralsund und der Insel Rügen.

Von der Nord- und Ostsee kommen immer noch Meldungen über starke Behinderung des Schiffsverkehrs durch das Eis. Infolge des überaus strengen Winters ist seit langer Zeit zum ersten Male wieder ein Teil der Ostsee mit einer Eisschicht bedeckt. Besonders stark ist der Schlittenverkehr zwischen Stralsund und der Insel Rügen.

Herz im Sturm, und diese Zuneigung blieb dem guten Manne. Käthchen hatte sich bald in die neuen Verhältnisse eingelebt, sie war ein sehr begabtes, verständiges Kind. Diese Vorzüge erhielten aber erst Wert durch Käthchens offenenherzigen und doch bescheidenen Art, und Frau Lintemann verstand es auch, die guten Gaben Käthchens in ihrer frommen Weise zu wecken und zu fördern. Alles, was in ihrem edlen Frauenherzen bisher noch nicht zur Entfaltung gekommen, blühte nun in der Liebe zu dem Kinde auf, das

sie mit ganzer Seele umfing. So auch Herr Lintemann, der die Kleine vom ersten Augenblick an in sein warmes Herz einschloß und die Verköpferung eines echten Rheintänders in ihr sah, in ihrer herzwinnenden Art sich zu geben, in der fröhlichen Weise, die doch mit sinnigem Ernst gepaart war. Selbst Grete vermochte dem Zauber nicht zu widerstehen, der von dem lieblichen kleinen Mädchen ausging.

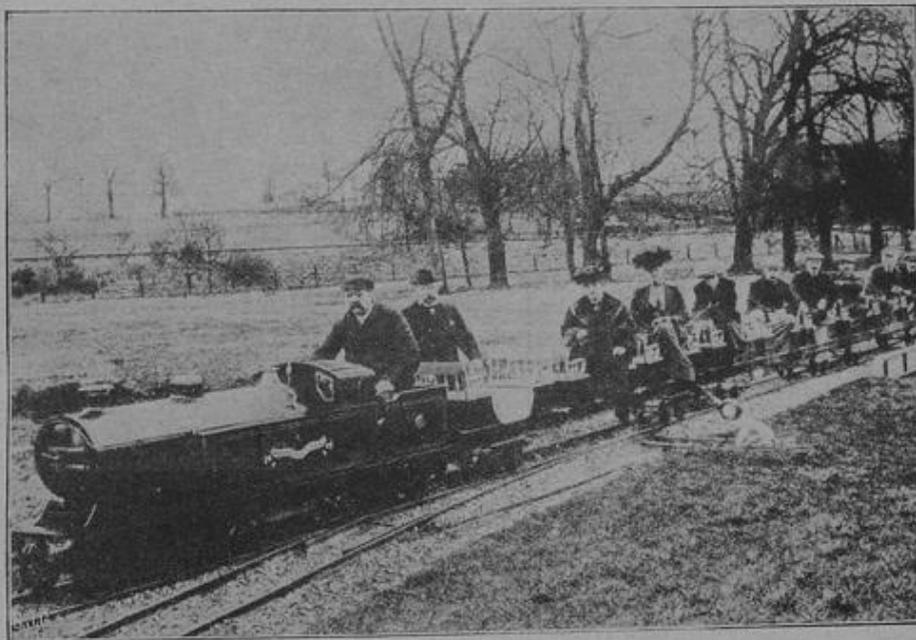


Der älteste Schützenbruder Deutschlands.

Bei völliger körperlicher und geistiger Frische vollendet Herr M. Dobdenhoff in Freiburg a. G. am 21. Februar sein 100. Lebensjahr. Seit 1848 gehört er der Schützengilde an und machte noch vor drei Jahren als Senior der deutschen Schützen das Bundesschießen in Hamburg mit. Auch für das diesjährige Frankfurter Schießen ist der Veteran der Schützen wieder gemeldet.

#### Eine Garteneisenbahn.

Auf dem Landsitze eines englischen Grafen in Cheshire befindet sich eine Bahnanlage, welche 4,5 Meilen lang ist und 15 Zoll Spurweite hat. Sie verbindet den Landsitz mit der nächsten Eisenbahnstation. Selbst das englische Königspaar hat die Bahn schon benutzt. Die Lokomotive kostet 8000 Mark und ist imstande, 12 Tonnen auf ebener Bahn mit einer Geschwindigkeit von 15 Meilen fortzuschaffen. Der Preis der ganzen Bahnanlage beträgt 26 000 Mark.



In freudlichem Wechsel verging die Zeit. Zehn Jahre waren seitdem verflossen. Glücklich und gesegnete Jahre! Im Lintemannschen Hause erstreuten sich alle des Friedens und der heiteren Ruhe. Daß sie um zehn Jahre älter geworden, sahen sie an Käthchen, die jetzt einer halbgewachsenen Rosentrippe glich. Sie war aus der Schule entlassen wo sie leicht und gern gelernt hatte, und war frommen, reinen Herzens.

Ihre Vorgesetzten liebte sie und war von der innigsten Dankbarkeit gegen sie durchdrungen.

Die Dämmerstunde war meist zur Hausmusik ausersehen. Käthchen hatte eine schöne Stimme, von großer Fülle und Reinheit, sie begleitete sich auf dem Klavier, Herr Lintemann aber blies Flöte, und dieses Zusammenwirken ward für jedes, die Zuhörer mitingerechnet, eine Quelle der reinsten Freude.

In diesem Jahre hatte der Winter früh begonnen und gegen Weihnachten hatte heftiger Frost eingesetzt, Bäche, Seen und Flüsse waren in eine glitzernde Eisfläche verwandelt und auch den Fluß, der sich zwischen dem Lintemannschen Wohnorte und dem benachbarten Städtchen hinzog, hatte der Frost in Fesseln geschlagen, so daß er zur Brücke ward, ein Uebergang von hüben und drüben.

Käthchen arbeitete in diesen Wochen vor dem heiligen Feste oft bis in die späte Nacht hinein, für jedes im Hause hatte sie eine kleine Ueberraschung; den Schlüssel zu ihrem Stübchen trug sie stets in der Tasche; keinem, selbst der lieben Mutter nicht, war der Eintritt gestattet.

Heute, während des Mittagessens, hatte sie sich bereits von den Eltern die Erlaubnis erbeten nach Tisch in das Städtchen gehen zu dürfen was ihr auch gerne bewilligt wurde; nur müßte Frau Lintemann die Bedingung daran, nicht über das Eis des Flusses zu gehen, was Käthchen ihr auch gerne versprach.

Nach ihrem Begehren äußerte Herr Lintemann gegen seine Frau: „Du hättest sie getrost über das Eis gehen lassen können, denn es war heute nacht so grimmig kalt, daß der Winterjonnenschein keinen Einfluß auf die Eisdecke übt; doch ich wollte dir nicht widersprechen und dadurch Käthchen nicht in Versuchung führen.“

Das junge Mädchen zog fröhlich seine Straße, die Sonne blühte aus dem blauen Himmel auf die frosterstarrte Erde, die bereisten Bäume und Sträucher glitzerten in ihrem weißen Gewande. Käthchens Auge hastete voll Entzücken an der winterlichen Schönheit und bald hatte sie das Städtchen erreicht, woselbst sie ihre kleinen Einkäufe besorgte.

Auf dem Turme der Kirche schlug es vier, als sie das

Städtchen verlieh, die Sonne war untergegangen und die Dämmerung brach an, die Kälte hatte schon um Mittag nachgelassen, jetzt wehte ein lauer Wind, und Leute, die des Weges kamen, erzählten sich, dem Eise sei nicht mehr zu trauen; manche lehrten wieder um, die gerade im Begriff standen, es noch über das Eis zu wagen. Käthchen erschrak, sie eilte wie auf Windesflügeln dahin, denn sie ahnte, daß der Vater ihr über das Eis entgegengehen wollte! Fast atemlos kam sie nach Hause. Im Flur begegnete ihr Grete. „Ist der Vater zu Hause?“ fragte Käthchen hastig.

„Ist er Ihnen nicht begegnet?“  
 „Nein.“  
 „Unbegreiflich,“ sagte Grete. „Herr Lintemann verlieh schon vor einer halben Stunde das Haus.“ Käthchen sah sie erschreckt an, dann wandte sie sich wieder der Tür zu.

„Wohin wollen Sie, Käthchen?“  
 „Dem Vater entgegen; sage der Mutter nicht, daß ich schon einmal da war, sie wird mich ohnedem nicht so schnell vermissen, da sie Besuch von der Frau Doktorin hat.“

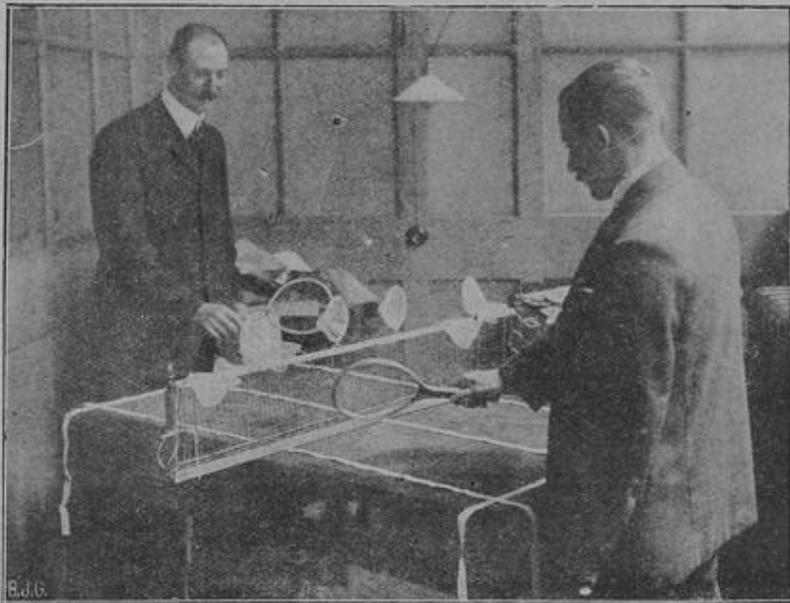
Noch ehe Grete wußte, wie ihr geschah, war Käthchen fort, und mit fliegenden Schritten schlug sie den Weg ein, der das Ufer entlang führte; von hier aus konnte sie sowohl den Fluß, als auch die Landstraße überblicken. Immer schneller ward ihr Gehen; wenn Köhricht und Ge-

sandt waren, denn während Käthchen noch betete, hörte man schon Schritte: es kam die Hilfe!

„Gute Leute, hierher!“ rief sie in die umgebende Dunkelheit hinaus. „Hierher! Rettet einen Ertrinkenden!“ Sie teilte das Gerücht, und den beiden Männern, die eilenden Laufes näher kamen, zeigte sich ein bleiches Mädchenantlitz. „O eilet!“ rief sie flehend. „rettet meinen Vater, ehe es zu spät ist!“ Und wieder zurück sich wendend zu dem Verunglückten tröstete sie: „Sie kommen! Fasse Mut, liebster Vater! Gott hat unser Gebet erhört!“ Mit übermenschlicher Anstrengung suchte der Unglückliche sich über Wasser zu halten und jetzt erschienen auch die Retter in der Not. Zwei Zimmerleute waren es mit langen Latten; sie waren von der göttlichen Vorsehung zur Hilfe ausersehen. Vorsichtig, in weitem Bogen, umgingen sie die Unglücksstätte, schoben dem Verunglückten die Latten zu und zogen den fast Bewußtlosen mit Gefahr ihres eigenen Lebens aus dem Wasser.

„Vater!“ war alles, was Käthchen sagen konnte! Sie kniete neben ihm und ihre Tränen negten seine Wangen, dann stieg ein wortloses, aber heißes Dankgebet zu dem barmherzigen gnädigen Gott empor.

Drüben auf der Landstraße fuhr langsam ein Wagen heimwärts. Käthchen und die beiden Männern vereinten ihre Stimmen, ihn zum Halten zu bewegen, und zu ihrer



Ein neuartiges Tisch-Tennis.

In England wird jetzt vielfach einem neuen Gesellschaftsspiel gehuldigt, das eine Variation des Tisch-Tennis darstellt. Auf dem Mittelweg befinden sich kleine löcherartige Fänger. Der Spieler muß vermeiden, daß sein Ball von diesen aufgefangen wird. Das neue Spiel hat Ping-Pong vollständig verdrängt und wird mit großer Leidenschaft betrieben.



strüpp ihren Fuß hinderten, dann horchte sie angestrengt in die Ferne und wo ein freier Ausblick sich bot, spähte sie so weit ihre Augen reichte, ob sie den Vater nicht sehe. Jetzt war ihr, als ob ein Ruf die tiefe Stille unterbrochen und jetzt hörte sie ganz deutlich: Hilfe! Hilfe! Einen Augenblick stochte ihr Herzschlag. Wenn es der Vater wäre? Dieser Gedanke lähmte sie, die Möglichkeit des Entsetzlichen raubte ihr fast die Besinnung. Aber Käthchen wäre ja nicht das starke, mutige Mädchen gewesen, wenn sie nicht im gleichen Moment sich ermannt haben würde. „Ich komme!“ rief sie mit heller Stimme und „Vater! Vater! bist du es?“

„Käthchen!“ hörte sie jetzt eine schwache Stimme; ja er war es. Wieder erbebt sie unter dem Furchtbaren, und jetzt sah sie seinen Hut und Stock auf dem Eise liegen, und o großer Gott! dort, — es war der Vater!

„Vater! Vater! Dein Käthchen kommt! O ich wußte es ja, daß dir ein Unglück begegnet ist! Hilf mir, starker Gott, daß ich ihn rette!“ Mit bebendem Fuß prüfte sie das Eis, vorsichtig hieß sie ihren Schirm voraus, es hielt, und jetzt hatte sie die Unglücksstätte erreicht.

„Nicht weiter!“ rief Herr Lintemann mit verlöschender Stimme, „wenn ich sterben soll, so soll dich Gott in Gnaden für meine arme Frau am Leben erhalten, nicht weiter!“

„Nein, Vater, du mußt leben! Der liebe Vater im Himmel läßt dich hier nicht sterben; glaube mir, er hilft uns! Ja Herr, hilf! Erbarme dich unser! Hilfe! Hilfe!“

Der Mond blickte durch die Wollen auf das betende Mädchen und auf den mit dem Tode ringenden Mann; wären ihre Augen aber nicht gehalten gewesen, sie hätten beide die Engel sehen müssen, die zu ihrem Dienste ausge-

Freude hatte er sie gehört. Einer der Männer ließ den schmalen Rain entlang und nun erkannte er an der Stimme den Zimmermüller, der auf dem Heimweg sich befand; den bewog er, Herrn Lintemann nach Hause zu fahren, wozu jener mit Freuden sich bereit erklärte, denn der Zimmermüller war Lintemanns nächster Nachbar, obwohl noch ein halbes Stündchen Weg sich dazwischen zog. — Käthchen hatte ihren Mantel über den Geretteten gebreitet, der nun, völlig erschöpft, vorsichtig auf den Wagen gehoben und von dem Nachbar in Sturmeselle nach Hause gebracht wurde.

Frau Lintemann war schon zweimal bei Grete in der Küche gewesen, seit Frau Doktor weggegangen war. Sie begreife nicht, wo ihr Mann so lange bleibe; er wollte Käthchen abholen, und nun läme keines, am Ende hätten sie sich verfehlt. Grete war von verzehrender Angst gequält, aber sie bezwang sich und schwieg, da sie ihre Gebieterin nicht umsonst ängstigen wollte, und tröstete, wenn auch mit abgewandtel Gesicht, daß sie gewiß bald kommen würden. Nach einer kleinen halben Stunde kam Frau Lintemann zum zweitenmal und nun konnte sich auch Grete nimmer beherrschen und gestand ein, daß Käthchen schon einmal hier gewesen, und da sie Herrn Lintemann glaube verfehlt zu haben, sei sie sofort wieder umgekehrt. Jetzt erreichte bei Frau Lintemann die Angst den höchsten Grad. Der Gärtner und Kutscher sollten, der eine zu Fuß, der andere mit dem Wagen, nach dem Städtchen gehen, aber ehe diese Befehle nur gegeben werden konnten fuhr ein Wagen rasselnd in den Hof ein und hielt vor der Türe, die Grete sogleich mit zitternden Händen öffnete. Frau Lintemann stürzte hinaus und ein Blick in das Innere des Wa-

gens, in welchem ihr Gatte in Rätchens Mantel gehüllt lag, sagte ihr alles.

„Erjaud nicht, liebe Mina, ich ging über den Fluß und brach ein; wäre Rätchen nicht gekommen, — sie war mein rettender Engel,“ erklärte er ihr mit bebender Stimme.

In jener Nacht kam kein Schlaf in Minas Augen. Sie konnte Gott nur immer wieder danken, für die Barmherzigkeit, die er an ihrem Manne getan hatte.

Rätchen hatte sich ihrer Liebe würdig gezeigt; sie war es wert, den Namen Lintemann zu tragen, und in Kindesrechte einzutreten, sie war ihr geistiges Kind, ihnen so teuer und lieb, wie ihr eigenes. Die Stunde war gekommen, da sie ihr Wort einlösen sollten, welches sie einst ihrer So-

gaben: Wenn sie uns so lieb wird, wie mein eigen Kind, werden wir Rätchen an Kindesstatt annehmen. Das geschah jetzt.

An die God ging ein Brief an Weihnachten ab, der ihr und dem Schiffer die Erlebnisse schilderte. Die Weihnachtsliste barg für beide reichen Inhalt, für die God enthielt sie noch die Aufnahme in das Spital, woselbst sie nach einer Reihe glücklicher Jahre ihr Leben beschloß.

Die beiden Zimmerleute, die mit Gefahr ihres eigenen Lebens Herrn Lintemann retteten, erhielten eine namhafte Geldsumme, die den Grund zu ihrem späteren Wohlstand legte.

Ende!

## Neapel und eine Vesuvbesteigung. Von Ludwig Berger.

„Neapel sehen und sterben!“ Dieses bekannte Volkswort ist für Neapel zwar sehr ehren, aber in Wirklichkeit doch etwas zu überbewänglich, denn erstens gibt es noch schönere gelegene Städte und zweitens wird man ganz anderer Ansicht, wenn man einen Blick in die engen Straßen oder gar in die Winkel des Hafenviertels dieser größten Stadt Italiens getan hat. Ein bewundernder Ausruf entfährt dem Besucher Neapels nur dann, wenn er etwa auf einem Aussichtspunkt des Höhenzuges Posilipo steht und mit einem Blick das riesige Häusermeer, davor die blau schimmernde Bucht mit dem bizarr geformten Felsen von Capri und im Hintergrund den Vesuv umfassen kann. Das ist ja in der Tat ein bezauberndes Bild.

Das Innere Neapels enthält für den Fremden gewiß auch viel Interessantes. In den großen, breiten Straßen herrscht stets ein unheimliches Getriebe, ein nervenaufregendes Lagen und Hagen. Zahllose Kutschen durchschwirren alle belebteren Straßen, sie zwingen sich zwischen den Straßenbahnwagen und den Omnibussen und der Legion von Kutschwerkzeugen mit einer seltenen Virtuosität hindurch und nur äußerst selten gibt es eine Karambolage. Das Straßenbild wird belebt durch eine Unzahl von Verkäufern aller Art, die alle mit Aufwand ihrer stärksten Lungenkraft ihre oft seltsamen Waren anpreisen. Den Fremden befällt dabei eine Art Angst, daß er nicht unverfehrt aus dem Chaos herauskommen möchte.

Wer in die Geheimnisse und die spezifischen Eigenarten des neapolitanischen Straßenlebens etwas näher eindringen will, muß sich etwas abseits begeben in abgelegene, engere Straßen. Dort bieten sich ihm ungeahnte Bilder. Das ganze häusliche Leben verlegt der Neapolitaner auf die Straße, denn seine Wohnung ist ein recht finsternes Loch. Daher richtet er seine sämtlichen Arbeiten auf der Straße und wenn er, was sehr häufig vorkommt, nichts zu tun hat, so legt er sich ruhig quer über den Bürgersteig und es geniert ihn nicht im geringsten, wenn die Passanten über ihn hinwegsteigen. An einer Ecke sitzt mit verbundenen Augen eine Wahrsagerin und Weiber und Soldaten drängen sich um sie, um sich von ihr gegen einige Soldi die Zukunft ins Ohr flüstern zu lassen. An einem anderen Platz hat sich ein Briefschreiber etabliert, der sofort bereit ist, schriftliche Anliegen zu besorgen. Und er macht ein gutes Geschäft, denn gar viele der Neapolitaner kennen die Kunst des Schreibens nicht. Die Bürgersteige sind häufig auch von fliegenden Händlern belegt, die einfach einen alten Lappen ausbreiten und darauf die sonderbarsten Herrlichkeiten zur Schau und zum Kauf ausbieten. Eine besondere Eigenart Neapels sind auch die zahlreichen Geldwechslerinnen.

Die Neapolitaner gehören zu den sorglosesten Menschen der Welt, es soll in Neapel 100 000 Menschen geben, die beim Aufstehen noch nicht wissen, wovon sie den Tag über leben und viele Tausende haben überhaupt keine Wohnung, sie schlafen ruhig auf offener Straße. Eines nur gibt es, was den Neapolitaner im höchsten Grade interessiert, und was ihm höchste Angst und Furcht einzulösen vermag: das ist die Tätigkeit des Vesuv. Dieser schlimme Geselle ist für die Bewohner der dortigen Gegend ein ständiges Menetekel, ein immerwährendes Warnungszeichen, denn jeden Tag kann er neues Verderben bringen. Es ist selbstverständlich, daß dieser geheimnisvolle Berg auch für die vielen Fremden einen starken Anziehungspunkt bildet, und ein gewisser Stolz erfüllt die Brust eines jeden, der sich rühmen kann, dem Ungeheuer in die Eingeweide gesehen zu haben. Von Neapel aus sieht sich der alte Feuerdrache ganz unschuldig an; nur selten kann man über seinem Gipfel eine kleine Dampfswolke erspähen. Rings um den Fuß des riesigen Berges hat eine Gesellschaft in der Form einer Eisenbahn einen eisernen Gürtel gespannt, die ferrovia vesuviana.

Nicht weit vom Hauptbahnhof in Neapel befindet sich ein kleinerer Bahnhof, von dem aus die Reisenden in etwa dreiviertel Stunden die Station Pugliano erreichen. Von dort aus führt eine elektrische Bahn, die sich später in eine Zahnradbahn verwandelt, zu dem auf halber Höhe gelegenen Vesuvhotel. Die Bahn geht anfangs durch fruchtbare auf Schlamm und Asche errichteten Obstanlagen aufwärts, darüber hinaus erblickt das Auge ungeheure alte, verwitterte Lava- und Erdmassen, die von verschiedenen, früheren Ausbrüchen herrühren. Je höher die Bahn steigt, desto verwunderter blickt das Auge auf die endlosen, sich immer höher türmenden braunen Erdaufhäufungen, die oft durch weiße Mauerbauten durchkreuzt werden. Diese Mauern sollen verhindern, daß die Schlammmassen durch den Regen weiter hinabgeschlemmt werden. Von der Vesuvbahn aus bieten sich herrliche Ausblicke auf Neapel und den Golf, dessen Ufer mit Ortschaften besät erscheint. Endlich hält der Wagen am Hotel, das mit allem Komfort ausgestattet ist. Früher konnte man mit einer Drahtseilbahn, die aber durch den Ausbruch im Jahre 1906 zerstört wurde, bis etwa 75 Meter an den Krater hinauffahren. Jetzt geht die Bahn vom Hotel aus nur etwa noch einen Kilometer und dann beginnt die Fußwanderung. Wohin das Auge blickt, nichts anderes sieht man, als dunkle Asche und weiße Schlammmassen. Der schmale Steg führt zuerst leicht bergan. Zur Rechten steigt der hohe Kegel des Vesuv an, zur Linken erhebt sich der Somma, der frühere, jetzt gänzlich erloschene Vulkan, der Herkulanum zerstört hat. In einem riesigen Bogen wündet sich der Weg empor und bald merkt man starken Schwefelgeruch. Hier und da steigen in der Nähe des Weges weiße Dampfswolken auf und untersucht man deren Quelle, so merkt man es an dem heißen Boden, daß es hier nicht ganz geheuer ist, daß hier das Erdinnere ein Ventil besitzt. Endlich, nach etwa dreiviertelstündigem strammen Aufstiege gelangt man zu einer Tafel der Gemeinde Resina und allen Vesuchern wird hier in vier Sprachen zu wissen getan, daß man 2½ Lire zu berappen hat, wenn man noch weiter emporklettern und dem Ungeheuer schließlich in den Rachen schauen will. Nun bekommt man einen Führer und nochmals geht es auf schmalen Pfade steil bergan, doch der unangenehmste und gefährlichste Teil des Aufstieges kommt erst zuletzt. Denn plötzlich hört der betretene Weg auf und nun geht es ungeheuer steil durch lauter Schutt und lose Asche aufwärts. Drei Schritte vor und zwei zurück, das ist der Erfolg des letzten Aufstieges. Und so braucht man zu den letzten 50 Metern wohl eine starke Viertelstunde. Ungeübte Steiger lassen sich auf diesem unwirtlichen Weg an Seilen emporziehen. Endlich aber gelangt man an den Krater, der sich in Gestalt eines riesigen Trichters dem Auge darstellt. Karabinieri und Bersaglieri, das sind Gendarmen und Bergsoldaten, sind hier postiert zum Schutze gegen die Führer, unter denen sich gefährliche Subjekte befinden. Bewundernd versenkt sich der Blick in die Tiefen des Kessels, der nahezu eine Stunde im Umfange haben dürfte. Es ist ein ganz eigenartiger Reiz, einen Teil des Kraters auf schmalen Fußsteig zu umgehen, sich dann an geeigneter Stelle hinzulegen und hinabzusehen in den graufigen Schlund, in dem es kolkert, siedet und braust und zischt. Aus den Seitenwänden züngeln weiße Dämpfe empor, die sich zu kleinen Wolken vereinen, unten im Krater erblickt man gelb ausgefütterte Spalten, aus denen sich Schwefeldämpfe emporträufeln — es ist ein ganz merkwürdiges, einzigartiges Schauspiel, das man recht lange genießen möchte. Aber die Führer treiben zur Eile an, man muß anderen Vesuchern Platz machen und so trabt man denn wieder hinab zur elektrischen Bahn in dem Bewußtsein, etwas gesehen zu haben, was zu schauen nicht allzuvielen Sterblichen vergönnt ist.



## Humor.



— Falsch verstanden. Fremder zum Wirt: „Gibt's schöne Partien hier?“ — Wirt: „Wenig, mein Herr, da ist nur die Tochter vom Gutsbesitzer Käfig, und die kriegt auch nur ein paar Kröten mit.“

— Großmutter wird energisch. Die Enkelin hat sich nach schwieriger Wahl verlobt. Der Großmutter fällt die Aufgabe zu, einen weniger glücklichen Bewerber und Hausfreund zu trösten. „Ich schieß' mich tot, ich schieß' mich tot,“ ruft dieser in Verzweiflung. Großmutter: „Aber Peter, Peter, wie kannst du so was tun, wenn du das tust, darfst du mir nicht wieder ins Haus kommen!“

— Dann bin ich nicht schuld daran. Bauer (von der Kirchweib heimkommend): „Alte, zieh' mer als d' Scherb'n aus 'n Kopf 'raus.“ — Bäuerin: „Dös fehlt grad noch,

moant i steh' desweg'n auf?“ — Bauer: „Nu, mir kann's als gleich sein, aber wenn morgen's Bett zerrissen ist, will ich aber nix hör'n.“

— Fortschritt. Neugewählter Schulze: „Na, Alte, mit 'm Schreiben geht's schon besser; jeh' darf mer als einer zuschau'n, und ich schreib' doch!“

— Erkenntlichkeit. Dieb: „Ihnen verdank' ich meine Freisprechung, Herr Doktor, aber Geld kann ich Ihnen kein's geben, erlauben Sie daher, daß ich Ihnen einen Schinken von der gestohlenen Sau schicke!“

— Begreiflich. 1. Student: „Aber sag' mal, dein Bubel ist ja halb verhungert, wo ist er denn gewesen, daß du ihn so ganz vergessen konntest?“ — 2. Student: „In meinem Studierzimmer.“



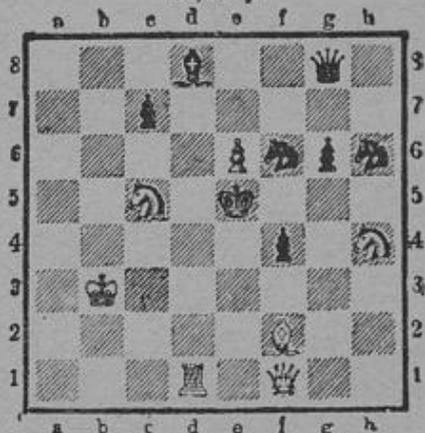
## Räselecke.



Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Rast in 2 Zügen.

Scherzfrage.

Warum kommen schlechte Schriftsteller nicht in den Himmel?

1. Rätsel.

Mit e ist silbergleich,  
Mit i ist's Himmereich,  
Mit o gar mild und weich.

Berierbild.



Der Herr fragt nach dem Herrn Lehmann.  
Wo mag dieser stecken?

2. Rätsel.

Man braucht es stets im fremden Land,  
Beim Skat, da wird es oft genannt,  
Dem Wanderer macht's oft Schwierigkeiten,  
Doch sehr beliebt ist es beim Reiten.

Rätselgedicht.

An eines Weges Saum  
Da steht ein Apfelbaum,  
In dessen grünen Zweigen  
Sich reife Äpfel zeigen.

Ein Knabe kommt herbeigerannt  
Mit einem Steine in der Hand.  
Den wirft er hurtig dann hinein  
Und denkt: „Wald sind die Äpfel dein!“

Doch Äpfel fallen nicht herunter  
Und auf dem Baume kann, o Wunder,  
Man jetzt auch keine Äpfel sehn.  
Wie soll ich das versteh'n?

Arithmetische Aufgabe.

Welche Zeit braucht ein Meteor, um von der Sonne auf die Erde zu fliegen?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Logogriph: Rast — Rest — Rist — Rost — Ruft.

Stataufgabe:

Mittelhand: E W, S W, E 10, G 7, R O, 8, 7, S 10, 8, 7.

Hinterhand: G W, R W, E D, G 10, R 10, K 9, S D, O, 9.

Im Skat: G K, S K.

1. E 7, E 10, E D — 21

2. R K, R D, R 7 + 15

3. E 8, S W, R W — 4

4. R 10, E K, R 8 + 14

5. E 9, E W, G W — 4

Der Rest ist für den Spieler, der mit 91 Augen Schneider macht.

1. Rätsel: Fluß, Fisch.

Homonym: Kreuz.

Berierbild: Bild nach rechts drehen, dann steht der Gesuchte in der rechten oberen Ecke.

Redaktion: Erwin Ebsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. G.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 10.

Sonntag, 3. März.

Jahrgang 1912.

## □ □ □ □ □ Mozart auf der Reise nach Prag. □ □ □ □ □

Novelle von Eduard Mörike.

Im Herbst des Jahres 1787 unternahm Mozart in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Prag, um „Don Juan“ daselbst zur Aufführung zu bringen.

Am dritten Reisetage, den vierzehnten September, gegen elf Uhr morgens, fuhr das wohlgelaunte Ehepaar, noch nicht viel über dreißig Stunden Wegs von Wien entfernt, in nordwestlicher Richtung, jenseits vom Mannhardsberg und der deutschen Thaya, bei Schrems, wo man das schöne Mährische Gebirge fast vollends überflogen hat.

„Das mit drei Postpferden bespannte Fuhrwerk,“ schreibt die Baroness von L. an ihre Freundin, „eine stattliche, gelbrote stutsche, war Eigentum einer gewissen alten Frau Generalin Volkstett, die sich auf ihren Umgang mit dem Mozartschen Hause und ihre ihm erwiesenen Gefälligkeiten von jeher scheint etwas zu gut getan zu haben.“ — Die ungenaue Beschreibung des fraglichen Gefährts wird sich ein Kenner des Geschmacks der 80er Jahre des 18. Jahrh. durch einige Züge ergänzen. Der gelbrote Wagen ist hüben und drüben am Schläge mit Blumenbuletts, in ihren natürlichen Farben gemalt, die Ränder mit schmalen Goldbleifen ver-

ziert, der Anstrich aber noch keineswegs von jenem spiegelglatten Lack der heutigen Wiener Werkstätten glänzend, der Kasten auch nicht völlig ausgebaucht, obwohl nach unten zu lokett mit einer lähnen Schweifung eingezogen; dazu kommt ein hohes Bedeck mit starrenden Ledervorhängen, die gegenwärtig zurückgestreift sind.

Von dem Kostüm der beiden Passagiere sei überdies so viel bemerkt. Mit Schonung für die neuen, im Koffer eingepackten Staatsgewänder war der Anzug des Gemahls bescheidenlich von Frau Konstanzen ausgewählt; zu der gestickten Weste von etwas verschossenem Blau sein gewohnter brauner Ueberrock mit einer Reihe großer und dergestalt fassonierter Knöpfe, daß eine Lage rötliches Rauschgold durch ihr sternartiges Gewebe schimmerte, schwarzseidene Beinkleider, Strümpfe und auf den Schuhen vergoldete Schnallen. Seit einer halben Stunde hat er wegen der für diesen Monat außerordentlichen Hitze sich des Rocks entledigt und sitzt, vergnüglich plaudernd, barhaupt, in Hemdärmeln da. Madame Mozart trägt ein bequemes Reisehabit, hellgrün und weiß gestreift; halb aufgebunden,



Das neue städtische Volkshotel in Budapest.

In der ArenasträÙe in Budapest wurde vor kurzem das von der Stadt errichtete Volkshotel, ein dreistöckiger Monumentalbau, dem Verkehr übergeben. Es soll denjenigen Volksschichten zugute kommen, die bei geringem Einkommen Gewicht darauf legen, gut aufgehoben zu sein. Der Preis für die 500 Zimmer ist 1 Krone pro Tag, für eine Woche 3 Kronen. Alle Räume sind elektrisch beleuchtet, mit Zentralheizung und kaltem und warmem Wasser versehen. In dem Bade des Hotels wird ein Bad mit Seife und Handtuch für 20 Heller verabreicht.

fällt der Ueberfluß ihrer schönen, lichtbraunen Locken auf Schulter und Nacken herunter; sie waren zeit ihres Lebens noch niemals von Puder entstellt, während der starke, in einem Zopf gefaßte Haarwuchs ihres Gemahls für heute nur nachlässiger als gewöhnlich damit versehen ist.

Man war eine sanft ansteigende Höhe zwischen fruchtbaren Feldern, welche hie und da die ausgedehnte Waldung unterbrechen, gemächlich hinauf und jetzt am Waldsaum angekommen.

„Durch wie viel Wälder,“ sagte Mozart, „sind wir nicht heute, gestern und ehegestern schon passiert! — Ich dachte nichts dabei, geschweige daß mir eingefallen wäre, den Fuß hinauszusehen. Wir steigen einmal aus da, Herzenstind, und holen von den blauen Gloden, die dort so hübsch im Schatten stehen. Deine Tiere, Schwager, mögen ein bißchen verschmausen.“

Indem sie sich beide erhoben, kam ein kleines Unheil an den Tag, welches dem Meister einen Zant zuzog. Durch seine Achtlosigkeit war ein Flakon mit kostbarem Nachwasser aufgegangen und hatte seinen Inhalt unvermerkt in die Kleider und Polster ergossen. „Ich hatt' es denken können,“ klagte sie, „es duftete schon lang so stark! O weh, ein volles Fläschchen echte Rosée d'Aurore rein ausgeleert! Ich sparte sie wie Gold.“ — „Ei, Märchen,“ gab er ihr zum Trost zurück, „begreife doch, auf solche Weise ganz allein war uns dein Götter-Nachschmups etwas nütze. Erst saß man in einem Badofen, und all dein Gefächel half nichts, bald aber schien der ganze Wagen gleichsam ausgefüllt; du schrießt es den paar Tropfen zu, die ich mir auf den Sabot goß; wir waren neu belebt, und das Gespräch floß munter fort, statt daß wir sonst die Köpfe hängen lassen wie die Hammel auf des Fleischer's Karren; und diese Wohltat wird uns auf dem ganzen Weg begleiten. Jetzt aber laß uns doch einmal zwei Wienerische Kos'n recht expreß hier in die grüne Wildnis stecken!“

Sie stiegen Arm in Arm über den Graben an der Straße und sofort tiefer in die Tannendunkelheit hinein, die sehr bald bis zur Finsternis verdichtet, nur hin und wieder von einem Streifen Sonne auf sammetnem Moosboden



Eigenartige Straßen: Eine Straße in Lüttich.  
Eine eigenartige Straße besitzt die Stadt Lüttich in Belgien. Da Lüttich auf bergigem Gelände liegt, so besteht ein oberer und ein unterer Teil der Stadt. Durch eine Treppensstraße sind sie verbunden.

grell durchbrochen ward. Die erquickliche Frische, im plötzlichen Wechsel gegen die außerhalb herrschende Glut, hätte dem sorglosen Mann ohne die Vorsicht der Begleiterin gefährlich werden können. Mit Mühe drang sie ihm das in Bereitschaft gehaltene Kleidungsstück auf. — „Gott, welche Herrlichkeit!“ rief er, an den hohen Stämmen hinaufblickend, aus: „man ist als wie in einer Kirche! Mir deucht, ich war niemals in einem Wald, und besinne mich jetzt erst, was es doch heißt, ein ganzes Volk von Bäumen beieinander! Keine Menschenhand hat sie gepflanzt, sind alle selbst gekommen und stehen so, nur eben weil es lustig ist, beisammen wohnen und wirtschaften. Siehst du, mit jungen Jahren fuhr ich doch in halb Europa hin und her, habe die Alpen gesehen und das Meer, das Größte und Schönste, was erschaffen ist: jetzt steht von ungefähr der Gimpel in einem ordinären Tannenwald an der böhmischen Grenze, verwundert und verzückt, daß solches Wesen irgend existiert, nicht etwa nur so una finzione di poeti ist, wie ihre Nymphen, Faune und dergleichen mehr, auch kein Komödienwald, nein aus dem Erdboden herausgewachsen, von Feuchtigkeit und Wärmelicht der Sonne gezogen! Hier ist zu Haus der Hirsch mit seinem wunderjamten zackigen Gestände auf der Stirn, das possierliche Eichhorn, der Auerbühl, der Häher.“ — Er bückte sich, brach einen Pilz und pries die prächtige hochrote Farbe des Schirms, die zarten weißlichen Lamellen an dessen unterer Seite, auch steckte er verschiedene Tannenzapfen ein.

„Man könnte denken,“ sagte die Frau, „du habest noch nicht zwanzig Schritte hinein in den Prater gesehen, der solche Karitäten doch auch wohl aufzuweisen hat.“

„Was Prater! Sapperlot, wie du nur das Wort hier nennen magst! Vor lauter Karossen, Staatsbecken, Roben und Fächern, Musik und allem Spektakel der Welt, wer sieht denn da noch sonst etwas? Und selbst die Bäume dort, so breit sie sich auch machen, ich weiß nicht — Buchedern und Eichen, am Boden zerstreut, seh'n halter aus als wie Geschwisterkind mit der Unzahl verbrauchter Korbstümpel darunter. Zwei Stunden weit riecht das Schölz nach Stellnern und nach Saucen.“

„O unerhört!“ rief sie, „so redet nun der Mann, dem gar nichts über das Vergnügen geht, Bachhähl im Prater zu preisen!“

Als beide wieder in dem Wagen saßen und sich die Straße jetzt nach einer kurzen Strecke ebenen Weges allmählich abwärts senkte, wo eine lachende Gegend sich bis an die entfernteren Berge verlor, fing unser Meister, nachdem er eine Zeitlang still gewesen, wieder an: „Die Erde ist wahrhaftig schön, und keinem zu verdenken, wenn er so lang wie möglich darauf bleiben will. Gott sei's gedankt, ich fühle mich so frisch und wohl wie je und wäre bald zu tausend Dingen aufgelegt, die denn auch alle nacheinander an die Reihe kommen sollen, wie nur mein neues Werk vollendet und ausgeführt sein wird. Wie viel ist draußen in der Welt, und wie viel daheim, Merkwürdiges und Schönes, das ich noch gar nicht kenne, an Wunderwerken der Natur, an Wissenschaften, Künsten und nützlichen Gewerben! Der schwarze Köhlerbube dort bei seinem Meister weiß dir von manchen Sachen auf ein Haar so viel Bescheid wie ich, da doch ein Sinn und ein Verlangen in mir wäre, auch einen Blick in Dies und Jen's zu tun, das eben nicht zu meinem nächsten Kram gehört.“

„Mir kam,“ versetzte sie, „in diesen Tagen dein alter Sackkalender in die Hände von Anno fünfundsachtzig; da hast du hinten angemerkelt drei bis vier Notabene. Zum Ersten steht: Mitte Oktober giehet man die großen Löwen in kaiserlicher Erzgießerei; fürs Zweite, doppelt angezeichnet: Professor Gattner zu besuchen. Wer ist der?“

„O recht, ich weiß — auf dem Observatorio der gute alte Herr, der mich von Zeit zu Zeit dahin einlädt. Ich wollte längst einmal den Mond und 's Mandel drin mit dir betrachten. Sie haben jetzt ein mächtig großes Fernrohr oben; da soll man auf der ungeheuren Scheibe hell und deutlich bis zum Greifen, Gebirge, Täler, Klüfte sehen, und von der Seite, wo die Sonne nicht hinsfällt, den Schatten, den die Berge werfen. Schon seit zwei Jahren schlag' ich's an, den Gang zu tun, und komme nicht dazu, elender und schändlicher Weise!“

„Nun,“ sagte sie, „der Mond entläuft uns nicht. Wir holen manches nach.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Und geht es nicht mit allem so? O pfui, ich darf nicht daran denken, was man verpaßt, verschiebt und hängen läßt! — von Pflichten gegen

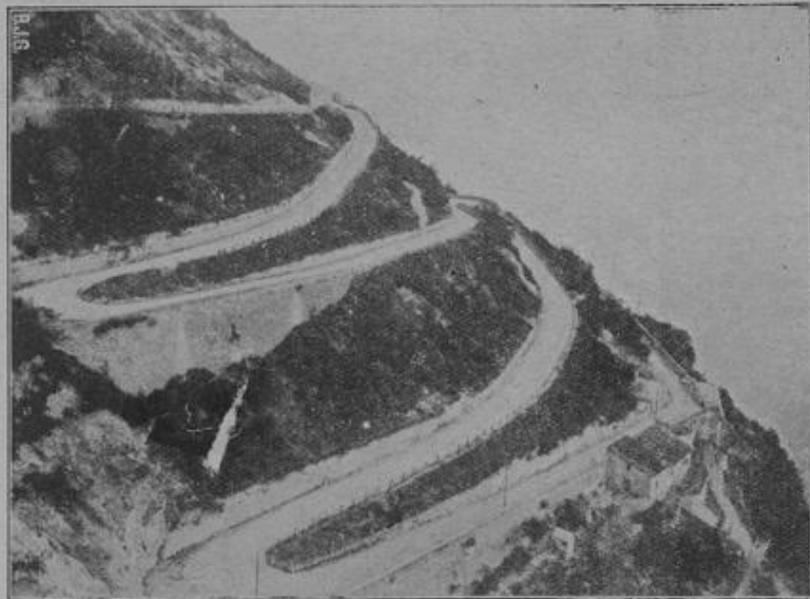
Gott und Menschen nicht zu reden — ich sage von purem Genuß, von den kleinen unschuldigen Freuden, die einem jeden täglich vor den Füßen liegen.“

Madame Mozart konnte oder wollte von der Richtung, die sein leicht bewegliches Gefühl hier mehr und mehr nahm, auf keine Weise ablenken, und leider konnte sie ihm nur von ganzem Herzen recht geben, indem er mit steigendem Eifer fortfuhr: „Ward ich denn je nur meiner Kinder ein volles Stündchen froh? Wie halb ist das bei mir, und immer en passant! Die Duben einmal rittlings auf das Knie gesetzt, mich zwei Minuten mit ihnen durchs Zimmer gejagt und damit basta, wieder abgeschüttelt! Es denkt mir nicht, daß wir uns auf dem Lande zusammen einen schönen Tag gemacht hätten, an Ostern oder Pfingsten, in einem Garten oder Wäldel, auf der Wiese, wir unter uns allein, bei Kinderstern und Blumenpiel, um selber einmal wieder Kind zu werden. Allmählich geht und rennt und läuft das Leben hin — Herr Gott! bedenkt man's recht, es möcht' einem der Angstschweiß ausbrechen!“

Mit der soeben ausgesprochenen Selbstanlage war unerwartet ein sehr ernsthaftes Gespräch in aller Traulichkeit und Güte zwischen beiden eröffnet. Wir teilen dasselbe nicht ausführlich mit und werfen lieber einen allgemeinen Blick auf die Verhältnisse, die teils ausdrücklich und un-

der Woche, das wollte er nicht missen. Bisweilen brachte er die Gäste, zum Schrecken der Frau, unangekündigt von der Straße weg ins Haus. Leute von sehr ungleichem Wert, Liebhaber, Kunstgenossen, Sänger und Poeten. Der müßige Schmarober, dessen ganzes Verdienst in einer immer aufgeweckten Laune, in Wit und Spaß, und zwar vom gröbsten Korn, bestand, kam so gut wie der geistvolle Kenner und der treffliche Spieler erwünscht. Den größten Teil seiner Erholung indes pflegte Mozart außer dem eigenen Hause zu suchen. Man konnte ihn nach Tisch einen Tag wie den anderen am Billard im Kaffeehaus und so auch manchen Abend im Gasthaus finden. Er fuhr und ritt sehr gerne in Gesellschaft über Land, besuchte als ein ausgemachter Tänzer Bälle und Redouten und machte sich des Jahres einige Male einen Hauptspaz an Volksfesten vor allem am Brigitten-Kirchtag im Freien, wo er als Pierrot maskiert erschien.

Diese Vergnügungen, bald bunt und ausgelassen, bald einer ruhigen Stimmung zusagend, waren bestimmt, dem lang gespannten Geist nach ungeheurem Kraftaufwand die nötige Rast zu gewähren; auch verfehlten sie nicht demselben nebenher auf den geheimnisvollen Wegen, auf welchen das Genie sein Spiel bewußtlos treibt, die feinen, flüchtigen Eindrücke mitzuteilen, wodurch es sich gelegentlich befrucht-



Eigenartige Straßen:

Während die Griechen auf die Kunst des Straßenbaues wenig Mühe verwandten, ließen sich die Römer diese ganz besonders angelegen sein. Zumal als das Reich sich zum Weltreich ausdehnte und Kaiser an seiner Spitze sah, deren Eroberungsplänen in die Ferne schweiften, wurden überall wohlbefestigte und gegen alle Natureinflüsse gefeste Straßen gebaut. Die moderne Straßenbaukunst ist in der Art der Befestigung, aber auch in der Art der Anlage über jene Zeiten fortgeschritten. Während Römerstraßen meist gerade über Berg und Tag laufen, vermeidet man in unserer Zeit starke Steigungen teils durch Ausprengen, teils durch Serpentinaen. Eine interessante Führung dieser Art ist die Ponalestraße am Gardasee, eine fünffache Serpentinaenstraße.

mittelbar den Stoff, teils auch nur den bewußten Hintergrund der Unterredung ausmachten.

Hier drängt sich uns voraus die schmerzliche Betrachtung auf, daß dieser feurige, für jeden Reiz der Welt und für das Höchste, was dem ahnenden Gemüt erreichbar ist, ungläublich empfängliche Mensch, soviel er auch in seiner kurzen Spanne Zeit erlebt, genossen und aus sich hervorgebracht, ein stetiges und rein befriedigendes Gefühl seiner selbst doch lebenslang entbehrte.

Wer die Ursachen dieser Erscheinung nicht etwa tiefer suchen will, als sie vermutlich liegen, wird sie zunächst einfach in jenen, wie es scheint, unüberwindlich eingewohnten Schwächen finden, die wir so gern, und nicht ganz ohne Grund, mit alledem, was an Mozart der Gegenstand unserer Bewunderung ist, in eine Art notwendiger Verbindung bringen.

Des Mannes Bedürfnisse waren sehr vielfach, seine Neigung zumal für gesellige Freuden außerordentlich groß. Von den vornehmsten Häusern der Stadt als unvergleichliches Talent gewürdigt und gesucht, verschmähte er Einladungen zu Festen, Zirkeln und Partien selten oder nie. Dabei tat er der eigenen Gastfreundschaft innerhalb seiner näheren Kreise gleichfalls genug. Einen längst hergebrachten musikalischen Abend am Sonntag bei ihm, ein ungezwungenes Mittagmahl an seinem wohlbestelltem Tisch mit ein paar Freunden und Bekannten, zwei-, dreimal in

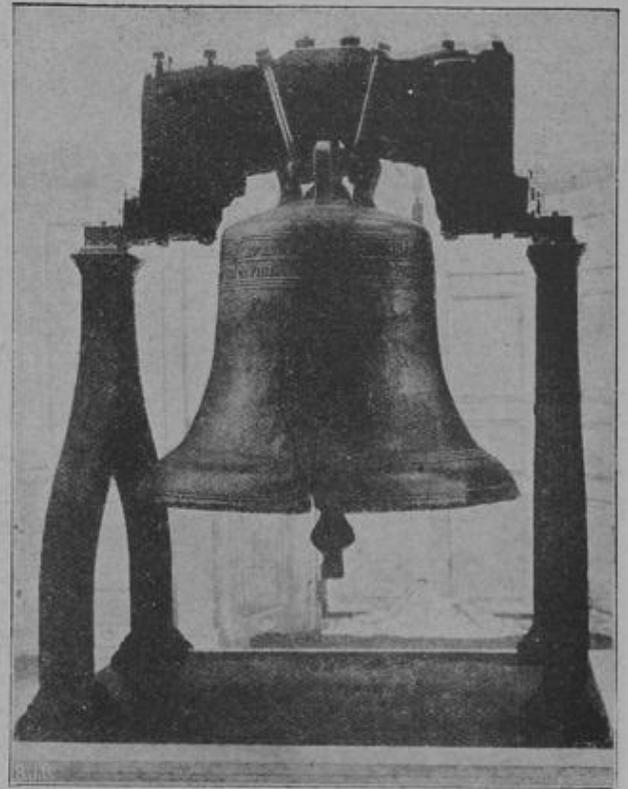
tet. Doch leider kam in solchen Stunden, weil es dann immer galt, den glücklichen Moment bis auf die Reize auszuschnöpfen, eine andere Rücksicht, es sei nun der Klugheit oder der Pflicht, der Selbsterhaltung wie der Häuslichkeit, nicht in Betracht. Genießend oder schaffend kannte Mozart gleich wenig Maß und Ziel. Ein Teil der Nacht war stets der Komposition gewidmet. Morgens früh, oft lange noch im Bett, ward ausgearbeitet. Dann machte er, von zehn Uhr an, zu Fuß oder im Wagen abgeholt, die Runde seiner Lektionen, die in der Regel noch einige Nachmittagsstunden wegnahmen. „Wir plagen uns wohl auch recht schaffen,“ so schreibt er selber einmal einem Gönner, „und es hält öfter schwer, nicht die Geduld zu verlieren. Da haßt man sich als wohl akkreditierter Cembalist und Musikmeister ein Duzend Schüler auf, und immer wieder einen neuen, unangesehenen, was weiter an ihm ist, wenn er nur seinen Taler per marca bezahlt. Ein jeder ungarische Schurrebart vom Gen'corps ist willkommen, den der Satan plagt, für nichts und wieder nichts Generalbaß und Kontrapunkt zu studieren; das übermütigste Komteschen, das mich wie Meister Coquerel, den Haarträusler, mit einem roten Kopf empfängt, wenn ich einmal nicht auf den Glodenschlag bei ihr anknöpfe usw.“ Und wenn er nun durch diese und andere Berufsarbeiten, Akademien, Proben und dergleichen abgemüdet, nach frischem Atem schmachtete, war den erschöpften Nerven häufig nur in neuer Aufregung eine

scheinbare Stärkung vergdmt. Seine Gesundheit wurde heimlich angegriffen, ein je und je wiederkehrender Zustand von Schwermut wurde, wo nicht erzeugt, doch sicherlich genährt an eben diesem Punkt, und so die Ahnung eines frühzeitigen Todes, die ihn zuletzt auf Schritt und Tritt begleitete, unvermeidlich erfüllt. Gram aller Art und Farbe, das Gefühl der Reue nicht ausgenommen, war er als eine herbe Würze jeder Lust auf seinen Teil gewöhnt. Doch wissen wir, auch diese Schmerzen rannen abgeflärt und rein in jenem tiefen Quell zusammen, der, aus hundert goldenen Röhren springend, im Wechsel seiner Melodien uner schöplich alle Qual und alle Seligkeit der Menschenbrust ausströmte.

Am offenbarsten zeigten sich die bösen Wirkungen der Lebensweise Mozarts in seiner häuslichen Verfassung. Der Vorwurf törichte, leichtsinniger Verschwendung lag sehr nahe; er mußte sich sogar an einen seiner schönsten Herzenszüge hängen. Kam einer, in dringender Not ihm eine Summe abzuborgen, sich seine Bürgschaft zu erbitten, so war meist schon darauf gerechnet, daß er sich nicht erst lang nach Pfand und Sicherheit erkundigte; dergleichen hätte ihm auch in der Tat so wenig als einem Kinde angestanden. Am liebsten schenkte er gleich hin, und immer mit lachender Grobmut, besonders wenn er meinte, gerade Ueberfluß zu haben.

Die Mittel, die ein solcher Aufwand neben dem ordentlichen Hausbedarf erbeischte, standen allerdings in keinem Verhältnis mit den Einkünften. Was von Theatern und Konzerten, von Verlegern und Schülern einging, zusamt der kaiserlichen Pension, genigte um so weniger, da der Geschmack des Publikums noch weit davon entfernt war, sich entschieden für Mozarts Musik zu erklären. Diese lauterste Schönheit, Fülle und Tiefe befremdete gemeinhin gegenüber der bisher beliebten, leicht faßlichen Kost. Zwar hatten sich die Wiener an „Belmonte und Konstanze“ — dank den populären Elementen dieses Stückes — seinerzeit kaum ersättigen können, hingegen tat einige Jahre später „Figaro“, und sicher nicht allein durch die Intrigen des Direktors, im Wettstreit mit der lieblichen, doch weit geringeren „Cosa raro“, einen unerwarteten, lägllichen Fall; derselbe „Figaro“, den gleich darauf die gebildeteren oder unbefangenen Prager mit solchem Enthusiasmus aufnahmen, daß der Meister, in dankbarer Rührung darüber, seine nächste große Oper eigens für sie zu schreiben beschloß. — Trotz der Ungunst der Zeit und dem Einfluß der Feinde hätte Mozart mit etwas mehr Umsicht und Klugheit noch immer einen sehr ansehnlichen Gewinn von seiner Kunst gezogen: so aber kam er selbst bei jenen Unternehmungen zu kurz, wo auch der große Haufen ihm Beifall zusandzen mußte. Genug, es wirkte eben alles, Schicksal und Naturell und eigene Schuld, zusammen, den einzigen Mann nicht gedeihen zu lassen.

Welch einen schlimmen Stand nun aber eine Hausfrau, sofern sie ihre Aufgabe kannte, unter solchen Umständen gehabt haben müsse, begreifen wir leicht. Obgleich selbst



Die Freiheitsglocke in Amerika.

In der Freiheitshalle in Philadelphia befindet sich die Freiheitsglocke, welche zu einem Nationalheiligtum der Vereinigten Staaten geworden ist. Mit dieser Glocke wurde am 4. Juli 1776 den Bürgern die erfolgte Unabhängigkeitserklärung und Gründung der Vereinigten Staaten bekanntgemacht.

.....

jung und lebensfroh, als Tochter eines Musikers ein ganzes Künstlerblut von Hause aus übrigens schon an Entbehrung gewöhnt, bewies Konstanze allen guten Willen, dem Unheil an der Quelle zu steuern, manches Verlehrte abzuschneiden und den Verlust im großen durch Sparsamkeit im Kleinen zu ersetzen. Nur eben in letzterer Hinsicht vielleicht ermangelte sie des rechten Geschicks und der früheren Erfahrung. Sie hatte die Kasse und führte das Hausbuch;

**Sinnsprüche.**

Der Feigling stirbt schon oft vor seinem Tode;  
Der Tapfere kostet ihn ein einzigmal.  
Von allen Wundern, die ich je vernahm,  
Scheint mir das größte, daß der Mensch sich fürchtet,  
Obwohl er weiß, es kommt sein Lebensende,  
Wann's kommen soll.  
Shakespeare.

**Eigenartige Exerzitionen italienischer Artilleristen.**

Bei dem in Turin stationierten Feldartillerie-Regiment befinden sich besonders athletische Mannschaften. Sechs präsentierten bei einer Besichtigung des Regiments durch den König mit den Geschützrohren und erregten dadurch besondere Aufmerksamkeit.





Motor-Rollschuhe.

Der Franzose Mercier hat Motorrollschuhe erfunden; der Motor wird durch einen Akkumulator angetrieben, der am Gürtel des Rollschuhläufers angebracht ist.

.....

jede Forderung, jede Schuldmachung, und was es Verdrießliches gab, ging ausschließlich an sie. Da stieg ihr wohl mitunter das Wasser an die Kehle, zumal wenn oft zu dieser Bedrängnis, zu Mangel, peinlicher Verlegenheit und Furcht vor offener Unehre noch gar der Trübsinn ihres Mannes kam, worin er tagelang verharrte, untätig, keinem Trost zugänglich, indem er mit Seufzen und Klagen neben der Frau, oder stumm in einem Winkel vor sich hin, den einen traurigen Gedanken, zu sterben, wie eine endlose Schraube verfolgte. Ihr guter Mut verließ sie dennoch selten, ihr heller Blick fand meist, wenn auch nur auf einige

Zeit, Rat und Hilfe. Im wesentlichen wurde wenig oder nichts gebessert. Gewann sie ihm mit Ernst und Scherz mit Bitten und Schmeicheln für heute so viel ab, daß er den Tee an ihrer Seite trank, sich seinen Abendbraten daheim bei der Familie schmecken ließ, um nachher nicht mehr auszugehen, was war damit erreicht? Er konnte wohl einmal, durch ein verweintes Auge seiner Frau plötzlich betroffen und bewegt, eine schlimme Gewohnheit aufrichtig verwünschen, das Beste versprechen, mehr als sie verlangte, — umsonst, er fand sich unversehens im alten Fahrgeleise wieder. Man war versucht, zu glauben, es habe anders nicht in seiner Macht gestanden und eine völlig veränderte Ordnung nach unseren Begriffen von dem, was allen Menschen ziemt und frommt, ihm irgendwie gewaltsam aufgedrungen, müßte das wunderbare Wesen geradezu selbst aufgehoben haben.

Einen günstigen Umschwung der Dinge hoffte Konstanze doch stets insoweit, als derselbe von außen her möglich war: durch eine gründliche Verbesserung ihrer ökonomischen Lage, wie solche bei dem wachsenden Ruf ihres Mannes nicht ausbleiben könne. Wenn erst, so meinte sie, der stete Druck wegfel, der sich auch ihm, bald näher, bald entfernter, von dieser Seite fühlbar machte, wenn er, anstatt die Hälfte seiner Kraft und Zeit dem bloßen Geldwerb zu opfern, ungeteilt seiner wahren Bestimmung nachleben dürfe, wenn endlich der Genuß, nach dem er nicht mehr jagen, den er mit ungleich besserem Gewissen haben würde, ihm noch einmal sowohl an Leib und Seele aedethe dann sollte bald sein ganzer Zustand leichter, natürlicher, ruhiger werden. Sie dachte gar an einen gelegentlichen Wechsel ihres Wohnorts da seine unbedingte Vorliebe für Wien, wo nun einmal nach ihrer Ueberzeugung kein rechter Segen für ihn sei, am Ende doch zu überwinden wäre.

Den nächsten entscheidenden Vorschub aber zu Verwirklichung ihrer Gedanken und Wünsche versprach sich Madame Mozart vom Erfolg der neuen Oper, um die es sich bei dieser Reise handelte.

Die Komposition war weit über die Hälfte vorgeschritten. Vertraute, urteilsfähige Freunde, die, als Zeugen der Entstehung des außerordentlichen Werks einen hinreichenden Bedarf von seiner Art und Wirkungsweise haben mußten, sprachen überall davon in einem Tone, daß viele selber von den Geanern darauf gefaßt sein konnten, es werde d'ieser Don Juan", bevor ein halbes Jahr verainae, die gesamte musikalische Welt von einem Ende Deutschlands bis zum andern, erschüttert auf den Kopf gestellt, im Sturm erobert haben. Vorsichtiger und bedinater waren die wohlwollenden Stimmen anderer, die, von dem heutigen Standpunkt der Musik ausgehend einen allgemeinen und raschen Erfolg kaum hofften. Der Meister selber teilte im stillen ihre nur zu wohl begründeten Zweifel.

(Fortsetzung folgt.)

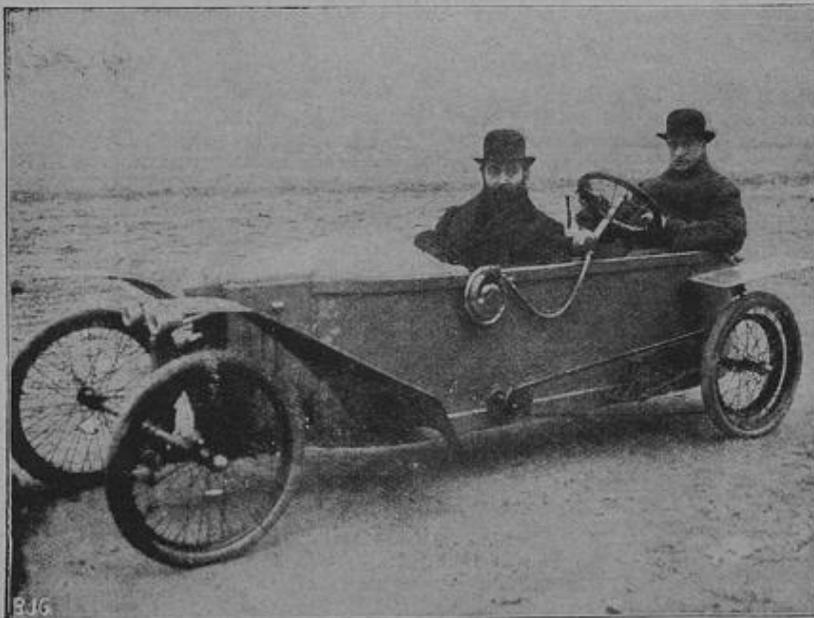
Blühendes Tal.

Wo ich zum ersten Male dich sah,  
Wie üppig grünte die Wiese da!  
Wo ich zum ersten Male dich sprach,  
Da blüh'n die Veilchen unterm Hag.  
Wo ich dich küßt' in dunkler Nacht,  
Da lobert nun der Rose Pracht.  
Doch, wo ich Abschied nahm in Leide,  
Da rauscht nun eine Trauerweide:  
So blühet und rauscht das ganze Tal  
Von unsrer Liebe Lust und Qual.

Julius Rodenberg.

Das Volksauto.

Ein französischer Ingenieur hat ein neuartiges Automobil konstruiert, das sowohl durch seine Eigenart, als auch durch die billige Herstellungsweise Aufsehen erregt. Der Verkaufspreis beträgt 1000 Franks.



# Das Phantom.

Novellette von Ilse G. Tromm.

Er wohnte in einem stillen, einfachen Hause, das hinter gradlinigen Larushecken und dunklen schweigenden Koniferengruppen tief verborgen im einsamen Park lag. Nur wenn die Sonne ihre blendenden Strahlen steil hinterhandte, vermochte sie es für seltene Augenblicke, die weiße Frontwand dieses stillen Hauses ausleuchten zu lassen.

Dann drängten sich die goldenen Lichtbüschel vorwärtig durch die fast zugezogenen Vorhänge und spielten auf den blanken Dielen der verlassenem Räume.

Manchmal huschten die Sonnenstrahlen auch wohl ein wenig jaghaft über die Schwelle des großen, dunklen Zimmers in dem rings an den Wänden schwere, reichgeschmückte Eichenmöbel standen, als beharrten sie ihre Nähe seit Jahrhunderten hindurch und umspielten den blonden, tiefgebogenen Scheitel des am bücherbeladenen Diplomat-Schreibtische sitzenden Mannes, der unablässig Seite um Seite schrieb und nicht müde des Schreibens und Denkens zu werden schien. Erst wenn das Sonnenlicht ihn blendete, daß ihm die Augen schmerzten, schaute er flüchtig auf, rühte zur Seite und folgte mit gerunzelter Stirne den Strahlen, die neugierig in die engbeschriebenen Seiten blickten.

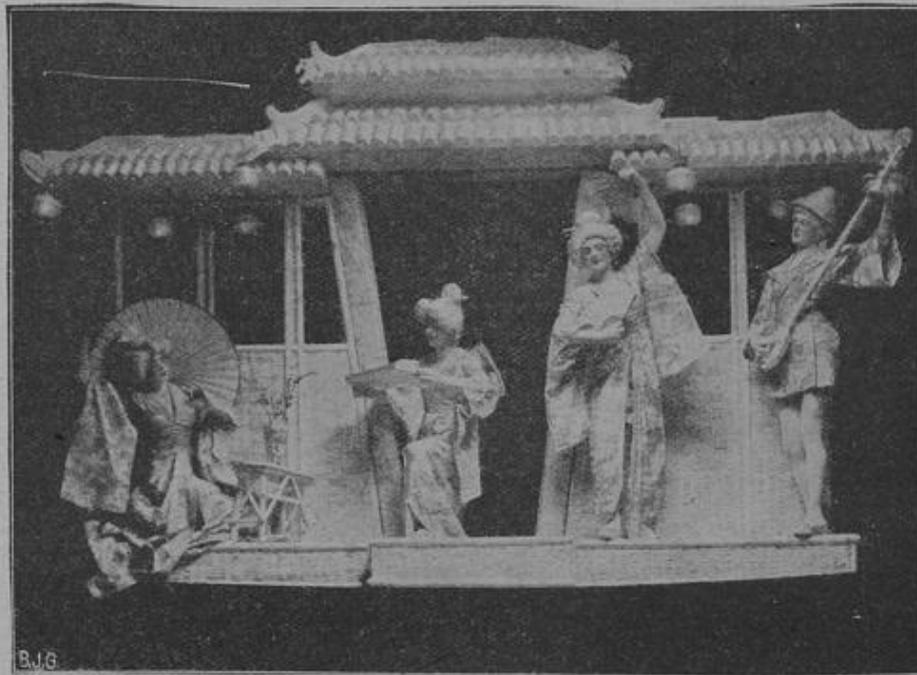
denen Solitude aussehen könnte — und manche sagten, er habe große träumerische Augen — mit langen dunklen Wimpern, die die Blicke beschatteten — und seine Hände mühten schlank sein und blütenweiß, als lägen sie des Nachts auf sein qualzerissenes Herz . . .

So rieten untereinander die Frauen der Stadt und sie spannen ihre sehnsüchtigen Träume um ihn — den sie nicht kannten. —

Er aber sah währenddem in seiner lautlosen Einsamkeit und arbeitete rastlos an einem Werk, das ihm die tausendfältigen Probleme des Lebens lösen sollte — und er sprach ab und zu mit seinem Hund, der nie von seiner Seite wich, die große graue Dogge schien ihn zu verstehen, wenn er zu ihr von seinen geheimen tiefinnerlichen Bedrängnissen redete. Sie hob dann wie lauschend den Augen Kopf, wedelte mit der Rute und knurrte ein wenig.

Wenn aber ihr Herr von allen auf ihn einströmenden Gedanken erdrückt wurde — und laut aufschrie, in selbstamen unartikulierten Lauten und krampfhaft und nervös die Hände ballte — dann erhob sich die Dogge unruhig, schlug mehrmals kurz an, als ob auch sie zum Ankläger an das Leben würde.

Dieses kurze laute Wellen des Hundes war stets die Veranlassung, daß sich die beiden alten Diensthofen, die stille im Hause umhergingen, ängstlich und scheu in ihrer Stube verbargen, Türen und Fenster dicht verriegelten, wie wenn draußen böse Geister umgingen. Der alte buchtige Gärtner



B.J.G.

Im japanischen Teesaal. Unter den künstlerischen Darbietungen auf dem Gebiete des lebenden Bildes nehmen die Dr. Angeloschen Schöpfungen „Lebendes Porzellan“ einen hervorragenden Platz ein. Unser Bild zeigt die hübsche Szene: „Ein japanischer Teesaal.“

Das einsame Haus sah niemals Gäste. Die vernachlässigten Wege des großen Parkes wiesen keine Fußspuren auf, und das durch die letzten Herbststürme von den Bäumen heruntergeholte welke Laub kuschelte sich frierend auf den feuchten aufgeweichten Erdboden und atmete ersterbende schwere Düste aus, die langsam über die Larushecke stiegen und den Vorübergehenden, der vielleicht nachdenklich zögernden Schrittes dahin ging, veranlaßte, seinen Gang um etwas zu beschleunigen. Nur ganz wenige Besucher wagten es, einen spähenden Blick durch das Gittertor zu werfen, das stets verschlossen war und kaum jemals die Stille durch den quietschenden Ton der rostigen Angeln unterbrach.

Helmgar Edderjen war in den Gesprächen der Leute des Städtchens zu einem märchenumwobenen Fabelwesen geworden seitdem er sich vor Jahren, als er aus dem hohen Norden in diese Stadt kam, in dem abgelegenen Hause zurückgezogen hatte. Man sprach oft von ihm, obwohl ihn keiner kannte und kaum einer behaupten konnte, ihn je gesehen zu haben. —

Besonders die Frauen, die im luxuriösen Nichtstun ihre Tage verbringen konnten, beschäftigten sich in ihren Phantasien oftmals so intensiv mit ihm, daß ihre Gedanken sich sogar bis in ihre Träume hinüberspannen. Sie berieten unter sich, wie der rätselhafte Mann in seiner weltabgeschie-

den sich dann verlegen durch das graue struppige Haar und stierte aus seinen kleinen unruhigen Augen ängstlich auf seine Gefährtin, ein hügeliges altes Weiblein, das, zusammengekauert, fröstelnd in einer Ecke hockte und wie betend ihre verwelkten blutleeren Lippen bewegte. —

Stieß oftmals der Sturmwind plötzlich und heftig gegen die Fensterläden, als begehrte er mit jugendlichem Aufschwung Einlaß in das stille Haus, so schienen sich die beiden Alten noch tiefer zu ducken und sich nach verstörter und ängstlicher anzustieren. Sie verstarben fast in ihrem unsagbaren Grausen.

Eines Tages legte Helmgar Edderjen die Feder aus der Hand und rannte mit seiner Dogge über des dämmrigen Parkes Wege, ließ sich die nadelfeinen spitzen Eiskörnchen, die der Sturm vor sich hertrieb, ins Antlitz schleudern und rang sich zu dem Entschluß durch sein Haus für etliche Zeit zu verlassen, um eine Reise anzutreten die ihn über alle noch ungeklärten Wirnisse seiner Seele hinwegtragen sollte.

Schon am folgenden Tage reiste er. Auf dem Weg zum Bahnhof, den er in des Tages Vergehen zurücklegte, um möglichst ungeschen die Stadt zu verlassen, begegneten ihm einige plaudernde elegante Frauen, die ihre Blicke tief in seine Augen tauchten und danach erschreckt ihre Lider senkten.

Der Blick, der sie getroffen, hatte ihr innerstes Wesen bis ins tiefste Sein ausgewühlt. Sie gingen wortlos heimwärts und fortan kam kein Wort mehr über ihre Lippen, das einem Gedanken an Helmgar Eddersen entflammte.

Tausendfältig brach sich das Mondlicht in den silbrigen, spielenden Wogen des unabsehbar weiten Meeres, auf dem das Schiff leise gleitend mit traumhaften Bewegungen seine Straße suchte. Wie feingeschliffene leuchtende Diamanten funkelten die Sterne aus dem tiefblauen Nachthimmel, und Helmgar Eddersen stand an der Reeling des Schiffes und sah versunken, wie um Erlösung betend, in diese Sternensphäre, die über ihn stimmerte und leuchtete.

Und gleich ihm stand ein Wesen unweit von ihm. Ihr langer Schleier wehte und schuf sonderbare hüschende Schatten auf das mondveschleierte Deck, und in ihren Voden spielten, wie tanzende Hände, die schwächlichen halbverblassten leise singenden Nachwinde. In ihren Augen spiegelten sich die Sterne wie eitle Mädchen.

Nacht um Nacht lag er sie. Da führte einst zu einer solchen schweigsamen Sternensphäre der Wind einen seuffenden Hauch von ihr an sein Ohr. Nun wandte er sich ihr zu, und dann stand er vor ihr, hielt ihre weichen, weißen Hände und hörte ihren Herzschlag. Sie ließ es willentlos geschehen, daß seine bebenden Hände ihr Haupt an seine Schulter lehnten, und wie eine unjagbar wohlige Ermatung kam es über sie, so daß sie weltentrückt, müde ihre Augen schloß, um nur noch seinen beruhigenden Worten zu lauschen. Die drangen ein in ihre weitgeöffnete Seele, wie eine bezaubernde Melodie, die ihr Ohr bis zur Stunde nie getrunken.

Dann kam der Tag des Abschieds. Helmgar Eddersen harrte schon Stunde um Stunde auf Deck unter dem juckenden Sternlicht, aber die, die seine Seele liebte, sie kam nicht. Erst gegen Morgen, als die Himmelsstapfen verloschen und es im Osten grau zu tagen begann, da schleppte sie sich mit müden Gliedern hinaus und trat vor ihn hin, der ihr beide Hände verlangend entgegenstreckte. Ihre Augen verbargen sich hinter ihren traurig gekrümmten Lidern. „Du, ich habe Stunde um Stunde deiner geharrt,“ flüsterte er inbrünstig, und heute ist diese letzte Nacht, die wir auf dem Meer verbringen . . .“

„Die letzte Nacht,“ hauchte sie leise. „Nun folgst du mir in die strahlende Helle des Tages — du wirst froh werden und jubeln lernen.“

In entmutigender Abwehr schüttelte sie ihr Haupt. „Ich kann nicht,“ flüsterten ihre Lippen, die wie blasse Rosenblätter waren, „denn ich bin nicht frei.“

Er sammelte zurück, als stieße ihn eine niederschmetternde Gewalt von sich. Seine Stirn schlug heftig auf die Taue des Takelwerkes und die Besinnung schwand ihm. — Als er wieder erwachte, fand er sein Haupt in ihrem Schoß gebettet und ihre lilienweißen, kühlen Hände lagen auf seiner brennenden Stirne.

Unterdes war der Tag erwacht. — „Du,“ — sagte Helmgar Eddersen mit fester Bestimmtheit — und hielt ihre Augen in seinen Bann — „ich erwarte dich! Du wirst eines Tages zu mir kommen und mich erlösen. Dein Leben kann fortan nicht mehr sein, wenn es sich nicht mit dem meinen verflechtet. Du mußt daher zu mir kommen, wie immer es auch sei, hörst du?“

Sie neigte die Stirne unter seinen Worten, und er berührte sie leise mit seinen feibrigen zitternden Lippen — und der Kuß durchbebt sie mit einem wunderbaren Schauer.

„Nun muß ich zu dir kommen,“ sprach ihr bebender Mund.

In tiefer Einsamkeit verlebte Helmgar Eddersen wieder seine Tage. Aber es lastete fortan nicht mehr die dumpfe, erdrückende Schwere auf dem stillen Haus. Licht und Sonne blühte in alle Fenster hinein und übergieß den blonden Scheitel des Mannes mit Wärme und Frohsinn.

Er schrieb nicht wie bisher Seite und Seite in jene dickleibigen Folianten — — versunken sah er über die grünen Baumwipfel hinweg in die weite Ferne.

Der alte schweigsame Gärtner mußte die täglich eintreffenden kostbaren exotischen Blüten im Park einpflanzen und jede neue Sendung erweckte verständnisloses Kopfnicken in ihm. Er verstand seinen Herrn nicht mehr. Noch ängstlicher wie früher verbarag sich die Magd und bei jedem Laut fuhr sie schreckhaft zusammen.

Ueber die steifstünige Tagushecke strömten die betäubenden

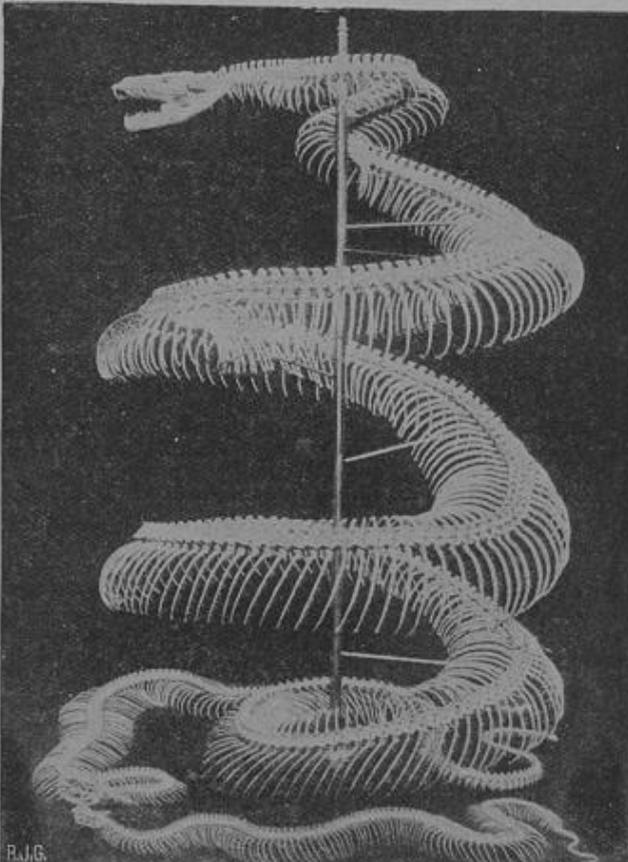
den Blütendüfte der fremden Pflanzen, die den zögernd Vorübergehenden neugierig anschauen ließen und Anlaß zu neuen Gesprächen gaben. —

Stunden reichten sich zu Tagen, diese zu Monaten — — aber nichts unterbrach die Stille, die Helmgar Eddersen umgab, und — die seine Seele suchte — sie kam nicht zu ihm, um ihm Erlösung zu bringen. —

Die Blüten im Park verwelkten, und wieder schüttelte der Herbststurm ingrinnig die alten, breitästigen Bäume, bis die letzten verdorrten Blätter die Wege bedeckten und die nackten Zweige frierend in den schweren, grauen, wolkenverhangenen Himmel ragten. Mit melancholischem Singen fuhr der Sturmwind in den Kamin und suchte die dicken Buchenscheite zu neuer Glut an, daß sie knisternd aufsprakelten. Brennenden Auges starrte Helmgar Eddersen in diese rote, jügelnde Glut, die sein Blut nicht zu erwärmen vermochte. Plötzlich fuhr er erschreckt auf. Die Dogge erhob sich winselnd und streckte lauschend ihren Kopf vor. Unbeweglich verharrte der Einsame und schaute gebannt auf die Türe, die sich im nächsten Moment öffnen mußte. Ueber den Kies des Parkes gingen die Schritte — die näher und näher kamen.

Eine Ohnmacht zwang ihn in den Sessel, neben dem er stand — er riß sich selbst mit Aufbietung seines ganzen Willens aus dieser Erschlaffung. Der Sturm hielt plötzlich den Atem an und leise öffnete sich die mit schweren dunklen Stoffen verhangene Türe. Wie eine nichtirdische Lichtgestalt schwebte sie, die Erwartete, herein ins Zimmer, und Helmgar Eddersen sprang auf, stürzte ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres golddurchwirkten Gewandes. Segnend legte sie die Hände auf sein andächtig geneigtes Haupt und ihre Lippen flüsterten wie ein Hauch: „Ich bin gekommen, um dich zu erlösen — —“

Als der alte Gärtner in Begleitung der hübseligen Magd den Mut fand, in das stille Zimmer ihres Herrn einzudringen, fanden sie ihn entseelt am Boden liegen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. —



Das Skelett einer Riesenschlange. Im naturhistorischen Museum zu Newyork wird das Skelett der größten Riesenschlange aufbewahrt, die je gelebt hat.

## Zur Unterhaltung.

### Der Zauberer in der Familie.



Die Flasche am Streichholz.

Eine Flasche mittelst einer Bindfadenschlinge an ein frei auf der Tischkante liegendes Streichholz zu hängen, hält wohl mancher für unmöglich, und doch ist dieses Experiment ganz leicht auszuführen. Man knüpft nämlich eine Schnur fest um den Hals einer Flasche, lege dann ein

Streichholz auf den Pfropfen, halte es fest, und binde die Schnur über demselben straff zusammen. Man kann das Streichholz wieder entfernen, um zu zeigen, daß man nur eine Schleife gebunden hat. Bringt man es wieder in die rechte Lage und legt es mit dem einen Ende auf eine scharfe Tischkante, so wird die Flasche frei herabhängen.

### Humor.

**Vom Ratheder.** Ein Primaner, der den Turnunterricht geschwänzt hat, wird vom Klassengewaltigen angebonnert: „In der Turnhalle sind Sie nicht zu sehen, aber in den Kneipen wimmelt's nur so von Ihnen.“

— **Gefährliche Situation.** Polizeiwachmeister eine Reihe Männer vorführend: „So, Frau Schmitz, wir hoffen, endlich Ihren Mann für Sie wiederaufgefunden zu haben, der Ihnen ausgekniffen war. Hier haben Sie dreizehn Stück. Nun suchen Sie sich den richtigen heraus. Er könnte sich verkleidet haben, deshalb sehen Sie ja genau zu.“ — Einer von den Dreizehn (flüsternd): „Wetter, Gde, wann man bloß die olle Schraube keenen Wit macht und mir mitnimmt!“

## Rätsellecke.

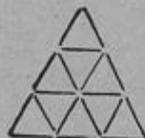
### Königszug.

bl	e	ge	nie	ße	Wl	ft	b
n	gr	n	icht	l	l	da	u
l	id	ft	un	b	ß	f	e
bl	ler	die	R	e	r	dn	h
n	st	it	m	st	un	h	ei
n	R	e	h	g	a	g	t
f	t	e	i	bir	ch	n	g
e	ß	l	ch	f	er	i	t

### Logogriph.

Mit **D** ist's krumm, in Höhlen lebt's,  
Mit **L** ist's glatt, im Wasser schwebt's,  
Mit **S** ein Dichter eigener Art,  
Mit **W** ist's flüssig, weich und zart.

### Streichholzaufgabe.



Von der obenstehenden Figur sind fünf Streichhölzer so fortzunehmen, daß 5 Dreiecke übrig bleiben.

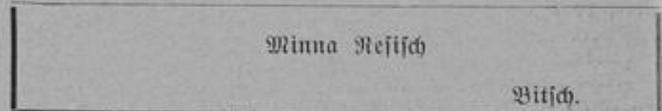
### Kettenrätsel

An Stelle der Zahlen sind die Silben ber, che, der, er, ger, kan, ker, ler, meh, mie, ment, nier, or, sein, ta, tor, tuch, tur, wisch, ze derart einzutragen, daß eine zusammenhängende Wortkette entsteht, in der jede Silbe gleichzeitig die Endsilbe des einen und die Anfangsilbe des anderen Wortes ist. Das erste Wort ist ein weiblicher Vorname.

### 2. Rätsel.

Die Alten hielten's hoch und heilig,  
Gib ihm den Fuß, dann schwimmt es eilig.

### Bisitenkarten-Rätsel.



Welchen Beruf hat die Dame?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Schachaufgabe:

- |                   |                |
|-------------------|----------------|
| 1. . . . f4-f3    | 1. Dd1-g6      |
| 1. . . . Sh6-f5   | 2. L2-g3 matt  |
| 1. . . . Sf6-e4   | 2. Sh4-f3 matt |
| 1. . . . Sf6-d5   | 2. Sc5-d7 matt |
| 1. . . . Dg8-e6   | 2. Lf2-d4 matt |
| 1. . . . beliebig | 2. Da6-e6 matt |
|                   | 2. Da6-a1 matt |

Scherzfrage: Weil nur gute Werke dahin führen.

Rätsel: Welle, Wille, Wolle.

Verrierbild: Bild nach links drehen: Herr Lehmann steht im unteren Teil des Gartengitters.

Rätsel: Paß.

Versträtsel: Nur 2 Äpfel waren auf dem Baum; ein Äpfel fiel herunter und ein Äpfel blieb darauf. Folglich ließ sich beide Male nicht von Äpfeln reden.

Arithmetische Aufgabe: Nach neueren Beobachtungen legt ein Meteor in 8 Sekunden 144 km zurück, das ergibt eine Geschwindigkeit von 14 km in der Sekunde oder 51300 km in der Stunde. Da die Sonne rund 150000000 km von der Erde entfernt ist, so würde ein Meteor für die Zurücklegung dieses Weges fast 122 Tage gebrauchen, eine verhältnismäßig lange Zeit, wenn man bedenkt, daß das Licht zu demselben Wege nur 8 1/2 Minuten braucht.

Redaktion: Erwin Thosten, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 11.

Sonntag, 10. März.

Jahrgang 1912.

## Mozart auf der Reise nach Prag.

(Fortsetzung.)

Novelle von Eduard Mörike.

Konstanze ihrerseits, wie die Frauen immer, wo ihr Gefühl einmal lebhaft bestimmt und noch dazu vom Eifer eines höchst gerechten Wunsches eingenommen ist, durch spätere Bedenken von da und dorthier sich viel seltener als die Männer irre machen lassen, hielt fest an ihrem guten Glauben und hatte eben jetzt im Wagen wiederum Veranlassung, denselben zu verfechten. Sie tat's, in ihrer fröhlichen und blühenden Manier, mit doppelter Geslossenheit, da Mozarts Stimmung im Verlauf des vorigen Gesprächs, das weiter zu nichts führen konnte und deshalb äußerst unbefriedigend abbrach, bereits merklich gesunken war. Sie setzte ihrem Gatten sofort mit gleicher Heiterkeit umständlich auseinander, wie sie nach ihrer Heimkehr die mit dem Prager Unternehmen als Kaufpreis für die Partitur affordierten hundert Dufaten zur Deckung der dringendsten Posten und sonst zu verwenden gedente, auch wie sie zufolge ihres Etats den kommenden Winter hindurch bis zum Frühjahr gut auszureichen hoffe.

„Dein Herr Bondini wird sein Schäschen an der Oper schießen, glaub' es nur; und ist er halb der Ehrenmann, den du ihn immer rühmst, so läßt er dir nachträglich noch ein artigcs Prozentchen von den Summen ab, die ihm die Bühnen nacheinander für d'e Abschrift zahlen; wo nicht, nun ja,

gottlob! so stehen uns noch andere Chancen in Aussicht, und zwar noch tausendmal solidere. Mir ahnet allerlei.“

„Heraus damit!“

„Ich hörte unlängst ein Vögclchen pfeifen, der Kön'g von Preußen hab' einen Kapellmeister nötig.“

„Oho!“

„Generalmusikdirektor wollt' ich sagen. Laß mich ein wenig phantastieren! Die Schwachheit habe ich von meiner Mutter.“

„Nur zu! je toller, je besser.“

„Nein, alles ganz natürlich. — Vorweg also nimm an: übers Jahr um diese Zeit —“

„Wenn der Papst die Grete freit —“

„Still doch, Hanswurst! Ich sage, aufs Jahr um Santt Regibi muß schon längst kein kaiserlicher Kammerkomponist mit Namen Wolf Mozart in Wien mehr weit und breit zu finden sein.“

„Weiß' dich der Fuchs dafür!“

„Ich höre schon im Geißt, wie unsere alten Freunde von uns plaudern, was sie sich alles zu erzählen wissen.“

„Zum Exempel?“

„Da kommt z. B. eines Morgens früh nach neune schon unsere alte Schwärmerin, die Volkstett, in ihrem feurigsten



Blick auf Dresden mit der Brühlschen Terrasse und den Elbbrücken.

Besuchstürmschritt quer über'n Kohlenmarkt hergesegelt. Sie war drei Monate fort, die große Reise zum Sawager in Sachsen, ihr tägliches Gespräch, solange wir sie kennen, kam endlich zustand; seit gestern nacht ist sie zurück, und jetzt, mit ihrem überwollen Herzen — es schwatzt ganz von Reise-glück und Freundschaftsungebuld und allerliebsten Neuigkeiten — stracks hin zur Oberin damit! die Trepp' hinauf und angeklopft und das Herein nicht abgewartet; stell' dir den Jubel selber vor und das Embrassment beiderseits! — Nun, liebste, beste Oberin, hebt sie nach einigem Vorgängigen mit trübem Odem an, ich bringe Ihnen ein Segel-Grüße mit, ob Sie erraten, von wem? Ja komme nicht so gradenwegs von Stendal her, es wurde ein kleiner Absichter gemacht, links hin, nach Brandenburg zu. — Wie? war es möglich . . . Sie kamen nach Berlin? und bei Mozarts gewesen? — Zehn himmlische Tage! — O liebe, süße, einzige Generalin, erzählen Sie, beschreiben Sie! Wie geht es unsern guten Leuten? Gefallen sie sich immer noch so gut wie anfangs dort? Es ist mir fabelhaft, undenkbar, heute noch, und jetzt nur desto mehr, da Sie von ihm herkommen — Mozart als Berliner! Wie benimmt er sich doch? wie sieht er denn aus? — O der! Sie sollten ihn nur sehen. Diesen Sommer hat ihn der König ins Karlsbad geschickt. Wann wäre seinem herzgeliebten Kaiser Joseph so etwas eingefallen, he? Sie waren beide kaum erst wieder da, als ich ankam. Er glänzt von Gesundheit und Leben, ist rund und belebt und vii wie Quecksilber; das Glück sieht ihm und die Behaglichkeit recht aus den Augen.“

Und nun begann die Sprecherin in ihrer angenommenen Rolle die neue Lage mit den hellsten Farben auszumalen. Von seiner Wohnung unter den Linden, von seinem Garten und Landhaus an bis zu den glänzenden Schanzplätzen seiner öffentlichen Wirksamkeit und den engeren Zirkeln des Hof's, wo er die Königin auf dem Piano zu begleiten hatte, wurde alles durch die Schilderung gleichsam zur Wirklichkeit und Gegenwart. Ganze Gespräche, die schönsten Anecdoten schüttelte sie aus dem Ärmel. Sie sprach fürwahr mit jener Heftigkeit, mit Potsdam und mit Sansjoui bekannter als im Schlosse zu Schönbrunn und auf der kaiserlichen Burg. Nebenbei war sie schaltend genug, die Person unseres Helden mit einer Anzahl völlig neuer hausväterlicher Eigenschaften auszustatten, die sich auf dem soliden Boden der preussischen Existenz entwickelt hatten, und unter welchen die besagte Volkstet, als höchstes Phänomen und zum Beweis, wie die Extreme sich manchmal berühren, den Anseh eines ordentlichen Geizhens wahrgenommen hatte, das ihn unendlich liebenswürdig machte. „Ja, nehmen's nur, er hat seine dreitausend Taler fix, und das wofür? Daß er die Woche einmal ein Kammerkonzert, zweimal die große Oper dirigiert — Ach, Oberin, ich habe ihn gesehen, unsern lieben, kleinen goldenen Mann, inmitten seiner trefflichen Kapelle, die er sich zugesucht, die ihn anbetet! saß mit der Mozartin in ihrer Loge, schräg gegen den höchsten Herrschaften über! Und was stand auf dem Zettel, bitte Sie — ich nahm ihn mit für Sie — ein kleines Reispräsen't von mir und Mozarts drein gewidelt — hier schauen Sie, hier lesen Sie, da steht's mit ellenlangen Buchstaben gedruckt! — Hilf Himmel! was? „Tarar“! — Ja, gelten's, Freundin, was man erleben kann! Vor zwei Jahren, wie Mozart den „Don Juan“ schrieb und der verwünschte, giftige, schwarzelbe Salieri auch schon im stillen Anstalt machte, den Trumph, den er mit seinem Stück davontrug in Paris, demnächst auf seinem eigenen Territorio zu begeben, und unserm guten, Schnepfen liebenden, allezeit in „Cosa rara“ vergnügten Publikum nun doch auch 'mal so eine Gattung Falten seh'n zu lassen, und er und seine Helfershelfer bereits zusammen munkelten und raffinierten, daß sie den „Don Juan“ so schön gerupft wie jenesmal den „Figaro“, nicht tot und nicht lebendig, auf das Theater stellen wollten — wissen's, da tat ich ein Gelübde, wenn das infame Stück gegeben wird, ich geh' nicht hin, um keine Welt! Und hielt auch Wort. Als alles lief und rannte — und, Oberin, Sie mit — blieb ich an meinem Ofen sitzen, nahm meine Stabe auf den Schoß und aß meine Stadausche; und so die folgenden paar Male auch. Jetzt aber, stellen Sie sich vor, „Tarar“ auf der Berliner Opernbühne, das Werk seines Todfeinds, von Mozart dirigiert! — Da müssen Sie schon drein! rief er gleich in der ersten Viertelstunde, und wär's auch nur, daß Sie den Wienern sagen können, ob ich dem Knaben Absalon ein Härchen krämmen ließ. Ich wünschte, er wär' selbst dabei, der Erz-

neidhammel sollte sehen, daß ich nicht nötig hab', einem andern sein Zeug zu verhungern, damit ich immerfort der bleiben möge, der ich bin!“

„Brava! bravissima!“ rief Mozart überlaut und nahm sein Weibchen bei den Ohren, vertüfte, küßte sie, so daß sich dieses Spiel mit bunten Seifenblasen einer enträumten Zukunft, die leider niemals, auch nicht im bescheidensten Maße, erfüllt werden sollte, zuletzt in hellen weinlichen Larm und Gelächter auflöste.

Sie waren unterdessen längst ins Thal herabgekommen und näherten sich einem Dorf, das ihnen bereits auf der Höhe bemerkt gewesen, und hinter welchem sich unmittelbar ein kleines Schloß von modernem Ansehen, der Wohnort eines Grafen von Spinzberg, in der freundlichen Ebene zeigte. Es sollte in dem Ort gesteuert, getaselt und wittag gehalten werden. Der Gasthof, wo sie hielten, lag vereinzelt am Ende des Dorfes bei der Straße, von welcher jeztwaris eine Pappelallee von nicht sechshundert Schritt zum herrschaftlichen Garten führte.

Mozart, nachdem man ausgestiegen, überließ wie gewöhnlich der Frau die Beforgung des Essens. Inzwischen besaß er für sich ein Glas Wein in der unteren Stube, während sie, nach einem Trunk klarem Wasser, nur irgend einen guten Winkel, um ein Sündchen zu schlafen, verlangte. Man fuhrte sie eine Treppe hinauf, der Warte folgte, ganz munter vor sich hinmühend und pfeifend. In einem rein geweißten und jenen gemauerten Zimmer besaß sie unter andern verarbeiteten Wänden von edlerer Perlmutter — sie waren ohne Zweifel aus den griechischen Gemälden seinerzeit hierher gewandert — ein saueres, leichtes Bett mit gemauertem Himmel auf dünnen, grün lackierten Säulen, dessen jedes Vorgehen langst durch einen gewöhnlichen Stoff ersetzt waren. Die ganze Sache war so bequem, er verstaute, sie rechtzeitig zu werden, sie riegelte die Tür hinter ihm zu, und er machte nunmehr Unternehmung für sich in der angenehmen Eigenthuere. Hier war jedoch außer dem wirt keine Seele, und weil dessen Gespräch so wenig wie sein Wein bezaugte, so bezeugte er nur, bis der Tisch bereit war, noch einen Spaziergang nach dem Schloßgarten zu machen. Der Zutritt, horte er, sei anständigen Fremden wohl gestattet und die Familie überdies heut ausgefahren.

Er ging und hatte bald den kurzen Weg bis zu dem offenen Gartentor zurückgelegt, dann langsam einen hohen alten Rundgang durchzugehen, an dessen Ende immer wand er in geringer Entfernung das Schloß von seiner Fronte auf einmal vor sich hatte. Es war von italienischer Bauart, hell getüncht, mit weit vortretender Doppeltreppe; das Schloßgebäude verzieren einige Statuen in vollicher Manier, Götter und Göttinnen, samt einer Balustrade.

Von der Mitte zweier großen, noch reichlich blühenden Blumenparterre ging unser Weiser nach den buschigen Seiten der Anlagen zu, berührte ein paar schöne dunkle Piniengruppen und lenkte seine Schritte auf vielsach gewundenen Pfaden, indem er sich allmählich den leichten Partien wieder näherte, dem lebhaften Kluschen eines Springbrunnens nach, den er sofort erreichte.

Das ansehnlich weite, ovale Bassin war rings von einer sorgfältig gehaltenen Drangerie in Kübeln, abwechselnd mit Lorbeeren und Oleandern umstellt; ein weicher Sandweg, gegen den sich eine schmale Gitterlaube öffnete, lief rund umher. Die Laube bot das angenehmste Ruheplätzchen dar; ein kleiner Tisch stand vor der Bank, und Mozart ließ sich vorn am Eingang nieder.

Das Ohr behaglich dem Geplätscher des Wassers hingegeben, das Aug' auf einen Pomeranzenbaum von mittlerer Größe geheftet, der außerhalb der Reihe, einzeln, ganz dicht an seiner Seite auf dem Boden stand und voll der schönsten Früchte hing, ward unser Freund durch diese Anschauung des Südens alsbald auf eine liebliche Erinnerung aus seiner Knabenzeit geführt. Nachdenklich lächelnd reicht er hinüber nach der nächsten Frucht, als wie um ihre herrliche Rinde, ihre saftige Kräfte in hohler Hand zu fühlen. Ganz im Zusammenhang mit jener Jugendscene aber, die wieder vor ihm aufgetaucht, stand eine längst verwischte musikalische Reminiscenz, auf deren unbestimmter Spur er sich ein Weilschen träumerisch erging. Jetzt glänzen seine Blicke, sie irren da und dort umher, er ist von einem Gedanken ergriffen, den er sogleich eifrig verfolgt. Zerstreut hat er zum zweiten Mal die Pomeranze angefaßt, sie geht vom Zweige los und bleibt ihm in der Hand. Er sieht und sieht es nicht; ja so weit geht die künstlerische Selbstabwesenheit, daß er, die duftige Frucht beständig unter der Nase hin und her wir-

bekleid und bald den Anfang, bald die Mitte einer Reihe un-  
hörbar zwischen den Lippen bewegend, zuletzt instinttmäßig  
ein emailliertes Stui aus der Seitentasche des Rocks her-  
vorbringt, ein kleines Messer mit silbernem Heft daraus  
nimmt und die gelbe kugelige Masse von oben nach unten  
langsam durchschneidet. Es mochte ihn dabei entfernt ein  
dunkles Durstgefühl gelehrt haben, jedoch begnügten sich  
die angeregten Sinne mit Einatmung des köstlichen Ge-  
ruchs. Er starrt minutenlang die beiden inneren Flächen  
an, fügte sie sachte wieder zusammen, ganz sachte, trennt  
und vereinigt sie wieder.

Da hört er Tritte in der Nähe, er erschrickt, und das Be-  
wußtsein, wo er ist, was er getan, stellt sich unerbittlich bei  
ihm ein. Schon im Begriff, die Pomeranze zu verbergen, hält er doch gleich damit inne  
sei es aus Stolz, sei's, weil es zu spät dazu  
war. Ein großer breitschulteriger Mann in  
Livree, der Gärtner des Hauses, stand vor  
ihm. Derselbe hatte wohl die letzte verdäch-  
tliche Bewegung noch gesehen und schwieg  
betroffen einige Sekunden. Mozart, gleich-  
falls sprachlos, auf seinem Sitz wie ange-  
nagelt, schaute ihm halb lachend, unter sicht-  
barem Erröten, doch gewissermaßen led und  
groß mit seinen blauen Augen ins Gesicht;  
dann setzte er — für einen Dritten wäre es  
höchst komisch anzusehen gewesen — die  
scheinbar unverletzte Pomeranze mit einer  
Art von trotzig couragiertem Ausdruck in  
die Mitte des Tisches.

„Um Vergebung,“ fing jetzt der Gärtner,  
nachdem er den wenig versprechenden An-  
zug des Fremden gemustert, mit unterdrück-  
tem Unwillen an: „Ich weiß nicht, wen ich  
hier —“

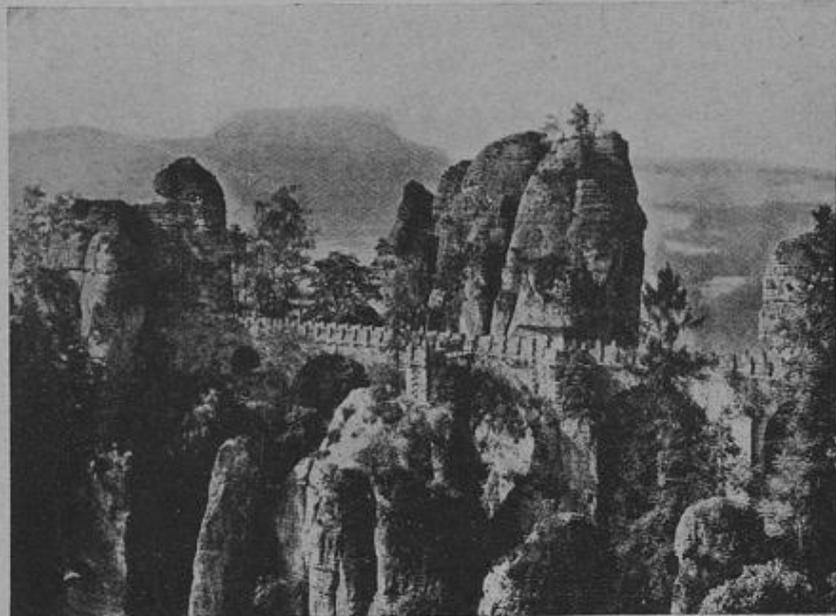
„Kapellmeister Mozart aus Wien.“  
„Sind ohne Zweifel bekannt im Schloß?“  
„Ich bin hier fremd auf der Durchreise.  
Ist der Herr Graf anwesend?“  
„Nein.“  
„Seine Gemahlin?“

„Sei's drum. Ich werde hier so lange warten. Verlaß  
Er sich darauf.“

Der Gärtner sah sich zögernd um, und Mozart, in der  
Meinung, es sei vielleicht nur auf ein Trinkgeld abgesehen,  
griff in die Tasche, allein er hatte das Geringste nicht  
bei sich.

Zwei Gartenknechte kamen nun wirklich herbei, luden den  
Baum auf eine Bahre und trugen ihn hinweg. Inzwischen  
hatte unser Meister seine Brieftasche gezogen, ein weißes  
Blatt herausgenommen, und während daß der Gärtner nicht  
von der Stelle wich, mit Bleistift angefangen zu schreiben:

„Gnädigste Frau! Hier sitze ich Unseliger in Ihrem Pa-  
radiese, wie weiland Adam nachdem er den Apfel gekostet.



Die Basteibrücke.



Die Elbe zwischen  
Königstein und Lilienstein.

Aus der Sächsischen Schweiz.

Zu den reizvollsten Gegenden  
Deutschlands gehört die Sächsische  
Schweiz. Jahrhunderte lang blieb  
sie fast unbeachtet oder war sogar  
als ein raubes und unfruchtbares  
Land verschrien. Die letzten Jahr-  
zehnte mit ihrer Entdeckerfreude an  
der Natur haben die Sächsische  
Schweiz erst zu würdigen gelehrt.  
Ganz Mittel- und Norddeutschland  
richtet jetzt gerne seine Ausflüge  
dorthin, wo die Basteibrücke stolze  
Sandsteinfäulen, die weit über die  
Ebene ragen, verbindet und die  
Elbe das Gebirge durchbricht.

Das Unglück ist geschehen, und ich kann nicht einmal die  
Schuld auf eine gute Eva schieben die eben jetzt, von Gra-  
zian und Amoretten eines Himmelbetts umgaukelt im Gast-  
hof sich des unschuldigsten Schlafes erfreut. Befehlen Sie,  
und ich stehe persönlich Ihre Gnaden Rede über meinen  
mir selbst unfaßlichen Frevel. Mit aufrichtiger Beschämung  
Hochdero

untertänigster Diener  
W. A. Mozart,  
auf dem Wege nach Prag.“

Er übergab das Billett, ziemlich ungeschickt zusammen-

„Sind beschäftigt und schwerlich zu sprechen.“

Mozart stand auf und machte Miene, zu gehen.

„Mit Erlaubnis mein Herr, — wie kommen Sie dazu,  
an diesem Ort auf solche Weise zuzugreifen?“

„Was?“ rief Mozart, „zugreifen? Zum Teufel glaubt  
Er denn ich wollte stehlen und das Ding da fressen?“

„Mein Herr ich glaube, was ich sehe. Diese Früchte sind  
gezählt, ich bin dafür verantwortlich. Der Baum ist vom  
Herrn Grafen zu einem Fest bestimmt, soeben soll er weg-  
gebracht werden. Ich lasse Sie nicht fort, ehevor ich die  
Sache gemeldet und Sie mir selbst bezeugen, wie das da  
zugegangen ist.“

gefaltet, dem peinlich wartenden Diener mit der nötigen Weisung.

Der Unhold hatte sich nicht so bald entfernt, als man an der hinteren Seite des Schlosses ein Gefährt in den Hof rollen hörte. Es war der Graf, der eine Nichte und ihren Bräutigam, einen jungen reichen Baron, vom benachbarten Gut herüberbrachte. Da die Mutter des letzteren seit Jahren das Haus nicht mehr verließ, war die Verlobung heute bei ihr gehalten worden; nun sollte dieses Fest in einer fröhlichen Nachfeier mit einigen Verwandten auch hier begangen werden, wo Eugenie gleich einer eigenen Tochter seit ihrer Kindheit eine zweite Heimat fand. Die Gräfin war mit ihrem Sohne Max, dem Leutnant, etwas früher nach Hause gefahren, um noch verschiedene Anordnungen zu treffen. Nun sah man in dem Schlosse alles, auf Gängen und Treppen in voller Bewegung, und nur mit Mühe gelang es dem Gärtner, im Vorzimmer endlich den Zettel der Frau Gräfin einzuhändigen, die ihn jedoch nicht auf der Stelle öffnete, sondern, ohne genau auf die Worte des Ueberbringers zu achten, geschäftig weiter eilte. Er wartete und wartete, sie kam nicht wieder. Eins um das andere von der Dienerschaft, Aufwärter, Jose, Kammerdiener, rannte an ihm vorbei; er fragte nach dem Herrn — der kleidete sich um; er suchte nun und fand den Grafen Max auf seinem Zimmer, der aber unterhielt sich angelegentlich mit dem Baron und schnitt ihm, wie in Sorge, er wolle etwas melden oder fragen, wovon noch nichts verlauten sollte das Wort vom Munde ab: „Ach komme schon — geht nur!“ Es stand noch eine gute Weile an, bis endlich Vater und Sohn zugleich herauskamen und die fatale Nachricht empfangen.

„Das war ja höllennächtig!“ rief der dicke gutmütige, doch etwas jähzornige Mann; „das geht ja über alle Verträge! Ein Wiener Musikus hat Ihr? Vermutlich tragend solch ein Lump, der um ein Biatikum läuft und mitnimmt, was er findet?“

„Verzeihen Ew. Gnaden, danach sieht er arad' nicht aus. Er denkt mir nicht richtig im Kopf; auch ist er sehr hochmütig. Moser nennt er sich. Er wartet unten auf Besuch; ich hieß den Franz um den Weg bleiben und ein Aua' auf ihn haben.“

„Was hilft es hintendrein zum Henker? Wenn ich den Narren auch einstecken lasse, der Schaden ist nicht mehr zu reparieren! Ich laß Euch tausendmal, das vordere Tor soll allezeit geschlossen bleiben. Der Streich war' aber jedenfalls verhütet worden, hättet Ihr zur rechten Zeit Eure Zurüstungen gemacht.“

Hier trat die Gräfin hastig und mit freudiger Aufregung das offene Billett in der Hand, aus dem anstöhnenden Kabinett. „Wist ihr?“ rief sie. „wer unten ist? Um Gottes willen, lest den Brief — Mozart aus Wien, der Komponist! Man muß gleich gehen. Ihn herauszubitten — ich fürchte nur, er ist schon fort! was wird er von mir denken! Ihr, Besten, seid ihm doch höflich begegnet? Was ist denn eigentlich geschehen?“

„Gescheh'n?“ versetzte der Gemahl dem die Aussicht auf



### Zur Modernisierung Chinas.

Durch eine Verfügung der neuen republikanischen Regierung ist das Zopftragen in China verboten worden. Denjenigen Chinesen, die sich diesem Verbot nicht fügen wollen oder entzogen haben, wird oftmals auf öffentlichen Plätzen und Straßen durch Regierungssoldaten der Zopf abgeschnitten. Unsere Aufnahme stammt aus dem gewählten Sitz der neuen Regierung Nanking.

den Besuch eines berühmten Mannes unmöglich allen Aerger auf der Stelle niederschlagen konnte; „der tolle Mensch hat von dem Baum den ich Eugenie bestimmte, eine der neun Orangen abgerissen, hm! das Ungeheuer! Somit ist unserem Spaß geradezu die Spitze abgebrochen, und Max mag sein Gedicht nur gleich lass'eren.“

„O nicht doch!“ sagte die dringende Dame; „die Lücke läßt sich leicht ausfüllen, überlaßt es nur mir. Geht beide



### Ein Riesen-Seefloß.

Die amerikanischen Wälder sind trotz großer Rodungen noch reich an Holzbeständen. Diese werden auf den großen Strömen zu Flößen vereint und aus der Wildnis in die großen Industriezentren geschafft. Ganz besonders interessant ist der Transport solcher Flöße über See, da er große Gefahren für das Schleppschiff mit sich bringt und bei einem Reissen des Floßes bei hohem Wellengang auch anderen Schiffen böse Mitspielen kann. Gleichwohl kann man an der Westküste Amerikas häufig riesenhafte Seeflöße sehen, die an beiden Enden zigarrenförmig zu laufen, um besser vorwärts zu kommen. Das oben abgebildete Floß enthält nicht weniger als 800 000 laufende Fuß Holz.



Robert Koch, die Schlafkrankheit bekämpfend.

Ein Denkmal für den berühmten Bakteriologen Professor Robert Koch, den Bekämpfer der Schlafkrankheit, hat der bekannte Bildhauer Professor Gustav Eberlein geschaffen.

Eine römische Säule bei Trier.

In dem Dorfe Igel oberhalb Trier steht ein römisches Familiengrabdenkmal, welches im Jahre 200 n. Chr. errichtet wurde. Es ist mit Reliefdarstellungen verziert.

Ein historisches Jagdschlößchen.

In der Albrechtstraße zu Berlin steht auf einem Holzplatze ein kleines Gebäude, das einst dem Großen Kurfürsten als Jagdschlößchen gedient hat. In seinem einfachen und gediegenen Formen dürfte es als Muster für manches moderne Gartenhaus gelten.



jetzt, erlöst, empfängt den guten Mann, so freundlich und so schmeichelhaft ihr immer könnt. Er soll, wenn wir ihn irgend halten können, heut' nicht weiter. Trefft ihr ihn nicht im Garten mehr, sucht ihn im Wirtshaus auf und bringet ihn mit seiner Frau. Ein größeres Geschenk, eine schönere Ueberraschung für Eugenien hätte der Zufall uns an diesem Tag nicht machen können."

"Gewiß!" erwiderte Max, "dies war auch mein erster Gedanke. Geschwinde, kommen Sie Papa! Und" — sagte er, indem sie eilends nach der Treppe liefen — "der Verse wegen seien Sie ganz ruhig. Die neunte Muse soll nicht zu kurz kommen; im Gegenteile, ich werde aus dem Unglück noch besonderen Vortel ziehen." — "Das ist unmöglich!" — "Ganz gewiß." — "Nun, wenn das ist — allein ich nehme dich beim Wort — so wollen wir dem Querkopf alle erdenkliche Ehre erzeigen."

So lange dies im Schloß vorging, hatte sich unser Quasi-Gefangener ziemlich unbesorgt über den Ausgang der Sache, geraume Zeit schreibend beschäftigt. Weil sich jedoch gar niemand sehen ließ, fing er an unruhig hin und her zu gehen; darüber kam dringliche Votschaft vom Wirtshaus, der Tisch sei schon lange bereit, er möchte ja gleich kommen, der Postkillion pressiere. So suchte er denn seine Sachen zusammen und wollte ohne weiteres aufbrechen, als beide Herren vor der Türe erschienen.

Der Graf begrüßte ihn, beinahe wie einen früheren Bekannten, lebhaft mit seinem kräftig schallenden Organ ließ ihn zu gar keiner Entschuldigung kommen, sondern erklärte sogleich seinen Wunsch das Ehepaar zum wenigsten für diesen Mittag und Abend im Kreise seiner Familie zu haben. "Sie sind uns, mein lieber Maestro, so wenig fremd, daß ich wohl sagen kann, der Name Mozart wird schwerlich anderswo mit mehr Beacisterung und häufter genannt als hier. Meine Nichte singt und spielt, sie bringt fast ihren ganzen Tag am Flügel zu lennt Ihre Werke auswendig und hat das größte Verlangen Sie einmal in wehrerer Nähe zu sehen, als es voriaren Winter in einem Ihrer Konzerte anging. Da wir nun demnächst auf einige Wochen nach Wien gehen werden, so war ihr eine Einladung beim Fürsten Gallizin, wo man Sie öfter findet, von den Verwandten versprochen. Jetzt aber reisen Sie nach Prag, werden sobald nicht wiederkehren, und Gott weiß, ob Sie der Rückweg zu uns führt. Machen Sie heute und morgen Rasttag! Das Fuhrwerk schicken wir sogleich nach Hause und mir erlauben Sie die Sorge für Ihr Weiterkommen."





# Chinette.

Von Pierre D'Ermitte.  
Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Richardz.



Die arme kleine Chinette ist heute unsäglich traurig. Ihre Stimme hat sie verloren, die frische kriaubelle Stimme, die seit zwei Monaten die Sensation von Paris bildet und die den Gesprächsstoff auf dem Asphalt zwischen der Madelaine und der Porte-Saint-Martin abgibt.

Wo mag sie sich das nur geholt haben? Jrgendwo doch! Bei der Hochzeit des Soundo, oder bei der Beerdigung des Ding-da? . . . Kurz, er ist da, der Katarrh, der eines Droischentutschers würdig wäre.

Und in drei Tagen die Premiere!  
Das ist so ihr altes Pech. Bei den Proben vor dem großen dunklen leeren Saale auf der Bühne, die nur von zwei gelben Gasflammen erhellt wird, spielt sie mit einer Leidenschaft, die Mufflo, dem Regisseur, einem fetttrohenden häßlichen Menschen, Tränen entlockt. Einmal, als er sie gerade aus seinem Schnurrbart wischte, schrie er: Unerbort! mich alten Stoch zum Heulen zu bringen! Diese kleine Kröte hat ihre hunderttausend Franken in der Kehle! Und als

Mit kameradschaftlichen Grüßen schreitet sie jetzt an den Angestellten vorüber und versucht ein Lächeln; es mißlingt und sie erkennt, daß sich das Uebel nicht hinwegtäuschen läßt, sondern immer trotziger auftritt, wenn es auf Augenblicke unterdrückt gewesen.

An allen Premierentagen ist Mufflo von einer grenzenlosen Aufgeregtheit. So gerät er denn heute, als ihm mitgeteilt wird, Chinette könne wahrscheinlich nicht auftreten, in eine wahre Berserkerwut. „Schön,“ sagt er, „ah, das wird man ja sehen.“

Und ohne sich die Zeit zu nehmen, seine Hände vom Auflissenstaub zu befreien, stürmt der Theatergewaltige, geladen wie ein Pulversack, durch die Gruppen der Bühnenarbeiter, Geräte umstürzend, Stricke mitziehend und verwirrend, durch den Bühnenraum dahin; dann läuft er die kleinen krachenden Treppen hinauf, die zu den Umkleidekabinen führen; fortwährend widerhallen die Korridore von seinen gewohnten Flüchen. Die Tür zu Chinettes Loge stößt er mit solcher

### Sinnsprüche.

Dein Ja sei lang' bedacht, doch heilig;  
Dein Nein sprich mild, doch nicht zu eilig,  
So wird das Ja den Freund erfreuen,  
Das Nein dich selber niemals reuen.

Anastasius Grün.

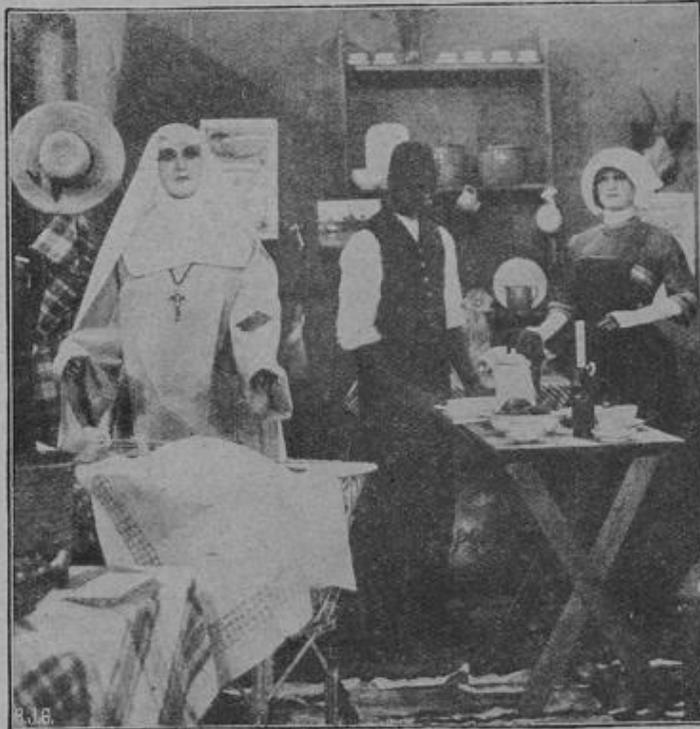
Menschenkenntnis nennt man gern den Unglauben  
an Tugend und Rechtichaffenheit.

Engel.

Einzelne wenige zählen, die übrigen sind alle blinde  
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.  
Schiller.

Wenn der Rab' schweigend essen könnt',  
So wär' niemand, der 's ihm mißgönnt.

Kollenhagen.



### Küche eines Farmers in Deutsch-Südwest-Afrika.

Mit großem Interesse begegnet man der am 24. Februar in Berlin im Beisein der Kaiserin eröffneten Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“. Darin ist auch die einfache Küche ausgestellt, die, nur mit dem Notwendigsten versehen, für den Farmer genügen muß.

bei dieser Probe der alte Souffleur aus seinem Kasten kroch: „Ah, Fräulein, so was . . . das habe ich in meinen zwanzig Jahren, die ich soufflierte, noch nicht erlebt! Ah, Fräulein!“

An den Spieltagen fehlt ihr immer etwas, . . . sie hat niemals Glück. So will es ihr Mißgeschick. . . .

Zwei Tage später: Premierentag.

Weithin leuchtet die Fassade des Theaters über den Boulevard. Ueber schreiende Farben ergießt sich das weiße Licht der elektrischen Lampen. Eine große Menschenmenge drängt sich auf den Bürgersteigen. Um die Billetverkäufer bilden sich Gruppen und die Schupsteute haben Mühe, Verlehrsstockungen zu verhindern.

Während so die Menge zu den Eingängen des Theaters drängt, entseigt Chinette ihrem Wagen vor einer kleinen Seitentür: sie ist dicht in Pelze gehüllt und schlüpft geschwind durch eine schmale Seitentür, damit niemand sie erkenne.

Einer Gewaltkur verdankt sie es, daß die Stimme wiedergekommen ist; das ist aber alles, ihr fehlt die frühere Kraft und der köstliche Schmelz. ihr ganzes Wesen sträubt sich gegen den außerleuten Zwang. Vergebens hat sie immer wieder geübt und sich zu überzeugen versucht, daß die Krankheit auf Einbildung beruhe.

Hestigkeit auf, daß der Umkledefrau, die hinter ihr steht, kaum noch Zeit bleibt, sich vor dem Zerdrücktwerden zu retten.

Chinette ist noch im Straßenkostüm und sitzt in einem Sessel; sie hatte nicht den Mut gehabt, auch nur den Hut abzulegen.

„Na, was ist los?“

„Ich bin keinen Schuß Pulver wert heute,“ bringt die junge Künstlerin hervor, und sieht den Regisseur mit ihren feuchtschimmernden, rußschwarzumranderten Augen an.

„Schuß Pulver! Damit haben wir hier nichts zu schaffen. Du trittst heute auf, verstanden. Und zwar im ersten Akt; nimm dich zusammen, es sind noch zwanzig Minuten! Das wäre ja noch schöner. . . .“

„Ich glaube, daß daraus nichts wird.“

Da ist's zu Ende mit Mufflos Beherrschung. „Das ist doch zu stark. Einfach unerbort. Geradezu unausstehlich mit diesen Frauenzimmern. Da lassen sie sich Künsthundertfrankenscheine geben und bringen zur Premiere Mißgrüne mit. Nette Sache! Das Publikum gehen lassen. . . . Uebrigens kenne ich ja den Trick; darauf sind wir gefaßt, mein Kind. Wenn da nicht wieder der Konkurrenzdirektor, der elende Valentin, hintersteckt! Ich habe mehr Zulauf als er, mithin liegt die Sache sehr einfach. Natürlich hat

er dich bestochen und du spielst Migräne. Doch das verjängt nicht! Dazu bin ich ein zu alter Praktikler; auf solche Hintertreibungen falle ich nicht hinein. . . Mein Name ist Mufflo, das besagt genug. Du trittst auf und zwar heute oder überhaupt nicht mehr und nirgends mehr. Man wird dich an keiner Bühne mehr zulassen. Dafür werde ich sorgen. Dann ist's mit deiner Laufbahn aus und man wird ja sehen, wer am längsten aushält."

Laut hallt seine rohe Stimme in dem kleinen Raume wieder und die umherstehenden Nippfächer erzittern unter den Fußritten des erregten Mannes; unterdes sieht Chinette blaß und zitternd da und schließt sich an, zu sagen:

"Nun denn, ich trete auf."  
Und sie trat auf. . .

Ein fataler Zufall wollte, daß ihre Rolle voll war jenes prickelnden übersäumenden Lebens, jenes Champagner-temperamentes, das der Künstlerin eigen war, und mit dem sie gewöhnlich glänzte.

Bei ihrem Auftreten ertönt lautes Händelatschen und das Aufstoßen unzähliger Spazierstöcke wird hörbar: es ist ja Chinette, . . . endlich! . . . Die glänzende, hüpfende, kleine Chinette! Ah wie herrlich! Bravo, bravo!

Da steht sie nun hinter der Rampe und möchte sich bezaubern an dem Beifall, den man ihrem Auftreten bereitet. Ihre Nasenflügel blähen sich und gierig schlürft sie den prickelnden Wein dieser Vergötterung; dabei betrachtet die Gefeierte die klatschenden Hände und das breite Lächeln der reichen Boulevardiers.

Aber sie erduldet dabei unaussprechliche Qualen. Mufflos scharfes Auge ist hinter ihr. Gespannt und unablässig betrachtet er sie durch einen Riß in der Dekoration. Besorgt steht er da; ihm bangt um den Erfolg.

Eine Minute hält Chinette den Saal in Spannung. Man sieht nicht den schmerzlichen Zug um ihre Lippen. Das Publikum hält das Zögern für berechnetes Spiel und nimmt es wohlwollend hin; erwartet es doch, daß sich im nächsten Augenblicke diese starre Figur entsalten werde, daß die Lippen sich öffnen, um in einem schallhaften Lächeln die weißen Zähne zu zeigen; . . . und in der gleichen Sekunde erwartet es das teuflisch aufleuchtende Feuerwerk ihrer Augen.

"Los, Chinette! Fertig? Nun, willst du?"

Da beginnt Chinette.

Zunächst lacht man im Zuschauerraum gewohnheitsmäßig. Aber sie spielt sonderbar heute abend! . . . Ihr Spiel ist, könnte man beinahe sagen, schlecht. Auf der Galerie hört mancher nicht gut; und da man doch immerhin einen Franken bezahlt hat, so kann man doch wohl Besseres verlangen.

"Lauter!" ruft ein Fuhrmann von oben herab.

Und sich, Chinette gehorcht. . . . Für einen Augenblick kehrt die alte Kraft der Stimme zurück und wie silberheller Glockenklang schwirrt ihr Gesang in der zweiten Szene.

"Aha!" — "Bravo, Chinette!" Jetzt legt sie los.

Aber schon kann sie nicht mehr: Ihre Zunge ist trocken, und sie hat das Gefühl, als lege sich eine eiserne Hand um ihre Kehle. Ihr ist, als sausten Hammerschläge auf ihren Nacken nieder und ihr Lachen klingt falsch, erzwungen zwischen den blutleeren Lippen. Da plötzlich platzt das Publikum heraus, ein Pfiff ertönt, zwei Pfiffe. Dann saust eine Apfelsine durch die Luft: das Partet sieht auf und von den Galerien brüllt man: Mäh! Mäh! Mäh! Mieriki!

Hinter den Kulissen rast Mufflo und stucht wie ein Türke. Chinette, die Angebetete von gestern, die Vielgeliebte und Gerühmte, steht da und blickt in den Saal, in die jubelnde Menge, die sie begeistert. Das ist die Welt! Schau dir sie gut an, Chinette, und lerne, was ihre Begeisterungen, Zuneigungen und Verhimmelungen wert sind! Und hoch aufgerichtet, erzitternd, ihren stehenden Schmerz vergessend, betrachtet sie dieses Rätsel, den unverborgenen Egoismus . . . , der durch den Mißerfolg eines einzigen Tages in seiner ganzen Hestigkeit zum Ausbruche gelangt. Sieh zu, Chinette, und präge es dir ein! . . . Tierstimmen und schrille Pfiffe kommen aus allen Ecken und einzelne Äpfel fallen auf die Bühne. "Med med!" — "Das Geld zurück!" Mäh! verschwinden unter der Hestigkeit dieses Eindrucks Schmerz und Bekommenheit. . . . Die junge Schauspielerin macht eine Handbewegung, als wolle sie singen.

Und wirklich, sie singt; sie nimmt ihre Rolle wieder auf; wie ein gepfeiftes Tier geht diesmal die letzte Kraft ihres feurigen Temperaments mit ihr durch. Fremd, erhaben und verachtungsvoll zugleich sprudelt unter ihren gekrümmten Lippen die Melodie.

Nichts ist an diesem Wesen, das die Schauspielerin verrät. Man könnte sagen, sie lebe wirklich ihrer Rolle und daß sie gleich im fünften Akte wirklich unter dem Dolche ihres Drammen fallen werde. Es ist unglaublich, unerreich! Noch nie hat man ein solches Spiel gesehen! Nicht Hunderttausende hat sie in der stehle, nein, Millionen! . . . Soviel sie will!

"Bravo, Chinette! Bravissimo! . . . Arraus!! . . ."

Zwei Tage später:

Im Hause der Künstlerin auf dem Boulevard Monceau, steigt eine Krankenschwester langsam die Stufen der Treppe hinauf. Eine Pflicht, wie sie der Gehorsam überraschenderweise mitunter auferlegt. Die arme Schwester ist ein wenig beunruhigt ob der Rolle, die man sie spielen heißt. Und während sie an den hohen marmornen Frauengestalten, die im Treppenhaus als Standelaber dienen, vorübergeht, denkt sie an die armen Vorortbehausungen, wo sich besser anläßt, die Armen und Kranken zu pflegen.

Sie ist ein wenig befangen und fragt schüchtern:

"Wohnt hier vielleicht Fräulein Raymonde Chinette?"

"Jawohl, Schwester", antwortet der Diener.

"Sie erwartet mich, nicht wahr?"

"Ganz recht. Folgen Sie mir bitte."

Die kleine Schwester durchschreitet jetzt den großen Salon, dann das Voudoir, von dessen silbergrauem Plüsch sich ihr einfaches Tuchkleid wie ein Stück Trauer abhebt. Ein zierliches Köpfchen löst nun den Diener ab, öffnet die Tür und läßt die Schwester in das Schlafzimmer Chinettens eintreten.

Und hier sieht sie, an Stelle des strahlenden Sternes der Bühne, den sie sich vorgestellt hatte und von dem alle Zeitungen und Plakatsäulen sprachen, ein junges krankes Weib, dessen Gesicht eine blendend weiße Matinee noch gelber und eingefallener erscheinen läßt. Das kurze und ungeordnete Haar hängt lose in die Stirne. . . . Die glühenden Hände streckt Chinette sehnüchlich nach der eintretenden Schwester aus, und dann kommt es wie ein Hauch aus einer anderen Welt von ihren Lippen:

"Oh, Schwester, . . . wenn Sie wüßten!"

"Ja, . . . wüßten Sie nur . . . um wieviel besser Sie es haben!"



Ein Wunderkind.

Ein sechsjähriges Mädchen in Unterhaching dürfte wohl das stärkste Kind der Welt sein. Es trägt einen Mann auf den Schultern, der je ein Gewicht von 50 Kilogramm in den Händen hat.



## Humor.



**Prompte Antwort.** In einer kleinen Residenzstadt veranstaltete Baronin v. W. zum Besten eines Krankenhauses einen Bazar und übernahm auch persönlich einen Verkaufstand. In Gesellschaft mehrerer Herren trat an diesen auch ein bekannter Geizhals heran, schien aber nicht die geringste Absicht zu haben, etwas zu kaufen. Die Baronin suchte ihn nun in liebenswürdigster Weise zum Kauf einer Kleinigkeit zu ermuntern: „Ein hübsches Notizbuch gefällig?“ „Danke, brauche keins!“ „Ein Bleistift vielleicht?“ „Danke, ich schreibe nicht!“ „Diese niedliche Bonbonniere?“ „Danke, nache nicht!“ „Ich würde Ihnen nun noch dieses Stück Seife anbieten, wenn ich nicht befürchten müßte, zur Antwort „Danke, ich wasche mich nicht!“ zu erhalten.“

**Von der Sekundärbahn.** Zugführer, die Wagentür zuverfend: „Fertig!“ — Vater, neben dem bereits 4 Kinder stehen: „Machen Sie schnell noch einmal auf, mein Kleinstes ist noch drinnen.“ Zugführer: „Kind nächste Station in Empfang nehmen — Abfahren!“

**Kindermund.** Der Onkel des kleinen Emil hat durch einen Unglücksfall ein Bein verloren. Emil fragt nun die Mutter: „Mutti, nicht wahr, das eine Bein von Onkel Paul ist schon im Himmel?“

**Wahrscheinlich.** Werstarbeiter ziehen ein Tau ans Land. Nachdem sie bereits 10 Minuten lang gezogen haben und das Ende noch immer nicht kommen will, meint einer: „Du, Pitter, ich glöv, de Feich hann et Engt affgebess.“

**Die beste Sommerfrische.** „Nun, Herr Meyer, in welchem Bad waren Sie denn?“ „Oh, ich habe herrliche Sommerferien verlebt. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit, Spaziergang nach Belieben, Stat, Kegeln, Billard bis dorthinaus. Meine Frau war nämlich im Bad und ich daheim.“

**Vom Kasernenhof.** Unteroffizier: Kerls, seid ihr schlappe Bengels, ich komme mir wahrhaftig vor wie eine Kaffeebohne zwischen Malzkaffee.



## Räselecke.



### Zitaten-Räsel.

Aus folgenden sieben Zitaten ist je ein Wort richtig zu wählen; die gefundenen Worte richtig zusammengestellt, ergeben wieder ein Zitat von Schiller:

1. Es ziehet der Bursch in die Weite. (Uhland.)
2. O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimlehrt. (Schiller.)
3. Mir bleibt, wenn du geschieden, mein traurig Herz allein. (Herz.)
4. Dies alles ist mir untertänig. (Schiller.)
5. Die Mutter folgt der Menge. (Heine.)
6. Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb. (Schiller.)
7. Werde Mann und dir wird eng die unendliche Welt. (Schiller.)

#### 1. Räsel:

Was heute fast vor jeder Tür,  
Trug einst der Ritter im Turnier.

#### Begierbild.



Wo ist der Gast?

#### 2. Räsel.

Die ersten Silben lärmten,  
Die dritte kann uns wärmten,  
Das Ganze zittert,  
Von jedem Wort erschüttert.

### Königszug.

fer	in	Bo	b	ie	b
ne	nen	eu	ne	en	in
er	br	n	fr	b	o
ge	o	ie	b	e	er
du	su	e	nen	hn	im
ch	st	b	i	at	oo

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

#### Königszug:

Willst du, daß der Schönheit Günst  
Ganz sich dir erschließen,  
Sieh mit Künstlerblick die Kunst  
Grüble nicht, — genieße.

Logogramm: Dachs, Lachs, Sachs, Wachs.

Streichholzaufgabe:



Reihenräsel: Verta, Taler, Lerche, Chemie, Nieder, Dervisch, Wischtuch, Tucher, Erker, Kerze, Zement, Mentor, Orkan, Kantor, Tortur, Turnier, Rierstein, Steinmeh, Metzger, Gerber.

2. Räsel: Delpfi — Delpfin.

Wissitenkartenräsel: Schreibmaschinistin.

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 12.

Sonntag, 17. März.

Jahrgang 1912.

## Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

(Fortsetzung.)

Der Komponist, welcher in solchen Fällen der Freundschaft oder dem Vergnügen leicht zehnmal mehr, als hier gefordert war, zum Opfer brachte, besann sich nicht lange; er sagte diesen einen halben Tag mit Freuden zu, dagegen sollte morgen mit dem frühesten die Reise fortgesetzt werden. Graf Max erbat sich das Vergnügen, Madame Mozart abzuholen und das Nötige im Wirtshaus abzumachen. Er ging, ein Wagen sollte ihm gleich auf dem Fuße nach-

folgen. Von diesem jungen Mann bemerken wir beiläufig, daß er mit einem von Vater und Mutter angeerbten heitern Sinn Talent und Liebe für schöne Wissenschaften verband und ohne wahre Neigung zum Soldatenstand sich doch als Offizier durch Kenntnisse und gute Sitten hervortat. Er kannte die französische Literatur und erwarb sich zu einer Zeit, wo deutsche Verse in der höheren Gesellschaft wenig galten, Lob und Gunst durch eine nicht gemeine Leichtigkeit der poetischen Form in der Muttersprache nach guten Mustern, wie er sie in Hagedorn, in Götz und anderen fand. Für heute war ihm nun, wie wir bereits vernahmen, ein besonders erfreulicher Anlaß geworden, seine Gabe zu nützen.

Er traf Madame Mozart, mit der Wirtstochter plav-

bernd, vor dem gedeckten Tisch, wo sie sich einen Teller Suppe vorausgenommen hatte. Sie war an außerordentliche Zwischenfälle, an tolle Siegreißsprünge ihres Mannes zu sehr gewöhnt, als daß sie über die Erscheinung und den Auftrag des jungen Offiziers mehr als billig hätte betreten sein können. Mit unverstellter Heiterkeit, besonnen und gewandt, besprach und ordnete sie ungesäumt alles Erforderliche selbst. Es wurde ungepackt, bezahlt, der Postillion entlassen, sie machte sich, ohne zu große Angstlichkeit in Herbeiführung ihrer Toilette, fertig und fuhr mit dem Begleiter wohlgenut dem Schlosse zu, nicht ahnend, auf welche sonderbare Weise ihr Gemahl sich dort eingeführt hatte.

Der befand sich inzwischen bereits sehr behaglich daselbst und auf das beste unterhalten. Nach kurzer Zeit sah er Eugénien mit ihrem Verlobten; ein blühendes, höchst anmutiges, imtiges Wesen. Sie war blond, ihre schlankte Gestalt in karmoisinrote, leuchtende Seide mit kostbaren Spitzen festlich gekleidet, um ihre Stirn ein weißes Band mit edlen Perlen. Der Baron, nur wenig älter als sie, von sanftem, offenem Charakter, schien ihrer wert in jeder Rücksicht.

Den ersten Aufwand des Gespräches bestritt, fast nur

### Der Aeroplan als Waffe.

Die Nachrichten vom türkisch-italienischen Kriegsschauplatz lassen erkennen, daß der Aeroplan, wie ja zu erwarten war, ein nützliches Kriegsinstrument sein wird. Allerdings hat man ihn dort mit Nutzen nur zur Beobachtung der Bewegungen im Gelände benutzt. Die französische Regie-



rung versucht jetzt, ihn im großen als Kriegswaffe verwendbar zu machen. Der französische Leutnant Bousquet hat nun einen Bombenlanzierapparat konstruiert, den er unterhalb eines Farman-Zweideckers anbringen ließ. Versuche haben ergeben, daß ein derartig armerter Aeroplan in einem Kriege fürchterliche Verheerungen anrichten würde.

zu freigebig, der gute launige Hausherr, vermöge seiner etwas lauten, mit Späßen und Händchen sattam geputzten Unterhaltungsweise. Es wurden Erfrischungen gereicht, die unser Reisender im mindesten nicht schonte.

Eines hatte den Flügel geöffnet, „Sigaros Hochzeit“ lag aufgeschlagen, und das Fräulein setzte sich an, von dem Baron akkompagniert, die Arie Susannas in jener Gartenszene zu singen, wo wir den Geist der süßen Leidenschaft trommelweise, wie die gewürzte sommerliche Abendluft, einatmen. Die seine Note auf Eugeniens Wangen wie zwei Atemzüge lang der äußersten Blässe; doch mit dem ersten Ton, der klangvoll über ihre Lippen kam, fiel ihr jede bestemmende Fessel vom Busen. Sie hielt sich lächelnd, sicher auf der hohen Woge, und das Gefühl dieses Moments, des einzigen in seiner Art vielleicht für alle Tage ihres Lebens, begeisterte sie völlig.

Mozart war offenbar überrascht. Als sie geendigt hatte, trat er zu ihr und sang mit seinem ungezierten Herzensausdruck an: „Was soll man sagen, liebes Kind, hier wo es ist wie mit der lieben Sonne, die sich am besten selber lobt, indem es gleich jedermann wohl in ihr wird! Bei solchem Gesang ist der Seele zumut' wie dem Kinde in der Welt nichts Besseres. Uebrigens, glauben Sie mir, unser einmüt' in Wien begegnet es nicht jeden Tag, daß er so lauter, ungeschminkt und warm, ja so komplett sich selber zu hören bekommt.“ — Damit erfaßte er ihre Hand und küßte sie herzlich. Des Mannes hohe Lebenswürdigkeit und Güte nicht minder als das ehrenvolle Zeugnis, wodurch er ihr Talent auszeichnete, ergriß Eugenie mit jener unwillkürlichen Nührung, die einem leichten Schwindel gleicht, und ihre Augen wollten sich plötzlich mit Tränen füllen.

Hier trat Madame Mozart zur Türe herein, und gleich darauf erschienen neue Gäste, die man erwartet hatte: eine dem Haus sehr eng verwandte freiherrliche Familie aus der Nähe, mit einer Tochter, Franziska, die seit den Kinderjahren mit der Braut durch die zärtlichste Freundschaft verbunden und hier wie daheim war.

Man hatte sich allerseits begrüßt, umarmt, beglückwünscht, die beiden Wiener Gäste vorgestellt, und Mozart setzte sich an den Flügel. Er spielte einen Teil eines Konzerts von seiner Komposition, welches Eugenie soeben einstudierte.

Die Wirkung eines solchen Vortrages in einem kleinen Kreis wie der gegenwärtige unterscheidet sich natürlicherweise von jedem ähnlichen an einem öffentlichen Orte durch die unendliche Befriedigung, die in der unmittelbaren Berührung mit der Person des Künstlers und seinem Genius innerhalb der häuslichen bekannten Räume liegt.

Es war eines jener glänzenden Stude, worin die reine Schönheit sich einmal, wie aus Laune, freiwillig in den Dienst der Eleganz beugt, so aber, daß sie, gleichsam nur verhüllt in diese mehr willkürlich spielenden Formen und hinter eine Menge blendender Lichter verdeckt, doch in jeder Bewegung ihren eigenen Adel verrät und ein herrliches Pathos verschwenderisch ausgießt.

Die Grafin machte für sich die Bemerkung, daß die meisten Zuhörer, vielleicht Eugenie selbst nicht ausgenommen, trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit und aller feierlichen Stille während eines bezaubernden Spiels, doch zwischen Auge und Ohr gar sehr geteilt waren. In unwillkürlicher Beobachtung des Komponisten, seiner schlichten, beinahe steifen Körperhaltung, seines gutmütigen Gesichts, der rundlichen Bewegung dieser kleinen Hände, war es gewiß auch nicht leicht möglich, dem Zudrang tausendfacher Kreuz- und Quergedanken über den Wundermann zu widerstehen.

Zu Madame Mozart gewendet, sagte der Graf, nachdem der Meister aufgestanden war: „Einem berühmten Künstler gegenüber, wenn es ein Kennerlob zu spüren gilt, das halt nicht eines jeden Sache ist, wie haben es die Könige und Kaiser gut! Es nimmt sich eben alles einzig und außerordentlich in einem solchen Munde aus. Was dürfen sie sich nicht erlauben, und wie bequem ist es z. B., dich hinterm Stuhl Ihres Herrn Gemahls, beim Schlußafford einer brillanten Phantasie dem bescheidenen klassischen Mann auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: „Sie sind ein Tausendsassa, lieber Mozart!“ Kaum ist das Wort heraus, so geht's wie ein Lauffeuer durch den Saal: „Was hat er ihm gesagt?“ — „Er sei ein Tausendsassa, hat er zu ihm gesagt!“ — Und alles was da geht und flüstert

und komponiert, ist außer sich von diesem einen Wort; kurzum, es ist der große Stil, der familiäre Kaiserstil, der unnaheliche, um welchen ich die Josefs und die Friedrichs von je beneidet habe, und das nie mehr als eben jetzt, wo ich ganz in Verzweiflung bin, von anderweitiger geistreicher Münze zufällig keinen Deut in allen meinen Taschen anzutreffen.“

Die Art, wie der Schäfer dergleichen vorbrachte, bestach immerhin und rief unaussprechlich ein Lachen hervor.

Nun aber auf die Einladung der Hausfrau, verfügte die Gesellschaft sich nach dem geschmückten runden Speisesalon, aus welchem den Eintretenden ein festlicher Blumengeruch und eine kühlere, dem Appetit willkommene Luft entgegenwehte.

Man nahm die schidlich ausgetheilten Plätze ein, und zwar der distinguierte Gast den feinigsten dem Brautpaar gegenüber. Von einer Seite hatte er eine kleine, ältliche Dame, eine unverheiratete Tante Franziskas, von der anderen die junge, reizende Nichte selbst zur Nebensitzerin, die sich durch Geist und Munterkeit ihm bald besonders zu empfehlen wußte. Frau Konstanze kam zwischen den Hauswirt und ihren freundlichen Geleitsmann, den Leutnant; die übrigen reiheten sich ein, und so saß man zu elfen nach Möglichkeit bunt an der Tafel, deren unteres Ende leer blieb. Auf ihr erhoben sich mitten zwei mächtig große Porzellanauflage mit gemalten Figuren, breite Schalen, gehäuft voll natürlicher Früchte und Blumen über sich haltend. An den Wänden des Saales hingen reiche Festons. Was sonst da war, oder nach und nach folgte, schien einen ausgedehnten Schmaus zu verkünden. Zeils auf der Tafel, zwischen Schüsseln und Platten, teils vom Serviertisch herüber im Hintergrund blinkte verschiedenes edle Getränk, vom schwärzesten Rot bis hinauf zu dem gelblichen Weiß, dessen lustiger Schaum herkömmlich erst die zweite Hälfte eines Festes krönt.

Bis gegen diesen Zeitpunkt hin bewegte sich die Unterhaltung von mehreren Seiten gleich lebhaft genährt, in allen Richtungen. Weil aber der Graf gleich anfangs einmal von weitem und jetzt nur immer näher und mutwilliger auf Mozarts Gartenabenteuer anspielte, so daß die einen heimlich lächelten, die anderen sich umsonst den Kopf zerbrachen, was er denn meine, so ging unser Freund mit der Sprache heraus.

„Ich will in Gottes Namen beichten,“ fing er an, „auf was Art mir eigentlich die Ehre der Bekanntschaft mit diesem edlen Haus geworden ist. Ich spiele dabei nicht die würdigste Rolle, und um ein Haar, so säß' ich jetzt, statt hier vergnügt zu tafeln, in einem abgelegenen Arrestantenwinkel des gräßlichen Schlosses und könnte mir mit leerem Magen die Spinnweben an der Wand herum betrachten!“

„Nun ja!“ rief Madame Mozart, „da werd' ich schöne Dinge hören.“ Ausführlich nun beschrieb er erst, wie er im Weißen Hof seine Frau zurückgelassen, die Promenade in den Park, den Unstern in der Laube, den Handel mit der Gartenpolizei, kurz, ungefähr was wir schon wissen, gab er alles mit größter Treuherzigkeit und zum höchsten Ergötzen der Zuhörer preis. Das Lachen wollte fast kein Ende nehmen; selbst die gemäßigste Eugenie enthielt sich nicht: es schüttelte sie ordentlich.

„Nun,“ fuhr er fort, „das Sprichwort sagt: hat einer den Nutzen, dem Spott mag er truben. Ich hab' meinen kleinen Profit von der Sache, Sie werden schon sehen. Vor allem aber hören Sie, wie's eigentlich geschah, daß sich ein alter Knidskopf so vergessen konnte. Eine Jugenderinnerung war mit im Spiele.“

Im Frühling 1770 reiste ich als dreizehnjähriges Bürschchen mit meinem Vater nach Italien. Wir gingen von Rom nach Neapel. Ich hatte zweimal im Konservatorium und sonst zu verschiedenen Malen gespielt. Adel und Geistlichkeit erzeigten uns manches Angenehme, vornehmlich attachierte sich ein Abbate an uns, der sich als Kenner schmeichelte und übrigens am Hofe etwas galt. Den Tag vor unserer Abreise führte er uns in Begleitung einiger anderen Herren in einen königlichen Garten, die Villa Reale, bei der prachtvollen Straße geradlin am Meere gelegen, wo eine Bande sizilianischer Commedianti sich produzierte — sigli di Nettuno, wie sie sich neben anderen schönen Titeln auch nannten. Mit vielen vornehmen Zuschauern, worunter selbst die junge lebenswürdige Königin Karolina samt zwei Prinzessen, saßen wir auf einer langen Reihe von Bänken im Schatten einer zeltartig be-

bedekten, niederen Galerie, an deren Mauer unten die Wellen plätscherten. Das Meer mit seiner vielfarbigen Streifung strahlte den blauen Sonnenhimmel herrlich wider. Gerade vor sich hat man den Besud, links schimmert sanft geschwungen eine reizende Küste herein.

Die erste Abteilung der Spiele war vorüber; sie wurde auf dem trockenen Bretterboden, einer Art Klöße, ausgeführt, die auf dem Wasser stand und hatte nichts Besonderes; der zweite aber und der schönste Teil bestand aus lauter Schiffer-, Schwimmer- und Taucherstücken und blieb mir stets mit allen Einzelheiten frisch im Gedächtnis eingepägt.

Von entgegengesetzten Seiten her näherten sich einander zwei zierliche, sehr leicht gebaute Barken, beide, wie es schien, auf einer Luftfahrt begriffen. Die eine, etwas größere, war mit einem Halberdeck versehen und nebst den Ruderbänken mit einem dünnen Mast und einem Segel ausgerüstet, auch prächtig bemalt, der Schnabel verguldet. Fünf Jünglinge von idealischem Aussehen, kaum bekleidet, Arme, Brust und Beine dem Anschein nach nackt, waren teils an dem Ruder beschäftigt, teils ergötzen sie sich mit einer gleichen Anzahl artiger Mädchen, ihren Geliebten. Eine darunter, welche mitten auf dem Verdeck saß und Blumenkränze wand, zeichnete sich durch Wuchs und Schönheit sowie durch ihren Putz vor allen übrigen aus. Diese dienten ihr willig, spannten gegen die Sonne ein Tuch über sie und reichten ihr die Blumen aus dem Korb. Eine

Schauspiel, unter Mitwirkung der Musik, die auf dem Uferdamm aufgestellt war.

Eine der Jungfrauen machte den Anfang und schickte fürs erste ein paar Pomeranzen aus leichter Hand hinüber, die dort mit gleicher Leichtigkeit aufgefangen, alsbald zurückkehrten; so ging es hin und her, und weil nach und nach immer mehr Mädchen zuhalsen, so flog's mit Pomeranzen bald dem Duzend nach in immer schnellerem Tempo hin und wieder. Die Schöne in der Mitte nahm an dem Kampfe keinen Anteil, als daß sie höchst begierig von ihrem Schemel aus zusah. Wir konnten die Geschicklichkeit auf beiden Seiten nicht genug bewundern. Die Schiffe drehten sich auf etwa dreißig Schritte in langsamer Beweuna umeinander, lehrten sich bald die ganze Planke zu, bald schief das halbe Vorderteil; es waren gegen vierundzwanzig Bälle unaufhörlich in der Luft, doch glaubte man in der Verwirrung ihrer viel mehr zu sehen. Manchmal entstand ein förmliches Kreuzfeuer, oft flogen sie und fielen in einem hohen Bogen; kaum ging einmal einer und der andere fehl, es war, als stürzten sie von selbst durch eine Kraft der Anziehung in die geöffneten Ringer.

So angenehm jedoch das Anse beschäftiat wurde, so lieblich ainea fürs Gehör die Melodien nebenher: sizilianische Weisen, Tänze, Saltarelli, Canzoni a ballo ein ganzes Quodlibet, auf Girlandenart leicht aneinandergehäut. Die jüngere Prinzess, ein holdes, unbefangenes Geschöpf, etwa von meinem Alter, begleitete den Taft gar

Der englische Niesenstreik.

Nachdem die Einigungsverhandlungen zwischen den Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gescheitert sind, streifen seit dem 1. März in England über eine Million Kohlenarbeiter. Durch den Kohlenmangel werden naturgemäß auch die übrigen Industrien in Mitleidenschaft gezogen. Der wirtschaftliche Schaden, den dieser Niesenstreik verursacht, wird einen Wert von Milliarden haben.

Der Streik der Kohlenarbeiter hat auch auf das Rheinisch-Westfälische Kohlenrevier übergegriffen. Nur die christliche Arbeitergesellschaft hat sich bisher geweigert, den Streik mitzumachen.



Flötenspielerin saß zu ihren Füßen, die den Gesang der anderen mit ihren hellen Tönen unterstützte. Auch jener vorzüglichen Schönen fehlte es nicht an einem eigenen Beschützer; doch verhielten sich beide ziemlich gleichgültig gegeneinander, und der Liebhaber dachte mir fast etwas roh.

Inzwischen war das andere, einfachere Fahrzeug näher gekommen. Hier sah man bloß männliche Jugend. Welche jene Jünglinge Hochrot trugen, so war die Farbe der letzteren Seegrün. Sie stuyten beim Anblick der lieblichen Kinder, winkten Grüße herüber und gaben ihr Verlangen nach näherer Bekantschaft zu erkennen. Die Munterste hierauf nahm eine Nase vom Busen und hielt sie schelmisch in die Höhe, gleichsam fragend, ob solche Gaben bei ihnen wohl angebracht wären, worauf von drüben allerseits mit unzweideutigen Gebärden geantwortet wurde. Die Noten sahen verächtlich und finster darein, konnten aber nichts machen, als mehrere Mädchen einig wurden, den armen Teufeln wenigstens doch etwas für den Hunger und Durst zuzuwerfen. Es stand ein Korb voll Orangen am Boden; wahrscheinlich waren es nur gelbe Bälle, den Früchten ähnlich nachgemacht. Und jetzt begann ein entzückendes

artig mit Kopfniden; ihr Lächeln und die langen Wimpern ihrer Augen kann ich noch heute vor mir sehen.

Nun lassen Sie mich kürzlich den Verlauf der Posse noch erzählen, obschon er weiter nichts zu meiner Sache tut. Man kann sich nicht leicht etwas Hübscheres denken. Während dem das Scharmügel allmählich ausging und nur noch einzelne Würfe gewechselt wurden, die Mädchen ihre goldenen Äpfel sammelten und in den Korb zurückbrachten, hatte drüben ein Knabe, wie spielenderweis, ein breites, grüngefrühtes Netz ergriffen und kurze Zeit unter dem Wasser gehalten; er hob es auf, und zum Erstaunen aller fand sich ein großer, blau, grün und goldschimmernder Fisch in demselben. Die nächsten sprangen eifrig zu, um ihn herauszuholen, da glitt er ihnen aus den Händen, als wär' es wirklich ein lebendiger, und fiel in die See. Das war nun eine abgeredete Kriegslist, die Noten zu betören und aus dem Schiff zu locken. Diese, gleichsam bezaubert von dem Wunder, sobald sie merkten, daß das Tier nicht untertauchen wollte, nur immer auf der Oberfläche spielte, besannen sich nicht einen Augenblick, stürzten sich alle ins Meer, die Grünen ebenfalls, und also sah man zwölf gewandte, wohlgestaltete Schwimmer, den fliehenden

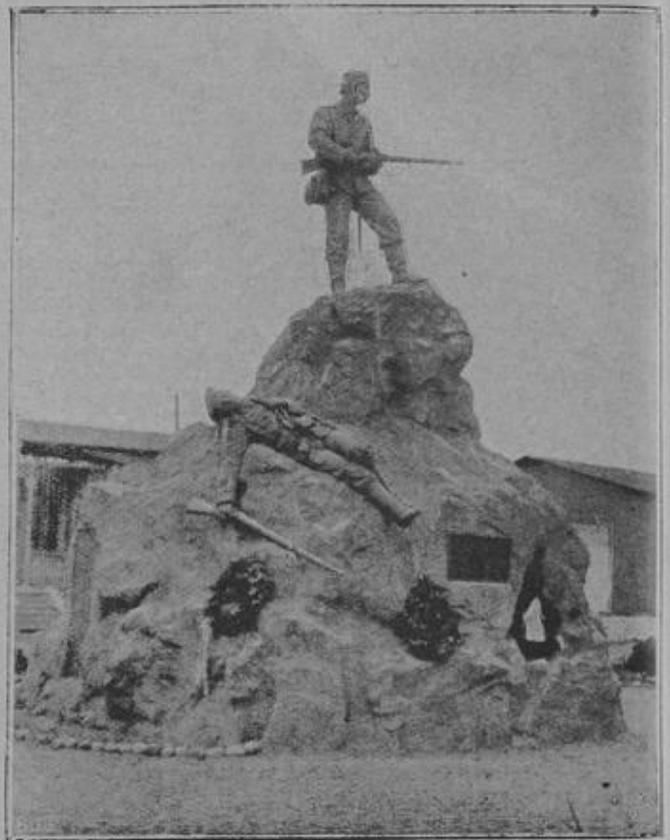
Fisch zu erhaschen bemüht, indem er auf den Wellen gaukelte, minutenlang unter denselben verschwand, bald da, bald dort, dem einen zwischen den Beinen, dem anderen zwischen Brust und Arm herauf, wieder zum Vorschein kam. Auf einmal, wie die roten eben am höchsten auf ihren Rang aus waren, erfaß die andere Partei ihren Vorteil und erstieg schnell wie der Blitz das fremde, ganz den Mädchen überlassene Schiff unter großem Getöse der letzteren. Der nobelste der Burschen, wie ein Merkur gewachsen, flog mit freudestrahlendem Gesicht auf die schönste zu, umfaßte, küßte sie, die, weit entfernt, in das Geschrei der anderen einzustimmen, ihre Arme gleichfalls feurig um den ihr wohlbekannten Zingling schlang. Die betrogene Schar schwamm zwar eilends herbei, wurde aber mit Rüdern und Waffen vom Bord abgetrieben. Ihre unnütze Wut, das Angstgeschrei der Mädchen, der gewaltsame Widerstand einiger von ihnen, ihr Bitten und Flehen, fast ersticht vom übrigen Marm, des Wassers, der Musik, die plötzlich einen anderen Charakter angenommen hatte — es war schön über alle Beschreibung, und die Zuschauer brachen darüber in einen Sturm von Begeisterung aus.

„In diesem Moment nun entwickelte sich das bisher locker einaebundene Seael: daraus ging ein roßiger Knabe hervor mit silbernen Schwingen mit Bogen, Pfeil und Köcher, und in anmutvoller Stellung schwebte er frei auf der Stange. Schon sind die Ruder alle in voller Tätigkeit, das Segel bläht sich auf: allein gewaltiger als beides schien die Gegenwart des Gottes und seine heftig vorwärts eilende Gebärde das Fahrzeug fortzutreiben, deraestalt, daß die fast atemlos nachliegenden Schwimmer, deren einer den goldenen Fisch hoch mit der Linken über seinem Haupte hielt, die Hoffnungen bald aufgaben und bei erschöpften Kräften notgedrungen ihre Zuflucht zu dem verlassenem Schiffe nahmen. Derweil haben die Grünen eine kleine bebunzte Halbinsel erreicht, wo sich unerwartet ein stattliches Boot mit bewaffneten Kameraden im Hinterhalt zeigte. Im Angesicht so drohender Umstände pflanzte das Häufchen eine weiße Flaage auf, zum Zeichen daß man gütlich unterhandeln wolle. Durch ein gleiches Signal von jenseits ermuntert, fuhren sie auf jenen Haltort zu, und bald sah man daselbst die guten Mädchen alle, bis auf die Eine die mit Willen blieb, vergnügt mit ihren Liebhabern das eigene Schiff besteigen. — Hiermit war die Komödie beendet.“

„Mir deucht,“ so flüsterte Eugenie mit leuchtenden Augen dem Baron in einer Pause zu, worin sich jedermann beifällig über das eben Gehörte aussprach, „wir haben hier eine gemalte Symphonie von Anfang bis zu Ende gehabt, und ein vollkommenes Gleichnis überdies des Mozartischen Geistes selbst in seiner ganzen Heiterkeit! Hab' ich nicht recht? ist nicht die ganze Anmut Figaros darin?“

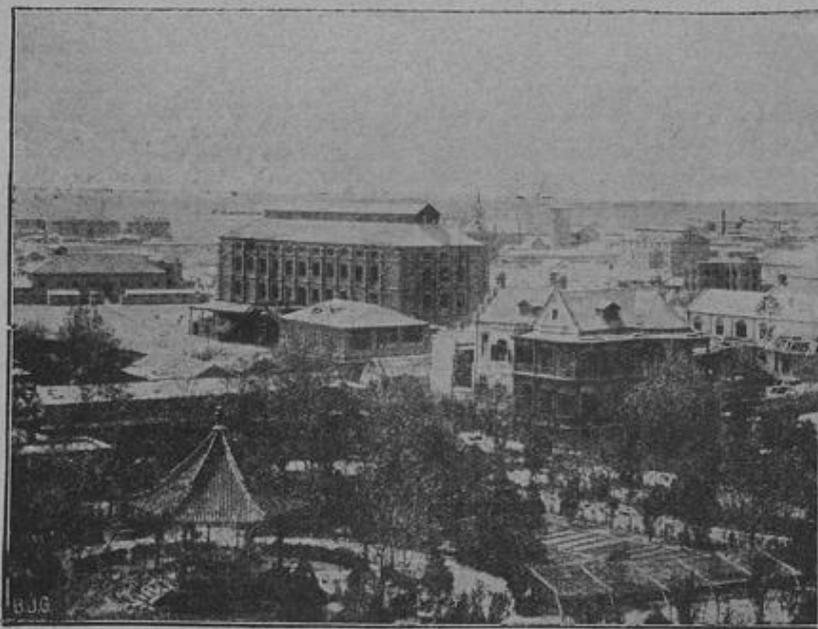
Der Bräutigam war im Beariff, ihre Bemerkung dem Komponisten mitzuteilen, als dieser zu reden fortfuhr.

„Es sind nun siebzehn Jahre her, daß ich Italien sah. Wer, der es einmal sah, insonderheit Neapel, denkt nicht sein Lebenlang daran, und wer auch, wie ich, noch halb in Kinderschuhen gesteckt! So lebhaft aber wie heut in Ihrem Garten, war mir der letzte schöne Abend am Golf taum jemals wieder aufgegangen. Wenn ich die Augen schloß — ganz deutlich, klar und hell, den letzten Schleier von sich hauchend, lag die himmlische Gegend vor mir verbreitet! Meer und Gestade, Berg und Stadt, die bunte



Ein Kriegerdenkmal in Südwestafrika.

Den Toten des Marinekorps, das bei Beginn des Hereroaufstandes in Südwestafrika gelandet wurde, ist ein prächtiges Denkmal in Swakopmund errichtet worden. Es zeigt einen verwundeten Matrosen, der bei der zu seinen Füßen liegenden Leiche seines Kameraden die Totenwache hält.



Zur Militärrevolte in China.

Zu China ist eine Militärrevolte ausgebrochen. Die Soldaten überfielen verschiedene reiche Kaufleute und plünderten die Läden. In Tientsin, das unsere Abbildung darbringt, nahmen die Ausschreitungen gegen die Fremdeniederlassungen bedrohlichen Charakter an, so daß auswärtige Truppenkontingente dorthin beordert werden mußten.

Menschenmenge an dem Ufer hin, und dann das wunder-  
samen Spiel der Bälle durcheinander! Ich glaubte wieder  
dieselbe Musik in den Ohren zu haben, ein ganzer Rosen-  
kranz von fröhlichen Melodien zog innerlich an mir vor-  
bei, Fremdes und Eigenes, Strenge und Plethi, eines immer  
das andere ablösend. Von ungefähr springt ein Tanz-  
liebchen hervor, Sechsbachtakt, mir völlig neu. — Halt,  
dacht' ich, was gibt's hier? Das scheint ein ganz verteuft  
niedliches Ding! Ich sehe näher zu — alle Wetter! das  
ist ja Masetto, das ist ja Zerlina! — Er lachte gegen  
Madame Mozart hin, die ihn sogleich erriet.



Ein Denkmal für die Pariser Feuerwehr.

Auf dem Place Violet wurde vor kurzem ein Denkmal  
zu Ehren der Pariser Feuerwehr errichtet. Das Denkmal  
stellt die Rettung eines jungen Mädchens dar.

„Die Sache,“ fuhr er fort, „ist einfach diese. In meinem  
ersten Akt blieb eine kleine leichte Nummer unerledigt,  
Duett und Chor einer ländlichen Hochzeit. Vor zwei Mo-  
naten nämlich, als ich dieses Stück der Ordnung nach  
vornehmen wollte, da fand sich auf den ersten Wurf das  
Rechte nicht alsbald. Eine Weise, einfältig und kindlich  
und sprühend von Fröhlichkeit über und über, ein frischer  
Busenstrauch mit Flatterband dem Mädchel angesteckt, so  
mußte es sein. Weil man nun im geringsten nichts er-  
zwingen soll, und weil dergleichen Kleinigkeiten sich oft  
gelegentlich von selber machen, ging ich darüber weg und  
sah mich im Verfolg der größeren Arbeit kaum wieder da-  
nach um. Ganz flüchtig kam mir heut' im Wagen, kurz eh'  
wir ins Dorf hereinfuhren, der Text in den Sinn; da spann  
sich denn weiter nichts an, zum wenigsten nicht, daß ich's  
würkte. Genna, ein Stündchen später, in der Laube beim  
Brunnen, erwisch' ich ein Motiv, wie ich es glücklicher und  
besser zu keiner anderen Zeit, auf keinem anderen We-  
ge er-  
funden haben würde. Man macht bisweilen in der Kunst  
besondere Erfahrungen, ein ähnlicher Streich ist mir nie vor-  
gekommen. Denn eine Melodie, dem Vers wie auf den  
Leib gegossen — doch um nicht vorzuareifen so weit sind  
wir noch nicht, der Vogel hatte nur den Kopf erst aus dem  
Ei, und auf der Stelle fing ich an, ihn vollends rein her-  
auszuschälen. Dabei schwebte mir lebhaft der Tanz der  
Zerlina vor Augen, und wunderbarlich spielte zugleich die  
lachende Landschaft am Golf von Neapel herein. Ich hörte  
die wechselnden Stimmen des Brautpaares, die Dirnen  
und Burichen im Chor.“

Hier trällerte Mozart ganz lustig den Anfang des  
Liedchens:

Giovinette, che fatte all' amore, che fatte all' amore,  
Non lasciate, che passi l'età, che passi l'età, che passi  
l'età!  
Se nel seno vi bulica il core, vi bulica il core,  
Il remedio vedete lo quà! La la la! La la la!  
Che piacer, che piacer che sarà!  
Ah la la! Ah la la u. s. f. \*)

\*) Liebe Schwestern, zur Liebe geboren,  
Nüßt der Jugend schön blühende Zeit!  
Hängt ihr's Köpichen in Sehnsucht verloren,  
Amor ist euch zu helfen bereit.

Tral la la!

Welch Vergnügen erwartet euch da! usw.

Fortsetzung folgt.

Sprichwörter.

Ob Mittersmann, ob Lanzenknecht,  
Ein jeder gern seinen Schoppen stecht!

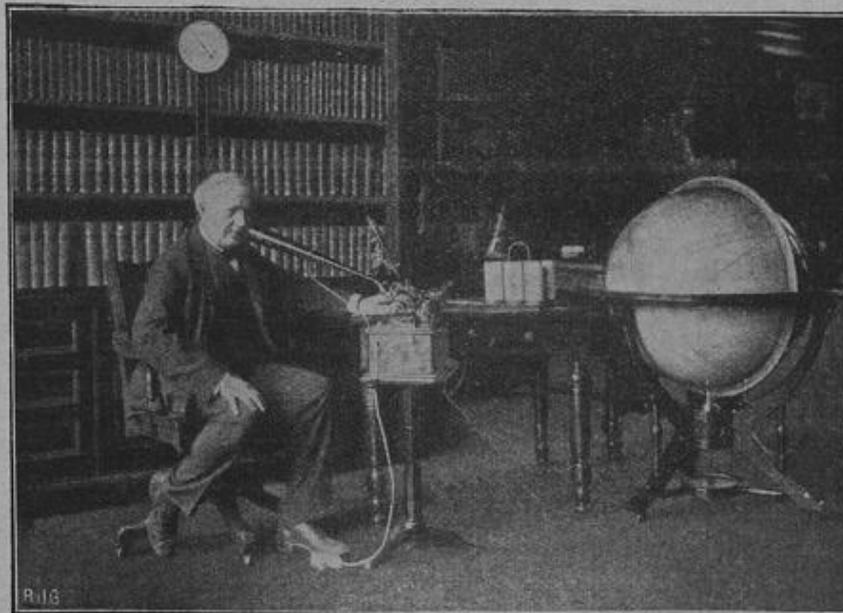
Alter Spruch.

Was fürchtest du den Tod, Väterchen? Es hat ja  
noch keiner erlebt, daß er gestorben ist.

Russisches Sprichwort.

Edison mit seiner Diktiermaschine.

Neben der Sprechmaschine und der Koh-  
lenfadendlampe hat der berühmte Ameri-  
kaner noch eine Anzahl kleiner Erfindun-  
gen gemacht. So neuerdings die Diktier-  
maschine. Diese in den verschiedensten  
Ausführungen und den eigenartigsten  
Bezeichnungen in den Handel kommenden  
Maschinen bestehen aus einem Phono-  
graphen, in welchen der Geschäftsmann  
seine Briefe oder der Gelehrte seine Ab-  
handlungen hineindiktirt, und einem Hö-  
rer, an dem der Schreiber später das  
Diktirte abhören kann, um es aufs Pa-  
pier zu übertragen. Ein mit dem Fuß zu  
regelnder pneumatischer Unterbrecher  
macht es dem Schreiber möglich, das  
Diktieren der Maschine zu regulieren.





### Entdeckt.

Humoreske nach dem Norwegischen von Hans Günther.  
Nachdruck verboten.



Im Besitze der Familie Bils befindet sich ein Schatz, der das ganze Entzücken der Frau Cornelia war: ein herrliches silbernes Service, das in einem kostbaren geschlitzten Schrank seinen Platz gefunden hatte. Dieser Schatz hatte eine interessante Geschichte. Ehe Herr Bils seine großen Coups an der Börse gemacht hatte und sozusagen von einem Tage zum anderen Millionär geworden war, hatte weder Frau Cornelia noch ihre Tochter Ulrike eine Ahnung von dem Vorhandensein eines solchen Schatzes gehabt. Sie waren zufrieden, täglich von ganz gewöhnlichen Tellern essen zu können. Doch als Herr Bils die erste Million besaß, änderte sich die Situation. Frau Bils warf ihre schlichten Gewohnheiten fort wie ein paar alte Handschuhe, und es überkam sie wie eine Eingebung, daß es ihre heilige Pflicht sei, dem Namen Bils Glanz zu verleihen. Ihre Freude war daher groß, als ihr eines Tages ein prachtvolles Silberservice angeboten wurde, des-

dem hohen Titel war sehr vermögend, nicht gerade überwältigend klug, doch äußerst gutmütig. Das freundliche Entgegenkommen von Fräulein Ulrike verfehlte nicht, Eindruck auf ihn zu machen, vielleicht trugen auch die Millionen ihres Vaters ihr Teil dazu bei — kurz, die Beziehungen gestalteten sich in kurzer Zeit so, daß alle Aussicht vorhanden war, das silberne Service sehr bald bei einem glänzenden Verlobungsfeſt prangen zu lassen.

Dem ersten Besuch des jungen Marquis folgte eine Einladung zu einem Diner, an das Frau Cornelia große Hoffnungen knüpfte. Wer weiß, ob nicht die solide Eleganz des Hauses und vor allem der herrliche Silberschatz bewirken würde, daß das erlösende Wort gesprochen wurde. Schwiegermutter eines geborenen Aristokraten, eines Marquis — es schwindelte Frau Cornelia bei dem Gedanken an diese Möglichkeit.

Dieser Gedanke rief in Frau Cornelia natürlich eine



Ein Denkmal für Björnsterne Björnson in Christiania.

Für den verstorbenen norwegischen National-Dichter Björnson wurde kürzlich in Christiania ein Denkmal feierlich enthüllt. Sein Schöpfer ist der norwegische Bildhauer Munkle Svendsen, der des Dichters Büste in Rodins Art aus dem Stein wie eine Vision auftauchend modellierte.

sen verschiedenen Teile ein geheimnisvolles, imponantes Familienwappen trugen. Der Preis war verhältnismäßig niedrig, und Frau Bils ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, das kostbare Service zu kaufen.

Als das Service einige Monate in ihrem Besitze war, hatte Frau Bils die Umstände, unter denen sie es erworben, völlig vergessen und betrachtete ihren Schatz mit einem Gefühl, als wäre er schon Jahrhunderte Eigentum der Familie. Das Wappen beirrte sie ja anfangs allerdings ein wenig; sie war sich nämlich nicht ganz klar darüber, ob sie es ihren eigenen oder ihres Mannes Ahnen zuschreiben sollte. Die Wahl war auch nicht leicht, denn ihres Mannes Vaters war Eisenbahner gewesen, während ihr eigener Vater die Stellung eines Postmannes bekleidet hatte. Allmählich überwand sie jedoch alle Strupel und gewöhnte sich daran, einfach von „unserem Wappen“ zu sprechen, und wer sich besonders dafür interessierte, der bekam eine längere Geschichte von dem Familienkloster zu hören.

Herr Bils, der trotz seiner Millionen-Erfolge ein einigermaßen vernünftiger Mensch geblieben war, erschrak, so oft die Rede auf das Service kam und flüchtete sich, wenn irgend möglich, in ein anderes Zimmer, um nicht seine erdichtete Geschichte mit anhören zu müssen.

Da geschah es, daß Frau Cornelia und Fräulein Ulrike auf einem Wohltätigkeitsfest die Bekanntschaft eines jungen französischen Marquis machten. Der junge Mann mit

hochgradige Nervosität hervor, als der Augenblick des großen Dinners herannah. Auch Fräulein Ulrike war lebhaft erregt, und ihr Herz schlug stürmisch, als sie ihn, vielleicht ihren „Zukünftigen“, erwartete. Er sprach zwar nicht viel, und was er sagte, war nichts weniger, denn geistreich; aber er sprach mit einem französischen Accent entzückend.

Man ging zu Tisch. Frau Cornelia hatte ganz richtig berechnet: das Silber tat Wunder; wie hypnotisiert starrte der junge Marquis unablässig auf die blinkenden Dinge.

Aha, lächelte Frau Cornelia, das habe ich mir gedacht, das Service nimmt ihn gefangen! Und im Bewußtsein ihres Sieges erzählte sie dem aufmerksam lauschenden Gast die Geschichte von dem alten ererbten Schatz der Familie.

Der Marquis wurde abwechselnd rot und blaß, sagte aber kein Wort. Nach einem Weilschen raffte er sich jedoch zu einer Unterhaltung mit Fräulein Ulrike auf. Es waren wahrlich keine Perlen, die seinem Munde entfielen, doch Fräulein Ulrike war genügsam und bewies in diesem besonderen Falle eine engelhafte Geduld. Diese wurde jedoch auf eine ziemlich harte Probe gestellt, als der Marquis nach dem Genuß verschiedener guter Weine seine Umgebung völlig zu vergessen schien und einen derben Fluch ausstieß, indem er gleichsam mit einem bösen Blick den ganzen Silberschatz musterte.

Fräulein Ulrike glaubte, daß nach diesem Kraftausbruch etwas Besonderes kommen müßte und betrachtete ihren Cavalier in gespannter Erwartung.

„Hahaha! Ihre Mutter ist wirklich eine drollige Frau!“  
„Meine Mutter? Ich verstehe Sie nicht, Herr Marquis“,  
stammelte das junge Mädchen, indem sie aus allen Him-  
meln fürzte.

„Verzeihung, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung.  
Ich wollte sagen, daß Ihre Frau Mutter höchst interes-  
sant zu erzählen versteht. Ich habe nur einen unglücklichen  
Ausdruck gewählt. Hoffentlich mißverstehen Sie mich  
nicht.“

„Nein, nein,“ erwiderte sie nervös.  
Es gelang ihr jedoch trotz aller Anstrengung nicht, wie-  
der eine richtige Unterhaltung in Fluß zu bringen, und  
zeitig schon nahm der Marquis Abschied, ohne das ersehnte  
Wort gesprochen zu haben.

Fräulein Ulrike war verzweifelt, fand aber Trost bei  
ihrer Mutter.

„Sei deshalb nicht traurig, Kind, es wird noch gut. Der  
junge Mann ist ein wenig zurückhaltend. Man sah es ihm  
ja an, daß er etwas auf dem Herzen hatte und nicht damit  
hervorzukommen wagte. Warte nur ruhig bis morgen, da  
werden wir sicher von ihm hören.“

Und ihre Prophezeiung ging in Erfüllung. Der Mar-  
quis ließ am nächsten Tage von sich hören, wenn auch in  
anderer Weise, als die Damen es erwartet hatten. Herr  
Bils erhielt nämlich von dem Anwalt des jungen Mar-  
quis folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr! Marquis  
N. ersucht mich, Ihnen mitzuteilen, daß er gestern ein sil-  
bernes Service in Ihrem Besitz gesehen hat, das vor zwei  
Jahren seiner Familie in Paris gestohlen worden ist. Es  
ist nicht seine Absicht, seine rechtliche Forderung auf das  
Service zur Geltung zu bringen, sondern er läßt Ihnen  
durch mich den Vorschlag machen, Ihnen die bezahlte Kauf-  
summe zurückzuerstatten, sofern Sie geneigt sind, die Ver-  
sachen ihrem Eigentümer zuzustellen. Im Nichtfalle, wenn  
Sie also auch fernerhin das Service zu behalten und zu  
benutzen beabsichtigen, muß mein Klient verlangen, daß  
sein Familienwappen sofort davon entfernt wird. Hoch-  
achtungsvoll Erich Bertram.“

Acht Tage später war das unglückselige Service auf dem  
Wege nach Frankreich, und die Familie Bils ist nun wie-  
der von gewöhnlichen Tellern, ohne jedes Wappen.



Emile Verhaeren in Berlin.

Die in Berlin erscheinende französische Zeitung Journal  
d'Allemagne, die sich zur Aufgabe gemacht hat, die berühm-  
testen französischen Schriftsteller nach Berlin einzuladen,  
veranstaltete in Berlin einen Verhaeren-Abend, der dem  
bedeutenden belgischen Dichter begeisterte Ovationen ent-  
gegenbrachte.

Um Mitternacht.

Von Eduard Mörike.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,  
Lehnt träumend an der Berge Wand,  
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun  
Der Zeit in gleichen Schalen ruh'n;  
Und lecker rauschen die Quellen hervor,  
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr  
Vom Tage,  
Vom heute gewordenen Tage.  
Das uralt alte Schlummerlied,  
Sie achtet's nicht, sie ist es müd;  
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,  
Der flüchtigen Stunden gleichgeschwung'nes Joch.  
Doch immer behalten die Quellen das Wort,  
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort  
Vom Tage,  
Vom heute gewordenen Tage.

Feldeinsamkeit.

Von Hermann Almers.

Ich ruhe still im hohen grünen Gras  
Und sende lange meinen Blick nach oben,  
Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß,  
Von Himmelsbläue wunderbar umwoben.  
Und schöne weiße Wollen zieh'n dahin  
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —  
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,  
Und ziehe selig durch die stillen Räume.

Der Einsiedler.

Von Jos. Freiherr von Eichendorff.

Stomm, Trost der Welt, du stille Nacht!  
Wie steigt du von den Bergen sanft,  
Die Lüfte alle schlafen;  
Ein Schiffer nur noch, wandernd müd,  
Singt übers Meer sein Abendlied,  
Zu Gottes Lob im Hasen.

Die Jahre wie die Wolken gehn  
Und lassen mich hier einsam stehn,  
Die Welt hat mich vergessen;  
Da trast du wunderbar zu mir,  
Wenn ich beim Waldestranzen hier  
Gedankenvoll geseßen.

O Trost der Welt, du stille Nacht!  
Der Tag hat mich so müd gemacht,  
Das weite Meer schon dunkelt,  
Laß ausruhn mich von Lust und Not,  
Bis daß das ew'ge Morgenrot  
Den stillen Wald durchsunzelt.



# Humor.

**Erhabenes Vorbild.** Instruktionsoffizier: „Die Wache darf auf keinen Fall den verantwortungsvollen Posten eigenmächtig verlassen. Dies merkt euch und nehmt euch ein Beispiel an dem römischen Krieger, der in Pompeji während des furchtbaren Ausbruchs des Vesuvs vor der Wohnung des Kommandanten stand und trotz des schrecklichen Aschenregens als pflichtgetreuer Soldat in strammer Haltung verharrte, bis er endlich nach siebzehnhundert Jahren ausgegraben wurde.“

**Das Höchste.** „Sehen Sie mal, Kollege, die Zwillinge dort kann so leicht keiner von einander unterscheiden.“ „Das ist noch gar nichts, ich habe Zwillingbrüder gekannt, die so täuschend ähnlich waren, daß sie sich selbst miteinander vertauschten.“

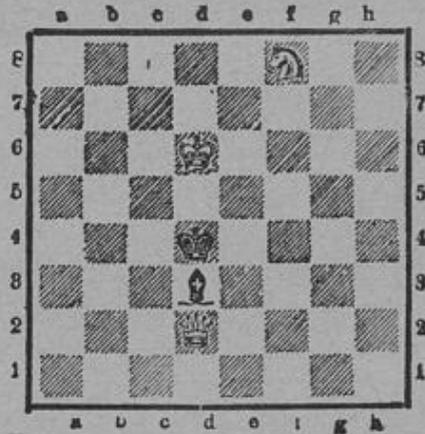
**Der Unterschied.** „Sag mal, Emil, der Rektor hat bereits eine Woche lang den Unterschied zwischen der neuen und alten Orthographie klar gemacht, ich habe aber noch immer keinen Unterschied bemerkt.“ „Was? Das ist doch schrecklich einfach! Bei der alten Orthographie hat's viel Hiebe abgefeigt und bei der neuen gibt's noch mehr.“

**Jägerlatein.** Afrikaforscher: „Mein Kollege Mutig und ich wurden einmal von zwei Löwen bedroht. Ich lege an, schieße selbstverständlich eine Doublette. In demselben Moment schlägt nun Mutig auch an, taktlächelnd, aber ohne zu schießen. Die Löwen sind erlegt, aber Mutig steht noch immer in Anschlag. Es wird mir unbegreiflich, ich gehe auf ihn zu. Was denken Sie, der Mensch war vor Staltblütigkeit tatsächlich erfroren!“

# Räselecke.

### Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.  
Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

### Arithmetische Aufgabe.

Ein Fußgänger, der durchschnittlich 1½ Meter in der Sekunde läuft, geht um 8 Uhr vom Anfang einer Landstraße aus auf derselben fort. Er wird von einem Wagen um 8.24 eingeholt, welcher am Anfang der Straße um 8.15 abfuhr. Wie groß ist die durchschnittliche Geschwindigkeit des Wagens?

### Begierbild.

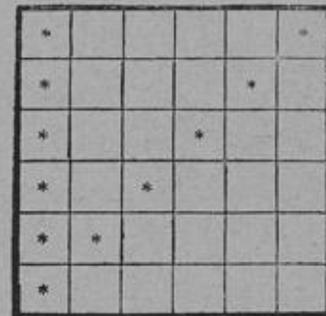


Wo ist die erwartete Freundin?

### Rätsel.

Einer ist es, der kein Knecht ist  
Und es nie will sein auf Erden;  
Einer ist es, der kein Mann ist,  
Und es eben wünscht zu werden.

### Füllrätsel.



Die Felder des obenstehenden Quadrates lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen verstorbenen Fürsten, und die Buchstaben in schräger Reihe von links unten nach rechts oben eine durch die Geschichte bekannte italienische Familie ergeben.

Die sechs wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Devise des Hauses Savoyen.
2. Stadt in Oberitalien.
3. Landschaft Griechenlands.
4. General Napoleons I.
5. Zeitgenossin Sapphos.
6. Ein musikalisches Intervall.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

**Zitaträtsel:** Der Soldat allein ist der freie Mann.  
(Schiller „Wallensteins Lager“.)

1. Rätsel: Schild.

**Begierbild:** Bild nach rechts drehen; der Gast liegt über den Baumwurzeln.

2. Rätsel: Trommelfell.

**Königszug:**

Die Freuden, die in der Heimat wohnen,  
Die suchst du vergebens in fernen Zonen.

Redaktion: Erwin Ibsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 13.

Sonntag, 24. März.

Jahrgang 1912.

## Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatten meine Hände das große Unheil angerichtet. Die Nemesis lauerte schon an der Hecke und trat jetzt hervor in Gestalt des entsetzlichen Mannes im galonierten blauen Rock. Ein Ausbruch des Vesuvio, wenn er in Wirklichkeit damals an dem göttlichen Abend am Meer Zuschauer und Akteurs, die ganze Herrlichkeit Parthenopes mit einem schwarzen Aschenregen urplötzlich verjagete und zugedeckt hätte, bei Gott, die Katastrophe wäre mir nicht unerwarteter und schrecklicher gewesen. Der Satan der! so heiß hat mir nicht leicht jemand gemacht. Ein Gesicht wie aus Erz — einigermaßen dem grausamen römischen Kaiser Tiberius ähnlich! Sieht so der Diener aus, dacht ich, nachdem er weggegangen, wie mag erst Seine Gnaden selbst dreinschauen! Jedoch, die Wahrheit zu gestehn, ich rechnete schon ziemlich auf den Schutz der Damen, und das nicht ohne Grund. Denn diese Stanzel da, mein Weibchen, etwas neugierig von Natur, ließ sich im Wirtshaus von der biden Frau das Wissenswürdigste von denen sämtlichen Persönlichkeiten der gnädigen Herrschaft in meinem Beisein erzählen, ich stand dabei und hörte so —

Hier konnte Madame Mozart nicht umhin, ihm in das Wort zu fallen und auf das angelegentlichste zu versichern,

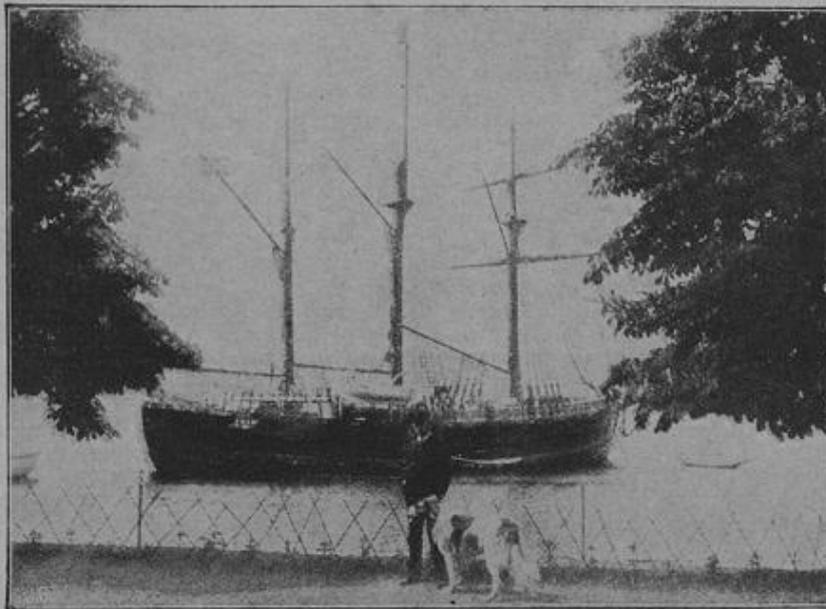
daß im Gegenteil er der Ausfrager gewesen; es kam zu heiteren Konversationen zwischen Mann und Frau, die viel zu lachen gaben. — „Dem sei nun, wie ihm wolle,“ sagte er, „kurzum, ich hörte so entfernt etwas von einer Leber Pflagetochter, welche Braut, sehr schön, dazu die Güte selber sei und singe wie ein Engel. Per Dio! fiel mir jetzt ein: das hilft dir aus der Lage! Du setzst dich auf der Stelle hin, schreibst's Liedchen auf, so weit es geht, erklärst die Sott se der Wahrheit gemäß, und es gibt einen trefflichen Spaß. Gedacht, getan. Ich hatte Zeit genug, auch fand sich noch ein sauberes Bögchen grün liniert Papier. — Und hier ist das Produkt! Ich lege es in diese schönen Hände, ein Brautlied aus dem Siegreiß, wenn Sie es dafür gelten lassen.“

So reichte er sein reinlichst geschriebenes Notenblatt Eugen'en über den Tisch, des Onkels Hand kam aber der übrigen zuvor, er haschte es hinweg und rief: „Geduld noch einen Augenblick, mein Kind!“

Auf seinen Wink tat sich die Flügeltüre des Salons weit auf, und es erschienen einige Diener, die den verhängnisvollen Pomeranzenbaum anständig, ohne Geräusch in den Saal hereintrugen und an der Tafel unten auf eine Bank

Kapitän Roald  
Amundsen  
mit seinem  
Expeditionsschiff  
„Fram“.

Nach vielen vergeblichen Versuchen fühner Polarforscher ist es dem Norweger Roald Amundsen gelungen, am 12. Dezember 1911 den südlichsten Punkt der Erde zu erreichen. Amundsen befindet sich jetzt in der Stadt Hobart auf Tasmanien. Von dort aus traf auch die erste Nachricht



über seinen Erfolg in Europa ein. Um den Erfolg stritt sich zuerst mit ihm der englische Forschungsreisende Scott. Doch scheint er den Südpol nicht oder wenigstens nicht vor Amundsen erreicht zu haben. Es sind noch verschiedene Expeditionen unterwegs, die nach dem Südpol zu streben, darunter eine japanische und eine deutsche, die Expedition Filchner.

niederlegten; gleichzeitig wurden rechts und links zwei schlanke Myrtlenbäumchen aufgestellt. Eine am Stamm des Orangenbaumes besetzte Inchrift bezeichnete ihn als Eigentum der Braut; vorn aber, auf dem Moosgrund, stand, mit einer Serviette bedeckt, ein Porzellanteller, der, als man das Tuch hinwegnahm, eine zerschnittene Orange zeigte, neben welcher der Oheim mit listigem Blick des Meisters Autographon steckte. Allgemeiner, unendlicher Jubel erhob sich darüber.

„Ich glaube gar,“ sagte die Gräfin, „Eugenie weiß noch nicht einmal, was eigentlich da vor ihr steht. Sie kennt wahrhaftig ihren alten Liebling in seinem neuen Flor und Fruchtgeschmack nicht mehr!“

Bestürzt, ungläubig sah das Fräulein bald den Baum, bald ihren Oheim an. „Es ist nicht möglich,“ sagte sie, „ich weiß ja wohl, er war nicht mehr zu retten.“

„Du meinst also,“ versetzte jener, „man habe dir nur irgend ungefähr so ein Ersatzstück ausgesucht? Das war was Rechts! Nein, sieh nur her — ich muß es machen, wie's in der Komödie der Brauch ist, wo sich die totglaubten Söhne oder Brüder durch ihre Muttermaler und Narben legitimieren. Schau diesen Auswuchs da! und hier die Schrunde übers Kreuz, du mußt sie hundertmal bemerkt haben. Wie? ist er's oder ist er's nicht? — Sie konnte nicht mehr zweifeln; ihr Staunen, ihre Nüchternheit und Freude war unbeschreiblich.

Es knüpfte sich an diesen Baum für die Familie das mehr als hundertjährige Gedächtnis einer ausgezeichneten Frau, welche wohl verdient, daß wir ihrer mit wenigem hier gedenken.

Des Oheims Großvater, durch seine diplomatischen Verdienste im Wiener Kabinett rühmlich bekannt, von zwei Regenten nacheinander mit gleichem Vertrauen beehrt, war innerhalb seines eigenen Hauses nicht minder glücklich im Besitz einer vorzüglichen Gemahlin, Renate Leonore. Ihr wiederholter Aufenthalt in Frankreich brachte sie vielfach mit dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. und mit den bedeutendsten Männern und Frauen dieser merkwürdigen Epoche in Berührung. Bei ihrer unbesangenen Teilnahme an jenem steten Wechsel des geistreichsten Lebensgenusses verleugnete sie auf keinerlei Art, in Worten und Werken, die angestammte deutsche Ehrenfestigkeit und sittliche Strenge, die sich in den kräftigen Zügen des noch vorhandenen Bildnisses der Gräfin unverkennbar ausdrückt. Vermöge eben dieser Denkungsweise übte sie in der gedachten Sozietät eine eigentümliche naive Opposition, und ihre hinterlassene Korrespondenz weist eine Menge Spuren davon auf, mit wieviel Freimut und herzhafter Schlagfertigkeit, es mochte nun von Glaubenssachen, von Literatur und Politik, oder von was immer die Rede sein, die originelle Frau ihre gesunden Grundzüge und Ansichten zu verteidigen, die Blößen der Gesellschaft anzugreifen wußte, ohne doch dieser im mindesten sich lästig zu machen. Ihr reges Interesse für sämtliche Personen, die man im Hause einer Ninon, dem eigentlichen Herd der feinsten Geistesbildung, treffen konnte, war demnach so beschaffen und geregelt, daß es sich mit dem höheren Freundschaftsverhältnis zu einer der edelsten Damen jener Zeit, der Frau von Sévigné, vollkommen wohl vertrug. Neben manchen mutwilligen Scherzen Chapelles an sie vom Dichter eigenhändig auf Blätter mit silberblumigem Rande getrigelt, fanden sich die liebevollsten Briefe der Marquise und ihrer Tochter an die ehrliche Freundin aus Oesterreich nach ihrem Tod in einem Ebenholzschränken der Großmutter vor.

Frau von Sévigné war es denn auch, aus deren Hand sie eines Tages, bei einem Feste zu Trianon, auf der Terrasse des Gartens den blühenden Orangenweig empfing, den sie sofort auf das Geratewohl in einem Topf setzte und glücklich angewurzelt mit nach Deutschland nahm.

Wohl fünfundsiebenzig Jahre wuchs das Bäumchen unter ihren Augen allgemach heran und wurde später von Kindern und Enkeln mit äußerster Sorgfalt gepflegt. Es konnte nächst seinem persönlichen Werte zugleich als lebendes Symbol der feingeistigen Reize eines beinahe vergötterten Zeitalters gelten, worin wir heutzutage freilich des wahrhaft Preiswerten wenig finden können, und das schon eine unheilvolle Zukunft in sich trug, deren welterschütternder Eintritt dem Zeitpunkt unserer harmlosen Erzählung bereits nicht ferne mehr lag.

Die meiste Liebe widmete Eugenie dem Vermächtnis der würdigen Ahnfrau, weshalb der Oheim öfters merken ließ, es dürfte wohl einst eigens in ihre Hände übergehen. Desto

schmerzlicher war es dem Fräulein denn auch, als der Baum im Frühling des vorigen Jahres, den sie nicht hier zu brachte, zu trauern begann, die Blätter gelb wurden und viele Zweige abstarben. In Betracht, daß irgend eine besondere Ursache seines Verkommens durchaus nicht zu entdecken war und keinerlei Mittel anschlug, gab ihn der Gärtner bald verloren, obwohl er seiner natürlichen Ordnung nach leicht zwei- und dreimal älter werden konnte. Der Graf hingegen, von einem benachbarten Kenner beraten, ließ ihn nach einer sonderbaren, selbst rätselhaften Vorschrift, wie sie das Landvolf häufig hat, in einem abgesonderten Raume ganz insgeheim behandeln, und seine Hoffnung, die geliebte Nacht eines Tags mit dem zu neuer Kraft und voller Fruchtbarkeit gelangten alten Freund zu überraschen, ward über alles Erwarten erfüllt. Mit Ueberwindung seiner Ungeduld und nicht ohne Sorge, ob denn wohl auch die Früchte, von denen etliche zuletzt den höchsten Grad der Reife hatten, so lang' am Zweige halten würden, verschob er die Freude um mehrere Wochen auf das heutige Fest, und es bedarf nun weiter keines Wortes darüber, mit welcher Empfindung der gute Herr ein solches Glück noch im letzten Moment durch einen Unbekannten sich verkümmert sehen mußte.

Der Leutnant hatte schon vor Lichte Gelegenheit und Zeit gefunden, seinen dichterischen Beitrag zu der feierlichen Uebergabe ins reine zu bringen und seine vielleicht ohnehin etwas zu ernst gehaltenen Verse durch einen veränderten Schluß den Umständen möglichst anzupassen. Er zog nunmehr sein Blatt hervor, das er, vom Stuhle sich erhebend und an die Cousine gewendet, vorlas. Der Inhalt der Strophen war, kurz gefaßt, dieser:

Ein Nachkömmling des vielgepriesenen Baumes der Hesperiden, der vor alters, auf einer westlichen Insel, im Garten der Juno, als eine hochzeitgäbe für sie von Mutter Erde, hervorgesproßt war, und welchen die drei melodischen Nymphen bewachten, hat eine ähnliche Bestimmung von jeder gewünscht und gehofft, da der Gebrauch, eine herrliche Braut mit seinesgleichen zu beschenken, von den Göttern vorlängst auch unter die Sterblichen kam.

Nach langem vergeblichen Warten scheint endlich die Jungfrau gefunden, auf die er seine Blicke richten darf. Sie erzeigt sich ihm günstig und verweilt oft bei ihm. Doch der mißliche Vorveer, sein stolzer Nachbar am Bord der Quelle, hat seine Eifersucht erregt, indem er droht, der kunstbegabten Schönen Herz und Sinn für die Liebe der Männer zu rauben. Die Nyrt tröstet ihn umsonst und lehrt ihn Geduld durch ihr eigenes Beispiel; zuletzt jedoch ist es die andauernde Abwesenheit der Liebsten, was seinen Gram vermehrt, und ihm, nach kurzem Siedtum, tödlich wird.

Der Sommer bringt die Entfernte und bringt sie mit glücklich umgewandtem Herzen zurück. Das Dorf, das Schloß, der Garten, alles empfängt sie mit tausend Freuden. Rosen und Lilien, in erhöhtem Schimmer, sehen entzückt und beschämt zu ihr auf, Glück winken ihr Sträucher und Bäume; für einen, ach, den edelsten, kommt sie zu spät. Sie findet seine Krone verdorrt, ihre Finger betasten den leblosen Stamm und die kitzelnden Spitzen seines Gezweigs. Er kennt und sieht seine Pflegerin nimmer. Wie weint sie, wie strömt ihre zärtliche Klage!

Apollo von weitem vernimmt die Stimme der Tochter. Er kommt, er tritt herzu und schaut mitfühlend ihren Jammer. Als bald mit seinen allheilenden Händen berührt er den Baum, daß er in sich erbebt, der vertrocknete Saft in der Rinde gewaltig anschwillt, schon junges Laub ausbricht, schon ihre weiße Blumen da und dort in ambrosischer Fülle aufgehen. Ja — denn was vermöchten die Himmelchen nicht? — schön runde Früchte setzen an, dreimal drei, nach der Zahl der neun Schwestern; sie wachsen und wachsen, ihr kindliches Grün zusehends mit der Farbe des Goldes vertauschend. Phöbus — so schloß sich das Gedicht —

Phöbus überzählt die Stücke,  
Weidet selbst sie daran,  
Ja, es fängt im Augenblicke  
Ihm der Mund zu wässern an;

Lächelnd nimmt der Gott der Töne  
Von der fastigsten Bestiz:  
Laß uns teilen, holde Schöne,  
Und für Amorn — diesen Schnitt!

Der Dichter erntete rauschenden Beifall, und gern verzieh man die barocke Wendung, durch welche der Eindruck des wirklich gefühlvollen Ganzen so völlig aufgehoben wurde.

Franziska, deren froher Mutterwitz schon zu verschiedenen Malen bald durch den Hauswirt bald durch Mozart in Bewegung gesetzt worden war, lief jetzt geschwinde, wie von ungefähr an etwas erinnert, hinweg und kam zurück mit einem braunen englischen Kupferstich größten Formats, welcher wenig beachtet in einem ganz entfernten Kabinett unter Glas und Rahmen hing.

„Es muß doch wahr sein, was ich immer hörte,“ rief sie aus, indem sie das Bild am Ende der Tafel aufstellte, „daß sich unter der Sonne nichts Neues begibt! Hier eine Szene aus dem goldenen Weltalter — und haben wir sie nicht erst heute erlebt? Ich hoffe doch, Apollo werde sich in dieser Situation erkennen.“

„Vorzüglich!“ triumphtierte Max, „da hätten wir ihn ja, den schönen Gott, wie er sich just gedankenvoll über den heiligen Quell hinbeugt. Und damit nicht genug — dort, steht nur, einen alten Satyr hinten im Gebüsch, der ihn belauscht! Man möchte darauf schwören, Apoll besinnst sich eben auf ein langvergessenes arkadisches Tänzchen, das ihn in seiner Kindheit der alte Chiron zu der Zither lehrte.“

tätigen Bogen führet“, hieß natürlich schlechtweg: der allezeit einer der fleißigsten Geiger gewesen. Doch, was ich sagen wollte: bester Mozart, Sie säen Unkraut zwischen zwei zärtliche Herzen.“

„Ich will nicht hoffen — wieso?“

„Eugenie beneidet ihre Freundin und hat auch allen Grund.“

„Aha, Sie haben mir schon meine schwache Seite abgemerkt. Aber was sagt der Bräutigam dazu?“

„Ein oder zweimal will ich durch die Finger sehen.“

„Zehr gut; wir werden der Gelegenheit wahrnehmen. Indes fürchten Sie nichts, Herr Baron; es hat keine Gefahr, solange mir nicht der Gott hier sein Gesicht und seine langen gelben Haare borgt. Ich wünschte wohl, er tät's! er sollte auf der Stelle Mozarts Jopf mitsamt seinem schönsten Bandl dafür haben.“

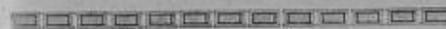
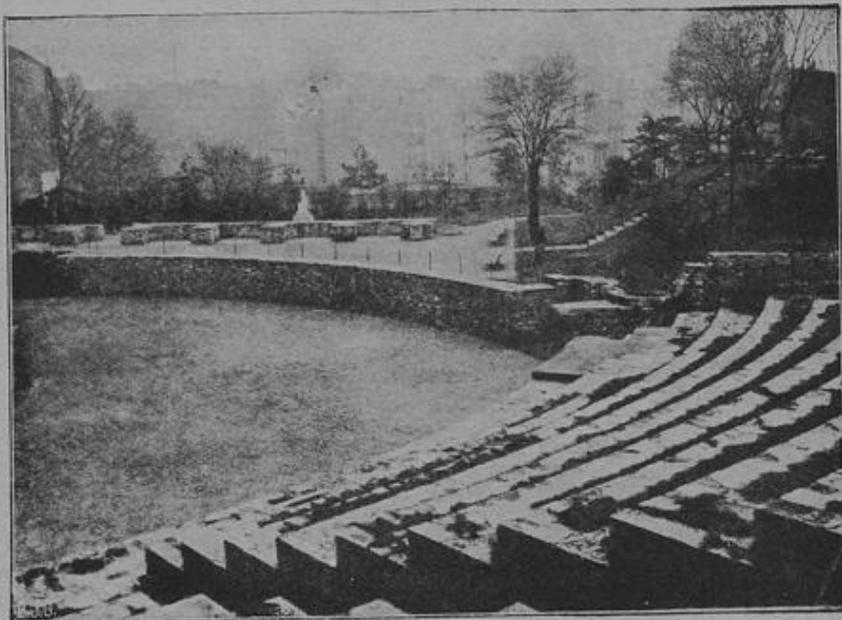
„Apollo möge aber dann zusehen,“ lachte Franziska, „wie er es anfängt künftig, seinen neuen französischen Haarschmuck mit Anstand in die kastalische Flut zu tauchen.“

Unter diesen und ähnlichen Scherzen stieg Lustigkeit und Mutwillen immer mehr. Die Männer spürten nach und nach den Wein, es wurden eine Menge Gesundheitstinken getrunken, und Mozart kam in den Zug, nach seiner Gewohn-



Eine Arena aus der Römerzeit in Paris.

An Stelle der alten Lutetia ließen sich die Römer in großer Zahl nieder. Bei Ausgrabungen in der Seinestadt haben sich viele Erinnerungen an sie gefunden. Der am besten erhaltene römische Bau ist eine Arena, die wohl nur für Stierkämpfe gebraucht wurde. Man hat sie neuerdings völlig freigelegt und sie erregt bei den Besuchern von Paris großes Interesse.



„So ist's! nicht anders!“ applaudierte Franziska, die hinter Mozart stand. „Und,“ fuhr sie gegen diesen fort, „bemerken Sie auch wohl den fruchtbeschwerten Ast, der sich zum Gott heruntersenkt?“

„Ganz recht; es ist der ihm geweihte Delbaum.“

„Keineswegs! die schönsten Apfelsinen sind's! Gleich wird er sich in der Zerstreung eine herunterholen.“

„Vielmehr!“ rief Mozart, „er wird gleich diesen Schelmen und mit tausend Küffen schließen!“ Damit erwischte er sie am Arm und schwur, sie nicht mehr loszulassen, bis sie ihm ihre Lippen reiche, was sie denn auch ohne vieles Sträuben tat.

„Erläre uns doch, Max,“ sagte die Gräfin, „was unter dem Bild h'er steht.“

„Es sind Verse aus einer berühmten Horazischen Ode. Der Dichter Ramlar in Berl'n hat uns das Stück vor kurzem unübertrefflich deutsch gegeben. Es ist vom höchsten Schwung. Wie prächtig eben diese eine Stelle:

— — — hier, der auf der Schulter  
Keinen untätigen Bogen führet!

„Der seines Delos' grünen Strand Mutterhain  
Und Pataras beschatteten Strand bewohnt,  
Der seines Hauptes goldne Locken  
In die kastalischen Fluten tauchet.“

„Schön! wirklich schön!“ sagte der Graf, „nur hie und da bedarf es der Erläuterung. So z. B. „der keinen un-

heit in Versen zu sprechen, wobei ihm der Leutnant das Gleichgewicht hielt und auch der Papa nicht zurückbleiben wollte; es glückte ihm ein paarmal zum Verwundern. Doch solche Dinge lassen sich für die Erzählung kaum festhalten, sie wollen eigentlich nicht wiederholt sein, weil eben das, was sie an ihrem Ort unübersehlich macht, die allgemein erhöhte Stimmung, der Glanz, die Jovialität des persönlichen Ausdrucks in Wort und Blick fehlt.“

Unter andern wurde von dem alten Fräulein zu Ehren des Meisters ein Toast ausgebracht, der ihm noch eine ganze lange Reihe unsterblicher Werke verhieß. — „A la bonne heure, ich b'n dabei!“ rief Mozart und stieß sein Kelchglas kräftig an. Der Graf begann hierauf mit großer Macht und Sicherheit der Intonation, kraft eigener Eingebung, zu singen:

Mögen ihn die Götter stärken  
Zu den angenehmen Werken —

Max (fortfahrend):

Wovor der da Ponte weder,  
Noch der große Schikaneder —

Mozart.

Noch bi Gott der Komponist  
's mindest' weiß zu dieser Frist!

Graf.

Alle, alle soll sie jener  
Hauptspitzbub' von Italiener  
Noch erleben, wünsch' ich sehr,  
Unser Signor Bonbonnière!\*

Mar.

Gut, ich geb' ihm hundert Jahre —

Mozart.

Wenn ihn nicht samt seiner Ware —

Alle drei con forza.

Noch der Teufel holt vorher,  
Unsern Monsieur Bonbonnière.

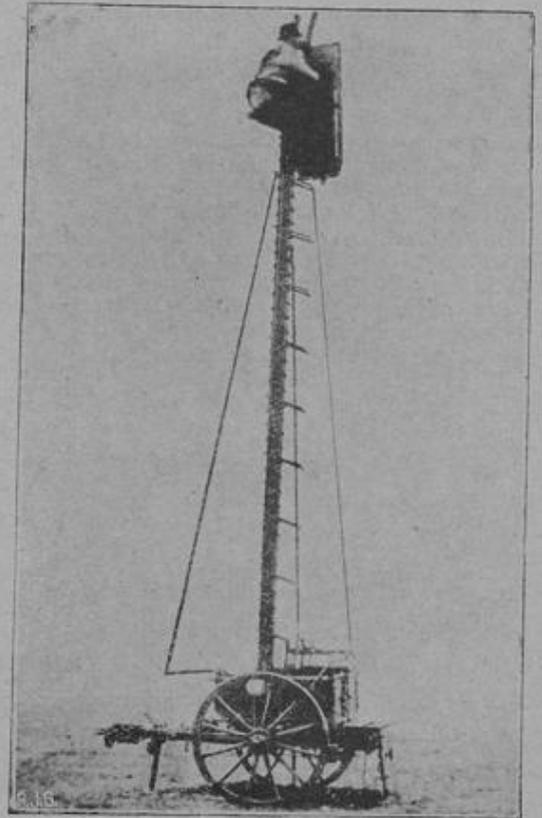
Durch des Grafen ausnehmende Singlust schweifte das zufällig entstandene Terzett mit Wiederaufnahme der letzten vier Zeilen in einen sogenannten endlichen Kanon aus, und die Fräulein Tante besaß Humor oder Selbstvertrauen genug, ihren verfallenen Sopran mit allerhand Verzierungen zweckdienlich einzumischen. Mozart gab nachher das Versprechen, bei guter Muße diesen Spaß nach den Regeln der Kunst expresse für die Gesellschaft auszuführen, das er auch später von Wien aus erfüllte.

Eugenie hatte sich im stillen längst mit ihrem Kleinod aus der Laube des Iberius vertraut gemacht; allgemein verlangte man jetzt das Duett vom Komponisten und ihr gesungen zu hören, und der Oheim war glücklich, im Chor seine Stimme abermals geltend zu machen. Also erhob man sich und eilte zum Klavier ins große Zimmer nebenan.

Ein so reines Entzücken nun auch das löbliche Stück bei allen erregte, so führte doch sein Inhalt selbst, mit einem raschen Uebergang, auf den Gipfel geselliger Lust, wo die Musik an und für sich nicht weiter in Betracht mehr kommt, und zwar gab zuerst unser Freund das Signal, indem er vom Klavier aufsprang, auf Franziska zuging und sie, während Mar bereitwillig die Violine ergriff, zu einem Schleifer persuadierte. Der Hauswirt säumte nicht, Madame Mozart aufzufordern. Im Nu waren alle beweglichen Möbel, den Raum zu erweitern, durch geschäftige Diener entfernt. Es mußte nach und nach ein jedes an die Tour, und Fräulein Tante nahm es keineswegs übel, daß der galante Leutnant sie zu einer Menuett abholte, worin sie sich völli'g verjüngte. Schließlich, als Mozart mit der Braut den Nehraus tanzte, nahm er sein versichertes Recht auf ihren schönen Mund in bester Form dahin.

\* So nannte Mozart unter Freunden seinen Kollegen Salieri, der, wo er ging und stand, Zuckerwerk naschte, zugleich mit Anspielung auf das Bierliche seiner Person.

Der Abend war herbeigekommen, die Sonne nah am Untergehen, es wurde nun erst angenehm im Freien, daher die Gräfin den Damen vorschlug, sich im Garten noch ein wenig zu erholen. Der Graf dagegen lud die Herren auf das Billardzimmer, da Mozart bekanntlich dies Spiel sehr



Eine neue Erfindung.

Ein deutscher Ingenieur hat einen zusammenlegbaren Mast speziell für Artilleriezwecke konstruiert. Der Mast, der mit einem Schutzschilde versehen ist und der auf einen Proskasten befestigt wird, soll dazu dienen, Entfernungen genauer einzuschätzen.

Sinnsprüche.

Viele Gedanken sind nur deshalb zollfrei, weil sie Muster ohne Wert sind.

Fliegende Blätter.

Gebuld und Bagen gehen viel in einen Sack.

Alter Spruch.

Die Umwandlung

des Münchener Isartores in ein Künstlerheim.

Der Künstler- und Sängerverein der Stadt München hat das Isartor Münchens angekauft und in ein Künstlerheim umgewandelt. Kürzlich wurde die wegen ihrer gemüthlichen Inneneinrichtung schnell bekannt gewordene Künstlerklausur unter großer Beteiligung der Münchener Künstlerschaft eingeweiht.



lebte. So teilte man sich denn in zwei Partien, und wir unsererseits folgten den Frauen.

Nachdem sie den Hauptweg einigemal gemächlich auf und ab gegangen, erstiegen sie einen runden, von einem hohen Nebengeländer zur Hälfte umgebenen Hügel, von wo man

in das offene Feld, auf das Dorf und die Landstraße sah. Die letzten Strahlen der herbstlichen Sonne funkelten rötlich durch das Weinlaub herein.

„Wäre hier nicht vertraulich zu sitzen,“ sagte die Gräfin, wenn Madame Mozart uns etwas von sich und dem Gemahl erzählen wollte?“

Sie war gern bereit, und alle nahmen höchst behaglich auf den im Kreis herbeigerückten Stühlen Platz.

„Ich will etwas zum Besten geben, das Sie auf alle Fälle hätten hören müssen, da sich ein kleiner Scherz darauf bezieht, den ich im Schilde führe. Ich habe mir in Kopf gesetzt, der Gräfin-Braut zur fröhlichen Erinnerung an diesen Tag ein Angebinde von sonderlicher Qualität zu verehren. Dasselbe ist so wenig Gegenstand des Luxus und der Mode, daß es lediglich nur durch seine Geschichte einigermaßen interessieren kann.“

„Was mag das sein, Eugenie?“ sagte Franziska, „zum wenigsten das Tintenfaß eines berühmten Mannes.“

„Nicht allzuweit gefehlt! Sie sollen es noch diese Stunde sehen; im Reisekoffer liegt der Schatz. Ich fange an und werde mit Ihrer Erlaubnis ein wenig weiter ausholen.“

„Vorlehten Winter wollte mir Mozarts Gesundheitszustand, durch vermehrte Reizbarkeit und häufige Verschlimmung, ein fieberhaftes Wesen, nachgerade bange machen. In Gesellschaft noch zuweilen lustig, oft mehr als recht natürlich, war er zu Haus meist trüb in sich hinein senkte und klagte. Der Arzt empfahl ihm Diät, Pflanzentee und Bewegung außerhalb der Stadt. Der Patient gab nicht viel auf den guten Rat; die Kur war unbequem, zeitraubend, seinem Taal auf schnurstracks entgegen. Nun machte ihm der Doktor die Hölle etwas heiß, er mußte eine lange Vorlesung anhören von der Beschaffenheit des menschlichen Geblüts von denen Kieselchen darin, vom Membranen und vom Phlogiston — halt unerhörte Dinge; auch wie es eigentlich gemeint sei von der Natur mit Essen, Trinken und Verdauen, das eine Sache ist, worüber Mozart bis dahin ganz ebenso unschuldig dachte wie sein Junge von fünf Jahren. Die Lektion in der Lat. machte merkwürdigen Eindruck. Der Doktor war noch keine halbe Stunde weg, so sind' ich meinen Mann nachdenklich, aber mit aufbelebtem Gesicht, auf seinem Zimmer über der Betrachtung eines Stoffs, den er in einem Schrank mit alten Sachen suchte und auch glücklich fand: ich hätte nicht gemeint, daß er sich dessen nur erinnerte. Er stammte noch von meinem Vater ein schönes Rohr mit hohem Knopf von Daviskaufl. Wie sah man einen Stock in Mozarts Hand; ich mußte lachen.“

Fortsetzung folgt.

Kunst bringt Günst. Sprichwort.



Zum Wiederaufbau des Campanile in Venedig.

Der Neubau des Campanile von San Marco in Venedig ist jetzt vollendet. Die Einweihung findet im April unter großen Feierlichkeiten statt.

Ausständige Bergleute am Eingang der Zeche Alma bei Gelsenkirchen.

Der Kohlenarbeiterstreik im Ruhr-Revier umfaßte ungefähr die Hälfte der Belegschaften. Als aber die Regierungsmaßnahmen den Arbeitswilligen es ermöglichten, ohne Gefährdung zur Arbeit zu kommen, flaute die Zahl der Streitenden schnell ab. Und die Beendigung wird nicht zu lange auf sich warten lassen. Unser Bild zeigt Kohlenarbeiter beim Lesen eines Aufrufs, den der Regierungspräsident von Arnberg an den Eingängen der vom Streik betroffenen Zechen hat anbringen lassen. Er fordert darin die streikenden Bergarbeiter zur Ruhe und Besonnenheit auf.





## Der Sämann.

Skizze von Chro de Azevedo. Berechtigte Uebersetzung aus dem Portugiesischen von John D. Warlen.



Der Kamm des Hügels war dicht bedeckt mit Feldern, die im Winde wogten, und mit Mohn und Kornblumen übersät waren. Die schlanken Halme und roten und blauen Blumen, die sich gegenseitig verdrängen zu wollen schienen, dehnten sich aus bis an den Rand des dunklen, melancholischen Tannenwaldes.

Zur Zeit der Dämmerung kamen weiche Briesen von der Matsalt her. Frisch vom Hochgebirgsschnee, wehten sie mutwillig durchs Korn, so daß die leuchten, feurig roten Kelche der Mohnblumen in den goldenen Wellen des Getreides auf- und untertauchten.

Die Linien der Landschaft verwischten sich mehr und mehr. Der Semmering hüllte sich in Nebel. Er sah aus, als ob der Himmel zu dem Berge herabgestiegen, oder dieser in das endlose Blau emporgewachsen wäre. In der Ferne standen als dunkle Masse die dichtbewaldeten Berge, durch die sich in vielen Windungen das stille Hölenthal zieht mit seinem durchsichtigen, von Blumen eingesähten Flusse, der gleichmäßig rauschend dahinfließt und über den hier und da eine rohe hölzerne Brücke führt.

Um diese stille Stunde, in der die Bäume keine Schatten werfen und alles in weicher Stimmung daliegt, ging der alte Hermann mit ruhigen Schritten den Abhang hinauf, um beim Anblick der Kornfelder, die seine einzige Liebe waren, seine grüne Porzellanpfeife zu rauchen.

Seine Liebe! Ja! Denn die Idee des Besitzes dieser Felder versetzte ihn in Ekstase, wie ihm das Verlangen danach Qual, Erbitterung und Traurigkeit verursachte. So lange er noch einfacher Tagelöhner war, der in der Sommerhitze stöhnte und im kalten Oktoberwind zitterte, hielt er dieses glühende Verlangen in seiner Brust verschlossen. Beständig fürchtete er, daß sein Ehrgeiz erkannt werden könnte, während er mit ganzer Hingebung das Land eines Fremden beackerte, der ihm seine Arbeit bezahlte und für seinen Unterhalt sorgte.

Wie oft hatte er diesen Unterhalt verwünscht, wenn er mit vor Ermüdung schmerzenden Gliedern vom Felde heimkehrte. Ja, mehr als einmal war er sogar die Abendmahlzeit am Tische des Bauern geflohen. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken an dieses Land, das er unter Qualen

des Reides und beherrscht von blendenden, fast verbrecherischen Phantasiegebilden, fieberhaft begehrt. Doch glücklicherweise zitterte er vor seinem eigenen Ehrgeiz. Es schien ihm schon ein Vergehen zu sein, nur daran zu denken. Er war in jenem Gehorsam erzogen, der die Folge der erblichen Bescheidenheit seines Standes ist. Ohne weiteres erkannte er den Besitzer dieser Felder als Herrn an, weil er befohl und bezahlte; mochte er auch von demselben bäuerlichen



Hochzeit eines Chinesen mit einer Pariserin.

In Paris fand kürzlich die Hochzeit des chinesischen Flüchtlings und Mandarin III. Klasse Se. M. Sael Ton Ta mit einer Pariserin statt.



Die erste Astronomin der Welt.

Die Astronomin Mme Edmee Chandon wurde als Hilfsastronomin am Pariser Observatorium angestellt.

Herkommen sein, wie er, und dieselben Lebensgewohnheiten haben.

Sein heimlicher Ehrgeiz verursachte ihm besonders deshalb viel Schmerzen, weil er wußte, daß der Bauer ihn achtete; er schätzte seinen Fleiß, die Sorgfalt, die er aufs Land verwandte, seine praktische Erfahrung in der Aufbewahrung der Samen bis zur Aussaat; seine Liebe zum Vieh und zu den Ackergeräten. Stets war alles reinlich gehalten und, wenn es gebraucht wurde, in Ordnung.

Wenn der Bauer, was öfters geschah, infolge von Altersschwäche aus Haus gefesselt war, anvertraute er Hermann die Leitung aller Arbeiten, indem er sagte:

„Ich weiß sehr gut, Hermann, daß du das besser machen wirst, als ich selbst. Du liebst dieses Land, als ob es dir gehörte. Ich glaube, das Land liebt auch dich. Ihr beide versteht euch.“

An solchen Tagen leistete Hermann das Doppelte, ohne zu ermüden. Er redete sich ein, alles für sich selbst zu tun, lächelte fortwährend und träumte, daß die Felder ihm ge-

hörten. In dem Gefühle, hier der Herr zu sein, spannte er die Ochsen ein und zog mit dem Pfluge Furchen durchs Feld. Auf sein Gebot nahm die aufgewühlte Erde die kleinen Samentörner auf, die sich in ihr entwickelten, keimten, wuchsen, zu Getreide wurden und Früchte brachten, um endlich, in Nahrungsmittel verwandelt, sich über die Welt zu zerstreuen.

Hermanns größte Freude war der Tag der Ausfaat. Dann fühlte er ganz besonders stark, daß er zu diesem Lande gehörte.

Niemand half ihm. Er trug die Säde mit dem Samen herbei, hängte um seinen Hals einen weißen, leinenen Beutel, der bis zum Gürtel reichte, füllte ihn und begann sein heiliges Werk. Mit gemessenen, feierlichen Schritten, langsam neben den Furchen dahinschreitend, schleuderte er die Samen ins Leben. Während dieser Stunde rauchte er nicht. Mit ganzer Hingebung beobachtete er, wohin die kleinen Körner fielen.

Er machte nicht jene großzügige Gebärde, von der die Poeten singen und die Kotty in seinen klassischen Lintien auf der Rückseite einer Medaille festgehalten hat. Ihm fehlten die rhythmische Bewegung des Armes und die plastische Haltung des Körpers, womit die Phantasie des Künstlers den Mann ausstattet, der Leben, Freude und Wohlstand aussät, während da, wo er vorübergegangen ist, blühendes Korn emporsteigt, Getreidespeicher erstehen, Windmühlensflügel sich drehen und Backöfen glühen, denen die Menschen das fertige Brot entnehmen, — ein großartiges Ende des Festes, das mit einer einfachen Gebärde beginnt und mit dem Lohne für eine Kraftanstrengung schließt.

Nein! Hermann war ein methodischer Sämann. Er presste den Oberarm fest an den Körper und bewegte nur den Unterarm, indem er die Hand in den Beutel senkte und mit trockener, sicherer Bewegung den Samen so schleuderte, daß er gut auf den Grund der Furche fiel, wo die feuchte Erde schon auf die wunderbare Befruchtung wartete. Aus dieser Bewegung sprach deutlich das brennende Verlangen, den Samen ganz nutzbar zu machen, ihn ganz der geliebten Erde zu übergeben. Nicht ein Körnchen sollte verloren gehen. Die Vögel durften nichts finden zum Aufspicken, wenn sie, unruhig mit den Flügeln schlagend und vor Hunger zwitschernd, ihm während des Säens folgten oder in seiner Abwesenheit herbeiflogen, um der Erde das wieder zu entreißen, was er ihr gegeben hatte.

Die mechanische, vorsichtige und abgemessene Bewegung Hermanns, die sich immer gleich blieb, ließ auf einen gefestigten Charakter schließen; gleichzeitig aber sprach deutlich aus ihr die heilige Bedeutung dieser Zeremonie, bei der die Arbeit kein knechtlicher Dienst ist, sondern ein Aufjauchzen, ein Erblühen von Hoffnungen, eine Liebesfeier, die den Menschen mit der Erde verbindet.

Wenn die Zeit der Ernte heranrückte, wurde Hermann immer unruhiger. Unbestimmte Beslemnungen und schlecht unterdrückter Zorn machten sich Luft in gottlosen Verwünschungen gegen die Erde. Nur weil die Mohnblumen sein geliebtes Korn durchwucherten. Er hatte diesen unnützen Eindringling nicht gefät, der sich als rote Flecken zwischen das Gold des heranreifenden Getreides drängte, ihm den Raum wegnahm und gierig die feinen, schlanken Stengel der Halme umschlang. Was hatte diese Pflanze auf seinen Feldern zu tun? Wer drängte ihnen mit frecher Zudringlichkeit diesen unnötigen Schmuck auf?

Seine Rachsucht machte sich Luft, wenn er beim Mähen daran dachte, daß die Sense diese schädlichen Blumen tötete. Wenn er sie endlich verweltet und kraftlos auf dem Boden liegen sah, riß er die blutigen Kronen aus dem geschnittenen Getreide heraus und zerstampfte sie triumphierend mit den nagelbeschlagenen Sohlen seiner plumpen Schuhe.

„Stirb, frecher Eindringling!“ murmelte er. „Will auf Kosten meiner Felder leben! Da hast du deinen Lohn!“

Und er stampfte die verhassten Blumen tief in den Boden, ohne zu bedenken, daß er ihnen so zu einer sieghaften Entwicklung für die kommende Ernte verhalf.

Lahm und nicht mehr imstande, das Bett zu verlassen, übertrug der Bauer Hermann die Leitung aller Arbeiten. Wenn das auch keinen Einfluß auf seine materielle Lage

hatte, und seine bescheidene, ganz dem Lande untergeordnete Lebensweise die gleiche blieb, so erlitt doch sein Empfindungsleben dadurch eine tiefgehende Veränderung.

Weil er jetzt alle Arbeiten leitete und den Tagelöhnern Befehle gab, gewann er allmählich die Ueberzeugung, Herr dieser Felder zu sein.

Alles kam zusammen, um diese Illusion zu stärken: die Oberleitung der Arbeiten; der Gehorsam der Tagelöhner, die ihn wegen seiner Erfahrungen um Rat fragten und sein Alter und seine Stellung respektierten; vor allem aber die Bemerkungen der Nachbarn, die mit ihm sprachen, als ob er wirklich der Eigentümer sei, weil er alles tat und für alles sorgte, während der Bauer ans Bett gefesselt war.

„Wenn der Bauer stirbt, verheiratet sich die Witwe sicher mit Hermann. . . . Niemand kann besser den Hof leiten, als er. . . . Es läme kein Fremder ins Haus, und alles würde bleiben wie früher. . . .“

Doch Hermann dachte gar nicht an solche Pläne. Niemals kam ihm der Einfall, die Bäuerin heiraten zu wollen. Berechnender Ehrgeiz, der die Beute wittert und sie nicht aus den Augen läßt, bis er bei günstiger Gelegenheit sein Ziel erreichen kann, lag seinen Gedanken ganz fern.

Was kümmerte ihn die Bäuerin? Wenn sie auch jung und kräftig war, große blaue Augen und schönes blondes Haar hatte. Weshalb sollte er überhaupt der Herr dieses



Ein schwieriger Balance-Akt.

Hofes werden? Die frühere Qual des Wunsches und die Bahngelüste des Neides hatte er durch die Illusion des Besitzes ganz vergessen.

Daher ging er in der langen Dämmerung des Sommer-tages mit ruhigen Schritten hinauf zu den Feldern, deren üppiges Getreide den Stamm des Hügels bedeckte.

Da setzte er sich auf einen Kilometerstein am Rande des Weges, rauchte ruhig seine grüne Porzellanpfeife, sah prüfend über die Felder hin und träumte.

Träumte, daß ihm nicht nur diese Felder gehörten, sondern auch alle übrigen, die sich an den Abhängen des Hügels und in den Gründen der Täler ausdehnten. Ueberall dicht bedeckt mit wogendem, goldigem Getreide.

Ueber alles dieses fühlte Hermann sich Herr. Er selbst hatte in die liebeatmenden Furchen dieses Bodens den Samen gesent.

Säen, säen! Alles der geliebten Erde geben. . . Das war sein einziger Gedanke — der Gedanke, der ihm alles war und alles nahm.



# Humor.



**Gefährliches Angebot.** „Den Hundebesitzern von Primp-  
tig und Umgebung mache ich hiermit die ergebene Mittei-  
lung, daß ich dieselben schere, wasche, ihnen die Ohren stube  
und auch schlachte!“

**Ersatz.** Der Eine: „Mein lieber Freund, dein Versprechen  
hast du aber nicht gehalten.“ Der Andere: „Es war mir  
auch wirklich nicht möglich, ich will dir aber ein anderes  
geben.“

**Der kleine Großstädter.** Fritschen geht mit seinem Vater  
über Land. Fritschen: „Vater, was ist das für ein Tier?“

„Das ist eine Kuh!“ „Was hat die Kuh denn auf dem  
Kopf?“ „Hörner, mein Junge!“ Gleich darauf hört man  
ein dumpfes „Muh, muh.“ Fritschen: „Auf welchem Horn  
bläst sie denn jetzt, Vater?“

**Bessere Sorte.** Weinstubenbesitzer zum Kellner: „Frit-  
lauf' schnell auf den Speicher und suche ein schönes Spin-  
nenetz, es ist eben eine Flasche Bier bestellt worden!“

**Gemüthlich.** Wirt zum Touristen, der sich zu Bett begeben  
will: „Und nicht wahr, Sie geben doch acht, daß nichts an  
die jungen Kästchen kommt, die auch in Ihrem Bett liegen.“

**Ueberflüssige Frage.** Polizist zu einem Betrunkenen:  
„Wie heißen Sie und wo wohnen Sie?“ „Herr — Herr  
Gendarm, ich — ich — ich bin doch — doch kein Adressbuch!“

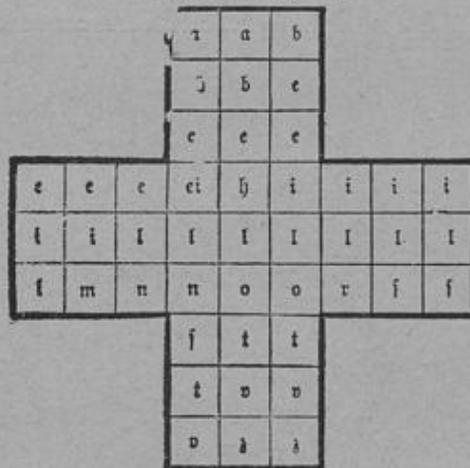
**Die Hauptsache.** „Herr Professor sollen ja neulich bei  
einem Spaziergang im Walde von Räubern angefallen und  
bis aufs Hemd ausgeplündert worden sein?“ „Ja, aber  
gottlob, die Botanikbücher haben sie mir gelassen!“



# Rätsellecke.



## Buchstabentrennrätsel.



Aus vorstehenden Buchstaben sind neun Worte zu bilden  
und in der Weise zu ordnen, daß folgende Wörter entstehen:  
1. Biblischer Name. 2. Lateinischer Ausdruck für doppelt.  
3. Nefte Abrahams. 4. Deutscher General (1870/71). 5.  
Kampfort bei Mex. 6. Fleder bei Sedan (Kampf der  
Bayern 1870—71). 7. Ein Metall. 8. Nebenfluß des Rheins.  
9. Ein Waldtier.

## Rätsel.

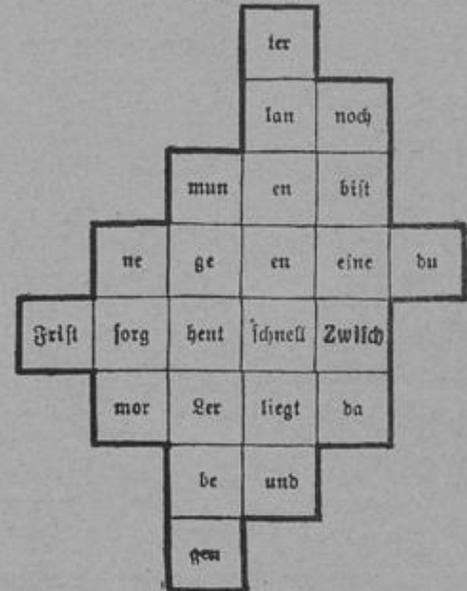
Sie luden ihn zum Abendtisch,  
Es gab nur einen kleinen Fisch.  
Sie schaut' auf ihn und seine Hand —  
Ob er den zarten Wink verstand?

## Verzierbild.



Wo ist Amor?

## Rätselsprung.



## Logogriph.

Du findest mich mit b am Meer,  
Mit l als Fluß in Sachsen,  
Der Arme schlägt mit r es sehr,  
Mit i als Baum tut's wachsen.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

## Schachaufgabe:

- 1. Sd8—d7 Kd4—c4
- 2. Dd2—b2 L beliebig
- 3. Sd7—e5 matt
- 1. . . . Kd4—c4
- 2. Dd2—f2 L beliebig
- 3. Sd7—e5 matt.

**Arithmetische Aufgabe:** 4 Meter in der Sekunde.  
**Verzierbild:** Bild auf den Kopf stellen; die gesuchte  
Freundin steht dann zwischen den Bäumen und der  
Figur.

**Rätsel:** Freier.

**Füllrätsel:**

- Avanti
- Milano
- Attifa
- Désair
- Erinna
- Octave

Redaktion: Erwin Thussen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 14.

Sonntag, 31. März.

Jahrgang 1912.

## Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

(Fortsetzung.)

„Du siehst,“ rief er, „ich bin daran, mit meiner Kur mich völlig ins Geschirr zu werfen. Ich will das Wasser trinken, mir alle Tage Notion im Freien machen und mich dabei dieses Stabes bedienen. Da sind mir nun verschiedene Gedanken beigegeben. Es ist doch nicht umsonst, dacht' ich, daß andere Leute, was da gefestete Männer sind, den Stock nicht missen können. Der Kommerzienrat, unser Nachbar, geht niemals über die Straße, seinen Gevatter zu besuchen, der Stock muß mit. Professionisten und Beamte, Kanzleiherren, Krämer und Chalanten, wenn sie am Sonntag mit Familie vor die Stadt spazieren, ein jeder führt sein wohlgedientes, rechtschaffenes Rohr mit sich. Vornehmlich hab' ich oft bemerkt, wie auf dem Stephansplatz, ein

Wertelständchen vor der Predigt und dem Amt, ehrsame Bürger da und dort truppweis beisammenstehen im Gespräch: hier kann man so recht leben, wie eine jede ihrer stillen Tugenden, ihr Fleiß und Ordnungsgelbst, gelassener Mut, Zufriedenheit, sich auf die wackeren Stöcke gleichsam als eine gute Stütze lehnt und stemmt. Mit einem Wort, es muß ein Segen und besonderer Trost in der altväterischen und immerhin etwas geschmacklosen Gewohnheit liegen. Du magst es glauben oder nicht, ich kann es kaum erwarten, bis ich mit diesem guten Freund das erste Mal im Gesundheitspaß über die Brücke nach dem Rennweg promenierte! Wir kennen uns bereits ein wenig, und ich hoffe, daß unsere Verbindung für alle Zeit geschlossen ist.“

## Sonderbare Reisegeellschaften.

Es wird in der Welt gar viel gereist und besonders in Ferienzeiten kann man Reisegeellschaften beobachten, die einen höchst ergötzlichen Eindruck machen. Da zieht eine wohlbesetzte Mutter mit ihren 6 Sprößlingen aufs Land; sechs Paletchen trägt sie selbst und hält obendrein den Jüngsten auf dem Arm. Drei andere klammern sich mit Wehgeschrei — damit sie nicht verloren gehen — an ihre Kleider. Der Vater aber ächzt hinter der Mutter her mit zwei Reisekoffern, die offenbar ein paar Zentner wiegen. Mit Mühe und Not hebt er sie hoch, stößt sich damit die Knie und Baden wund und kommt fortwährend in Konflikt mit den vier Kinderbeinen, die hinter ihm noch hertraben und die den beiden ältesten Töchtern der Familie, die an Vaters



Kochschößen hängen, zugehören. Ja, so eine Ferienreise ist ein Genuß! Aber so eine Reise dauert nicht allzu lang. Etwas anderes ist es schon, wenn einer sich aufmacht, ein Jahr um die Welt zu rollen oder wie die indischen Pilger, mit dem Körper den Weg zu einer viele hundert Kilometer entfernten Wallfahrtsstätte zu messen. Dazu gehört Mut, Ausdauer und Begeisterung. Begeisterte Vegetarianer und Abstinenzler sind die Mitglieder einer kleinen Karawane, die mit einem Esel als Lasttier und einem Wachhund auf

ihrer Weltreise zuletzt in München auftauchen. Der Zweck ihres Unternehmens ist, für ihre Lebensweise Propaganda zu machen.

„Die Verbindung war von kurzer Dauer: das dritte Mal, daß beide miteinander aus waren, kam der Begleiter nicht mehr mit zurück. Ein anderer wurde angeschafft, der etwas länger Treue hielt, und jedenfalls schrieb ich der Stadtliebhaberei ein gut Teil von der Ausdauer zu, womit Mozart drei Wochen lang der Vorschrift seines Arztes ganz erträglich nachkam. Auch blieben die guten Folgen nicht aus; wir sahen ihn fast nie so frisch, so hell und von so gleichmäßiger Laune. Doch machte er sich leider in kurzem wieder allzu grün, und täglich hatt' ich deshalb meine Noe mit ihm. Damals geschah es nun, daß er, ermüdet von der Arbeit eines anstrengenden Tages, noch spät, ein paar neugieriger Reisenden wegen, zu einer musikalischen Soirée ging — auf eine Stunde bloß, versprach er mir heilig und teuer; doch das sind immer die Gelegenheiten, wo die Leute, wenn er nur erst am Flügel festigt und im Feuer ist, seine Gutherzigkeit am meisten mißbrauchen; denn da sitzt er alsdann wie das Männchen in einer Montgolfiere, sechs Meilen hoch über dem Erdboden schwebend, wo man die Gloden nicht mehr schlagen hört. Ich schickte den Bedienten zweimal mitten in der Nacht dahin, umsonst, er konnte nicht zu seinem Herrn gelangen. Um drei Uhr früh kam dieser denn endlich nach Haus. Ich nahm mir vor, den ganzen Tag ernstlich mit ihm zu schmollen.“

Hier übergang Madame Mozart einige Umstände mit Stillschweigen. Es war, muß man wissen, nicht unwahrscheinlich, daß zu gedachter Abendunterhaltung auch eine junge Sängerin, Signora Malerbi, kommen würde, an welcher Frau Konstanze mit allem Recht Vergerniß nahm. Diese Kömerin war durch Mozarts Verwendung bei der Oper angestellt worden, und ohne Zweifel hatten ihre tolfetten Künste nicht geringen Anteil an der Gunst des Meisters. Sogar wollten einige wissen, sie habe ihn mehrere Monate lang eingezo-gen und heiß genug auf ihrem Kof gehalten. Ob dies nun völlig wahr sei oder sehr übertrieben, gewiß ist, sie benahm sich nachher frech und undankbar und erlaubte sich selbst Spottereien über ihren Wohlthäter. So war es ganz in ihrer Art, daß sie ihn einst, gegenüber einem ihrer glücklicheren Verehrer, kurzweg ein piccolo griso raso (ein kleines rasirtes Schweinsrüsselchen) nannte. Der Einfall, einer Circe würdig, war um so empfindlicher, weil er, wie man gestehen muß, immerhin ein Körnchen Wahrheit enthielt.\*

Beim Nachhangehen von jener Gesellschaft, bei welcher übrigens die Sangerin zufällig nicht erschienen war, beging ein Freund im Uebermut des Weins die Indiscretion, dem Weiber dies boshafte Wort zu verraten. Er wurde schlecht davon erbaut, denn eigentlich war es für ihn der erste unzweideutige Beweis von der ganzlichen Herzlosigkeit jenes Schlingens. Vor lauter Entrüstung darüber empfand er nicht einmal sogleich den frostigen Empfang am Bette seiner Frau. In einem Atem teilte er ihr die Beleidigung mit, und diese Ehrlichkeit läßt wohl auf einen mildernden Grad von Schuld-bewußtsein schließen. Fast machte er ihr Weileid rege. Doch hielt sie gefühllos an sich; es soule ihm nicht so leicht hingehen. Als er von einem schweren Schlaf kurz nach Mittag erwachte, fand er das Weibchen samt den beiden Knaben nicht zu Hause, vielmehr säuberlich den Tisch für ihn allein gedeckt.

Von jeher gab es wenige Dunge, welche Mozart so unglücklich machten, als wenn nicht alles hübsch eben und heiter zwischen ihm und seiner guten Hälfte stand. Und hätte er nun erst gewußt, welche weitere Sorge sie schon seit mehreren Tagen mit sich herumtrug! — eine der schlimmsten in der Tat, mit deren Eröffnung sie ihn nach alter Gewohnheit solange wie möglich verschonte. Ihre Barschaft war ehestens alle und keine Aussicht auf baldige Einnahme da. Ohne Ahnung von dieser häuslichen Extremität war gleichwohl sein Herz auf eine Art beklommen, die mit jenem verlegenen, hilflosen Zustand eine gewisse Ähnlichkeit hatte. Er mochte nicht essen, er konnte nicht bleiben. Geschwind zog er sich vollends an, um nur aus der Stickluft des Hauses zu kommen. Auf einem offenen Bettel hinterließ er ein paar Zeilen italienisch: „Du hast m.e's redlich eingetränkt, und geschieht mir schon recht. Sei aber wieder gut, ich bitte dich, und lache wieder, bis ich heimkomme. Mir ist zu-

\* Man hat hier ein älteres kleines Profilbild im Auge, das gut gezeichnet und gestochen, sich auf dem Titelblatt eines Mozartschen Klavierwerks befindet, unstreitig das ähnlichste von allen, auch neuerdings im Kunsthandel erschienenen Porträts.

mi! als möcht' ich ein Kartäuser und Trappiste werden, ein rechter Heulochs, sag' ich dir!“ — Sofort nahm er den Hut, nicht aber auch den Stod zugleich; der hatte seine Epoche passiert.

Haben wir Frau Konstanze bis hierher in der Erzählung abgelöst, so können wir auch wohl noch eine kleine Strecke weiter fortfahren.

Von seiner Wohnung, bei der Schramme, rechts gegen das Zeughaus einbiegend, schlenderte der teure Mann — es war ein warmer, etwas unwölkter Sommernachmittag — nachdenklich lässig über den sogenannten Hof und weiter an der Pfarre zu Unserer Lieben Frau vorbei, dem Schottentor entgegen, wo er seitwärts zur Linken auf die Mollerbastei stieg und dadurch der Ansprache mehrerer Bekannten, die eben zur Stadt hereinkamen, entging. Nur kurze Zeit genöß er hier, obwohl von einer stumm bei den Kanonen auf und nieder gehenden Schildwache nicht belästigt, der vor-trefflichen Aussicht über die grüne Ebene des Glacis und die Vorstädte hin nach dem Stahlenberg und südlich nach den Steierischen Alpen. Die schöne Ruhe der äußeren Natur widersprach seinem inneren Zustand. Mit einem Seufzer setzte er seinen Gang über die Esplanade und sodann durch die Alferdorfsadt ohne bestimmten Zielpunkt fort.

Am Ende der Währinger Gasse lag eine Schenke mit Stegelbahn, deren Eigentümer, ein Seilermeister, durch seine gute Ware wie durch die Reinheit seines Getränks den Nachbarn und Landleuten, die ihr Weg vorüberführte, gar wohl bekannt war. Man hörte Kegelschieben, und übrigens ging es bei einer Anzahl von höchstens einem Duzend Gästen mäßig zu. Ein kaum bewußter Trieb, sich unter anspruchlosen, natürlichen Diensten in etwas zu vergessen, bewog den Musiker zur Einteilung. Er setzte sich an einen der sparrig von Bäumen beschatteten Tische zu einem wiener Brunnenermeister und zwei anderen Spieglbürgern, ließ sich ein Schöppchen kommen und nahm an ihrem sehr alltäglichen Disturs eingehend teil, ging dazwischen umher oder schaute dem Spiel auf der Stegelbahn zu.

Unweit von der letzteren, an der Seite des Hauses, besaß sich der offene Laden des Seilers, ein schmaler, mit Zabrilaten voller Raum, weil außer dem, was das Handwerk zunächst lieferte, auch allerlei hölzernes Küchen-, Keller- und landwirtschaftliches Gerat, ingleichen Tran und Wagenfahle, auch wenigens von Sämereien, Dill und Küm-mel, zum Verkauf umherstand oder -hing. Ein Mädchen, das als Stellnerin die Gäste zu bedienen und nebenbei den Laden zu besorgen hatte, war eben mit einem Bauern beschäftigt, welcher, sein Söhnlein an der Hand, herzugetreten war, um einiges zu kaufen, ein Fruchtmaß eine Bürste, eine Geißel. Er suchte unter vielen Stücken eines heraus, prüfte es, legte es weg, ergriff ein zweites und drittes und lehrte unschlüssig zum ersten zurück; es war kein Fertigerwerden. Das Mädchen entfernte sich mehrmals der Auswartung wegen, kam wieder und war unermüdet, ihm seine Wahl zu erleichtern und annehmlich zu machen, ohne daß sie zuviel darum schwachte.

Mozart sah und hörte, auf einem Bänkehen bei der Stegelbahn, diesem allen mit Vergnügen zu. So sehr ihm auch das gute verständige Betragen des Mädchens, die Ruhe und der Ernst in ihren ansprechenden Zügen gefiel, noch mehr interessierte ihn für jetzt der Bauer, welcher ihm, nachdem er ganz befriedigt abgezogen, noch viel zu denken gab. Er hatte sich vollkommen in den Mann hinein versetzt gefühlt, wie wichtig die geringe Angelegenheit von ihm behandelt, wie ängstlich und gewissenhaft die Preise, bei einem Unterschied von wenig Kreuzern, hin und her erwogen wurden. Und dachte er, wenn nun der Mann zu seinem Weibe heimkommt, ihr seinen Handel rühmt, die Kinder alle pafsen, bis der Zwerchsaft aufgeht, darin auch was für sie sein mag; sie aber eilt, ihm einen Imbiß und einen frischen Trunt selbstgelesterten Obstmofst zu holen, darauf er seinen ganzen Appetit verspart hat!

Wer auch so glücklich wäre, so unabhängig von den Menschen! ganz nur auf die Natur gestellt und ihren Segen, wie sauer auch dieser erworben sein will!

Ist aber mir mit meiner Kunst ein anderes Tagwerk anbefohlen, das ich am Ende doch mit keinem in der Welt vertauschen würde: warum muß ich dabei in Verhältnissen leben, die das gerade Widerspiel von solch unschuldiger, einfacher Existenz ausmachen? Ein Gütehen wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorf in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben! Den Morgen über fleißig bei deinen Partituren, die ganze übrige Zeit bei der

Familie; Bäume pflanzen, deinen Acker besuchen, im Herbst mit den Buben die Äpfel und die Birn' herunterun; bisweilen eine Reise in die Stadt zu einer Aufführung und sonst, von Zeit zu Zeit ein Freund und mehrere bei dir — welsch eine Seligkeit! Nun ja, wer weiß, was noch geschieht.

Er trat vor den Laden, sprach freundlich mit dem Mädchen und fing an, ihren Kram genauer zu betrachten. Bei der unmittelbaren Verwandtschaft, welche die meisten dieser Dinge zu jenem idyllischen Ausflug hatten, zog ihn die Sauberkeit, das Helle, Glatte, selbst der Geruch der mancherlei Holzarbeiten an. Es fiel ihm plötzlich ein, Verschiedenes für seine Frau, was ihr nach seiner Meinung angenehm und nützlich wäre, auszuwählen. Sein Augenmerk ging zuvörderst auf Gartenwerkzeug. Konstanze hatte nämlich vor Jahr und Tag auf seinen Antrieb ein Stückchen Land vor dem Kärntner Tor gepachtet und etwas Gemüse darauf gebaut; daher ihm jetzt fürs erste ein neuer großer Rechen, ein kleinerer dito samt Spaten ganz zweckmäßig schienen. Dann weiteres anlangend, so macht es seinen ökonomischen Begriffen alle Ehre, daß er einem ihn sehr appetitlich ansehenden Butterfäß nach kurzer Ueberlegung, wiewohl ungern, entsagte; dagegen ihm ein hohes, mit Deckel und ichhängeschmücktem Henkel versehenes Geschirz zu unmaßgeblichem Gebrauch einleuchtete. Es war aus schmalen Stäben von zweierlei Holz, abwechselnd hell und dunkel, zusammen-

„Es ist ein guter Tropf,“ sagte der Klempner. „Sie hat lang' ihrem Stiefvater hausgehalten und ihn in der Krankheit gepflegt, und da er tot war, lam's heraus, daß er ihr Eigenes aufgezehrt hatte; zeither dient sie da ihrem Verwandten, ist alles und alles im Geschäft, in der Wirtschaft und bei den Kindern. Sie hat mit einem braven Gesellen Bekanntschaft und würde ihn je eher je lieber heiraten; das aber hat so seine Hasen.“

„Was für? Er ist wohl auch ohne Vermögen?“  
 „Sie ersparten sich beide etwas, doch langt es nicht gar. Jetzt kommt mit nächstem drinnen ein halber Hausteil samt Werkstatz in Gant; dem Sailer wär's ein Leichtes, ihnen vorzuschicken, was noch zum Kaufschilling fehlt, allein er läßt die Dirne natürlich nicht gern fahren. Er hat gute Freunde im Rat und bei der Junst, da findet der Geselle nun allenthalben Schwierigkeiten.“

Verflucht!“ — fuhr Mozart auf, so daß der andere erschrak und sich umfah, ob man nicht horche. „Und da ist Niemand, der ein Wort nach dem Recht darcin spräche? den Herrn eine Faust vorhielte Die Schufte, die! Wart' nur, man kriegt euch noch beim Widel.“

Der Klempner sah wie auf Kohlen. Er suchte das Gesagte auf eine ungeschickte Art zu mildern, beinahe nahm er es völlig zurück. Doch Mozart hörte ihn nicht an. „Schämt Euch, wie Ihr nun schwagt. So macht's Ihr Lumpen allemal, sobald es gilt, m't etwas einzustechen!“



**Zur Mittelmeerreise des Kaisers.**

Kaiser Wilhelm II. hat sich, wie alljährlich, auf seine von der österreichischen Krone erworbene Besitzung Achilleion auf Korfu begeben, nachdem er in Wien und Venedig die üblichen Besuche abgestattet hatte. Die Insel Korfu liegt an der arabischen Küste im Adriatischen Meer; sie besitzt ein herrliches, gleichmäßiges Klima, malerische Landschaften und ein ewig in seinem Farbenpiel wechselndes Meer. Unser Bild zeigt den Hafen der Insel, der schon im Altertum ein bekannter Landeplatz für die Schifffahrt im Adriatischen Meere war.



gefeht, unten weiter als oben und innen trefflich ausgepicht. Entschieden für die Küche empfahl sich eine schöne Auswahl Nührlöffel, Weilhölzer, Schneidbretter und Teller von allen Größen sowie ein Salzbehälter einfachster Konstruktion zum Aufhängen.

Zulezt befah er sich noch einen derben Stock, dessen Handhabe mit Leder und runden Messingnägeln gehörig beschlagen war. Da der sonderbare Kunde auch hier in einiger Versuchung schien, bemerkte die Verkäuferin mit Lächeln, das sei just kein Tragen für Herren. „Du hast recht, mein Kind,“ versetzte er, „mir denkt, die Mehger auf der Reise haben solche; weg damit, ich will ihn nicht. Das übrige hingegen alles, was wir da ausgelesen haben, bringst du mir heute oder morgen ins Haus.“ Dabei nannte er ihr seinen Namen und die Straße. Er ging hierauf, um auszutrinken, an seinen Tisch, wo von den dreien nur noch einer, ein Klempnermeister, saß.

„Die Kellnerin hat heut' mal einen guten Tag,“ bemerkte der Mann. „Ihr Better läßt ihr vom Erlös im Laden am Gulden einen Batzen.“

Mozart freute sich nun seines Einkaufs doppelt; gleich aber sollte seine Teilnahme an der Person noch größer werden. Denn als sie wieder in die Nähe kam, rief ihr derselbe Betrüger zu: „Wie steht's, Kreszenz? Was mach der Schloffer? Reist er nicht bald sein eigen Eisen?“

„O was!“ erwiderte sie im Weiterellen, „selbiges Eisen, schäh' ich, wächst noch im Berg, zubinterst.“

— Und hiermit lehrte er dem Hasensuß ohne Abschied den Rücken. Die Kellnerin, die alle Hände voll zu tun hatte mit neuen Gästen, raunte er nur im Vorbeigehen zu: „Komme morgen beizeiten, grüße mir deinen Liebsten; ich hoffe, daß Eure Sache gut geht.“ Sie stuzte nur und hatte weder Zeit noch Fassung, ihm zu danken.

Geschwinder als gewöhnlich, weil der Austritt ihm das Blut etwas in Wallung brachte, ging er vorerst denselben Weg, den er gekommen, bis an das Glacis, auf welchem er dann langsamer, mit einem Umweg, in weitem Halbkreis um die Wälle wandelte. Ganz mit der Angelegenheit des armen Lebespaars beschäftigt, durchließ er in Gedanken eine Reihe seiner Bekannten und Gönner, die auf die eine oder andere Weise in diesem Fall etwas vermochten. Da indessen bevor er sich irgend zu einem Schritt bestimmte, noch nähere Erklärungen von seiten des Mädchens erforderlich waren, beschloß er, diese ruhig abzuwarten und war nunmehr, mit Herz und Sinn den Füßen vorausleitend, bei seiner Frau zu Hause.

Mit innerer Gewißheit zählte er auf einen freundlichen, ja fröhlichen Willkommen, Auf und Umarmung schon auf der Schwelle, und Sehnsucht verdoppelte seine Schritte beim Eintritt in das Kärntner Tor. Nicht weit davon ruft ihn der Postträger an, der ihm ein kleines, doch gewichtiges Paket übergibt, worauf er seine ehrliche und akkurate Hand augenblicklich erkennt.

Fortsetzung folgt.



Das neue Krankenhaus der Karmeliten.  
Das alte Krankenhaus der Düsseldorfer Karmeliten, gegenüber der ehrwürdigen St. Lambertuskirche gelegen, entsprach nicht mehr voll den Anforderungen, die an die Räumlichkeiten vom modernen hygienischen Standpunkte aus gestellt werden mußten. Infolgedessen wurde ein Neubau geschaffen, der nicht nur in seiner architektonischen Form höchst reizvoll ist, und das Problem der Einpassung in die Umgebung aufs glücklichste löst, sondern es wurde auch für die Ausstattung mit Liegehallen und den in der modernen Krankenhausbehandlung wichtigen Faktoren in der trefflichsten Weise Sorge getragen.

Photogr. von Jean Esser, D'orf.

### Rosmarin.

Von Martin Greif.

Ich pflanzte einen Rosmarin,  
Ihn fein als Braut zu tragen.  
Doch well am Boden fand ich ihn,  
Als ich ihn wollt' befragen.

Jetzt weiß ich, daß ich sterben muß,  
Bohl über eine Weile,  
Und daß ich von des Liebsten Ruß  
Dem Grab entgegenste.

Die Natur ist wunderbar,  
Jeder hat seine Kunst wunderbar,  
Nach dem sie Gott ihm offenbart.  
Ohn' Gott kein' Kunst erfinden ward.  
Köllenbagen, Frotschmeufeler.

Dem Golde gleicht der Dichtkunst hohe Gabe;  
Es findet nicht in Massen sich der Segen,  
Nur eingesprengt, verstreut auf dunkeln Wegen,  
Und ist oft eines Menschen beste Gabe.  
Ferdinand v. Saar.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herum-  
getrieben.  
Wo beides nichts zu reiben hat, da wird es selbst zerrieben.  
Logau.

### Sinnsprüche.

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen,  
Erwidert lächelnd ihren Spott und wist:  
Der Spötter Wig kann nichts verächtlich machen,  
Was wirklich nicht verächtlich ist.

Bodenstedt.

Menschenverachtung und Menschenhaß, wie sehr auch  
manche in diesen Gesinnungen sich gefallen mögen, sind fast  
immer eine Schande für den, der sie nährt; sie öffnen einen  
Wid in sein Innerstes und lassen mit hoher Wahrschein-  
lichkeit auf seine Hassenswürdigkeit und Verächtlichkeit  
schließen.  
Engel, Fürstspiegel.



### Transport eines Riesen- trägers.

Beim Bau des Municipal-  
gebäudes in Newport wur-  
den Riesenträger benötigt,  
das Gewicht eines solchen  
einzelnen Trägers betrug 50  
Tonnen oder rd. 1000 Zent-  
ner. Zur Beförderung je ei-  
nes Trägers waren 34  
Pferde nötig. Das Pflaster  
der Straßen, durch welche  
der Transport geleitet wur-  
de, wurde durch den schwe-  
ren Träger arg beschädigt.



P Bauer 85

Am Frühling. Zeichnung von P. Bauer.



## Der Sonnenmantel.

Skizze von Luis Maria Jordan. Berechtigte Uebersetzung aus dem Spanischen von John D. Warlen.



Die Minister, die Kammerherren, die Ehrendamen und sogar der kleine blonde Lieblingspage der Königinmutter erzählten der Prinzessin auf den Hofgesellschaften immer wieder neue Verrücktheiten Juanillos.

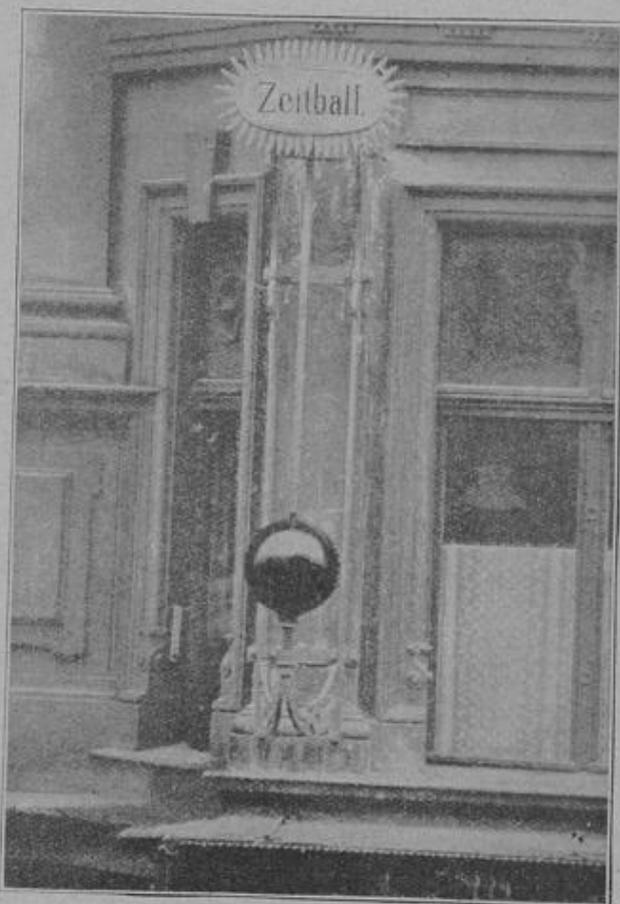
Armer Juanillo! Niemand wußte, wie und wann er seinen Verstand verloren hatte. Immer sahen sie ihn unter den Ballons des königlichen Palastes träumerisch, wie in tiefen Gedanken, vorübergehen, als ob er nur die nutzlos gewordene Hülle eines verloren geangenen Geistes wäre. Alle zerbrachen sich über die Ursache umsonst den Kopf. War es die Liebe? Hatte er Hunger? Suchte er vielleicht ein unerreichbares Ideal? Wer konnte es wissen! Sicher war, daß Juanillo oft ohne Grund über die ernstesten Dinge lachte, und daß er häufig sinnlose Phrasen vor sich hinsprach, mit einem Ausdruck im Gesicht, als ob er sich an dem Rhythmus der Worte berauschte.

Die Prinzessin hörte alle diese Erzählungen sichtlich mit großer Neugier an, und oft, wenn der kleine blonde Lieblingspage der Königinmutter wieder eine neue Verrücktheit Juanillos erzählte, rollte über ihre blaublütige Wange eine Träne, die so klar war, wie Kristall, und so rein, wie die Gedanken ihrer mitleiddurchzitterten Seele.

Ohne Zögern hätte sie ihre reichen Schätze aus Atlas hingegen, oder den schillerndsten Kisch ihres Reiches, oder die Porzellanpuppe, die ihr ihr herzoglicher Vetter schenkte, wenn dadurch der arme Juanillo seinen Verstand wieder bekommen hätte. Doch wie sie auch in ihren Gebeten für

ihn flehte, es nützte nichts. Immer schnitt er die gleichen sinnlosen Grimassen.

Was sollte sie tun? Warum erhörte Gott ihre Gebete nicht? Wolte er wirklich nichts von Juanillo wissen? Nein, nein, Gott war doch gut und barmherzig! Sie hörte nicht auf, nachts zwischen den Kissen zu knien und zu bitten. Vielleicht ließ Gott Juanillo für ein ungesühntes Ver-



Der erste Zeitball in Berlin.

Die deutsche Uhrmacherzeitung in der Zimmerstraße zu Berlin hat sich einen Zeitball zugelegt, den ersten in Berlin. Er ist von roter Farbe. Der Zeitball ist an die Normaluhr der Fachzeitung angeschlossen und wird von ihr durch elektrischen Kontakt ausgelöst. Nach dem Zeitball kann man seinen Chronometer auf die Sekunde genau einstellen.



Eine deutsche Fleischermeisterin nach Amerika engagiert. Frau Kathie Littich in Ergoldsbach (Niederbayern), die Gattin des dortigen Metzgermeisters, hat im Schlachthof zu Straubing vor der zuständigen Kommission die Meisterprüfung im Fleischergewerbe bestanden. Der Besitzer eines großen Hotels in Amerika hat nun Frau Littich als Fleischermeisterin mit einem Riesengehalt engagiert.

brechen ihres Volkes büßen, dessen sich niemand mehr erinnerte. Das würde die scheinbare Ungerechtigkeit der Strafe erklären. Immer mehr sah die Prinzessin in ihm einen unbewußten, aber königlichen Erlöser von schweren Sünden und umgab ihn in ihrer Phantasie mit einem strahlenden Glorienschein.

So vergingen die Tage traurig und melancholisch für die Prinzessin, köstlich für die genußsüchtigen Höflinge, die auf Hoffesten im königlichen Palast scherzten und lachten, aber ganz nutzlos für den Geist Juanillos.

Auf einem Ballfest sagte der Herzog zu der schönen Prinzessin:

„Weißt du schon, Juanillo klettert an dem Gitter des Palastes hinauf, um sich zwischen den Blättern einer Laube

zu verbergen. Und wenn die Sonne im Mittag steht, stellt er geheimnisvolle Beschwörungen an."

Gleich enthüllte der kleine blonde Page der Hofgesellschaft alle Einzelheiten des lächerlichen und komischen Treibens Juanillos.

"Ja, es ist wahr," sagte er wichtig. "Er versteckt sich in der Laube. Aber seine ganzen Beschwörungen bestehen darin, — lachen Sie nicht, meine Damen und Herren —, daß er versucht, aus den Sonnenstrahlen einen goldenen Mantel zu weben, um ihn sich über die Schultern zu hängen."

Diese unerwartete Geschichte entfesselte unter den Höfingen lautes Gelächter, das noch wuchs, als der König Cyperwein kredenzen ließ, damit man auf das Wohl seines kleinen, kranken Unterthan trinke.

Nur die Prinzessin blieb stumm und betrübt über die Erzählung des blonden Pagen. Wieder schlich langsam eine trübsalvolle Träne über ihre blaublütige Wange.

Am folgenden Tage, schon von den ersten Morgenstunden an, wartete sie mit großer Ungeduld auf einem der Seitenbalkons des königlichen Palastes darauf, daß Juanillo über das Gitter steige. Von ihrem Platz aus konnte sie die Laube genau beobachten und alles sehen, was darin vorging.

Mittags, als die Sonne mit ihren goldenen Strahlen die Erde erwärmte, bemerkte sie ihn endlich am Gitter. Geschmeidig, fast wie eine flüchtige Erscheinung, ein sich auflösender Schatten, huschte er bald darauf in die Laube. Dann fing er an, wie ein Somnambule zu singen und tausend sinnlose Dinge zu treiben.

Die Sonne kühlte das trockene Laub zu seinen Füßen. Beim Anblick ihrer feinen Strahlen wurden seine Gesänge leidenschaftlicher. Dann begann er, ohne zu verstummen, seine Jagd auf die goldenen Fäden. Einen nach dem anderen riß er an sich und legte ihn schnell an eine Stelle, die er in seinem Wahn für sicher hielt. Und seine mageren bleichen Finger, die aussahen wie aus Wachs, webten in der Luft einen unsichtbaren Mantel vor den Augen der weinenden Prinzessin. Oh, wie litt sie unter dem furchtbaren Schicksal Juanillos!

Als sie abends in den Kissen ihrer vergoldeten Bettstelle



Ein Denkmal für einen englischen Cricketspieler.

Ebenso wie der Fußballspieler wird nun auch der englische Cricketspieler sein Denkmal erhalten und zwar zeigt unsere Aufnahme den bekannten englischen Cricketspieler C. W. Fry von dem Skulpteur Bruce Jey modelliert.



Studenten-Manifestation vor der Statue de Strasbourg in Paris.

Alljährlich am 17. März begeben sich die Pariser Studentenverbände nach dem Place de la Concorde, wo sie an der Statue de Strasbourg Kränze niederlegen, um gegen den Verlust Elsaß-Lothringens zu demonstrieren.

nierte, deren schimmernder Glanz sie jetzt ununterbrochen an den Wahn des Vernunftigen erinnerte, sandte sie die heißesten Gebete zum Himmel empor, daß er ihn endlich erlösen möge.

Doch umsonst. Tag für Tag sah sie ihn in der Laube, wie er sich einen Mantel aus den Strahlen der Sonne wob. Da verfiel die Prinzessin auf das schmerzlichste aller Opfer, das eine schöne Prinzessin bringen kann.

Eines nachmittags stellte sie sich vor den kostbaren Spiegel in ihrem Schlafgemach, nahm die Schere und schnitt entschlossen ihr herrliches, langes, blondes Haar ab.

Abends ging sie, damit dem König, ihrem Vater, diese Tat verborgen blieb, nicht in den Saal zu der Festgesellschaft. Und während die Höflinge nach ihr fragten und der kleine blonde Lieblingspage der Königinmutter den Damen mit den gepuderten Perücken Liebesgeschichten erzählte, schlich die Prinzessin durch das Dunkel des Gartens zur Laube und bedeckte da den Boden mit ihrem blonden Haar.

Am anderen Tage begann Juanillo wieder, den goldenen Mantel zu weben, auf den sein ganzes Sinnen gerichtet war. Doch als er die wirklichen, greifbaren leuchtenden Fäden berührte, packte ihn eine solche Erschütterung, daß plötzlich sein Verstand zurückkehrte. Nun sein Traum Wirklichkeit wurde, war er ganz fassungslos. Er begriff das Wahnsinnige seines bisherigen Bemühens sofort, und furchtbare Scham beherrschte ihn. Ueberwältigt hob er die Hände zum Himmel empor und dankte Gott für seine Erlösung. Als er aber niederkniete, um die Haare aufzuheben, sagte eine gebieterische und doch süße Stimme hinter ihm:

„Steh auf!“  
 Und Juanillo erhob sich und stand der Prinzessin gegenüber, die eine Kappe aus schwarzem Samt auf ihrem Kopfe trug.  
 Er wollte vor ihr hinknien, aber sie ließ es nicht zu und sagte:  
 „Ein Fürst darf niemals seine hohe Stirn neigen.“  
 Und Juanillo fühlte sein Schicksal.  
 Die Ahnung stieg in ihm auf, daß er eines Tages König sein würde. Aber eins ahnte er nicht, daß die Vasallen ihn den „verrückten König“ und seine Gemahlin die „gute Königin“ nennen würden.

Humoristisches.

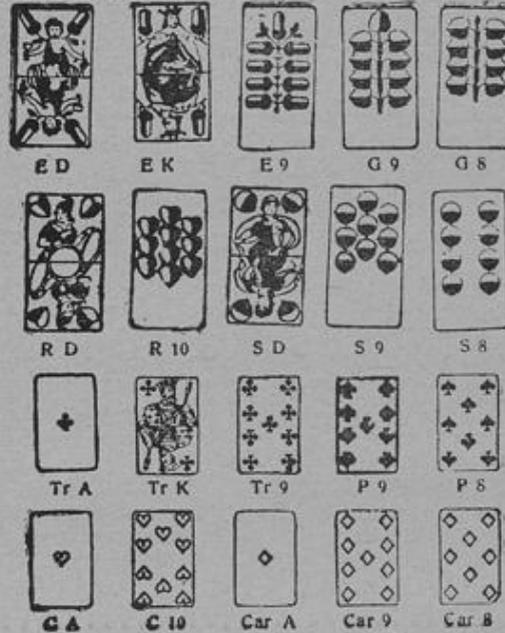
— Unter Geschwistern. „Hast du Papa schon dein Zeugnis gezeigt?“ — „Nein, ich warte bis nach Tisch, da sitzt er im Lehnstuhl und ist zu bequem, den Stock zu holen.“  
 — Zeichen der Schlanheit. „Nu, Sepp, was hat denn der Doktor gesagt?“ — „Ja, er hat gesagt, ich wäre ein interessanter Fall, und an meinem Geisteszustand könnte man noch studieren.“ — „Donnerwetter, für so schlaun hätte ich dich doch nicht gehalten.“  
 — Bekanntmachung. Die, die die, die die Parkanlagen beschädigt haben, anzeigen, erhalten eine Belohnung. Der Bürgermeister.

**Rätsellecke.**

Staufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.

Hinterhand behält auf folgende Karten



das Spiel. Er wendet G 7, spielt Grün und findet noch E 7. Das Spiel wird mit 61 Augen gewonnen, obwohl keine 10 blank sitzt. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

1. Rätsel.

Ich sitze oft in mir,  
 Um meiner selbst zu pflegen,  
 Und bin dann um mich selbst,  
 Recht herzlich oft verlegen.

Scherzrätsel.

(Französisch.)  
 a b c d e f  
 g h i k l m  
 n o p q r s  
 u v w x y z

2. Rätsel.

Der Mensch mit regem Fleiß, mit Tätigkeit und Kraft  
 Aus meinem Letzten die zwei Ersten schafft;  
 Und wenn es ihm gelingt was er mit Eifer treibt,  
 So ist mein Ganzes das, wa ihm übrig bleibt.

Anagramm.

Ich sprach im Fürstentrat vor Trojas Fall,  
 Verstell mich — lieblich Fest allüberall.

Scherzfrage.

Welcher Unterschied ist zwischen dem Sultan und Rothschild?

2. Rätsel.

Bereint liegt's offen auf der Hand,  
 Doch oft wird es recht schwer gefunden.  
 Getrennt braucht's täglich jedermann,  
 Wer's nicht versteht, hat trübe Stunden.

Regierbild.



Wo ist die Erwartete?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstabenkreuzrätsel:

E v a  
 b i s  
 L o t  
 S t e i n m e t z  
 V i o n v i l l e  
 B a z e i l l e s  
 B l e i  
 F i l  
 R e h

Rätsel: Her — ring.

Regierbild:

Amor ist zwischen der Bank und dem Kopf des Herrn sichtbar.

Rätselsprung:

Zwischen heut und morgen  
 Liegt eine lange Frist;  
 Lerne schnell beforgen,  
 Da du noch munter bist.  
 Goethe.

Logogriph: Ebbe, Elbe, Erbe, Eibe.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
 Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 15.

Sonntag, 7. April.

Jahrgang 1912.

## Mozart auf der Reise nach Prag.

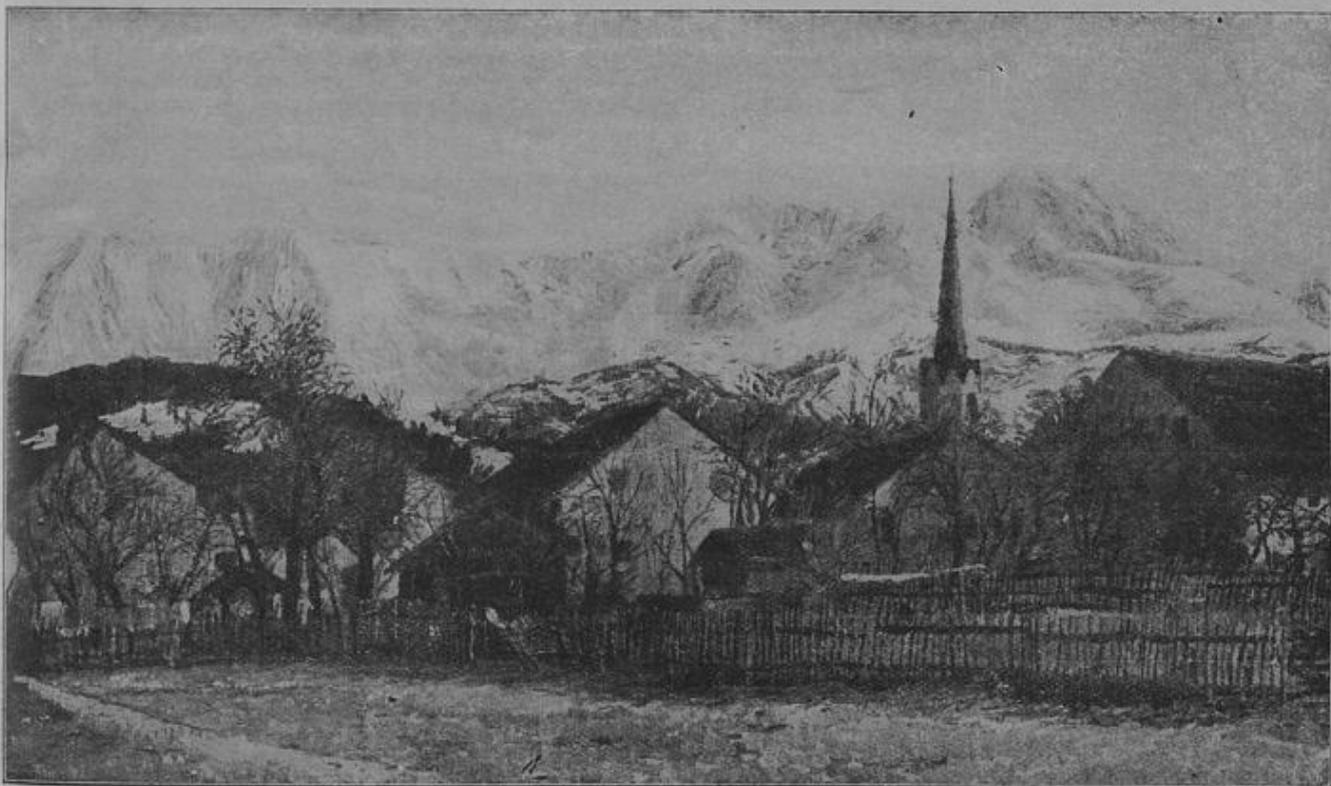
Novelle von Eduard Mörike.

(Fortsetzung.)

Er tritt mit dem Boten, um zu quittieren, in den nächsten Kaufladen; dann wieder auf die Straße, kann er sich nicht bis in sein Haus gedulden; er reißt die Siegel auf, halb gehend, halb stehend verschlingt er den Brief.

„Ich sah,“ fuhr Madame Mozart hier in der Erzählung bei den Damen fort, „am Nächtlich, hörte meinen Mann die Stiege heraufkommen und den Bedienten nach mir fragen. Sein Tritt und seine Stimme kam mir beherzter, aufgeräumter vor, als ich erwartete und als mir wahrhaftig angenehm war. Erst ging er auf sein Zimmer, kam aber gleich herüber. „Guten Abend!“ sagt er; ich, ohne aufzusehen, erwiderte ihm Kleinsaut. Nachdem er die Stube

ein paar mal stillschweigend gemessen, nahm er unter erzwungenem Sähen die Fliegenklatsche hinter der Tür, was ihm noch niemals aufgefallen war, und murmelte vor sich: „Wo nur die Fliegen gleich wieder herkommen!“ — fing an zu patzen da und dort, und zwar so stark wie möglich. Dies war ihm stets der unleidlichste Ton, den ich in seiner Gegenwart nie hören lassen durfte. hm, dacht' ich, daß doch, was man selber tut, zumal die Männer, ganz etwas anderes ist! Uebrigens hatte ich so viele Fliegen gar nicht wahrgenommen. Sein seltsames Verhalten verdroß mich wirklich sehr. — „Sechse auf einen Schlag!“ rief er: „willst du sehen?“ — Keine Antwort. Da



Östern am Wetterstein. Gemälde von Karl Heiser.

legt er mir etwas aufs Nähtissen hin, daß ich es sehen mußte, ohne ein Auge von meiner Arbeit zu verwenden. Es war nichts Schlechteres als ein Häufchen Gold, so viel man Dukatens zwischen zwei Finger nimmt. Er setzte seine Poffen hinter meinem Rücken fort, tat hin und wieder einen Streich und sprach dabei für sich: „Das fatale, unnütze, schamlose Gezucht! Zu was Zweck es nur eigentlich auf der Welt ist — Patsch! — offenbar bloß, daß man's totschlage — Pitsch! — darauf verßehe ich mich einigermaßen, darf ich behaupten. — Die Naturgeschichte belehrt uns über die erstaunliche Vermehrung dieser Geschöpfe — Pitsch, Patsch —: in meinem Hause wird immer sogleich damit aufgeräumt. Ah maledette! disperate! — Hier wieder ein Stück zwanzig. Magst du sie?“ — Er kam und tat wie vorhin. Hatte ich bisher mit Mühe das Lachen unterdrückt, länger war es unmöglich, ich platzte heraus, er fiel mir um den Hals, und beide lachten und lachten wir um die Wette.

„Woher kommt dir denn aber das Geld?“ frag' ich, während er den Rest aus dem Röllchen schüttelt. — „Vom Fürsten Esterhazy! durch den Haydn! Lies nur den Brief.“ Ich las.

Eisenstadt usw. Feuerster Freund Seine Durchlaucht, mein gnädigster Herr, hat mich zu meinem größten Vergnügen damit betraut, Ihnen beifolgende sechzig Dukaten zu übermachen. Wir haben lezt Ihre Quartetten wieder ausgeführt, und Seine Durchlaucht waren solchermaßen davon eingenommen und befriedigt, als bei dem erstenmal, vor einem Vierteljahre, kaum der Fall gewesen. Der Fürst bemerkte mir (ich muß es wörtlich schreiben): als Mozart Ihnen diese Arbeit dedizierte, hat er geglaubt, nur Sie zu ehren, doch kann's ihm nichts verschlagen, wenn ich zugleich ein Kompliment für mich darin erblicke. Sagen Sie ihm, ich denke von seinem Genie bald so groß wie Sie selbst, und mehr könn' er in Ewigkeit nicht verlangen. — Amen! seh' ich hinzu. Sind Sie zufrieden?“

Postskript. Der lieben Frau ins Ohr: Sorgen Sie gütig, daß die Dankagung nicht aufgeschoben werde. Am besten geschäh' es persönlich. Wir müssen so guten Wind sein erhalten!“

„Du Engelsmann! o himmlische Seele!“ rief Mozart ein übers andere mal, und es ist schwer zu sagen, was ihn am meisten freute, der Brief oder des Fürsten Beifall oder das Geld. Was mich betr. ist, aufrichtig gestanden, mir kam das letztere gerade damals höchst gelegen. Wir feierten noch einen sehr vergnügten Abend.

„Von der Affäre in der Vorstadt erfuhr ich jenen Tag noch nichts, die folgenden ebenso wenig, die ganze nächste Woche verstrich, keine Anwesenheit erschien, und mein Mann, in einem Strudel von Geschäften, vergaß die Sache bald. Wir hatten an einer Sonnabend Gesellschaft; Hauptmann Wesselt, Graf Hardegg und andere musizierten. In einer Pause werde ich hinausgerufen — da war nun die Versicherung! Ich geh' hinein und frage: „Hast du Bestellung in der Alservorstadt auf allerlei Holzware gemacht?“ — „Pos' Sagel, ja!“ Ein Mädchen wird da sein? Laß sie nur hereinkommen.“ So trat sie denn mit größter Freundschaft, einen vollen Korb am Arm, mit Rechen und Spaten ins Zimmer, entschuldigte ihr langes Ausbleiben, sie habe den Namen der Gasse nicht mehr gewußt und sich erst heut zurechtgefunden. Mozart nahm ihr die Sachen nacheinander ab, die er sofort mit Selbstzufriedenheit mir überreichte. Ich ließ mir herzlich dankbar alles und jedes wohl gefallen, belobte und pries, nur nahm es mich wunder, wozu er das Gartengerät gekauft. — „Natürlich,“ sagt er, „für dein Stückchen an der Wien.“ — „Mein Gott, das haben wir ja aber lange abgegeben! weil uns das Wasser immer so viel Schaden tat und überhaupt nichts dabei herauskam. Ich sagte dir's, du hattest nichts dawider.“ — „Was? Und also die Spargeln, die wir dies Frühjahr speisten?“ — „Waren immer vom Markt.“ — „Seht,“ sagt er, „hätt' ich das gewußt! Ich lobte sie dir so aus bloßer Artigkeit, weil du mich wirklich dauertest mit deiner Gärtnerei; es waren Dingel wie die Federspulen.“

„Die Herren belustigte der Spaß überaus; ich mußte einigen sogleich das Ueberflüssige zum Andenken lassen. Aber als Mozart nun das Mädchen über ihr Heiratsanliegen ausforschte, sie ermunterte, hier nur ganz frei zu sprechen, da daß, was man für sie und ihren Liebsten tun würde, in der Stille, glimpflich und ohne jemandes Anklagen solle ausgerichtet werden, so äußerte sie sich

gleichwohl mit so viel Bescheidenheit, Vorsicht und Schonung, daß sie alle Anwesenden völlig gewann und man sie endlich mit den besten Versprechungen entließ.“

„Den Leuten muß geholfen werden!“ sagte der Hauptmann. „Die Innungskünste sind das wenigste dabei; hier weiß ich einen, der das bald in Ordnung bringen wird. Es handelt sich um einen Beitrag für das Haus, Einrichtungslosten und dergleichen. Wie, wenn wir ein Konzert für Freunde im Trattnerischen Saal mit Entree ad libitum ankündigten?“ — Der Gedanke fand lebhaften Anklang. Einer der Herren ergriff das Salzfaß und sagte: „Es müßte jemand zur Einleitung einen hübschen historischen Vortrag tun, Herrn Mozarts Einkauf schildern, seine menschenfreundliche Absicht erklären, und hier das Prachtgefäß stellt man auf einem Tisch als Opferbüchse auf, die beiden Rechen als Dekoration rechts und links dahinter gekreuzt.“

„Dies nun geschah zwar nicht, hingegen das Konzert kam zustande; es war ein Erkleckliches ab, verschiedene Beiträge folgten nach, daß das beglückte Paar noch Ueberflüssig hatte, und auch die anderen Hindernisse waren schnell beseitigt. Duschek's in Prag, unsere genauesten Freunde dort, bei denen wir logierten, vernahmten die Geschichte, und sie, eine gar gemüthliche herzige Frau, verlangte von dem Stram aus Kuriosität auch etwas zu haben; so legte ich denn das Passendste für sie zurück und nahm es bei dieser Gelegenheit mit. Da wir inzwischen unverhofft eine neue liebe Stumpfverwandte finden sollten, die nah daran ist, sich den eigenen Herd einzurichten, und ein Stück gemeinen Hausrats, welches Mozart ausgewählt, gewizlich nicht verjammern wird, will ich mein Mitbringen halbieren, und Sie haben die Wahl zwischen einem schön durchbrochenen Schokoladequirl und mehrgedachter Salzbüchse, an welcher sich der Künstler mit einer geschmackvollen Tulpe veruntzigt hat. Ich würde unbedingt zu diesem Stück raten; das edle Salz, soviel ich weiß, ist ein Symbol der Häuslichkeit und Gastlichkeit, wozu wir alle guten Wünsche für Sie legen wollen.“

So weit Madame Mozart. Wie dankbar und wie heiter alles von den Damen auf- und angenommen wurde, kann man denken. Der Jubel erneuerte sich, als gleich darauf bei den Männern oben die Gegenstände vorgelegt und das Muster patriarchalischer Simplität nun förmlich übergeben ward, welchem der Oheim in dem Silberschrank seiner nummehrigen Besitzerin und ihrer spätesten Nachkommen keinen geringeren Platz versprach, als jenes berühmte Kunstwerk des florentinischen Meisters in der Ambrafer Sammlung einnehme.

Es war schon fast acht Uhr; man nahm den Tee. Bald aber sah sich unser Musiker an sein schon am Mittag gegebenes Wort, die Gesellschaft näher mit dem „Höllensbrand“ bekannt zu machen, der unter Schloß und Kiegel, doch zum Glück nicht allzutief in Kesselfasser lag, dringend erinnert. Er war ohne Zögern bereit. Die Auseinandersetzung der Fabel des Stückes hielt nicht lange auf, das Tertbuch wurde aufgeschlagen, und schon brannten die Lichter am Fortepiano.

Wir wünschten wohl, unsere Leser streifte hier zum wenigsten etwas von jener eigentümlichen Empfindung an, womit oft schon ein einzeln abgerissener, aus einem Fenster beim Vorübergehen an unser Ohr getragener Akkord, der nur von dorthin kommen kann, uns wie elektrisch trifft und wie gebannt festhält; etwas von jener süßen Wangigkeit, wenn wir in dem Theater, solange das Orchester stimmt, dem Vorhang gegenüber sitzen. Oder ist es nicht so? Wenn auf der Schwelle jedes erhabenen tragischen Kunstwerkes, es heiße Macbeth, Oedipus oder wie sonst, ein Schauer der ewigen Schönheit schwebt, wo trübe dies in höherem, auch nur in gleichem Maße zu als eben hier? Der Mensch verlangt und scheut zugleich, aus seinem gewöhnlichen Selbst vertrieben zu werden, er fühlt, das Unendliche wird ihn berühren das seine Brust zusammenzieht, indem es sie ausdehnen und den Geist gewaltiam an sich reißen will. Die Ehrfurcht vor der vollendeten Kunst tritt hinzu; der Gedanke, ein göttliches Wunder genießen, es als ein Verwandtes in sich aufnehmen zu dürfen, zu können, führt eine Art von Nüßrung, ja von Stolz mit sich, vielleicht den glücklichsten und reinsten, dessen wir fähig sind.

Unsere Gesellschaft aber hatte damit, daß sie ein uns von Jugend auf völlig zu eigen gewordenes Werk jetzt erstmals kennen lernen sollte, einen von unserem Verhältnis unendlich verschiedenen Stand und, wenn man das beneidenswerte Glück der persönlichen Vermittlung durch den Ur-

heber abrechnet, bei weitem nicht den günstigen wie wir, da eine reine und vollkommene Auffassung eigentlich niemand möglich war, auch in mehr als einem Betracht selbst dann nicht möglich gewesen sein würde, wenn das Ganze unverkürzt hätte mitgeteilt werden können.

Von achtzehn fertig ausgearbeiteten Nummern\* gab der Komponist vermutlich nicht die Hälfte; (wir finden in dem unserer Darstellung zugrunde liegenden Bericht nur das letzte Stück dieser Reihe, das Sertett, ausdrücklich angeführt — er gab sie meistens, wie es scheint in einem freien Auszug, bloß auf dem Klavier, und sang stellenweise hinein, wie es kam und sich schickte. Von der Frau ist gleichfalls nur bemerkt, daß sie zwei Arten vorgetragen habe. Wir möchten uns, da ihre Stimme so stark als lieblich gewesen sein soll, die erste der Donna Anna („Du kennst den Verräter“) und eine von den beiden der Zerline dabei denken.

Genau genommen waren, dem Geist, der Einsicht, dem Geschmade nach, Eugenie und ihr Verlobter die einzigen Zuhörer, wie der Meister sie sich wünschen mußte, und jene war es sicher ungleich mehr als dieser. Sie sahen beide tief im Grunde des Zimmers; das Fräulein reungelöst, wie eine Bildsäule, und in die Sache aufgelöst auf einen solchen Grad, daß sie auch in den kurzen Zwischenräumen wo sich die Teilnahme der übrigen bescheiden äußerte oder die innere Bewegung sich unwillkürlich in einem Ausruf der Bewunderung Luft machte, die von dem Bräutigam an sie gerichteten Worte immer nur ungenügend zu erwidern vermochte.

„Wohl bekomm's ihm — und jedem das Seine!“  
„Es geht halt gar nicht, Beste! nur schlechterdings gar nicht.“

„Manchmal,“ fing Mozart an, „kann sich doch ein Ding sonderbar fügen. Was wird denn meine Stanzl sagen, wenn sie erfährt, daß eben das Stück Arbeit, was sie nun hören soll um eben diese Stunde in der Nacht, und zwar gleichfalls vor einer angesehenen Reise, zur Welt geboren ist?“

„Wär's mögl'ch? Wann? Gewiß vor drei Wochen, wie du nach Eisenstadt wolltest?“

„Getroffen! Und das begab sich so. Ich kam nach zehne, du schließt schon fest, von Richters Essen heim und wollte versprochenemmaßen auch bald zu Bett, um morgens beizeiten heraus und in den Wagen zu steigen. Inzwischen hatte Belt, wie gewöhnlich, die Lichter auf dem Schreibtisch angezündet, ich zog mechanisch den Schlafrock an, und fiel mir e'n geschwind mein letztes Pensum noch einmal anzusehen. Allein, o Mißgeschick! verwünschte, ganz unzeitige Geschäftigkeit der Weiber! du hattest aufgeräumt, die Noten eingepackt — die mußten nämlich mit: der Fürst verlangte eine Probe von dem Opus; — ich suchte, brummte, schalt, unsonst! Darüber fällt mein Blick auf ein versiegeltes Kuvert: vom Abbate, den greulichen Halsen nach auf der Adresse — ja wahrlich! und schickt mir den ungearbeiteten Rest seines Textes, den ich vor Monatsfrist noch nicht zu sehen hoffte. Sogleich sitz' ich begierig hin und lese und bin entzückt, wie gut der Knaz verstand was ich wollte. Es war alles weit simpler, gedrängter und reicher zugleich. Sowie die Kirchhofszene, wie das Finale, b's zum Unter-

### Ein alter Tierfreund.

Prinzregent Luitpold von Bayern, der jüngst das 91. Jahr vollendete, ist nicht nur ein passionierter Jäger, sondern er ist auch ein großer Tierfreund. Besonders um seine Schwäne ist er eifrig besorgt; und er läßt es sich nicht nehmen, täglich auf dem Svaizergang, den er am frühen Morgen nach dem Bade unternimmt, sie selbst zu füttern. Die Tiere kennen ihren Freund sehr wohl und kommen, sowie er nur von ferne sichtbar wird, aufs Ufer, um ja die besten Bissen zu erhaschen.



Als Mozart mit dem überschwenglich schönen Sertett geschlossen hatte und nach und nach ein Gespräch aufkam, schien er vornehmlich einzelne Bemerkungen des Barons mit Interesse und Wohlgefallen aufzunehmen. Es wurde vom Schlusse der Oper die Rede sowie von der vorläufig auf den Anfang Novembers anberaumten Aufführung, und da jemand meinte, gewisse Teile des Finale möchten noch eine Revision aufgeben sein, so lächelte der Meister mit einiger Zurückhaltung; Konstanze aber sagte zu der Gräfin hin, daß er es hören mußte: „Er hat noch was in petto, womit er geheimtut, auch vor mir.“

„Du fällst,“ versetzte er, „aus deiner Rolle, Schatz, daß du das jetzt zur Sprache bringst; wenn ich nun Lust bekäme, von neuem anzufangen? und in der Tat, es juckt mich schon.“

„Leporello!“ rief der Graf, lustig aufbrincaend und winkte einem Diener: „Wein! Sillery, drei Flaschen!“

„Nicht doch! damit ist es vorbei — mein Junker hat sein letztes im Glase.“

„Mein Gott was hab' ich da gemacht!“ lamentierte Konstanze mit einem Blick auf d'e Uhr. „gleich ist es elfe, und morgen früh soll's fort — wie wird das gehen?“

\* Bei dieser Zählung ist zu wissen, daß Elv'ras Arie mit dem Rezitativ und Leporellos „Hab's verstanden“ nicht ursprünglich in der Oper enthalten gewesen.

gang des Helden, hat in jedem Betracht sehr gewonnen. (Du sollst mir aber auch, dacht' ich, vortrefflicher Poet, Himmel und Hölle nicht unbedankt zum zweiten Mal beschworen haben!) Nun ist es sonst meine Gewohnheit nicht, in der Komposition etwas vorauszunehmen, und wenn es noch so lockend wäre; das bleibt eine Unart, d'e sich sehr übel bestrafen kann. Doch gibt es Ausnahmen, und kurz, der Auftritt bei der Reiterstatue des Gouverneurs, die Drohung, die vom Grabe des Erschlagenen her urplötzlich das Gelächter des Nachtschwärmers haarsträubend unterbricht, war mir bereits in die Krone gefahren. Ich griff einen Akord und fühlte ich hatte an der rechten Pforte angelockt, dahinter schon die ganze Legion von Schrecken beieinander liege, die im Finale loszulassen sind. So kam fürs erste ein Adagio heraus: D-Moll, vier Takte nur, darauf ein zweiter Satz mit fünfen — es wird, bild' ich mir ein auf dem Theater etwas Ungewöhnliches geben, wo die stärksten Blasinstrumente die Stimme begleiten. Einstweilen hören Sie's, so gut es sich hier machen läßt.“

Er löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: „Dein Lachen endet vor der Morgenröte!“ erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternentreisen fielen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.

(Schluß folgt.)



## Am Ostersonntag!

Von Annette von Droste-Hülshoff.

O jauchze, Welt, du hast ihn wieder,  
Sein Himmel hielt ihn nicht zurück!  
O jauchzet, jauchzet, singet Lieder!  
Was dunkelst du, mein sel'ger Blick?

Es ist zu viel, man kann nur weinen,  
Die Freude steht wie Kummer da;  
Wer kann so großer Lust sich einen,  
Der all so große Trauer sah?

Anendlich Heil hab' ich erfahren  
Durch ein Geheimnis voller Schmerz,  
Wie es kein Menschenherz bewahren,  
Empfinden kann kein Menschenherz.

Vom Grabe ist mein Herr erstanden  
Und grüßet alle, die da sein;  
Und wir sind frei von Tod und Banden  
Und von der Sünde Moder rein.

So darf ich glauben und vertrauen  
Auf meiner Seele Herrlichkeit!  
So darf ich auf zum Himmel schauen  
In meines Gottes Ähnlichkeit!

Den eignen Leib hat er zerrissen,  
Zu waschen uns mit seinem Blut;  
Wer kann um dies Geheimnis wissen  
Und schmelzen nicht in Liebesglut?

Ich soll mich freu'n an diesem Tage  
Mit deiner ganzen Christenheit,  
Und ist mir doch, als ob ich wage,  
Da Unennbares mich erfreut.

Mit Todesqualen hat gerungen  
Die Seligkeit von Ewigkeit;  
Gleich Sündern hat das Grau'n  
bezwungen  
Die ewige Vollkommenheit.

Mein Gott, was konnte dich bewegen  
Zu dieser grenzenlosen Huld!  
Ich darf nicht die Gedanken regen  
Auf unsere unermessne Schuld.

Ich soll mich freu'n an diesem Tage;  
Ich freue mich, mein Jesu Christ!  
Und wenn im Aug' ich Tränen trage,  
Du weißt doch, daß es Freude ist.

Ach, sind denn aller Menschen Seelen  
Wohl Ionst ein überhöhtlich Gut,  
Sind sie es wert, daß Gott sich quälen,  
Ersterben muß in Angst und Glut?

Und sind nicht aller Menschen Seelen  
Vor ihm nur eines Mundes Hauch?  
Und ganz befleckt von Schmach und  
Fehlen,  
Wie ein getrübler dunkler Rauch?

Mein Geist, o wolle nicht ergründen,  
Was einmal unergründlich ist;  
Der Stein des Falles harrt des Blinden,  
Wenn er die Wege Gottes mißt.

Mein Jesus hat sie wert befunden  
In Liebe und Gerechtigkeit;  
Was will ich ferner noch erkunden?  
Sein Wille bleibt in Ewigkeit!

Aus dem „Geistlichen Jahr“.

## Osterglaube!

Von J. Fichtner.

Ueber die weite Erde breitet sich die feierliche Stille eines Karfreitagmorgens. Wie von dichten Trauerschleiern umhüllt, wagt die Sonne nicht hervorzutreten, sie verbirgt ihr Antlitz vor dem schmerzvollsten, dem erhabensten aller Opfer, das je die Augen der Welt gesehen, die Herzen der Menschen erschütterte bis zur innersten Umkehr ihres ganzen Wesens.

Immer wieder erweckt die Erinnerung an jene Stunde, die Wiederkehr des segensvollen Tages die heilige Trauer um Tod und Sterben des Weltenheilandes.

Aus der blutigen Saat aber quoll nächst dem heiligen Osterglauben eine Fülle herrlicher Legenden und Sagen vom Kreuzesdorn bis zum Osterlamm, die sich bis zum heutigen Tage erhalten haben.

Wir heben von diesem Blütenkranze geheimnisvoller Sagen und sinniger Gebräuche nur die hervor, die mit dem vergossenen Blute des Heilandes am Kreuzestamm in nächster Beziehung steht und noch heute in den ländlichen Volkstreifen gekannt und gepflegt wird.

Es ist das Einholen des Karfreitagwassers.

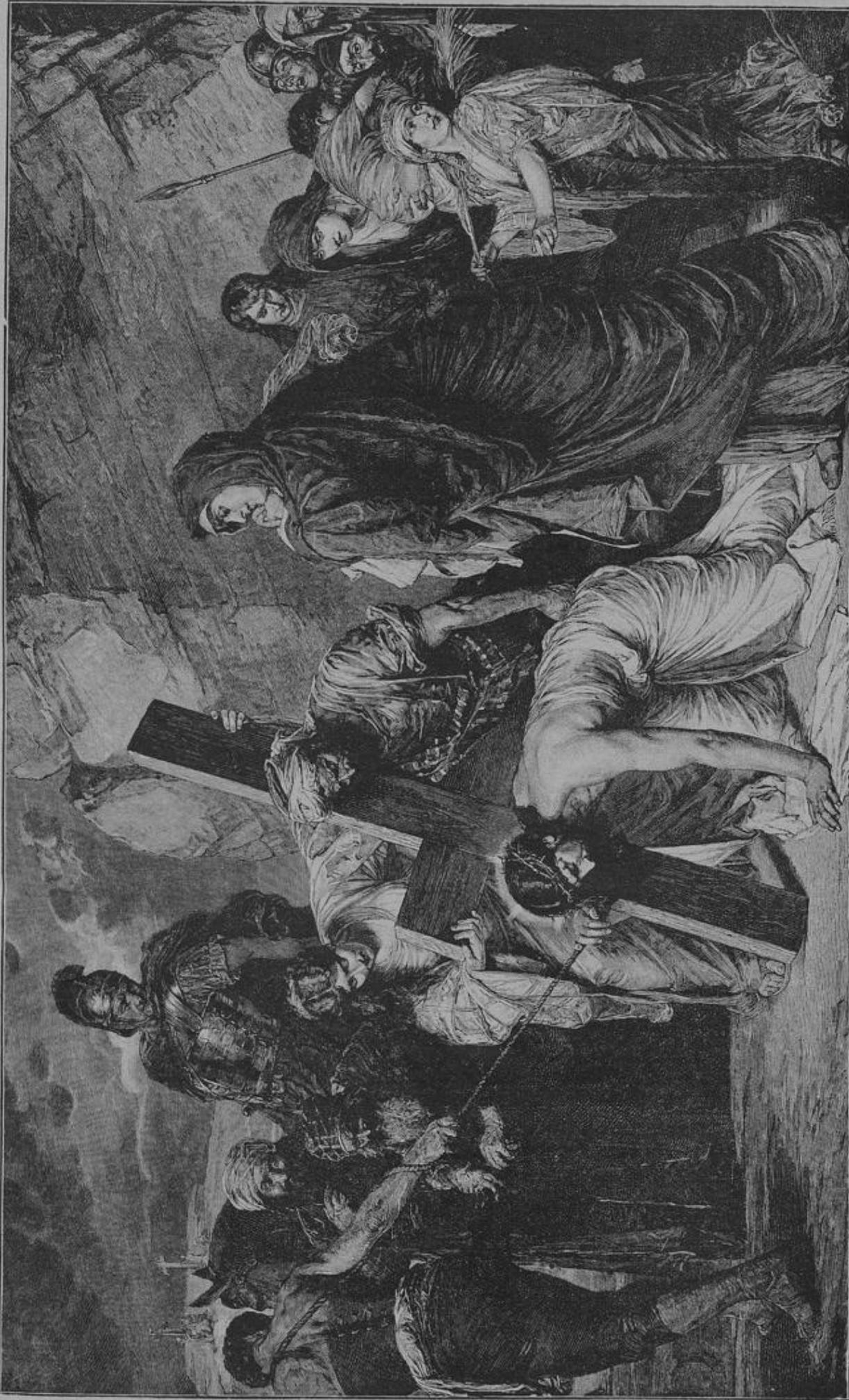
Noch ehe ein Sonnenstrahl die Erde berührt, ehe die Schleier der Dämmerung sich heben, in der tiefen ersten

Morgenstille des anbrechenden Karfreitags erheben sich die Frauen und Mädchen vom Lager und eilen in tiefstem Schweigen an das nächste stehende Wasser, um daraus den heilkräftigen Quell zu schöpfen, den man „Karfreitagwasser“ nennt und welcher das ganze Jahr hindurch aufbewahrt wurde zum Gebrauch gegen körperliche Leiden, besonders gegen Augen- und Halsleiden.

Auch auf dem Rückwege darf kein Wort, kein Gruß gewechselt werden. Nicht im Leichtsinne, im festen Glauben und Vertrauen muß das Wasser geschöpft, denn wer das gebotene Schweigen bricht, dessen Brunnen verliert die Heilkraft.

Dieses Symbol bezieht sich wohl auf das heilige Blut Christi, welches die Wunden und Schäden derer heilt, die da schweigend glauben und vertrauen und nicht zweifeln und vorwitzig fragen.

Es herrscht der fromme Kinderglaube, nach welchem man am heiligen Osterfest die Augen mit Karfreitagwasser benehnen muß, um in dem aufgehenden roten Sonnenball am Auferstehungsmorgen das siegreiche Osterlamm mit Kreuz und Fahne zu schauen gewürdigt zu werden. Wer das Osterlamm sieht, dem ist das ganze Jahr hindurch Glück und Segen beschieden.



Kreuztragung Christi. Nach einem Gemälde von Georg Rappert.

Vor allem ist es die Jugend, Kinder, junge Mädchen und Burschen, die alles daran setzen, dieses Osterglückes theilhaftig zu werden. — Nach dem ersehnten Sonnenaufgang eilen sie dann mit buntgeschmückten Kutten, welche in Querswasser getaucht sind, die Alten aus dem Bett zu treiben, um dafür die Osterfeier einzutauschen — schöne weiße, frische Eier, wie sie der Frühling bringt.

Diese und noch viele ähnliche schöne Ostergebräuche sind durch den Lauf der Zeit verwischt und entfielt worden. Von der echten, wahren Poesie des herrlichen Osterfestes, von der Versöhnung mit Gott und den Menschen ist nicht mehr viel zu merken. Grollenden Herzens, beladen mit Haß und Zwietracht, nur um des Scheins willen, feiern die heutigen Menschen ein Osterfest, das von Glaube, Hoffnung und Liebe oft weit entfernt ist, wenn auch das Karfreitagwasser, und das Osterlamm seinen heiligen Segen reichlich spendet hat.

In einem Dörfchen, dessen Feldmarken vom Entengebirge begrenzt werden, lag ein kleines Anwesen, das von einer Witwe und deren Tochter bewirtschaftet wurde. Die kleine Scholle gab wenig Ertrag, denn es fehlte ihr die kräftige Hand des rechten Ackerbauers, die nun schon einige Jahre im kalten Grabe ruhte.

So sehr sich auch Mutter Werner bis in die Nacht hinein mit schwerer Arbeit plagte, wobei sie redlich von ihrer Tochter Margret unterstützt wurde, so mußte man doch manch hübsches Gächchen Land unbenutzt liegen lassen. Der Ertrag wurde geringer, die Schuldenlast größer und doch vermochten die beiden nicht, sich von der geliebten Schwolle zu trennen, die gewohnte Arbeit anzugeben und sich durch den Verlauf ihres kleinen Eigentums frei zu machen. Wohl bot sich hierzu eine recht günstige Gelegenheit.

Der kleine Besitz grenzte an das Gut eines reichen Bauern, dessen Sohn ein leichtsinniger, wüster Gesell, von allen ansehnlichen Töchtern des Dorfes mit einem Korb heimgeschickt worden war, da keine es versuchen wollte, ihr lebenslänglich den rohen Händen anzuvertrauen. Da starb seine Mutter, die stolze Bäuerin, und der Hof verlangte wieder eine sorgende Hand für Küche und Haus. Jetzt konnte es der junge Bauer wagen, seinem Vater den Vorschlag zu machen, die hübsche Margret als junge Frau in das Haus zu führen und gleichzeitig damit das kleine, angrenzende Ackerland an sich zu nehmen.

Möchte doch Margrets Mutter als Magd mit auf den Hof kommen, man brauchte ja viel fleißige Hände, und dafür konnte sie ja ihren Unterhalt haben.

Der Bauer wollte erst oben hinaus, dann befann er sich die Sache. Am liebsten hätte er schon längst das kleine Anwesen der Witwe an sich gebracht, denn das, was er nicht hatte, dünnkte ihm am ertragreichsten und beachtenswertesten; der schmale Ackerstreifen lag gar zu obküstlich an seinem breiten Besitzthum, und daß er dazu die junge, hübsche Margret nehmen sollte, war auch nicht so schlimm, da kam er doch auf richtige Weise zu dem ersehnten Ackerzuwachs und zu vier fleißigen Händen.

Natürlich mußte das alles auf gerichtliche Weise durch einen rechtskräftigen Federstrich festgemacht werden, davon brauchte aber die alte Werner vorher nichts zu wissen. So bekam denn der Robert die Erlaubnis, um Margret zu werben.

Mutter Werner horchte auf, als der sonst so ungefällige Nachbarnsohn ihr zur Herbstzeit anbot, das mühsame Ackerumgraben durch seine Pferde besorgen zu lassen. — Ja, das würde ihr schon gefallen, denn das mühsame Umgraben des festen Erdbodens hatte sie und ihre Tochter stets die besten Kräfte gelostet, so war es nur halbe Arbeit. Ihr argloser Sinn war so dankbar für die angebotene Hilfe — Margrets helle Augen aber sahen tiefer, denn längst hatte sie die Annäherungsversuche Roberts bemerkt und zurückgewiesen.

„Laßt Euch nichts vorreden, Mutter, umsonst tut er's nicht,“ warnte sie.

„Daß weiß er doch, daß ich ihm nichts bezahlen kann — er tut's wohl um Gotteswillen!“

Margret wurde heiß und rot im Gesicht, aber sie schwieg. In einiger Zeit wußte auch die Mutter, welche Gründe ihn zu dieser Freundlichkeit trieben, er mußte sich mit seiner Werbung an diese wenden, denn je mehr er sich der Tochter näherte, je schroffer wies sie ihn zurück.

In aller Armut hatte ihr Herz schon längst gewählt, einen hübschen, stillen, bescheidenen Burschen, der aber nur zwei starke, gesunde Hände seinen ganzen Reichtum nannte. Von

diesem aber wollte die Mutter nichts hören; es müsse Geld ins Haus, einen dritten Hungerleider brauche man nicht. Der Robert wäre gerade der Rechte, der sie noch viel zu Ehren bringen werde. Da sei Haus und Gut genug, um auch ihren kleinen Hof wieder in Ordnung zu bringen, damit sie als alte, stattliche Bäuerin einstmals von hinnen gehen könne.

Jetzt packte sie der Hochmut und nun begann ein ernster, schwerer Kampf für Margret, der an die Blüte ihres Lebens ging und sie krank und elend machte.

Der schwere und trübe Winter war zu Ende gegangen. Schneeglöckchen blühten und von den Bergen herab rieselte der geschmolzene Schnee, so daß die kleinen Bächlein zu Klüssen und Strömen anschwellen und beinahe aus den Ufern traten.

Der Frühling nahte und mit ihm das heilige Osterfest, auf welches manche Feier verschoben war.

So auch sollte am zweiten Ostertage zwischen Margret und dem jungen Bauern Verspruch sein, obwohl erstere noch immer in stiller Abwehr verharrte und beinahe auf ein Wunder Gottes vertraute, um dem verhassten Schicksal zu entgehen. Die erste Fastenzeit war ja doch eine Zeit des Betens und Aushaltens.

Der Sieg mußte von oben kommen und in dieser frommen Zuversicht verharrte auch Franz, der seiner Margret im Herzen innige Treue gelobt hatte.

Die düstere Leidensnacht unseres Herrn und Heilandes neigte sich zu Ende — der hehre Karfreitagmorgen lichtete sich am Horizont. Es war eine düstere Sturmnacht gewesen, stürmisch begehrte der Frühling Einlaß.

Aus allen Häuschen und Höfen eilt je eine verhüllte weibliche Gestalt, still, wortlos, eine an der anderen vorbei, irgend ein Gefäß in der Hand tragend.

Auch Mutter Werner trieb es hinaus, um das heilbringende Wasser zu schöpfen; sollte doch ihre Margret sich die müden verweinten Augen damit waschen und die heiße Stirn kühlen, damit sie zur Verlobungsfeier hell und gesund um sich blicken könne — in die reiche, glänzende Zukunft. Zum frischen Waldbach wollte sie, das schönste und klarste Wasser sollte es sein — wenn nur niemand ihr begegnen möchte, dem sie Rede und Antwort geben müßte.

Darüber nachdenkend, schreckte sie auch schon zusammen, denn eine bekannte Stimme rief vom Gutshofe herüber:

„Mutter Werner,“ rief ihr zukünftiger Schwiegerjohn, „seid Ihr auch so albern und laßt Euch die Füße wund nach dem Wunderwasser? Ihr seid doch alt genug, um nicht mehr solche Dummheiten zu machen. Hättet vor lieber die Margret geschickt, mit der wäre ich schon mitgegangen — heida, laßt doch nicht so — Euch komm' ich doch nicht nach, da steck' ich lieber meine Ohren ins warme Bett!“

Die alte Frau zitterte ob dieser Schamlosigkeit, sie sah nicht vor noch rückwärts und gab sich den Anschein, als höre sie gar nichts. Ihre innere Andacht war aber doch gestört. Gedanken kamen und gingen. War es nicht recht gottlos, über den frommen, alten Brauch zu spotten, wie mochte da der Robert über den Glauben überhaupt denken, über das Leiden und Sterben und über die Auferstehung unseres Heilandes? — Und wer nicht glaubt, der ist auch nicht getreu, wer weiß — ja, wer konnte es behaupten, daß ihr Kind mit solch einem Manne glücklich werden würde, mit einem Spötter?

Damit kam sie an den Bach und dieser war über Nacht zum kleinen reißenden Fluß geworden.

Stauend und ratlos stand sie da. Wo war der Stein, auf welchem sie sonst triete, um das klare Bergwasser zu schöpfen?

Der war nicht mehr zu sehen, aber schöpfen mußte sie doch, deshalb war sie ja gekommen.

Und wie sie sich hinüberbeugte und den schweren Wasserkrug in die Flut senkte, da verursachte ihr das Rauschen des Wassers einen plötzlichen Schwindel und sie stürzte lautlos in die Flut.

Hinter einem breiten Weidenbaum trat schnell ein junger Bursche hervor, achtlos fiel eine Sandvoll goldauer Schmirgelblüten zur Erde und mit zwei Säben sprang er der Ertrinkenden nach und entriß sie dem strömenden Wasser, welchem sie in ihrer Bewußtlosigkeit wohl zum Opfer gefallen wäre. Er schüttelte und pustete ein Weilchen dann nahm er kurz entschlossen die Verunglückte auf die Schultern und trug sie heim.

Margret war stumm vor Schreck und Freude, es war ja ihr Franz, welcher sie selbst dort erwartet hatte und nun

war er zum Ketter der Mutter geworden. Diese selbst hatte sich von dem kalten Bade wieder erholt und strömte über vor Dankbarkeit. — Als er aber erzählte, daß er für den Knecht des Bauern am zweiten Osiertag den Kottar aus der Stadt holen sollte, weil man doch Verlobung feiern wolle, wurde die Witwe still und nachdenklich.

„Zu was braucht wohl der Bauer den Kottar?“ fragte sie endlich, indem ihr wieder die gottlosen Reden Roberts einfielen.

„Ihr wollt ihm doch den Acker verschreiben und das ganze Haus mit allem was drum und dran ist, so hat er doch im Wirtshaus erzählt!“ berichtete Franz.

Nun schlug sie entsezt die Hände über dem Kopf zusammen. Ihr wollte man das einzige nehmen, was sie besaß, damit sie fortan als Magd in der Welt herumkrieche.

„Ist das eine Sünde!“ klagte sie, „ja, wer keinen Glauben

hat, hat auch keine Treue! Der Robert kommt mir nicht mehr über die Schwelle!“ Margret fiel der Mutter weinend um den Hals.

„Immer weine nur! Die Freude kommt hinterdrein. Wenn dich der Franz noch haben will und immer so herzlich zugreift, wie er bewiesen hat, so wird wohl Gott helfen und mit seinem Segen bei uns sein!“ —

Ob er zugriff? — Zunächst nach der Margret und am Osiertag nach Stall und Mörtel, um das Häuschen blickblank zur Verlobung herzurichten.

Vier glückstrahlende Augen schauten in die Osterjonne und noch nie hatte Mutter Werner ihr kleines Heim so schön und festlich gefunden, als jetzt, wo zwei bräutliche Herzen es verstanden, es mit den Frühlingsblüten des reinsten Glückes zu schmücken.

## Die Eierlage zu Schönecken.

Ein Osterbrauch in der Gifel.

Vollsgewohnheiten und Volkstrachten sind selten geworden in unserem Vaterlande. Vor dem zunehmenden Verkehr ziehen sie sich zurück und verschwinden, als ob sie sich scheuten, ihre alte, einfache Schönheit vor der großen Menge der Volksgenossen zu zeigen. Zu den alten Volksgewohnheiten, die sich abseits der großen Straße am Leben erhalten haben, gehört ein eigenartiger Wettkampf, wie er am Ostermontag in Schönecken, einem Dorfe der Hocheifel, abgehalten wird, der unter dem Namen „Eierlage“ in der ganzen Gifel bekannt ist und jedesmal eine große Zuschauerichtheit herbeizieht.

Es sind allerdings fast nur Bewohner der benachbarten Ortsschaften, die sich zur Feier der Eierlage in Schönecken einfinden, nur selten einmal ein Fremder oder ein Tourist. Denn Osiern in der Hocheifel ist noch gar sehr früh in der Jahreszeit, noch zu frisch für eine Sommerfrische. In dem Jahre allerdings, wo wir, eine kleine Schar junger Leute, am Ostermorgen von dem kreisförmigen Hügel nach Schönecken wanderten, war ein herrliches, herbes Vorfrühlingswetter. Tiefblauer Himmel und lachender Sonnenschein lagen über der Berglandschaft, durch welche die Chaussee, dem Tale folgend, führt. Weiderseits sind die Höhen mit strohgelbem, winterdürrem Grase bedeckt, dazwischen stehen unzählige dunkelblaugrüne Wacholderstauden, die, in der Form kleinen Zypressen gleichend, zu den charakteristischen Merkmalen der Eifel Landschaft gehören.

Das stattliche Dorf Schönecken liegt an den Fuß eines Berges angeschmiegt, der von den Ruinen einer trotzigen Mitterburg gekrönt ist; die Herrschaft Schönecken wurde in vergangenen Jahrhunderten viel genannt. Die Burg überdauerte manchen Kriegsturm, bis sie im Jahre 1812 von den Franzosen verbrannt wurde. Jetzt schaut sie aus leeren Fensterhöhlen auf das Dorf herab, in dessen Gassen heute reges und vergnügtes Treiben herrscht. Auf der Hauptstraße sind die Vorbereitungen zur Eierlage schon getroffen: Auf einem Tisch steht ein großer Korb, und von dem Korbe aus beginnend liegt auf der Erde eine lange, schmurgerade Reihe roher Eier, in gleichen, eine Elle betragenden Abständen. Die Zahl der Eier wird von Jahr zu Jahr vorher bestimmt; dieses Jahr sind es 108. Nun erscheinen die beiden Wettkämpfer, die unter den die Sitte erhaltenden jungen Männern ausgewählt werden; zwei kräftige, großgewachsene Burschen, in einer eigenartigen, alten Tracht, mit weißer Kleidung, scharlachroten Schärpen und hohen, federbuschgeschmückten Mützen. Der eine hat die Aufgabe, die Eier einzeln, ohne eins zu zerbrechen, in den Korb zu tragen; der andere hat bis zu einem benachbarten, vier Kilometer entfernt liegenden Dorfe zu laufen, dort beim Ortsvorsteher ein Glas Wein zu trinken, eine Bescheinigung in Empfang zu nehmen und dann wieder nach Schönecken zurück zu laufen. Also zwei anscheinend ungleiche Aufgaben; doch hat die Erfahrung die Entfernungen so bemessen, daß die Erfüllung beider Aufgaben ziemlich dieselbe Zeit erfordert.

Jetzt beginnt's. Der „Läufer“ setzt sich in Trab und ist rasch um die nächste Wegebiegung verschwunden, der „Kasser“ beginnt unter allgemeiner Aufmerksamkeit ein Ei um das andere zu holen und in den Korb zu legen. Auch er hat tüchtig zu laufen, denn die Entfernung bis zu den letzten

Eiern ist ziemlich groß. Er ist klug genug, so lange er noch frisch ist, mit den weitesten Eiern zu beginnen; dann greift er, ohne sich viel bewegen zu müssen, zur Erholung nach den nächsten. Und so geht es fort, immer voller wird der Korb, immer geringer die Zahl der Eier in der Reihe; schließlich liegen nur noch einige, und nun reißt alles die Hälfte nach dem Läufer aus. Und gerade in den letzten Minuten wird er unter allgemeinem Jubel sichtbar; der Unterschied zwischen seinem Einspringen in den Weg des Kassers und der Ankunft des letzten Eies im Korb beträgt nur einige Sekunden. Diesesmal blieb der Läufer Sieger, ihm gehört der Korb mit Eiern, er hat freies Essen und Trinken für den ganzen Tag und beim abendlichen Tanze ist er der gefeierte Held für diese Osiern. Außerdem erhält er eine besondere Geldprämie, wenn er weniger als 36 Minuten für den Sieg gebraucht hat.

Soviel mir bekannt ist, ist sonst nirgends in der Gifel ein gleicher Brauch in Übung; wohl aber las ich einen Bericht über ein ganz gleiches Osterpiel, wie es an einer entgegengesetzten Gde des Deutschlands gehalten wird, nämlich in Tirol. In welcher Beziehung stehen beide Volksgewohnheiten miteinander? Gehen sie auf eine gemeinsame, uralte Wurzel zurück, von der in den dazwischenliegenden Gegenden jede Spur verschwunden ist? Wohl kaum, denn die Ähnlichkeit ist so groß, daß man wohl mehr an eine Ueberpflanzung in später Zeit denken muß. Und da in geschichtlicher Zeit in der Gifel wohl nur Auswanderungen, aber keine Einwanderungen stattgefunden haben, so liegt die Vermutung nahe, daß ausgewanderte Eifelbauern die Sitte nach Tirol gebracht haben; zahlreich sind ja die Ansiedelungen aus deutschen Landen in den gemischten Gegenden der Donaumonarchie. Fast der ganze Landadel des alten Kurfürstentums Trier gelangte infolge der Verbindungen mit dem Wiener Kaiserhofe nach Oesterreich, wo er vielfach heute noch blüht. Auch an diesen Weg der Verpflanzung könnte man denken.

Fr.

### Zur Unterhaltung.

— „Tinte und Streufand“. Der große Erneuerer Preußens, Freiherr von Stein, war trotz seines großen und edlen Charakters nicht frei von Jähzorn. Eine Eigenschaft, die er selbst an sich am allerwenigsten leiden konnte. Eines Tages legte sein Kanzleidiener ihm ein wichtiges eiliges Schriftstück zum Unterzeichnen vor. Der Freiherr tut es, und der Diener greift nach dem Streufand, um die Unterschrift zu trocknen. In der Eile erwischt er das Tintenfaß und gießt über das wertvolle Papier den schwarzen Inhalt. Stein sieht's, reißt ihm den Tintenwisch aus der Hand und reißt dem verdugt Dastehenden derb die ganze Versicherung ins Gesicht, so daß der Diener schließlich schwarz wie ein Mohr zur Tür hinauswannt. — Am anderen Tage drückte Stein dem beschämt dastehenden Diener das zerknitterte Papier in die Hand und sagte, er habe ein wenig Streufand hineingepackt. Als der Diener es aufmachte, rollten ihm zwei Goldstücke in die Hand. „Strafe muß sein,“ mit diesen Worten schnitt der Freiherr jede Dankesäußerung ab: „Gestern für Ihr Ungeschick, heute für meinen Jähzorn!“

### Humor.

**Summarisch.** Der Polizist faßte die ausgelegte Belohnung ins Auge, die Gelegenheit beim Schopf und den Verbrecher beim Stragen.

**Der Hausarzt.** „Denken Sie an, mein Hausarzt ist an einer ganz ungefährlichen Krankheit gestorben.“ „Hat er sich denn selbst behandelt?“

**Gedankenlesen.** „Wir haben gestern abend Gedankenlesen gespielt, Fritz versteckte eine Nadel und Vater sollte sie suchen.“ „Na, ist es ihm denn gelungen?“ „Ja, in demselben Moment, als er sich setzte.“

**Gutes Mittel.** „Ich möchte eine Flasche von Ihrem Elixier gegen Rheumatismus haben, Herr Apotheker.“ „Ach, würden Sie da nicht die Güte haben, sich diese Flasche da zu nehmen, ich habe nämlich schreckliches Gliederreißen und kann kaum aufstehen.“

**Hoffentlich merkt's keiner.** „Die Violine, auf der ich heute abend spielen werde, Frau Kommerzienrat, ist 150 Jahre alt.“ „Ach, das wird wohl nichts schaden, hoffentlich merkt's keiner.“

**Der durstige Passagier.** „Haben Sie Wasser an Bord, Herr Kapitän?“ „Nur etwa fünf Fuß hoch, aber machen Sie bitte kein Aufhebens davon.“

## Räselecke.

### Kolletprung.

ig	schw	Wer	Kam	ge	von	gt	jelle
schw	er	zei	ämt	schlä	mer	Mor	sohn
es	luft	anf	jun	gen	schen	Früh	so
dein	mit	ker	aus	en	der	so	gen
sich	te	Zwei	en	men	her	rasch	lin
mir	vor	du	aus	gen	grün	wind	ruft
sel	will	ne	fen	teste	hier	gs	an
schon	ster	Ge	und	von	die	der	ist

### 1. Rätsel.

Wenn dich auf rauhem Pfad die Erste schreit,  
Wenn Stürme dir die beiden Letzten rauben,  
So jage nicht und halte fest den Glauben  
An jene Zeit, wo dich das Ganze deckt.

### Streichholzaufgabe.

Aus 13 Streichhölzern ist ein Helm zu bilden, und diesem sind 7 Streichhölzer beizufügen, so daß das Ganze einen Monarchen darstellt.

### Arithmetische Aufgabe.

Ein Mann ist 40, sein Sohn 9 Jahre alt. Nach wieviel Jahren wird dieser Mann, der jetzt über viermal so alt als sein Sohn ist, nur doppelt so alt sein.

### Kryptogramm.



### Zweifelhige Charade.

Bist du um mein Erstes durch Unglück gekommen,  
So ist es fürwahr ein recht traurig Geschid.  
Doch bist du mein Erstes ganz anders genommen,  
Bist du zu beklagen, dir fehlet das Glück.  
Das zweite stell läßt du dem Feinde entgegen.  
Der Lohn ist oft klein zwar, doch oftmals enorm,  
Der Sänger der braucht mich, der Mann sieht verwegen  
Mich gerne bei Frauen in klassischer Form.  
Mein Ganzes, das wurde von Rittern getragen,  
Nun leb' ich in Sammlungen nur mehr zur Schau,  
Kein „Tell“ ohne mich, mit den herrlichsten Sagen,  
Getrennt liebt mans immer beim Mädchen und Frau.

### 2. Rätsel.

Ein frommer Mann die Erste war,  
Von Engeln errettet aus großer Gefahr.  
Es steht in Nordamerika  
Als großer See die Letzte da.  
Das Ganze lobt Mann, Frau und Kind,  
Besonders wer dabei gewinnt.

### Begierbild.



Wer lauscht dem Spiel des Geigers?

### Auflösungen in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

**Skatanaufgabe:** Vorhand: E W, G W, E 10, 8, G 10, O, R K, O, S O, 7.

**Mittelhand:** R W, S W, E O, G D, K, R 9, 8, 7, S 10, K. **Sinterhand** drückt E K und S 8 (+ 4). Dazu erhält er in Eichen (+ 14), in Rot (+ 28) und in S (15), zusammen 61 Augen, womit Grünwende ohne 8 Spitzen gewonnen wird.

**1. Rätsel:** Rat.

**Scherzrätsel:** Das t fehlt, daher: Nu, wo t? — Nouveau té.

**2. Rätsel:** Buttermilch.

**Scherzfrage:** Der Sultan ist der Beherrscher der Gläubigen und Rothschild der Gläubiger der Beherrscher.

**Anagramm:** Nestor — Ostern.

**Begierbild:** Bild nach links drehen; die gesuchte Figur erscheint dann über dem Rücken des Mannes.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf:

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 16.

Sonntag, 14. April.

Jahrgang 1912.

### Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

(Schluß.)

„Wer ist hier? Antwort!“ hört man Don Juan fragen. Da hebt es wieder an, eintönig wie zuvor, und gebietet dem rucklosen Jüngling, die Toten in Ruhe zu lassen.

Nachdem diese dröhnenden Klänge bis auf die letzte Schwingung in der Luft verhallt waren, fuhr Mozart fort: „Jetzt gab es für mich begreiflicherweise kein Aufhören mehr. Wenn erst das Eis einmal an einer Uferstelle bricht, gleich tracht der ganze See und klingt bis an den entferntesten Winkel hinunter. Ich ergriff unwillkürlich denselben Faden weiter unten bei Don Juans Nachtmahl wieder, wo Donna Elvira sich eben entfernt hat und das Gespenst, der Einladung gemäß, erscheint. — Hören Sie an.“

Es folgte nun der ganze lange, entsegenvolle Dialog, durch welchen auch der Ruchternste bis an die Grenze menschlichen Vorstellens, ja über sie hinaus gerissen wird, wo wir das Ueberfremde schauen und hören und innerhalb der eigenen Brust von einem Neukerzen zum anderen willenlos hin- und hergeschleudert fühlen.

Menschlichen Sprachen schon entfremdet, bequemt sich das unsterbliche Organ des Abgeschiedenen, noch einmal zu reden. Bald nach der ersten fürchterlichen Beirührung, als der Halbverklärte die ihm gebotene irdische Nahrung ver-

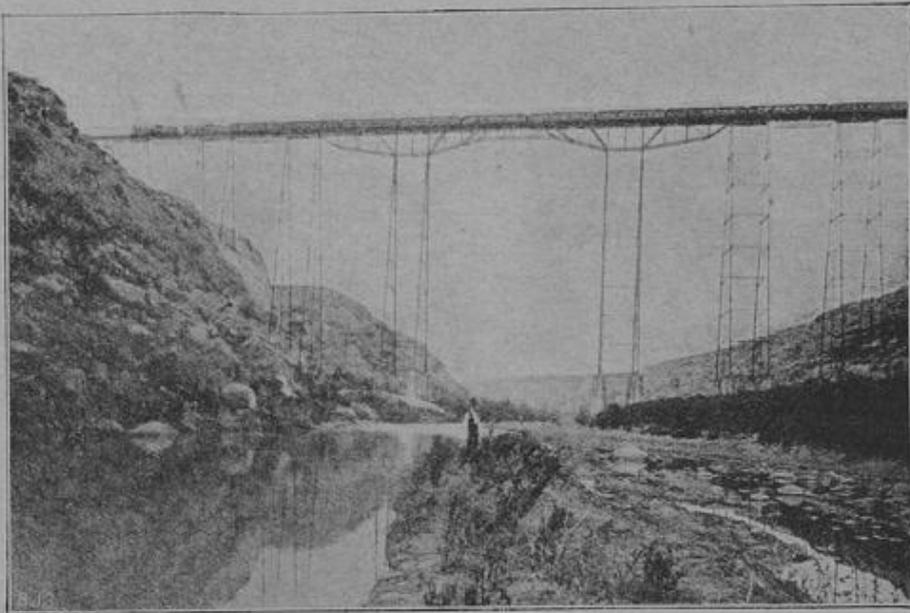
schmäht, wie seltsam schauerlich wandelt seine Stimme auf den Sprossen einer luftgewebten Leiter unregelmäßig auf und nieder! Er fordert schleunigen Entschluß zur Ruhe: kurz ist dem Geist die Zeit gemessen; weit, weit, weit ist der Weg! Und wenn nun Don Juan, im ungeheuren Eigenwillen den ewigen Ordnungen trotzend, unter dem wachsenden Andrang der höllischen Mächte, ratlos ringt, sich sträubt und windet und endlich untergeht, noch mit dem vollen Ausdruck der Erhabenheit in jeder Gebärde — wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Lust und Angst zugleich? Es ist ein Gefühl, ähnlich dem, womit man das prächtige Schauspiel einer unbändigen Naturkraft, den Brand eines herrlichen Schiffes anstaunt. Wir nehmen wider Willen gleichsam Partei für diese blinde Größe und teilen miterschend ihren Schmerz im reizenden Verlauf ihrer Selbstvernichtung.

Der Komponist war am Ziele. Eine Zeitlang wagte niemand, das allgemeine Schweigen zuerst zu brechen.

„Geben Sie uns,“ fing endlich mit noch bestimmtem Atem die Gräfin an, „geben Sie uns, ich bitte Sie, einen Begriff, wie Ihnen war, da Sie in jener Nacht die Feder weglegten!“

Die höchste und bestkonstruierte Eisenbahnbrücke der Welt.

Immer neue Brückenbauten zeigen die Fortschritte der modernen Technik. Während noch während noch die Teufelsbrücke am St. Gotthard oder die Kirchfeldbrücke zu Bern in der Schweiz bei aller Großartigkeit der Konstruktion einen



kraftvollen, wenn auch eleganten Anblick bieten, so erscheint die neue Brücke über den Colorado außerordentlich leicht und deshalb geradezu unheimlich gefährlich. Dabei ist sie ebenso sicher wie jene älteren Bauten, obwohl sie 2000 Fuß hoch über das Bett des tief ins Land einschneidenden Flusses führt.

Er blickte, wie aus einer stillen Träumerei ermuntert, helle zu ihr auf, bejaunt sich schnell und sagte, halb zu der Dame, halb zu seiner Frau: „Nun ja, mir schwante wohl zuletzt der Stopp. Ich hatte dies verzweifelte Dibattimento, bis zu dem Chor der Geister, in einer Hitze fort, beim offenen Fenster, zu Ende geschrieben und stand nach einer kurzen Rast vom Stuhl auf, im Begriff, nach deinem Kabinett zu gehen, damit wir noch ein bißchen plaudern und sich mein Blut ausgleiche. Da machte ein überquerner Gedanke mich mitten im Zimmer still stehen.“ (Hier sah er zwei Sekunden lang zu Boden, und sein Ton verriet beim folgenden eine kaum merkbare Bewegung.) „Ich sagte zu mir selbst: wenn du noch diese Nacht wegstürbst und müßtest deine Partitur an diesem Punkt verlassen: ob dir's auch Ruh' im Grabe lieh? — Mein Auge hing im Docht des Lichts in meiner Hand und auf den Bergen von abgetropftem Wachs. Ein Schmerz bei dieser Vorstellung durchzückte mich einen Moment; dann dacht' ich weiter: wenn denn hernach über kurz oder lang ein anderer, vielleicht gar so ein Welscher, die Oper zu vollenden bekäme und sände von der Introduction bis Numero siebzehn, mit Ausnahme einer Piece, alles sauber beisammen, lauter gesunde, reife Früchte ins hohe Gras geschüttelt, daß er sie nur auflesen dürfte; ihm graute aber doch ein wenig hier vor der Mitte des Finale, und er sände alsdann unverhofft den tüchtigen Felsbrocken da insoweit schon beiseite gebracht: er möchte drum nicht übel in das Häufchen lachen. Vielleicht wär' er versucht, mich um die Ehre zu betrügen. Er sollte aber wohl die Finger dran verbrennen; da wär' noch immerhin ein Häuflein guter Freunde, die meinen Stempel kennen und mir, was mein ist, redlich sichern würden. — Nun ging ich, danke Gott mit einem vollen Blick hinaus, und danke, liebes Weibchen, deinem Genius, der dir so lange seine beiden Hände sanft über die Stirne gehalten, daß du fortichst esst wie eine Kaze und mich kein einzigmahl anrufen konntest. Wie ich dann aber endlich kam und du mich um die Uhr befragst, log ich dich frischweg ein paar Stunden jünger, als du warst, denn es ging stark auf vore; und nun wirst du begreifen, warum du mich um sechs nicht aus den Federn



Ein interessantes Altarwerk.

Die kleine Kirche des schlesischen Heidedörchens Altschdorf besitzt ein einzig dastehendes Prachtaltarwerk. Es soll im 15. Jahrhundert von einem unbekanntem Künstler verfertigt worden sein. Vor dem Altar mit dem meisterhaft geschnittenen Kruzifix knien betend 14 lebensgroße geschnitzte Figuren, die den Stifter des Altars nebst Familie darstellen.

brachtest, der Kutscher wieder heimgeschied und auf den andern Tag bestellt werden mußte.“

„Natürlich,“ versetzte Konstanze, „nur bilde sich der schlaue Mann nicht ein, man sei so dumm gewesen, nichts zu merken! Deswegen brauchtest du mir deinen schönen Vorsprung fürwahr nicht zu verheimlichen!“

„Auch war es nicht deshalb.“  
„Weiß schon — du wolltest deinen Schatz vorerst noch unbeschrieben haben.“

„Mich freut nur,“ rief der gutmütige Wirt, „daß wir morgen nicht nötig haben, ein edles Wiener Kutscherherz zu kränken, wenn Herr Mozart partout nicht aufstehen kann. Die Ordre „Hans spann wieder aus“ tut jederzeit sehr weh.“

Diese indirekte Bitte um längeres Bleiben, mit der sich die übrigen Stimmen im herzlichen Zuspruch verbanden, gab den Reisenden Anlaß zu Auseinandersetzungen sehr triftiger Gründe dagegen; doch verglich man sich gerne dahin, daß nicht zu zeitig aufgebrochen und noch vergnügt zusammen gestrückt werden solle.

Man stand und drehte sich noch eine Zeitlang in Gruppen schwägend umeinander. Mozart sah sich nach jemandem um, augenscheinlich nach der Braut; da sie jedoch gerade nicht zugegen war, so richtete er halberweise die ihr bestimmte Frage unmittelbar an die ihm nahestehende Franziska: „Was denken Sie denn nun im ganzen von unserem Don Giovanni? was können Sie ihm Gutes prophezeien?“

„Ich will,“ versetzte sie mit Lachen, „im Namen meiner Base so gut antworten, als ich kann: Meine einfältige Meinung ist, daß, wenn Don Giovanni nicht aller Welt den Kopf verrückt, so schlägt der liebe Gott seinen Musikasten gar zu, auf unbestimmte Zeit heißt das, und gibt der Menschheit zu verstehen —“

— „Und gibt der Menschheit,“ fiel der Onkel verbessernd ein, „den Dudelsack in die Hand und verstopft die Herzen der Leute, daß sie anbeten Baalim.“

„Behüt' uns Gott!“ lachte Mozart. „Se nun, im Lauf der nächsten, siebzig Jahre, nachdem ich lang fort bin, wird mancher falsche Prophet aufstehen.“

Eugenie trat mit dem Baron und Max herbei, die Unterhaltung hob sich unversehens auf ein Neues, ward nochmals ernsthaft und bedeutend, so daß der Komponist, ob die Gesellschaft auseinanderging, sich noch gar mancher jähren, bezeichnenden Aeußerung erfreute, die seiner Hoffnung schmeichelte.

Erst lange nach Mitternacht trennte man sich; keines empfand bis jetzt, wie sehr es der Ruhe bedurfte.

Den andern Tag (das Wetter gab dem getriggen nichts nach) um zehn Uhr sah man einen hübschen Reisewagen, mit den Esseleten beider Wiener Gäste besetzt, im Schloßhof stehen. Der Graf stand mit Mozart davor, kurz ehe die Pferde herausgeführt wurden, und fragte, wie er ihm gefalle.

„Sehr gut; er scheint äußerst bequem.“

„Wohlan, so machen Sie mir das Vergnügen und behalten Sie ihn zu meinem Andenken.“

„Wie? ist das Ernst?“

„Was wär' es sonst?“

„Heiliger Sixtus und Calixtus — Konstanze! du!“ rief er zum Fenster hinauf, wo sie mit den anderen herausah. „Der Wagen soll mein sein! du fährst künftig in deinem eigenen Wagen!“

Er umarmte den schmunzelnden Geber, betrachtete und umging sein neues Besitztum von allen Seiten, öffnete den Schlag, warf sich hinein und rief heraus: „Ich dünke mich so vornehm und so reich wie Ritter Gluck! Was werden sie in Wien für Augen machen!“ — „Ich hoffe,“ sagte die Gräfin, „Ihr Fuhrwerk wiederzuseh'n bei der Rückkehr von Prag, mit Kränzen um und um behangen!“

Nicht lange nach diesem letzten fröhlichen Austritt setzte sich der vielbelobte Wagen mit dem scheidenden Paare wirklich in Bewegung und fuhr im raschen Trab nach der Landstraße zu. Der Graf ließ sie bis Wittingau fahren, wo Bestpferde genommen werden sollten.

Wenn gute, vortreffliche Menschen durch ihre Gegenwart vorübergehend unser Haus belebten, durch ihren frischen Geistesodem auch unser Wesen in neuen raschen Schwung versetzten und uns den Segen der Gastfreundschaft in vollem Maße zu empfinden gaben, so läßt ihr Abschied immer eine unbehagliche Stockung, zum mindesten für den Rest des

Tages, bei uns zurück, wofern wir wieder ganz nur auf uns selber angewiesen sind.

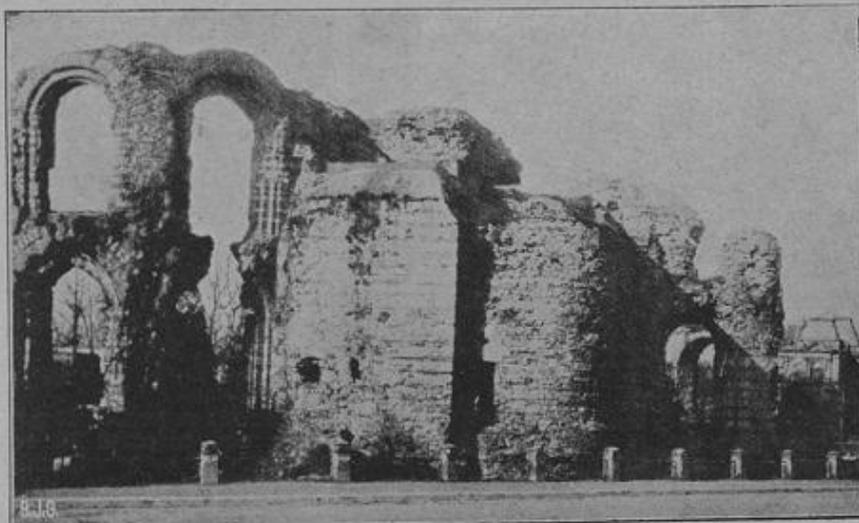
Bei unseren Schloßbewohnern traf wenigstens das letztere nicht zu. Franziska's Eltern nebst der alten Tante führen zwar alsbald auch weg; die Freundin indes, der Bräutigam, Max ohnehin, verblieben noch. Eugenie, von welcher vorzugsweise hier die Rede ist, weil sie das unschätzbare Erlebnis tiefer als alle ergriff, ihr, sollte man denken, konnte nichts fehlen, nichts genommen oder getrübt sein; ihr reines Glück in dem wahrhaft geliebten Mann, das erst soeben seine förmliche Bestätigung erhielt, mußte alles andere verschlingen, vielmehr, das Edelste und Schönste, wovon ihr Herz bewegt sein konnte, mußte sich notwendig mit jener seligen Fülle in eines verschmelzen. So wäre es auch wohl gekommen, hätte sie gestern und heute der bloßen Gegenwart, jetzt nur dem reinen Nachgenuß derselben leben können. Allein am Abend schon, bei den Erzählungen der Frau, war sie von leiser Furcht für ihn an dessen liebenswertem Bild sie sich ergötzte, geheim beschlichen worden; diese Ahnung wirkte nachher die ganze Zeit, als Mozart spielte, hinter allem unsäglichen Reiz, durch alle das geheimnisvolle Grauen der Musik hindurch, im Grund ihres Bewußtseins fort, und endlich überraschte, erschütterte sie das, was er selbst in der nämlichen Richtung gelegentlich von sich erzählte. Es ward ihr so gewiß, so ganz gewiß, daß dieser Mann sich schnell und unaufhaltsam in seiner eigenen Blut verzehre, daß er nur eine flüchtige Erscheinung auf der Erde sein könne, weil sie den Ueberfluß, den er verströmen würde, in Wahrheit nicht ertrüge.

Dies, neben vielem anderen, ging, nachdem sie sich gestern

Sorge, daß so bald keine andere Hand wieder öffne. Im Weggehen stellte sie beiläufig einige Lieberhefte an ihren Ort zurück; es fiel ein älteres Blatt heraus, die Abschrift eines böhmischen Volksliedchens, das Franziska früher, auch wohl sie selbst, manchmal gesungen. Sie nahm es auf, nicht ohne darüber betreten zu sein. In einer Stimmung wie die ihrige wird der natürlichste Zufall leicht zum Orakel. Wie sie es aber auch verstehen wollte, der Inhalt war derart, daß ihr, indem sie die einfachen Verse wieder durchlas, heiße Tränen entfielen.

Ein Tännlein grünet wo,  
Wer weiß, im Walde;  
Ein Rosenstrauch, wer sagt,  
In welchem Garten?  
Sie sind erlesen schon,  
Denk' es, o Seele,  
Auf deinem Grab zu wurzeln  
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Köhlein weiden  
Auf der Wiese;  
Sie lehren heim zur Stadt  
In muntern Sprüngen.  
Sie werden schrittweis gehn  
Mit deiner Leiche;  
Vielleicht, vielleicht noch eh'  
An ihren Hufen  
Das Eisen los wird,  
Das ich blitzen sehe!



### Der Kaiserpalast in Trier.

Ein interessantes Baudenkmal aus der Zeit der Römer befindet sich inmitten der Stadt Trier. Die malerische Ruine steht jetzt noch zum Teil in einer Höhe von 20 Metern. Der Palast wurde im 12. Jahrhundert in eine Kirche umgewandelt und diente im Jahre 1568 als Festung gegen den Kurfürsten.



niedergelegt, in ihrem Busen auf und ab, während der Nachhall „Don Juan's“ verworren noch lange fort ihr inneres Gehör einnahm. Erst gegen Tag schlief sie ermüdet ein.

Die drei Damen hatten sich nunmehr mit ihren Arbeiten in den Garten gesetzt, die Männer leisteten ihnen Gesellschaft, und da das Gespräch natürlich zunächst nur Mozart betraf, so verschwieg auch Eugenie ihre Befürchtungen nicht. Keins wollte dieselben im mindesten teilen, wiewohl der Baron sie vollkommen begriff. Zur guten Stunde, in recht menschlich reiner, dankbarer Stimmung pflegt man sich jeder Unglücksdeed, die einen gerade nicht unmittelbar angeht, aus allen Kräften zu erwehren. Die sprechendsten, lachendsten Gegenbeweise wurden, besonders vom Oheim, vorgebracht, und wie gerne hörte nicht Eugenie alles an! Es fehlte nicht viel, so glaubte sie wirklich, zu schwarz gesehen zu haben.

Einige Augenblicke später, als sie durchs große Zimmer oben ging, das eben gereinigt und wieder in Ordnung gebracht worden war, und dessen vorgezogene gründamastene Fenstergardinen nur ein sanftes Dämmerlicht zuließen, stand sie wehmütig vor dem Klavier still. Durchaus war es ihr wie ein Traum, zu denken, wer noch vor wenigen Stunden davorgesessen habe. Lang' blickte sie gedankenvoll die Tasten an, die er zuletzt berührt, dann drückte sie leise den Deckel zu und zog den Schlüssel ab, in eifersüchtiger

### Anekdoten.

Die Mathematiker Jacobi und Steiner waren schon in jungen Jahren eng befreundet; in späterer Zeit, als beide schon lange hochberühmte Forscher waren, wurde das Verhältnis jedoch mehrfach getrübt. Einmal waren sie so hart aneinander geraten, daß Steiner, kaum nach Hause gekommen, dem Freunde eine Herausforderung auf Pistolen sandte. Jacobi, der den cholertischen Charakter Steiners zur Genüge kannte, antwortete ihm: „Wenn du des Lebens überdrüssig bist, so laufe dir Pistolen und schieße dir selbst eine Kugel in den Kopf; mich hast du dazu nicht nötig.“ Damit war die Sache erledigt. Steiner hat sich den „guten Rat“ weiter nicht zu Herzen genommen, sondern gelacht.

Der Verfasser des Struwwelpeters, Hoffmann, war Irrenarzt in Frankfurt a. M., zeitweilig auch Lehrer der Anatomie am dortigen Institut. Als junger praktischer Arzt hatte Hoffmann um die Tochter eines hochangesehenen Frankfurter Patriziers angehalten; dieser maß den jungen Mann mit strengen Blicken und fragte: „Und was haben Sie für Aussichten für die Zukunft?“ Hoffmann mochte eine so profane Frage nicht erwartet haben, suchte daher einen Augenblick, rief dann aber munter: „Ich spiele ein Achtelchen in der Preussischen Klassenlotterie!“ Er hatte geflegt; der Gestrenge brach in schallendes Gelächter aus und gab seine väterliche Zustimmung.



Mademoiselle Jeanne Provost.

Mademoiselle Jeanne Provost, eine der erfolgreichsten Schauspielerinnen der Comédie française, kam auf Einladung des französischen Botschafters nach Berlin und spielte vor dem Kaiser.



Professor Max Liebermann.

Der Führer der Berliner Sezession ist von der Akademie der bildenden Künste in Anbetracht seiner Verdienste zum Senator der Stadt Berlin und zum Ehrendoktor ernannt worden.

Sinnprüche.

Altwie der Mensch, so ist sein Gott, sein Glaube;  
Aus geist'gem Aether bald und bald aus Erdenstaube.

Rückert.

Die böse Gewohnheit ist dein Strid,  
Von dem Teufel —, gemacht so dich —  
Ausgehend, daß kaum einer ist,  
Der ihn zerreiht und noch entwischt.

Hauspruch.

Man empfängt dich nach deinem Gewande  
Und entläßt dich nach deinem Verstande.

Fliegende Blätter.

Der größte Haufe hört beim hellen Tage mit Vergnügen  
über die Gespenster spotten und bei dunkler Nacht mit  
Grausen davon erzählen.

Lessing.

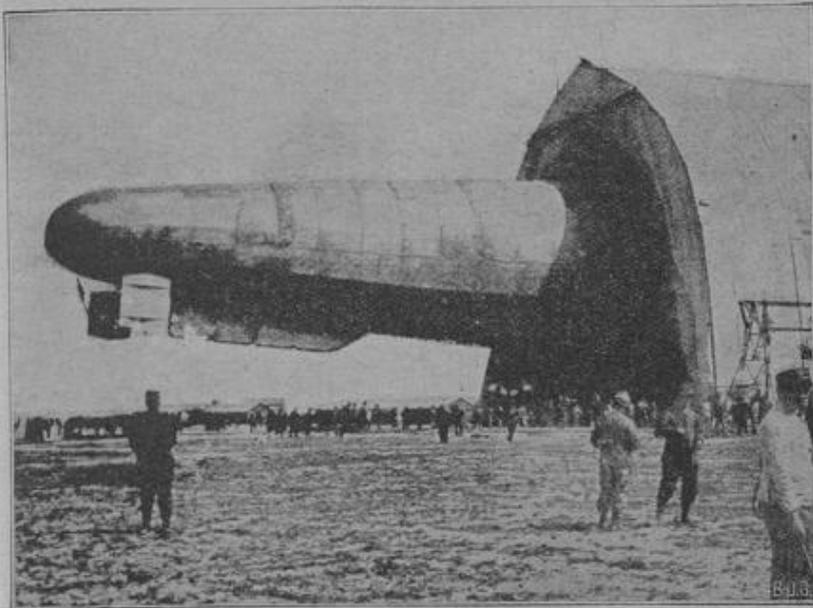
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab;  
Denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein  
Fremdling.

Jeder nabet sich gern, und jeder möchte verweisen,  
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.  
Goethe, Hermann und Dorothea.



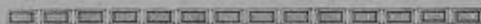
Das Theatergebäude der jüdischen großen Oper in London.

Wie das in Newyork schon lange der Fall ist, so hat jetzt in London der „Jüdische Volksteil seine eigene Bühne bekommen. Und zwar wird das „Tempeltheater“, wie es sich nennt, das in Whitechapel errichtet ist, Opern- und Schauspiele aufführen. Die Kosten für dieses Volkstheater hat die arbeitende jüdische Bevölkerung durch kleine Beiträge aufgebracht.



Zum türkisch-italienischen Krieg: Ein Lenkballon auf dem Kriegsschauplatz.

Als die ersten Erfolge des Grafen Zeppelin den Beweis lieferten, daß der Lenkballon ein brauchbares und in der Hand des Menschen einigermaßen sicheres Instrument sei, belegten die Kriegstechniker es sofort für sich mit Beschlag. Aber es hat doch einige Zeit gedauert, bis der Lenkballon seinen Wert im Kriege beweisen konnte. Das Kommando der italienischen Okkupationsarmee in Tripolis verwendet neuerdings auch einen Lenkballon für Refognoszierungen. Für dieses Luftschiff wurde i. Bt. von Italien die Parseval-Ballonhalle des Flugplatzes Johannisthal bei Berlin angekauft und nach Tripolis geschafft. Beide, der Lenkballon und die Luftschiffhalle haben sich dabei vorzüglich bewährt.



### Seleimt!

Humoreske von Maria Funf-Quadt.

(Nachdruck verboten.)

„Siehst du, Schatz, es geht doch!“ Ueber das ganze Gesicht strahlend, trat Frau Hella in das Studierzimmer ihres Mannes und hielt ihm triumphierend eine zierliche Suppenterrine entgegen.

Amtsrichter Bergmann legte das Buch, in dem er gerade gelesen hatte, beiseite und blickte lächelnd auf die kleine Frau. „Was geht?“ fragte er, noch nicht recht bei der Sache, indem er abwechselnd auf seine Gattin und das blau-weiße Etwas blickte, das sie nun behutsam auf den Schreibtisch gestellt hatte.

„Nun, daß ich den Henkel von der Terrine angeleimt habe; du behauptetest doch immer, es ginge nicht, und da wollte ich dich vom Gegenteil überzeugen.“

„Ach so.“ Jetzt hatte er begriffen. Aber seine Niederlage kränkte ihn nicht; sein Auge ruhte mehr auf der reizenden Frau, die so nahe bei ihm stand, daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um sie an sich zu ziehen.

„Nicht doch,“ wehrte sie ein wenig ungeduldig, du sollst doch mein Werk bewundern! Sieht die Terrine jetzt nicht wieder ganz manierlich aus?“

„Aussehen, ja, mein Lieb, aber ob der Henkel halten

wird, ist 'ne andere Frage.“

„Aber natürlich, man darf ihn nur nicht fest anfassen.“  
 „Na, na, die Sache scheint mir aber doch etwas bedenklich,“ zweifelte ihr Gatte.

„Durchaus nicht,“ verteidigte sich Frau Hella, „die Hauptsache ist nur, daß man immer daran denkt, dann kann er noch ein halbes Jahrhundert halten. Selbstverständlich werde ich unsere neue Küchenfee gleich darauf aufmerksam machen — die Mädchen heutzutage sind ja so entsetzlich gleichgültig in solchen Sachen.“

„Ach ja, das Mädchen!“ Ueber das eben noch lächelnde Gesicht des Mannes zog es wie ein leiser Schatten. „Wann kommt sie denn,“ fragte er mühsam einen kleinen Seufzer unterdrückend.

Frau Hella's feines Ohr hörte das Mißbehagen aus den Worten ihres Eheherrn wohl heraus. Ist dir der Entschluß jetzt wieder leid geworden?“ forschte sie ein wenig ängstlich.

„Nein, nein, gewiß nicht oder doch, wie man's nimmt.“ Der Amtsrichter nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und schaute ihr zärtlich in die hangen Augen. „Du mußt

### Ein Erkundigungsflug in die Wüste.

Auch der Aeroplan hat im türkisch-italienischen Krieg seine Brauchbarkeit im Ernstfalle bewiesen, wenn man ihn jetzt auch nicht mehr so sehr als furchtbare Waffe, denn vielmehr als ein Erkundigungsmittel schätzen gelernt hat. Leutnant Reimert machte kürzlich für die französischen Operationen in Marokko auf einem Farmanzweibeder einen Refognoszierungsflug in die Wüste. Die Eingeborenen, die noch nie einen Aeroplan gesehen hatten, ergriff ein panischer Schrecken und sie warfen sich bestürzt zu Boden.



das verstehen, mein Lieb. Auf der einen Seite bin ich ein wenig bedrückt durch die Gegenwart eines dritten, der den ganzen Tag um uns sein wird, dann aber freue ich mich, daß endlich die Aufwärterinnen-Wirtschaft ein Ende hat. Du hattest doch gar zu wenig Zeit für mich, wie oft mußte ich deine liebe Gesellschaft entbehren!"

"Na, also!" Hella atmete erleichtert auf.

Da fiel ihr Blick wieder auf die Suppenterrine. Wie lieblosend strich die junge Frau über das rundliche, kleine Ding, dann nahm sie es behutsam in den Arm. "So, nun gebe ich mit meinem Pflegling wieder ab," scherzte sie, und war im nächsten Augenblick aus dem Zimmer verschwunden.

Ganz verdunst schaute der Amtsrichter auf die Tür, die sich so plötzlich hinter der Davoneilenden geschlossen hatte; dann lächelte er. Ja, so war seine Hella immer, impulsiv und kurz entschlossen, so ganz anders, als er mit seiner schwerfälligen, grüblerischen Natur, die leicht Schatten sah, da, wo Hella's heiteres Temperament eitel Lust und Sonnenschein erblickte. Wie selbstverständlich sie das Leben aufsaßte! Für sie gab es kaum Schwierigkeiten, war etwas entzweigegangen, nun, dann wurde es einfach wieder zusammengeleimt!

Jetzt lacht er richtig vor sich hin. Wie entzückend war sie doch in ihrem Eifer gewesen! Und galt es auch nur, die Dauerhaftigkeit eines angeleimten Henfels zu verteidigen.

sitzt also nicht sehr fest. Du mußt deshalb stets hübsch aufpassen. Es war am folgenden Tage kurz vor Tisch. Frau Hella stand mit heißen Wangen am Herd, um die letzte Hand passen und niemals, hörst du, niemals die Terrine am Henfel anfassend."

Pauline nickte wieder, dieses Mal hatte sie es verstanden. "So 'ne schöne Terrine und schon kaput," meinte sie dann bedauernd, während sie andächtig auf die Besprochene blickte.

Frau Hella nickte befriedigt vor sich hin. Das Mädchen war gut, die schien doch Verständnis für solche Sachen zu haben — na, da wird die Terrine doch noch ein halbes Jahrhundert halten. "Also, du denkst immer dran, nicht wahr?"

Mit dieser nochmaligen, eindringlichen Mahnung, wandte sich die junge Frau wieder dem Herd zu und goß darauf die fertige Suppe in die Terrine, als plötzlich vom Nebenzimmer die Stimme des Hausherrn schallte: "Na, Kinder, gibt's bald was zu essen?"

"Gleich, Schatz, im Augenblick!" Voller Hast griff Frau Hella nach der dampfenden Suppenschüssel, um ihren hungrigen Ehemann zu erquicken, als auch im selben Augenblick ein lauter Schreckensruf, begleitet von einem dumpfen Aufschlage durch die Räume hallte. Entsetzt riß der Amtsrichter die Tür auf, blieb aber wie angewurzelt an der Schwelle stehen.



Ein versinkendes Dorf in Belgien.

Das belgische Dorf Marnifontaine ist dem Untergange geweiht. Unter demselben befand sich eine Lehmgrube, die für Industriezwecke nach und nach ausgeschachtet wurde. Plötzlich gab die Erdoberfläche nach und das Dorf begann zu versinken. Jetzt ist es gänzlich unwohnbar.

Seine Hella war doch eine patente kleine Frau. — — — an das Mittagbrot zu legen. Hierbei wurde sie unterstützt von "Pauline" dem neuen Mädchen, frisch vom Lande importiert. Glühten Hella's Wangen vor innerer Ungeduld — es war heut so schrecklich spät geworden — so blühten auf Paulines rundem Gesicht Rosen frischester Gesundheit, die nur das unverwüßlichste Phlegma gedeihen läßt. Die Fixiertheit der gnädigen Frau, die wie ein Wirbelwind in der Küche herumhantierte, wirkte zwar nicht anstößend auf unser Landkind, wohl aber geschah es, daß sich vor Erstaunen langsam Mund und Augen immer weiter öffneten. Es war nur gut, daß ihr Frau Hella nicht allzuviel Zeit zur Verwunderung ließ, wer weiß, welche Dimensionen besagte Gesichtsteile schließlich noch angenommen hätten!

"Schnell, Pauline, hole die Suppenterrine, doch nein," unterbrach sich Hella fast erschrocken, "laß nur, ich will sie selbst holen." "Das hätte ja was Schönes werden können," murmelte sie vor sich hin, während sie hastig den Schrauböffneter und das Korpusdelikti behutsam heraushob. "Komm mal her, Pauline", wandte sie sich dann an das Mädchen, und zeigte auf die Terrine, die sie auf den Tisch gestellt hatte. "Sieh, dieses Stück lege ich dir ganz besonders ans Herz, hast du verstanden?"

Pauline nickte, verstanden hatte sie es freilich nicht. Doch die junge Herrin kam ihr schon zu Hilfe und fuhr eindringlich fort: "Gud, dieser Henfel hier ist nur angeleimt, er

Da stand seine Hella, totenblau, mitten in der Küche; in der einen Hand hielt sie trampfhaft ein Stück Porzellan, das einem Henfel zum Verwechseln ähnlich sah, während ihre Augen wie erstarrt auf dem Fußboden hafteten. Hier wälzte sich in einem Meer süßduftender Weinsuppe der zerschmetterte Leib der einstigen niedlichen Terrine herum, derselben Terrine, die noch ein halbes Jahrhundert halten sollte.

Schrecklich! Und nicht weit davon hielt Pauline Wacht, noch gar nicht ahnend, wie göttig das Schicksal über ihr gewaltet hatte sonst wäre ihr wohl das Herz voll Dankbarkeit aufgegangen. Aber es war nur der Mund, und das war ein Segen, wie wir gleich sehen werden. Mit philosophischer Ruhe sprach sie nämlich die inhaltsreichen Worte: "So 'ne schöne Terrine und schon kaput!"

Da war der Baum gebrochen; in den erstarrten Körper der jungen Frau lehrte das Leben zurück; mit einem Sprung rettete sie sich auf das feste Land und sank gleich darauf ihrem Gatten anschluchzend in die Arme. "Schatz" —

Der aber schnitt alle Selbstklagen mit einem herzlichen Lachen ab, küßte ganz ungeniert die zuckenden Lippen der armen, kleinen Frau, und rief mit Pathos:

"Wen die Götter lieben, der stirbt jung!"  
Und nun, Pauline, bringen Sie schleunigst den Braten, ich habe furchtbaren Hunger!

# Plus grand que la misère.

Skizze von A. Brüning.

Ueber blutgetränktem Schlachtfelde neigt sich die Sonne zum Untergange. Sie hat zu einem großen Tage geleuchtet, einem Tage, der um die Stirn des Imperators einen neuen Lorbeer gewunden und den Namen Napoleon abermals ruhmumstrahlt aus Firmament geschrieben.

Jetzt ist's stille geworden — jene erschütternde Stille, die auf große Katastrophen zu folgen pflegt. Leise kommt der Abendwind und lüftet mit scheuem Finger den Dunstschleier, der wie ein Vorhang über der Ebene lagert, über die soeben das Schicksalsrad zermalmend hinweggerollt. Was er enthüllt, ist Entsetzen: menschliches Elend in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Da unterbricht ein Laut die Stille: „Vive l'empereur!“ schallt es von fern und dann schnell immer näher und sich fortspitzend zwischen den Reihen der Verwundeten und Sterbenden. — Der Kaiser!

Er naht, gefolgt von glänzender Suite, und manch brechendes Auge leuchtet auf beim Anblick seines Idols, aus mancher sterbenden Brust ringt sich jauchzend noch einmal der Ruf, der ihren ganzen Lebensinhalt ausgemacht: „Vive l'empereur!“

Vor einem Leichenhügel hält er an, er hat einen stöhnenden Klagelaut vernommen und, sich herabbeugend, blickt er

Der Riesengeist, der geniale Entwürfe auf Entwürfe, und diesen folgend, Tat auf Tat gehäuft, ist nun verdammt zu untätigem Hingrübeln — diese gigantische Phantasie, der zum Flug die Erde nicht Raum genug bot, gebannt in enge Felsenstrahlen, die stolze Seele, die nur zu herrschen gewohnt, täglich zu Tode verwundet von der Bosheit eines kleinlichen Kerkermeisters und im Herzen wühlt der Schmerz um sein Kind, seinen blonden, abgöttisch geliebten Knaben, den man ihm grausam entriß.

Unter ihm singt die Brandung ihr wildes Lied, aus dem es klingt, wie ein Ton der Urwelt, stolze, freie, ungebändigte Naturkraft — und er, er ist gefesselt!

Er starrt hinab in den schäumenden Gischt, und ihm ist, als ob es aus der Tiefe wühte mit weißen Armen, als ob die Wellen lockten und riefen: „komm hinab, hier unten ist Freiheit, ist Vergessen, ist Ruhe!“

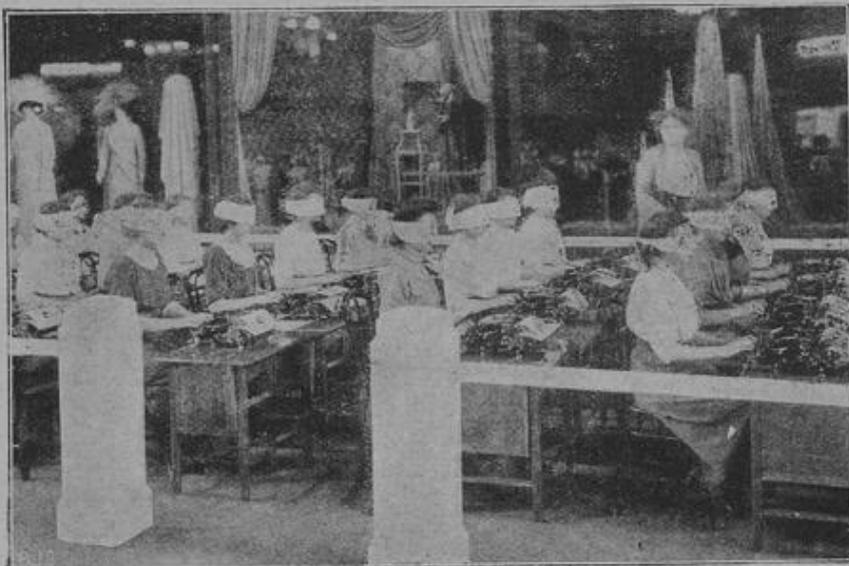
Der Gefangene lauscht auf die Stimmen der Tiefe, die ihn mehr und mehr in ihren düsteren Bann ziehen.

Was ist sein Leben hier denn anders als langjames Sterben? Wäre das Grab im Ozean aus freier, stolzer Wahl nicht besser und seiner würdiger? Er denkt an alles, was er besessen und verloren und durch seine Seele hallt es wie ein Schrei: „misère est très grande!“

Es sind jene Worte des sterbenden Soldaten, die er einst gehört. Sein guter Engel hat ihm die Erinnerung daran eingegeben. Mit ihnen steigt jener Abend auf dem Schlacht-

## Eine Vorführung im Blindmaschinenschreiben.

In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten zu Berlin wurde kürzlich die neue Blindschreibmethode (Tastsystem) der Adler-Schreibmaschinen-Gesellschaft vorgeführt. Ein zahlreiches Publikum folgte den interessanten Vorführungen mit großem Interesse.



in das schmerzverzogene Gesicht eines jungen Soldaten, dem eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert. Dennoch sind die Blicke des Verwundeten mit einem Ausdruck rührender Begeisterung auf seinen Kaiser gerichtet.

Aus Napoleons Augen leuchtet tiefes Mitleid. „Wie geht es dir, mein Sohn?“ fragte er teilnehmend.

Da stöhnt der Soldat mit herzerreißendem Ausdruck die Worte hervor:

„O, Sire, ma misère est très grande!“ („Sire, mein Unglück ist sehr groß!“)

Napoleon zuckt zusammen; einen Augenblick schließt er die Augen, wie schauernd vor der Last der mit dieser Klage auf ihn gewälzten Verantwortung, aber nur Sekundenlang dauerte diese Schwächeanwandlung.

Hoch richtet er sich im Sattel auf, wie ein Blitz bricht es hervor aus den mächtigen Adleraugen, und mit hallender Stimme erwidert er: „Mon fils, il faut être plus grand que la misère!“ (Mein Sohn, man muß größer sein als das Unglück.)

Jahre sind vergangen seitdem. Sie haben den Kaiser vom Kapitol zum tarpejischen Felsen geführt.

Der Titan, der einer Welt Gesetze geschrieben, ist gestürzt und — ein neuer Prometheus — an den Stein von St. Helena geschmiedet.

Auf einsamer Klippe, fern im Ozean, steht ein Mann und sieht die Sonne langsam in die Flut versinken; die Arme sind auf der Brust verchränkt, um die fest zusammengepreßten Lippen liegt ein Zug tiefster Seelenqual, in den Augen glüht das zehrende Feuer unendlicher Sehnsucht. Sein ins Leere starrer Blick scheint den ungeheuren Abstand des Eins und Jetzt auszumessen.

felde vor ihm auf. Er sieht sich selbst hoch zu Noth und hört sich die stolzen Worte sprechen:

Il faut être plus grand que la misère . . .“

Plus grand que la misère! Ja so hat er damals in der Hölle seines Glanzes zu einem elenden, leidenden Menschen gesprochen; aber er fühlt es in diesem Augenblick, wo das Bewußtsein seines Unglücks mit voller Schwere auf ihm lastet, ganz deutlich, daß der Stolz allein die Kraft dazu nicht geben, daß dem Menschenherzen diese nur aus einer anderen Quelle kommen kann.

Und vor dem einsamen Gefangenen, von dem alle Größe dieser Welt abgefallen, steigt plötzlich wie eine Vision der Hügel von Golgatha empor, er sieht das Kreuz in die schweigenden Lüfte ragen und an dem Kreuze in Todesqual den Mann, der der Welt gezeigt, wie man in Wahrheit größer sein kann, als das Unglück. —

Tief neigt der Kaiser das Haupt auf die Brust — die Dämonen der Tiefe sind plötzlich stille geworden.

Als er sich wieder aufrichtet, liegt ein fast heiterer Glanz auf seiner Stirne. Es ist ein Abglanz jenes Verklärungslichtes, das von dem Bild des sterbenden Erlösers ausgehend, versöhnend in die Nacht jedes menschlichen Unglücks hineinleuchtet.

Einen Blick noch wirft er auf die weite Wasserwüste, über der sich jetzt rasch die kalten Schatten des Abends breiten, dann wendet er sich und schreitet „hoherhobenen“ Hauptes durch die Postenkette seiner englischen Wachen dem einsamen Hause von Longwood — seinem Kerker — zu.

In diesem Augenblick ist der gefangene Kaiser größer, als er es je auf dem Gipfel seiner Macht gewesen, denn er ist in Wahrheit „plus grand que la misère!“

# Humor.

— Schüler (im Laden): „Ein Pfund Butter zu einer Mark fünfzig, für 80 Pfennig Tee, acht Eier à 10 Pfennig und 2 Zitronen à 7 Pfennig, wieviel bekomme ich da auf zehn Mark heraus?“ — Kaufmann rechnet: „Um, das machte . . . also . . . zusammen drei Mark und vierundzwanzig Pfennig, von zehn Mark gleich . . . gleich . . . 6 Mark und . . . sechsundsechzig Pfennig, Kleiner.“ (Der Kaufmann fängt an die Butter zu wiegen.) Schüler: „Danke schön, das war nur meine Rechenaufgabe für morgen.“

— Die schönen Zähne. „Du, sieh' mal die Dame da, was die schöne Zähne hat, blendend weiß.“ — „Sehr schmeichelhaft, das Gebiß stammt nämlich aus meinem Atelier.“

— Aus der Schule. (Der Lehrer hat das Wort Widerspruch erklärt.) „Wer kann mir nun ein Beispiel angeben?“

— Fritz: „Wenn einer an übermäßigem Genuß von Lebtuchen stirbt.“

— Drogisten-Anzeige. „Auch empfehle ich mein reichhaltiges Lager in Rum, Kognat, Likören, Dessertweinen und anderen Chemikalien.“

— Der Beschützer. Der fünfjährige Otto soll beim Spielen auf das jüngere Schwesterchen achten, daß ihr nichts passiere. Plötzlich schreit die Kleine laut auf. Die herbeigeeilte Mutter fragt ängstlich: „Was ist dem Kinde passiert?“ — Otto: „Oh, es ist schon vorbei, aber eben sah eine böse Fliege auf Lieschens Nase, und da habe ich die mit der Schaufel totgeschlagen.“

— Aus der Schule. Einem Schüler, der in der Mitte des Schuljahres neu in die Klasse gekommen ist, wird eine Wiederholungsfrage aus der alten Geschichte vorgelegt. Er kann sie nicht beantworten. Lehrer: „Warum weißt du das nicht?“ — Schüler: „Ich bin erst seit Christi Geburt hier in der Klasse.“

# Rätsellecke.

Schachaufgabe.  
Schwarz.



Weiß.  
Matt in 2 Zügen.

### Scharade.

Die ersten beiden sind  
Der Genetiv vom Dritten,  
Das Ganze im Marokkostreit,  
War oftmals sehr umstritten.

### Homonym.

Getrennt schaff' ich die Sauberkeit,  
Bereint muß ich in ferner Wüste  
Gebete sprechen im frommen Kleid,  
Und Nathan fragt, warum ich müßte.

### Bilderrätsel.



Vergerbild.



Seit einer halben Stunde warte ich hier auf Rudolf und er läßt sich immer noch nicht sehen? Wo steckt er?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Rösselsprung:

Wer schlägt so rasch an die Fenster mit  
Mit schwanken grünen Zweigen?  
Der junge Morgenwind ist hier  
Und will sich lustig zeigen.  
„Heraus, heraus, du Menschensohn!“  
So ruft der lecke Gefelle;  
„Es schwärmt von Frühlingswonne schon  
Vor deiner Kammerzelle!“

W. Müller.

1. Rätsel: Nachtmüze.

Arithmetische Aufgabe: Nach 22 Jahren.

Streichholzaufgabe: Wilhelm.

Kryptogramm: Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen. (Man beachte die verschiedenen Zeichen des Innenrandes.)

Scharade: Armbrust.

2. Rätsel: Lotterie.

Vergerbild: Bild auf den Kopf stellen; zwischen Baum und Geiger steht die Zuhörerin.

Redaktion: Erwin Ebyßen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 17.

Sonntag, 21. April.

Jahrgang 1912.

## Das Salgemännlein.

Eine romantische Geschichte von Friedrich de la Motte-Fouqué.

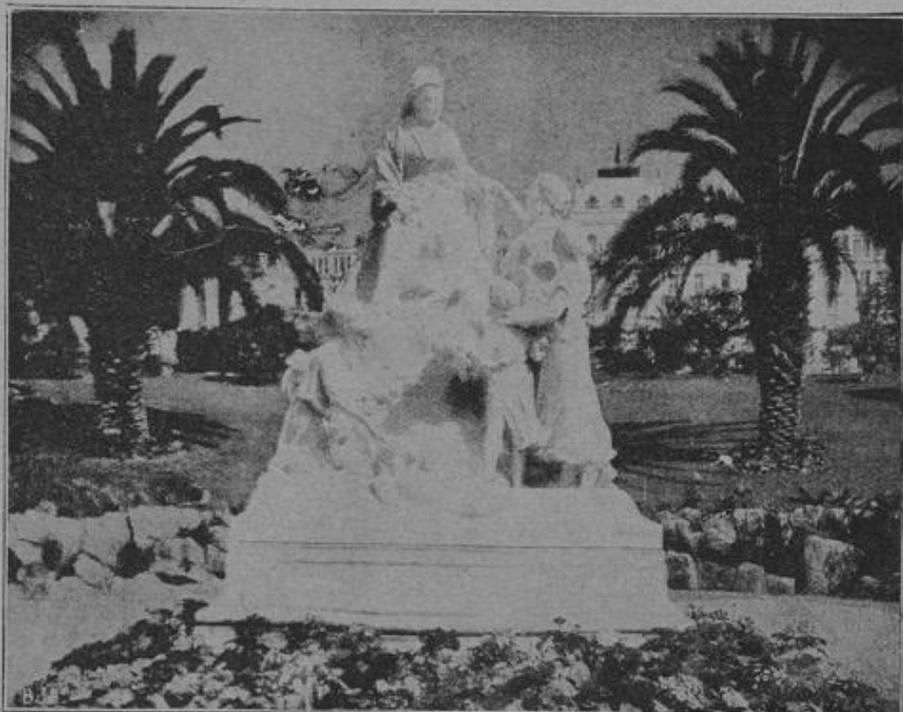
In Venetia, die weit und breit berühmte welsche Handelsstadt, zog eines schönen Abends ein junger deutscher Kaufmann ein, Richard geheissen, gar ein fröhlicher und lecker Gesell. Es gab eben zu der Zeit in deutschen Landen mannigfache Unruhe, um des Dreissigjährigen Krieges willen; deshalb war der junge Handelsmann, der sich gern einen lustigen Tag machte, ganz besonders damit zufrieden, daß ihn seine Geschäfte auf einige Zeit nach Welschland riefen, wo es nicht so gar kriegerisch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köstlichen Wein und viele der besten und wohlgeschmecktesten Früchte antreffen sollte, noch der vielen wunderschönen Frauen zu geschweigen, von welchen er ein absonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie sie es dorten zu tun pflegen, in einem kleinen Schiffelein, Gondel geheissen, auf den Kanälen umher, die es in Venetia statt der ordentlichen gepflasterten Straßen gibt, und hatte seine große Lust an den schönen Häusern und den noch viel schöneren Weibsgestalten, die er oftmals darans hervorblicken sah. Als er endlich gegen ein höchst prächtiges Gebäude herankam, in dessen Fenstern

wohl zwölf der allernützigsten Frauenzimmer lagen, sprach der gute junge Gesell zu einem der Gondolieri, die sein Schiffelein ruderten: „Daß Gott! wenn es mir doch einmal so wohl werden sollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderschönen Fräulein sprechen dürfte!“

„Gi,“ sagte der Gondolier, „ist es weiter nichts als das, so steigt nur aus und geht ledlich hinauf. Die Zeit wird euch droben gewißlich nicht lang werden.“ Der junge Richard aber sprach: „Du hast wohl deine Lust daran, fremde Leute zu nicken und meinst, in mir so einen groben Gesellen zu treffen, der nach deinen törichtigen Worten täte und droben im Schlosse dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamit obendrein?“ — „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen“, sagte der Gondolier. „Tut nur nach meinem Rat, dafern Ihr's Euch gerne wohl sein laßt, und nehmen sie euch nicht mit offenen, schönen Armen auf, so will ich meines Fährlohnes quitt und verlustig gehen.“

Das schien dem jungen Burschen des Versuchens schon wert, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schar der liebreizenden Fräulein nahm den Fremden nicht



Das Denkmal  
der Königin  
Viktoria in  
Nizza.

Königin Viktoria von England weilte während ihrer Regierungszeit oftmals an der Riviera. Auf den

Höhen von  
Nizza-Cimiez ist  
ihr nun ein  
Marmordenkmal  
errichtet worden  
eine Schöpfung  
des Bildhauers  
Maubert. Es  
wurde am 12.  
April feierlichst  
enthüllt.

allein holdselig auf, sondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönste aus ihnen hielt, in ihr eignes Gemach, wo sie ihn mit den ausserlesensten Trint- und Schwarzwaren bewirtete und auch mit manchem Kuß. Er mußte mehrmalen bei sich denken: „Ich bin doch fürwahr in das alleranmutigste und wunderbarste Land gekommen, so es auf dem Erdboden gibt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugfamlich danken für die Anmutigkeiten meiner Person und meines Geistes, vermittels deren ich den freunden Damen so sehr gefalle.“

Als er nun aber wieder von ihnen wollte, forderte ihm das Fräulein fünfzig Dukaten ab, und weil er sich darüber verwunderte, sagte sie: „Ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, euch der schönsten Kurtisane aus ganz Venedig so gar umsonst erfreut zu haben? Zahlt nur immer frisch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß sich den Preis gefallen lassen, den man von ihm begehrt.“

Ach, wie verdriehlich es doch sein mag für einen, der dachte, er habe eine Prinzessin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlschaft war, und ihm noch eine so effektlche Summe dabei aus dem Geldbeutel gelockt wird! Der junge Gesell aber bewies sich nicht so ergrimmt, als wohl ein anderer meinen sollte. Es war ihm mehr um eine gute Pflege seines Leibes zu tun, als um viele Preislichkeiten in seiner Historie, deshalb er sich denn nach geleisteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinten, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herumzog.

Da nun der fröhliche Bursch auf solchen Wegen war, mochte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Gesellschaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Sauss und Brauss und zwischen lauter lustigen Gesichtern; ein einziges ausgenommen, das einem hispanischen Hauptmann zugehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard sich begeben hatte, beiwohnte, aber meist ohne ein Wort zu verlieren und mit einer recht gewaltigen Unruhe auf allen Zügen seines finstern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Ansehen und Vermögen, der sich nichts daraus machte, die ganze Gesellschaft oft mehrere Abende hintereinander freizuhalten.

Dessenohngeachtet, und ob sich der junge Reichard gleich nicht mehr so ganz beschwagen ließ, wie am Tage seiner Ankunft in Venedig, begann ihm doch endlich das Geld auszugehen, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein so unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müsse, dafern er nicht mit seinem vielen Verlustieren zuletzt all seines Geldes verlustig gehen wolle.

Die andern wurden seiner Trüblichkeit inne, zugleich auch der Ursache dazu — wie sie denn dergleichen Fälle sehr häufig in ihrem Kreise erlebten — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Kopfhänger, der es doch immer noch nicht lassen konnte, durch die Reste seines Säckels von dem anmutigen Fliegengiste zu naschen. Da nahm ihn eines Abends der Hispanier beiseite und führte ihn mit unerwarteter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Gesellen wollte schier angst dabei werden, aber er dachte zuletzt: „Daß nicht mehr viel bei mir zu holen ist, weiß der Kumpau, und an meine Haut, dafern ihm darum zu tun wäre, müßte er doch immer erst die seinige setzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird.“

Der hispanische Hauptmann aber, sich auf die Grundmauer eines alten, verfallenen Gebäudes setzend, nötigte den jungen Kaufherrn neben sich und hub folgendermaßen zu sprechen an: „Es will mich fast bedünken, mein lieber, höchst jugendlicher Freund, als fehle es euch an eben derselben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Last wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbeizuschaffen und so fortzufahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andere Gaben in den Kauf lasse ich euch für ein billiges Geld ab.“

„Was kann euch denn noch am Gelde liegen, indem ihr die Gabe, es euch zu verschaffen, loswerden wollt?“ fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandniß,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob ihr gewisse kleine Creaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es sind schwarze Teufelchen in Gläslein eingeschlossen. Wer ein solches besitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er sich nur Ergößliches im Leben wünschen mag, vorzüglich aber unermesslich vieles Geld. Dagegen bedingt sich das Galgenmännlein die Seele seines Besitzers für seinen Herrn Luzifer aus, wofern der Besitzer stirbt, ohne sein Galgenmännlein in andere Hände überliefert zu haben. Dies darf

aber nur durch Kauf geschehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines kostet mir zehn Dukaten; wollt ihr nun neun dafür geben, so ist es eur.“

Während der junge Reichard sich noch besann, sprach der Hispanier weiter: „Ich könnte jemanden damit anführen, und es ihm für irgendein andres Gläslein und Spielwerk in die Hände schaffen, wie mich denn selbst ein gewissenloser Handelsmann auf gleiche Weise in dessen Besitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewissen nicht noch mehr zu beschweren, und trage euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr seid noch jung und lebenslustig und gewinnt wohl mannigfache Gelegenheit, euch des Dinges zu entledigen, dafern es euch zur Last werden sollte, wie es mir heute solches ist.“

„Lieber Herr,“ sagte Reichard dagegen, „wollt ihr mir's nicht für ungut nehmen, so möchte ich euch klagen, wie oft ich in dieser Stadt Venedig bereits angeführt worden bin.“

„Ei, du junger, törichter Gesell!“ rief der Hispanier zornig, „du darfst nur an mein Fest von gestern abend zurückdenken, um zu wissen, ob ich um deiner laufigen neun Dukaten willen betriegen werde oder nicht.“

„Wer viel gastiert, verbraucht auch viel,“ versetzte der junge Kaufmann sittig, „und nur ein Handwerk, nicht aber ein Geldsadel hat einen güldnen Boden. Wenn ihr nun euren letzten Dukaten gestern ausgegeben hättet, könntet euch heute meine vorletzten neune dennoch lieb sein.“

„Entschuldige es, daß ich dich nicht totstiche,“ sagte der Hispanier. „Es geschieht, weil ich hoffe, du werdest mir noch von meinem Galgenmännlein loshelfen, und dann auch, dieweil ich gesonnen bin, Pönitenz zu tun, welche auf solche Weise nur erschwert und vergrößert würde.“

„Möchten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt sein?“ fragte der junge Kaufherr auf das vorsichtigste.

„Wie ginge das an?“ versetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei keinem, und hilft auch keinem, als der des vorhero richtig und bar erstanden hat.“

Dem jungen Reichard war bange; denn es sah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo sie in der Nacht beisammen saßen, ob ihn gleich der Hauptmann versicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorstehenden Buße. Jedoch schwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Besitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beschloß also, die Hälfte seiner letzten Varschaft daran zu wagen, vorher jedoch verjuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preise herunterhandeln könne.

„Du Narr!“ lachte der Hauptmann. „Zu deinem Besten heische ich die höchste Summe, und zum Besten derer, die es nach dir kaufen, damit es nicht einer so früh für die allerniedrigste Münze der Welt erstehe und unwiederbringlich des Teufels sei, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann.“

„Ach, laßt nur,“ sagte Reichard freundlich, „ich verkaufe das wunderliche Ding wohl sobald nicht wieder. Wenn ich's also für fünf Dukaten haben könnte —“

„Meinetwegen,“ erwiderte der Hispanier. „Du arbeitest dem schwarzen Teuflein seine Dienstzeit um die letzte, verlorene Menschenseele recht kurz.“

Damit händigte er dem jungen Gesellen gegen Bezahlung des Kaufschillings ein dünnes gläsernes Fläschchen ein, worin Reichard beim Sternlichte etwas Schwarzes wild auf und nieder gauleln sah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken seine gemachte Anstalt verdoppelt in seine rechte Hand und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirtshause zurück, wo die anderen Gesellen noch zechten, sich alle höchlich verwundernd, wie die beiden, welche erst eben so trübsummig von ihnen geschieden waren, nun mit sehr heiteren Angesichtern wieder hereintraten. Der Hispanier aber nahm kurzen Abschied, ohne bei dem kostbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich schon spät in der Nacht war, anzurichten befohl, es dem mißtrauischen Wirte vorausbezahrend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taschen von immer neu herbeigewünschten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche sich selbst ein solches Galgenmännlein wünschen möchten, werden am besten beurtheilen können, wach' ein Leben der lustige junge Gesell von diesem Tage an führte, es sei denn, daß sie sich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorsichtiges und ein frommeres Gemüth mag leichtlich ermeffen, daß es gar wild und verschwenderisch herging. Sein erstes war, daß er die schöne Lucretia — denn also nannte sich, frechen Spottes, seine frühere und kostbare Buhlschaft, — durch unerhörte



Ein Denkmal für den französischen Märchendichter  
Perreault.

Dem berühmten französischen Märchendichter Perreault, der zum Beispiel das Märchen Dornröschen erzählt hat, wurde kürzlich in Paris ein Denkmal errichtet. Um die auf einem Sockel befindliche Büste tanzen einige Kinder.

Summen für sich ganz allein gewann, worauf er dann ein Schloß und zwei Villen erkaufte und sich mit allen möglichen Herrlichkeiten der Welt umgab.

Es geschah, daß er eines Tages mit der gottlosen Lutrezia im Garten eines seiner Landhäuser am Rande eines schnellen, tiefen Bächleins saß. Viel ward geredet und gelacht unter den zwei törichten jungen Leuten, bis endlich Lutrezia unversehens das Galgenmännlein erwischte, das Reichard an einem güldnen Kettlein unter seinen Kleidern auf der Brust trug. Bevor er es noch verhindern konnte, hatte sie ihm das Kettchen losgenestelt, und hielt nun die kleine Flasche spielend gegen das Licht. Erst lachte sie über die wunderlichen Kapriolen des kleinen Schwarzen darinnen, dann aber schrie sie plötzlich voll Entsetzen: „Wut doch! Das ist ja gar eine Kröte!“ und schleuderte Kette und Flasche und Galgenmännlein in den Bach, der alles zusammen mit seinen reißenden Wirbeln jogleich dem Auge entzog.

Der arme junge Gesell suchte seinen Schrecken zu verbergen, damit ihn seine Buhlin nicht weiter befrage und ihn noch endlich gar wegen Zauberei vor Gericht ziehe. Er gab das ganze Ding für ein wunderliches Spielwerk aus und machte sich nur, sobald es gehen wollte, von der Lutrezia los, um im stillen zu überlegen, was nun am besten zu tun sei. Das Schloß hatte er noch, die Landhäuser dergleichen, und eine schöne Menge Dukaten mußte in seinen Taschen stecken. Gar freudig aber ward er überrascht, als er, nach dem Gelde fassend, die Flasche mit dem Galgenmännlein in die Hand bekam. Die Kette mochte wohl auf dem Grunde des Bächleins liegen, Flasche aber und Galgenmännlein waren richtig an ihren Herrn zurückgekommen. „Ei,“ rief er jubelnd aus, „so besitze ich ja einen Schatz, den mir keine Macht der Erden rauben kann!“ und hätte das Fläschlein beinahe geküßt, nur daß ihm der kleine gaulende Schwarze darin etwas allzu gräßlich vorkam.

War es doch bisher wild und lustig zugegangen, so trieb es Reichard nun noch zehnmal ärger. Auf alle Potentaten und Regenten des Erdreichs blickte er mit Bedauern und Verachtung herab, überzeugt, daß keiner von ihnen ein nur halb so vergnügtes Leben führen möge als er. Man konnte in der reichen Handelsstadt Venezia fast nicht mehr so viele

Seltenheiten an Speise und Trank zusammenbringen, als wie zu seinen schwelgerischen Banketten erfordert wurden. Wenn ihn irgend ein wohlmeinender Mensch darüber schelten oder ermahnen wollte, pflegte er zu sagen: „Reichard ist mein Name, und mein Reichtum ist so hart, daß ihm keine Ausgabe den Kopf einzustößen vermag.“ Gar unmäßig pflegte er auch oftmals über den hispanischen Hauptmann zu lachen, daß er einen so köstlichen Schatz von sich gegeben habe und noch dazu, wie man höre, ins Kloster gegangen sei.

Alles auf dieser Erden aber währt nur eine Zeit. Das mußte denn der junge Gesell gleichfalls erfahren, und zwar um so früher, da er allen sinnlichen Genüssen auf das unmäßigste fröhnte. Eine tödliche Ermattung überfiel seinen erschöpften Leib, dem Galgenmännlein zum Trost, das er wohl zehnmal am ersten Tage seiner Krankheit vergeblich um Hilfe anrief. Doch erschien keine Besserung, wohl aber in der Nacht ein verwunderlicher Traum.

Es kam ihm nämlich vor, als begünne unter den Arzneiflaschen, die vor seinem Bette standen, eine derselben gar einen lustigen Tanz, wobei sie den übrigen unaufhörlich klingend gegen die Köpfe und Bäuche rannte. Als Reichard recht hinsah, erkannte er die Flasche mit dem Galgenmännlein und sagte: „Ei Galgenmännlein, Galgenmännlein, willst mir diesmal nicht helfen und rennst mir nun noch die Arznei in den Sand.“ Aber das Galgenmännlein sang heiser aus der Flasche zurück:

„Ei Reichardlein, ei Reichardlein,  
Gib dich nur in die ew'ge Pein,  
Und sind dich hübsch geduldig drein.  
Für Krankheit hilft nicht Teufelslist,  
Fürn Tod kein Kraut gewachsen ist;  
Ich freu' mich drauf, daß mein du bist.“

Und damit machte es sich ganz lang und dünne, und so fest Reichard die Flasche zubielt, kroch es dennoch zwischen seinem Daumen und dem verpichten Pfropfen durch und ward ein großer schwarzer Mann, der häßlich tanzte, mit



Eigenartige Baumwohnungen.

In den Urwäldern Amerikas befinden sich vielfach Fichten- und Cedernbäume von ungeheurem Durchmesser, die innen vollständig ausgetrocknet sind, so daß nur noch die hohle Schale übrig geblieben ist. Diese Bäume werden von den Farmern häufig, bevor sie ihr Land kultiviert haben und eine Farm errichtet ist, als Wohnung benutzt.

Niedermausfittichen dazu schwirrend, und legte endlich seine behaarte Brust an Reichards Brust, sein grinsendes Gesicht an Reichards Gesicht, so fest, so innig fest, daß Reichard fühlte, er fange schon an ihm zu gleichen, entsetzt schreiend: „nen Spiegel her! nen Spiegel her!“

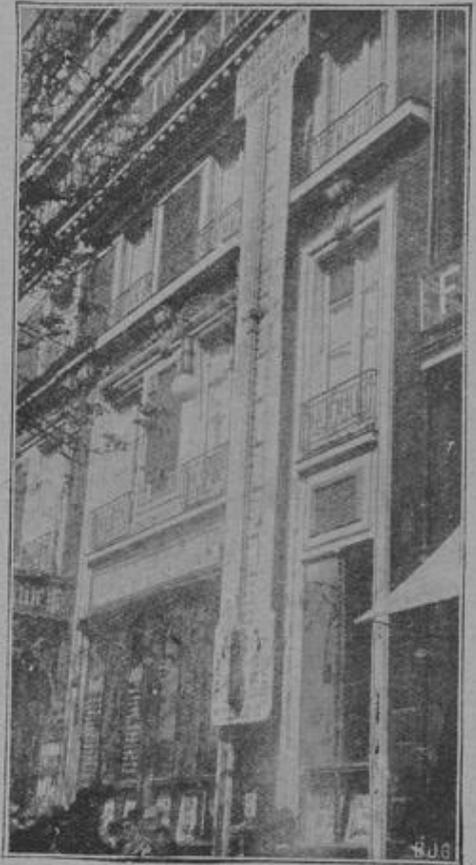
Im kalten Angstschweiß wachte er auf, wobei es ihm noch vorkam, als laufe eine schwarze Kröte mit großer Vehementigkeit seine Brust herunter in die Tasche seines Nachtleides hinein. Er sah graufend dahin, brachte aber nur das Kläschlein hervor, darin jeko der kleine Schwarze wie abgemattet und träumend lag.

Ach, wie so gar lang bedünkte den Kranken der Rest dieser Nacht! Dem Schlafe wollte er sich nicht mehr anvertrauen, aus Furcht, er könne ihm den schwarzen Stiel wieder hereinbringen, und dennoch traute er sich kaum die Augen aufzuschlagen, besorgend, das Unwesen laure wohl wirklich in einer Ecke des Gemachs. Hielt er wieder die Augen zu, so dachte er, er habe sich nun heimlich bis dicht vor ihn herangeschlichen und riß sich von neuem entsetzt in die Höhe. Er schellte wohl nach seinen Leuten, aber die schliefen wie taub, und die schöne Lukrezia ließ sich, seit er unpaß geworden war, durchaus nicht mehr in seinem Zimmer sehen. So mußte er denn allein liegen in seinen Aengsten, die sich noch vergrößerten, weil er beständig denken mußte: „Ach Gott, ist diese Nacht so lang, wie lang wird nicht die lange Nacht der Hölle sein!“ Er beschloß auch, dafern ihn Gott bis morgen leben lasse, sich des Galgenmännleins gewislich auf alle Weise zu entschlagen.

Als es denn nun endlich Morgen ward, überlegte er, durch das junge Licht in etwas ermuntert und gestärkt, ob er auch das Galgenmännlein bishero gehörig genützt habe. Das Schloß, die Landhäuser und allerhand Prunkstücke dünkten ihm nicht genug, er forderte daher aufs schleunigste noch eine große Menge Dukaten unter sein Kopfstissen, und sobald er den schweren Beutel dorten fand, dachte er mit Ruhe darauf, wem er das Kläschlein am besten verkaufen könne. Sein Arzt, wußte er, war ein großer Freund von all den seltsamen Kreaturen, die man in Spiritus aufbewahrt, und für eine solche erhoffte er auch das Galgenmännlein bei ihm anzubringen weil der Doktor als ein frommer Mann sonstens nichts würde mit der Bestie zu schaffen haben wollen. Freilich spielte er damit einen bösen Streich, aber er dachte so: „Besser eine kleinere Sünde im Regereuer abgebußt, als dem Luzifer unwiderrusslich für immer zu eigen geworden. Zudem ist jedermann sich selbst der Nächste, und meine Todesgefahr gestattet keinen Aufschub.“

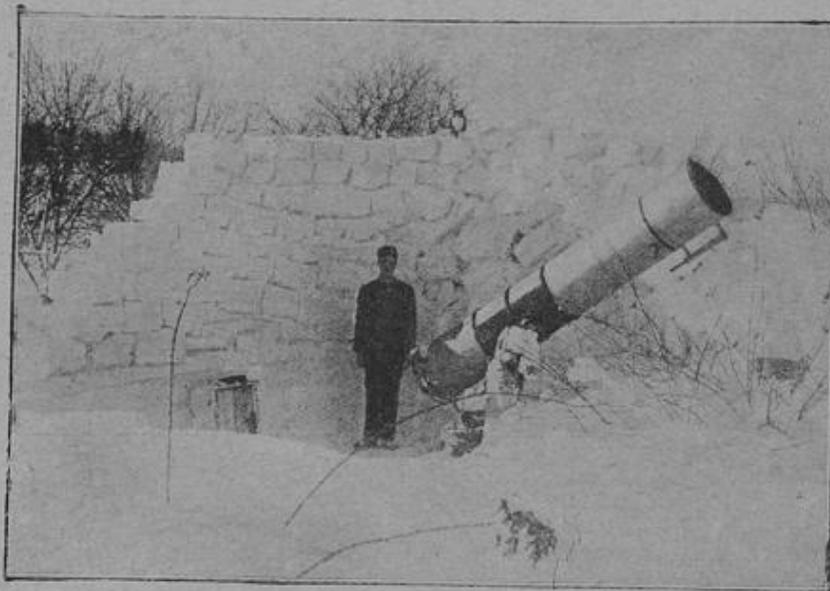
Dabei blieb es auch. Er trug dem Meditus das Galgenmännlein an, welches eben wieder munter geworden war und im Glase recht spasshaft umbergaukelte, so daß der gelehrte Mann, begierig, eine so seltsame Naturgestaltung (als wofür er's hielt) näher zu beobachten, sich erbot, sie zu kaufen, dafern der Preis ihm nicht zu kostbar sei. Um wenigstens einigermaßen dem Gewissen ein Genüge zu tun, forderte Reichard so viel er konnte: vier Dukaten, zwei Taler und zwanzig Groschen nach deutschem Gelde. Der Doktor aber wollte nur höchstens drei Dukaten geben und meinte endlich, er müsse sich sonst noch ein paar Tage be-

denken. Da überfiel den armen jungen Gesellen die Todesangst von neuem; er gab das Galgenmännlein hin, und ließ durch seinen Diener die dafür gelösten drei Dukaten den Armen auspenden. Das Geld aber unter seinem Kopfstissen bewahrte er, wie er am besten vermochte, vermeinend, darauf fundiere sich nun sein ganzes zukünftiges Wohl oder Weh. (Fortsetzung folgt.)



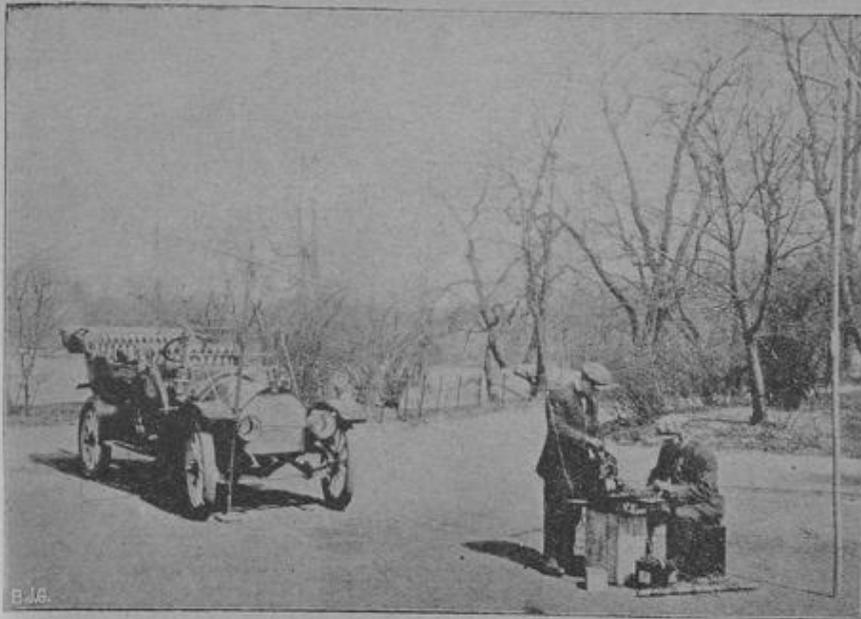
#### Die Nationalspende Frankreichs für eine Luftflotte.

Der von der französischen Regierung erfolgte Aufruf zur freiwilligen Sammlung eines Fonds für die Schaffung einer Luftflotte hat in ganz Frankreich begeisterten Anklang gefunden. Auf den Boulevards von Paris befindet sich ein großes Thermometer, auf welchem täglich die Höhe der eingegangenen Beiträge angezeigt wird.



#### Ein eigenartiges Fernrohr.

Ein Farmer im Westen Amerikas hat sich ein eigenartiges astronomisches Observatorium angelegt. Das Ries fernrohr besteht aus einem alten Dampfmaschinen-schornstein und ist mit geschliffenen alten Fedgläsern versehen. Der Farmer ist in der Lage, die Gestirne mit dem Fernrohr gut zu beobachten.



Eine drahtlose Empfangs- und Sendestation im Auto.

In Italien, dem Heimatlande der drahtlosen Telegraphie, sind neuerdings Versuche mit mobilen drahtlosen Telegraphenstationen gemacht worden. Ein Automobil wurde mit einem Empfangs- und Sendeapparat ausgerüstet, und es gelang, von jeder beliebigen Stelle aus drahtlos zu telegraphieren. Die Erfindung ist besonders für militärische Operationen von großer Wichtigkeit. Das Nachrichtenwesen in einem Zukunftskriege wird vor allen Dingen auf derartige Stationen angewiesen sein.



## In höchster Not. — Eine Reise in Mexiko.

Von Karl Straßburger (St. Franzisko).

(Nachdruck verboten.)

Zwischen Socorro und el paso del norte, am Rio Grande del norte ist eine fast durchweg unfruchtbare Steppe, in der Landessprache Jornada del muerto (Weg des Todes) genannt. Diese ungefähr 100 Meilen lange Ebene ist ein Teil der Hauptstraße zwischen Neu-Mexiko und Chihuahua, und hat ihren düsteren Namen von der Tatsache, daß wohl Tausende hier ihr Leben einbüßten in dem gefährvollen Unternehmen, dieselbe zu passieren. Sie liegt zwischen zwei Bergketten, welche die Hinterhalte feindlicher und wilder Indianer bilden.

Nicht einen Tropfen Wasser und kaum einen Grassalm findet man während der trockenen Jahreszeit in dieser großen ausgedehnten Fläche und an einigen Stellen ist die Straße oder der Pfad buchstäblich auf beiden Seiten mit den gebleichten Knochen von Menschen und Tieren eingeraumt, welche hier der Hitze und dem Durst unterlagen oder getötet wurden von den räuberischen Banden der Apachen oder anderen Indianern, die sie aus sicherem Busch mit bedeutender Anzahl angefallen und überwältigt haben.

Es war am 12. August, ungefähr 4 Uhr nachmittags, als wir, nachdem unsere Pferde und Maulesel zum letzten Male getränkt waren, dem herrlichen Tale von Fra Cristobal

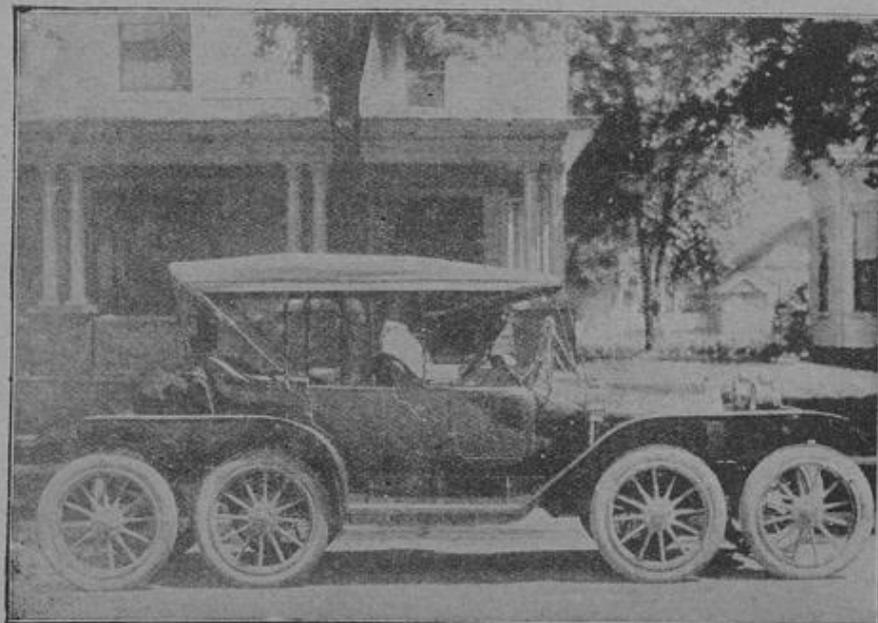
Adien sagten und in schnellerem Trabe der gefürchteten Ebene von jornada del muerto uns näherten. Meine Begleiter waren ein alter Jäger oder Trapper von Missouri als Führer und drei arrieros (Mauleseltreiber) von gemischter Rasse, welche die Aufsicht über sechs Maulesel hatten. Der entsetzlichen Hitze halber waren wir zu einer so späten Stunde aufgebrochen mit der Absicht, die ganze Nacht die Tiere tüchtig anzutreiben und in der Hoffnung, im Stande zu sein, während des nächsten Tages die Ebene zu passieren; dies war als die längste Zeit angenommen, daß die Tiere dem Hunger, dem Durst und der Hitze widerstehen möchten. Arme Kreaturen! Wie sehr bedauerte ich sie! Ohne eine Ahnung von den schrecklichen Leiden, welche ihnen bevorstanden, spitzten sie die Ohren, dem Kommando ihrer Herren gehorchend, und mutig trabten sie der Todessteppe entgegen.

Wir hatten kaum diese dürre, staubige Ebene betreten, die ohne Baum, Busch oder Grassalm vor uns für 100 Meilen ausgestreckt lag, als wir schon auf menschliche und tierische Ueberreste stießen, welche hier und dort an beiden Seiten des Weges verstreut lagen.

„Om! Dies sind sie,“ brummte Samuel Varfer, mein

### Ein achtradriges Automobil.

Die Steuerung des achtradrigen Automobils erfolgt dadurch, daß die beiden vorderen und das hintere Räderpaar in Aktion treten, das andere ist der Stützpunkt, mit welchem das Auto die Wendung vollführt. Das Fahren in dem Auto ist sehr angenehm, da Erschütterungen selten vorkommen und auch über große Vertiefungen der Landstraße leicht hinweggefahren werden kann.



Führer, vor sich hin: „überhall, hier und dort liegen sie und glücklich wollen wir uns nennen, wenn wir nicht dazu beitragen, diesen verwünschten Knochenhäufen zu vergrößern!“

„Wie viele Male habt Ihr diese Ebene schon überschritten, Barler?“ fragte ich, als wir auf zwei feurigen Pferden nebeneinander, den Maulsejeln voraus, herritten.

„Sieben Mal!“ war die Antwort.

„Und ich vermute, Ihr seid immer glücklich und sicher durchgekommen?“

„Das will ich nicht gesagt haben.“

„Nun denn, um wenigsten seid Ihr immer mit dem Leben davongekommen!“

„Dem mag sein, wie ihm wolle, indes hättet Ihr mich einmal gesehen, als ich jenes andere Ende erreichte, ich glaube, ich hätte nicht zweimal nötig gehabt, Euch zu versichern, daß es schlecht stand mit meinen Lebensgeistern.“

„Es war denn so ziemlich vorbei mit euch? He?“

„Es war aus mit mir — und so mit allen meinen Tieren — und es war lange, ehe ich wieder zu mir kam — doch diese niemals! So war es, lieber Herr! Die Maulsejeln fielen wegen Mangel an Wasser um, noch zwanzig Meilen vom Ziele, und ich, ermattet und halbtot, setzte zu Fuß und allein meine Reise fort, bis mir das in Sicht kam, was ich

Sonne breit und rot hinter den fernen Bergspitzen der Sierra de los mimbres verschwand. Die Nacht senkte sich auf uns herab, klar und lieblich, mit einem leichten, angenehmen Winde; indes wohl wissend, was für ein gefahrvolles Tagewerk wir vor uns hatten, sporneten wir von neuem unsere armen Tiere in einen lebhafteren Trab, und den hielten wir wohl mehrere Stunden bei. Der Himmel über uns war wundervoll hell und heiter, die Sterne blinkten wie feurige Brillanten und brachten schwermütige, süße Gedanken an die Heimat und die ferneren Lieben. Nichts hatte bis jetzt unsere Fortschritte auf der einsamen Straße des Todes gehemmt, doch das Gefühl der Gefahr schien sich unserer unmerklich zu bemächtigen und hier und da das traurige Geheul eines raubgierigen Präriewolfes, der mit seinen ferneren Gefährten Zwiesprach hielt, trug nicht wenig dazu bei, die düstere Stimmung der Reise zu vermehren.

Ungefähr um ein Uhr morgens kamen wir zu einem Halt, um unseren Pferden und Maulsejeln ein wenig Zeit zur Ruhe und Erholung zu lassen; und damit ihnen diese im vollsten Maße werden möge, stieg ich und mein Führer von unseren Pferden, ebenso erleichterten wir den Maulsejeln ihre Bürden. Obgleich erst neun Stunden auf der Reise und ungefähr nur 35 Meilen von dem Wasserplatz Fra Cristobal, wurde doch das Gefühl nach Durst ziemlich merk-



Die neuesten Pariser Moden.

Beim Prix du Président in Auteuil am Ostersonntag werden alljährlich die neuesten Pariser Moden zur Schau gebracht:

Links: Dunkelgraues Seidentostüm mit hinten zusammengekräftem Rock.

Rechts: Robe und Mantel aus Seidenstoff in drei verschiedenen Nuancen.

Die neueste Mode ist ein Ding, das erst noch etwas werden will. Vorläufig benutzt sie noch die Grundzüge der Mode vom vorigen Jahr und hängt darüber eine leicht gefaltete Draperie, die denn auch selbst bei elegantester Ausführung zwar reich aber nicht schick aussieht. Man hat einmal behauptet, die Mode der Frau passe sich nach und nach immer mehr den modernen Bedürfnissen an. Die „neue Mode“ zeigt aber, daß das eine voreilige Behauptung war, die keinerlei tieferen Grund hat.

zu erreichen wünschte; da unterlag auch ich; und wäre nicht, zufällig ein mexikanischer Neger vorbeigekommen, der mich aus christlichem Mitgefühl aufhob und mich pflegte, meine alten Knochen würden heute dort mit jenen liegen.“

„Nun, ich hoffe, uns wird es besser gehen!“

„Zimmerhin könnte es nicht schlechter sein! Seht, um einmal daran zu erinnern, es war jaft an einem Tage wie dieser, als ich zur selben Stunde aufbrach!“

„Ihr seid ein guter Tröster, Barler!“ erwiderte ich.

„Wie so?“ Ihr müßt es nehmen, wie es kommt und Ihr müßt ebenso gut auf ein solch unangenehmes Ereignis gefaßt sein, wie jeder andere, der hier reisen will. Indes seht, wäre ich nicht durch einige Indianer aufgehalten worden, von denen ich wußte, daß sie auf der Lauer lagen, um mir meinen alten Stalp zu nehmen, ich glaube, wir wären wohl ganz gut durchgekommen; ich hatte die Spuren gesehen und wußte, wo sie waren und hatte deshalb in brennender Sonnenhitze den ganzen Tag hindurch bis zur Nacht zu warten; denn nur so vermochte ich ihnen zu ent-schlüpfen.

Wir ritten für ein paar Stunden in scharfem Trabe fort, als wir fanden, daß die Maulsejeln der zu großen Sonnenhitze halber nicht imstande waren, mit uns Schritt zu halten. Wir mußten also ein langsameres Tempo anschlagen; so blieb die kleine Karawane beieinander, bis die feurige

bar, wenngleich nicht ernstlich; indes, wenn ich überlegte, daß wir noch zirka 70 Meilen, und diese größtenteils unter dem Einfluß der brennenden Sonne zu durchwandern hatten, gestehe ich, schauderte mir innerlich und ich fühlte eine krankhafte Beklemmung des Herzens. Doch da war jetzt keine Hilfe mehr — kein Entkommen — und so nach einer kleinen Stunde Ruhe begaben wir uns von neuem auf den Marsch und eilten vorwärts bis Sonnenanfang. Von da an mußten denn wohl mit der zweiten Hälfte des Mittes auch seine schlimmen Mühen und Beschwerden beginnen.

Das Aussehen unserer von Schweiß triefenden und leuchtenden Tiere, deren fieberische Augen, trockene und halb geöffnete Lippen und innerliche Unruhe schon die Pein des Durstes verrieten, der Anblick des glühenden Himmels, des verdorrten staubigen Bodens — samt der Erwägung, daß fast noch 50 Meilen zwischen uns und einem Wasserplatze lagen — schienen mir die düstersten Vorzeichen, daß sicher eins oder das andere unserer Tiere den Strapazen unterliegen würde, selbst wenn wir mit dem Leben die Gefahren dieser Reise überstehen sollten. In dem Auge des erfahrenen Führers fand ich wenig Ermutigung und die gebräunten Gesichter der Treiber zeigten eine ängstliche Niedergeschlagenheit und Furcht. Ich hatte mich mit einigen Flaschen Wasser und einer Flasche Rognal für den äußersten Notfall versorgt, und als wir einen Augenblick anhielten, bereitete ich ein wenig Orog, gab einem jeden davon einen

Schlud und durch die Erfahrung gelehrt, besuchte ich die Lippen und Zungen der Tiere mit derselben Wirtur, was ihnen für kurze Zeit eine kleine Erfrischung zu gewähren schien. — In kurzem Schritt setzten wir unsere Reise mehrere Stunden fort, während die Sonne immerwährend mit zunehmender Hitze stieg, bis der Durst der Tiere zur Qual anwuchs.

Gegen Mittag stürzte plötzlich einer der Maulseeltreiber vom Sonnenlicht getroffen von seinem Sitze; und obgleich wir anhielten und alles mögliche versuchten, ihn zu retten, eine Ader öffneten und ihm gewaltsam Liför einschlößten, blieb alles ohne Erfolg; er starb innerhalb einer Stunde, und da wir kein Mittel hatten, ihn geeignet zu beerdigen, gruben wir mühsam mit Messern und Händen eine kleine Höhlung, warfen die Erde über ihn und ließen ihn in seinem letzten Schlafe.

„Ich sah es voraus!“ murmelte Barter, als wir mit unendlicher Mühe und Anstrengung unsere Pferde und Maulseel wieder auf die Beine zu bringen versuchten — denn sie hatten auch die Zeit des Aufenthaltes benützt und sich gelegt, um trotz der heißen Sonne der Ruhe so viel als möglich zu pflegen. — „Ich wußte es, wir werden noch mehr zurücklassen, ehe wir am Ziele sind. Man wußte wohl recht gut, weshalb man diesen Weg den Weg des Todes nannte.“

Wollte ich es auch unternehmen, ich könnte meine Gefühle, meine Leiden, geistig wie physisch, nicht beschreiben, als wir in schneckenähnlichem Marsch am Nachmittag dieses den-

neine Büchse mit nerviger Hand ergreifend — „Jetzt alle hingelegt und hört, was ich ihnen sagen will.“

Wir alle verhielten uns regnungslos, bis der Kühnste der Bande, wahrscheinlich ein junger, ehrgeiziger Häuptling, in Büchsenhüchweite gekommen war; langsam und bedächtig legte der alte Trapper seine Büchse an die Schulter, einige Sekunden zielte er mit scharfem Auge und feuerte. Das Ziel war gut und herunter stürzte der vermeßene Bandit. Ein wildes Geschrei der Wut und Verzweiflung folgte dieser Szene und alle flogen pfeilschnell zur Seite ihres gefallenen Häuptlings, und fort stob dann in Blitzesschnelle die ganze Bande — doch weiter wurden wir nicht mehr von ihnen behelligt.

Die Sonne hüllte ihr feuriges Antlitz beim Untergange in eine dunkle Wolke und nie in meinem Leben hatte ich inbrünstiger gebetet als jetzt, daß diese Wolke aufsteigen und mit einem Regen uns beglücken möge. Gott sei es gedankt, mein Wunsch ward erhört. Heraus kam die schwarze Wolke des Himmels und verhüllte die Sterne in ein undurchdringliches Dunkel und in Strömen ergoß sich der Regen, der in solchem Drangsal unsere einzige Rettung war. Unter dem Einflusse dieser unerwarteten und erwünschten Regenschauer lebten wir neu auf, und von unserer Zeit den besten Gebrauch machend, trabten wir dahin in der Dunkelheit und erreichten den Wasserplatz San Diego um zehn Uhr.

Vielsach durchreiste ich später Mexiko, doch dies war meine erste und letzte Passage der Jornada del muerto.

Die spanische Stierkämpferin La Solerito.

Der Stierkampf ist in Spanien immer noch eines der höchsten Nationalvergüßen. Mit Begeisterung werden die Stierkämpfer bei ihrem Auftreten begrüßt und die besten gehören geradezu zu den verehrtesten und gewichtigsten Persönlichkeiten des Landes. In Madrid debütierte mit großem Erfolge kürzlich eine Stierkämpferin. Ihr Kostüm ähnelt dem ihrer männlichen Kollegen.



würdigen Tages, über die endlos scheinende Ebene dahintrofen. Die dringendsten Forderungen der Natur hatten endlich all unser Wasser und Liför erschöpft, und unsere Lippen, Zunge und Hals fingen jetzt an zu schwellen und zu schmerzen, unsere Zungen gleichen geheizten Eisen, unser Blut Feuerströmen, während ein Gefühl anwachsender Geisteszerrüttung, als ob der Geist in eine Region wilder Phantasie zu wandern im Begriffe stünde, mich mit unendlichem Schrecken erfüllte. Unsere Tiere schienen noch mehr als wir zu leiden, und mit ohnmächtig gesenkten Köpfen und vorhängender Zunge taumelten und wankten sie, das Beste für ihre Herren und sich selbst versuchend. Wir alle stiegen ab und verteilten das Gepäc gleichmäßig unter Pferde und Maulseel, in der Erwartung, daß sie mit geringeren Lasten leichter den Beschwerden trohen möchten. Indes, trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln unterlag gegen vier Uhr einer der Maulseel und die übrigen waren in einem Zustande, daß wir beschloßen, wo wir waren, die Nacht abzuwarten, um dann einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, die Reise fortzusetzen.

Während wir hier noch ruhten, wurden wir plötzlich überrascht und alarmiert durch eine Bande von ungefähr zwanzig Apachen, welche von einem Hügel zu unserer Rechten kommend, pfeilschnell die Ebene krenzten und ansingen uns zu umzingeln, augenscheinlich unsere hilflose Lage benutzend, einen Angriff zu machen.

„Dort kommen sie, die roten Hunde,“ brummte Barter,

— Anekdote. Dr. Hill, dem die königliche Akademie der Wissenschaften zu London die Aufnahme versagt hatte, rächte sich dafür mit einem Scherz ganz seltener Art. Er adressierte an den Sekretär der Akademie unter dem erdichteten Namen eines Arztes aus der Provinz die Erzählung einer Kur, die er kürzlich gemacht habe. „Ein Mann“, so schrieb er, „brach ein Bein. Da ich zufällig zugegen war, setzte ich die Teile des zerbrochenen Beines genau zusammen, umwickelte die Bruchstellen stark mit Bindfaden und begoß sie fleißig mit Teerwasser. In kurzer Zeit konnte der Mann dank der Wirkung dieses Mittels sein Bein wieder gebrauchen.“ Zu derselben Zeit erschien Verkeleys Buch über die Wirksamkeit des Teerwassers, ein Werk, das viel Aufmerksamkeit erregte und die Aerzte vielfach entzweite. In einer öffentlichen Versammlung der Akademie wurde der Bericht des Doktors aus der Provinz vorgelesen und ernsthaft besprochen, man stritt sich darüber mit dem größten Zutrauen auf die wunderbare Kur. Die Meisten sahen darin einen auffallenden Beweis der Vortrefflichkeit des Teerwassers, während andere behaupteten, das Bein sei entweder nicht gebrochen gewesen, oder doch nicht so schnell zur Heilung gelangt. Man schrieb und druckte dafür und dagegen, bis die Akademie einen zweiten Brief des Provinzdoktors folgenden Inhaltes erhielt: „In meinem letzten Briefe habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß das zerbrochene Bein des Mannes ein Holzbein war.“

## Humor.

Hausfreund: „Welcher ist Ihr Lieblingschriftsteller?“  
 Hausfrau: „Mein Mann.“ — „Entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß er schreibt.“ — „O, und wie schön er schreibt. . . lauter Scheiß!“  
 — Von seinem Standpunkte aus. . . Erster Strolch: „Die Sicherheit nimmt in unserer Stadt schon ganz fürchterlich ab.“ — Zweiter Strolch: „Ja, wieso denn?“ — Erster Strolch: „Hast du denn nicht gesehen?“ Schon der dritte Schuhmann in einer Viertelstunde.“  
 — Das schlechte Schulzeugnis. Der kleine Franz: „Papa, wir wollen wetten, daß du deinen Namen nicht mit geschlossenen Augen schreiben kannst.“ — Vater: „Schön, wir wollen wetten.“ — Franz: „Na, dann versuch' es mal unter meiner Schulzeugnis.“  
 — Mutter: „Herr Professor, was halten Sie von meinem kleinen Arthur als Geigenpieler?“ — Professor: „Die Art und Weise, wie er die Geige in den Klauen legt, gefällt mir großartig.“  
 — Vater (zum Bewerber um die Hand seiner Tochter): „Ich habe eine traurige Nachricht für Sie. Ich bin ruiniert! Ich hab' alles verloren!“ — Bewerber: „Trösten Sie sich, verehrter Herr, mit dem Gedanken, daß Sie nun keine Gefahr laufen, ihre Tochter zu verlieren.“  
 — „Kaufen Sie eine Blume, Herr!“ — „Nein, danke!“ — „Kaufen Sie eine für Ihre Frau, Herr!“ — „Habe keine.“ — „Dann Ihren Schatz.“ — „Hab' ich auch nicht.“ — „Nun, dann kaufen Sie eine aus Freude über Ihr Glück!“

Vor Gericht. Präsident: „Angellagter, geben Sie zu, falsch gespielt zu haben?“ — „Jawohl, Herr Präsident!“ — Zögernde und überraschte Frage: „Sie geben das zu?“ — „Gewiß, Herr Präsident, denn wenn ich nicht falsch gespielt hätte, müßte ich doch gewonnen haben!“  
 — Mütterlicher Rat. Mutter: „Ich habe dir schon oft gesagt, Aemchen, du sollst auf der Straße die Augen nieder schlagen. Das macht einen guten Eindruck. . . und außerdem. . . manchmal findet man auch ein Portemonnaie auf diese Weise.“  
 — Heiße Frage. Arzt: „Nun, Herr Bimmel, es geht ja wieder ganz ordentlich. Von heute ab können Sie auch wieder ein Glas Bier trinken.“ — Patient: „Reinen Sie stündlich oder halbstündlich?“  
 — Der kluge Papa. Sohn: „Vater, was ist das, wenn einer auf lebenslänglich und ein Jahr verurteilt ist? Er kann doch nicht lebenslänglich sitzen und nachher noch ein Jahr?“ — Vater: „So klug ist das Gericht auch, dummer Junge, das Jahr muß er natürlich vorher absitzen!“  
 — Standes-Privilegien. Schusterjunge: „Jeder Stand hat seine Beschwerden,“ tröstete ein Schusterjunge den anderen, der eben Hiebe bekommen hatte; die Könige werden gesalbt, die Advokaten geschmiert und wir werden gewischt.“  
 — Man kann auch ohne Brot leben. Beweis: Die Königin Antoinette wollte den Parisern Pasteten geben, als sie um Brot bat.

## Rätsellecke.

### Magisches Quadrat.

a a d e e 1. Männlicher Vorname.  
 e e f f i 2. Geruch.  
 i n n u o 3. Weiblicher Name.  
 o r r s s 4. Stadt in Oldenburg.  
 t i n u j 5. Männlicher Vorname.

### Logogriph.

Mit ä ist's im Festungsbereich,  
 Mit e hat es das Meer, der Teich,  
 Mit i regiert's im Himmelreich,  
 Mit o ist es gar mild und weich.

### Metamorphosen.

Wie gelangt man durch Weglassen, Hinzufügen oder Vertauschen eines Buchstabens ohne Umstellen der übrigen durch vier Zwischenstationen 1. Von Ullm nach Halle. 2. Von Baden nach Sagan?

### Kryptogramm.

UÄ	RDD	NU
IW	RED	TH
HCO	NR	ETN
IMR	HE	SOS
GIZ	TO	RTT
DRE	BE	GNE
RTS	DN	UNE
SIE	RE	TUE
ENH	CH	DNU
SER	EH	MUE
HCO	DS	SUM
NI	LHÜ	RF
NE	DRE	WG

### Bewerbild.



Wem mag der verlorene Hut gehören?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

1. Tg4—e4

- |                      |                |
|----------------------|----------------|
| 1. . . . Sa 7×c6     | 2. Tt5—d5 matt |
| 1. . . . Sa7—c8      | 2. b7×c88 matt |
| 1. . . . e6×f5       | 2. Te7 e7 matt |
| 1. . . . e6—e5       | 2. Tt5×f6 matt |
| 1. . . . S beliebig. | 2. Te4—d4 matt |

Schärade: Mannesmann.

Somonym: Derwisch.

Bilderrätsel: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.

Bewerbild: Das Geäst des Baumes bildet in der rechten oberen Ecke die Figur des Gesuchten.

Redaktion: Erwin Ebyßen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
 Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 18.

Sonntag, 28. April.

Jahrgang 1912.

### Das Galgenmännlein.

Eine romantische Geschichte von Friedrich de la Motte-Fouqué.

(Fortsetzung.)

Die Krankheit nahm indes höchst gewaltsam zu. Fast lag der junge Kaufherr im beständigen Fieberwahnwitz, und hätte er noch die Not mit dem Galgenmännlein auf dem Herzen gehabt, wäre er gewiß in lauter Seelenangst zum Tode verdorben. So aber kam er denn endlich nach und nach wieder auf, und verzögerte seine gänzliche Wiederherstellung nur durch die Besorgnis, mit welcher er immer in die Dukaten unter seinem Kopflissen dachte, die er seit den ersten lichten Augenblicken vergeblich dorten gesucht hatte. Anfanglich mochte er auch nicht gern jemanden darum fragen, als er es aber endlich dennoch tat, wollte kein Mensch davon wissen. Er schickte zu der schönen Lutrezia, die in den gefährlichsten Stunden seiner Bewußtlosigkeit um ihn gewesen sein sollte und sich jetzt zu ihrer ehemaligen Gesellschaft wiederum heim begeben hatte. Die aber ließ ihn zurückfragen, er möge sie in Frieden lassen; ob er denn ihr oder sonst einem Menschen von den Dukaten gesagt habe? Wisse niemand darum, so werde es ja wohl nur Fieberwahnwitz sein.

Betrübt aufstehend, dachte er eben daran, wie er Schloß und Landhäuser zu Gelde machen könne. Da traten Leute herein, welche Quittungen über die gezahlte Kaufsumme aller seiner Besitzungen brachten, mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehen, denn er hatte in den Tagen

seines Uebermutes der garstig schönen Lutrezia Blankette gegeben, um damit nach ihrem Belieben zu tun, und mußte nun in seiner Ermattung das wenige, so ihm hier noch gehörte, zusammenpacken, um als ein halber Bettler auszugehen.

Da kam noch dazu der Arzt, der ihn geheilt hatte, gar ernstigen Antlitzes gegangen. — „Ei, Herr Doktor,“ schrieb ihn der junge verdriessliche Gesell an, „wollt Ihr nun vollends nach Ari Eurer Kollegen mit großen Rechnungen angezogen kommen, so gebt mir noch ein Gispülverlein in den Kauf, denn ich weiß sonach ohnehin mein letztes Brot gebaden, dieweil ich kein Geld mehr haben werde, ein neues zu kaufen.“

„Nicht also,“ sagte der Medikus ernsthaft; „ich schenke Euch die Kosten Eurer ganzen Kur. Bloß ein höchst seltenes Arzneimittel, das ich schon in jenen Schrank für Euch hingeseht habe, und das Ihr zu Eurer künftigen Stärkung notwendig gebraucht, sollt Ihr mir mit zwei Dukaten bezahlen. Wollt Ihr das?“

„Ja, von Herzen gern!“ rief der erfreute Kaufherr und bezahlte den Doktor, der das Zimmer alsbald verließ. Als nun aber Reichard die Hand nur in den Schrank steckte, sah ihm auch schon die Flasche mit dem Galgenmännlein zwi-

### Zur Verschönerung Roms.

Infolge des Abbruchs der St. Catharinenkirche und einiger alter Häuser der Rue Nationale haben die in unserem Bilde gezeigten Bauwerke der „Tour des Milices“, die Villa „Aldobrandini“, die Dominikuskirche und das Victor-Emanuel-Denkmal einen ganz anderen Anblick bekommen. Von dem „Tour des Milices“ aus soll der römische Kaiser Nero



den Brand von Rom betrachtet haben, wahr ist aber nur, daß dieser trotzig in die Luft ragende Kolos der Mittelpunkt des Schlosses war, in dem sich Kaiser Heinrich VII., der einzige Kaiser aus dem jetzt in der männlichen Linie ausgestorbenen Luxemburgischen Hause, auf seiner Fahrt zur Krönung als Kaiser gegen die Angriffe der damals willkürlich herrschenden römischen Aristokratengeschlechter verteidigte.

schen den Fingern. Darum her war ein Zettel gewunden, folgenden Inhalts:

„Ich wollte deinen Leib kurieren,  
Du meine Seele mir turbieren;  
Jedoch mein Wissen, höher viel,  
Erkannte bald dein schnödes Ziel.  
Laß dir die Gegengift gefallen:  
Ich spiel in deine Hand vor allen  
Das Galgenmännlein dir zurück,  
Dem Galgenstrick zum Galgenlied.“

Freilich empfand der junge Reichard einen großen Schrecken darüber, daß er nun abermals das Galgenmännlein erkaufte habe und zwar für einen schon sehr geringen Preis. Es war aber doch auch Freude mit dabei. Wie er des Dinges bald wieder ledig sein wollte, darüber hatte er eben keine großen Skrupel, er beschloß sogar, sich vermittels desselben an der verbuhlten Spießbübüin Lutrezia zu rächen.

Und das fing er folgendergestalt an. Erst wünschte er sich in beide Taschen die Anzahl Dukaten, so er unter dem Kopfkissen liegen gehabt, verdoppelt, die ihn denn auch unverzüglich mit ihrem Gewicht beinahe zur Erde zog. Die ganze ungeheure Summe deponierte er bei dem nächsten Advokaten gegen einen gerichtlichen Schein, etwa nur einhundertundzwanzig Goldstücke zurückbehaltend, mit denen er sich nach dem Wohnorte der liederlichen Lutrezia begab. Da ward nun wieder getrunken, gespielt, narriert wie einige Monate zuvor, und die Lutrezia erzeigte sich auch gegen den jungen Kaufmann sehr freundlich, von wegen des Geldes. Dieser ließ nach und nach durch das Galgenmännlein allerhand artige Taschenspielerstreiche machen und zeigte es der erstaunten Bühlerin als ein solches Ding, wie sie ihm vordem eines ins Wasser geworfen, und wie er deren unterschiedliche besitze. Wie nun die Weiber sind, wollte sie alsbald auch so ein Spielwerk haben, und als der listige Gesell, gleichsam zum Scherze, Geld dafür verlangte, gab sie ihm ohne Bedenken einen Dukaten hin. Der Handel war geschlossen, der Reichard machte sich sobald als möglich zum Hause hinaus, um vom Advokaten einen Teil der anvertrauten Summe wieder abzuholen. Dorten aber gab es nichts einzulassieren; der Advokat machte große Augen und tat sehr verwundert: er kenne den jungen Herrn gar nicht, sagte er. Als nun Reichard das Attest aus der Tasche ziehen wollte, fand er bloß ein leeres, unbeschriebenes Blatt. Der Advokat hatte seinen Schein mit solcher Tinte geschrieben, die nach wenigen Stunden ohne alle Spur verbleicht. Der junge Gesell sah sich daher abermals wider Vermuten verarmt und wäre ein Bettler gewesen, nur daß er noch etwa dreißig Dukaten von seinem verschwenderischen Schmause bei Lutrezia in der Tasche behalten hatte.

Wer ein allzu kurzes Bette hat, liege trumm; wer gar keines hat, behelfe sich auf der Erde; wer keinen Wagen zahlen kann, reite; wer kein Pferd hat, gehe zu Fuß. — Nach einigen Tagen des müßigen Umherlungerns merkte Reichard wohl, auf diese Weise gehe sein Geld vollends zu Ende, und er müsse sich nun schon entschließen, vor der Hand aus einem Kaufherrn ein Tabulettträger zu werden.

Er tat sich denn um nach einem Kästlein zu dieser Handtierung, und erstand auch eines für den Rest seines Geldes, indem er im Durchschnitt um jedes Büchschens darin etwa vier Groschen nach deutscher Münze zahlte. Ei, wie so sauer kam es ihm an, den Riemen überzuhängen und seine Ware in eben den Straßen feilzubieten, wo er noch vor einigen Wochen auf das allerherrlichste umherstolzirt war! Jedoch schöpfte er den Tag hindurch einen ziemlich freudigen Mut, da ihm die Käufer ordentlich entgegen gelaufen kamen und ihm oftmals mehr boten, als er zu fordern gewagt hätte. — „Die Stadt ist dennoch sehr gut“, dachte er bei sich, „und wenn es auf diese Weise fortgeht, kann mich eine kurze Mühseligkeit wieder zum wohlhabenden Mann erheben. Dann reis ich nach Deutschland zurück und befinde mich um so viel behaglicher, als ich schon einmal in des verfluchten Galgenmännleins Klauen gesteckt habe und noch mit Verstand und Ueberlegung davon losgekommen bin.“

Mit ähnlichen Gedanken lobte und labte er sich am Abend in der Herberge, wo er soeben seinen Kasten absetzte. Einige neugierige Gäste standen umher, von denen ihn einer fragte: „Was ist denn das für ein wunderliches Wesen, Gesell, das Ihr da in jenem Fläschlein habt, und das so kuriose Purzelbäume schießt?“ — Entsezt schaute Reichard hin und sah nun erst, das er unter den andern Büchschlein unbekannt auch das mit dem Galgenmännlein wieder an sich gekauft habe. Eilig bot er es dem Frager an für drei Groschen, — ihm selbst kostete es nun ja nur viere, — eilig allen Gästen für denselben Preis. Sie ekelten sich aber vor

dem häßlichen schwarzen Geschöpfe, von dem er ihnen keinen bestimmten Nutzen anzugeben wußte, und als er nicht nachlassen wollte mit Anerbietung seiner schlimmen Ware, jedwedes Gespräch aufs dringendste unterbrechend, wies man den überlastigen Kupan samt seinem Kasten und seiner schwarzen Bettie aus der Thür.

In voller Seelenangst machte er sich zu dem Verkäufer des Kästleins und wollte ihm den kleinen Satan für einen niedern Preis wieder aufdringen. Aber der Mann war schläfrig, ließ sich auf die ganze Verhandlung gar nicht recht ein und meinte endlich, wenn die häßliche Flasche durchaus wieder an ihren ersten Herrn solle, möge er damit zu der Bühldirne Lutrezia gehen; die habe ihm dieses Ding samt andern Spieltande verkauft. Ihn aber möge er ruhig schlafen lassen.

„Ach du liebster Gott,“ seufzte Reichard recht innerlich, „wer doch auch so ruhig schlafen könnte!“ Während er über einen großen Plaz hinlief, um nach Lutrezias Wohnung zu gelangen, war es ihm ganz eigentlich, als renne jemand in der Nacht raschelnd hinter ihm drein und packe ihn bisweilen ordentlich am Stragen. Entsezt kam er durch eine von sonst ihm wohlbekannte Hintertür in Lutrezias Gemach. Die garstige Schöne saß noch bei einem lustigen Abendessen mit zwei fremden Bühlern auf. Man schalt erst über den unbescheidenen Krämer. Dann kauften ihm die Bühler seinen Kram für die Kurtisane fast leer, die ihn dabei wohl erkannte und ihn in einem fort auslachte. Das Galgenmännlein aber wollte niemand kaufen. Als er es wiederholt anbot, sagte Lutrezia: „Psui! Hinaus mit dem garstigen Dinge! Ich hab's schon gehabt, und mich Tage lang dran geekelt. Darum verkauft ich's auch für einige Groschen einem ähnlichen Lump als diesem, der mir's selber für einen Dukaten anschwagte.“ — „Um deines eignen zeitlichen Glückes willen,“ schrieb der junge Kaufherr beängstigt, „du weißt nicht, was du von dir stößest, Lutrezia, du zornige, schöne Dirne. Laß mich nur fünf Minuten allein mit dir sprechen, und du kaufst mir das Fläschlein gewißlich ab.“

Sie trat mit ihm ein wenig abseits, und er offenbarte ihr das ganze seltsamliche Geheimnis vom Galgenmännlein. Da aber fing sie erst recht heftig zu schreien und zu schelten an. „Willst du mich noch zum Narren haben, du lächerlicher Bettelmann?“ rief sie. „Wenn es war wäre, hättest du dir gewiß was Besseres vom Satan erwünscht, als diesen Kasten und Riemen. Pack' dich hinaus! Und ob du gleich lägst, will ich dich dennoch, als einen Zauberer und Hegenmeister angeben. Da sollst du wegen deiner dummen Prahlereien verbrannt werden.“

Damit fielen noch die beiden Bühler, um sich ihrer Dirne gefällig zu erweisen, über den betürzten jungen Gesellen her und stießen ihn die Treppe hinunter, so daß er im Grimm über diese Schmach und in der Angst, als Hegenmeister verbrannt zu werden, nur eilte, alsbald aus der Stadt Venezia fortzukommen. Am folgenden Mittage hatte er auch deren Gebiet schon hinter sich, worauf er sie denn als die Ursacherin alles seines Unheils von der Grenze aus zu verfluchen begann.

Das Galgenmännlein sah ihm dabei aus der Tasche, und als er es in seinem heftigen Gestikulieren unversehens erwischte, rief er aus: „Kun gut, du nichtsnutziger Kerl; nun sollst du mir dennoch nutzen, und zwar eben dazu, dich desto geschwinder los zu werden!“

Und sofort wünschte er sich wieder eine ungeheure Menge Geld, noch viel mehr als das letztmal, und schlich nun, die schweren Taschen mühsam haltend, nach der nächsten Stadt hinein. Hier kaufte er einen glänzenden Wagen, mietete Lakaien und eilte nun in Pomp und Wohlleben der großen Hauptstadt Roma zu, überzeugt, sein Galgenmännlein dorten ohne Zweifel gut los zu werden unter dem Gewirre so vieler Menschen von den verschiedensten Wünschen und Sitten. So oft er indes Dukaten ausgab, ließ er sie sich von dem Galgenmännlein gleich wieder zurückzahlen, damit er nach des Fläschleins Verkauf seine ganze Summe noch immer unverfehrt beisammen habe. Ihm schien dies ein billiger Lohn für die Angst, welche er ausstand; denn nicht genug, daß sich ihm fast in jeder Nacht der häßliche, schwarze Mann aus jenem ersten Traume wieder verwandelnd an die Brust legte; — er sah auch wachenden Mutes das Galgenmännlein immer so toll verquält in der Flasche umbertanzen, als habe es nun seine Beute gewiß und freue sich der bald gänzlich abgelaufenen Dienstzeit.

Kaum nun, daß ihn sein Reichthum und seine Verschwendung in die vornehmsten Gesellschaften der Stadt Roma eingeführt hatte, ließ ihm auch ein stets waches Entsetzen keine

Zeit, schickliche Gelegenheiten zum Verkauf des Galgenmännleins abzuwarten. Ohne Unterschied bot er es jedem Menschen, den er sprach, für drei Groschen deutschen Geldes an und ward bald, als ein wunderlicher Toller, das Gespräch aller Leute. Geld macht wohl Mut und gibt Freunde. Er war auch allerwärts mit seinem Reichtum recht gern gesehen; sobald er aber von seinem Fläschlein und den drei Groschen deutschen Geldes zu sprechen anfing, nickte man ihm höflich zu, und machte sich gleich darauf lächelnd von ihm los, weshalb er oftmals zu sagen pflegte: „Des Teufels möchte man darüber werden; nur daß man es leider halb und halb schon ist.“

Es ergriff ihn endlich eine solche Verzweiflung, daß er es in der schönen Stadt Roma nicht mehr aushalten konnte und den Entschluß faßte, sein Heil einmal im Kriege zu

Trunk und Spiel, als es ihm seine große innere Beängstigung wegen des Galgenmännleins zuließ und die bösen Träume, die ihn allnächtlich verfolgten. Durch sein Ergehen zu Rom gewöhnt, nahm er sich nun wohl in acht, die böse Ware so gar zudringlich anzubieten. Vielmehr hatte er noch keinem seiner Kameraden davon gesagt, um recht unversehens, wie im Scherz, einen desto leichteren Handel zu schließen.

Da knatterten eines schönen Morgens einzelne Schiffe aus den nahen Bergen. Die Kriegskente, welche eben mit Reichard würfelten, horchten auf; alsbald auch schmetterten die Trompeten, zum Aufsitzen blasend, durch das Lager. Nun ging es rasch auf die Pferde, rasch im geordneten Haufen trabend nach der Ebene an den Füßen der Berge zu. Droben sah man schon das Fußvolk beider Parteien

**Der Soldat als Wasserläufer.**

Auf dem Kleinhesseloher See bei München stellte kürzlich ein bayrischer Soldat, Joseph Keiler, Versuche mit den von ihm erfundenen Wasserschuhen an. Feldmarschmäßig ausgerüstet durchlief er den See nach allen Richtungen und bewies dadurch die Tragfähigkeit und Beweglichkeit seiner Wasserschuhe.



versuchen, ob er da des Galgenmännleins nicht ledig werden könne. Er hörte, daß zwei kleine italische Landschaften miteinander im Kampfe lagen, und bereitete sich ernstlich, zu einer von beiden Parteien zu stoßen. Mit einem schönen, goldverzierten Kürass, einem prächtigen Federhute, zwei auserlesenen leichten Jagdbüchsen, einem trefflichen, spiegelblanken Schwerte und zwei zierlichen Dolchen versehen, ritt er auf einem spanischen Hengste aus den Toren, drei gut bewehrte Diener auf tüchtigen Rossen hinter sich.

Wie möchte ein so wohl gerüsteter Kriegsmann, und der noch dazu erbötig ist, ohne Sold zu dienen, nicht gern von jeglichem Reiterhauptmann aufgenommen sein? Der wackre Reichard sah sich unverzüglich einer wackeren Schar beigesellt und lebte eine Zeit lang im Lager so vergnügt, bei

in Dampf und Rauch; auf der Ebene stellten sich feindliche Reiter. Dem Reichard ward ganz lustig zu Mutte, wie sein spanischer Hengst unter ihm wieherte und sprang, seine Waffen freudig zusammen rasselten, die Führer riefen, die Trompeten bliesen. Ein feindlicher Reitertrupp machte sich gegen sie vor, um, schien es, den Aufmarsch zu hindern, zog sich aber von der Uebermacht zurück, und Reichard samt seinen treuen Dienern waren nicht die letzten, welche ihm nachjagten, sehr erfreut im Gefühl, die Verfolgenden und Gefürchteten zu sein. Da pfiiff es mit einem Male wunderbarlich in der Luft über ihre Köpfe hin. Die Pferde stuyten; es pfiiff zum zweiten Male, und ein Reiter wälzte sich mit seinem Ross, von der Falkonettugel schwer getroffen, im Blute.

Fortsetzung folgt.

**Der einzige Weg.**

Niedersächsische Skizze von Alfred Manns, Bremen.

Es war die Zeit der Roggenernte. Die Gemeinde Klampendorf hatte sich eine große Dreschmaschine gemietet. Auf der Kälberwiese stand sie und stampfte und rasselte dort ihre arbeitsfrohe Melodie. Sechs hochbepackte Erntewagen warteten in Bereitschaft, bis die Reihe an ihnen sein würde.

Das junge Volk, soweit es nicht beschäftigt war, umstand den letzten Wagen, der gehörte dem Bauer Wittstroh, und sein Knecht Dämeldierl stand dabei. Natürlich hieß er nur Dierl, doch weil er sich so geduldig und widerspruchslos als Zielscheibe des Spottes und der schlechten Späße seiner Altersgenossen mißbrauchen ließ, hatte er wie selbstverständlich den Namen Dämeldierl erhalten. Er sah übrigens gar nicht übel aus. Groß, starkknöchig von Gestalt, ging er stets ein wenig vornübergebengt, wahrscheinlich, um auf seinem ohnehin breiten Rücken besser Platz zu schaffen für die kleinen und großen Placereien, die täglich auf ihn niederreg-

neten. Dierl mochte jetzt sieben- bis achtundzwanzig Jahre alt sein. In seinem bartlosen Gesicht war alles scharf geschnitten. Er hatte einen jener Kraft und Willen verratenden nordischen Charakterköpfe, nur die Augen paßten nicht dazu; die sahen so friedlich und ergeben in die Welt hinein, als ob sie sagen wollten: „Redt ihr nur zu, das ist euer Recht, denn eure Eltern haben mich Fündelkind gelleidet und erzogen.“

„Du, Dierl, warum heiratest du nicht?“ fragte Lühr Brinkmann, „es ist schade um all die kleinen, netten Dämeldierls, die du nicht hast.“ Zu diesem Wit brüllten die Burischen, die Mädchen stießen sich in die Seite und kreischten und sicherten vor Vergnügen.

„Ach, ne Lühr,“ sagte Dierl, „das ist nichts für mich, mich will ja keine.“

„Wirklich, Dierl, du bist zu dusselig,“ entgegnete ihm

Harm Böning, du siehst dein Glück bloß nicht." Mit diesen Worten griff er sich die kleine runde Trina Alexs, die seine Braut war. „Ich brauche nur eine herauszugreifen: Die Trina hier nimmt jetzt mit mir vorlieb, weil sie ihren Dämeldierl mit aller Gewalt nicht kriegen konnte.“

Die Mädchen und vor allem Trina, vergossen Tränen vor Lachen.

„Na, sie wird sich behelfen,“ meinte Dierl und machte sich an den Pferden zu schaffen.

„O, du dämliches, herzloses Scheusal,“ fuhr ihn Harm Böning an. „so etwas wagst du zu sagen, und du siehst doch, daß das Mädchen weint. Das sollst du büßen.“ Mit diesen Worten packte er Dierl beim Hock und schüttelte ihn und zerrte ihn vom Wagen fort. Dierl wehrte sich nicht, er ließ den wild auf ihn Einredenden gewähren, ohne sein Pfeisichen aus dem Munde zu nehmen. Da machte ein weiterer vollbeladener Wagen, der dem Schwirt gehörte und des Schwirts Anna aina nebenher.

Als Dierl das Mädchen sah, ergriff er Harm Böning's Hände und schob ihn von sich. „Nun ist's genug,“ sagte er und wandte sich um. Ein brüllendes Gelächter ließ ihn aufblicken. Lübr Brinlmann hatte dem Sattelpferde mit Honig ein Herz aufs Kell gemalt und ein L und ein D hineingeschrieben, natürlich waren die Honigstellen sofort über und über mit Aesoden bedeckt.

Dierl aina schnellen Schrittes zu seinen Tieren und versuchte, den Honig mit Stroh abzuwischen, doch er vertrieb ihn nur und die Aesoden und Premien kamen, durch den Duft angelockt in um so größeren Scharen. Das Pferd wurde unruhig; Dierl war für einen Moment ratlos, er drehte sich um, eine ganz kleine Kaste bildete sich zwischen seinen Brauen, als er sagte: „Die Tiere, die Ihr da quält, gehören meinem Bonern und nicht mir.“

Die Dorfjugend schrie die seltene Rede Dierl's ungeheuer zu belustigen. „Hoch Trina und Dierl,“ schrie Lübr Brinlmann, und die anderen stimmten ein. Durch das Geschrei wurde das gepeinigte Tier völlig schen, schlug aus, vertafelte sich in den Sträncen und stürzte.

Nun war es mit der Luft vorbei, das hatte man ja nicht geivollt. Indessen war nichts Ernüßliches passiert und Dierl hatte sein Pferd bald wieder hoch und zur Ruhe gebracht; eben war er dabei, über die honigsauchte Kante eine Nerdecke zu breiten, als er hinter sich eine energische Mädchenstimme hörte:

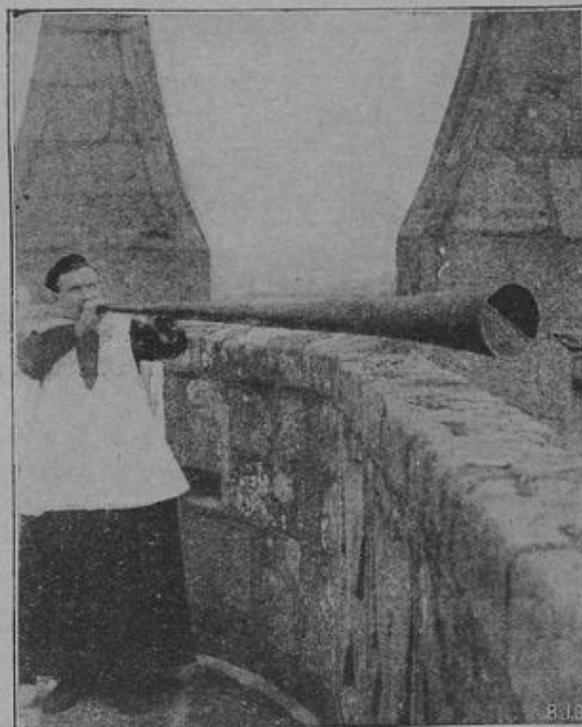


Das Knochenhauer-Amtshaus in Hildesheim, das „schönste Haus der Welt“ ist im Innern umgebaut worden zu einem Kunstgewerbehaus. Zugleich enthält es einen Gildeaal der Innungen, die Handwerkskammer und ein Bureau des Vereins zur Hebung der Fremdenverkehrs.



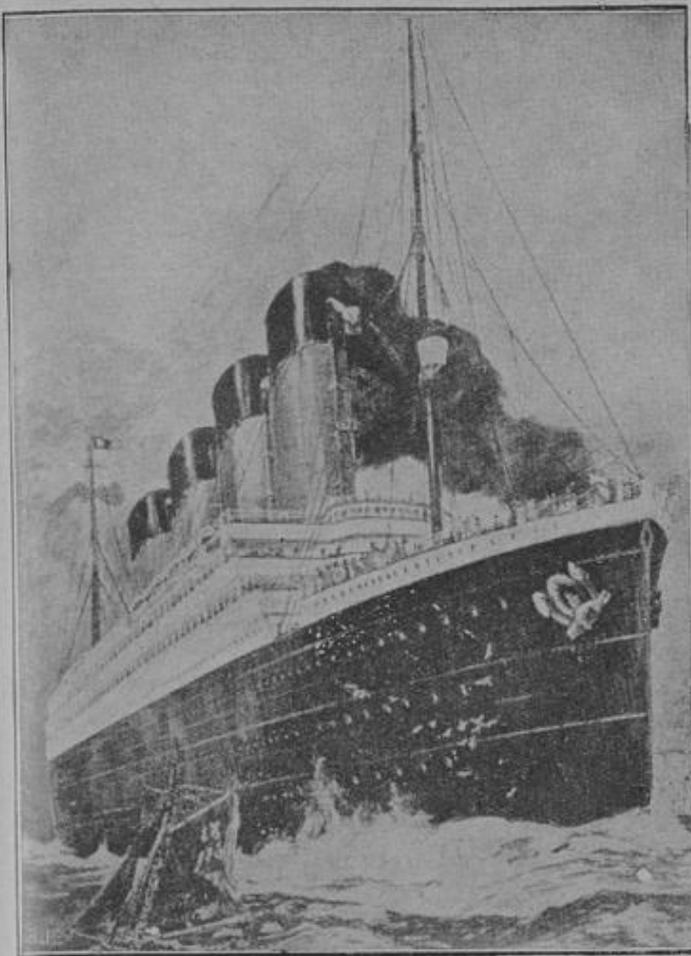
Der Triumphbogen am Constitution Hill gegenüber dem Hyde-Park.

Der Triumphbogen ist kürzlich mit einer Quadriga geschmückt und vom König von England enthüllt worden.



Eine eigenartige Pfingstsitte.

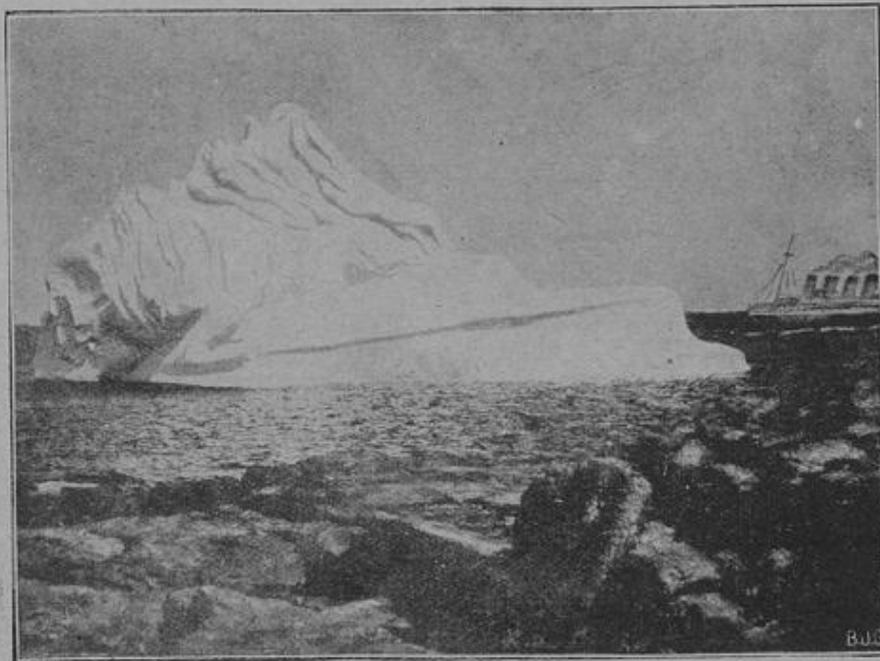
Seit Hunderten von Jahren besteht in Reims die Sitte, daß von der Höhe der Kathedrale am Pfingstmorgen ein Küster Choräle durch ein festes Sprachrohr singt.



**Zum Untergang des Dampfers „Titanic“.**

Die „Titanic“ hatte am 10. April Southampton verlassen, um ihre erste Fahrt nach Newyork anzutreten, wo sie am 16. April eintreffen sollte. Die White Star Line beabsichtigte, mit ihr den bisher von der Cunard-Line gehaltenen transatlantischen Rekord von 5 Tagen, 11 Stunden und 37 Minuten zu brechen. Die erst im vorigen Sommer vom Stapel gelaufene „Titanic“ war neben ihrem Schwesterschiff „Olympic“ das größte Schiff der Welt. Sie übertraf mit ihren 45 000 Tonnen Deplacement die größten und schnellsten Dampfer der Cunard-Line, „Mauretania“ und „Lusitania“, noch um 15 000 Tonnen. Der Dampfer war 280 Meter lang und 30 Meter breit. Er hatte neun Decks übereinander und konnte neben seiner Besatzung von 800 Mann noch über 3000 Passagiere fassen. Wie die „Olympic“ war auch die „Titanic“ ein mit dem größten Komfort eingerichtetes schwimmendes Hotel. An Bord befanden sich eine Turnanstalt, ein Tennisplatz, türkische, elektrische und Schwimmbäder, und eine Veranda mit reicher Vegetation. Restaurants, Cafés und elegant möblierte Empfangssäle waren über das Deck verstreut. Der Riesendampfer hatte einen Wert von rund 30 Millionen Mark. Acht-hundert Personen wurden von den durch Funtspruch zur Hilfeleistung herbeigeeilten Dampfern gerettet, während etwa 1650 den Tod in den Wellen fanden. Die Katastrophe ist das größte Schiffsunglück, das sich bisher ereignet hat.

Ein Eisberg an der Küste von Neufundland.



**Sinnsprüche.**

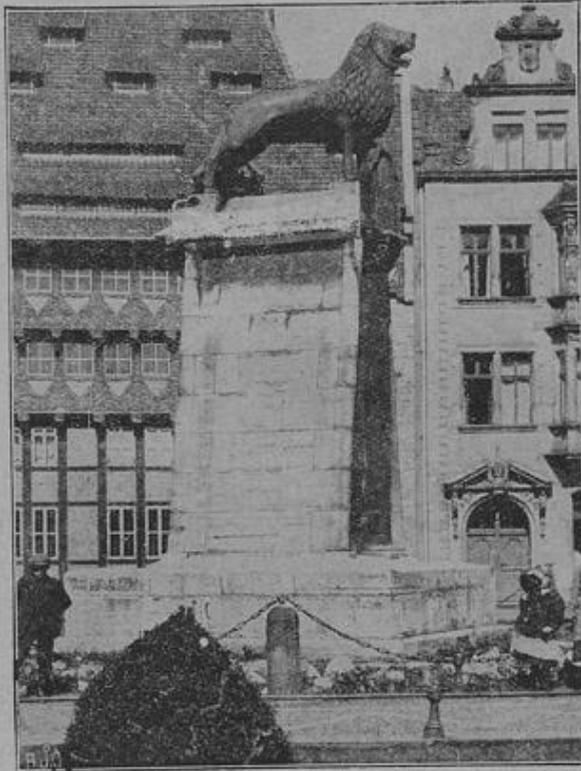
Glücklich, wer in der Jugend stirbt,  
Um den der Tod im Frühling wirbt!  
Denn, wie die Rose vom Stengel fällt,  
So scheidet die Jugend aus der Welt.

Bretonisches Volkslied.

Der Mann fragt Bücher, Freunde, Welterfahrung;  
Das Weib vernimmt des Herzens Offenbarung.

Geibel.

Der Braunschweigische Löwe auf der Burg Dankwarderode. Das Landeswahrzeichen des Herzogtums Braunschweig, der Braunschweigische Löwe, ein Denkmal, das von Heinrich dem Löwen im Jahre 1166 errichtet wurde, will die Regierung Braunschweigs der Harvard-Universität in Cambridge in einem Bronzeabguß als Geschenk für das vom Kaiser Wilhelm gegründete Germanen-Museum überweisen.



„Das sind niederträchtige Streiche, die Ihr immer mit Dierl vorhabt;“ abermals wandte sich Dierl um, maßlos erstaunt, daß jemand seine Partei nahm.

„Hoho,“ hänselte Lühr, der stark auf Annas Hand spitzte, „bist du wohl verliebt in den schönen Dämeldierl?“

„Schnad,“ sagte Anna und sah den Spötter fast an, „übrigens, was schert's dich? Und das will ich Euch sagen, der Dierl steckt Euch mit Eurer Schlaueit allesamt in die Tasche, wenn er nur will!“

Die Gescholtenen wollten antworten, da tönte es von der Dreschmaschine her: „Weiter, weiter, der nächste,“ und ein jeder eilte zu seinem Fuhrwerk.

Als die Wagen wieder hielten, kümmerte sich niemand mehr um Dierl, aber auch Anna stand allein.

Dierl war aufgeregter und streichelte die Pferde, spielte einen Augenblick mit der Leine und ging dann zu Anna.

„Du mußt so was nicht tun, Anna, sie necken dich dann auch, das sollen sie nicht.“

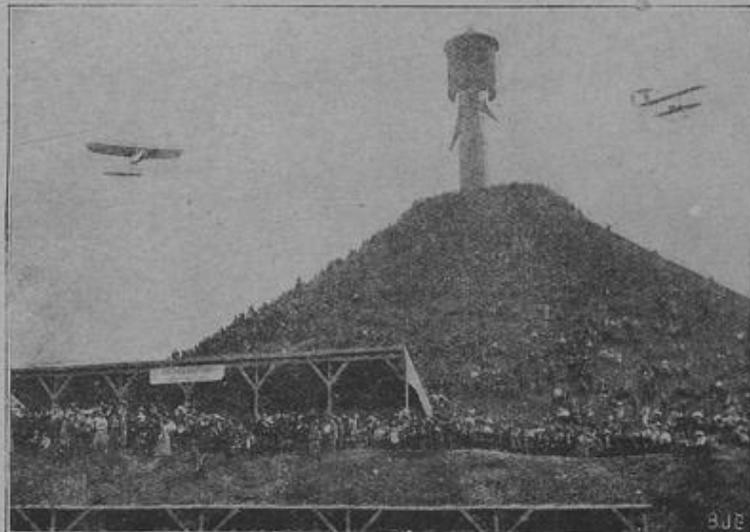
Anna sah zur Erde, ganz leise sagte sie: „Ich kann es nicht mit anhören, wenn sie dich verhöhnen. Du bist so gut.“ Eine flüchtige Röte huschte über ihr liebes Gesicht.

Dierl ward völlig verwirrt, er blickte das Mädchen an, und etwas wie verklärte Freude huschte über seine edigen Züge; dann besann er sich, fuhr mit der Rechten durch sein Haar, schüttelte verständnislos den Kopf und wiederholte

die Mehlfliste, darauf setzte sich Dierl: „Gichwirts Anna ist von einem Pferd totgetreten,“ ja, das war's das hatte die kleine Grete eben hier vor ein paar Minuten erzählt. Oder war es länger her? Merkwürdig, wie lange die Klübe heute an dem bißchen Gras fraßen. Dierl erhob sich erschreckt, er hatte ja die Pferde vergessen. Die Anna war also tot. Das würde schon stimmen. Grete log nicht. Was hatte doch Anna heute morgen zu ihm gesagt? Etwas sehr Freundliches war es gewesen, weiter dachte er nichts. Er sah Anna immer noch auf der Kälberwiese stehen. „Du bist so gut, Dierl,“ das waren ihre Worte; den Gedanken an ihren Tod vermochte er noch mit keiner Vorstellung zu verbinden, er hatte nur solch' eigenartiges Gefühl in der Brust, wie er es gar nicht kannte.

Als Dierl sein Tagewerk vollbracht hatte, befand er sich plötzlich, er wußte nicht wie, vor dem großen, alten strohgedeckten Eichenwirthshaus, dort schloß er sich den Nachbarn an, die von allen Seiten herbeiströmten und auf deren Gesichtern teils ehrliche Betrübniß zu lesen war, teils der angenehme Schauer eines großen Ereignisses, das einen anderen getroffen hatte.

In Annas Kammer saß der alte Kaspar Heimsoth auf einem Stuhle vor dem Bett; er hatte seine Tochter, die kleine, gutherzige Gichwirtin, auf dem Schoß und streichelte die sonst so Lebhaftige, die sich heute still und fassungslös an ihn schmiegte. An der Tür stand der Gichwirt. Er nahm die Beileidsbezeugungen der Dorfleute mit ruhiger Würde ent-



Ein Wettkampf in der Luft.

Gelegentlich der Flugwoche in Ranch wurde auch ein regelrechtes Wettrennen mit Aeroplanen veranstaltet. Auf der rechten und linken Seite eines auf einem Hügel angebrachten Signalmastes starteten je ein Aeroplan. Als Sieger wurde derjenige erklärt, der die gegnerische Flugmaschine überholt hatte.

mechanisch: „Du mußt es nicht tun, Anna.“ Hierauf lehrte er langsam zu seinem Wagen zurück.

Anna sah ihm ernst und sinnend nach, gleichgültig schweiften ihre Blicke zur Dreschmaschine hinüber, wo Lühr Brinmann im Kreise seiner Freunde und Freundinnen stand und lächelnd und gestikulierend auf sie deutete; sie wußte, daß sie jetzt manch' spitze Rede zu hören bekommen würde, aber es war ihr einerlei.

Hinter ihr erkante jetzt ein albernes Lachen; es war der Rohrkarl, der Dorfarme, ein Heines, vertrocknetes Männchen, der seine Sinne nur halb beisammen hatte.

„Daß du immer die Leute erschrecken mußt, Karl,“ sagte Anna, die leicht zusammengefahren war.

Rohrkarl schien die Worte nicht gehört zu haben. „Wird nichts, wird nichts, schade, kenne das,“ grinste er und trollte davon, ohne eine weitere Frage abzuwarten.

Am Abend dieses Tages, als Dierls das Vieh fütterte, kam plötzlich die zehnjährige Grete Wittstrob über die Diele gelaufen. Bei Dierl blieb sie einen Augenblick stehen, aus ihren wasserblauen Augen sprach ein großer Schreck, aber auch die Genugtuung über die Kenntnis einer wichtigen Neuigkeit.

„Weißt du schon, Dierl?“ sagte sie atemlos, „Gichwirts Anna ist von einem Pferd totgetreten; das muß ich gleich Vater und Mutter erzählen,“ damit stürzte sie fort.

Als ob Dierl die Worte des Kindes gar nicht gehört habe, fütterte er die Rinder weiter, doch er wußte nicht, was er tat; verwundert blickte er auf, als der Grasshausen so gerecht wie immer verteilt war. Neben dem Kälberverschlag stand

gegen; sein festes Gesicht hatte er in ernste Falten gelegt, man sah ihm an, es tat ihm wohl, bedauert zu werden.

In dem Bett aber lag Anna, weiß, schön und tot; der Schlag hatte das Kleinhirn getroffen, das Gesicht war unversehrt.

Wohl eine halbe Stunde hatte Dierl bewegungslos neben Kaspar Heimsoths Stuhl gestanden, wortlos auf die Tote starrend, da stieß ihn Brinmanns Mutter an, die sich schon mit zu den Angehörigen zählte und die an Dierl Aergerniß genommen hatte.

„Dierl,“ flüsterte sie, „das paßt sich nicht, daß du hier noch länger siehst.“ Auch der Gichwirt, der es übel vermerkte, daß Dierl kein Wort des Bedauerns an ihn richtete, trat jetzt heran, zupfte ihn am Kermel und sagte: „Geh' nun man wieder.“

Gehorsam entfernte sich Dierl, ohne ein Wort gesprochen zu haben. „So'n Volk fühlt auch nichts wie Reugier,“ brummte der Gichwirt.

Es hatte gerechnet; auf dem Heimwege ging Dierl keiner Pfütze aus dem Wege, obwohl seine Augen wie die eines Suchenden am Boden haften. Zu Hause angekommen, vergaß er das Nachtmahl und begab sich sofort zu Bett. Er hatte das Bild der toten Anna so lebhaft in sich aufgenommen, daß er förmlich glaubte, er stände noch immer in dem Kämmerchen und blicke auf sie nieder. Es kam ihm durchaus nicht der Gedanke, daß er die Tote geliebt habe, er dachte überhaupt nichts und fühlte nur einen grimmigen Schmerz, der manchmal fast an Stumpfheit grenzte.

Drei Tage später war die Totenfeier. Schon vom frühen Morgen an waren die zahlreichen Bekannten und Ver-

wandten des Schwirts aus den weiter entlegenen Ortschaften gekommen und auch aus dem Dorfe selbst hatten sich die Leidtragenden eingefunden, denn es hatte sich herumgesprochen, daß der Schwirt eine große „Leiche“ abhalten würde. Ja, er war ein Mann, dem die alten, guten Sitten noch heilig waren; so ließen es die Bauern an äußeren Zeichen von Teilnahme nicht fehlen, was auch allen gelang bis auf Stine Brüns, die den Lühr Brintmann liebte.

Die Beerdigung sollte am Nachmittag sein. Im Hintergrund der geräumigen Diele stand der Sarg auf drei Sägeböden. Selbst das steifgestärkte, häßliche Totenhemd vermochte die rührende Lieblichkeit von Annas holden, ernstigen Zügen nicht zu beeinträchtigen. Rechts und links vom Herdfeuer waren drei Reihen von improvisierten Tischen aufgestellt. Rechts saßen die Frauen bei einer Tasse Kaffee und bei ihnen die kleine, trostlose Schwirtin, links die Männer bei Bier und Brantwein mit dem männlich gefassten Schwirt in ihrer Mitte. Die Bedienung der Gäste lag heute in den Händen von Brintmanns und Bönings, den nächsten Nachbarn, so wollte es die Sitte.

Am äußersten Ende der linken Seite, dort, wo er den Sarg am besten sehen konnte, saß Dierk, er sollte am Nachmittag einer von den Trägern sein.

Je näher die Zeiger auf Mittag rückten und je mehr Gäste eintrafen, desto lebhafter wurden die Gespräche, doch bildete nicht mehr allein Annas Unglück den Stoff zur Unterhaltung. Rechts die Frauen sprachen über die Eierpreise, über den Wert der Zentrifugen und über den neuesten Dorfklatsch, und Stine Brüns stieß ihre Nachbarin Trina Aers an: „Du, Trina, der Lühr sieht gar nicht so furchtbar traurig aus, meinst' nicht auch?“

Am Tisch der Männer ging es fast zu lebhaft her. Bei den älteren Bauern war die bevorstehende Bürgermeisterwahl das Hauptthema, an dem sich auch der Schwirt beteiligte, der sich mit Hoffnungen trug; auch von Viehpreisen war die Rede und von hoher Politik. Am ungeniersten zeigten sich die jungen Burschen. Ab und zu wagte sich gar ein Witz hervor, auch schossen die Blicke herausfordernd und led zur rechten Seite hinüber, — dorthin, wo Annas Freundinnen saßen.

Dierk, der Speise und Traut verschmäht hatte, erhob sich von seinem Platz; nicht, daß ihn das Treiben angewidert hätte, er hatte nichts davon gemerkt, aber er fühlte sich so grenzenlos einsam unter all' den Menschen, mit Gewalt zog es ihn zu Annas Sarg.

Plötzlich fühlte er seine Hand ergriffen, es war die Schwirtin, die es ebenfalls zu ihrer Tochter hinzog, und die unbewußt fühlte, daß der Mann hier neben ihr vielleicht der einzige war, der teil an ihrem großen Kummer hatte.

Langen standen die beiden so nebeneinander. Es war still um sie, denn das Schwagen der Menschen, das Klappern des Geschirrs und das Klauen der Pferde und Stühle zu beiden Seiten der Diele, drang wie aus weiter Ferne kommend, kaum zu ihren Ohren. Die Wirtin hob jetzt die Hand und zeigte auf eins der Pferde. „Das war's, Dierk,“ sagte sie. Dierk trat an das Tier heran und betrachtete es wie ein großes Wunder, dann wandte er sich und ging auf seinen Platz zurück.

Hier wurde es von Minute zu Minute lauter; das Gesicht des Schwirts sah nicht mehr ganz so kummervoll feierlich aus wie am Morgen.

Lühr Brintmann, der in der Aufregung mehr getrunken hatte, als es sonst bei der Erwartung der Begräbnisgäste üblich war, raunte dem neben ihm sitzenden Dierk zu, doch so, daß auch noch die zunächst sitzenden Burschen von dem Scherz profitieren sollten: „Bist' bei meiner Braut gewesen, Dämeldierk? Na ja, man zu, kannst dich jetzt mit ihr begraben lassen meinethwegen.“

Da sprang Dierk auf, aus seinen sonst so sanften Augen blickte ein gefährliches Feuer; als wenn er einen Stier bei den Hörnern fassen wollte, so rechte er sich, griff dann nach dem Spötter, der die häßlichen Worte mehr aus Verlangen nach Beifall herausgeredet hatte, als aus Herzensschlechtigkeit, riß ihn hoch, schwang ihn von der Bank in die Luft und warf ihn dann in die nahe Ecke.

„Da lieg', du Vieh.“  
Natürlich folgte jetzt ein allgemeiner Aufstand.  
„So ein gemeiner, besoffener Kerl,“ schrie der empörte Schwirt, „nicht einmal die Trauer ist ihm heilig. Na ja, man merkt's, daß der auf der Landstraße geboren ist. Schmeißt ihn raus, schmeißt ihn raus.“

Dierk hatte sich schon freiwillig der Tür zugewandt, nachdem er noch einen langen Blick auf Anna geworfen hatte. Doch eine solche einfache Entfernung des Uebeltäters schienen den Leidtragenden Bauern keine ausreichende Sühne für die



Das kostbarste Kleid der Welt.

Frau Anthony aus Washington kann sich rühmen, die kostbarste Toilette aller Frauen der Welt zu besitzen. Das Kleid ist mit Perlen und Brillanten garniert, selbst die Abjäge und Schnallen der Schuhe sind mit Brillanten und anderen Edelsteinen besetzt.

Störung der Feier. Mehrere Burschen — Lühr Brintmann war nicht dabei, der schämte sich — ließen Dierk nach, um ihn gewaltsam hinauszuschaffen und wohl auch, ihm einige Hiebe zu versetzen. Hierbei stießen sie in der Eile eins der brennenden Lichter um, die bei der Leiche standen, es fiel in einen Haufen Kälberheu, aus dem sofort eine hohe Flamme schlug.

Nun war die Feier zu Ende, in großer Panik stürzte alles dem Ausgang zu, auch die Schwirtin wurde mit hinausgerissen. Der Schwirt selbst aber war der einzige, der eine bewundernswürdige Ruhe bewahrte; obwohl die Flamme schon den Heu- und Kornboden erreichte, ging er doch noch in die Stube und barg den Kasten mit dem Versicherungsschein und den übrigen Wertpapieren, und dann half er den übrigen, die aus den Seitentüren das Vieh ins Freie zerrten; an die Tote dachte niemand.

Als die letzte Kuh in Sicherheit war, schlugen große Feuer- und Rauchsäulen aus den geöffneten Türen, durch welche die Luft freien Zutritt zum Brandherd erhielt.

Aufgeregt standen die Dörfler und gafften, während andere fortgelaufen waren, um die Spritze zu holen. Auf einmal tönte aus der Menge ein furchtbarer Schrei: „Mein Kind, meine Anna, sie soll nicht verbrennen!“ Kaum vermochten die Nachbarn die Schwirtin zu halten.

In Dierks Zügen, der in der vordersten Reihe stand, arbeitete es gewaltig. Plötzlich, ehe ihm jemand zu wehren vermochte, sprang er vor und lief auf das brennende Haus zu, dessen Strohdach soeben vom Feuer zerstört wurde.

Für einen kurzen Augenblick wandte er sich um. „Ich hole die Anna, Schwirtin,“ rief er, dann verschwand er in der Höhe. Zwei Minuten später stürzte das Gebälk des Daches prasselnd nach innen.

Mit starrem Entsetzen auf allen Gesichtern starrten die Bauern in das Glutmeer.

Da vernahm man ein dünnes Lachen. Es war der Mohrlarl. „Wie kannst du da lachen, du Unmensch?“ fuhr ihn Bönings Vater an.

„Wieso, wieso? Haben sich ja gekriegt, die beiden, hätt's nicht gedacht; war aber auch so der einzige Weg.“

# Humor.

— **Erwiderung.** Ein Herr ersucht bei Gelegenheit eines öffentlichen Festessens seinen Nachbar um die Gefälligkeit, ihm etwas Brot hinüberzureichen. Dieser: „Aber, mein Herr, halten Sie mich für einen Kellner?“ — „Nein! Ich hielt Sie für einen Gentleman.“

— **Wahres Geschichtchen.** Rentner Müller schickte sein Dienstmädchen zur Erkundigung nach dem Befinden eines Fremdes, der, wie das Gerücht ging, in den letzten Zügen lag. Weiter trug er der Minna noch auf, sie solle, wenn er etwa schon gestorben sein sollte, nach der Zeit der Beerdigung fragen. Sie brachte folgenden Bescheid: „Ne schöne Empfehlung von Herr Schulz, es ging 'm als e bißle besser un wann die Leich sei, wiss' er selber noch net.“

— **Nach dem Brand.** Feuerwehrehauptmann: „Nu, Kinder, wie seid Ihr denn so schnell in Eure Kleider gekommen?“ — Frisier: „Die Mutter hat uns gestern abend nit ausgezoge.“

— **Vorsichtig.** Ich tät dir schon 'n paar Watschen geben, wenn der Bader net verreist wär!“

— **Ausweg.** „Es ist doch tatsächlich skandalös, wie die Frauenzimmer sich in die kaufmännischen Geschäfte hindrängen, mir ist doch wahrhaftig gekündigt worden, um einem Frauenzimmer Platz zu machen.“ — „Was gedenkst du denn zu tun?“ — „Ich werde das Mädchel heiraten.“

— **Anzeige.** Es wird eine kräftige Schlächtermamsell gesucht, die man auch zum Hacken, Räuchern und Füllen der Bürste gebrauchen kann.

— **Verplappert.** Versicherungsbeamter nach Besichtigung des vor einigen Tagen abgebrannten Gehöftes: „Na, wann denken Sie dann neu zu bauen?“ — „Sofort natürlich, die Pläne sind schon 'nen Monat lang fertig.“

— **Entschuldigung.** „Entschuldigen Sie bitte, Herr Bureauvorsteher, daß ich mich verspätet habe, wir hatten eine befreundete Leiche, die sich etwas in die Länge gezogen hatte.“

# Rätsellecke.

## Röstellprung.

	weht	an	Jahr			
	es	von		aus	die	
die	sich	der	viel	zahl	en	Gla
er	en	Klug	'er	gibt	wen	le
heit	daß		aber		ußt	es
lebt	fahr	nicht	ig	vie		

## Scharade.

Das Erste gemahnt an Türken Schlacht,  
Das Zweite an altägyptische Pracht,  
Das Ganze an griechische Heldenmacht.

## Kryptogramm.



## Skataufgabe.

Bei einem Lachs hat Vorhand:


Er fängt den Lachs, wenn ein anderer ein Spiel macht und gewinnt. Mittelhand reizt bis Grünhandspiel, worauf Vorhand Eichelhandspiel meldet ohne 6 Spizen und gewinnt. Mittelhand hat 4 Augen mehr als Hinterhand. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Quadrat:

Josef  
Odeur  
Senta  
Gutin  
Franz

Logogriph: Walle, Welle, Wille, Wolle.

Metamorphosen-Rätsel:

1. Alm	2. Baden
Alm	Aden
Alm	Amen
Alm	Samen
Hall	Sagen
Halle	Sagan

Kryptogramm: (Von rechts nach links zu lesen.)  
Und dränt der Winter noch so sehr,  
Mit trostigen Geberden,  
Und streut er Eis und Schnee umher  
Es muß doch Frühling werden.

Berterbild: Bild nach rechts drehen; die Häuser bilden dann den Rumpf der gesuchten Figur.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 19.

Sonntag, 5. Mai.

Jahrgang 1912.

## Das Galgenmännlein.

Eine romantische Geschichte von Friedrich de la Motte-Fouqué (Fortsetzung.)

Nun meinte Reichard: „Beim großen Haufen ist es besser“, und wollte eben dahin reiten, als zu seinem Erschrecken der große Haufe schon dicht hinter ihm war, im Begriff, den Falkonettugeln noch näher zu reiten. Eine Weile trabte der gute junge Gesell noch mit, aber als es rechts und links neben ihm mit vielen Stügeln in die Wiese schlug, und zugleich die feindlichen Reiter mit blauen Rlingen in zahlreichen Scharen herantrabten, dachte er: „Et, wie hab' ich doch töricht gehandelt, mich hierher zu begeben! Auf diese Weise bin ich doch dem Tode noch viel näher, als im Krankenbette, und erreicht mich eine von diesen vermaledeiten, pfeifenden Bestien, bin ich des Galgenmännleins und seines Luzifers Beute auf ewig.“ — Und kaum noch hatte er es ausgedacht, so war der spanische Hengst auch schon herumgeworfen, und es ging im unbändigesten Zagen rückwärts nach einem nicht weit entlegenen Walde zu.

Unter den hohen Bäumen hin spornete er sein Roß so lange wild umher, ohne Weg und Steg, bis es endlich in Erschöpfung stille stand. Da stieg auch er ermattet herunter, schnallte sich Küras und Wehrgehente, dem Pferde Hauptgestell und Sattel los und sagte, indem er sich lang in das Gras streckte: „Et, wie so wenig schade ich mich doch zum Soldaten, am mindesten mit dem Galgenmännlein in der Tasche!“ — Er wollte nun überlegen, was weiter für ihn anzufangen sei, fiel aber dabei in einen tiefen Schlaf.

Nach wohl mehreren Stunden ruhigen Schlummers drang

es wie ein Geflüster von Menschenstimmen und Geräusch von Menschentritten in sein Ohr. Er senkte sich aber, auf dem kühlen Plage behaglich liegend, absichtlich noch immer tiefer in seine Schlafrunkenheit hinein und wollte von dem Geräusche nicht eher etwas wissen, bis eine Stimme donnernd auf ihn hinein schrie: „Bist du schon tot, Sadermenter? Sag's nur gleich, daß man nicht unnötig seinen Schuß Pulver verplagt.“ — Aufblickend sah der unsanft erweckte Gesell eine gespannte Muskete auf seiner Brust. Der sie hielt, war ein grämlicher Fußknecht, deren andre umherstanden, die sich bereits seiner Waffen, wie auch seines Pferdes und Mantelsackes bemächtigt hatten. Er bat um Gnade, und schrie vorzüglich in höchster Seelenangst: wenn man ihn absolut totschießen wolle, möge man ihm mindestens vorher das Fläschlein in seiner rechten Wamstasche ablaufen. — „Dummer Gesell“, lachte einer von den Fußknechten, „ablaufen will ich's dir nicht, abnehmen aber fonder allen Zweifel.“ Und damit hatte er das Galgenmännlein bereits erwischt und in seinen Busen gesteckt. „In Gottes Namen!“ sagte Reichard dazu. „Wenn du die Bestie nur behalten kannst. Aber ungelauft bleibt sie nicht bei dir.“ Die Kriegsknechte lachten und zogen mit Roß und Sachen fort, ohne sich um den, welchen sie für einen Halbverrückten hielten, weiter zu bekümmern. Er aber suchte in seinen Taschen und fand das leidige Galgenmännlein richtig wieder darin. Da rief er ihnen nach und zeigte das Fläschlein. Erstaunt griff der, welcher es ihm

oooooooooooooooo

### Kaufmann und Professor.

Der Berliner Kaufmann Hermann Schalow wurde wegen seiner Verdienste um die Zoologie zum Professor ernannt. Er war mehrere Jahrzehnte im Bankfach tätig und widmete sich seit 1904 ausschließlich der Vogelkunde, in der er schon seit 40 Jahren erfolgreich arbeitete.



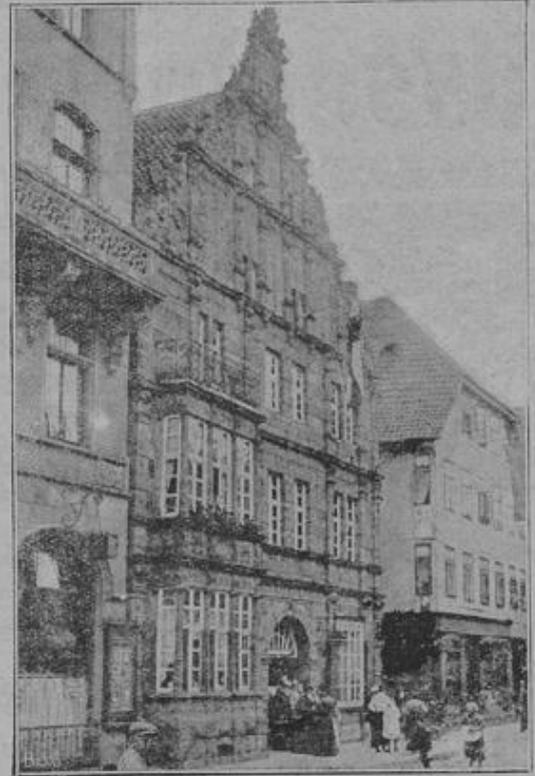
oooooooooooooooo

Seine Untersuchungen und Veröffentlichungen auf diesem Gebiet zeigen ihn als außerordentlichen Kenner der Ornithologie. 1901 wählte ihn die Deutsche Ornithologische Gesellschaft zu ihrem 1. Vorsitzenden, ferner ist er Ehrenmitglied zahlreicher deutscher und ausländischer wissenschaftlicher Gesellschaften.

genommen hatte, in den Busen, und da er es nicht fand, ließ er zurück, es sich von neuem zu holen. — „Ich sage dir ja,“ sagte Reichard betäubt, „es bleibt nicht auf solche Weise bei dir. Wende doch nur die wenigen Groschen daran.“ — „Ja, Lajenpieler!“ lachte der Soldat; „auf die Manier sollst du mir nichts von meinem wohl erworbenen Eigentume los narrieren.“ Und den andern nachschauend, befehl er das Glaslein achtjam in der Hand. Ploglich aber stand er still und rief: „Lajend! da ist es mir ja dennoch sorgeglühert.“ Während er nun im Graße marte, rief ihm Reichard zu: „Nimm doch nur her. Es steht ja schon wieder in meiner Lajche!“ — Weil es nun der Streysmann also besand, bekam er erst rechte Luft zu dem passagen Dinge, das sich — wie es gewöhnlich ist, wenn es verhandelt ward — hoch lustig und freudenvoll erwies, denn freilich riute es durch einen solchen Aktus dem Ende seiner Dienzeit immer nager. — Die geforderten drei Groschen schienen aber dem Fußknecht zu viel, worauf Reichard ungehuldig sagte: „Nun, Geizhals, wenn du so willst; mir kann es schon recht sein. Gib mir denn einen Groschen, und nimm dein ertausstes Gut.“ Da ward der Handel geschlossen, das Geld gezahlt, der kleine Satanas überliefert. — Während die Kriegsteile noch stehen blieben, das Ding betrachtend und belachend, überlegte Reichard sein künftiges Gejacht. Mit letztem Herzen hand er nun da, aber auch mit leichten Lajchen, und ohne Aussicht auf irgend einen guten Erwerb, denn zu der Reiterjchaar, wo noch seine Diener mit Waffen und Pferden waren und vielem Gelde, traute er sich nicht zurück. Teils schämte er sich seiner schändlichen Fucht, teils auch dachte er gar, man würde ihn dort nach militärischem Meist als einen Ausreißer erschießen. Da fiel es ihm ein, ob er nicht gleich mit den gegenwärtigen Fußknechten zu ihrer Schar gehen wolle. Aus ihren Reden hatte er wohl abgenommen, daß sie der andern Partei dienten, wo ihn niemand wiedererkennen mochte, und das Leben an eine gute Beute zu wagen, fühlte er sich jetzt, des Galgenmännleins und aller Varschast ledig, trotz jenes unglücklichen Kriegsanges, ziemlich aufgeleht. Er gab seinem Verlangen Worte, man schlug ein, und er ging mit den neuen Kameraden nach ihrem Lager heim.

Der Hauptmann machte eben nicht viel Umstände, einen schlanken, kräftig gewachsenen Burichen, wie der Reichard war, einzustellen, und er lebte nun als Fußknecht sein Leben eine ganze Zeit lang fort. Dabei ward ihm aber oftmals trübselig zumute. Seit dem letzten Gejacht standen die Heere einander untätig gegenüber, weil zwischen beiden Staaten unterhandelt ward. Da gab es nun freilich keine Todesgefahr, aber auch ebensowenig Gelegenheit zum Beutemachen und Plündern. Man mußte still und friedlich im Lager leben von dem schwachen Sold und den eben so schmal ausgetheilten Eßwaren. Dazu kam, daß die meisten Fußknechte sich in der vergangenen Kriegszeit reich gestohlen hatten, und Reichard, der einst so verwöhnte Kaufherr, fast der einzige unter königlich Lebenden war, der sich gleichsam als ein Bettler behelfen mußte. Natürlich ward er eines solchen Leben gar bald überdrüssig, und als er einstmals seinen geringen Monatsjold in der Hand wog, — zu wenig, davon vergnügt zu leben, zu viel, um gar nichts damit zu versuchen, — beschloß er, in das Markelenderzelt zu gehen, es in Probe stellend, ob nicht die Würfel ihm günstiger sein würden, als bisherer Handel und Krieg.

Das Spiel nahm seinen gewöhnlichen buntscheckigen Gang: jezo gewonnen, nächstens verloren, und wahrte so bis tief in die Nacht hinein, wobei auch nicht wenig getrunken ward. Endlich aber schlugen sich alle Würfel gegen den halb berauschten Reichard um: seine Löhnung war verspielt, und es wollte ihm niemand auch nur auf einen Heller Kredit mehr geben. Da suchte er in allen Taschen umher, ja, als er nirgends etwas fand, zuletzt in seiner Patronentasche, wo er aber auch nichts antraf, als eben die Patronen. Diese nun zog er hervor, und bot sie den Spielenden zum Satz an: sie wurden gehalten, und eben, als schon die Würfel rollten, sah der berauschte Reichard erst, daß ihm derselbe Soldat den Satz halte, der ihm früher das Galgenmännlein abgelaufen hatte, und vermöge dessen wohl zweifelsohn gewinnen mußte. Er wollte Halt! rufen, aber die Würfel lagen schon, und hatten zu seines Gegners Vorteil entschieden. Kluchend ging er aus der Gesellschaft, in der dunkeln Nacht zu seinem Zelte zurück. Ein Kamerad, der gleichfalls sein Geld verspielt hatte, aber nüchtern geblieben war, als er, sagte ihn unter den Arm. Dieser fragte ihn unterwegs, ob er denn auch noch vorrätige Patronen in seinem Zelte habe? — „Nein,“ rief der ergrimmte Reichard: „hätt ich des Zeuges noch, holt ich mir's wohl zum weitem Spiel.“ — „Na,“ sagte der Kamerad, „so mußst du machen, daß du neue kaufst, denn kommt der Kommissar



Das Rattenfängerhaus in Hameln.

Die im Jahre 712 vom heiligen Bonifazius am Ausfluh der Hamel in die Weser gegründete Stadt Hameln feiert in diesem Jahre ihr 1200jähriges Bestehen. Berühmt wurde Hameln durch die Rattenfängersage. Das Rattenfängerhaus steht noch heute inmitten der Stadt und bildet eine große Sehenswürdigkeit.

zur Musterung und findet gar keine Patronen bei einem besoldeten Fußknecht, so läßt er einen solchen erschießen.“ — „Donner! das wäre dumm“, fluchte Reichard. „Ich hab' nicht Patronen, nicht Geld.“ — „Ei,“ entgegnete der Kamerad, „vor künftigen Monat kommt auch der Kommissarius nicht.“ — „So, dann ist's gut,“ dachte der Reichard, „gegen des krieg' ich wieder Sold und kaufe mir Patronen nach Herzenslust.“ Damit sagten sich die beiden gute Nacht, und Reichard begann seinen Nauch auszuschlafen.

Er hatte aber noch nicht lange gelegen, da rief der Korporal vor dem Zelte: „Bei! Morgen gibst's Musterung; mit Anbruch des Tages wird der Kommissarius im Lager sein.“ — Da war dem Reichard sein Schlaf gar plötzlich abgeschüttelt. Die Patronen wirrten ihm durch den noch halb trunkenen Sinn. Er fragte ängstlich bei den Zeltkameraden umher, ob ihm niemand welche leihen wolle, oder auf Borg verkaufen? Die aber schaltten ihn einen nachtschwärmerischen Trunkenbold, und wiesen ihn auf seine Streu zurück. In der größten Angst, am Morgen wegen der Patronen erschossen zu werden, suchte er in all seinen Kleidungsstücken nach Geld umher, konnte aber dessen nicht mehr, als fünf Heller finden. Damit lief er nun ungewissen Trittes in der finstern Nacht von Zelt zu Zelt und wollte Patronen kaufen. Einige lachten, andre schimpften, niemand aber gab ihm auch nur Antwort auf sein Begehrt. Endlich kam er zu einem Zelte, woraus ihm die Stimme des Soldaten entgegenfluchte, der ihm gestern die Patronen abgenommen hatte. — „Kamerad,“ schrie Reichard beweglich, „du mußt mir helfen oder niemand. Du hast mir gestern alles abgenommen, mich früher auch schon einmal plündern helfen. Findet nun morgen der Kommissarius keine Patronen bei mir, so läßt er mich erschießen. Dann bist du an all meinem Glend Schuld. Drum schenke mir welche, oder borge mir welche, oder verkaufe mir welche.“ — „Schenken und borgen hab' ich verschworen,“ entgegnete der Fußknecht, „aber um nur Ruhe vor dir zu kriegen, will ich dir Patronen verkaufen. Wie viel Geld hast du denn noch?“ — „Fünf Heller nur,“ antwortete Reichard trübselig. — „Nun,“ sagte der Soldat, „auf daß du sehen magst, ich sei ein kameradschaftlicher Kerl: da hast du fünf Patronen für deine fünf Heller, aber nun lege dich aufs Ohr, und laß mich und das Lager zufrieden.“ Er reichte ihm die Patronen zum Zelte

heraus, Reichard ihm das Geld hinein und schloß alsdann auf die ausgestandene Angst ruhig bis gegen Morgen.

Die Musterung ward gehalten, Reichard kam mit seinen fünf Patronen durch; gegen Mittag fuhr der Kommissarius ab, und die Fußknechte rückten wieder ins Lager. Aber die Sonne brannte ganz unerträglich durch die Zeltleinwand, Reichards Kameraden gingen in das Markteuderzelt, er selbst blieb mit leeren Taschen bei einem Stück Kommißbrot sitzen, vom geirigen Nause und der heutigen Anstrengung matt und traul. „Ei,“ seufzte er, „hätte ich doch nur jezo einen von all den Dukatn, die ich ehemals in so gar lörrichem Mute verschwendete!“ — Und kaum noch hatt er's ausgewünscht, da lag ein schöner, blander Dukatn in seiner linken Hand. Ein Gedanke an das Galgenmännlein schoß ihm durch den Sinn, alle Freude verbitternd, so er über das gewichtige Goldstück empfand. Da trat eben der Kamerad, welcher ihm zur Nacht die Patronen abgelassen hatte, unruhig ins Gezelt. „Freund,“ sagte er, „das Kläslein mit dem kleinen Schwarzgauler, — du wilst ja wohl, ich kaufte es damals im Walde von dir, — ist mir portz gekommen. Hab' ich es dir vielleicht unversehens für eine Patrone mitgegeben? In Papier hatte ich es auch eingewickelt, und bei meinen Patronen lag es.“ Reichard suchte ängstlich in seiner Patronentafche, und beim ersten

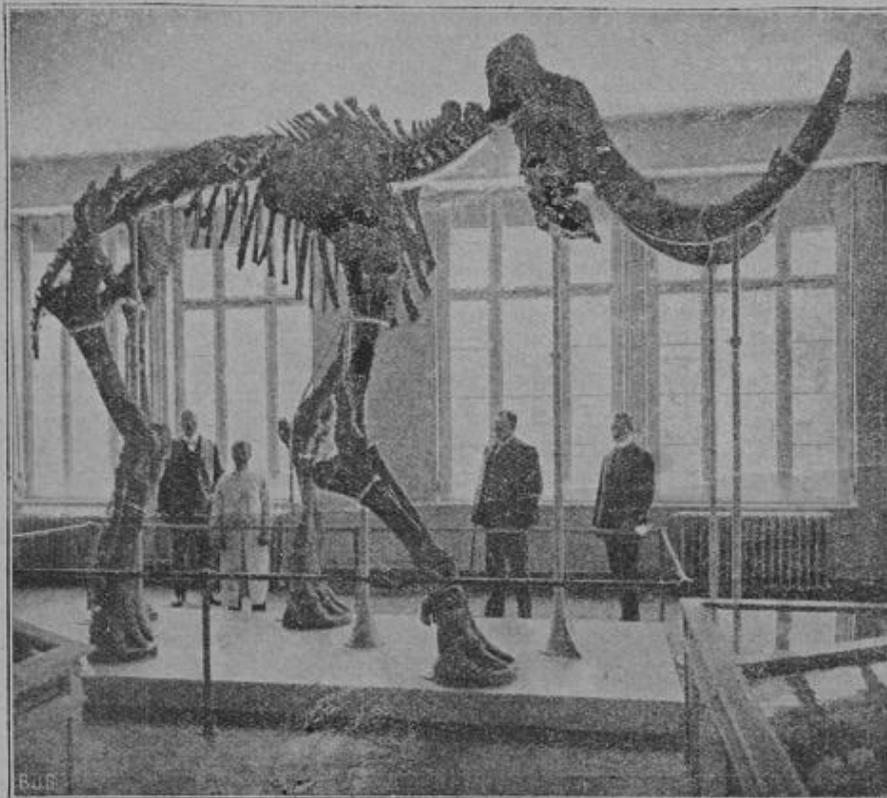
getan, forschte er, woher sie auch komme. Da trat ihm das Galgenmännlein wieder vor den Sinn; ängstlich sah er in seine Taschen, und das Kläslein dort fühlend, laut er, von Entsetzen aufgelöst, in einen ohnmächtigen Schlaf.

Währenddessen besuchte ihn der sonst gewöhnliche, gräßliche Traum, wie sich das Galgenmännlein lang und immer länger aus der Flasche ziehe und sich grinsend an seine Brust lege. Er wollte wohl dawider sprechen, die weil es nicht ihm mehr angehöre, aber das Galgenmännlein sagte, hohl zurißlachend: „Hast mich ja für 'nen Heller gekauft; mußt mich ja nun für weniger verkaufen; gilt ja sonst der Handel nicht.“

Da fuhr er mit kaltem Entsetzen in die Höhe und glaubte wieder den Schatten zu sehen, der sich in seine Tafche nach dem Kläslein zog. Halb toll schleuderte er dieses einen nahen Felssturz hinab, fühlte es aber gleich darauf wieder in seiner Tafche. „O weh, o weh!“ schrie er laut durch den nächtlichen Wald; „einst war das meine Lust, mein Hort, daß es immer wieder zu mir kam, aus den Wellen, aus der Tiefe zuriß; nun ist eben das mein Jammer, ach wohl mein ew'ger Jammer!“ Und zu laufen begann er durch das schwarze Gebüsch, rannte gegen Baum und Gestein in der Finsternis an, und hörte auf jedem Schritt das Kläslein in seiner Tafche klagen.

Das größte Mammutskelett der Welt.

Interessante Funde wohlhaltener Ueberreste von Tieren aus der Steinzeit machte man in den Sandgruben bei Steinheim an der Murr. Der Assistent der königlichen Naturalien-sammlung in Stuttgart, Dr. Dietrich, hat nun die Fundstücke zusammengefügt und ein völliges Skelett hergestellt. Hierbei ergab sich, daß der über 4 Meter hohe Stoß das größte bis jetzt auf der Welt bekannte Mammut darstellt.



Papierloswickeln bekam er den furchtbaren Diener im schmalen Gläslein in die Hand. „Nun, das ist gut“, sagte der Soldat. „Ich hätte das Ding ungern gemißt, so widerwärtig es auch aussieht; mir ist immer, als brächt es mir ganz absonderliches Glück im Spiel. Da, Kamerad, nimm deinen Heller wieder, und gib mir die Kreatur.“ Eiligst willfahrte Reichard diesem Begehren, und der Fußknecht eilte vergnügt nach dem Markteuderzelt.

Aber dem armen Reichard ward abscheulich zumute, seitdem er das Galgenmännlein nur wieder gesehen, ja es sogar in den Händen gehabt und mit sich herumgetragen hatte. Aus jeder Falte seines Feltes, dachte er, müsse es ihn ana insen, und ihn vielleicht gar unversehens im Schlaf erdroffeln. Den herbeigewünschten Dukatn warf er ängstlich von sich, so sehr er auch einer Labuna bedürftig gewesen wäre, und endlich trieb ihn die Furcht, das Galgenmännlein könne sich in solcher Nähe wieder bei ihm einstellen, gar aus dem Lager fort, trieb ihn dem einbrechenden Abend entgegen, in die dichtesten Waldschatten hinein, wo er, von Schrecken und Müdigkeit erschöpft an einer wüsten Stätte n'ederank. „O mir!“ seufzte er leidend, „nur eine Feldflasche mit Wasser, auf daß ich nicht ver-schmachten möchte.“ Und eine Feldflasche mit Wasser stand neben ihm. Erst nachdem er begierig einige Züge daraus

Mit Tagesanbruch gelangte er auf eine frische, lustig angebaute Ebene hinaus. Ihm ward ganz wehmütig ums Herz und er fing an zu hoffen, all das tolle Zeug könne wohl nur ein wahnwüthiger Traum sein; vielleicht finde er das Glas in seiner Taschen als ein andres, ganz gewöhnliches. Es herausziehend, hielt er es gegen die Morgen-sonne. Ach Gott, da tanzte das schwarze Teuflein zwischen ihm und dem freundlichen Licht; ordentlich die kleinen, misgefallenen Arme wie Rangen nach ihm ausbreitend. Mit einem lauten Schrei ließ er's fallen, um es gleich darauf wieder in der Tafche klirren zu hören. — Vor allem lag ihm nun einzig daran eine Münze unter Hellerswert zu erfragen er konnte aber deren nirrends eine austreiben so daß ihm jealiche Hoffnung zum Verlaufe des abscheulichen Anekstes schwand, der nun bald sein Herr zu werden drohte. Seufzen wolte er von dem Gräßlichen nichts mehr, zu jedweder Unternehmung nahm die entsetzliche Angst ihm so Kraft als Besinnung, und so bettelte er sich denn durch das Land Italia auf und nieder. Weil er nun so höchst ver-schört ausah, und dabei immer nach halben Hellern fragte, hielt man ihn aller Orten für verrückt und hieß ihn nur den tollen Halbhelder, unter welchem Namen er bald weit und breit bekannt ward.

(Schluß folgt.)

## Ihr einziges Kind.

Von Henri Duvernois.  
Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen  
von M. Lewinnek.

Herr und Frau Rhumeau waren nicht wenig stolz und überrascht, einen so munteren Knaben wie ihren kleinen Dominique zu besitzen. „Was für ein hübscher kräftiger Knabe!“ sagten die Freunde und Bekannten erstaunt.

Und in ihrer Bewunderung lag zugleich eine gewisse Verwunderung, die für die Eltern des Kindes etwas Verlegendes hatte. Zwar konnte man bei der schwächlichen Konstitution der Erzeuger allerdings einen so ungewöhnlich kräftig entwickelten Knaben nicht voraussetzen, denn Eusebius Rhumeau war klein wie ein Zwerg, hatte niemals Anlagen zum Starkwerden gezeigt, und ebenso schwach war seine Stimme; und Julie Rhumeau war ebenfalls klein und schwächlich, und dazu waren ihre Gesichtszüge durch Nerven-zuckungen entstellt. Zu ihren Eigentümlichkeiten gehört es, im Sommer merkwürdigerweise zu frösteln; sie machte Bewegungen, als ob sie einen Schal, der nur in ihrer Phantasie existierte, um ihre mageren Schultern ziehen wollte; im Winter liebte sie es, beständig den Kopf hin und her zu drehen und mit den Augen zu blinzeln.

Während die Eltern die Entwicklung dieses phänomenalen Erben anstarrten, wuchs der Knabe zusehends. Im Alter, in dem andere Kinder mit Reifen spielten, überragte er seine Eltern bereits an Größe, seine Füße und Hände ließen ein abnormes Wachstum voraussehen, und was seinen Appetit anlangte — so war er gar nicht satt zu bekommen! Der Direktor, dessen Schule der hoffnungsvolle Sproßling besuchte, sagte zu den Eltern: Wenn ich Ihnen einen Rat erteilen kann, so ist es der: Behalten Sie den Knaben zu Hause; seine Kameraden hänseln ihn und machen sich über ihn lustig. Ihr Dominique ist, wie es oft bei Kindern von so auffallendem Wachstum der Fall zu sein pflegt, sehr sanft und schüchtern und würde zu sehr unter dem Spotte seiner Mitschüler leiden; außerdem legt er, ohne gerade schwachsinzig zu sein, eine gewisse Schwere-fälligkeit in der Auffassungsgabe an den Tag. . . . Darum halten Sie ihm lieber einen Privatlehrer.

Das war leicht gesagt! Eusebius Rhumeau bezog ein jährliches Einkommen von 3600 Franken in einem Bankhause, in dem er seit nahezu 22 Jahren dieselben Obliegenheiten erfüllte, und auf Gehaltserhöhung war keine Aussicht vorhanden; übrigens behauptete er, bei dem jungen Herrn Cornill, der nach dem Tode seines Vaters die Bank weiterführte, nicht gut angeschrieben zu sein. Dominique wurde schließlich einer älteren Lehrerin anvertraut, die dreimal wöchentlich erschien, um ihm die Anfangsgründe im Lesen und Schreiben beizubringen, und die — in bester Absicht — seiner Geistesfähigkeit Vorschub leistete, indem sie ihrem Zöglinge heimlich große Stücke Kuchen zusteckte, die er gierig verschlang. Die Eltern häderten mit dem Schicksal und machten ihrem Aerger über das kolossale Wachsen ihres Einzigem oft in böshafte Bemerkungen Luft; so



Straßenbild aus Kairo.

Ein eigentümliches Leben zeigt ein Straßenbild aus der Hauptstadt Ägyptens. Kameele, schwerbeladene Araber als ihre Wärter, Frauen mit Wasserkrügen auf dem Kopf und dann im Hintergrund die neuerrichtete evangelische Kirche für die in Ägypten ansässigen Deutschen, die kürzlich eingeweiht wurde.

meinte Frau Julie eines Tages zu ihrem Gatten trocken: „Ich weiß gar nicht, nach wem der Junge geartet ist! In meiner Familie gibt es keine Abnormitäten, wohl aber besinne ich mich, daß eine Tante von dir mir ein Auge hatte . . . auch fällt mir ein, daß eine Ausrufe in Deutschland von dir eines schönen Tages durchgegangen ist, ohne daß man jemals wieder etwas von ihr gehört hat!“



Frankfurt am Main  
Universitätsstadt.

Nachdem die Regierung die Errichtung einer Universität genehmigt hat, haben auch die Stadtverordneten der Stadt Frankfurt am Main ihrerseits der Vorlage zugestimmt. Durch Stiftungen hervorragender Frankfurter Bürgern, von denen besonders der Hofrat Senckenberg zu nennen ist, der das nach ihm benannte Institut am Ende des 18. Jahrhunderts der Stadt vermachte, ist bereits ein Komplex wissenschaftlicher Gebäude geschaffen. Zu ihnen gehört auch eine Sternwarte.



Ein waghalsiges Kunststück.

Ein amerikanischer Dachdecker Frederic R. Law unternahm kürzlich von einem 41 Stagen hohen Wolkenkratzer mit dem von ihm erfundenen Fallschirm einen Absturz. Mr. Law schwebte 59 Sekunden in der Luft und landete dann glücklich inmitten der Straße am Fuße des Gebäudes.

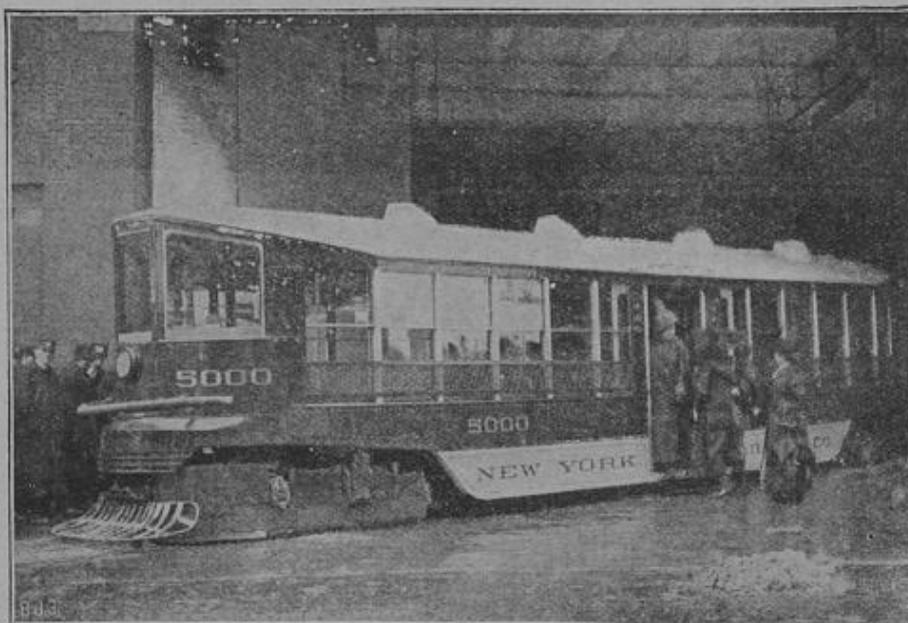


„Dir fehlt es wahrlich nicht an Unverfrorenheit! Ich meine, du mit deinen Nervenruckungen hättest alle Ursache, zu schweigen!“ versetzte der zärtliche Gatte höhnisch.



Ein neuer Straßenbahnwagentyp.

Die New Yorker Straßenbahnwagen erregen zurzeit großes Aufsehen. Die Zugänge der Wagen befinden sich in der Mitte. Das Besteigen ist deshalb äußerst bequem, weil die Trittbretter nur in geringer Höhe über dem Erdboden angebracht sind. Die Wagen sind ringsherum mit einer Schutzbeleidung versehen, so daß ein Ueberfahren von Personen beinahe unmöglich ist.



„Meine Ansicht ist aber die, wenn der Junge weiter solche Fortschritte im Wachstum macht, so können wir es gar nicht wagen, ihn sehen zu lassen,“ lenkte Frau Julie ein.

So wurde Dominique von Passy, dem Wohnort seiner Eltern, fortgebracht, und zwar nach Mont-Couris. Sobald er sich seinen Altersgenossen näherte, um sie zum Spielen aufzufordern, stoben sie entsetzt auseinander. Als sein Vater ihn an seinem Geburtstag fragte, was er sich wünsche und was ihm am meisten Vergnügen bereiten würde, antwortete Dominique: „Ach, ich möchte so gern im Ziegenwagen spazieren fahren!“

Zu jener Zeit war Dominique 1,74 Meter groß. Und in diesem riesigen Körper wohnte das harmloseste und kindlichste Gemüt der Welt. Dominique war stets gehorsam und bescheiden und machte den Eindruck, als ob er alle Welt um Entschuldigung bitten wolle, daß er geboren sei. Da für seine Gefräßigkeit ein Huhn und eine Hammelkeule nur ein Kinderpiel war, wurde er mit Pferdesfleisch, Kalbslunge und Brotsuppe gefüttert.

Da Gusebius in einem Sommer an Rheumatismus litt, beschloßen er und seine Frau, auf einige Wochen, etwa einen Monat zu verreisen. Dominique, der damals fünfzehn Jahre alt geworden war, wurde während ihres Fernseins der Obhut seiner Lehrerin anvertraut. Als die Eltern im Zuge saßen, atmeten sie erleichtert auf, froh, daß sie für einige Zeit keine lästigen Fragen und Bemerkungen, die man an sie richtete, wie etwa: „Wem schlägt der Knabe nach?“ oder „Soll Ihr Dominique bei den Husaren dienen?“ oder „Die Niesenmenschen, die man zuweilen auf den Jahrmärkten und im Zirkus ausgestellt sieht, sind nicht so groß“ usw. zu befürchten hatten. Sie waren allein und sahen wie alle anderen Menschen aus! Man sollte nicht glauben, wie angenehm es ist, sich in seinem Neßern durch nichts von der großen Masse zu unterscheiden und unbemerkt einherzuwandeln, besonders wenn man jede Originalität haßt.

Im Hotel machte das Paar die Bekanntschaft eines Herrn und Frau Schlapertas, sehr vornehmer Herrschaften, die apart bei Tisch bedient wurden und Limonade aus einem Strohalm schlürften. Herr Schlapertas machte mit seinem verschmierten, eklaen, sonnenverbrannten Gesichte, zu dem der Henri quatre seltsam kontrastierte, einen sehr drohlichen Eindruck; er liebte es, sich bei jeder Gelegenheit in die Brust zu werfen und allerlei Taschenspielerkunststücke zum besten zu geben; so balancierte er meisterhaft mit einem silbernen Stöckchen. Seine Gattin war eine große, schlanke Erscheinung, die alle Gefallsucht abgestreift zu haben schien und nur auf ihre Füße eitel war, die sie stets mit seidenen Strümpfen und eleganten schwedischen Lederschuhchen bekleidete. Die Schlapertas trugen gegen alle Menschen ein Vorurteil zur Schau, deren Veranlaßung zweifelhaft schien. So überhäuften sie eine Schriftstellerin, die in demselben Hotel wohnte, mit Schmähreden.

„Ich bin kein hervorragender Mensch,“ pflegte Herr Schlapertas von sich selbst zu sagen — „aber ich besitze eine echt französische Eigenschaft: nämlich das Gefühl für das, was maßvoll ist, und habe einen wahren Abscheu vor allem



Der Hut als Agitationsmittel.

Die Kopfbedeckung der amerikanischen Frauenrechtlerinnen. Die amerikanischen Suffragetten, die, wie die englischen, teilweise sehr unangenehm von sich reden gemacht haben, haben ein neues Agitationsmittel gefunden: Sie tragen alle die gleiche Kopfbedeckung. Außerdem gehört zur Ausrüstung einer echten Frauenrechtlerin eine Schärpe mit der Aufschrift „Votes for Women“ (Stimme für die Frauen).

Auffallenden.“ Diese Bemerkung schreckte Frau Julie aus ihrer Ruhe auf; sie verwechselte in der Erregung ihre Angewohnheiten: fröstelte, machte die Bewegung, den nicht vorhandenen Schal um ihre Schultern zu ziehen, drehte den Kopf hin und her und blinzelte mit den Augen.

Frau Schlapertas sah Frau Rhumeaur mit einer Art stillen Vorwurfs an und wartete, bis sie fertig war, dann meinte sie: „In unserer Zeit ist alles verkehrt. So habe ich beispielsweise eine Nichte, deren vierjähriger Knabe schon Klavier spielt. Wir betreten natürlich ihre Schwelle nicht mehr! . . .“

Bei dieser Gelegenheit fragte Herr Schlapertas: „Sie haben auch einen kleinen Knaben, nicht wahr?“

„O, er ist nicht mehr so klein,“ stotterte Eusebius verlegen.

„So ist er schon groß?“  
„Unser Sohn schießt ganz unglaublich in die Höhe,“ verbesserte Frau Julie. Man fing dann ein anderes Gesprächsthema an. Es war ein ganz herrlicher Monat.

Die Unterhaltung der beiden Familien bewegte sich täglich in demselben Fahrwasser und in genau demselben Rahmen. Täglich auch erhielten die Rhumeaur einen vier Seiten langen, ganz eng beschriebenen Brief mit ganz kleinen Buchstaben. Das war die Handschrift ihres Dominique, er berichtete abwechselnd, daß das Fräulein ihn auf drei Matratzen gebettet hatte, da das Bett zu klein für ihn sei; daß ein abgetragener Rock vom Vater mit entsprechenden Verlängerungen für ihn umgeändert sei und dergleichen mehr.

Als die Eltern von ihrer Sommerfrische heimkehrten, erkannten sie ihren Einzigen kaum wieder, so sehr war er gewachsen! An einem Tage, an dem die Schlapertas ihren Besuch angekündigt hatten, wurde Dominique unter einem Vorwande nach dem Botanischen Garten geschickt, wo seine Erscheinung einen wahren Anlauf hervorrief. So hatte Dominique, als er sein achtzehntes Lebensjahr erreicht

hatte, eine Größe von 2,23 Metern, und noch kannten die Schlapertas, die mehrmals jährlich ihren Freunden slichtige Besuche machten, den Sprößling des Hauses Rhumeaur glücklicherweise nicht, denn Eusebius und seine Gattin legten großes Gewicht auf diesen für sie so schmeichelhaften Umgang und gestanden sich ein, daß sie mit diesem phänomenalen Sohn keine Ehren einlegen, sondern nur Skandal heraufbeschwören würden.

Vergeblich suchte Eusebius nach einem Besuch für seinen Einzigen. Da erhielt er eines Tages den Besuch eines angeblich deutschen Herrn, im Tirolerkostüm, Jägerhut, mit einem schneidigen Schnurrbart; und er trug ein eisernes Armband. Dieser eigentümliche Gast drückte sich ziemlich schwerfällig aus und begleitete seine Reden mit lebhaften bezeichnenden Handbewegungen. Er war ganz entzückt von Dominique und gab diesem Gefühl unverhohlen Ausdruck: „Was für ein schöner Knabe, niemals habe ich einen so kräftigen Knaben gesehen! Ich werde ihm ein schönes Kosakenkostüm kaufen, dazu eine echte Astrachanmütze, auch einen grünen Tuchrod, schöne Stiefel, und im Gürtel muß er einen Dolch haben. . . .“

Schließlich entnahm Eusebius aus seiner Erzählung, daß der Mann Unternehmer einer Schaubude war und vorschlug, mit Dominique „Ausstreifen“ zu machen und ihn öffentlich auszustellen, wofür er ihm ein Einkommen von 25 Franken täglich zusicherte, das sich bei guten Erfolgen, an denen er nicht zweifelte, verdoppeln, ja verdreifachen könnte. Angesichts der spießbürgerlichen Entrüstung Eusebius' erhöhte der Impresario den Preis; er war bereits auf monatlich 1400 Franken angelangt, als Frau Julie erschien. Ueber den Zweck seines Kommens unterrichtet, war ihre erste Frage:

„Wollen Sie meinen Sohn auch in Frankreich ausstellen?“ Diese Frage verneinte der „Deutsche“, worauf Frau Julie beruhigt meinte: „Nun, mein Herr, wir wollen die Angelegenheit uns überlegen, mit unserem Sohne Rücksprache nehmen und Ihnen dann Bescheid geben.“ . . .

Drei Monate später trat der junge Rhumeaur in Kassel unter dem Namen „Dominique, der größte Riese des Jahrhunderts, das französische Phänomen“ auf, und zwar mit so glänzendem Erfolge, daß nach Ablauf eines Jahres Eusebius in der glücklichen Lage war, dem Chef des Hauses Cornill seine Kündigung einreichen und eine größere Wohnung mieten zu können, denn Dominique, der stets gehorsame und gefügige Sohn, gab seinen Eltern vor den dreitausend Franken, die er monatlich verdiente, 2500 Franken ab. Ueberall, wo er aufgestellt wurde, erregte er ungeheures Aufsehen. Riesengroße Platane, auf denen er abgebildet war, stellten Dominique als friedlichen Kosaken dar, wie er seinen Impresario, Herrn Kleinfuß, mit einem Finger zu Boden warf.

Die Rhumeaur waren jetzt glücklich; nun sahen sie die Schlapertas häufiger bei sich und erzählten stolz: „Unser Sohn ist nach Deutschland gereist, um dort Studien zu machen!“ Ihre plötzliche Wohlhabenheit schoben sie auf Rechnung einer Erbschaft; beide Familien luden sich gegenseitig häufig zu Dinern ein.

Das ging alles sehr gut, so lang, bis eines Tages eine Zeitschrift das Bild des größten Riesen der Welt mit folgender Kellame veröffentlichte:

„Der Franzose Dominique Rhumeaur, einziger Sohn des frieblichen Bürgers Rhumeaur zu Paris, mißt nicht weniger als 2 Meter 29 Zentimeter. Im Kosakenkostüm wird er auf allen deutschen Jahrmärkten aufgestellt; um eine Vorstellung von seinen riesigen Körperformen zu geben, führen wir nur als Beispiel an, daß ein Ring des Vorhanges der Schaubude gerade auf seinen Finger paßt.“

An diesem Tage waren gerade Eusebius nebst Gemahlin zu den Schlapertas zum Diner geladen. Aber, o Schrecken! Als sie den Salon betraten, fiel ihnen das „Magazin“ sofort in die Augen, das auf dem Tische lag. „Sie haben das Bild unseres Sohnes gesehen?“ fragte Eusebius seufzend die Gastgeber und unterließ nicht hinzuzufügen: „Ach, wir waren nicht wenig erstaunt darüber. . . . der Lauge nichts. . . . Uebrigens ist er keineswegs so groß wie auf den Abbildungen, sonst hätten wir Ihnen davon schon erzählt.“

Und Frau Julie ließ es sich nicht nehmen, ebenfalls ihren Zorn zu geben, indem sie entgegnete: „Sie glauben nicht, wie empört wir sind! Wir wollen von dem ungeratenen Sohn überhaupt nichts mehr wissen. . . . Ich muß wirklich bekennen, daß man Malheur mit den Kindern hat, besonders wenn sie Gott weiß woher kindliche Reizungen angenommen haben. Mit dieser Schaufstellung aber verfehlt er uns geradezu einen Schlag ins Gesicht! Denken Sie nur,

in welchem Milieu er sich bewegt . . . unter Seiltänzern, ach! Der Gedanke, daß unser Sohn ein Gauller! . . . Ach, wir werden noch daran zugrunde gehen . . . mir ist schon ganz schlecht! . . . wir . . .

Aber sie kam in ihrer Rede nicht weiter. Herr Schlaperlas, hochrot vor Zorn, den Brustlasten vorgebengt, schnittte von seinem Sitz in die Höhe und rief ganz verduzt: „Was sagen Sie? Sie sind wohl nicht recht gescheit? Sie nennen Ihren Sohn einen Gauller? . . . Ich kann Ihnen die Versicherung geben: meine Frau und ich würden uns glücklich preisen und Gott weiß was darum geben, wenn wir einen solchen Sohn wie Sie besäßen . . . denn wissen Sie: . . . ich war Schlangenmensch und meine . . . Frau Seiltänzerin!“

## Der Weidenbaum.

Von Grete Doering.

(Nachdruck verboten.)

Dicht am Flusse hin, der langsam durch die bunten Wiesen dahingeht, zieht sich eine lebendige, grüne Hecke von schlanken Nuten, die sich im Winde neigen und biegen. Fest stehen sie im Boden; ihre zähen, kräftigen Wurzeln greifen nach unten und beiden Seiten lang und tief in die Erde hinein, so daß ihr vergeblich eure Kräfte anzuregen würdet, um sie auszureißen. Es ist auch nicht leicht, eine solche Mute abzubrennen, denn sie ist biegsam und zäh, und die dicke Rinde umgibt das Kernholz wie ein laugender Mantel. Jeder Junge im Dorfe kennt sie, die Weidenruten, und vergißt nicht, ein Meßer mitzunehmen, wenn er sich einige zum Spiel holen will.

Hinter den niedrigen Nuten stehen ihre großen Vettern, die Weidenbäume. Schön sind sie gerade nicht anzusehen; dürr und schief und buckelig sind die Stämme, große Löcher haben sie im Leibe, manche von ihnen stehen gar nur noch auf einem Beine und sehen aus wie krüppelige Invaliden. Aber ihre Krone ist gesund; die gleichen dünnen Nuten, wie wir sie unten an der grünen, niedrigen Hecke sehen,recken sich vom Kopfe der alten Weidenbäume aus nach allen Seiten in die Luft; sie streben nach oben, als wollten sie in den Himmel hineinwachsen. Im Herbst, wenn der Wind durch die Baumkrone fährt und ihnen die letzten Blätter mit seinem rauhen Hauche abreißt, oder auch im Februar und März, wenn der junge Frühling die Augen wieder aufschlägt und sich rümpelt zu seinem Einzug ins Land, dann kommen Männer mit harten, breiten Messern zum Flusse, wo die großen, alten Weidenbäume und ihre kleinen Vettern, die Nuten in der Hecke, stehen. Eine nach der anderen wird abgeschnitten, von der ganzen Hecke bleibt nicht eine einzige Mute stehen, und die alten Bäume werden so glatt rasiert wie ein Jungenkopf im Sommer, wenn die Sonne brennt. Mit ihrer Ausbeute gehen die Männer nach Hause und machen sich eifrig daran, die grünen Nuten zu schälen; sie ziehen sie durch eine Art Zange, die hint und geschickt mit ihren Eisenfingern ihnen die Haut abstreift. Ein Teil bleibt ungeschält; sie dienen nachher zum Flechten von Paddkörben, zur Verwendung in Gärtnereien und zu sonstigen gröberen Arbeiten.

Nach dem Abstreifen der grünen Haut werden die nun hübsch weißen Nuten getrocknet und dann entweder gleich an Ort und Stelle verarbeitet oder verkauft. Sie sind sehr begehrt; ganze Ladungen gehen in die Blindenanstalten, wo die armen Blinden mit geschickten Händen Körbe und Stühle daraus flechten; andere Ladungen gehen in die Gefängnisse, wo die Gefangenen mit derselben Arbeit beschäftigt werden. In einigen Städten Deutschlands bestehen auch Schulen, in denen das Flechten von Körben und Storb-möbeln gelehrt wird.

Vor der Verarbeitung werden die trockenen, weißen Nuten erst eine Zeitlang in Wasser gelegt, wodurch sie wieder weich und geschmeidig werden; durch ganze einfache, kleine Maschienen werden sie in gleichmäßige Stücke und Streifen geschnitten, und geschickt fügen und flechten die Hände der Arbeitenden sie dann ineinander zu all den hübschen großen und kleinen Sachen, die im Fenster eines Storbwarengeschäftes stehen.

Aber in den Wurzeln der kahlgeschneittenen Hecke dranhin am Flusse und in den Kronen der knorriaen alten Weidenbäume hinter ihr regt's sich wieder. Neuer, frischer Saft

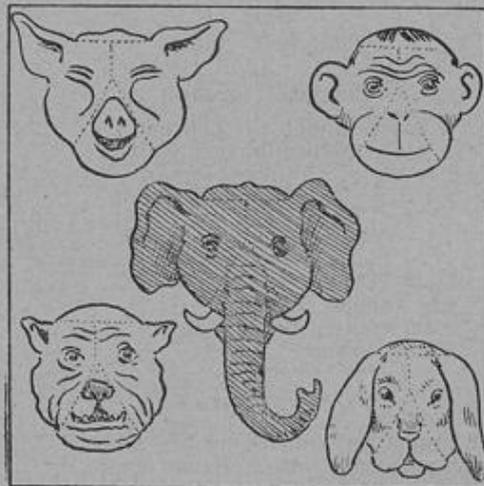


Ein Hauptling aus Deutsch-Samoa.

Unsere schwarzen Landsleute in Samoa kennen auch Rangunterschiede, die durch entsprechenden Koppsputz kenntlich gemacht werden. Je höher die Würde des Hauptlings ist, desto größer und verwickelter ist der Koppsputz ausgestattet.

durchzieht sie, Sonne und Regen besfruchten sie, und gar nicht sehr lange dauert es, so sprossen und spritzen neue Sproßlinge aus den festen, alten Wurzeln auf. Wieder steht eine grüne, dichte Hecke da und spiegelt sich im Flusse, und auf den Kronen der dicken, alten Bäume streben schlante Zweige wieder kräftig himmelwärts.

### Zusammensetz-Spiel.



Die Tierköpfe sind an den punktierten Linien in vier Teile zu schneiden und diese dann beliebig zusammenzusetzen. Die Figuren, die dadurch entstehen, werden sehr lustig ausschauen.

## Humor.

— Ein Feinschmecker. Nazi und Sepp haben bei Gelegenheit der Kirchweih geraucht, wobei der Nazi in die Nase gebissen wurde. Sepp meint nach dem Kampf sachkundig: „A Sauterl ist da Nazi, aber dös muß man ihm doch lasse, an seinen Schmalzler schnupft er.“

— Uebertroffen. Berliner zum Münchener: „In Berlin hat man jüngst einem Bayer das Bierherz herausgenommen und operiert und der Kerl lebt lustig weiter.“ — Münchener: „Dös is gar nix, da haben's bei uns an Berliner d' Ohrwatschln weiter z'rückgejetzt, daß er's Maul weiter aufreiß'n kann, und der lebt a no!“

— Treffiger Grund. Wirt: „Aber, Herr Schmitz, Sie stehen jetzt schon zwanzig Minuten lang am Telefon, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. beeilen Sie sich doch bitte, es ist ein Gast da, der auch dringend sprechen möchte.“ — Schmitz: „Scht — Scht! — ich sprech' mit meiner Frau!“

— Das Trinkgeld. Der Chiromant Schwindelmeier verläßt das Hotel. Am Portal stehen das Zimmermädchen, der Herr „Ober“ und der Liftboy mit offenen Händen. Der Chiromant nimmt die Hand des Zimmermädchens: „Ach, welche Linien in Ihrer Hand, mein gnädiges Fräulein, Sie werden vom Glück verfolgt, Sie werden das große Los gewinnen, eine großartige Partie machen und über 100 Jahre

alt werden. Diese Konsultation kostet drei Mark, eine behalten Sie, mein Kind, eine geben Sie bitte dem Herrn „Ober“ und eine dem Boy! Adieu!“

— Durch die Blume. Tourist kommt an einem Gasthaus vorbei und fragt den Wirt, der an der Tür steht: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo der Weg nach Pimplitz führt?“ — Wirt: „An Augenblick, ich will ebe e frisch Faß anschlage.“

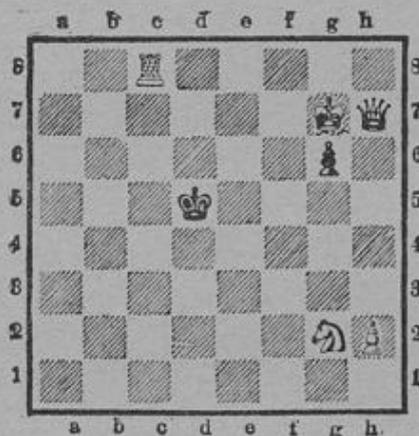
— Schlagfertig. Gast: „Sagen Sie mal, Ober, wo kommt denn dieses zähe Huhn her?“ — Kellner: „Das weiß ich auch nicht, mein Herr, vielleicht aus einem harten Ei.“

— Festrede aus der Pfalz. In einem in der Rheinpfalz gelegenen Dorf, das wegen der „Pfißigkeit“ seiner Bewohner weit und breit bekannt ist, sollte der Kriegerverein eines guten Sonntags das Fest der Fahnenweihe halten. Aus der ganzen Umgebung waren Gäste herbeigeeilt. Es regnete in Strömen und der Ortsvorsteher, gleichzeitig Vorsitzender sämtlicher dort bestehender Vereine, bestieg einen bereitstehenden leeren Mistwagen und sprach also: „Ihr Laßt! Ihr saim gekumme, aber hait hamn mir nicks. Hait rän's. Gehn hibsch heim! un do kommen er am nächsten Sunda widder. Jetzt wissen ertsch!“

## Rätsellecke.

### Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

### Magisches Quadrat.

a a d e Stadt in Thüringen.  
e e e e Nebenfluß der Fulda.  
i n n r Empfindungsorgan.  
r r o o Nebenfluß der Rhone.

### Scharade.

Eins steht im Alphabet,  
Am Himmel zwei;  
Vom Ganzen heißt es stets:  
Es ist vorbei!

### Worträtsel.

Ich prang' im Rahmen an der Wand,  
Zusammen halt' ich Stoff und Band,  
Hat mich der Wein, so trink' ihn nicht,  
Im Kartenspiel verschmäh' mich nicht,  
Hältst du mich nicht mit treuem Sinn,  
Und lässest wohl gar andre drin,  
So spürst du mich im Herzen  
Mit Weh und Schmerzen.

### Dreißilbige Scharade.

Die beiden Ersten sind nicht, was sie scheinen,  
Die auß're Hülle ist nicht gleich dem Stern.  
Es trägt das Bild der Großen und der Kleinen,  
Dum traue nicht dem Sklaven, nicht dem Herrn.  
Die Letzte hast du oft in deinen Händen  
Gehabt, bei frohem Spiel, bei heiterm Scherz,  
Nicht konnte sie durch Pracht und Schönheit blenden,  
Und doch erstreute sie so oft dein Herz.  
Gingst du zum Ganzen hin, o welch ein Schimmer  
Strahlt hell entgegen dir an jenem Ort,  
Dein truntner Blick sah' solcher Wunder nimmer,  
Doch war Gesellschaft nie gemischt wie dort.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Rösselsprung:

Glaubt nicht, daß die Klugheit sich weht  
Aus der Anzahl von Jahren;  
Es gibt viele, die vieles erlebt,  
Aber wenig erfahren.

### Skatenaufgabe:

Mittelhand hatte: E W, G W, E D, G K, O, 8, 7, R O, S D, 10.

Hinterhand hatte: R W, S W, E 10, G D, 10, 9, R 7, S K, O, 7.

Skat: R D, 10.

1. E 7, E D, 10 — 21
2. R O, R 7, RK + 7
3. E 8, G W, S W — 4
4. S D, S K, S 8 — 15
5. S 10, S O, S 9 — 13
6. G O, G D, E K + 18
7. E 9, E W, R W — 4
8. G K, G 9, E O + 7

Die Gegner bekommen keinen Stich mehr und Vorhand hat mit 63 Augen gewonnen.

Scharade: Agamemnon.

Kryptogramm: Vom Eise befreit sind Strom und Bäche. (Man lese von rechts nach links bezw. von unten nach oben erst alle weißen, dann alle schwarzen Buchstaben.)

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 20.

Sonntag, 12. Mai.

Jahrgang 1912.

## Das Galgenmännlein.

Eine romantische Geschichte von Friedrich de la Motte - Fouqué.

(Schluß.)

Man sagt, es fliegen bisweilen die Geier den Rehen oder andern jungen Gewild in den Nacken, und hegen so das arme Tierlein tot, welches in seinem geängsteten Lauf den häßlichen, heißigen Feind mit sich umher trägt durch Wald und Geklüft. Auf eine ähnliche Weise erging es dem armen Reichard mit seinem Satansgauler in der Tasche, und weil es gar zu kläglich und erbarmungswert war, wie er sich damit abquälte, will ich euch von dem Leid seiner langen, hilflosen Flucht nichts mehr erzählen, wohl aber, was ihm nach mehreren Monden auf derselben begegnete.

Er hatte sich nämlich eines Tages inmitten wilder Gebirge verirrt und sah nun still und betrübt neben einem kleinen Bächlein, das, durch verwachsenes Gestrüch herunterfließend, gleichsam mitleidig zu seiner Erquickung herzubringen schien. Da hallte ein gewaltiger Hofstritt über des Bodens festes Gestein, und auf einem hohen, schwarzen, wild aussehenden Pferde reitend, kam ein sehr großer Mann, äußerst häßlichen Antlitzes, in ganz blutroten, prächtigen Kleidern, gegen die Stelle hervor, wo Reichard saß. „Was so betrübt, Gesell?“ redete er den innerlich erbeben-

den, Unheil ahnenden Jüngling an. „Ich sollte meinen, du seist ein Kaufmann. Hast du etwa zu teuer eingekauft?“

„Ach nein, zu wohlfeil vielmehr!“ entgegnete Reichard mit leiser, zitternder Stimme.

„So kommt es mir auch vor, mein lieber Kaufherr!“ schrie der Reiter mit einem entsetzlichen Lachen. „Und hast du etwa so ein Dinglein zu verkaufen, das man Galgenmännlein heißt? Oder irrst ich mich, wenn ich dich für den verurtheilten, tollen Halbheller ansehe?“

Kaum vermochte der arme junge Bursche ein leises: „Ja, der bin ich“, über seine bleichen Lippen zu bringen, mit jedem Augenblicke erwartend, daß sich des Reiters Mantel zu bluttriefenden Fittichen gestalte, seinem Hengst ein nächlich schwarzes Schwunggefieder, von Höllenglut durchblitzt, hervorsprosse, und es im Fluge fortgehe mit ihm Unseligen zu dem Wohnsitz ewiger Qual.

Aber der Reiter sagte mit etwas gemildeter Stimme und weniger gräßlichen Gebärden: „Ich merke schon, für wen du mich ansehest. Doch sei getrost, ich bin es nicht. Vielmehr mag ich dich vielleicht von ihm erlösen, denn ich suche dich



Zur Eröffnung des neuen Bahnhofes in Leipzig, des größten Bahnhofes in Europa.

Die preussische Seite des Leipziger Hauptbahnhofes ist nunmehr fertiggestellt und am 1. Mai feierlich dem Verkehr übergeben worden. Die Fertigstellung



der gesamten Bahnhofsanlage für die als Vorbild der Frankfurter Hauptbahnhof genommen wurde, die diesen aber um ein vielfaches übertrifft, erfolgt im Jahre 1915. Die Herstellungskosten des imposanten Bauwerkes betragen über 135 Millionen Mark.



schon seit vielen Tagen auf, um dir dein Galgenmännlein abzulaufen. Freilich hast du vermaledeit wenig dafür gegeben, und ich selbst weiß keine geringere Münze aufzutreiben. Aber höre zu und folge mir. Auf der andern Seite der Berge wohnt ein Fürst, ein junger, lockerer Bursche. Dem heß' ich morgen ein gräßliches Untier auf den Hals, sobald ich ihn von seinem Jagdgesolge werde fortgelockt haben. Harre du hier bis Mitternacht, und geh alsdann, — eben wenn der Mond ob jenem Felsenjaden steht, — mäßigen Schrittes die finstre Klust zur Linken entlang. Verweile dich nicht, eile dich nicht, und du kommst eben zur Stelle, wenn das Untier den Fürsten unter seinen Tagen hat. Greif es nur furchtlos an, es muß dir weichen, und sich vor dir das schrofse Meerufer hinunterstürzen. Dann begehre vom dankbaren Fürsten, daß er dir ein paar Halbheller schlagen lasse, wechsle mir zwei aus, und für einen davon wird das Galgenmännlein mein."

So sprach der gräßliche Reiter, und ohne Antwort abzuwarten, ritt er in die Büsche langsam hinein.

"Wo sind' ich dich aber, wenn ich die Halbheller habe?" schrie Reichard ihm nach.

"Am Schwarzbrunnen!" rief der Reiter zurück. "Jede Kündermühme hier kann dir sagen, wo der liegt."

Und mit langsamen, aber weit ausgreifenden Schritten trug das häßliche Roß seine häßliche Bürde fort.

Für einen, der so gut als alles verspielt hat, gibt es kein Waagestück mehr; deshalb sich auch der Reichard in seiner betrübten Verzweiflung entschloß, dem Ratsschlage des furchtbaren Reiters Folge zu leisten.

Die Nacht brach ein, der Mond stieg auf und stellte sich endlich rotfunkeleud über den bezeichneten Felsenjaden hin. Da erhob sich zitternd der bleiche Wandersmann und schritt in die dunlle Klust hinein. Freudlos und dunkel sah es drinnen aus, nur selten vermochte ein Mondenstrahl über die hohen Klippen zu beiden Seiten hereinzusehen, auch dunstete es in dem eingeengten Orte, wie Grabesgeruch, sonst aber ließ sich nichts Unheimliches verspüren. Der Reichard fühlte sich auf diese Weise zum Weilen nicht verlockt, eher zum Eilen, aber auch dies unterließ er, des Reiters Weisung getreu und entschlossen, nichts durch seine Schuld von dem Hädlein reißen zu lassen, welches ihn an Licht und Hoffnung noch ankämpfte.

Nach mehreren Stunden funkelten einige rote Morgenlichtlein auf seinen dunkeln Weg, frische tröstende Lüfte hauchten seinem Anflitz entgegen. Aber eben, als er aus dem tiefen Pfade hervorstieg und sich an der frischen Waldgegend ergötzen wollte und am blauen Gestirmer des Meeres, das sich unfern von ihm ausdehnte, störte ihn ein ängstliches Geschrei. Umblickend sah er, wie ein abscheuliches Tier einen jungen Mann im reichen Jägerkleide am Boden liegend unter sich hatte. Des Reichard erste Bewegung war wohl, zur Hilfe zu eilen; nur als er die Bestie recht ins Auge sah und sah, daß sie einem ungeheuern, griesgrämischen Affen gleich sah, der noch überdies ein gewaltiges Hirschgeweih auf dem Kopfe trug, verließ ihn aller Mut, und er stand im Begriffe, dem jämmerlichen Hilfsgekrei des Gefallenen ungeachtet, wieder in seine Klust zurückzutreiben. Da fiel es ihm erst recht wieder ein, was der Reiter gesagt hatte. Von der Angst vor ewigem Verderben getrieben, lief er mit seinem Knotenstod auf das Affen-ungeheuer zu. Dieses wiegte eben den Jäger in seinen Vordertaken, es schien, um ihn emporzuschleudern und dann mit dem Geweihe aufzufangen. Als sich aber Reichard nur eben nahte, ließ es seine Beute fallen und lief mit einem häßlichen Gepfeif und Geträchz davon, der fast gewordene Reichard ihm nach, bis es vom hohen Meeresstrand hinunterstürzte, ihm noch ein abscheuliches Gesicht zusetzend und dann unter den Wellen verschwindend.

Nun ging der junge Gesell triumphierend zu dem erreteten Jägersmann zurück, der sich ihm auch nach Erwarten als regierender Fürst dieser Gegend kund gab, seinen Schützer für einen gar freisamen Helden ausschreiend und ihn bittend, er möge nur dreist irgend einen Lohn von ihm fordern, so hoch er in seinen Kräften stehe.

"Ja, fragte der Reichard hoffnungsvoll, „ist das Euer Ernst? Und wollt Ihr mir bei Eurer fürstlichen Ehre nach Vermögen zu dem Verhelfen, darum ich Euch bitten werde?"

Der Fürst bejahte es abermals aufs freudigste und zuversichtlichste.

"Nun denn," rief Reichard inbrünstig stehend aus, „so laßt mir doch um Gottes Willen ein paar Halbheller gültiger Münze schlagen, wenn's auch nicht mehr als zwei sind."

Während ihn der Fürst noch voll Erstaunen ansah, waren einige seines Gefolges herbeigekommen, denen er alles Vorgefallene erzählte, und von welchen einer alsbald in Reichard den wahnwitzigen Halbheller, den er schon sonst gesehen, wiedererkamte.

Da fing der Fürst an zu lachen, und der arme Reichard umschlang beängstigt sein Stute, schwörend, es sei um ihn getau, ohne die Halbheller.

Der Fürst aber entgegnete, noch immer lachend: „Steh' nur auf, Gesell, du hast mein Fürstentum, und wenn du darauf bestiehest, laß ich dir Halbheller schlagen, so viel du Lust hast. Sind dir aber Drittheller eben so lieb, so brauch's keiner Münzerei deswegen, denn die Grenzgebirge behaupten, meine Landesbeller wären so leicht, daß drei davon auf einen anderen gewöhnlichen gingen."

"Wenn das nur gewiß ist", sagte der Reichard zweifelnd.

"Ei," entgegnete der Fürst, „du würdest der erste sein, dem sie allzugut schienen. Sollte es dir aber dennoch begehren, so gebe ich hiermit mein feierlichstes Wort, dir noch schlechtere schlagen zu lassen, vorausgesetzt, daß es möglich ist."

Und damit hieß er dem Reichard durch einen Bedienten einen ganzen Säckel Landesbeller geben. Der lief damit wie gejagt nach der nahen Grenze und ward ein so froher Mensch, als er seit langen Zeiten nicht gewesen war, da man ihm im ersten Wirtshause des benachbarten Landes nur ungern und zögernd einen gewöhnlichen Heller für drei fürstliche gab, die er zur Probe verwechselte.

Nun fragte er auch sogleich dem Schwarzbrunnen nach, aber einige Kinder, die in der Gasse spielen, liefen darüber schreiend hinaus. Der Wirt belehrte ihn, selbst nicht ohne Schaudern, dies sei ein gar verrufener Ort, von dem viele böse Geister in das Land ausgehen sollten, und den wenige Menschen mit Augen gesehen hätten. Das wisse er wohl: der Eingang dahin sei unweit von hier, eine Höhle mit zwei dürren Zypressen davor, und man solle nicht des Weges verfehlen können, wenn man da hineingehe, wovor aber Gott ihn und alle treue Christenmenschen bewahren wolle!

Da ward dem Reichard freilich wieder sehr ängstlich zumut, aber gewagt mußte es doch einmal sein, und er machte sich also auf den Weg. Schon von weitem her sah ihn die Höhle sehr schwarz und grauenvoll an; es war, als seien die beiden Zypressen aus Schred über den häßlichen Schlund verdorrt, welcher dem Näherkommenden ein ganz wunderliches Gesein in seinem Schoße zeigte. Es sah wie lauter verzerrte, langbärtige Fratzengeichter aus, deren einige sogar Aehnlichkeit hatten mit jenem Affenmonstrum am Meeresstrande. Und wenn man denn recht hinsah, war es doch wieder nur bloßes vielgezacktes und vielzespaltenes Felsgeäder. Zitternd trat der arme Gesell unter die Larden hinein. Das Galgenmännlein in seiner Tasche ward so schwer, als wolle es ihn zurückziehen. Aber eben dadurch wuchs sein Mut; „denn“, dachte er, „was der nicht will, muß ich just wollen.“ Auch legte sich tiefer in der Höhle eine so dichte Finsternis über seine Augen, daß er bald von den Schreckgestalten nichts mehr gewahr ward. Nun fühlte er nur höchst vorsichtig mit einem Stöcken vor sich hin, um nicht etwa in unbekannt Abgründe zu stürzen, fand aber nichts, als ebenen, feinstemooften Boden, und wäre nicht bisweilen ein wunderliches Pfeifen und Krächzen durch die Höhle gegangen, er hätte sich alles Entsetzens gewehrt.

Endlich gelangte er hinaus. Ein wüster Bergfessel schloß ihn von allen Seiten ein. Zur Seite sah er das große, furchtbare Schwarzroß seines Handelsmannes, wie es unangebunden, mit hochgehaltenem Kopfe, ohne zu weiden oder sich sonst zu regen, gleich einer erzernen Bildsäule dastand. Gegenüber quoll ein Born aus dem Felsen, darin sich der Reiter Kopf und Hände wusch. Aber die böse Flut war schwarz wie Tinte und färbte auch so ab; denn als sich der riesige Mann nach Reichard umkehrte, war sein häßliches Antlitz ganz mohrenfarb, welches auf eine schreckliche Weise gegen den reichen roten Kleiderputz abstach. „Zittr nicht, junger Bursch“, sagte der Furchtbare. „Das ist eine der Zeremonien, die ich dem Teufel zu Gefallen tun muß. Alle Freitag muß ich mich hier so waschen, zu Trutz und Hohn dem, den Ihr Euren lieben Schöpfer nennt. So muß ich auch immer den Purpur meines roten Kleides, so oft ich ein neues brauche, mit einer bösen Zahl von Tropfen meines eignen Blutes mischen, — wovon er denn freilich eben die wunderprächtige Farbe bekommt, — und was der lästigen Bedingungen mehr sind. Noch obenein habe ich mich ihm mit Leib und Seele so fest verschrieben, daß an gar keine mögliche Lösung zu denken ist. Und weißt du, was mir der Knauer dafür gibt? Hunderttausend Goldstücke des Jahres. Damit kann ich nicht auskommen, und will mir deshalb beim Galgenmännlein kaufen, welches ich auch schon dem alten Geizhals zum Poffen tue. Denn schau', meine Seele hat er ohnehin, und nun kommt das



Ein Tor aus Walfischkiefertnochen.

Ein eigenartiges Tor befindet sich in der Hafensstraße in Lehe in Ostfriesland. Es besteht aus Walfischkiefertnochen und ist eine Sehenswürdigkeit der Stadt.

Teuflein in der Flasche dermaleinst ohne allen Gewinn in die Hölle, nach seiner langen Dienstzeit, zurück. Da soll der grimme Drache recht stuchen." Und zu lachen begann er, daß die Felsen schallten und selbst das sonst regungslose schwarze Ross ordentlich zusammenfuhr.

„Nun," fragte er, sich wieder zu Reichard wendend, „bringst du Halbheller, Gesell?"

„Ich bin Guer Gesell nicht", entgegnete Reichard, halb verzagt, halb trotzig, indem er seinen Säckel öffnete.

„Ach, nur nicht so vornehm getan", schrie der riesige Handelsmann. „Wer hegte dem Fürsten das Monstrum zu, damit du siegen könntest?"

„Es wär' all der Spul nicht nötig gewesen", sagte Reichard, und erzählte, wie der Fürst schon ganz von selbst nicht nur Halbheller schlage, sondern gar Drittelheller.

Der rote Mann schien verdrießlich darüber, daß er sich nun unnötig die Mühe mit dem Ungeheuer gegeben hatte. Dennoch wechselte er sich drei schlechte Heller gegen einen guten ein, gab dem Reichard einen von jenen und empfing dagegen das Galgenmännlein, welches ganz schwer aus der Tasche ging und am Boden des Glases verdrossen und traurig zusammengekrümmt lag. Des lachte der Käufer wieder gewaltig und schrie: „Kann dir doch alles nichts helfen, Satan: nur Gold her, so viel mein Schwarzross irgend neben mir tragen kann." Als bald auch ächzte das ungeheure Tier unter einer gewaltigen Goldbürde. Doch nahm es noch seinen Herrn auf und schritt alsdann, einer Fliege ähnlich, welche die Wand hinaufgeht, an dem senkrechten Felsen gerade empor, aber doch mit so abscheulichen Bewegungen und Verrenkungen, daß Reichard nur schnell in die Hölle zurückfloh, um nichts mehr davon zu sehen.

Erst als er an der andern Seite des Berges wieder herausgekommen und eine große Strecke von dem Schlunde fortgelaufen war, drang das ganze frohe Gefühl der Befreiung durch sein Gemüt. Er fühlte es in seinem Herzen, daß er die frühern großen Fehle abgebüßt habe und ihm fortan kein Galgenmännlein mehr angehören könne. In hohe Gras legte er sich vor Freunden, streichelte die Blumen und wart der Sonne Ruckhände zu. Sein ganzes heitres Herz von sonsther war wieder in ihm lebendig, nicht aber zugleich der ehemalige freche Leichtsin und Frevelmüt. Obwohl er sich jetzt mit ziemlichem Rechte rühmen konnte, den Teufel selbst betrogen zu haben, rühmte er sich dennoch

dessen nicht. Vielmehr richtete er seine ganze verjüngte Kraft darauf, wie er forthin auf eine fromme, ehrenwerte und freudige Art in der Welt leben möge. Das gelang ihm denn auch so wohl, daß er nach einigen Jahren tüchtiger Arbeit als ein wohlhabender Kaufmann in die lieben deutschen Lande zurückkehren konnte, wo er sich ein Weib nahm und oftmals in seinem gesegneten Greisenalter Enkeln und Urenkeln die Mär von dem verfluchten Galgenmännlein zu nützlicher Warnung vorerzählte.

### Sinnsprüche.

Ich halte, wie die Welt, von Komplimenten nicht,  
Ruß heißt mein hartes Wort, das Stahl und Eisen bricht.  
Und warum wollt ihr mir den letzten Gang versagen,  
Die Jungfern pflegen sonst kein Länzchen abzuschlagen.

Unter dem Wilde einer Jungfrau.  
(Totentanzvers.)

Der Kaffee muß heiß wie die Hölle, schwarz wie der Teufel,  
rein wie ein Engel, süß wie die Liebe sein.

Fallebrand.

Herb ist's und süß, beim knisternden Kamin  
An stillen Winterabenden zu lauschen,  
Wie die Erinnerungen vorüberrauschen,  
Wenn Glockentöne durch den Nebel ziehn.

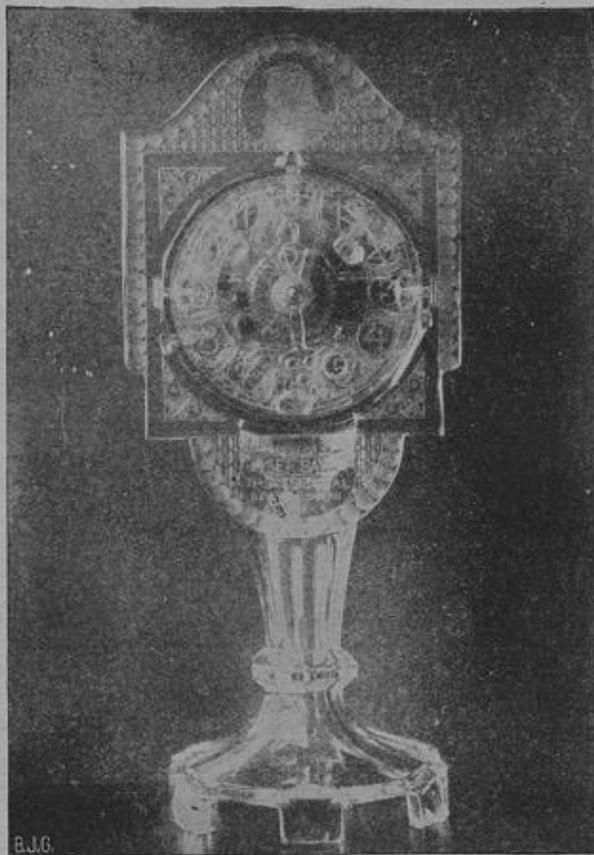
Baudelaire.

Ein Kampfplatz ist die Welt,  
Das Kränzlein und die Krone  
Trägt keiner, der nicht kämpft,  
Mit Ruhm und Ehr' davon.

Angelus Silesius.

Zehnmal versagen besser als einmal lügen.

Walther v. d. Vogelweide.



B.J.G.

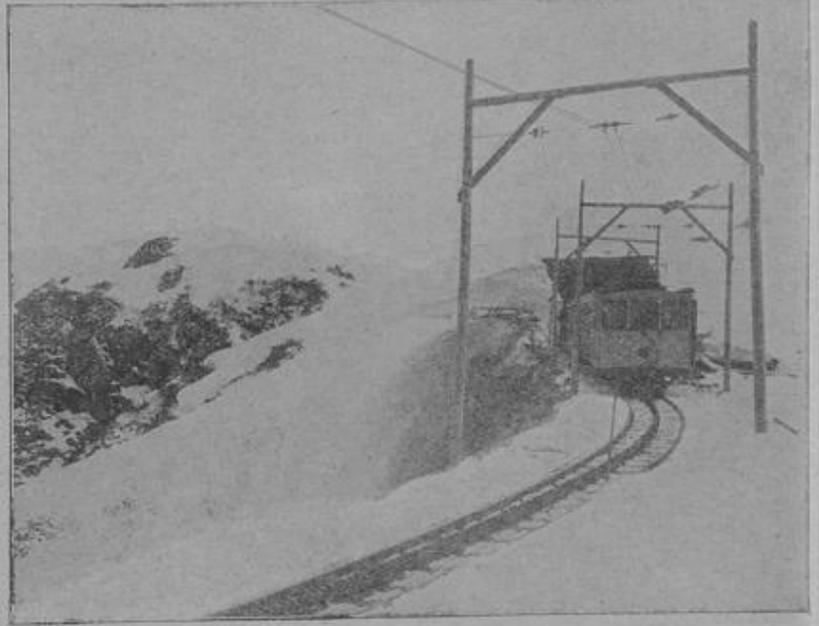
Eine Glasuhr.

Ein Meisterwerk der Glasschleiferkunst hat der Glasschleifer Josef Bayer in Theresienthal fertiggebracht. Er hat eine Uhr hergestellt, deren Gehwerk außer der Feder und Spiralfeder ganz aus Glas besteht. Der Künstler brauchte zur Herstellung der Uhr 10 Jahre. Sie ist 40 Zentimeter hoch und 17 Zentimeter breit.

Zur Eröffnung der Wendelsteinbahn.

Der Zug passiert den letzten Tunnel vor der Station „Mitteralm“.

Die erste Bergbahn Bayerns, die Wendelsteinbahn, die zu einer weit über die bayerische Hochebene schauenden, vielbesuchten Kapelle führt, ist kürzlich fertiggestellt und dem Verkehr übergeben worden. Besondere Schwierigkeiten waren beim Bau der Bahn an der Haltestelle Mitteralm zu überwinden, da hier hintereinander vier Tunnel gebohrt werden mußten, zwischen denen tiefe Abgründe gähnen.



Das Kreuz

Erzählung von Karl Pauli.

(Nachdruck verboten.)

Mitunter kommen selbst die ernstesten Männer auf phantastische Gespräche; wir saßen zusammen eine ganze Anzahl von Leuten, die alles andere waren als Träumer, und sprachen von — Träumen. Jeder versicherte, daß er absolut nicht an Träume glaube, erzählte aber gewöhnlich gleich hinterher einen Traum, der nach seiner Meinung mit irgendeinem Ereignis im Zusammenhang gestanden haben müsse. Nur einer war bisher still geblieben, einer, der vielleicht am ersten etwas erzählen konnte, denn er hatte viel durchgemacht in seinem Leben und mancher Herren Länder gesehen. Aber er sagte nichts, bis sich einer direkt mit der Frage an ihn wandte: ob er an Träume glaube.

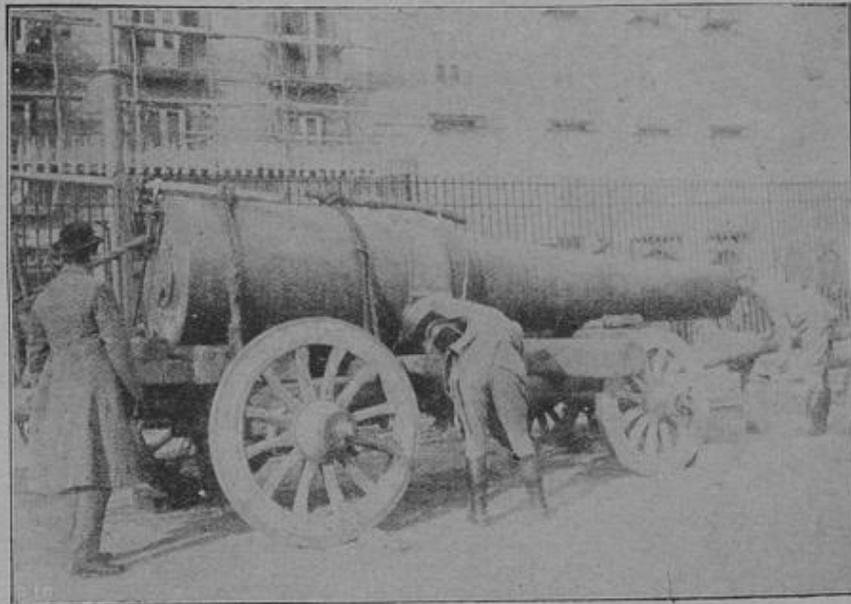
„Nein,“ erwiderte der Gefragte, „nein; ganz entschieden nicht, trotzdem ich nicht leugnen kann, daß einst mir und vielen anderen ein Traum das Leben gerettet hat.“

Das war natürlich zuviel behauptet, um den Beweis schuldig zu bleiben; es genügte auch nur eine kurze Aufforderung, und er erzählte:

„Es war zu der Zeit, als die Pacific-Bahn eben fertig geworden war, es fehlte damals an geschulten Kräften und vor allem an Maschinisten, und da ich eine Benigkeit vom

Maschinensach verstand, nahm ich ohne Bedenken eine Stelle als Lokomotivführer, die sich mir bot, an. Sehr angenehm war diese Stelle keineswegs, auch war das Leben weniger angenehm als abwechslungsreich. Wüffel, Indianer, Eisenbahnräuber, ein damals eben erst aufgekommener Beruf, dem sich alle intelligenten Spießbuben der Vereinigten Staaten mit Feuereifer zugewandt, machten uns das Leben schwer. Dazu kamen die gewöhnlich mit den Räubern unter einer Decke stehenden Tramps, Landstreichler, die sich in die Züge schlichen, auf die Aufhänger setzten, kurz, sich jedenfalls immer gratis befördern ließen. Ich weiß nicht, warum wir gerade auf diese Menschenklasse so erbittert waren, eigentlich taten sie uns doch am wenigsten, und der Vorwurf, daß sie den Indianern die Züge, die Geld mit sich führten, verrieten, war zum mindesten unbewiesen; wie hätten die es auch wissen können. Allein, es war nun einmal so, der Tramp war der besigehaftete Mann bei den Beamten der Bahn, und wenn einmal einer in unsere Hände fiel, dem ging es gewöhnlich schlecht.

Dieses Malheur sollte eines Tages einem zerkumpton Spanier passieren; der Kerl war vor einer Station vom



Eine erbeutete türkische Kanone.

Der italienisch-türkische Krieg macht trotz der Anstrengungen der Italiener in Afrika und neuerdings auch im Negäischen Meere infolge des wohlbedachten Zauderns der Türken keine entscheidenden Fortschritte. Nur den Küstensaum von Tripolis können die Italiener ihr eigen nennen. Hier haben sie auch einige Kriegsbeute gemacht. Darunter befindet sich eine Kanone von riesigen Dimensionen. Sie wurde kürzlich nach Italien geschafft und soll als Kriegstrophäe auf einem Platze in Rom aufgestellt werden.



### Schloß Jägerhof vor und nach der Umgestaltung.

Unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor ward in den Jahren 1760 bis 1766 von seinem Statthalter, dem Grafen Boltstein, im neuen, fiskalischen Teil des Düsseldorfer Hofgartens das Schloß Jägerhof als Wohnung des kurfürstlichen Oberjägermeisters in den leichten gefälligen Formen des Barockstils erbaut. Der Bestimmung entsprechend erhielten die Nebengebäude reichen Schmuck an Schnitzwerk, Jagdszenen und Wappen, die besonders gut sich in dem reichen Grün des Parks ausnahmen. Im neunzehnten Jahrhundert war das Schloß lange Jahre der Wohnsitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Vor einigen Jahren übernahm die Stadt Düsseldorf das Schloß samt dem Park, teilte das Grundstück, soweit das nötig war, auf, ließ das Innere des Schloßes und die Umgebung von Architekten herrichten und den ganzen Komplex zum Repräsentationshaus und zur Wohnung des Oberbürgermeisters umbauen. Trotz der Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegenstellten, ist es gelungen, den Charakter des Schloßes in der glücklichsten Weise zu wahren.



Zuge abgesprungen und hatte sich den Fuß verstaucht. Ich hatte es von der Maschine aus gesehen und rannte zurück, um mein Unglück an dem Kerl zu rächen. Ich war nämlich wütend, da ich aus Ungeschicklichkeit die große Mittelscheibe des Fensters meiner Maschine zer schlagen hatte. Mitten durch war sie gesprungen, als ob der Schnitt mit dem Lineal gemacht wäre; aber das schützte mich doch nicht davor, daß ich sie bezahlen mußte, und das ärgerlichste war, daß mir das nicht auf einer gewöhnlichen Maschine, sondern auf einer Probemaschine passiert war. Um dem Lokomotivführer einen größeren Ueberblick zu gewähren, hatte man nämlich versuchsweise Maschinen eingestellt, bei denen der Platz, auf dem der Lokomotivführer steht, ganz vorn war, etwa so, wie jetzt auf den vielen Kleinbahnen hier in Deutschland, wo man immer glaubt, die Maschine sei verfehrt angekoppelt. Auf einer solchen Maschine ist natürlich die Fensterscheibe einem viel größeren Druck ausgesetzt, und

ich weiß nur, daß der Kerl unendlich komisch war in seiner Angst, seiner Frechheit, seiner unverschämten Zudringlichkeit, daß ich ihm schließlich nicht nur erlaubte, weiter mitzufahren, sondern ihm sogar gestattete, mit auf die Lokomotive zu steigen. Am meisten trug wohl der Umstand dazu bei, daß der arme Mensch so herzbrechend nach seinen Kindern jammerte, die er in Gefahr glaubte, und einen Vater von seinen Kindern fernzuhalten, wenn er glaubt, ihr Leben hinge von seiner Wiederkehr ab, ist eine so schwere Verantwortung, daß ich sie nicht auf mich zu nehmen wagte.

Genug, als wir weiter fuhren, stand er neben mir auf der Maschine, trotzdem eigentlich eine solche Passagierschaft streng verboten war. Aber wo kein Kläger, ist kein Richter.

Ich hatte nicht zu bereuen, ihn mitgenommen zu haben; es war ein durchaus drolliger Kauz, der voll Aberglauben und Gespenstergeschichten steckte, von denen er mir die besten während der Fahrt aufsticht. Zuletzt kam auch der Traum an die Reihe, der ihn veranlaßt, die tolle Fahrt zu wagen.

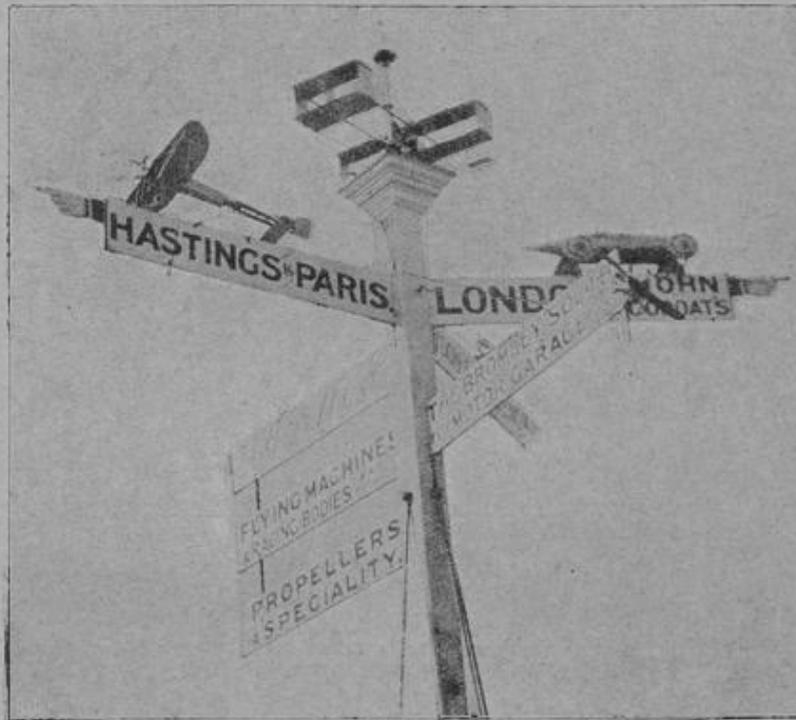
„Ich träumte,“ erzählte er mir, „ich ginge von meiner Arbeitsstätte nach Hause. Der Weg führte einen Berg hinab. Unten sehe ich meine Hütte stehen, aber plötzlich öffnet sich vor dieser ein Abgrund, aus dem Rauch und Flammen empor schlagen — ein Krater, — und zugleich fängt sich der Weg an zu senken und wird immer steiler und steiler nach dem Abgrunde zu, so daß ich anfangs, zu gleiten und zu rutschen. Mein Gott, ich bekam eine fürchterliche Angst, ich wollte schreien, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Immer näher und näher rutschte ich dem feuerpeidenden Krater, im nächsten Augenblicke mußte ich in ihm versinken, ich sehe mich nach Rettung um! Nirgends! Nach einem Gegenstand, an dem ich mich festhalten kann, aber ich erblicke nichts! Da plötzlich sehe ich, ganz dicht am Rande des Abgrunds steht ein Kreuz, ein dünnes Kreuz, als sei es aus Faden gefertigt; dennoch ergreife ich's, es hält mich zwar im Falle auf, aber es neigt sich nach vorn, über den Abgrund. Schon denke ich, ich bin verloren, da legt es sich so, daß es gerade von einem Rande des Abgrund bis zum anderen hinüberreicht wie eine Brücke. Ich fühle zwar, wie mich die Flammen umlodern, ich fühle, wie mir der Rauch ins Gesicht schlägt, aber ich bin doch imstande, hinüberzurutschen, die Meinen, die, ohne Ahnung von der Gefahr, in der sie sich befinden, ruhig schlafen, aufzuwecken und aus der gefährdeten Hütte, die bald darauf in den Flammen versank, zu retten. Nun, sagen Sie mir, mußte ich nach Hause?“

Ich hatte keine Zeit, ihm zu antworten, denn kaum hatte er ausgesprochen, als eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorging, sein Gesicht verzerrte sich zu einer blutleeren Frage, seine Augen starrten mit dem Ausdruck größten Entsetzens nach dem Fenster

der Lokomotive, und die Hände ausstreckend, schrie er mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr an sich hatte: „Das Kreuz! Das Kreuz!“

Unwillkürlich folgte mein Blick dem seinen und wirklich, da stand unverkennbar ein ganz deutliches Kreuz vor dem Fenster der Lokomotive. Nervös durch sein Schreien und seine Gespensterseherei fahre ich auch im ersten Augenblicke erschrocken zurück, erkenne aber sofort, daß dieses Kreuz durch den Sprung in der Scheibe und ein Seil oder Tau, das von außen quer vor dem Fenster lag, gebildet wurde. Eben will ich mich nach der Ursache dieser auffälligen Erscheinung umsehen, da springt der Spanier wie ein Wahnsinniger auf die Maschine zu, und ehe ich's hindern konnte, hatte er den großen Hebel, der die Maschine zum Halten brachte, heruntergerissen.

Wütend springe ich zu, um ihm den Hebel aus der Hand zu reißen; es schien mir nicht die mindeste Notwendigkeit vorhanden, den Zug zum Stehen zu bringen, als mich ein Anblick, der zugleich mein Blut erstarren machte, von diesem Vorhaben Abstand nehmen läßt. Dicht vor der Maschine neigen sich, je rechts und links vom Bahnkörper zwei mä-



Ein Wegweiser für Aeroplanc.

Eine englische Aeroplanfabrik in der Nähe Londons hat auf dem Dache ihres höchsten Fabrikgebäudes einen Wegweiser zur Orientierung für Flugfahrzeuge errichtet.

drückte mir der Luftdruck die Scheibe heraus, dann hatte ich während der nächsten Stunde einen Zug auszuhalten, der mit einem achttägigen Kopfwch nicht zu teuer bezahlt war wenn es nicht gar das Gehör oder das Augenlicht kostete.

Und da muß mir der Kerl in die Hände fallen! Wie ein Wilder stürze ich auf ihn zu; aber da ich sehe, daß er ohne Bestimmung ist, tue ich ihm vorläufig nichts; einen Bestimmungslösen zu schlagen, wäre überflüssige Anstrengung, der fühlt ja doch nichts. Ich versuche ihn denn zuerst ins Leben zurückzurufen. Das gelingt mir auch, und wie ich nun mit Vorwürfen in den Menschen eindringe, wie er sich habe auf den Zug setzen und die Gesellschaft um das Fahrgeld habe pressen können, denn ich wollte doch einen Grund haben, den Kerl ordentlich zu verhauen, da bittet er mich himmelhoch, ich solle ihm doch erlauben, wieder auf den Kuhfänger zu klettern, er habe keinen Pfennig Geld und müsse nach Hause, er habe einen Traum gehabt, und der habe ihn gemahnt, nach Haus zu kommen, sonst müßten Frau und Kinder sterben.

Ich weiß nicht, was er alles in seinem Kauderwelsch von Spanisch, Englisch, Deutsch noch zusammenschwadronierte;

tige Baumriesen und stürzen nach kurzem Schwanken schwer, ihre Kronen kreuzend, über die Schienen. Strachend, prasselnd, sauchend fährt die Maschine in das Gewirr der Äste und Zweige. Aber sie steht, auf das Haltesignal war der Zug gebremst worden, noch mit Handbremsen, wie das früher üblich, doch es hatte genügt, die Wucht des Stoßes zu brechen. Wäre der Zug in voller Fahrt gewesen, das Hindernis hätte ihn unfehlbar zum Entgleisen gebracht, und sein Wagen wäre in den Schienen geblieben.

Noch stand ich, halb bewusstlos vor Staunen über all das Unerwartete auf meiner Maschine, da höre ich auf einmal Schüsse fallen, und als ich rückwärts sehe, erblicke ich verdächtige Gestalten, die zwischen den Bäumen aufstauen und nach dem Zuge schießen. Aber das Feuer wird aus dem Zuge bestig erwidert, die Passagiere springen aus den Wagen und schießen aus Büchsen und Revolvern auf die Angreifenden (damals fuhr kein Mann unbewaffnet), die sich auch bald zurückziehen und auf ihren Pferden davonsprengen.

Nun wußte ich auch, worum es sich handelte — um ein Eisenbahnattentat! Die Räuber, Indianer oder was es für Banditen sein mochten, hatten rechts und links von der Bahn zwei Bäume angefügt und durch ein Drahtseil verbunden, gerade in der Höhe, wie die Kesselhöhe der Maschine war. Diese sollte, wenn sie in voller Fahrt daherkam, das Seil fassen und die Bäume umreißen, die dann auf Gleis fallen und den Zug unfehlbar zum Entgleisen bringen mußten. Und so war es auch, wie sich bei näherer Untersuchung herausstellte. Und wäre das Kreuz des Spaniers nicht gewesen, so war ein unabsehbares Unglück nicht zu verhüten, ja es war fraglich, ob einer der Mitfahrenden mit dem Leben davongekommen wäre. Die Grausamkeit der Bahnräuber war bekannt, und schon oft hatten sie bei Ueberfällen auf Züge, die ihnen gelingen waren, weder Weib noch Kind verschont.

Dreierlei hat uns gerettet: erstens, daß die Maschine nach neuem System gebaut war und den Führerstand vorn hatte, sonst hätte sich das Drahtseil am Schornstein versangen, und die List der Bösewichter wäre gelungen. Zweitens, daß die Scheibe geplakt war, so daß das Seil mit dem Sprung ein Kreuz bildete, denn nur das hatte den Spanier veranlaßt, den Zug anzuhalten. Zum dritten und vornehmlichsten aber der Traum des Spaniers, weder er noch ich hätten auf das Seil, das nicht viel dicker als eine Zunderschnur war, achtgegeben.



Ein Wunder der Dressur.

Der Affe Konsul hat sich außer den Fertigkeiten im Rollschuhlaufen und Radfahren auch neuerdings die des Klavierspiels angeeignet. Wie weit allerdings sein Klavierspiel unter die Rubrik „Kunst“ gehört, darüber sind sich die Gelehrten ausnahmsweise sehr einig.

Das Merkwürdigste aber war, daß sich die Frau und die Kinder des Spaniers, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte, mit in dem Zuge befanden.

## Kannst dem Frühling du gebieten?

Kannst dem Frühling du gebieten:  
„Keine Blüten sollst du tragen!“  
Kannst dem Sprosser du gebieten:  
„Nicht in Liedern sollst du klagen?“

Kannst dem Lichte du gebieten:  
„Heute soll es nimmer tagen!“  
Kannst dem Himmel du gebieten,  
Seine Sterne zu versagen?

Kannst dem Adler du gebieten,  
Sich zur Sonne nicht zu wagen, —  
Dann gebiet' auch meinem Herzen,  
Nicht in Lieb' für dich zu schlagen!

Theodor Löwe.

## Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen,  
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet:  
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet,  
Und Klang den Vögeln, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogten,  
Nur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:  
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet  
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah, mit bleichen Wangen,  
Da sprach er, gleich als ob es ihn gereuet,  
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hingab ich, was die einzelnen erfreuet,  
„Doch dir nur schenk ich dies gesamte Brangen,  
„Dein Herz versammle, was ich rings zerstreuet!“

Robert Hamerling.

## Holzacker.

Er hakt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,  
Müht sich vom frühesten Morgen;  
Und sie besiegt im kleinen Haus  
Die tausend großen Sorgen.

Tropft abends ihm der heiße Schweiß  
Von seiner Stirne nieder,  
Sie trocknet sanft, sie trocknet leis  
Die furchenreiche wieder.

So haben sorgen sie genüßt  
Seit langen harten Jahren,  
Und keiner hat es wohl gewußt,  
Wie glücklich beide waren.

Carl Siebel.

## Humor.

— Abgelürztes Verfahren. „Wie, Herr von Zihwig, schon von der großen Bergtour zurück?“ „Ach, ja wohl, mit Aeroplan schnell hinauf!“ „Und herunter?“ „Gepurzelt!“

— Der leichtsinnige Polier. Einem modernen Baumeister wird gemeldet, daß ihm ein Neubau eingestürzt sei. Er läßt sofort den Polier kommen, um die Ursache zu erfahren. „Sie haben wohl das Gerüst entfernt, ehe die Tapeten angelebt waren?“ fragte er scharf. „Ja wohl, Herr Baumeister.“ „Und Sie wollen Polier sein? Sie sind entlassen.“

— Beim Rechtsanwalt. „Was sagte der Schuldner denn, als Sie ihm die Rechnung vorlegten?“ „Gehen Sie zum Genfer!“ „Da bin ich gleich zu Ihnen gegangen, Herr Rechtsanwalt.“

— Taktik. Am Bierisch redet man über die Frauen. Schulze meint vor allem, die Frau dürfe sich nie bei einem auskennen. „So komm ich gestern abend aus dem Wirtshaus nach Hause, legte mäuschenstill Mantel und Hut ab, stellte den Stod behutsam in eine Klumpe, zog dort die Stiefel aus und schlich lagenartig ins Schlafzimmer... und meine Frau war noch wach, sie zündet ein Licht an, schaut auf die Uhr und es waren 10 Uhr.“ „Bravo—o—o!“

— Der beschämte Spötter. Bei einem Festmahl saß ein ahnenstolzer Graf neben einem Neugeadelten, dessen Vorfahren ehrbare Schneidermeister waren. Um ihn damit aufzuziehen, brachte der Graf das Gespräch auf Kleidungsstücke und Puz und sagte schließlich: „Wahrhaftig, Ihr Großvater war ein Bekleidungskünstler comme il faut, die besten Röcke, die mein Vater jemals getragen hat, stammten aus seinem Atelier.“ „Das ist mir keine Neuigkeit“, entgegnete dieser kaltblütig, „vor wenigen Tagen noch sand ich die alten unbezahlten Rechnungen, die ich mit anderen unnützen Papieren dem Feuer übergab.“

— Richter (in Georgia): „Schuldig oder nichtschuldig?“ — Angeklagter: „Geben Sie mir fünf Jahre und gehen Sie heim.“

— Unüberlegt. „Ich habe zur Zeit einen Hund gehabt, der war so schlau, daß er genau Spitzbuben von ehrlichen Leuten unterscheiden konnte.“ „Wo ist er denn hingekommen?“ „Ja, als er mir die dritte Hofe zerriß, hörte meine Geduld auf und da hab' ich ihn halt verkauft.“

## Rätsellecke.

### Königszug.

	Tag	wer	begt	en	und	Nacht	
Freud	quell	und	Buß	sie	mer	Trug	Gott
en	er	im	Nacht	im	ht	im	wer
schön	reich	Welt	en	ht	sie	tief	Herz
ein	und	im	ihn	buch	trägt	en	sten
Welt	lieb	und	hell	en	auch	Wi	in
dir	die	so	licht	ists	drauß	nen	es
	dü	nkt	in	nen	so	ists	

### Palindrom.

Wie heißen die Verwandten,  
Die aller Welt bekannnten,  
Die wenn sie uns den Rücken lehren,  
Sich unverändert stets bewähren,  
Und stets dieselben bleiben  
Wie toll sie's oft auch treiben.

### Somonym.

Ich dufte und blühe,  
Bin Vogel und fliehe,  
Im Zorne entbraunt,  
Oft blutiges Turnier,  
Bin Theologe hier  
Und dort ein Musikant.

### Zogogriph.

Wird' es das Wort mit f nicht geben,  
Umsonst wär' Tier- und Pflanzenleben,  
Mit a ruht's in der Erde Schollen,  
Tier, Mensch mit t es werden wollen.

### Scharade.

Eins wird gehört, wo Schmerz und Bonne sind,  
Zwei ist die reiz- und wonnenvolle Stätte,  
An die uns fesselt trauer Liebe Kette,  
Zum Ganzen werden wir nur durch ein Kind.

### Rätsel.

Mit a macht's manchem viel Verdruß,  
Mit e man singen, sprechen muß,  
Mit o wächst es auf freiem Feld,  
Nährt Mensch und Tier der ganzen Welt,

### Frühlings-Kryptogramm.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Schachaufgabe:

- |                  |                    |
|------------------|--------------------|
| 1. Dh7—h3 Kd5—e5 | 1. . . Kd5—d4      |
| 2. Dh3—d3 Ke5—e6 | 2. Te8—e5 beliebig |
| 3. Te8—e8 matt.  | 3. Dh3—e3, f5 matt |
| 1. . . Kd—d4     | 1. . . Kd5—d6      |
| 2. Dh3—e6 Kd4—d3 | 2. Kg7—f6 Kd6—d5   |
| 3. De6—e3 matt   | 3. Dh3—d3 matt     |

### Magisches Quadrat:

F e n a  
C b e r  
N e r o  
A r v e

Scharade: Gestern.

Porträtsel: Stich.

Redaktion: Erwin Thynsen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 21.

Sonntag, 19. Mai.

Jahrgang 1912.

## Der schönste Triumph des „Seigerkönigs“.

Erzählt von Bernhard Kiesler.

1.

Es war im Mai 1854. Franzisko Sarajate, Kapellmeister bei dem in Pamplona stationierten Artillerieregiment, stand zu einer Musikprobe bereit; vor ihm seine kleine Frau, eine schwarzlockige Andalusierin. Ihre dunklen Augen kündeten Angst und suchten seinen unstill umherirrenden Blicken zu begegnen.

„Franzisko, wirst du nach der Probe zur Versammlung gehen?“

Seine Stirn legte sich in Falten: „Frage nicht!“

Sie entgegnete in erhöhter Beängstigung: „Ja, du wirst's; ich seh' es dir an! Franzisko, mir bangt! Laß dich beschwören, gehe nicht hin! Bedenke, wie schwer es dir geworden ist, deinen jetzigen Posten zu erringen und welchen Dank du der Königin schuldest. Willst du in unerklärlichem Leichtsinne dein, mein und unserer stunder Glück aufs Spiel setzen?“

„Blanta, du redest nicht wie das Weib eines für Recht und Freiheit begeisterten Mannes reden sollte. Fort mit der Angst! Mit dem Sturze der Königin steigt der Stern unseres Glücks, und die Würfel liegen so, daß sie fallen muß. Wir sind unseres Erfolges sicher; ich werde die Versammlung besuchen und meine republikanische Gesinnung zur Ermittlung anderer freimütig zum Ausdruck bringen. Laß ab von weiteren Versuchen, mir die Zirkel zu stören! Lebe wohl!“

Er drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn, hob den zehnjährigen, schwarzlockigen Pablo, der die ganze Unterredung mit angehört hatte, an seine Brust und stürmte davon. Mutter und Sohn folgten ihm bekümmert bis hinaus auf die Straße. Sie rief ihm angsterfüllt nach, er aber eilte, ohne sich noch einmal umzuwenden, weiter.

2.

Die Musikprobe nahm heute für die Mitglieder der Militärkapelle einen angenehmen Verlauf. Ihr Dirigent Sarajate war mit allem zufrieden, korrigierte keinen einzigen Ton, während er sonst ein peinlicher Feinhörer, ja für Falschspieler geradezu Tyrann sein konnte. Auch war die Probe heute viel schneller beendet als sonst. Nach derselben vertauschte er seine Uniform mit einem Zivilanzug und begab sich zum Versammlungsort der Republikaner in einer der engsten und abgelegensten Straßen Pamplonas.

Durch einen Vorraum, wo gespielt, geläutet und getanzt wurde, gelangte man in einen verwahrlosten Wirtschaftssaal. Tabaksqualm trübte die spärlich hereindringende Tageshelle und ließ die versammelten Freiheitshelden in unklaren Umrissen erscheinen. Ein beklemmender Dunst wehte den Eintretenden entgegen und bewirkte, daß Sarajate einige Augenblicke zögernd auf der Schwelle stehen blieb.

Sofort aber kamen mehrere Gestalten auf ihn zu, die ihn gut kennen mußten, denn ohne das Lösungswort zu ver-

### Die Lebensretter in Frankreich.

Anlässlich der alljährlich tagenden Mitglieder-Versammlung der nautischen Gesellschaft werden eine Anzahl von Personen, die im verfloßenen Jahre Menschen das Leben gerettet



haben, von der französischen Regierung mit Rettungsmedaillen dekoriert. Es befinden sich darunter Leute aller Stände und auch einige, welche bereits eine ganze Anzahl derartiger Auszeichnungen besitzen.



Der Ehrenbürgerbrief der Stadt Strehlen für Professor Ehrlich.

Professor Ehrlich, der Frankfurter Aetiologe, ist infolge seiner durch zähen Gelehrtenfleiß gelungenen Erfindung des jetzt schon wieder von ihm verbesserten Salvarsan („Neosalvarsan“) wohl zu einem der berühmtesten Männer unserer Zeit geworden. Seine Geburtsstadt Strehlen in Schlesien ernannte ihn zum Ehrenbürger und überreichte ihm einen künstlerisch ausgeführten Ehrenbürgerbrief.

langen, geleiteten sie ihn an eine lange Tafel zunächst der aus rohen Brettern gezimmerten Rednerbühne. Darauf wurde die Tür geschlossen und durch handfeste Gefellen bewacht. Auch Musik und Lärm im Vorraum verstummten.

Obwohl die Zahl der Freiheitshelden groß war und die Becher oft gefüllt wurden, herrschte doch eine unheimliche Stille, als ob Furcht alle in Schach hielt; desto lauter sprachen finstere, unheimlich rollende Augen.

Der Vorsitzende, ein baumlanger Asturier, gab das Zeichen zum Beginn. Er berichtete, wie weit die Vorbereitungen zum Sturze der Königin Isabella gediehen seien, und daß der Tag nicht mehr fern wäre, da die Republikaner in Siegesfreude jubeln würden. Ein zweiter Redner wandte sich an die Schwankenden und suchte sie zur Entschlossenheit zu entflammen. Darauf erhob sich Sarasate, von allen freudig begrüßt. Er begann verschiedene Beschwerden gegen die Königin vorzubringen und versiegte sich sogar zur Anklage, sie gefalle sich nur in eitelster Selbstsucht und sei bar aller Liebe zum Volke.

Da erhob sich plötzlich in der Mitte des Saales ein wahrer Hüne von Gestalt und rief mit Donnerstimme: „Das ist nicht wahr! Das ist eine vermalmedeite Lüge!“ Gleichzeitig wurde es in allen Reihen lebendig. Die Republikaner waren verraten.

Zahlreiche Königstreue, mit der Losung vertraut, alle mit versteckten Waffen, hatten sich einzuschleichen gewußt, und nun begann eine Tumultszene, die sich kaum beschreiben läßt. Tische, Stühle und Bänke wurden umgeworfen, Dolche blitzten, Schüsse krachten; die engen Fenster wurden von Flüchtenden durchbrochen; im ganzen Raum ein wüstes Handgemenge, Getöse und Schreien. Die Königstreuen belamen noch Zuzug von außen, und so war für die Republikaner noch weiterer Gegenkampf Torheit.

Im Getümmel erkannte Sarasate, daß zunächst nach den Häufelführern gegriffen wurde. Schnellste Flucht erschien ihm als das Beste. Schon hatte er sich auf eine Fenster-

brüstung geschwungen, da wurde er am Fuße gefaßt und in den Saal zurückgerissen, und im Nu war er, trotz zweifelter Gegenwehr, gefesselt. Gleich darauf erschien eine Soldatenabteilung und transportierte die Ueberwältigten nach dem alten Gefängnis, das schon manchen der auzuflühnen Republikaner beherbergte.

3.

Frau Sarasate beschäftigte sich mit Ausbessern von Kleidungsstücken. Ihre beiden jüngsten Kinder, ein vierjähriger Knabe und ein zweijähriges Mädchen, spielten ihr zu Füßen. Pablode probierte auf seiner kleinen Geige einen Marsch, den der Vater gestern beim Ausrücken der Soldaten hatte spielen lassen.

Zuweilen hielt die Mutter mit der Arbeit inne, belobte das Spiel oder hatte etwas daran auszuzeigen. Sehr oft sah sie mit schütterlicher Angst nach der alten Wanduhr, denn ihr Mann war noch immer nicht zurück. Endlich erhob sie sich und trat betümmert ans Fenster. Da stand sie Perez, einen Freund ihres Mannes, eilenden Schrittes dagetommen. Sein aufgeregtes Gebaren verriet ihr nichts Gutes. Sie beeilte sich, ihm die Tür zu öffnen. Er grüßte kurz und berichtete ohne Umschweif, was vorgefallen.

Frau Sarasate suchte durch einen gellenden Ausschrei ihrem Herzen Luft zu machen, so daß die Kinder entsetzt auf sie zuetten und sie umklammerten. Sie preßte die Hand ans Herz und jammerte: „O, Gott, ich armes, unglückliches Weib! Was lang ich nun an! O rate mir doch, was ich tun soll!“

Perez erklärte: „Du gehst ohne Säumen zum Gouverneur und betuerst ihm deines Mannes Unschuld; er sei von Verführern betört worden. Ich werde dies bezeugen. Ich begleite dich.“

„Aber er ist doch keineswegs ohne Schuld!“

„Seine Schuld besteht nur in allzu großer Leichtgläubigkeit.“

„Aber wo sollen unterdessen die armen Kinder bleiben?“

„Pablode wird sie wohl auf einige Stunden in Voas nehmen können; er ist alt genug!“

„Ja, Mutter!“ rief dieser unter Weinen, „geh hin, und bitte den Gouverneur, daß er den guten Vater wieder frei gibt. Ich will unterdessen auf Brüderchen und Schwesterchen achtgeben und mit ihnen spielen.“

Die Mutter warf sich rasch in ihre malerische Sonntagskleidung, und nach kaum einer Viertelstunde stand sie vor dem Gouverneur. Nur auf ihr verzweifeltes Bitten und Drängen hatten sie die Wachen passieren lassen. Sie fiel dem ernstern, würdigen Manne zu Füßen und flehte um Freilassung ihres Gemahls.

Der Gouverneur entgegnete im Vollgefühl seiner Verantwortlichkeit: „Ich muß Ihnen erklären, daß es nicht in meiner Macht steht, Ihren Mann frei zu geben. Er ist hochverräterischer Reden überführt und somit dem Gesetze verfallen.“

„Aber ein zuverlässiger Mann, Juan Perez, kann eidlich aussagen, daß mein Mann unschuldig ist; der Zeuge wartet draußen.“

„Ueber die Schuld oder Nichtschuld kann nur das Kriegsgericht aburteilen; der Zeuge kann wohl dort, aber may jetzt seine Aussage geben. Ich darf in den Lauf des Rechtes nicht eingreifen. Ihr Mann bleibt Gefangener.“

Er wandte sich zum Gehen; sie aber vertrat ihm in halber Verzweiflung den Weg. „Wollen Sie einen Unschuldigen gefangen halten? Die Königin würde, einem Beamten wenig Dank wissen, der nur nach den toten Buchstaben des Gesetzes handelte und dadurch ehrenwerte Bürger samt ihren Familien ins Unglück stürzte. Wird mein Mann nicht frei, dann muß ich samt meinen drei Kindern im Elend verkommen.“

Fast hart entgegnete er: „Ich erkläre Ihnen noch einmal, daß ich Ihren Mann nicht freigegeben kann; eine Fortsetzung der Unterredung ist zwecklos!“

„Dann gestatten Sie wenigstens eine kurze Unterredung zwischen ihm und mir.“

„Auch das kann ich nicht.“ Er wandte sich um und überließ sie ihrem Schmerz.

Jetzt erhob sie sich; ein ihrem Stamme eigener Trost sprach aus ihrem Gesichte, und das ganze Innere in Auftrub verließ sie das Haus des Gouverneurs.

Perez, der vergebens gehofft hatte, hineingerufen zu werden, bestürmte sie mit Fragen, aber die Verzweifelte beachtete sie kaum und eilte davon.

Zu Hause harrte ihrer der kleine Pablode an der Tür. „Mutter, komm! der Vater wieder?“

Sie riß das Kind an ihre Brust: „O, Pablode, du siehst ihn vielleicht niemals wieder!“ Da fing der Kleine überlaut zu weinen an, und die beiden anderen Kinder weinten auch, und so war des Sammers kein Ende.

4.

Perez erzählte mit Betrübniß den Vorfall zu Hause. Seine Frau eilte alsbald zu ihrer unglücklichen Freundin, um sie zu trösten und gemeinsam mit ihr zu erwägen, was zur Rettung des Gefangenen, sowie zur Erhaltung der Familie geschehen könnte.

Frau Sarafate gehörte zu jenen Naturen, die auch in den schlimmsten Lagen des Lebens den Mut nicht gänzlich verlieren. Auf dem Weg der Bitte war für ihren Gemahl nichts zu erreichen. Sie hatte nicht einmal soviel erlangen können, ihren Franzesko im Gefängnisse besuchen, oder auch nur sehen zu dürfen. Sein Schicksal mußte Gott anheim gegeben bleiben, aber wie sollte seine arme Familie den Unterhalt finden?

Schwere Arbeiten konnte Frau Sarafate nicht verrichten,

dazu war ihr zarter Körper nicht widerstandsfähig genug. Auch gab ihr die Pflege der drei Kinder nicht ausreichende Zeit.

Nach längerem Hin- und Hererwägen kam Frau Perez auf einen rettenden Gedanken. Sie führte ein kleines Weißwarengeschäft. Wie wär's, wenn Frau Sarafate mit Artikeln desselben einen kleinen Hausierhandel versuchte? In Abwesenheit der Mutter wollte die Freundin Sorge für die Kinder tragen.

Es kam zu einem zweiwöchigen Versuche; aber es fiel dabei spottwenig ab; auch fanden die Kinder, weil Frau Perez durch Pflichten mannigfacher Art gebunden war, nicht die nötige Pflege.

Aber die Familie mußte doch leben, — was nun? Pablode hatte auf seiner kleinen Geige unter Anleitung seines Vaters sowie eines Lehrers allerhand vollstimmliche Melodien spielen gelernt. Er mußte jetzt mit seiner Violine hinaus vor die Häuser der Reichen, zu Festlichkeiten und auf öffentliche Plätze, um tagsüber einige Beauftragte zu werben. (Schluß folgt.)

Der Automobil-Omnibus.

Mit den neuen Transportmitteln schwindet nach und nach mancher stimmungsvolle Brauch. Wie war's einst so schön, wenn der Hochzeitszug übers Land zur Kirche zog, wenn die geschmückten Wagen durch die sonndurchglühnten Gassen polterten, oder wenn die eleganten Kutschen schneidig zur Kirche fuhren. Selbst das schönste Auto vermag diese Reize nicht zu erwecken. Und doch erobert es sieghaft seinen Platz. Hat doch jetzt gar eine französische Automobilfirma neuerdings große Luxusautomobile eingeführt, in denen eine ganze Hochzeitsgesellschaft auf einmal unterkommt. Sie sollen sich in Paris sogar großer Beliebtheit erfreuen.



Zur rechten Zeit

Skizze von W. Wimmer.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem Maitage, als ich auf der Hauptstraße von Bellinzona dem wunderbar herrlichen See Lavis entgegenrollte. Der Postillon, eine kleine, runde Gestalt mit bider, schnapsverdächtigem Nase, der bei jedem Wirtshause auf die Gesundheit der Passagiere — natürlich auch auf ihre Kösten — ein Glas leerte, hochte zusammengeballt wie ein bayerischer Mehlknödel in der Schoßkelle, offenbar beängstigt durch bevorstehendes Trübsal, das, wie sich später herausstellte, in Gestalt seiner Gattin ihn in Lavis erwartete. Mit tiefem Seufzer passierte der bedrängte Ehemann das Tor und gleich darauf hielt das Fuhrwerk vor dem Posthause, wo unter vielen Neugierigen sich auch des Schwagers Gehälste präsentierte, die den heimkehrenden Gatten ziemlich vernehmlich mit einem nicht eben zärtlichen Titel begrüßte. Als ich nach dem Passagierzimmer schritt, drang mir aus des Postillons Munde ein herzerreichender Seufzer nach!

Lavis ist ein Ort, wo die Schönheit sich mit der Großartigkeit vereinigt.

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft aus dem Fenster schaute und das muntere Treiben der zahlreichen, auf die Stadt zukommenden Marktboote beobachtete, vernahm ich plötzlich den Ton einer Glocke, der scharf und gellend die Luft durchdrang. Von dem eben eintretenden Kellner, einem Deutschen, wurde mir mitgeteilt, daß dieses Läuten im Kloster Unserer Lieben Frau zu den Engeln stattfände,

wo heute das schönste Mädchen der Stadt getraut werden sollte. Auf Verfragen erfuhr ich, daß dieser Akt nicht öffentlich stattfinden würde; die Braut, ein Opfer der Verwandtenpolitik, habe dies zur Bedingung ihrer Einwilligung gemacht. Nur einigen Auserwählten sollte der Zutritt gestattet sein.

Nun hätte ich gar gerne der Trauung des jungen Mädchens beigewohnt. Dies war aber nach der Versicherung des Kellners eine offenbare Unmöglichkeit. Er erzählte mir sogar, daß ein unberufener Betreter des Klosters, welcher nur die Absicht hegte, einen Laienbruder, seinen Verwandten, daselbst aufzusuchen, auf Veranlassung des Pförners von einigen stämmigen Arbeitern tüchtig durchgeprügelt und auf die Straße geworfen worden sei. Mein Landsmann meinte es offenbar gut mit mir; und so beschloß ich, nicht mehr an die Trauung der armen Braut zu denken. Nach Hut und Stock greifend, verließ ich das Hotel, um einen Spaziergang längs dem Ufer des Sees zu unternehmen.

Kaum 200 Schritte von der Stadt erhebt sich ein nicht sehr hoher Hügel mit einer Einsiedelei, von wo man die bezauberndste Aussicht auf den See und seine Umgebung genießt. Ganz entzückt von dem kleinen Paradiese, welches sich vor meinen Augen ausbreitete, sah ich auf der Moosbank des Hütchens, dessen Lage sich wahrhaftig nicht für den Wohnsitz eines der Welt und ihren Freunden entzagen

den Mannes eignet, und verglich das hehre Landschaftsbild mit dem hausbackenen, fast aller Poesie entbehrenden Norden, als ich plötzlich hinter der Einsiedelei einen Seufzer vernahm, der nur aus dem Munde meines schon erwähnten Postillons kommen konnte. Und in der Tat, ich hatte mich nicht geirrt. Nachsehend, erblickte ich die unbeholzene Stängelgestalt des geplagten Ehemannes, der mit einer kleinen, eisernen Schaufel in der Hand, die Erde durchwühlte, um Regenwürmer aufzufinden, die er in einen Topf sammelte.

„Sieh da, Signor Postillone; haben Sie sich denn wieder mit Ihrer Gemahlin versöhnt?“

„Versöhnt? Maledetto, Herr! Da kennen Sie meine Josephe schlecht. Sie behauptet, die rötliche Farbe meiner Nase rühre von Spiritus oder ähnlichem Gifte her, während ich doch beschwören kann, daß meine Lippen ihn nur selten lösten. So lange ich eine rote Nase behalte, ist bei mir der Teufel los!“

„Was wollen Sie denn mit diesen Würmern beginnen?“

„Fische fangen, mein Herr, denn wenn mich der Postdienst nicht beschäftigt, treibe ich das Handwerk des heiligen Petrus, bessere nebenbei auch Kleider aus, backe Fastenbretzeln, laufe Botenwege, flechte Körbe und leiste im Kloster Unserer Lieben Frau kleine Dienste.“

„Wird nicht heute in diesem Kloster ein bildschönes Mädchen getraut, Herr Tausendfüßler?“

„Freilich! Ein frisches, schmudes Ding, das gar nicht aussieht, als wenn der liebe Gott es zur alten Jungfer geschaffen hätte. Ich wollte, meine Frau wäre jetzt eine solche, ich würde ihr meinen Segen dazu geben.“

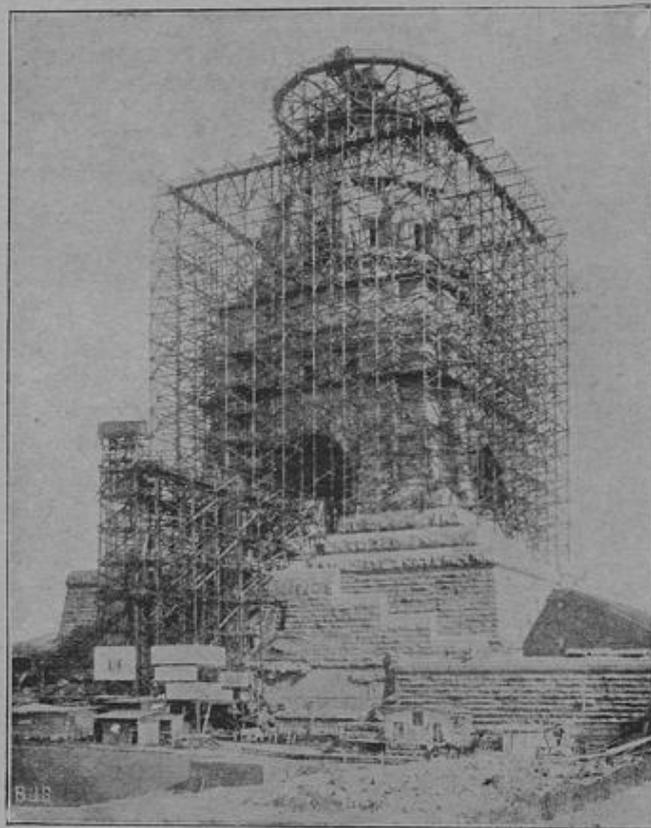
„Haben Sie während der Feierlichkeit im Kloster Beschäftigung?“ frug ich.

„Das wollte ich meinen!“ antwortete der Postillon. „Ohne mich kann die Weihe gar nicht stattfinden, denn erst



**Schlusssteinlegung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig.**

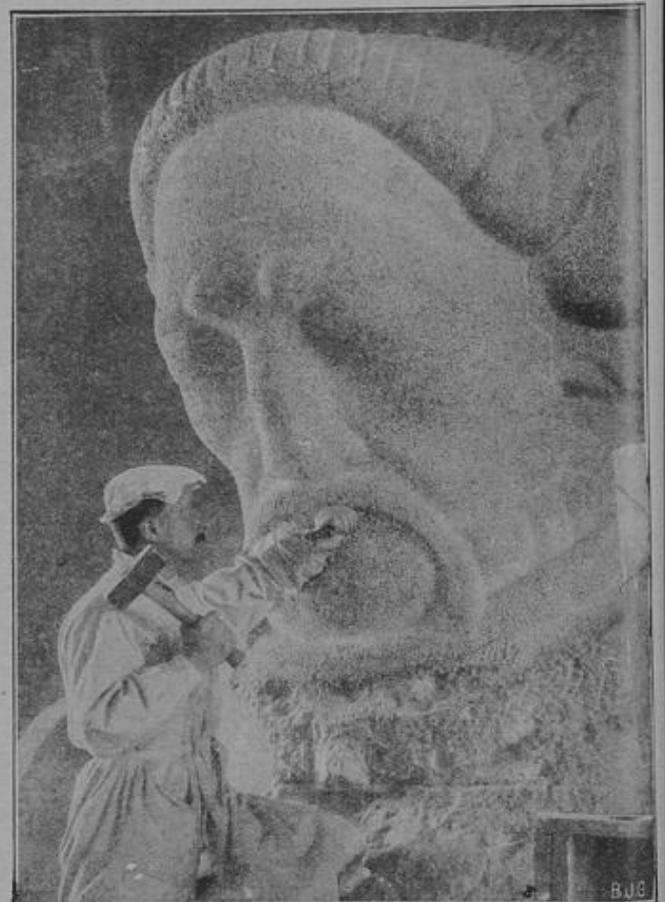
Die Schlusssteinlegung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig, das 1913 enthüllt wird, erfolgte am 13. Mai. Das Denkmal hat eine Höhe von 95 Metern und ist mit vier 9½ Meter hohen Kolossalfiguren geschmückt. Dieselben versinnbildlichen die Haupttugenden des deutschen Volkes und zwar Tapferkeit, Begeisterung, Opferfreudigkeit und Glaubensstärke.



Das Völkerschlacht-Denkmal.



Hr. Marschall v. Bieberstein, der ehem. Botschafter in Konstantinopel, geht auf den gleichen Posten in London.



Arbeit an der Kolossalfigur „Glaubensstärke“.

### Wohltätigkeitsfest des Elisabethvereins der Pfarre St. Mariä Himmelfahrt.



Das Austeilen der Brote.

In der Stadt, Tonhalle zu Düsseldorf fand am Freitag, 3. Mai ein großes Wohltätigkeitsfest statt, das von den Damen der Pfarre Maria Himmelfahrt arrangiert und von der ganzen Düsseldorfer Gesellschaft mit Tat und Geld unterstützt wurde. Eine große Reihe ernster und heiterer Vorführungen stand auf dem Programm. Unsere Abbildungen zeigen zwei Bilder aus dem Leben der hl. Elisabeth, den Kinderreigen, die lustige „Zigeunertruppe“, die feine „Tanzaktion“ und „Sturmärker und Pikarde“.



Das Rosentwunder.

müß ich läuten und dann beim Ringwechsell die üblichen drei Glockenschläge tun."

"Signor Postillon," rief ich, "Sie sind ein alter Soldat, ein kluger, kenntnisreicher, gebildeter Mann. Was meinen Sie, wenn ich Ihnen ein Trinkgeld überlasse für die Erlaubnis, beim Anziehen der Glocke zu helfen und nebenbei die Feierlichkeit anzusehen."

Der Postillon wurde nachdenklich. "Vor einigen Wochen erst habe ich zwar einen unberufenen Besucher aus dem Kloster werfen helfen," sagte er, "aber das war freilich ein Lump aus Vesica, der mit geräucherten Fischen handelt und oft keinen Lire in der Tasche hat. Warum soll ich mir die Gelegenheit entgehen lassen, ein Trinkgeld zu verdienen. In diesem Anzuge darf ich Sie freilich nicht mitnehmen, sondern Sie müssen einen Nachtwächtermantel anziehen und eine Mütze aufsetzen, damit man glaubt, Sie sind der Glöckner, ein alter Pole. Der Glöckner mag während des Dienstes im Wirtshause ein Schöpplein trinken, was er sehr gern tut."

Wir gingen nach des Postillons Wohnung, und dieser verwandelte mich hier in den alten Glöckner. Dieser hatte durchaus nichts gegen meine Hilfsleistung einzuwenden. Der "Chrieufel" meines neuen Freundes war glücklicherweise ausgegangen, deshalb schloß er die Tür, legte den Schlüssel in den leeren Futtertrog und forderte mich auf, ihm nach dem Kloster zu folgen.

Dieses war bald erreicht. Es befand sich auf einer Landspitze hart am See und zeigte ein düsteres, ärmliches Aussehen. Die wenigen schmalen Fenster gaben ihm einen festungsartigen Anstrich, und in dem niedrigen Turme, welcher das Gebäude überragte, befand sich wahrscheinlich die Glocke, welche der Stadt die feierliche Handlung verkünden sollte. Mein Begleiter führte mich durch ein Pförtchen und einen düsteren Korridor nach der Turmtreppe und auf den Kirchboden, wo eine über dem Hochaltar angebrachte Oeffnung den ganzen Chor zu überblicken gestattete.

Bald ertönte im Schiffe der Kirche ein leiser Chorgesang und nach dem Hochaltar hin bewegte sich der Braut-

zug, voran ein schönes Mädchen mit dem Myrtenkranz im schwarzen Haar, und ihr zur Seite ein alter, kleiner, dicker, kahlföpfiger Mensch, dessen Bräutigamsglück seinem Antlitze Lehnlichkeit mit dem eines kranken Karpsen verlieh. Die Braut ging bleich und gebrochen neben ihrem Zukünftigen. Im Halbdunkel eines Beichtstuhles bemerkte ich einen jungen, kräftiggebauten Mann, der bitterlich weinte. Als die Braut an ihm vorüberschritt, sah ich, daß sie bebte und das Antlitze weinend im Tuche barg.

Der Alt der Trauung begann. Der alte Postillon eilte nach dem Glockenturme, ich aber beugte mich so weit als möglich in die Oeffnung hinab, um von der heiligen Handlung nichts zu verlieren. Das Brautpaar näherte sich dem Altar, die Verwandten schlossen einen weiten Kreis und der ehrwürdige Abt schritt nach dem Chor. Ich bemerkte, daß der freundliche Blick des Greises beim Anblick des Bräutigams sich trübte. Eben sollte die Trauung beginnen, als sie plötzlich durch einen unerwarteten, seltsamen Zufall unterbrochen wurde, dessen Ursache — ich war.

Ergriffen nämlich von der Schönheit des jungen Mädchens, senkte ich zu genauer Beobachtung den Kopf noch tiefer in die Oeffnung hinab, als plötzlich von meinem



Der Kinderreigen.

Phot. Atelier Elite, Düff.



Die Zigeunerinnen-Truppe. Phot. Atelier Elite, Düff.

Haupte sich des alten Glöckners Müge löste, durch die Luft aufgebblasen, gleich einem Ballon langsam niedersank, und in dem Augenblick, wo die Orgel zur Einleitung des Trauungsaktes zu ertönen begann, auf dem Kopfe der Braut sich feierlich niederließ.

Da ertönte durch die Kirche der laute Schreckensruf: „Die Nachtmüge des alten Glöckners!“ Der Bräutigam fiel in Ohnmacht. Alles rannte durcheinander, die Verwirrung war fürchterlich.

Was weiter geschehen ist, weiß ich nicht, denn plötzlich fühlte ich mich von den Häufen des alten Postillons erfasst, der meine Füße benutzte, um mich auf dem Kirchboden hin nach der Treppe zu schleifen, diese herabzuzerren und auf die Gasse hinauszuerwerfen. Rasch eilte ich nach seiner Wohnung, nahm aus dem Futtertroge den Hauschlüssel, zog meine Kleider an und rannte nach dem Hotel, von wo ein Schiff mich schon in einer Stunde über den See nach Biffona brachte.

Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen, als der Zufall mich wiederum nach Tessin führte und ich eines Tages in Laus einfuhr. Bald erblickte ich das Kloster Unserer Lieben Frau zu den Engeln, wo die Müge des seligen Glöckners eine so entsetzliche Verwirrung verursachte und



Kurmärker und Pifarde.

zum Himmel hinauf, an welchem weiße Wölklein ziehen. Leichte, warmer Wind spielt neckisch mit den blonden Locken und weht tosend kleine Kliederblütchen hinein. In der Türe steht der Vater und zeichnet sie; vorläufig nur flüchtig, später wird er das Genrebild mit dem Pinsel festhalten: die Kliederhede, davor das kleine Puppenmütterchen. Nun klappt er das Buch zu und eilt herab, hoch hebt er sein Töchterchen in die blühenden Zweige hinein, so daß es hell aufsauchzt, und des Malers Auge strahlt voll stolzer Vaterfreude.

„Häße mich Hans!“ Redlich schallt der Ruf, und fort huscht der schlanke Badsich, halb Kind noch, halb Jungfrau, der junge Mensch hinter ihr her. Lachend schlüpft sie durch die Kliederhede, auf welcher warm und golden die Sonne ruht. Vorwitzig greift ein Zweiglein vor und hält Anneliesens Goldzopf fest. „Gefangen!“ jubelt Hans. „Mir gehörst du nach Kriegsrecht! Somit habe ich die Lösung zu bestimmen!“ Sie lacht und sucht das Haar zu befreien: süß und berauschend duftet der

wollte eben dem Kutscher die Weisung geben, mich nach dem besten Hotel zu bringen, als dieser mit der Peitsche nach dem Kloster zeigend, ausrief: „Sie wohnen doch wohl im Hotel „du Parc“?“

„Hotel „du Parc“? Dies ist doch ein Franziskanerkloster?“

„Nest nicht mehr, Signor. Der hochwürdige Bischof hat die Mönche in ein anderes Kloster übergesiedelt, weil dieses zu arm war, um die frommen Brüder zu erhalten. Die Gebäude wurden verkauft und in ein Gasthaus umgewandelt, dessen Ruf weit verbreitet ist.“

Das Hotel „du Parc“ nahm mich also auf, ich war auch hier ganz vortrefflich aufgenommen. Der Wirt, eine treuherzige, wackere Schweizernatur, stellte mich seiner Gattin, einer noch auffallend hübschen Vierzigerin, vor, und ich befand mich hier bald so heimisch wie im Vaterlande. — Da mein Aufenthalt zu Laus einige Wochen währte, schloß ich mich freundschaftlich der Wirtsfamilie an, und namentlich des Abends saßen wir oft im heiteren Zirkel am Ufer des Sees beim Tee und plauderten bis in die Nacht hinein. So kam es denn, daß ich einst in traulicher Stunde den Wirtsknechten

mein Abenteuer in dem vormaligen Kloster mitteilte. Beide hörten mich schweigend an. Ich bemerkte, daß die Frau erbleichte.

Plötzlich brach der Wirt in ein lautes Gelächter aus, und seine Frau bei der Hand fassend, rief er:

„Nennen Sie denn die Braut nicht mehr? Hier sitzt sie! Der ehrwürdige Vater Abt, welcher bald erkannte, daß die reizende Braut dem häßlichen, reichen Krämer Jakobso verkauft sei, benutzte den wunderbaren Vorfall und des Krämers Ohnmacht, die Trauung aufzuschieben und endlich sogar rückgängig zu machen. Der betäubte Jüngling im Reichstuhl war ich. Komm her, Babet, und gib unserem lieben Gast einen herzlichen Kuß, denn wir verdanken unser Glück nächst dem edlen Geistlichen doch hauptsächlich — der Müge des alten Glöckners.“

## Wenn der Flieder blüht.

Von Elisabeth Pring.

(Nachdruck verboten.)

Sie hat ihr Püppchen in den Schlaf gesungen und es in blühenden Flieder gebettet. Nun sitzt sie da und blickt, die Hände um die Knie geschlungen, mit träumenden Augen



Tanzlektion.



Ein Denkmal für „Peter Pan“.

Peter Pan ist eine Märchenfigur des englischen Märchendichters J. M. Barrie. Dieser Poet ist den englischen Kindern so bekannt, wie den deutschen die Gebrüder Grimm oder Ludwig Bechstein, diese berühmten deutschen Märchensammler und Dichter. Im Kensington-Garten in London ist kürzlich ein Peter Pan-Monument aufgestellt worden, ein Werk des Bildhauers Sir George Frankton. Kleine Tiere, Niren und Elfen klettern an einem Baumstamm herauf, auf denen Peter Pan, seine Wunderpfeife blasend, steht.

### Sinnprüche.

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,  
Zu Wagen, Pferd und Fuße;  
Drum glaub' an keinen Lumpen je,  
An keines Lumpen Fuße.  
Goethe, Sprüche in Reimen.

Der Kern allein im schmalen Raum, verbirgt den  
Stolz des Waldes, den Baum.  
Schiller.

Die Glocke muß en Klöppel han,  
Wenn sie den Schall soll von sich lan.  
Alter Spruch.

Vom Schlechten kann man nie zu wenig und vom  
Guten nie zu oft lesen.  
Schopenhauer.

### Ein neues Pariser Original.

Im Quartier Latin hat eine biedere alte Markt-  
frau die Idee gehabt, eine Gans so an sich zu  
dressieren, wie man es sonst nur bei Hunden oder  
Käsen beobachten kann. Diese Gans folgt ihrer  
Herrin auf Schritt und Tritt bei ihren Einkäufen  
und das Straßenpublikum, das zwar in Paris  
an eigenartige Erscheinungen gewöhnt ist, kann sich  
doch nicht verwehren, diesen eigenartigen Aufzug  
verwundert zu beobachten.



Flieder. Da schlingt er den Arm um sie und küßt sie. Sie duldet es zuerst lachend, aber plötzlich durchzieht beide etwas nie Gefühls! Impulsiv legt sie die Arme um seinen Nacken und neigt das Köpfchen auf seine Schulter. Und er küßt sie, küßt sie auf die strahlenblauen Augen, den roten Mund, das wellige Blondhaar. Die Fliederzweige schlagen über zwei Glücklichen zusammen. „Ach, Hans,“ flüstert sie leise, „wie schön ist's, wenn der Flieder blüht!“

Hell scheint die Sonne auf den großen Domplatz Mailands. Es ist schon tüchtig warm, Mensch und Tier flüchten unter die schattigen Arkaden. An der Seite des Domes sitzt eine Blumenverkäuferin. Eine alte Frau in der charakteristischsten, aber halb ausgestorbenen Tracht der lombardischen Bäuerinnen. Einige große Büsche Flieder machen sich in ihrem Korbe neben duftenden Beilchen und bescheidenem Bergfahnenmisch breit. Aus dem Seitenportale der Kathedrale tritt ein junges Paar: Hochzeitsreisende. Der Blick der jungen Frau fällt auf die Blumenhändlerin.

„O, Hans, sieh doch, Flieder!“ ruft sie aus. Lächelnd tritt er heran und laßt der Frau einen Strauß ab. Glücklich preßt sie ihr Gesicht hinein. „Hans,“ flüstert sie dann, „laß uns heimfahren!“

„Warum so plötzlich, Anneliese? Wir wollen doch noch einige Tage hier bleiben?“

„Ach nein, Hans! Der Flieder blüht!“ flüstert sie träumerisch. „Ich sehne mich heim, nach unserem Garten, unserem Fliederbusch, wo wir uns zum ersten Male küßten. Damals!“

Gerührt zieht er sie an sich: „Wir fahren heute abend!“ Selig lächelnd schreitet sie an seinem Arm weiter, das Gesicht halb in den duftenden Blumen vergraben.

„Großmütterchen, hier bringe ich dir den Frühling!“ Mit diesen Worten legt das junge Mädchen einen mächtigen Busch Flieder auf den Rollstuhl der Greisin.

„Ach, Flieder!“ ruft sie aus, „meine Lieblingsblume! Wie lieb von dir.“ Zärtlich küßt sie die Wange des jungen Mädchens; dann lehnt sie sich zurück, schließt die Augen und atmet den süßen Duft ein. Plötzlich rollen ihr zwei große Tränen über die Wangen.

„Großmütterchen, du weinst?!“ Bestürzt kniet die Enkelin am Rollstuhl nieder. Doch die Greisin lächelt schon wieder. „Es ist nichts, Liebling! Ich dachte nur an einst, als ich jung war, wie der Großvater die Großmutter nahm, damals als der Flieder blühte!“



## Humor.



**Nur ruhig' Blut.** Nachbar, ins Wirtshaus stürzend: „Schnell, schnell, Herr G., Ihr Haus brennt! Kommen Sie schleunigst, ich fahre Sie mit meinem Auto hin, damit Sie der Feuerwehr für's Löschen die nötigen Angaben machen können.“ — Herr G.: „Nur ruhig' Blut und lassen Sie 's friedlich brennen! So wird's doch endlich einmal warm in dem Haus, bis jetzt haben wir wie die Schneider drin gefroren!“

**Keine Frage.** In einem kleinen Städtchen hat sich ein Verein zur Förderung der Bildung seiner Mitglieder gegründet. In der ersten Sitzung wird beschlossen, ein Kästchen anzuschaffen, das dazu bestimmt ist, Fragen aus den Reihen der Mitglieder aufzunehmen, die der Vorstand beantworten soll. Eines Tages findet der Vorsitzende bei der Öffnung des Fragekastens einen Zettel mit der Aufschrift: „Ihr seid im Vorstand alle Schafsköpfe.“ Als er den Zettel vorgelesen hatte, räuspert sich der Herr Vorsitzende und sagt, ohne es zu wollen, doppelstimmig: „Aber, meine Herren, das ist doch gar keine Frage!“

**Väterliche Kritik.** Vater: „Der junge Mann gefällt mir nicht recht; ich sähe lieber, wenn er nicht so oft herkäme.“ — Tochter: „Aber er kommt doch gar nicht so oft!“ — Vater: „Was? Er ist doch fast jeden Abend hier, und manchmal sogar schon nachmittags.“ — Tochter: „Aber vormittags kommt er doch nie!“ — Vater: „Ja, gerade dann wünschte ich, daß er käme.“ — Tochter (beglückt): „Wirklich, ja da will . . .“ — Vater (unterbrechend): „Wenn er dich nämlich ein einziges Mal am Vormittag gesehen hätte, würde er für alle Zukunft wegbleiben!“

**Nach den Hitterwochen.** Sie (süß): „Wie wüdest du im Leben auskommen, wenn du mich nicht hättest?“ — Er (düster): „Billiger!“

**Ärztliche Beruhigung.** „Herr Sanitätsrat, sagen Sie mal, halten Sie Aupstern für gesund?“ — „Aber gewiß, meine Gnädigste — ich stehe jetzt schon 35 Jahre in der Praxis und habe bisher noch keine einzige in Behandlung gehabt!“

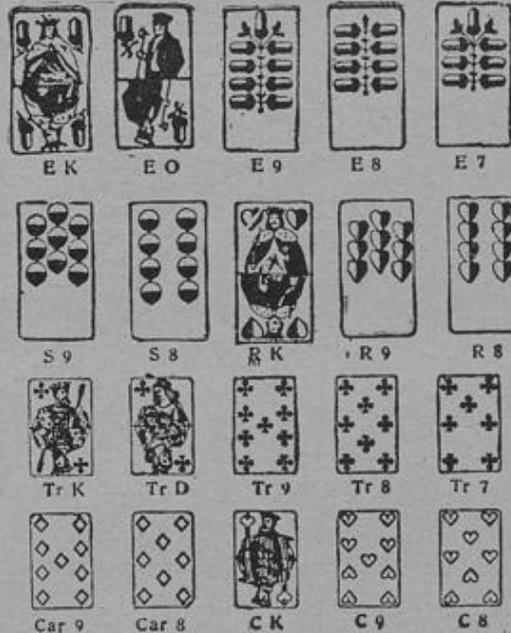


## Rätsellecke.



### Stataufgabe.

Vorhand hat folgende Karten:



Vorhand würde bei einem Kaffeeleachs den Lachs fangen, wenn ein anderer ein Spiel macht und gewinnt. Mittelhand reizt ihn auf Wende, das Vorhand hält. Mittelhand reizt bis Grünhandspiel, worauf Vorhand Eichelhandspiel meldet. Mittelhand hat 4 Augen mehr als Hinterhand. Vorhand gewinnt das Spiel. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

### Rätsel.

Das erste Wort ist oft identisch,  
Mit meiner zweiten Hälfte schier;  
Doch ist das erste nur studentisch,  
Das zweit' aus geistlichem Revier.  
Die zwei zu einem Wort verbunden  
Das schrecklich uns entgegengähnt,  
Bezeichnen trübe, schwere Stunden,  
Bei denen man das erst' erfährt.

### Magisches Quadrat.

a a a a e Teil der Priesterkleidung.  
l l o o o Berühmter Hund.  
o r r r s Klassischer Muttermörder.  
i i i i f Fangschlinge.  
t t t t h Amerikanischer Milliardär.

### Silberrätsel.

Wie nennet man das Ding,  
Das mild das Dunkel lichtet,  
Und Kopf zum Fuß geeicht,  
Denselben Dienst verrichtet.

### Bilderrätsel.



Auflösungen in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

#### Königszug:

Wie innen, so ist's draußen auch.  
Ist's innen licht und hell,  
So dünkt die Welt dir lieb und schön,  
Ein reicher Freudenquell,  
Wer Nacht und Trug im Busen hegt,  
Sieht immer Nacht und Trug;  
Wer Gott im tiefsten Herzen trägt,  
Sieht ihn im Bestenbuch.

#### Palindrom: Kessen.

#### Homonym: Strauß.

#### Logogriph: Saft, Saat, Satt.

#### Scharade: Oheim.

#### Rätsel: Kohlkopf, Kehlkopf, Koblkopf.

Frühlings = Kryptogramm: Winterstürme wichen dem Wonnemond. (Man lese von unten nach oben, rechts beginnend, erst die schwarzen, dann die weißen Buchstaben. Anstelle der Punkte sehe man die entsprechenden Vokale.)

Redaktion: Erwin Thussen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 22.

Sonntag, 26. Mai.

Jahrgang 1912.



Fröhliche Pfingsten!

## Der schönste Triumph des „Geigerkönigs“.

Erzählt von Bernhard Kieselner.

(Schluß.)

Die Seele des Kindes war überfüllt vom Schmerz über das harte Schicksal seines Vaters, den er innig liebte. Von diesem Schmerze ging etwas in die Melodien über, gab ihnen Leben, und die Hörer wurden gefesselt, viele gerührt. Abends brachte der Kleine in der Regel soviel nach Hause, daß man des anderen Tages leidlich leben konnte.

Einst hatte Pablode vor einem vornehmen Hause gespielt, von dessen Balkon eine freundliche Dame dem kleinen Geiger sehr aufmerksame Zuhörerin gewesen war. Sie winkte den Knaben ins Haus, verlobte seine Kunst und befragte ihn auch über seine Familienverhältnisse. Der treuherzige Bericht des Kleinen rührte sie zu Tränen. Sie entließ ihn mit einem reichen Geschenk und dem Wunsche, seine Mutter möge einmal zu ihr kommen.

Anderen Tages finden wir Frau Sarasate in Unterredung mit der vornehmen Dame. Diese sprach unverbohlen ihre Bewunderung aus über die reiche, künstlerische Begabung Pablodes, aber zugleich auch ihr Bedauern, daß das arme Kind des Broterwerbes wegen so früh auf die Straße gejagt werde und allerhand Gefahren ausgesetzt sei. Sie erbot sich, da sie selbst kinderlos und vermögend war, nicht nur für eine geordnete Ausbildung des Knaben, sondern auch für den ganzen Unterhalt der Familie Sorge zu tragen, bis der Vater mit Gottes Hilfe der Freiheit und den Seinen wieder zurückgegeben sei.

Welche unerwartete Tröstung für Frau Sarasate. Unter heißen Tränen küßte sie der Wohltäterin die Hände ebensotat Pablode.

Nachdem er bessere Kleidung und auch eine bessere Violine erhalten hatte, wurde er einem Lehrer übergeben, der als Geigenkünstler einen guten Ruf besaß. Das Talent des Knaben entsfaltete sich unter diesen neuen Verhältnissen wie Frühlingspracht unter erwärmendem Strahl der Sonne. Der Lehrer fand nicht Worte genug, seine hohe Begabung zu preisen.

Einführung in die Gesetze der Musik wirkte vertiefend auf das Spiel. Von allen neuen Eroberungen im Reich der Töne mußte Pablode seiner Wohltäterin Proben geben, und diese empfand es in immer höherem Maße als Glück, sich des jungen Talentes angenommen zu haben.

5.

So verfloss eine Reihe ungetriebter Tage, bis auf einmal die gute Dame durch einen Prozeß ihr ganzes Vermögen verlor. Die Familie Sarasate sah nun wieder im Glend und Pablode mußte mit seiner Geige wieder hinaus auf die Straße.

Weil Pamplona in der erregten Zeit nur einen spärlichen Gewinn bot, wagte der kleine Künstler sich auch in die umliegenden Ortschaften, sogar in entlegene Nachbarstädte, wo er aber mit allerhand Gesindel in Berührung kam, das auf seine reine Seele schädigend wirkte.

Einst auf dem Heimweg drängte es ihn, seiner Wohltäterin, die nunmehr in ärmlichen Verhältnissen lebte, einen Besuch abzustatten, und ihr sein Leid zu klagen. Sie hörte

ihn gerührt an, dann ging sie mit ihm zu seiner Mutter. Sie erklärte dieser, der hochbegabte Knabe müsse unter den obwaltenden Verhältnissen an Leib und Seele verkommen. Eine andere Weise des Broterwerbs müsse gefunden werden.

„Aber was soll ich denn tun?“ fragte Frau Sarasate in heller Verzweiflung.

„Gehe zur Königin!“ lautete die bestimmte Antwort.

„Aber die Königin wird die Frau eines Republikaners, der sich nebenbei noch groben Unlauts schuldig gemacht, kalt abweisen.“

„Nein, das wird sie nicht; sie hat ein zartfühlendes Herz. Du wirst deinen Pablode vor ihr spielen lassen, dann ihr freimütig deine Not klagen. Ich habe das Vorgefühl, daß du Erfolg haben wirst.“

Da stürmte Pablode heran und umarmte die Mutter. „O, laß mich mit zur Königin gehen und vor ihr spielen. Ich werde die schönsten Melodien erklingen lassen und ihr Herz rühren.“

Beim Anblick des mutigen Kindes kam auch Mut in die Seele der Mutter. „Ja, wir wollen den Gang wagen. Heute noch treffe ich Vorbereitungen zur Reise nach Madrid.“

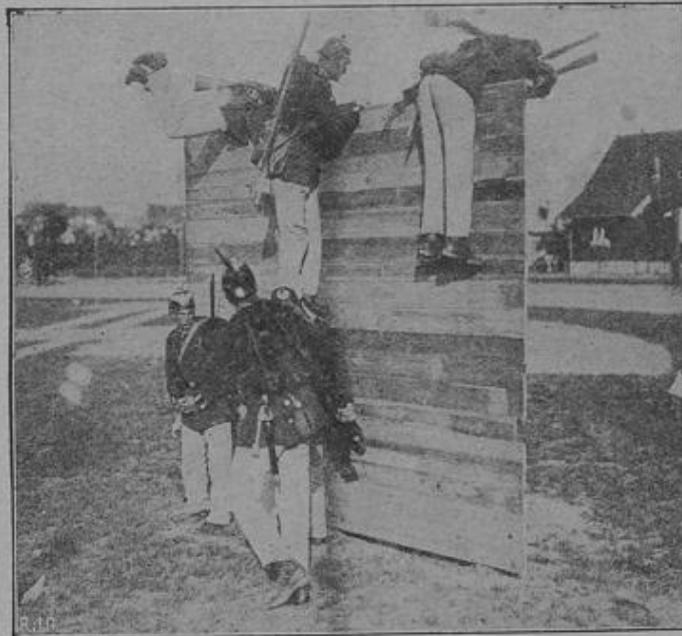
6.

Schon am folgenden Tage finden wir die Mutter mit den Kindern auf dem Wege nach der Hauptstadt. Pablode die Geige auf dem Rücken und das vierjährige Brüderchen an der Hand führend, während die Mutter mit dem zweijährigen Schwesterchen auf dem Arme folgte. Fürwahr, eine rührende Wandergruppe.

Es war ein langer, beschwerlicher Weg von mehreren Tagereisen, aber was wäre der Liebe und der Not zu schwer! Hunger, Durst, Müdigkeit, Sorge um Herbergen stellten sich mit jedem neuen Tag aufs neue ein, aber was fragte zuversichtliche Hoffnung nach Hindernissen! Die heldenmutige Mutter blieb beharrlich und hielt durch ihren Mut auch den der Kinder aufrecht.

Unweit Soras geriet die kleine Karawane zu allem Unglück noch in die Gewalt von Räubern, die aber, nachdem sie die Armut der Pilger erkannt, und von dem Zwecke der Reise gehört hatten, sie unbehelligt ziehen ließ.

War aufgezehrt, was der vorige Tag vom Mundvorrat übrig gelassen hatte, dann war Pablodes Kunst die einzige Erwerbsquelle, dann griff er wieder zu seiner Geige und spielte, bis er ein paar Münzen zusammengebracht hatte.



Ein militärisches Hindernislaufen über 1000 Meter in feldmarschmäßiger Ausrüstung.

Anlässlich eines Wohltätigkeitsportfestes des Fußballclubs „Preußen“ wurde ein Hindernislaufen über 1000 Meter für Soldaten in feldmarschmäßiger Ausrüstung um den Ehrenpreis des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg ausgetragen. Zu der Veranstaltung hatten fünf Garde-Regimenter Mannschaften gemeldet.

Nach Beschwerden aller Art kamen sie endlich in Madrid an. Wie bestaunte der kleine Sarasate alle Herrlichkeiten der Hauptstadt!

Der Tag der Ankunft war wohlthuerender Raß gewidmet. Am folgenden Tage zog Frau Sarasate Erkundigungen ein, wie sie am besten zu einer Audienz bei der Königin Isabella gelangen könnte.

In der aufgeregten Zeit der Revolution war dies sehr schwer. Durch das Spiel Pablodes wurde ein hoher Würdenträger auf die Familie aufmerksam, nahm sich ihrer an und erwirkte die Audienz, als deren Zweck aber angegeben war: Probispiel eines armen, jungen Geigenkünstlers vor Ihrer Majestät. Der Gönner verschaffte Pablode auch einen neuen Anzug nach Vorschrift der Hofstille.

An dem entscheidenden Tage erschien die Mutter zusammen mit ihren Kindern vom Mariavall geleitet im Audienzsaal. Das jüngste Kind ruhte auf ihrem Arm, das zweite führte sie an der Hand, während Pablode mit seiner Geige mutig folgte. Er sah schön aus wie ein Prinz.

Die ungewohnte Pracht des Saales, die seine Augen noch nie geschaut, das von Gold und Edelsteinen blinkende Gewand der Königin, die blendenden Uniformen der Vorkamern und außerlesenen Gewänder der Hofdamen, das alles schien Pablode ernstlich zu verwirren. Mit kindlicher Scheu drängte er sich wie schutzsuchend an die Mutter.

Als aber die Königin huldvoll auf die Gruppe zuschritt und dem kleinen Künstler wie zur Ermutigung die Hand reichte, da fing sein reines Auge zu leuchten an. Pablode stimmte seine Geige und begann, der Umgebung gar nicht mehr achtend, zu spielen. Das Beste aus dem Melodienreichtum, den er beherrschte, war vorgeföhren. Auf der langen Reise hatte er wohl überlegt, wie er sein Programm zusammenstellen sollte.

Frohe andalusische Klänge aus der Heimat seiner Mutter wechselten mit heurigen Weisen Estremaduras, mit schweremütigen Asturiens, Navarras und Kastiliens, mit heißblütigen Granadas. Die Königin hörte die Stimme auser Provinzen ihres Reiches, hörte ihr Volk jubeln, grollen und klagen, und dies alles, durch den kleinen, unscheinbaren Geiger, das arme Kind einer grangebeugten, unglücklichen Mutter, deren Gemahl im Gefängnisse schmachtete.

Isabella, durch die Kunstgenüsse seltener Art verwöhnt, hatte zu Anfang des Spiels mehr mit Huld als mit großer Erwartung zugehört; aber als der Strom der Töne immer feuriger, immer reicher floß, als der Knabe vom eigenen Spiel ergriffen, mit hochgeröteten Wangen und leuchtenschimmernden Blicken den Zauberbogen schwang; da vergaß Isabella, daß sie Königin war; sie horchte nur noch ihr Herz reden, und dieses Herz sprach laut und lauter für den Wunderknaben, so daß sie, als er erschöpft den Bogen sinken ließ, auf ihn zuwies, ihm die Wangen streichelte und in überschwänglichen Worten Lob spendete.

Zum Schluß sprach sie: „Erbitte dir eine Gnade, deren Erfüllung in meiner Macht liegt; sie soll dir gewährt werden.“

Da schlug Pablode das reine Auge mutig zu ihr auf: „Gnädige Königin! Befreie meinen guten Vater aus dem Gefängnisse.“

Das war eine überraschende Bitte. Die Königin schaute verwundert auf, und die Hofdamen und Würdenträger standen betroffen.

Unterdessen hatte Frau Sarasate sich vor Isabella auf die Knie geworfen und berichtete unter Schluchzen über das Schicksal ihres Mannes.

Als sie geendet hatte, richtete die Königin sie auf und sprach: „Seid getrost! Der Vater eines solchen Kindes kann kein Verbrecher sein; er scheint, wie du sagst, das Opfer von Verführern geworden zu sein, wie so viele ehrliche Männer. Seine Sache wird geprüft und falls sie sich deinen Worten gemäß verhält, wird er frei werden!“

Darauf ließ sie die überglückliche Familie reichlich bewirten. Beim Abschiede wurde dem siegreichen Künstler noch eine ungeahnte Ueberraschung bereitet. Die Königin ließ ihm eine Meistergeige überreichen im Werte von 25000 Pesetas. Zugleich erhielt die Mutter die schriftliche Zusicherung, daß Pablode auf Kosten der Königin zum Meister in seiner Kunst herangebildet werden sollte.

Franzesele Sarasate wurde bald aus dem Gefängnisse befreit. Pablode erhielt in Paris bei ersten Meistern seine Ausbildung und betrat bald den Weg des Sieges. Man nannte ihn kurzweg nur den „Geigenkönig“.

Triumph folgte auf Triumph, einer erhebender als der andere, aber durch sein Spiel seinen Vater befreit zu haben, war doch der schönste Triumph des Geigenkönigs Sarasate.

# Die Tiefen des Meeres

Studie von Dr. Karl Runke.

(Nachdruck verboten.)

Während seit Jahrtausenden das feste Land den begabtesten Männern aller Zeiten und Völker Gegenstand scharfsinnigster Forschungen war, während Gelehrte und Naturforscher es nach allen Richtungen durchzogen, blieb bis noch vor kurzer Zeit das Meer in einen geheimnisvollen Schleier gehüllt. Des Ozeans Tiefen mit ihren Wundern und Schrecken waren dem menschlichen Auge und Geiste verschlossen. Die Anregung zu einer Untersuchung der Meeres-tiefen gaben die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, unter Leitung eines Mannes, der sich in der gesamten zivilisierten Welt einen berühmten Namen erworben hat.

Matur Kapitan der amerikanischen Marine, gab durch seine Bemühungen dem ganzen seemannischen Stande eine höhere Stufe; ihm ist es gelungen, jenen bewunderungswürdigen Bergücken zu entdecken, auf dem das transatlantische Kabel von Kap Race in Neufundland bis Kap Clear in Irland geleitet werden konnte, ja die Auffindung dieses Bergückens rief die erste Idee zur Legung des Telegraphen

Nachdem kaum 1500 Fuß Faden abgelassen, wird das Ganze vorsichtig (sonst würde eine Logleine reißen) an die Oberfläche gezogen, und o Wunder — die Flasche ist nicht mehr leer, die Luft ist heraus und durch Seewasser ersetzt, der Kork aber unverfehrt!

Vielfach glaubte man, daß, sobald das Senkblei den Meeresgrund erreichte, man einen Stoß fühlen und die Leine nicht mehr auslaufen würde, allein man bedachte nicht, daß es nur einer Tiefe von einigen tausend Fuß bedurste, um die ausgelassene Leine schwerer als das Senkblei und somit den erwarteten Stoß unspürbar zu machen, auch konnte man nicht wissen, daß die unteren Meeresströmungen die ziemlich starke Leine mit sich forttrissen.

Den Schall zu Hilfe zu rufen, versäumte man auch nicht, um sich Gewißheit zu verschaffen: man versenkte mit Pulver gefüllte Körper, die nach einer bestimmten Zeit explodieren mußten, um nach dem Schall der Explosion die Tiefe zu berechnen. Die Explosion fand statt, sie gab sich an der Be-



## Echternacher Springprozession.

Zum Dank für das Aufhören des Beißstanzes, der im 8. Jahrhundert in jener Gegend wüthete, findet in Echternach alljährlich am Pfingst-Dienstag die bekannte Springprozession statt, bei der die Teilnehmer (bis zu 15 000) durch festgehaltene Tücher verbunden, zur alten Pfarrkirche pilgern, in der Weise, daß sie nach drei Vorwärtsschritten wieder zwei zurückspringen.



wach, da hier die Möglichkeit zutage kam, nicht so ungeheure Tiefen überwinden zu müssen.

Die Ergründung der Meeres-tiefen erstreckte sich nicht über gewisse Grenzen hinaus, die gebräuchlichen Instrumente erlaubten keine sicheren Messungen auf größere Tiefen und sie konnten sich nur auf die Nähe der Küsten und flacheres Wasser beschränken. Auf guten Karten fand man Tiefen bis zu 300 Klafter verzeichnet, das eigentliche „blaue Wasser“ aber galt als unergründlich. Wissenschaftlich gebildete Seefahrer versuchten auf alle mögliche Weise, die Tiefen des blauen Wassers zu ergründen, allein ihre Bemühungen scheiterten. Ihre sinnreichsten Erfindungen, auf den Grund dieser unermesslichen Tiefen zu gelangen, erwiesen sich aus physikalischen Schwierigkeiten, die sich ihnen allseitig entgegenstellten, als durchaus unausführbar. Der Druck des Wassers, schon in geringen Tiefen, zeigte sich als enorm, die Kompression des Elementes war in größeren Tiefen eine so ungeheure, daß die versenkten voluminösen Instrumente verloren gingen, da es eine positive Unmöglichkeit war, dieselbe wieder an die Oberfläche zu ziehen.

Gedenken wir des allbekannten Spielwerkes, welches zur Belustigung der Reisenden von den Seeleuten unternommen wird, um einen schwachen Beiriff von dem mächtigen Druck des Wassers zu erhalten. Eine leere Weinflasche, fest und sicher verkorkt, wird dem Senklot übergeben. Die Flasche hebt sich, sobald sie vom Bleigewicht in die Tiefe gezogen wird, mit dem starken Ende nach oben und ihren Hals dem Meeresgrunde zu.

wegung der Wellen kund, jedoch kein Laut gelangte an die Oberfläche. Kurz, was für gewöhnliche Tiefen ganz genaue Resultate lieferte, erwies sich für die Tiefen des Ozeans unanwendbar. Dem in ihnen herrschenden Wasserdrucke von vielen hundert Atmosphären konnte kein Instrument widerstehen.

Die Forscher wurden durch das Fehlschlagen aller der oft sehr kostspieligen Versuche keineswegs entmutigt; man versiel bald auf ein ebenso einfaches, als glückliches Mittel, dessen Versuch allen Erwartungen entsprach.

An ganz gewöhnliche Bindfäden befestigte man eine dreißigpündige Kugel und warf sie über Bord, Kugel und Faden waren natürlich verloren, aber man bekam Grund. Die ganze Länge des Fadens war von hundert zu hundert Fuß genau abgemessen: wenn er mit Auslaufen nachließ, wurde er abgeschnitten und man konnte aus dem zurückgebliebenen Ende die Tiefe messen. Der zu Tiefseelotungen vorgeschriebene Bindfaden muß 0,07 Zoll Durchmesser haben und zirka 1100 Faden auf das Pfund lang sein, bei einer Kugelschwere von genau 32 Pfund.

Das geringe pekuniäre Opfer kam dabei, den gewonnenen Resultaten gegenüber, nicht in Betracht; man war imstande, die Tiefen des Ozeans zu messen, und die Wissenschaft war um ein Wesentliches gefördert. Vielfältige Versuche gaben eine große Fertigkeit in diesem Verfahren. Um die Messungen ganz sicher zu machen, besolote man Erfahrungsmahregeln, zu denen gehörte, daß man für die ersten 3—500 Faden den Bindfaden verdoppelte, daß man ihm überhaupt eine

bestimmte Stärke gab und die Zeiten notierte, in welchen die ersten 100 Faden ausliefen. Im Jahre 1851 erließ die amerikanische Marinebehörde ein Reglement für das Verfahren bei Tiefmessungen im Ozean und seit jener Zeit wurden von den Vereinigten Staaten, England, Holland, Frankreich usw. diese Lotungen mit einem Eifer betrieben, daß Maury auf Grund des gesammelten Materials vom Nordatlantischen Ozean eine orographische Karte konstruieren konnte, die ein höchst anschauliches Bild vom Aussehen des Meeresbodens gibt.

Wir finden auf dieser Karte die Tiefen des Nord-Atlantischen Beckens des „Blauen Wassers“, als wechselnd zwischen 9000 und 40 000 Fuß angegeben. Die Mitte des Beckens ungefähr umfaßt den flachsten Teil. Vom 55. bis 30. Grad nördlicher Breite bildet er einen sich nach Süden verengenden Gürtel, der vom 30. bis 35. Grad westlicher Länge am schmalsten ist, auf ihm wechselt die Tiefe von 9—12 000 Fuß; auf seinem nördlich sich hinziehenden Rücken ist später dann das transatlantische Kabel gelegt in einer Durchschnittstiefe von 10 000 Fuß.

Zwischen dem 45. bis 67. Grad westlicher Länge befindet sich das tiefste Becken von Neufundland, hier ergaben die Lotungen eine wechselnde Tiefe von 30—40 000 Fuß.

Diese günstigen Resultate spornten den tüchtigen Seefahrer an, den Südatlantischen und den Stillen Ozean orographisch festzustellen: eifrigst und sorgfältigst angestellte Lotungen ergaben daselbst bedeutendere Tiefen. Beispielsweise fand man zirka 100 Meilen von der La Plata-Mündung in Südamerika eine Tiefe von 50 000 Fuß. Diese enorme Tiefe könnte zweifelhaft erscheinen, jedoch kreuzten dort einige Zeit später zwei amerikanische Kriegsschiffe, die 45., 46. bis 48 000 Fuß loteten.

Wenige Jahre genügten nun, um ein Bild der Grundzüge des Ozeans darzustellen zu können, und man hat es heute dahin gebracht, überall die Tiefen des Meeres zu messen.

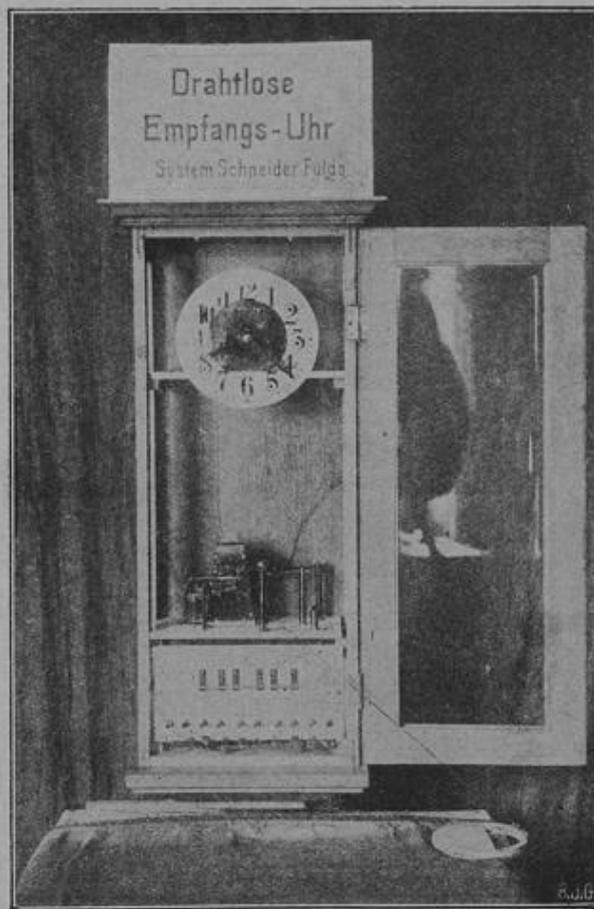


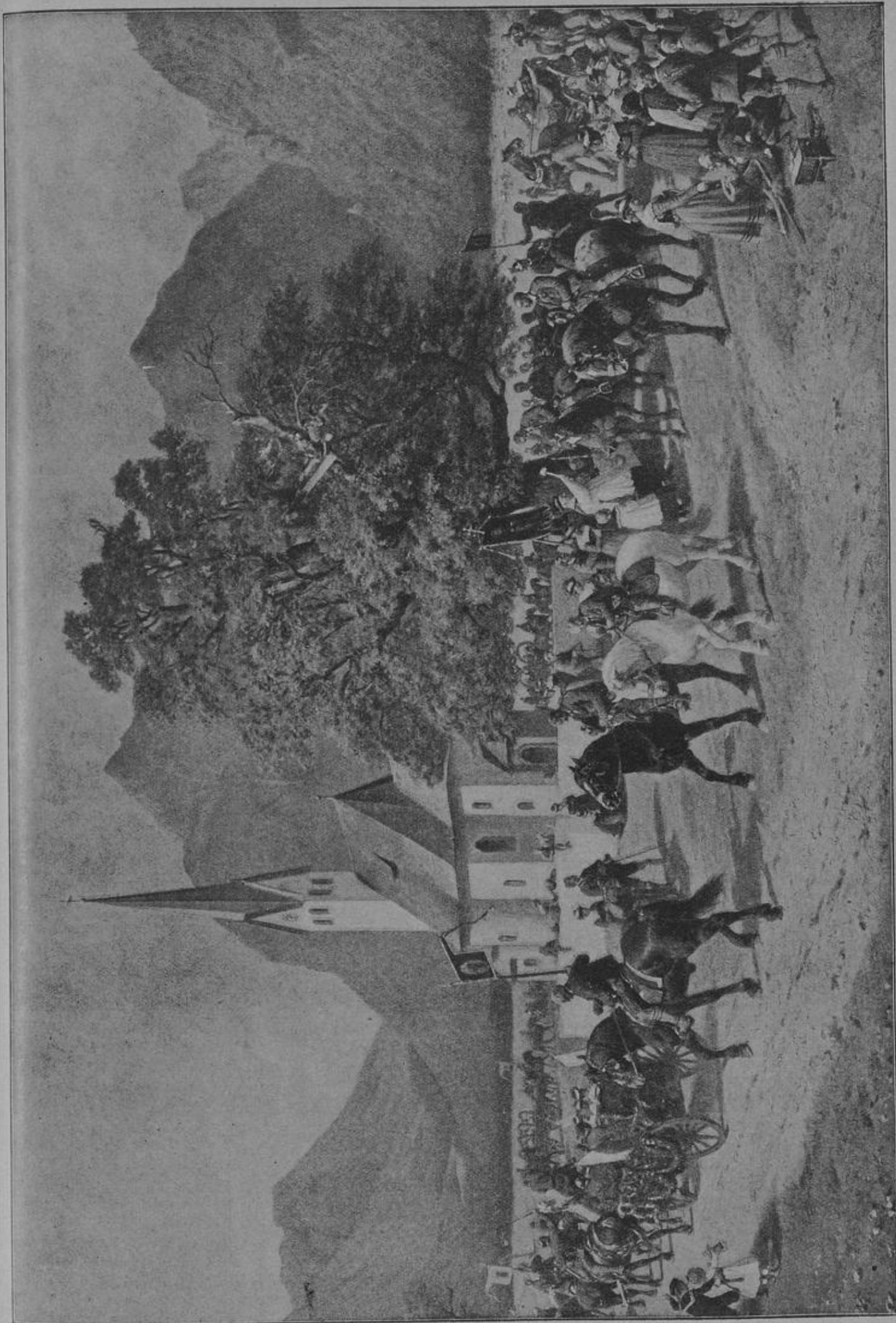
Die neue katholische Kirche in Berlin-Wilmersdorf wurde in Gegenwart des Kardinals Dr. Köpp feierlich eingeweiht.



Ein neuer Aussichtsturm in Dresden, ein sehr interessantes Bauwerk, wurde kürzlich vollendet.

**Drahtlose Vermittlung der Einheitszeit in Deutschland.** Das Reichspostamt hat ein neues System der Zeitübertragung anerkannt. Mittels elektrischer Wellen werden von einer Zentrale in Fulda besonders konstruierte Uhren getrieben. Erfinder ist der Architekt Schneider, Fulda.





Wingkweiche in Tirol.

## Heimkehr.

Im Heimatstädtchen war ich wieder,  
Im lieben, alten, trauten Nest;  
Und jeder Schritt auf Gass' und Straßen  
Ward mir zur Freude, mir zum Fest! —

Das war ein Grüßen allerorten, — —  
Wie vielen drückte ich die Hand.  
Der Alltag war mir Sonntag worden,  
Weil überall ich Freundschaft fand.

Dem Felde kamen sie geschritten,  
Mit denen ich zur Schule ging; — —  
Das war ein Raunen, ein Erzählen,  
Der Kindheit Glück mich nun umsing!

Und uns're Herzen flossen über, — —  
Ein Wunderband uns fest umschlang,  
Wie wenn ein Engel schwebt' vorüber  
Mit Saitenspiel und Harfenklang!

Düsseldorf.

Daß ich den lieben, guten Alten,  
Ehrwürdig und im Silberhaar,  
Durfst' wieder schauen in die Augen,  
Ein Sonnenblick für mich es war!

Und die für immer schon gegangen,  
In's Ruheland, wo alles licht,  
Die suchst' ich auf an heil'ger Stätte, —  
Ihr Lieben, Euch vergaß ich nicht!

Ich fühlte schauernd ihre Nähe. — —  
Und segnend senkte sich herab  
Mein heiß' Gebet und treu' Gedenken  
Auf jedes groß' und kleine Grab!

Und mich umschwebte sanfter Frieden  
Fernab von allem Weltgebraus —  
Und selig bin ich dann geschieden  
Von Heimatstadt und Vaterhaus!

Marie von Wildenradt-Schuylen.

## Was sich liebt . . . . .

Dorfsbylle von Mathilde Tapp.

Nachdruck verboten.

Mit blütenreicher Pracht war der Mai über die Lande gezogen. Der Schnee in den Voralpen begann zu schmelzen, und voller rauschten die Bergwasser ins grüne Loiffachtal. Unterhalb der Ambacher Kirche richteten die Burschen den mit Kränzen und Bändern reichgeschmückten Maibaum auf.

Tannenreisler, zartgrüne Birken und Goldpapier bedekten mitleidig die verwachsenen, schadhafte Fronten der niederen Häuser ringsum. Auf ungechlachten Bänken, um schmale Tische saßen die Bauern vor dem Wirtshause unter den alten Kastanien und gaben sich bäuerlicher Lustbarkeit hin.

Eine Klarinette, begleitet von den kräftigen Strichen einer Bassgeige und zwei nicht ganz rein gestimmten Trompeten, blies einen mutwilligen Ländler. Von allen Seiten drängten die Burschen herbei und holten die Dirndl aus Stube und Grasgarten. Paar um Paar begann sich auf dem Tanzboden hinzureihen, da hielt knapp davor das Wägelchen des Kugelmüller Bauern, und seine Tochter Asra stieg ab.

Grüßend drängten sich die Bekannten herzu, der Moospfeifer Sirtus aber, den Asra unter den vordersten zu sehen gehofft hatte, der stand abseits. Der schönste Bursch des Dorfes, heuriger Sieger beim Woffelstechen und Wettreiten.

Bitter enttäuscht, daß er nicht gleich auf sie zustürzte, hätte das temperamentvolle, brandrotlockige Dirndl am liebsten den Strauß von Almenrausch und Edelweiß, den ihr der Sirtus heut früh geschickt, als er feierlich zum „Pflanztag“ ernannt und damit tonangebend geworden war für alle Veranstaltungen des Jahres, vom Busen gerissen. Da streifte ihn ihr fragender Blick kurz noch einmal, und sie sah seine Augen aufleuchten, daß sie seinen Busch am Nieder trug.

Dieses Leuchten machte sie wieder froh. Aber hüßen sollte er doch für sein Zurückhalten! Und schnell sagte sie dem Holzhauser Norbintan den ersten Tanz zu. Erst danach gab sie dem Moospfeifer Sirtus Geleantheit, sie anzusprechen. „Ach dank' dir recht schön, Asra, daß du meine „Winaflparäfin“ sein willst und meinen Buschen am Nieder trägst. Da darf ich also mit dir reden, was mir fast's Herz abdruckt. . . . Daß wir zwei ein Paar werden müssen. . . .“

Obwohl sie seinem Werben befehlst anhörte, wehrte sie sich und entgegnete schnippisch: „Ach denk', das wären wir schon! Ihrer zwei sind alleweil ein Paar.“

„Fopp' mich net, Asra! Sag', wär's dir zuwider, wenn dich einer den Kirchweg da hinaufführen tät, — zum Traualtar?“

„Na! Ich tät mich net sträuben, wenn's der Rechte wär'. Aber der Rechte müßt's halt schon sein.“

Seine Augen brannten heiß in ihrem lachenden Blick. „Und den Rechten kennst du noch net, Asra? Red', Madel!“

„Mei, da sind ihrer mehr, die mich möchten,“ sicherte sie. „Der Erlentrainer Toni.“

Wütend schnitt er ihr das Wort ab. „Das Aufzählen von deine Verehrer kannst dir sparen, ich bin gar net veressen drauf. Aber,“ fuhr er sanft fort, „komm' net ich an erster Stelle?“

Sie tat sehr erstaunt. „Du? Du bist mir viel zu wild und zu viel hinter die Madeln her.“ Er blieb sehr gelassen.

„Hinter die Madeln her? Schmarrn! Das hat dir wer eing'klüffert, der mir feind is. Und wild bin i g'wiß net, Asra!“

„So? Is des epper net wahr, daß du jüngst beim Betteln die Art an den Kopf g'worfen hast? Der arme Tropf hat dich bei mir schön ausg'richt!“

Er pfiß durch die Zähne: „Bläst der Wind aus der Eden?“ und wollte gehen. Sie aber hielt ihn mit der Frage fest: „Kannst es leugnen?“

„Na. Es is wahr. Und es is auch wieder net wahr. Der Loder hat mich mit seinem Disput so viel geäfftet.“

„Weagen der Jenzi, gelt?“ Sie wartete hochgespannt auf seine Antwort. Aber er brach zunächst in lautes Lachen aus. „Könntest wissen, daß es für mich nur ein Madel gibt, um das ich streit'. Und das bist du, Asra.“

Sie trank seine Worte mit behaglichem Stolz. Nun sie das wukte, wurde sie wieder fed. Es war zu schön, den rechenhaften Burschen, den sie leidenschaftlich liebte, um Liebe betteln zu sehen. „Is schon der Müß' wert, daß du lachst, als wie net a'scheit. Die Jenzi wär' leicht a Frau für dich.“

„Asra ichweia, sonst brinast mich ganz aus'm Häufel!“ Seine Stimme arollte und die Augen bligten stählern.

„Is schon wieder Feuer im Dach weagen die paar Wort'? Siehst jetzt, was du für ein Wildblina bist? Einen Bauern haben, der alleweil aufbeahren und reinschlaen möcht'? Dat tät' mich mei Leben nimmer freuen. So. Neht weißt's. Und jetzt können wir von was andern reden.“

Verblüfft über die Staudrede, sagte er ruhig, daß ihr angst wurde, seine Liebe verscherzt zu haben: „Dank' schön,

Madel. Verspomen bist net. Wer dich einmal heirat', darf fürs Hauskrenz net sorgen. Schau, ich hab' dich schon alleweil so viel gern. Könntest mir leicht auch ein freundliches Wörtel sagen."

Als sie stumm blieb, merkte er, daß sie gar nicht auf ihn gehört hatte, sondern angestrengt nach der Cassstube hinhorchte. Da lauschte auch er. Drinnen, wo sie zu Zither- und Mundharmonika Trußlieder sangen, erklang soeben der bekannte Paß des Erlrainer Toni laut durch die offenen Fenster:

"Bei ein'm Madel möcht i Habersfeld treiben, Und ihr das Sündenregister schreiben.

I möcht' der Gemeind' und dem Gau erzählen,

Wie sie sich kann so unschuldig stellen,

Und mit dem Rothaar unterm grünen Hut Das ganze Dorj in Brand stecken tut."

Die atemlos Lauschenden hatten sich von ihrer Verblüffung noch nicht erholt, da fiel auch schon eine andere Männerstimme ein:

"Amrausch und Edelweiß, Die blüh'n net auf ein'm Stamm.

Aber rot's Haar und Falschheit, Die sind'st alleweil beisamm'."

Klang und Lachen waren noch nicht verklungen, da raste bereits der Sirtus drinnen.

"Das leid' i net! Wer die Asra verhöhnt, der hat's mit mir zu tun!"

In fünf Minuten war die Stube ausgeräumt, und draußen lagen die Spötter, als ob sie ihr Lebtag nicht gestanden hätten. Sirt wollte im Tumult verschwinden, aber Asra

drängte sich an seinen Arm und zog den Burischen in den Grasgarten. Sie war sehr leinlaut, aber dankbar gehoben durch seine Ritterlichkeit.

"Brav bist g'wesen, Bua, daß du dich so strapaziert hast wegen meine verflirten roten Haar."

"Klenn' net, das kannst jetzt nimmer ändern."

"Ich werd' mich doch noch ärgern dürfen! Und dank' schön sagen?"

"Is schon recht," sagte er traurig und reichte ihr die Hand. "B'hüt Gott. Trag mir nit nach, — ich bin halt amal a reicher Burisch."

Sie stand erstarrt und sah ihn mit tränen-schweren Augen an. "Geh' net, Sirt! Ich bitt' dir's ab, daß ich dich an Wildling g'heissen hab'. A schneidiger Bua bist, und i mag dich." Schamhaft wandte sie ihr Gesicht ab, und er sah sie schallhaft von der Seite an. Vorhin hab' ich dich g'fragt, ob du mir gut bist. Jetzt frag' du mich, Asra, ob ich dich noch immer mag." Tieferrötend gab sie sein Lachen zurück. "Ich dich?"

"Ja, du mich."

"Nie!"

"Doch!"

"Ich geh'!"

"Alsdann b'hüt Gott, Asra."

"Bleib, Sirtus! Willst du mich als deine Bäuerin, wo du mich doch ein Hauskrenz g'heissen hast?"

Schelmisch lehnte sie sich an seine Brust.

"Bin für dich zu jeder

"Freilich mag ich," jubelte er. "Dummheit bereit."

"Lausbub!"

Was noch weiter geredet wurde, war nur ein Flüstern, unterbrochen von endlosem Küssen.



Zur Titanic-Katastrophe.

Unter den Geretteten von der „Titanic“ sind zwei Kinder, deren Herkunft man nicht feststellen konnte. Die Millionärin Miss Margaret Hayes hat sich erboten, den beiden Vater und Mutter zu ersetzen, falls nicht Verwandte sich melden und die armen Waisen zu sich holen sollten.

Der Pfingstritt von Köhting.

Am Pfingstmontag halten die Bauern von Köhting im Bayrischen Wald den vom Jahre 1412 üblichen Pfingstritt „zur Erlebung von Segen in der Pferdezzucht, Verschönerung von Viehschulen“ ab, der die berittene Prozession von Köhting nach der Wallfahrtskirche von Steinbühl und zurück führt.



# Humor.

— Immer derselbe. Der Herr Professor hat wie gewöhnlich den Haus Schlüssel vergessen. Er kommt abends an seine Haustür und klingelt. Seine Frau hat während seiner Abwesenheit ein neues Dienstmädchen gemietet, das die Tür öffnet und ihm mitteilt, der Herr Professor sei noch nicht daheim. „Um, das wundert mich, er wollte doch um diese Zeit hier sein . . . na, da werde ich nochmal wiederkommen.“

— Kindermund. Die Lehrerin hält mit kleinen Mädchen Religionsunterricht. Eins von diesen traf sie jüngst auf der Straße dabei an, wie es eine Käse am Schwanz zerrte, die mit dem übrigen Körper unter einem Stallet durchgeschlüpft war. Das Fräulein machte auf das Unrecht solchen Tuns aufmerksam und schilderte mit ergreifenden Worten die Qualen des Tieres: „Wie leicht hättest du den Schwanz des armen Käschens abreißen können. Wer von euch kann mir da ein schönes Sprichwort nennen?“ Ein frommes Kind meldete sich zum Wort: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen.“

— Im Tätigkeitsdrang. Richter: „Kaum sind Sie aus dem Gefängnis entlassen, da machen Sie schon wieder lange Finger! Können Sie denn das Stehlen nicht lassen?“ — Spitzbube: „Ja, Herr Richter, nehmen Sie mir's nicht übel!

Aber ich bin nun mal so. Den ganzen Tag nichtstun ging mir wider die Natur; und da hab' ich mich denn wieder meinem Beruf zugewandt. Ohne Beschäftigung kann ich nun 'mal nicht sein!“

— Abhilfe. Frau A.: „Wenn das Fleisch nicht billiger wird, hat mein Mann gesagt, darf ich keins mehr kaufen.“

— Frau B.: „Aber was will er dann machen?“ — Frau A.: „Dann ist er so lange im Wirtshaus.“

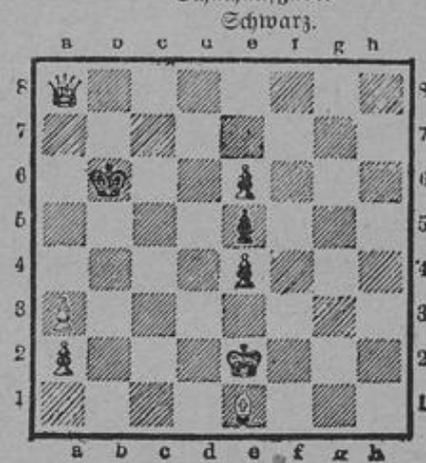
— Auch ein Essen. Die Dame des Hauses: „Sie sagen, Sie haben heute noch nichts zu essen gehabt?“ — Bettler: „Madame, wenn Sie mir glauben wollen: das einzige, was ich heute runtergeschluckt habe, sind Beleidigungen gewesen.“

— Ein Gemütsmensch. Bauer (zum Pferdehändler): „Nein ich trage es Ihnen nicht nach! Ich hoffe nur, daß, wenn Sie 'mal von einem Rudel hungriger Wölfe verfolgt werden, Sie dann das Pferd, das Sie mir verkauft haben, vor Ihrem Wagen haben.“

— Der schlaue Mann. „Mein Mann ist eine schrecklich gutmütige Natur. Ich schenkte ihm eine Kiste schöner Zigarren zu seinem Geburtstag, aber er hat nur eine einzige davon selbst geraucht, alle übrigen an seine Freunde verschenkt.“

# Rätsellecke.

### Schachaufgabe.



Weiß.  
Matt in drei Zügen.

### Die rätselhafte Weinkarte.

Schloßabzug	3,—
Brauneberger	3,—
Steinberger	2,—
Eltviller	3,—
Geisenheimer	5,—
Oppenheimer	5,—
Scharlachberger	3,—
Medoc	2,—
Piesporter	2,—
Hermannsteiner	4,—
Riessteiner	3,—
Lorcher	3,—

Berieht man die obenstehenden Weinnamen entsprechend, so ergibt eine Reihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines anderen bekannten Weines.

### Dreifüßige Charade.

Schwarz ist, was die Erste nennt;  
Leicht beschwingt die letzten Beiden.  
Wer als Ganzes sich bekennet  
Hat vom Schicksal viel zu leiden.

### Logogriph.

Wer satt ist, schwärmt vom Wort am Himmelzelt,  
Von allem Schönen in der Sternenwelt.  
Wer hungrig ist, nach Irdischem er schaut,  
Nach diesem Wort, vermehrt um einen Laut.

### Begriffbild.



Wo ist der zweite Gärtner?  
Auflösung in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Skatenaufgabe: Mittelhand: E W, G W, E D, G K, O, 8, 7, R O, 8, D 10.

Hinterhand: R W, S W, E 10, G D, 10, 9, R 7, S K, O, 7.  
Im Stat liegt: R D, 10.

1. E 7, E D, 10 — 21
2. R O, R 7, R K + 7
3. E 8, G W, S W — 4
4. S D, S K, S 8 — 15
5. S 10, S O, S 9 — 13
6. G O, G D, E K, + 18
7. E 9, E W, R W — 4
8. G K, G 9, L O + 7

Rätsel: Gramen.

Magisches Quadrat:

S t o l a  
E h r a s  
D r e i t  
L a s s o  
A s t o r

Silberrätsel: Lampe — Ampel.

Bilderrätsel: Die Schlange sticht nicht ungereizt.

Redaktion: Erwin Thymen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt



Nr. 23.

Sonntag, 2. Juni.

Jahrgang 1912.

### Der Modellhut.

Nach dem Französischen des Pierre L'Ermitte  
von Wilhelm Ritz.

Mit kritischen Blicken prüfte sie das niedliche kleine Ding und hielt es auf der ausgestreckten Hand vor sich. Sie ist entzückt, buchstäblich entzückt! Dann geht sie ans Verbessern. Hier und da ein kleiner Stich, ein Zurechtbiegen der einen Feder, ein Glätten der anderen und der Hut ist fertig. Wirklich fertig? Ah, man braucht ihn nur zu befehlen. Was gibt es wohl reizenderes?! Wenn der nicht als Modell genommen wird, sagt sich die junge Modistin, so ist überhaupt nichts mehr anzufangen. Das steht fest, was sie hier aufgewendet hat, ist mehr als Fertigkeit, es ist Kunst... Zauberei!...

Marie Louise weidet sich an dem Anblick ihres Werkes. Sie tritt vor den Spiegel und hebt den Papierschirm von der Lampe. Mit zwei Griffen frisiert sie ihr Haar, wie es die Form des Hutes erfordert, dann setzt sie ihn auf und schaut in ihr Spiegelbild lange, mientwegt, ein heiteres Lächeln auf den blassen Lippen. Doppelt reizend macht er sich auf ihrem üppigen blonden Haar. Er gibt ihr ein vornehmes Aussehen trotz der dunkel umrandeten Augen und trotz der fahlen Gesichtsfarbe. Und mit wie wenig Aufwand hat ihr guter Geschmack es fertig gebracht: Den Besatz aus Astrachan, dazu zwei Federn, eine weiße und eine schwarze und zwischen diesen im Haar des Pelzwerks verborgen eine kleine Perle, die aus dem Grunde einer Falte hervorleuchtet.

Das ist alles.

Freilich! Aber dann kommt die liebliche unnachahmbare Eleganz, die, man weiß nicht worin, besteht, mit der die Pariser Arbeiterin ausgestattet ist.

Das junge Mädchen läßt den Effekt des prächtigen

Kopfschmuckes auf sich wirken. Als Kennerin zunächst, dann aus Liebe zur Kunst und dann ein wenig aus Eitelkeit. Herrlich einfach! Das dunkle Pelzwerk auf dem blonden Haargewole!

Wie köstlich, Marie — Louise! . . . .

Es ist Mitternacht und die Müdigkeit zwingt sie in ihren Bann, denn um fünf Uhr hat sie ihren Tag begonnen; aber

wenn auch die müden Augen zuzufallen drohen, es ist nicht Zeit zu rasten, denn der Lohn ist knapp und das Leben ist teuer in Paris. Schnell noch eine Stunde. Und wieder huscht die Nadel unter ihre flinken Händen. Sie näht den Besatz und das Futter. Überall gibt es noch etwas nachzusehen und auszubessern. Dies alles verrichtet sie mit größter Sorgfalt, denn das „Modell“ liegt ihr ganz besonders am Herzen. Diese Menge Kleinigkeiten stellen zusammen eine Summe von Arbeit dar. So führt sie behende den Faden, bis endlich der Kopf ihr schlaftrunken auf den Schooß sinkt. Nun ist es unbedingt Zeit, schlafen zu gehen.

Nach zwei Tagen. Ein prächtiger Novembervormorgen, dessen trodene Frische Marie-Louise das Antlitz in die Wangen treiben müßte, wenn sie noch welches in den Adern hätte.

Die kleine Modistin ist in großer Toilette und niemand, der sie in ihrer streng eleganten Robe daherschreiten sieht, vermöchte zu sagen, ob es eine vornehme Dame ist oder eine Arbeiterin.

Ihr Herz pocht aufgeregt und die Hände sind feucht in den schwarzen Handschuhen, aber sie ist entschlossen und wird sogleich ihren Hut in dem berühmten Modehaus Aaron Bujarek als Modell vorzuschlagen. Sie hat es sich



Ein Richard-Wagner-Denkmal in Amerika.

Der Goethe-Schiller-Verein in Cleveland, Ohio, hat durch Sammlungen einen Fond geschaffen, um Denkmäler deutscher Dichter und Komponisten aufzustellen. Kürzlich wurde in Cleveland ein Denkmal für Richard Wagner feierlich enthüllt.

sich in den Kopf gesetzt und seit drei Tagen besteht der Entschluß, der übrigens ihre einzige aussichtsreiche Hoffnung, ihr armseliges Einkommen zu erhöhen, bedeutet.

Es ist nicht leicht, sich Zugang zu verschaffen. Aber warum sollte man sie nicht vorlassen, da sie doch die Kundschaft dieses Geschäftes von Grund auf kennt. Dazu hat sie alle Umstände und jede Wahrscheinlichkeit in Betracht gezogen und auch nichts versäumt, um den guten Eindruck zu wahren: hat sie doch sogar die kleine Lolotte, die Nachbarstochter auf die Beine gebracht, damit sie ihr den Karton trage.

Auf dem Wege geht sie ihre Rolle noch einmal durch, erwägt die Schwierigkeiten und bereitet sich auf die Einwendungen vor.

Den Inhaber selbst will sie sprechen, nicht die Einkäuferin; die Frau ist zu rücksichtslos gegen ihresgleichen.

Schon da! . . . Zögernd steht sie einen Augenblick vor dem prunkhaften Geschäftshause. Von einer plötzlichen Angst befallen, verspürt sie eine starke Lust, umzukehren. Nein, sie muß hinein!

Im Vorraume wirft sie noch rasch einen Blick in den Spiegel um zu sehen, ob das Kleider noch tadellos ist. Es fehlt nichts; mindestens eben so gut wie jede andere ist sie. „Nun nimm Dich zusammen, Charlotte!“ Dann gehen die beiden hinein.

Das glänzende Innere des riesenhaften Modehauses. Ueberall umher junge Mädchen, die Hüte sortieren und aufstellen.

Marie-Louise hat kein Glück; die Directrice steht bereit, sie zu empfangen. Eine lange, hagere Person mit gelbem Teint. Die kleinen Verkäuferinnen schwägen und schälten untereinander und freuen sich insgeheim im voraus auf die kleine Szene, die nun folgen wird.

„Fräulein, ich möchte Ihnen einen Modellschub vorlegen,“ beginnt Marie-Louise in bescheidenem Tone.

„Wir sind mit allem versehen,“ erwidert die Andere.

„Wenn Sie mir trotzdem gütigst gestatten wollten, mein Modell auszupacken . . .“

„Wie Sie wollen, aber ich bin sehr eilig.“

Marie-Louise's Hände zittern schon, während sie an den seidnen Schnüren nestelt.

„Es wird doch ja kein „Marquis“ sein?“

„Nein, eine Toque, und wie ich glaube, eine sehr hübsche.“

„Wie immer.“

Und nun nimmt die junge Modistin das reizende Werkchen ihrer Phantasie und ihres guten Geschmacks heraus. Zu ihrem Erstaunen betrachtet es die Vorsteherin nur mit

einer Art Zerstretheit. Doch, dann mustert sie es aufmerksamer und endlich, ein gutes Zeichen, setzt sie es auf und prüft die Wirkung im Spiegel.

„Gar nicht übel, aber zu steif; er paßt nicht für uns. Wir führen das Genre nicht. Bedauere sehr!“

Scheinbar gleichgültig setzt sich die Directrice.

„Ach, ich bitte, vielleicht haben sie doch noch Verwendung?“

Marie-Louise fühlt der kalten, selbstsicheren Poise gegenüber allen Mut schwinden.

„Ach, ich bitte, geht es denn nicht,“ bringt sie zaghaft, mit bebender Stimme hervor.

„Ich könnte schließlich fünfundzwanzig Franken geben, reicht das?“

„O Fräulein, fünfundzwanzig Franken? . . . Aber ich habe ja für achtundzwanzig Franken Zutaten verwendet.“

„Das will ich nicht wissen. Ich sage Ihnen nur, wollen Sie fünfundzwanzig. Entweder oder . . . Noch einmal, ich bin sehr eilig.“

„Aber“ . . . und die Tränen drohen ihr aus den Augen zu stürzen, . . . „ich habe mich so abgemüht!“

„Nun sein, aber, wie gesagt, wollen Sie? Noch einmal, ich habe Eile.“

Marie-Louise schweigt und starrt verloren vor sich hin. Was bedeutet dieser Preis für ihr Kleinod, für die Arbeit zweier Nächte! . . . Es ist nicht möglich, . . . und dennoch! . . . Und mit einer nutzlosen Geste, wie ein Künstler, der sein Werk hingibt, oder eher, wie ein Ertrinkender, der den erschöpften Arm nach Rettung ausstreckt, sagt sie zu.

Dann geht sie hinaus.

Und hinter ihr her lacht die große, hagere Directrice mit einer schneidenden Stimme laut auf.

„Na! das war eine Dumme! Nein, so was!“ und sie zuckt die Achsel. Schnell, Nathalie, einen Ständer und dann stellen Sie das neue Modell ins Fenster. Aber an einen guten Platz. Es ist famos und wird in zwei Stunden verkauft sein.“

„Wie teuer soll ich's ausschreiben?“

„Um, . . . na?“ Und dabei hat die Directrice die gleiche Kennermiene wie Marie-Louise nach ihrer entnervenden Arbeit in der durchwachten Nacht; sie setzt den Hut auf die Hand, streckt den Arm und prüft:

„So etwas ist unbezahlbar!“

Jetzt gewahrt sie erst wieder Nathalie, die sie in ihrer Entzückung schon vergessen hatte.

„Ach so, . . . den Preis? . . . Nun, sagen wir zweihundertfünfzig Franken.“



## Die häßliche Braut.

Kriminal-Humoreske von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

„Ah, Herr Lemke, haben Sie auch einmal frei?“  
„Detektivs und Zeitungslente, die zu ihrem Berufe die wahre Befähigung mitbringen, haben eigentlich niemals frei. Selbst in den Stunden ihrer Erholung fährt ihr Geist fort, tätig zu sein, ihre Augen sind immer auf dem Auslug, und jedes bemerkenswerte Moment wird Material für ihre Zwecke.“

So antwortete der Detektiv Karl Lemke auf die Frage eines guten Bekannten, als er eines Sonntags nachmittags in den Garten eines großen Restaurants trat und von diesem Herrn Wenda angesprochen wurde.

„Wollen Sie sich nicht ein bisschen zu uns setzen?“

„Danke — wenn Sie gestatten.“

Lemke nahm Platz. Bald war er mit Herrn Wenda und dessen niedlicher jungen Frau in die angenehmste Unterhaltung vertieft.

Nach einiger Zeit nahm eine andere Familie an einem Nachbartische Platz. Ein älteres Ehepaar, eine ältere Tochter, zwei jüngere Kinder und ein junger Mann im Alter von etwa dreiundzwanzig Jahren. Die neuen Ankömmlinge grüßten, als sie vorbeigingen, und Wendas erwiderten freundlich den Gruß.

„Wer sind die Leuten?“ erlundierte sich der Detektiv.

„Der Schuhmacher Stegritz mit seiner Familie — der Portier in dem großen Eckhause in der Mohrenstraße —“

„Welches Eckhaus?“

„Na, wo der große Juwelierladen von Hermann ist —“

„Ach ja — richtig. Ist das die Tochter?“

„Ja.“

„Offen gestanden, Herr Wenda — ein so häßliches Men-

schenskind habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.“

Wenda lachte. „Das arme Geschöpf ist eigentlich zu bedauern — kann nichts dafür — aber recht haben Sie.“

„Gewiß — wir haben ja alle nicht die Möglichkeit, uns unser Neuzeres zu wählen. Das bedauerenswerte Mädchen ist doch von vornherein zur Einsamkeit im Leben verurteilt.“

Wenda schüttelte den Kopf und erwiderte, auf den jungen Mann am Nachbartische zeigend: „Da irren Sie — der Geschmack ist verschieden. Sie hat sogar einen sehr hübschen Bräutigam. Sehen Sie, das ist er.“

Der Detektiv betrachtete überrascht die ihm bezeichnete Person. Der Bräutigam schien in der Tat das vollkommene Gegenteil seiner Braut. Er war schlank, von geschmeidigem Gliederbau. Der Kopf war oval und wohlgeformt, mit glänzendem schwarzbraunen Haar. Das Gesicht war interessant und sah fast vornehm aus. Die Augen blitzten in unverkennbarer Intelligenz. Auch die elegante Kleidung verriet den Angehörigen einer gebildeteren Klasse, als die war, welcher seine Geliebte entstammte.

„Allerdings ein flotter und schneidiger Mensch,“ lobte der Polizeibeamte. „Was ist er denn?“

„Ich glaube Kaufmann.“

„Der Portier hat wohl einen hübschen Sparpfennig?“

„Sie meinen, Fräulein Stegritz könnte nur um Geldes willen geheiratet werden?“

„Das ist doch klar —“

„Ich versichere Sie, gar nichts hat sie. Der alte Stegritz hat viel Unglück gehabt. Er nimmt sie lediglich aus Liebe.“

„Sonderbarer Geschmack. Das Mädchen ist doch auch wenigstens fünf Jahre älter als er. Kennen sie sich schon lange?“

„Ich glaube, erst seit einigen Wochen —“

„Na, wenn sich dann seine Ansicht nur nicht noch ändert.“

Nach einer Weile standen Wendas auf, um zu gehen. Der Detektiv schloß sich ihnen an. Als man am Nachbartische vorüberging, wandte sich Wenda freundlich an den Portier:

„Na, Herr Stegritz, 's Leben noch frisch?“

„Na, man muß zufrieden sein,“ lautete der fröhliche Bescheid.

„Das ist wohl der Herr Bräutigam?“

„Zawohl — Karl, das ist unser früherer Nachbar, Herr Wenda —“

Der junge Mann erhob sich höflich. „Brisede ist mein Name,“ stellte er sich vor.

„Kreut mich — Verlobung schon gewesen?“

„Noch nicht,“ berichtete der Schuhmacher. „Morgen abend — deshalb ist Herr Brisede ja gerade hier.“

„Ach so, Sie sind auswärts in Stellung?“

„Ja — in Magdeburg. Er hat sich ein paar Tage freigegeben lassen.“

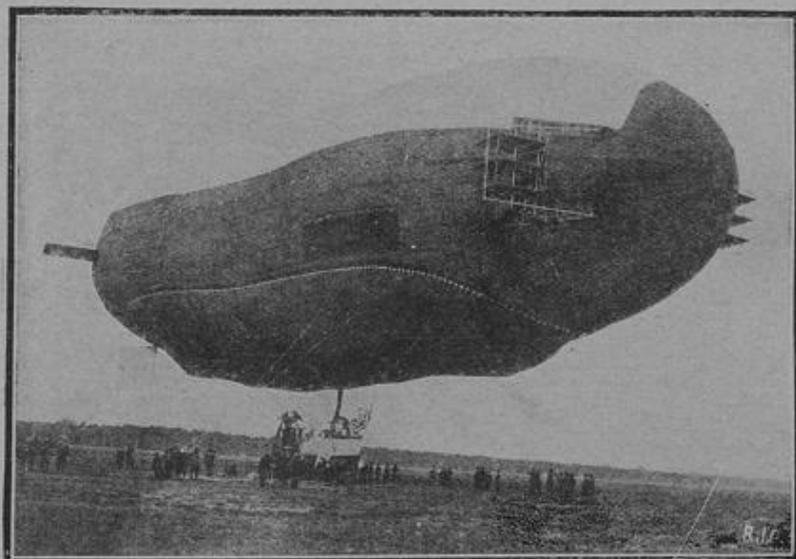
Man nickte einander noch freundlich zu, dann verließen Wendas mit ihrem Begleiter den Garten. — — — — —

Abends feierte man Verlobung — es ging sehr lustig zu, obwohl man keinerlei Gäste zugezogen hatte, und erst gegen ein Uhr suchten die Teilnehmer ihr Lager auf. Karl Brisede jedoch wiederum ausgenommen. Wieder wartete der Herr Bräutigam nur so lange, bis er alles sicher wußte, dann rückte er von neuem seine Lagerstätte weg und setzte die bald beendete Arbeit fort. Nach kaum zwanzig Minuten war die Doffnung, in der Tat, fertig — nochmals horchte er an der Tür und dann an dem Loche selber, dann glitt er gewandt wie ein Kal vorsichtig hindurch und trat in den daneben befindlichen Raum. Tiefe Finsternis empfing ihn. Hastig entzündete er eine in seiner Tasche verborgene Blendlaterne und leuchtete umher — er befand sich im Laden des Juwelers Hermann. Gierig funkelten seine Augen, er öffnete mit einem Dietrich das nächste Schubfach und begann eifrig die goldenen Kostbarkeiten desselben in den mitgebrachten Sack zu entleeren — da fühlte er sich plötzlich von hinten an den Weinen ergriffen, starke Hände zogen ihm diese unter dem Leibe fort, daß er zu Boden stürzte, und eine triumphierende Stimme rief: „Da haben wir ihn — dacht' ich's doch, daß es so sein mußte!“

Im Nu strahlte das Gewölbe in blendendem Licht der elektrischen Beleuchtung — der bestürzte Einbrecher erblickte über sich drei Männer, die ihn niederhielten und ihn, bevor

Im Lenkballon über den Ozean.

Das Luftschiff „Suchard“, welches demnächst über den Ozean nach Amerika fliegen soll, hat in Johannisthal bei Berlin am 18. Mai seinen ersten Aufstieg unternommen. Der Lenkballon ist nach den Plänen von Prof. Gans gebaut, der bei der Ozeanfahrt ihn auch führen wird. Die Gondel ist ein seetüchtiges Motorboot.



Die Familie Stegritz lehrte erst abends gegen elf Uhr nach Hause zurück. Karl Brisede war sehr müde gewesen, nun aber erklärte er, müde zu sein und schlafen zu wollen. Nachdem er sich von seiner Braut mit einem Kuß und von den anderen mit Handschlag verabschiedet, suchte er die ihm zur Verfügung gestellte kleine Kammer auf, in welcher sonst die beiden jüngsten Kinder gemeinschaftlich in dem einzigen darin befindlichen Bette schliefen. Der junge Mann mußte außergewöhnlich müde sein, denn er warf sich gleich in der Kleidung aufs Bett, doch stand er, sobald es ruhig und finstern geworden war, wieder auf, horchte an der Tür und rückte dann leise und vorsichtig das Bett von der Wand ab. Dann nahm er aus seinem wohlverschlossenen Koffer einen Meißel und andere Werkzeuge und begann, ein Loch, mit dessen Herstellung er bereits begonnen hatte, unter Vermeidung allen Geräusches zu erweitern. Den entstehenden Schutt sammelte er sorgfältig auf ein großes Tuch, dessen Inhalt er, als er nach einigen Stunden zu arbeiten aufhörte, in eine große alte Truhe entleerte, die an der hinteren Wand der Kammer stand und mit alten Kleidungsstücken gefüllt war.

„So — da sieht sobald niemand hinein,“ murmelte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Ein Glück nur, daß niemand in der Stube nebenan schläft. Morgen noch eine Viertelstunde, und ich bin durch!“

Erst, nachdem er alle Spuren seines nächtlichen Beginns auf das sorgfältigste beseitigt und das Bett so wieder angerichtet hatte, daß es die von ihm ausgehöhlte Doffnung völlig verbara, begab er sich wirklich zur Ruhe und schlief bis in den späten Vormittag.

er sich noch zur Wehr zu setzen vermochte, an Händen und Füßen fesselten.

Ein gellendes Klingesignal, und Juwelier Hermann erschien mit verstörtem Gesicht in dem Laden.

„Also doch, Herr Lemke?“

„Da liegt er — meine Vermutungen waren zutreffend bis aufs Tüpfelchen. Die häßliche, viel ältere Braut und der hübsche Bursche — der Juwelierladen im Hause — das Eintreffen zum Urlaub und zur Verlobung — das waren Indizien, die mir gleich auffielen. Aha, dachte ich, die arme Braut ist hier nur Mittel zum Zweck. Ich telegraphierte heut früh nach Magdeburg und vernahm von der dortigen Polizei, daß ein Handlungsgehilfe Karl Brisede nirgends gemeldet sei. Vorsichtige Nachfragen bei Bekannten der Familie Stegritz bestätigten, daß der Bräutigam im Hause logierte, und zwar in einer direkt an Ihren Laden stoßenden Kammer. Auch kam es mir beim Nachschlagen im Verbrecheralbum vor, als erkenne ich die Züge des Herrn Brisede in dem Porträt eines mehrfach vorbestraften Spitzbuben, der „schöne Theodor“ genannt, mir daß der Herr Bräutigam sich den Bart hat abnehmen lassen. Dann rückte ich mit Hilfsmannschaften zu Ihnen, den Burschen, falls sich mein Verdacht bestätigen sollte, in Empfang zu nehmen.“

„Herr Lemke,“ rief einer der Schupleute, „das ist der „schöne Theodor“, — ich kenne ihn wieder.“

„Um so besser, so haben wir einen guten Fang gemacht,“ schmunzelte der Detektiv. „Das arme Fräulein Stegritz wird nun freilich um ihren Bräutigam kommen, aber besser, gar keinen Mann als einen Verbrecher — und er würde ja wohl ohnedies, sobald der Einbruch gelungen, auf Nimmerwiederssehen verschwunden sein.“

Ein gegossenes Haus.

Schon lange ist das Problem, ein Haus aus Zement zu gießen, zu lösen versucht worden. Auf dem Kontinent sind auch schon verschiedentlich Versuche gelungen. Aber die Häuser machten keinen sehr schönen Eindruck. Jetzt ist nach den Plänen Edisons in New-Jersey ein Zementhaus gegossen worden, das sehr ansehnlich aussieht. Die Kosten eines solchen Hauses sind sehr gering. Ein weiterer Vorteil der Häuser ist ihre Feuerfestigkeit.



Carry und Bobby.

Humoreske von K. Pálffy.

(Nachdruck verboten.)

Wir haben seit neuester Zeit zwei Hunde, zwei schneeweiße Spize, in einer schmutzigen, ruhigen Großstadt, in der es Maulkorbjorgen und Hundefänger gibt.

Also zwei schneeweiße Spize, die uns abwechselnd gestohlen werden, damit wir durch reichlichen Funderlohn die soziale Not lindern. Somit ist dafür gesorgt, daß wir vor

lauter häuslichem Behagen nicht langweilig und dick werden, sondern immer hübsch in einer leise prickelnden, abmagernden Aufregung erhalten bleiben.

Der interessanteste Tag der Woche ist jedoch jener, an dem Bobby und Carry gebadet werden sollen — ich betone das Wort sollen, weil das wirkliche Geschehnis nicht



Die Jupitersäule auf der Saalburg.

Ein langjähriger Homburger Badegast hat die vor etwa acht Jahren in Mainz gefundene Jupitersäule in Originalgröße nachbilden und auf der Saalburg aufstellen lassen. Die Säule ist das wertvollste Fundstück römischer Kunst, das bisher nördlich der Alpen gefunden wurde. Der Kaiser besichtigte die Säule kürzlich anlässlich seiner Anwesenheit in Homburg vor der Höhe.



Ein weiblicher Briefträger in Frankreich.

Weibliche Briefträger sind in Frankreich nichts neues. Besonders in den kleinen Gemeinden ist es schon Jahrzehntelang Sitte, vorzüglich den Witwen von Brief- und Paketbestellern das Amt des Mannes zu lassen, wenn zu erwarten steht, daß sie es ebenso gewissenhaft ausfüllen, wie jener. Auch in Tirol findet man häufiger weibliche Postbeamte und sie haben sich gut bewährt.



Zwei Jahre später. Nach dem Gemälde von Hugo Engel.

allzu häufig eintrifft. Das edle Hundepaar ahnt jenen ominösen Freitag schon mit sicherem Instinkt. —

„Bobby — Carry!“ ruft meine Frau am grauenenden Freitagmorgen — . . . „Bobby — Carry!“ zirpt meine zehnjährige Tochter Lilli in zärtlichsten Tönen. „Bobby — Carry!“ mutiert mein dreizehnjähriger Sohn Willi mit überschnappendender Stimme. „Bobby — Carry!“ schimpft unsere Köchin, lockt verführerisch unser Stubenmädchen. Ich jedoch sitze in meinem Arbeitszimmer, große Batteftöpfe in den Ohren, die Tür fürsorglich abgesperrt.

Bobby und Carry, die sich sonst als zwei entzückende, große Modemusse in einer Zimmerrede herumbalgen, oder fröhlich um den Frühstückstisch tollern, sind indes heute nicht zu finden.

„Bobby wird wieder unter dem Bett sein,“ höre ich meine Frau nebenan im Wohnzimmer seufzen.

„Ja — unter dem Bett,“ ruft man allgemein, und die Jagd geht los — ich binde mir noch ein Tuch um den Kopf, um von dem Speltafel nichts zu hören und in gelehrsammer Ruhe an meinem großen Werk „Ueber die Beziehungen Napoleons zur Hosenrockmode“ weiterarbeiten zu können.

Eine Viertelstunde später klopf es zaghaft an die Tür meines Heiligtums.

Das ist aber Carry ganz gleichgültig, dem es nur darum zu tun ist, nicht mit Wasser, Seife und Bürste in Berührung zu kommen.

Carry sitzt also siegesicher oben, meine Frau schluchzt geschlagen unten, und Willi steht, in der rechten Hand die Peitsche, in der linken Hand ein Stück Zucker, am Klavier in der Mitte.

Zu dieser Stellung wird mit Carry eine Viertelstunde über Frieden oder Krieg weiter parlamentiert — Bobby hat man ganz vergessen — wenn man heute wenigstens einen erwischen könnte!

Dieser heiße Wunsch, der jedoch Carrys Wünschen zuwiderläuft, veranlaßt Willi, sich schließlich auf die Fußspitzen zu stellen und Carry mit raschem Griff vom Ofen herunterzuziehen — Jubelgeschrei meiner Frau, das mich derartig stört, daß ich statt Napoleon — Lenapeon schreibe — natürlich liegt mein Radiermesser wieder nicht auf dem Schreibtisch! Immer wird es zu häuslichen Verrichtungen verschleppt! Ich wüte, schimpfte täglich darüber, aber! es nützt nichts — es ist heute wieder nicht da!

Ich stürze ins Wohnzimmer:  
„Zum Ausdruck, wer hat schon wieder mein Radiermesser gehabt?“



Gemeinderatswahl in Algerien.

Die nordafrikanische Kolonie Frankreichs, Algerien, hat als gleichberechtigter Teil der Republik das Recht, Abgeordnete in das Parlament nach Paris zu senden. Auch die Verwaltung der algerischen Gemeinden wird von selbstgewählten Gemeinde-Abgeordneten erledigt.

„Papi — wir finden die Racker nicht, vielleicht sind sie bei dir?“ piepst Lilli draußen.

Ich rühre mich nicht — es wird stärker geklopft:

„Papa — Bobby und Carry sind sicher unter deinem Diwan,“ meldet sich Willi.

Ich rühre mich noch weniger — jetzt kommt natürlich meine Frau daran:

„Bester Heinz — mach auf — wir müssen bei dir nachsehen.“

Ich spiele sofort den empörten Hausstrannen: „Das ist nicht zum Aushalten! Werde ich heut keine Ruhe haben! Unglaublich, diese Rücksichtslosigkeit gegen einen geistig arbeitenden Menschen! Hier sind keine Hunde — sondern nur unsterbliche Gedanken!“

Meine Familie zieht sich bekümmert zurück, und ich verfolge die Beziehungen Napoleons zur Hosenrockmode weiter.

Indessen findet man Carry in der Küche in der Koblenliste — ein weißer Spitz in der Koblenliste ist badebedürftiger denn je! Carry sieht das aber gar nicht ein — mit einem Niesensatz springt er über die Köpfe seiner Entdecker hinweg und:

„Carry! Carry! Aushalten! Lieber, süßer Carry — da herein! Bist du folgen — du kriegst die Peitsche! Carry — du kriegst Wurst —!“ schreit alles hinter ihm her und jagt dem Flüchtling nach, wobei Lilli über die Wanne mit dem Badewasser stolpert, die mitten in der Küche steht. Die Folge davon: ein durchnähtes Kleid und eine Niesenlache. Lilli läuft heulend ins Kinderzimmer. Das Stubenmädchen muß sie umziehen, und Carry — der von einem Stuhl aus Klavier und dann auf den Kachelofen gesprungen ist, wirft dabei eine alte, ehrwürdige Erbsantenvase in tausend Stücke.

„Ich erschlage den Hund, wenn — ich ihn erwische!“ schreit meine Frau bereits übernervös.

„Ich nicht!“ verteidigt sich Willi.

„Ich auch nicht!“ verteidigt sich meine Frau. Dieser Dialog lenkt die Aufmerksamkeit von Carry ab, der sich sofort mit einem jähen, kräftigen Ruck aus Willis Armen befreit und in mein Arbeitszimmer stürmt — ein Satz auf das offene Hochparterresfenster, ein Satz hinunter, und Carry rast um die nächste Straßenecke.

Wir könnten schon an dieses Manöver gewöhnt sein, dennoch stehen wir jedesmal dieser Tat mit lähmendem Entsetzen gegenüber.

„Das kommt von deinem blöden Radiermesser,“ jammert zuerst meine Frau — „mußt du gerade jetzt die Tür aufsperrn! Kannst du nicht vorher das Fenster schließen!“

Ich sage gar nichts und denke nur an das folgende — an das Inserieren in den Zeitungen: „Carry, kehre zurück, alles verziehen“ — an die netten Besuche verdächtigen Gesindels, das uns auch einen altersschwachen Mops als schneeweißen Spitz aufschwagen will und frech seinen Finderlohn fordert — an —

„Es ist das letzte Mal — ich dulde die Hunde nicht mehr im Hause!“ ist mein unwiderruflicher, männlicher Entschluß.

Damit schlage ich aber dem Haß den Boden aus, und in bewealichen Klagen werden Carrys und Bobbys Vorzüge geschildert.

„Und wo ist Bobby?“ donnere ich gewaltig. „Wir werden ihn sofort suchen,“ versichert meine Frau eifertig, und das Theater beginnt von neuem. —

Ich ziehe mich natürlich ohne Radiermesser in mein Heiligtum zurück und trete ans Fenster — von Carry keine Spur — das ist immer so. —

Dann setze ich mich an den Schreibtisch und denke nach, ob ich das verunglückte Wort Lenapeon streichen oder einen neuen Vogen Papier nehmen soll.

Endlich entschließe ich mich zu letzterem, zerreiß das

verdorbene Blatt, öffne meinen großen Papierkorb und sage in überraschtem, freudig begrüßendem Tone: „Ah! — Da bist du ja! — O, du Schlingel!“

Und Bobby, der süß geschlummert hatte, blickt mich mit seinen schwarzen Augenlein bittend an: „Berate mich nicht!“

„Das wäre eine Gemeinheit von mir,“ beruhige ich ihn und schließe den Korb.

Da klopf es bereits wieder an meine Tür:

„Liebster Heinz — Bobby muß in deinem Zimmer sein — es ist entsetzlich, der Hund ist nirgends zu finden! Oder sollte er auch durch die Wohnungstür ins Freie entwischt sein? Das wäre ja zum Verzweifeln.“

„Es ist auch zum Verzweifeln,“ erwidere ich dumpf und schwindele: „der Hund ist nicht hier.“

Vor der Tür vernehme ich einen langen Seufzer und Schritte, die sich entfernen.

Ich gucke ein wenig in den Korb — Bobby winzelt mir leise und dankbar entgegen.

„Siehst du, Bobby, so handelt ein Edelmensch! — Küß mir die Hand dafür!“ Und Bobby tut es aus tiefgerührtem Hundeherzen.

„Na also — jetzt komm' aber.“ Und ich klappe den Deckel wieder zu, hebe den Korb auf, trage den nichts ahnenden

Bobby in die Küche zur Wanne und — gleich darauf ein jämmerliches Geheul, von dem Jubelgeschrei der Meinen übertönt, und Bobby wird ins warme Wasser gedrückt, eingeseift, gebürstet, sein prachtvolles dichtes Fell schrumpft zu dürftigen Fotteln zusammen, seine verzweifelte Miene entlockt uns nur ein süßloses Gelächter — wie ein gerupfter Spatz hocht er zitternd in dem feindlichen Element.

Als wir endlich unserem Reinlichkeitswahn genügend gefrönt haben, wird er sorglich abgetrocknet und in einer dicken Decke an den warmen Ofen gelegt — seine Stimmung ist und bleibt äußerst deprimiert — ich weiß, daß er mich verachtet, aber er ist von der überstandenen Aufregung viel zu erschöpft, um mir das jetzt zu sagen. Trocken geworden, bellt er mich dafür um so wütender an: „Du bist ein ganz gemeiner Kerl!“

„Ja, das bin ich!“ erwidere ich mit stoischem Gleichmut. „Edelmenschen sind das immer, aber — man darf das nicht zu laut sagen.“

Und dann gehe ich, die Verlustanzeige für Carry aufzusetzen. Ich kann ihm eigentlich kein Benehmen gar nicht übelnehmen — ist er zur Hundetreue verpflichtet, wenn er sich täglich überzeugen kann, was für ein heimtückisches Pack wir Edelmenschen sind? — Ich verzeihe ihm alles.

Aber wenn wir ihn wieder haben — muß er doch auch ins Wasser!

### Meeresstille.

Von Nikolaus Lenau.

Sturm mit seinen Donnerchlägen  
Kann mir nicht, wie du,  
So das tiefste Herz bewegen,  
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren,  
Uns den schönsten Wahn,  
Seliger Musil der Sphären  
Stiller Ozean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen  
So tief ungestört,  
Daß die Seele wohl ihr eigen  
Träumen klingen hört;

Daß im Schuß geschloss'nen Mundes,  
Doch mein Herz erschrickt,  
Das Geheimnis heil'gen Bundes  
Fester an sich drückt.



Das Alters- und Siechenheim der Stadt Schöneberg in Deutsch-Wusterhausen bei Königs-Wusterhausen.

### Zur Unterhaltung.

— Eine Kaiserliche Komödie. Als Napoleon III., kurz nachdem er sich die Kaiserwürde angeeignet hatte, im Jahre 1853 nach Boulogne kam, war eine seiner ersten Handlungen, nach jenen Personen forschen zu lassen, die bei der unglücklichen Expedition vom Jahre 1840 dort seine Festnahme bewerkstelligt hatten. Nach langem Suchen wurden endlich ein Matrose und ein Gendarm als die Täter ausfindig gemacht und Weiden wurde bedeutet, sie sollten sich für den nächsten Morgen bereit halten, um vor dem Kaiser zu erscheinen. Die beiden Leuten besiel darob ein heilloses Schreden; sie machten sich darauf gefaßt, daß der Kaiser sie für die Ursache seines damaligen Unglücks halten und höchstpersönlich seinen Unmut an ihnen auslassen würde. Der schwere Tag der Rache war gekommen. Zuerst wurde der Matrose vorgeführt. Napoleon schritt auf ihn zu und rief: „Du bist's also, der mir 1840 nachgeschwommen ist, um mich bei den Haaren aus dem Wasser zu schleppen?“ — „Majestät, ich . . . ich . . .“, stammelte der Matrose in tausend Ängsten. „Keine Ausrede, warst du's oder nicht?“ Den letzten Rest von Mut zusammenfassend, erwiderte nun der Matrose: „Allerdings, Majestät, ich bin es gewesen, ich sah, wie die anderen die Gewehre auf Sie richteten. Sie wären entweder erschossen worden oder aber

ertrunken. Da sprang ich denn in die See und habe Eure Majestät das Leben gerettet.“ Der Kaiser konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Der Schlaupopf hatte es trefflich verstanden, sich aus der Schlinge zu ziehen und aus der Festnahme eine Lebensrettung zu machen. „Nun denn, mein Sohn“, sagte er schmunzelnd, „hier ist das Kreuz der Ehrenlegion für deine treue Pflichterfüllung und 500 Fres., um dich an mich zu erinnern.“ — Der nun vorgeschobte Gendarm, dem es an glücklicher Phantasie mangelte, der aber dafür wegen Tapferkeit mit Recht das Kreuz auf der Brust trug, antwortete gefaßt auf die gleiche Frage des Kaisers: „Jawohl, Majestät, Sie hatten sich gegen das Gesetz vergangen, ich war im Dienst, und mußte Sie daher arretieren.“ „Brav, mein Sohn, da du das Kreuz schon hast, bedaure ich es dir nicht geben zu können.“ Dabei nahm er die Militärmedaille von seinem Waffentrock, befestete sie dem Gendarm an die Brust und beschenkte ihn ebenfalls mit 500 Francs. Ganz Frankreich war von dieser Geschichte entzückt und sah darin eitel Seelengröße und Edelmut, während Napoleon lediglich eine gelungene Komödie gespielt hatte, von der er wußte, daß sie seiner Volkstümlichkeit dienen würde.



# Humor.



— Fischen verboten. Gutsherr: „Mit welchem Recht holen Sie hier die Fische aus meinem Teich?“ — Stromer: „Ach, Här, ich fange Euer Fesch nit, seht he, ich donn mer bloß der Schabau jet löhle.“ — Mit diesen Worten zieht er statt der vermeintlichen Angel eine Schnapsflasche aus dem Wasser.

— Zerkrent. Professor K. bekommt von einem Verlag den Probeband eines von ihm verfaßten Werkes. Er beginnt zu lesen und meint: „Dieses Blech muß ich schon mal irgendwo gelesen haben.“

— Gemütlisches von der Eisenbahn. Auf einer Württemberger Station hat der Portier vergessen einen Zug abzurufen. Dieser befindet sich schon in langsamer Abfahrt. Schnell reißt der Portier noch die Tür des Wartesaales auf und ruft: „Is hier als noch jemand drin nach Studert? 's Bügele is äbe abfohre.“

— Diagnose. Huber: „J, woah net, was dös is, Vader, ein Statarb, hab i, en Husten, en Schnupfen und überall

reißt's mi in de Glieder.“ — Vader: „D dös is als net schlimm, woah, wer bei dem Sauwetter nig hat, der is überhaupt net g'sund.“

— In München. Der Schnellzug von Berlin war eben in München eingelaufen. Unter dem Strom der Reisenden tritt ein blasser Herr an den Schaffner heran und fragt höflich, ob er ihm nicht ein Restaurant mit alkoholfreien Getränken empfehlen könne. „Da zeig'ns mir amol Ihr Fahrkart'n.“ — „Aber warum das denn, was hat meine Fahrkarte damit zu tun?“ meinte der Fremde. — „I will bloß schau, ob Sie net an a falsch'n Station ausgestieg'n san.“

— Aus einem Schüleraufsatz. „Munter schritt der Weidmann durch den Wald. Er war ein kräftiger, junger Mann. Aber auch sein Begleiter war ein strammer Hund.“

— Abgelehnt. Dienstmädchen: „Herr Professor, ein armer Mann mit Holzbeinen steht draußen und . . .“ — Professor, der im Studium gestört ist: „Ich brauche keine.“



# Rätsellecke.



## Räffelsprung.

im	Nichts			die	in
schei		Hand	hat		en
	mer	den	sich	der	
	muß	und	Bestand	reich	
Freud		da	und		Welt
kommt	Leiden			Was	so

## Bilderrätsel.



Auflösungen in nächster Nummer.

## Magisches Quadrat.

Die Buchstaben bilden, richtig gestellt, von links nach rechts und von oben nach unten gelesen:

- N N N L Ein Getränk.
- E E Z Z Frauenname.
- N N W N Deutscher Fluß.
- S S R R Einen tollen Schelm.

## Scharade.

Wo Musik man liebt und kennt,  
Oft man auch mein Wörtchen nennt.  
Nimmst du von dem ganzen Wort,  
Die drei letzten Zeichen fort,  
Sieh, so sind doch von den sieben  
Alle noch zurück geblieben.  
Streichst du von dem ganzen Wort,  
Vorn die beiden ersten fort,  
Was mein Wort dann rückwärts nennt,  
Ist ein schönes Instrument.

## Scherzrätsel.

Nimmst du mir den Kopf und Schwanz,  
Bleibe ich recht hell und ganz,  
Sieh', die Lösung hast du schnell,  
Und es springt dir dann recht hell,  
Gerade ins Gesicht,  
Richtig nur das Licht.

## Arithmetische Aufgabe.

Mit welchen ein- oder zweiziffrigen Zahlen hat man die Zahl 12345679 zu multiplizieren, wenn man ein gleichziffriges Produkt erzielen will? Das Produkt soll aus lauter Neunen, Fünfen, Zweien usw. bestehen.

## Auflösungen aus voriger Nummer.

### Schachaufgabe:

- 1. Le1-h4 Kb6-c7
- 2. Lh4-d8+ Kc7-d6
- 3. Da8-d5 matt
- 1. . . . Kb6-c5
- 2. Da8-b7 Kc5-d6, d4, e4
- 3. Db7-b6, b4 matt.

### Rätselhafte Weinkarte:

- Schloßabzug
- Brauneberger
- Steinheimer
- Elzweiler
- Geisenheimer
- Oppheimer
- Scharlachberger
- Medoc
- Piesporter
- Ahmannsteiner
- Niersteiner
- Lorcher
- Hattenheimer.

### Scharade: Pechvogel.

Logogriph: Abendrot — Abendbrot.

Bezierbild: Bild nach links drehen; über den Dächern erscheint dann der zweite Gärtner.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 24.

Sonntag, 9. Juni.

Jahrgang 1912.



## Schlichte Größe.

Nach dem Leben erzählt von Georg Heinz Taub.



Die Sonne stand schon tief im Westen, als Friedrich Holbein, der Schriftsteller, seine abendliche Promenade antrat. Dieselbe führte ihn in der Regel um die Umwallung der kleinen Landstadt, woselbst er sein Domizil aufgeschlagen hatte. Hohe Buchen standen links und rechts vom Wege und überwölbten ihn, so daß man darunter hinwegschritt wie unter den Wandelhallen eines mittelalterlichen Klosters.

Friedrich Holbein ging erregter wie sonst fürdaß. Ein Aufruhr tobte in ihm. Lodende Stimmen waren heute zu ihm gedrungen aus der Stadt, in der er früher ein Leben des Reichthums und des Genusses geführt hatte. Ihm, der Tausende in wenigen Wochen zu vergeuden verstanden hatte, schlug plötzlich das Schicksal den Becher der Lust aus der erhobenen Rechten, verjagte ihn aus dem Hause des Wohllebens und trieb ihn hinaus aufs Land, in die Wüste der Armut und Arbeit . . . Und nun bot man ihm die Redaktion einer führenden Zeitschrift und ein glänzendes Einkommen. Das war die Sirenenlodung der Großstadt für strebende Talente. Friedrich Holbein hatte nicht umsonst

den padenden Roman „Söhndienst des Goldes“ geschrieben: in den Kreisen der Künstler war sein Name über Nacht ebenso berühmt geworden wie einst in den Zirkeln der Lebewelt . . . Und nun kam das Echo: komm' zu uns, komm' zu uns — wir wollen uns um dich scharen; wir wollen in dir einen Freund und Bruder sehen . . .

In tiefen Sinnen schritt der Dichter auf der Umwallung einher. Und plötzlich stand er an der hohen, eisernen Pforte des stillen Totenaders. Einen Moment wohl hielt er inne, als ob er sich frage, was er dort suche auf der Stätte der Toten. Dann aber knarrte das Tor, und er wandelte nun zwischen den Gräberreihen einher. So fern seine Gedanken auch schweiften: seine Augen flogen über die schlichten Kreuze der schweigenden Grüste und er las Namen um Namen . . . Plötzlich kam ihm der Gedanke: welch ein elendes Nest mag doch dieses Städtchen sein! Nirgendwo ein Mensch, der über Seinesgleichen herüberraute im Leben. Nicht Gelehrter, nicht Künstler, nicht Krieger — alles nur Kretz und Pleth, Krämervolk! Armeleutfriedhof! sollte man diesen Totenader nennen . . . Und dann flogen seine Ge-



Das alte  
Benediktinerkloster  
zu Prüm.

Die feierliche Einweihung des Um- und Erweiterungsbauwerks des ehema-



ligen Benediktinerklosters findet im Juli zu Prüm in der Gifel statt, womit eines der bemerkenswertesten Bauwerke der Gifel seiner Vollendung entgegengeht.



denken zu dem Gegenstand, der ihn so tief beschäftigte: zu der Frage, ob er hier in der Fremde, in der freiwilligen Verbannung bleiben und von hier aus die Offenbarungen seines Geistes in die Welt senden — oder ob er dahin zurualehren sollte, wo das Leben in tausend bunten Bildern kaleidoskopartig sich konzentriert, in die Großstadt . . .

Eine Gruppe von Cypressen umgab die Bank, auf der sich Friedrich Holbein niedergelassen hatte und eine Traueresehe sentte ihre Zweige so dicht und tiefer zu ihm hernieder, daß sie beinahe bis zu seinem Haupt herniederreichten. In lautloser Stille und Weltvergessenheit hielt er hier mit seinem geistigen Ich Abrechnung und je tiefer er sich in den Labyrinth seiner Gedanken verirrte, desto größer ward der Zwiespalt in seiner Seele. „Nein!“ flüsterete er oft vor sich hin, — „wenn ich die alten Freunde wiedersehe, so beginnt das alte Leben wieder. dann gehen die schönen Vorsätze in die Brüche und der Friedensfrieden, um den ich so schwer gekämpft, wird wieder entschwinden . . .“ Aber dann kamen mit Macht die lodenden Bilder: „Geistige Anregung!“ so flüsterete es ihm zu, „sindest du nur in den Zentren des Geistes und Kunstlebens! Hier auf dem Lande müßt du versauern! . . . Oder wo suchst du die Stoffe zu deinen ungeschriebenen Werken — etwa hier, auf dem Friedhof der Namenlosen?“

Hastig, als ob er einen Entschluß fassen wollte, sprang der Dichter auf und wanderte weiter, bis er plötzlich vor einem graubhaarigen Alten stehen blieb, der ein Grab schmückte, das einzige Grab, auf dem ein Denkmal stand. An dem moosbedeckten Sandstein rankte eine Kletterrose empor . . . Ihr Alter und des Steines Aussehen verrieten, daß der stille Schläfer unter diesem Hügel schon längst aus den Klämpfen dieses Lebens ins Jenseits abgerufen worden ward.

„Nun — wer schläft denn hier?“ fragte Holbein, dem es plötzlich ein Bedürfnis war, mit jemanden zu sprechen.

„Hier —“, entgegnete der Friedhofswärter, indem er auf den Hügel zeigte, „Herr, hier schläft der Wohltäter unseres Ortes, ein braver Lehrer!“

„Der Wohltäter unseres Ortes!“ Wie feierlich klang das aus des Alten Munde. Friedrich Holbein trat näher heran und las: Hier ruht in Gott Johann Wolfgang Zimmermann, Volksschullehrer und Organist, geboren am 2. Mai 18. . . gestorben am 2. März 19. . . Er ruhe in Frieden.“

„Siebzig Jahre,“ flüsterete der Dichter. Dann sagte er laut:

„Ihr nanntet ihn den Wohltäter Eures Ortes — wie meintet Ihr das, Alter?“

Eine Weile sah der Greis den vor ihm Stehenden wie prüfend an. Dann richtete er seine hohe Gestalt auf und begann, häufig stotternd und gleichsam seine Gedanken sammelnd, zu erzählen:

„Als er zu uns kam, der gute Lehrer Zimmermann, da mag er wohl schon viel erlebt gehabt haben, draußen in den Städten, wo er gewirkt hatte. Er war schon in den Jahren der Reife und etliche graue Fäden, die ihm durch das volle, schwarze Haar schimmerten, deuteten an, daß das Leid dieser Erde an seiner Seele nicht vorübergegangen war. Auch suchte er viel den Friedhof auf, — weiß nicht, ob er irgendwo in der Welt ein Herz unter kühlem Nasen schlummern wußte, das ihm lieb war . . ., ich weiß nur, daß die Leute, die gern zum Friedhof wandern, meist irgendeine herbe Geschichte erzählen könnten.“

Na — gut; Lehrer Zimmermann begann sein Amt mit Eifer und Geschick. Mancher, der da so leichtsinnig über die Lehrer urteilt, mag nicht wissen, wie schwer dieser Beruf ist, wenn man ihn ernst nimmt. Zimmermann nahm ihn ernst, zu ernst fast. Denn manchmal, wenn er neben mir dort auf der Bank saß, — dabei deutete der Alte auf die Bank unter den Cypressen, wo Holbein noch eben gewesen — dann klagte er mir: „Nun habe ich mir doch solch' große Mühe gegeben; aber — es bleibt nichts haften in den Stöpfen!“ und dann sprachen wir über dies und jenes: über die Trunksucht, die damals so arg in unserem Orte grassierte und die wohl ihren Einfluß auf die Stöpfe der Kinder gehabt haben mag; über die harte Arbeit, zu der die Kinder von den Eltern rücksichtslos von früh bis spät angehalten wurden und über Pläne, dies und jenes zu verbessern . . . Und dann ging Zimmermann immer nachdenklich weg und ich ahnte es, daß er Pläne in seinem klugen Kopfe entwickelte . . .

Einmal kam er dann wieder und sagte: „Ich habe Schritte getan, — ich hoffe, es wird nun bald besser hier!“ Und in der Tat: er hatte Fabrikanten gewonnen, die Filialen in unseren Ort legten und die Arbeitskräfte, die früher

von hier fortzogen, um in der Fremde ihr Brot zu suchen, sesshaft machten. Dabei standen sich auch die Landwirte gut, die sonst nie auf einen grünen Zweig gekommen wären. Ueberdies scharte er diese in Genossenschaft zusammen, so daß sie gemeinsam ein- und verkauften, gemeinsam ihre Maschinen demütigen und Ausstellungen besichtigten. Und fremde Arbeitskräfte zogen heran, brave, fleißige, nuchterne Menschen, die ihr Geld nicht in Alkohol umwandelten, sondern durch Fleiß und Sparsamkeit sich kleine Vermögen sammelten. Lehrer Zimmermann schuf eine Spar- und Darlehnskasse, einen Bauverein und eine städtische Hinterbliebenenrententasse . . . Kurzum, unter seinen Händen lebten alle Stände, Kaufmann- und Handwerkerchaft, Landwirte und Arbeiter auf! Und warum hatte er all dieses getan? Er hat es mir oft gesagt: um das Niveau des Ortes zu heben; um die Jugend des Ortes geistig zu wecken; um das gefährdete träge Leben der weltvergessenen Kleinstadt mit dem Sauerkeit moderner Ideen und modernen Erwerbsfleißes zu durchdringen.“

Mit atemloser Spannung hatte der junge Dichter den Worten des greisen Mannes gelauscht, der ihm mit philosophischer Ruhe und Klarheit dieses Mitteilungen machte. Welch eine Menge von Fragen regten sie in ihm an! Aber, ehe er sie ausgesprochen, wurde ihm Antwort von den bereit gewordenen Lippen des sonst durchaus nicht redseligen Friedhofswärters.

„. . . Freilich hat er nicht im Sturm all diese Neuerungen geschaffen, nicht in Wochen diese Reformen durchgeführt und das Leben unseres Städtchens von Grund auf umgewandelt. Oft fand er heftigen Widerstand der verknöcherten Spießbürger; oft trafen Hohn und giftige Verleumdungen seine uneigennütigen, edele Seele; oft sah ich ihn um die Früchte seiner wohlmeinenden Pläne bangen; oft auch sah er hier und überließ sich für Minuten bitterer Resignationen. Aber er ließ nicht nach; sein Werk zu vollenden, scheute er nicht Mühen und Widerstand. Zwanzig Jahre lang hat er für das Gemeinwohl des Städtchens gearbeitet, ehe er das erreichte, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Ein edler Mann, ein herrlicher Charakter!“ rief der Dichter aus.

„Ja, — wohl haben Sie Recht!“ versicherte eifrig der greise Philosoph des Totenaders. Ein herrlicher Charakter, ein edler Mann! Aber das Edelste, was er getan — wenigstens in seinen Augen das Edelste — das rühmt dort im Städtchen kein lauter Mund; das lebt nur in den Herzen einiger glücklicher Menschen, die von seiner Großtat wissen — das lebt auch in meinem Herzen, so lange diese Brust atmet und solange mein Auge das Licht des Himmels sieht. „Sehen Sie, Herr — ich, ich selbst stehe am tiefsten in der Schuld jenes vortrefflichen Mannes, — ich selbst und mein Sohn, dem er den Weg zu Ruhm und Glück gebahnt hat.“

Eine Träne aus dem Auge wischend, hielt der Greis einige Augenblicke inne. Dann, gleichsam seine Gedanken sammelnd, berichtete er weiter:

„Ich war ein schweigsamer, finsterner Mann, ehe ich den Lehrer Zimmermann kennen lernte. Mir hatte ein raues Gesicht das Liebre, was ich auf Erden besaß, entzogen, mein braves Weib, das ich mit allen Herzenssajern liebte. Sie starb — und hinterließ mir einen kleinen Knaben. Ich haderte mit Gott, der mir dieses Würmchen in die Hand legte, in dem Augenblick, da er mir die teure Gefährtin nahm, mit der ich schon manches Jahr Freude und Leid geteilt. Ich floh von der Zeit an die Menschen, um allein zu sein mit meinem Schmerz. Und als die Stelle eines Friedhofswärters frei wurde, zog ich mit meinem Buben hier hinein, in jenes Hüttchen dort, das Raum genug bot für uns beide. Ich weiß nicht, ob es gut war, den Knaben hier zwischen all das Kreuz und Leid zu verpflanzen und seine Jugenderinnerungen zu tränken mit dem Gesang der Trauerlieder und dem Duft des Weihrauchs, der über den Gräbern weht. Aber in jenen Tagen dachte ich in eigensüchtigen Schmerz nicht an mein Kind, sondern an mich selbst und mein Herzeleid. Vielleicht aber — des Herrn Wege sind wunderbar — vielleicht war es doch ein Glück für den Knaben.“

Hier trat er mit Zimmermann, seinem Lehrer, in näheren Verkehr. Ich weiß nicht, was der edle Mann an meinem Knaben fand; aber oft hat er mir versichert, daß Franz sein Lieblingschüler sei. Durch die große Liebe, die ihm der Schulmann schenkte, ward auch die schlummernde Liebe in meinem Herzen wieder geweckt. Ich hatte wieder Interesse an meines Kindes Tun und Lassen; ich beobach-

tete ihn, wie er mit brennender Wissbegierde, immer der Leitung seines Lehrers folgend, hinter seinen Büchern saß.

Und immer öfter kam Timmermann und mit den Jahren wuchs mein Sohn ihm so ans Herz, daß ich eifersüchtig geworden wäre, wenn ich nicht meines Kindes Glück gewollt hätte. Fürwahr, — das Beste, was in des seltenen Mannes Seele lebte, das goß er in das Herz seines Lieblingsschülers aus, indem ihn nach und nach ein Freund heranwuchs. Er selbst, der stille, ernste Wohltäter unseres Ortes, der aus lauterer Motiven davor zurückgebebt hatte, sich einen eigenen Herd zu gründen — er betrachtete Franz zuletzt als seinen geistigen Sohn und — als dieser die Jahre der Volksschule durchgemessen, da ließ er es sich nicht nehmen, ihn auf seine Kosten aufs Gymnasium zu schicken. Sehen Sie — da trat eines abends Franz, Arm in Arm mit seinem Lehrer, vor mich hin und bat mich um die Erlaubnis, den geistlichen Stand erwählen und in eine ausländische Erziehungsanstalt treten zu dürfen! Wie heftig schlug da mein Herz und wie schwer ward mir die Zusage.

Aus dem Herzen der christlichen Welt, aus Rom, bekam ich dann Briefe über Briefe. Und freudestrahlend kam oft auch Lehrer Timmermann und berichtete mir von den Fortschritten meines Sohnes. Und dann kam die Zeit der Vollendung seiner Ausbildung. . . . Mich bannte ein hartnäckiges Leiden an die heimische Scholle: an meiner Stelle reiste Lehrer Timmermann über die Alpen und

umarmen und dankend seine Knie umfassen mögen, um ihm zu danken für das Glück, daß er meinem Vaterherzen bereite. Aber er — im Fieber der Begeisterung — sprach weiter von den Tagen, in denen Franz in die Heimat kommen sollte und von den Gedanken, die er dann noch in seine Seele senken wollte. . . .

Plötzlich — mit tiefem Erschrecken nahm ich wahr — plötzlich bedeckte eine leichenhafte Blässe sein Gesicht. Er wollte sich an seinem Stuhl aufrichten — aber kraftlos sank er zurück. Ich bettete ihn auf mein eigenes Lager, — ich lief eilends in die Stadt, um einen Arzt zu holen — zu spät: eine heftige Erkältung, die er sich auf dem ungewohnten, langen Marsche durch die kühle Abendluft zugezogen, brachte ihm eine tödliche Krankheit: die Lungenentzündung. Vier Tage nach jenem Abend, während mein Sohn und ich an seinem Lager standen, hauchte er seine edle Seele aus.“

Ein krampfhaftes Schluchzen kam über des Alten Lippen. Friedrich Holbein aber trat einen Schritt vor und drückte ihm bewegt die Hand.

Und als der Greis dann stoßend fragte: „Verstehen Sie nun, weshalb ich stundenlang an diesem Hügel weile, ihn mit Blumen schmücke und für den Edlen bete, der unter ihm schlummert?“ da konnte der Dichter nur stumm nickend bejahen. . . .

Die Schatten der Dunkelheit hüllten schon Friedhof und

Der neue Osthafen in Frankfurt a. M.

Die Stadt Frankfurt hat sich durch den Bau eines riesigen Osthafens für den infolge der Mainkanalisation mächtig emporschießenden Verkehr einen gesicherten Verlade- und Zufluchtsort im Winter geschaffen. Der Hafen ist mit den modernsten Einrichtungen versehen.



wohnte der Priesterweihe und der Profekablegung meines Sohnes bei. . . . Wieder vergingen Jahre. Da kam die Kunde in unseren Ort, daß P. Wulfriedus, so nannte sich mein Kind mit dem Ordensnamen, in einer Nachbarstadt Missionspredigten halte. Wie viel hätte ich darum gegeben, unter den Zuhörern sein zu können. Aber — es ging nicht, und zudem hatte mir Franz ja geschrieben, ich brauche keine Sorge zu haben, er werde an seinem Vaterhause nicht vorüberfahren, ohne einzufehren. Lehrer Timmermann aber ließ es sich nicht nehmen, die fünf Wegstunden bis zu jener Stadt zu Fuß zu gehen, um seinen Schüler und Freund an geweihter Stätte Gottes Wort verkündigen zu hören.

Und als er wiederkam, hier zitterte die Stimme des Erzählers merklich, „als er wiederkam, da trat er in meine arme Hütte und füllte sie mit Freude und Glück. „Sie ist aufgegangen, die Geistesfaat, die ich in seine Seele senkte!“ jubelte er. „Ich habe heute den sozialen Mönch gesehen, wie er mir vorsehwebte! Von geweihter Kanzel und aus beredtem Munde, aus kundigem Verstand und liebersfühltem Herzen müssen die Ideen strömen, die unserer Zeit schwere Nöte abzuwenden vermögen. Franz — P. Wulfriedus — hat die in ihm schlummernden Geistesanlagen herrlich entwickelt; er wird sein ein zweiter Franziskus von Assisi, ein Apostel der Caritas, ein Prediger der werktätigen Nächstenliebe. . . .“

Stundenlang hätte ich dem Mann zuhören mögen, der mir so hochwillkommene Kunde brachte. Ich hätte ihn

Ballgraben ein, als Friedrich Holbein endlich den Weg nach Hause fand. Laut knurrend schlug hinter ihm das eiserne Tor des Friedhofes zu, den er nun nicht wieder den „Friedhof der Namenlosen“ nennen würde, nachdem ihn dieser Abend gelehrt, daß unter den schlechtesten Grabhügeln oft bewunderungswürdige Größe sich berge.

An jenem Abend saß er noch lange in dem stillen Stübchen eines weinlaubumranten, freundlichen Häuschens, das er sich zur Siedelei erkoren hatte, an seinem Arbeitstisch. Aber die Hände seierten und sein Geist weilte wieder in der Ferne. . . . Anders jedoch als noch vor wenigen Stunden beurteilte er die lockenden Stimmen, die ihn zurückzuziehen suchten in ein Meer von Lurus und Klittergold. Jetzt peinigte kein Zwiespalt mehr seine Seele; jetzt hatte er klar erkannt, welchen Lebensweg Pflicht und Gewissen ihm vorzeichneten. . . . Ein Blick auf den schlichten Grabstein auf dem Friedhof draußen würde auch in Zukunft genügen, sich ein Beispiel zu nehmen an der Seelengröße des einsam gestorbenen, aber dankbar betrauten Lehrers Timmermann.

Sinnspruch.

Wäget wohl vorher, was eure Schultern vermögen oder nicht, eh' ihr die Last zu tragen auf euch nehmt.

Horaz.

## Ein riesiger Edelstein.

Studie von Professor Rosen.

(Nachdruck verboten.)

Die Erde ist reich an herrlichen Steingebilden. Man möge sich nur eine Gattung derselben anschauen. Es sind das die Basalte. Wie türmen sie sich auf, diese absonderlichen Gebilde, blau-schwarz, in Säulen und Pfeilern, in Kugeln- und Schalenformen, mit Zapfen und Löchern gleich Gelenken! Wie eiserne Türme stehen die Basaltgebirge auf den Grundfelsen und schleichen hoch empor über das Flachland, oder recken das Haupt stolz aus den Meeresfluten. Deutschland hat seine majestätischen Basaltregionen — die Eifel, den Westerwald, das Voelksgebirge, die Rhön, den Habichtswald, das böhmische Gebirge! In völlig entschleierter Schönheit und Pracht zeigt sich das Basaltgebirge auf Teneriffa, in Schweden, Island, vor allen auf der kleinen, aber weltberühmten Insel Staffa, zu den südlichen Hebriden gehörend.

Keine Gebirgsart donnert uns so mächtig, wie der Basalt. die Frage entgeant: Wie bin ich geworden? Und dennoch hat der Mensch bis heute auf die Frage keine Antwort gefunden. Ist es Feuer, das den Basalt bildete? Ist die verflachte Lava an vielen Basaltsäulen ein Zeugnis dafür, daß die Basalte einst flüssig waren, gleich dem schmelzenden Metall? Ist die Kegelgestalt der Basaltberge ein Vorbild der Vulkane? Und besteht die Grundmasse der Lava aus Basalt, in der fürchterlichen Netorte des Erdinnern geschmolzen? — Oder aber wurden die Basaltsäulen durch Wassermacht gebildet? Wie konnte der Basalt feuerflüssig über so vielen Stein- und Braunkohlenlagern stehen, ohne diese in Asche zu verwandeln? Warum verbrannten im Innern des seltsamen Gesteins die zarten Stenocel des Sternkrauts nicht, das sich im Basalt eingeschlossen findet? Wo sind die Spuren der Schmelzuna? Warum sind die Gelenke, die Zapfen und Löcher vieler Basaltsäulen nicht zusammengeschnitten?

Wie die Kinder, welche „Schulehalten“ spielen, stehen wir vor diesen Rätseln und rufen: „Wer es weiß, der sage es!“ Und alles schweigt. Die Wissenschaft selbst kann nur gleich einer Schülerin, welche ihr Pensum gelernt hat, stammeln, und eine Hypothese auf die andere bauen.

Prachtvoller, als auf der Insel Staffa, breitet die Natur nirgend ihre geheimnisvolle Basalt-Architektur aus. Das ganze Eiland ist ein riesenhafter Edelstein, mit welchem unser heimatlicher Stern den rauhen, kalten Ocean schmückte. In Millionen von Kassetten funkelt uns dieser Edelstein im Sonnenanstrich entgegen. Die Insel liegt an der Westküste von Mull, drei Seemeilen nordöstlich von dem einst in schottischen Liedern so oft erwähnten Jona oder Neolumbkil. Staffa ist etwa eine halbe Stunde lang, und eine Viertelstunde breit. Aber welchen staunenerregenden Anblick gewährt dieser Felsenkoloss, welche Unbegreiflichkeiten birgt er in seinem Schoße!

An der Ostsee befindet sich ein kleiner Einschnitt, eine Art von kleinem Hafen bildend, wo die Boote anlegen können. Gleich hier zur Rechten bieten sich die Basaltsäulen dem

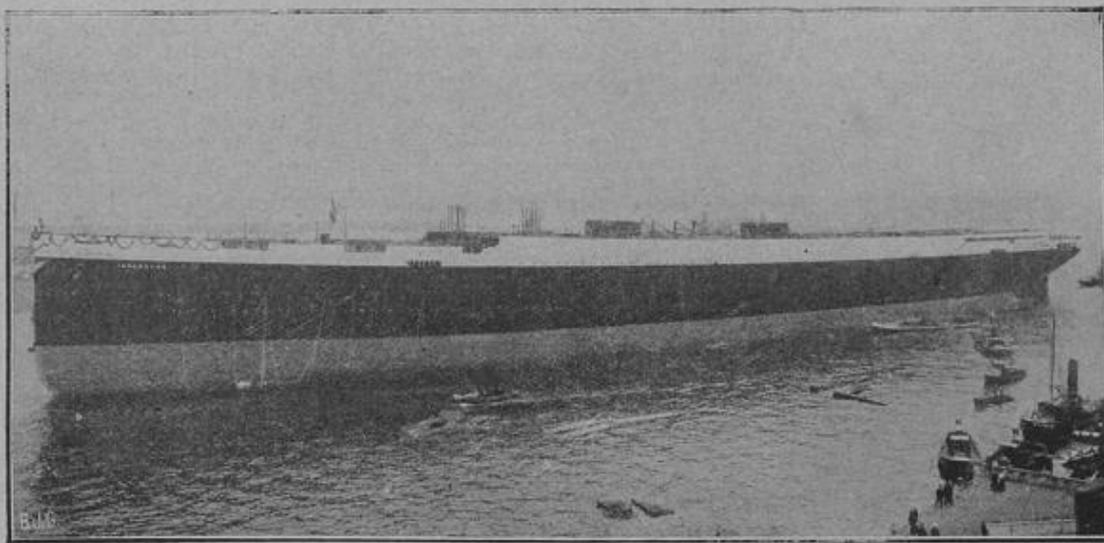


Zur 500-Jahrfeier der Stadt Brandenburg a. H. Die wieder hergestellte St. Katharinenkirche in Brandenburg a. H. Sie wurde im Beisein des Kaisers am 30. Mai neu eingeweiht.



Auge dar. Dieses Chaos! Unzählige Säulen sind wild über- und durcheinander geworfen. Jede Säule bildet das Segment eines Kreises. Eine Photographie dieses Plages erinnert den Beschauer unwillkürlich an hunderttausend Schwefelsäden, welche losgebunden und durcheinander gemengt sind.

Eine kleine Höhle öffnet sich; zierlich von Säulenbündeln eingefast. Oben über dem Portal nehmen die Säulen bereits großartige Verhältnisse an. Sie sind bündelweise nach allen Richtungen geneigt; oft an mächtige Sparrenbedachung, oft an die Rippen eines Monstreschiffes mahnend. Dann folgt ein Inselchen, in erischer Sprache Booschala genannt. Das ganze Eiland ist aus Pfeilermassen gebildet, über denen nicht die geringste Deckschicht liegt — oben so blank poliert, wie seitwärts.



Der „Imperator“, das größte Schiff der Welt.

Der Stapellauf des Schiffes „Imperator“ fand zu Hamburg im Beisein des Kaisers statt.



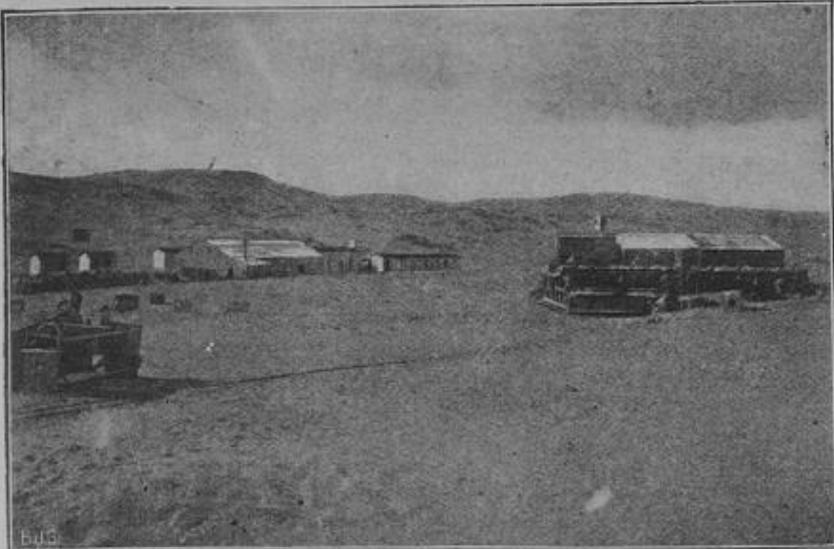
## Begrabe deine Toten . . .

Von Karl Siebel.

Begrabe deine Toten,  
Tief in dein Herz hinein,  
So werden sie dem Leben,  
Lebendige Tote sein.

So werden sie im Herzen,  
Stets wieder aufersteh'n,  
Als gute, lichte Engel,  
Mit dir durch's Leben geh'n.

Begrab' dein eigen Leben,  
In and'rer Herz hinein;  
So wirst du, selbst ein Toter,  
Ein ewig Lebender sein.



Blick auf ein Diamantensfeld.

Die Hauptinsel gegenüber von Booschala erscheint mit stolzen Pfeilerreihen, senkrecht aufsteigend. Die Pfeiler sind zwar nicht sehr hoch, besitzen aber sehr starke Durchmesser. Vor dieser Pfeilerreihe ist eine etwas unregelmäßige Pflasterung, von den anscheinend oben abgebrochenen Enden zahlreicher Basaltsäulen gebildet. Diese Pflasterung setzt sich, so weit das Auge zu sehen vermag, unter dem Wasser fort. Die Pfeiler sind drei-, vier-, fünf-, sechs- und sieben-seitig; die fünf- und sechsseitigen bilden die Mehrzahl. Der Durchmesser dieser Pfeiler beträgt von einem halben bis sieben Fuß. Die Oberfläche dieser Pfeiler ist rauh und uneben und Risse und Sprünge durchziehen sie in allen Richtungen.

Die Oberfläche der gebrochenen Säulen, auf denen wir gehen, sind meist flach. Wir bemerken aber auch viele dieser riesigen Pflastersteine, welche ausgehöhlt sind, oder eine sehr deutliche, kugelige Erhabenheit zeigen. Hier und dort sind die Zwischenräume, welche sich gelegentlich zwischen den Pfeilern finden, mit Feldspat ausgefüllt. Dasselbe ist mit einigen gewaltigen Rissen der Fall, die sich quer durch die ganze Pfeilermasse hinziehen. Welche Mächte sich auch an diesen Säulen versucht haben mögen, — so viel ist in die Augen fallend, daß sie fertig geformt und aufrecht stehend, den schrecklichen Stoß empfangen.

Dies sind aber nur einzelne Züge des Bildes von Staffa. Wie außerordentlich dieselben auch unser Denkvermögen in Anspruch nehmen. So können sie doch, ihres chaotischen Zustandes wegen, keine erhabene, harmonische Wirkung auf unsere Empfindung ausüben. Dazu gehören Naturgebilde von geordneterem Charakter; Schöpfungen, welche uns die

bildende Kraft der Natur deutlicher enthüllen, als die die „geologischen Trümmerregionen“ vermögen.

Staffa besitzt ein herrliches Werk der Baukunst der Erdmächte, einen jener Tempel, welche besonders geschaffen zu sein scheinen, um der Menschheit eine Ahnung jener Geheimnisse zu verleihen, deren Begründung uns — wahrscheinlich auf immer — auf Erden verfaßt ist. Dies Bauwerk ist die Fingals-Höhle.

Die Hochländer, die ersten starren Söhne einer rauhen Küste, haben diese Höhle mit einer ihrer ältesten und heiligsten Traditionen verschmolzen. Fingal, König der kaledonischen Morven, selbst ein Barde und der Vater eines solchen, erhob das Schwert gegen die eingedrungenen römischen Legionen und trieb sie von seinem Boden, nachdem er einen blutigen Sieg über die Fremdlinge errungen hatte. Der Fingal der Schotten steht mit dem deutschen Armin auf derselben Höhe. Während der Held des Teutoburger Waldes aber verschwand gleich einem strahlenden Meteor, knüpfte sich in Schottland an Fingal manche bedeutungsvolle Sage an, manches uralte Volkslied.

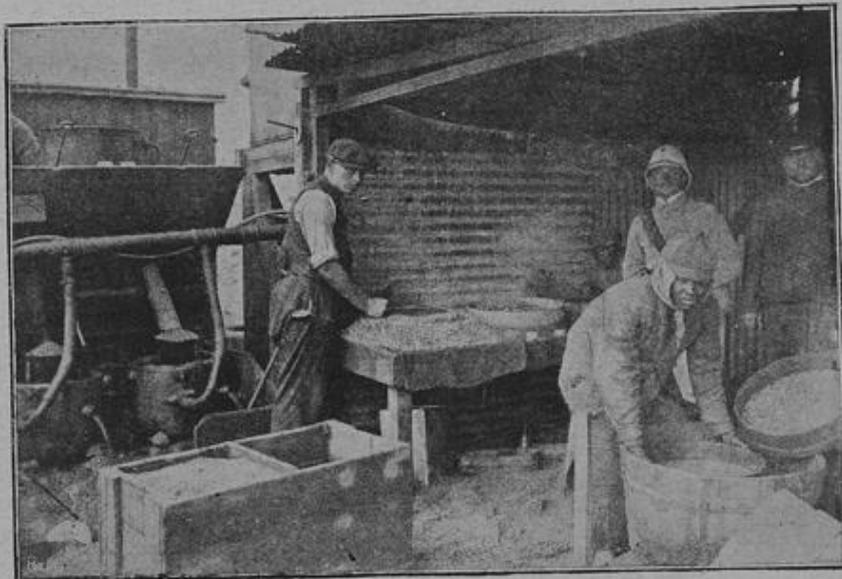
Es ist dieser alte König mit seinen wilden Helden, der die gewaltige Basalthöhle Staffas bewohnt. Im Sturm und Wettergraus schreiten die alten Helden aus der Höhle hervor, stimmen ihre Schlachtlieder an und steigend kämpfend in die Wolken bis zur Ankunft des Tages.

In der Tat ist die Höhle eines Fürsten würdig. Hier tritt das Gestein in den regelmäßigsten Formen auf. Ein mächtiges Portal erscheint nicht in den Basalt gesprengt, sondern ist förmlich aufgebaut. Etwas über der Wasserfläche zeigen sich Massen von glatt abgezeichneten Basaltpfeilern. Diese



### Von den afrikanischen Diamantensfeldern

Der Diamant findet sich in Deutsch-Südwestafrika nicht in festem Gestein eingesprengt, der des Abbaues mit Hacke und Sprengmitteln bedürfte, vielmehr ruht er im Sand eingebettet und muß aus diesem mittels einer Siebanlage ausgewaschen werden. Es wird zunächst eine Vorwäsche vorgenommen und dann der Rest, welcher sich am Boden der Siebe ansammelt, mit der Hand nachgewaschen. Da der Diamant der schwerste Stein ist, so bleibt er mit zurück, die kleinen Körner von Eisensteinen sind mit kleinen Rubinen vermischt. Die Siebe werden alle zwei Stunden geleert.



Eine Waschanlage (Schüssel-System).

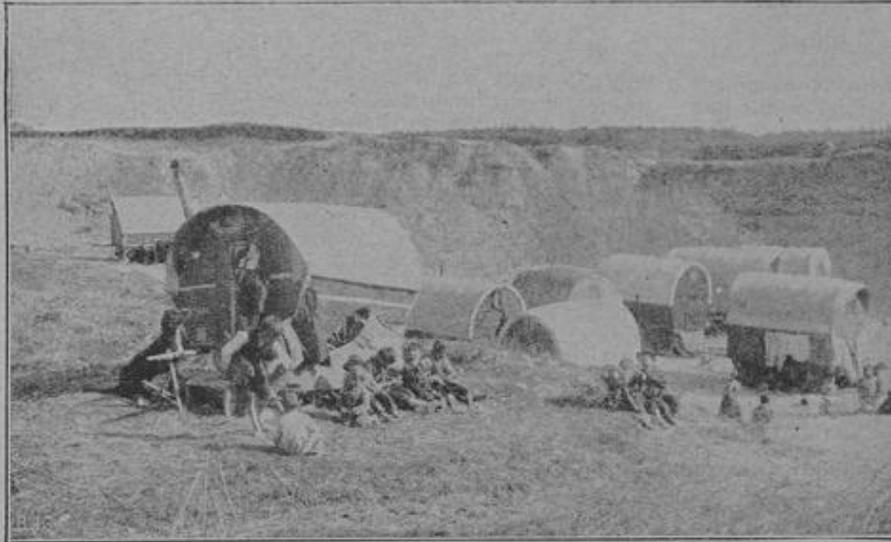
Pfeiler erheben sich höher und höher, in drei, vier, fünf Ab-  
sätzen, welche ihrerseits in schöner Weise durch höher empor-  
schießende Pfeiler unterbrochen werden.

Dies ist eine Art von Unterbau. Schlang, lähn, senkrecht  
schließen dann die Pfeiler 40—42 Fuß hoch zu beiden Sei-  
ten des 53 Fuß breiten Einganges empor. Wir blicken zu-  
erst nach der Decke, welche sich über das Riesenportal spannt  
— Tausende und Abertausende von abgeschnittenen Basalt-  
blöcken, fest zusammengedrückt, schließen oben das Portal  
und geben, mit den Seitenpfeilern und der schimmernden,  
nach dem Innern der Höhle zu glänzend schwarz erscheinenden  
Wasserfläche ein Bild, das tausend Vergleichen und  
Abmessungen des Pfeilschnellen Blickes bedarf, um in unsere  
Vorstellungen aufgenommen zu werden.

Auf einem der kleinen, aber seefesten hebridischen Boote  
fahren wir in das Innere der Höhle. Außer durch das Por-  
tal fällt kein Lichtstrahl in die ungeheure Felsenkammer.  
Das Wasser ist am Eingang 18 Fuß tief. Ein Blick auf un-  
seren Kompaß zeigt, daß die Richtung derselben Nordost  
bei Ost-Ost. Fackeln werden angezündet; sie sind aber nicht

am schönsten und deutlichsten; stets aber ist dieselbe von den  
Tönen einer Windharfe völlig verschieden. Am Tage darf  
man übrigens selten hoffen, die Musik ungestört anhören  
zu können; denn Scharen von Wasservögeln treiben sich  
schreiend und kreischend am Eingange der Höhle umher, die  
bei schwerem Unwetter nicht allein für das Geflügel, son-  
dern auch für Fische und Robben einen sicheren Zufluchts-  
ort darbietet.

Nachdem wir die Höhle verlassen haben, werfen wir einen  
Blick über das Portal hinauswärts. Hier liegt eine etwa  
dreißig Fuß dicke Schicht Gestein (nämlich lauter zerstück-  
tete Basaltsäulen) über der Decke, oder dem Bogen. Vom  
Wasser bis zum Fuße der riesigen Pfeiler des Einganges  
messen wir 3 Fuß. Dann schließen die Hauptpfeiler 40  
Fuß hoch empor. Vom höchsten Punkte der Pfeiler bis zum  
höchsten Punkte der Decke — man kann nicht eigentlich Bo-  
gen saagen — sind's noch 32 Fuß. Seitwärts von der Rin-  
gals-Höhle sind jedoch Basaltpfeiler von 50 und 55 Fuß,  
alle genau nebeneinander rangiert, wie die Pfeifen einer  
Orgel. Gegen diesen Anblick müssen selbst die berühmten



Fahrende Leute.

In einer Kiesgrube in der Nähe von  
München arbeiten zurzeit Leute, die  
in ca. 20 mit Segeltuch gedeckten Star-  
ren wohnen. Sobald die Arbeit in  
den Gruben beendet ist, ziehen sie mit  
ihren Starren weiter, um eine neue  
Gelegenheit zur Ansiedlung und zur  
Arbeit zu finden. Es handelt sich  
aber nicht um Zigeuner, sondern um  
eine Gesellschaft Wanderlustiger, de-  
nen ein Leben immer am gleichen Ort  
zu eintönig erscheint.

imstande, uns mehr als sehr unsicher bemerken zu lassen, daß  
die Decke der Höhle sich, so wie wir weiter in dieselbe ein-  
dringen, immer tiefer herabsinkt. Sehr sichtbar ist aber die  
Verengung der Höhle, welche an ihrem Ende nicht über 20  
Fuß breit ist.

Eine eigentümliche, wie uns deucht, komprimierte Luft  
herrscht in der Höhle, und so wie der Niederschlag der  
Bootsleute aufhört, durchziehen sonderbare Töne die Fel-  
senhalle. Es ist wie Wasserrauschen in weiter Ferne, ver-  
mischt mit sanften, tiefen Akkorden, welche in einem wirren  
Durcheinander von kaum aufzufassenden, verschmolzenen  
Tönen untergehen, um sich nach längerer oder kürzerer Zeit  
abermals aus dem Tonchaos loszurängen. Dazwischen  
klingen hell und perlig Töne wie diejenigen einer sanft, aber  
staccato angeschlagenen, Harfe.

Ueber die Entstehung dieser Töne, welche in ihrem Zu-  
sammenflusse fast immer eine Art Harmonie, oft aber sogar  
einen melodiosen Ansatz zeigen, ist manche Sage im kaledo-  
nischen Stamme vorhanden. Die schönste sagenhafte Er-  
klärung ist die: daß die Töne den Nachhall der Lieder bil-  
den, welche Ringal und sein Sohn beim Mahle am Abend  
vorher zur Harfe sangen. Es ist indes kaum möglich, daß  
hier ein musikalisch klingendes Tongewinn nicht entstehen  
sollte.

Außerst selten ist das Wasser am Boden der Höhle nicht  
bewegt. Bei jedem Wellenschlage, bei jedem Atemzuge des  
Meeres drängt sich das Wasser mächtig in die Höhle und  
rollt wieder zurück. Die Gewässer brechen sich an vielen  
Tausend Ecken der Basalte und an noch viel zahlreicheren  
langen und kurzen Klächen; aus einer ungeheuren Masse  
von Ecken und Winkeln tönt der mannigfaltige Schall der  
sich brechenden Wogen zurück. Dazu kommt noch das Herab-  
fallen einzelner, schwerer Wassertropfen von der Decke. Bei  
mäßiger Bewegung des Wassers ist diese Musik der Höhle

Basaltaden des Hudson — eine gewaltige Basaltformation  
— zurückstehen. Verfolgen wir den Weg nördlich, so ge-  
langen wir an eine kleinere Höhle, welche den persischen Na-  
men „Qua na searve“ führt. Die Höhle der Pfeiler ist,  
gleich der Höhle selbst, aber in viel kleinerem Maßstabe, als  
bei der Ringals-Höhle. Eine tief in die Felsen einschnei-  
dende Bai folgt; dann aber hört die Basaltformation auf  
und fester Felsen von dunkelbraunere Farbe tritt zutage.

Eine Reise nach der Ringals-Höhle ist in jeder Weise für  
den Naturfreund lohnend.

## Die große Liebe.

Von Dr. med. Adolf Stark, Marienbad.

(Nachdruck verboten.)

Frida Gerold hatte Freier in Hülle und Fülle. Daß aber  
von diesem großen Haufen immer noch einige übrig blieben,  
als es bekannt wurde, ihr Vater habe bei einem Banktrach  
sein ganzes Vermögen verloren, und als Frida begann,  
Musikstunden zu geben, um etwas zu den Kosten des Haus-  
haltes beizutragen, daß trotzdem, wie gesagt, nicht alle Ver-  
ehrer verschwanden, das bewies, daß wenigstens die Zu-  
rückgebliebenen sie wirklich liebten.

Gleich nach der Bankkatastrophe wagte Fritz Kühne, der  
als kleiner Bankbeamter vorher keinerlei Aussicht gehabt  
hatte, eine Werbung, wurde aber glatt abgewiesen. Frida  
erklärte, nie einen Mann heiraten zu können und zu wollen,  
den sie nicht liebe. Darauf ließ sich Kühne in eine andere  
Stadt verziehen und einige andere von den Bewerbern  
gaben ihre Bemühungen als aussichtslos auf. Schließlich  
blieb nur noch einer übrig: Dr. Josef Mayer.

Einer von jenen geistreichen, aber spöttischen Salon-  
menschen, welche in früheren besseren Zeiten in Gerolds  
Haus ein- und ausgegangen waren, hatt, als ihm Mayer

vorge stellt worden war, hinterher bemerkt: „Mayer? Ganz so sieht er aus.“

An dieses Wort mußte Frida immer wieder denken, wenn der unermüdliche Freier an ihrer Seite durch die Straßen ging oder an regnerischen Tagen zur Zeit der Dämmerung an die Stubentüre klopfte. Er war ein guter Mensch, gewiß, er hatte sein Auskommen, und er liebte sie innig. Aber er war in allem, körperlich und geistig ein Durchschnittsmensch. Bisweilen kam es Frida vor, als würde sie ihn lieben können, wenn er nur um ein Haar breit, um eine Nuance von seiner geraden Korrektheit abweichen würde. Aber das war ihm unmöglich.

Und dann trat Karl von Stuer in ihr Leben! Ihm ging gerade kein guter Ruf voraus. Sein Vater hatte ihn hierher in die Kleinstadt sozusagen in die Verbannung geschickt, weil er durch allerhand tolle Streiche sich dabei unmöglich gemacht hatte. In wenigen Wochen hatte er die ganze Stadt auf den Kopf gestellt. Die Philister jammerten und schüttelten die Köpfe, aber die Majorität stand doch auf seiner Seite. Trotz allem konnte man dem hübschen, jungen Menschen mit den lachenden Augen und dem ewig lustigen Gemüt nicht böse sein.

Frida war dem neuen Stern am Gesellschaftshimmel anfangs mit Mißtrauen beogenet. Sie liebte die Menschen nicht, welche von dem Rechte der Jugend, Streiche zu begeben, allzu ausgedehnten Gebrauch machten. Aber diese Vorsicht hielt nicht allzu lange Stand. Sie mußte sich bald überzeugen, daß es sich bei Stuer tatsächlich nur um überschäumende Jugendkraft handelte, und daß trotz allem ein tüchtiger Kern in dem jungen Menschen steckte. Er war überaus gutmütig und, wie seine Vorgesetzten behaupteten, auch ein tüchtiger Arbeiter, wenn, nun eben, wenn er zum Arbeiten aufgelegt war.

Trotz alledem wäre es vielleicht nicht zur Aussprache gekommen, wenigstens nicht so bald, wenn nicht ein Zwischenfall die Sache beschleunigt hätte. An einem Sonntag nachmittag machte eine ganze Gesellschaft von jungen Leuten einen Ausflug. Stuers Uebermut steckte die anderen an. Es wurde gesungen, gelacht und allerhand Alotria getrieben. Frida war keine Spielverderberin. Allen voran sprang und tanzte sie im hellen Sonnenschein. Ihr war so leicht und warm ums Herz, sie hätte die ganze Welt umarmen mögen.

Man spielte Verstecken und Haschen. Das gab Lärm und Aufregung auf den engen Waldwegen, zwischen den hochstämmigen Nichten. Und plötzlich war das Unglück geschehen.

Frida war aus Unachtsamkeit oder aus Uebermut ganz nahe an den Rand des steilen Abhanges getreten, als sich plötzlich das Erdreich zu ihren Füßen löste und sie mit in die Tiefe riß. Sie verlor im gefährlichen Augenblick nicht ihre Geistesgegenwart. Es gelang ihr, sich an einen Baumstamm anzuklammern, welcher mit den Wurzeln tief im Gestein verankert, über den Abgrund hinausragte. Da hing sie nun, zwischen Himmel und Erde, und ratlos standen oben die andern. Die Mädchen weinten und schrien, die Männer steckten die Köpfe zusammen, um zu beraten. Nur Stuer überlegte nicht und beriet nicht lange. Rock und Hut abwerfen und sich über den Abhang hinabschwingen war das Werk eines Augenblicks. Es gelang ihm, den Baum zu erreichen. Vorsichtig kletterte er über den Stamm bis dorthin, wo Frida hing; mit starken Armen zog er sie zu sich empor und über den gefährlichen Steg erreichten beide glücklich sicheren Boden. Die Gefährten jubelten. Als Frida abends nach Hause kam, war sie mit Stuer verlobt.

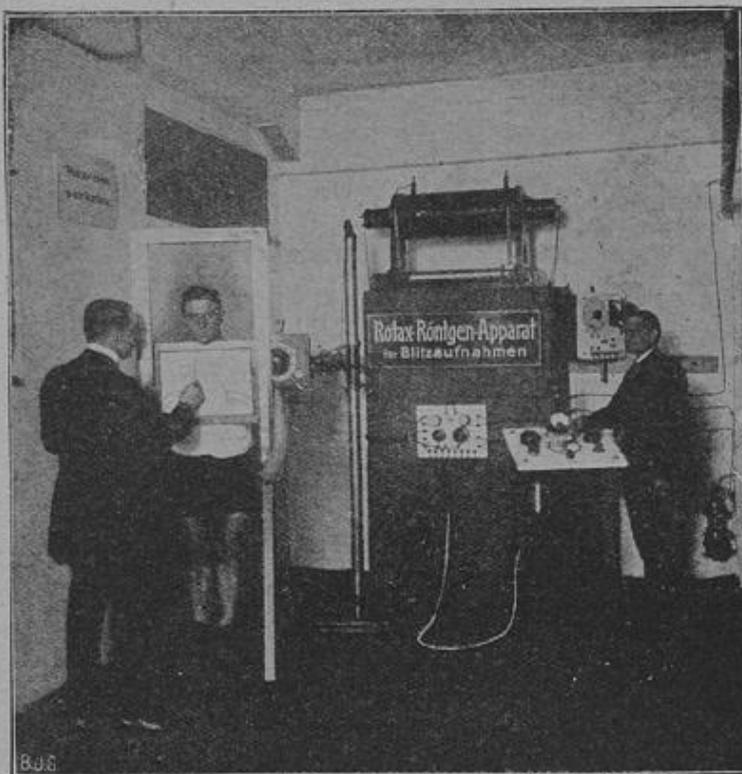
Frida war glücklich. Sie liebte ihren Bräutigam, sie blickte bewundernd zu ihm auf. Aber schon nach wenigen Tagen fiel ein Schatten auf ihr junges Glück.

Herr von Stuer senior kam auf die Nachricht von der Verlobung seines Sohnes selbst herbei. Der alte Herr war etwas gemessen, etwas steif, aber sonst recht freundlich. Nur in einem war er unerbittlich. Sein Sohn dürfe kein armes Mädchen heiraten. Und mit breiter Bebaglichkeit erzählte er seinen Lebenslauf: wie er ganz klein angefangen und sich durch eigene Kraft emporgearbeitet hatt, bis zu der Stufe, wo er jetzt stand: Geld, Adel, Ansehen und Würde, alles hatte er durch eigene Kraft sich erworben. Sein Karl hatte es nicht notwendig, nach Geld zu heiraten. Aber etwas müsse die Braut haben, wenigstens ein paar

tausend Mark. Das sei so ein Aberglaube von ihm. Alle Eben zwischen reichen Männern und ganz armen Mädchen, die er kenne, seien unglücklich geworden. Ein Zufall vielleicht. Aber er habe es sich zugeschworen, sein Karl dürfe kein ganz armes Mädchen heiraten. Vielleicht sei doch irgend ein Verwandter da, der die paar Mark hergäbe, da ja Fräulein Frida dabei ein gutes Geschäft mache, ein Geschäft, welches sich in die tausend Prozent verzinse. Wie gesagt, es tue ihm schon leid, gegen die Braut hätte er nichts einzuwenden, aber von seinem Grundsatz könne er nicht abgehen. Er könne nicht. Er habe das Gefühl, als würde es ihm Unglück bringen.

Karl wetterte, er sprach in nicht gerade respektvollen Worten von seinem Vater, aber das alles brachte keine Hilfe. Und der Herrin: „Wir müssen warten, er wird schließlich nachgeben.“ Ueber Fridas Freude legte sich ein Schleier. Daß Karl mit keinem Gedanken die Möglichkeit erwogen hatte, durch eigene Kraft sich und seinem Weibe eine Existenz zu verschaffen, daß er nicht dem Vater gesagt hatte: „Behalte dein Geld, ich will mein Weib schon selbst ernähren“, das verwirrte sie.

Etwa 14 Tage später trat eines Abends Dr. Mayer



Aufzeichnung der Herztätigkeit des Rennfahrers Stol durch Röntgenstrahlen.

wieder in das Stübchen, wo Frida mit ihrer Mutter weilte. Seit der Verlobung hatte er sich nicht sehen lassen. Er war sichtlich verlegen und wußte nicht, wie er sein Anliegen vorbringen sollte, welches ihm das Herz bedrückte.

Endlich faßte er sich Mut. Die Forderung des alten Stuers war kein Geheimnis geblieben, dafür hatte Karl schon selbst gesorgt. Nun habe er, Mayer, ein paar tausend Mark überschüssig. Wenn Fräulein Frida das Geld annehmen wollte — — — Es würde es natürlich kein Mensch erfahren — — —

Die Mutter weinte vor Rührung, Frida biß sich die Lippen blutig. Und dann kam ihr ein Gedanke. Sie wußte, daß Mayer arm war. Woher hatte er das Geld? Er wehrte sich, er wollte nicht reden. Aber schließlich, weil sie erklärte, sein Angebot nur dann in Erwähnung zu ziehen, wenn er offen sei, legte er ein Geständnis ab. Ihm sei das Gleichen hier doch verleidet, und die holländische Regierung zahle jedem Arzt ein Handgeld von mehreren tausend Mark, wenn er sich für fünf Jahre nach den Kolonien verpflichte.

Wie er so, stotternd und verlegen, sein Geständnis stammelte, da wuchs in Fridas Augen seine Gestalt immer höher

und höher. Sie legte ihm die Hände um den Hals und küßte ihn. „Es war ein Irrtum, das mit Stuer. Jetzt weiß ich es besser. Ich liebe nur Dich.“  
 „Er wollte für dich sterben,“ stammelte er.  
 „Du wolltest mir dein Leben opfern, das ist mehr. Ich weiß nicht, ob ich dich liebe, Josef, aber ich weiß, daß ich die große Liebe anbete, die in dir wohnt.“

**Humor.**

— Aus der Schule. Lehrer: „Streichinstrumente sind zum Beispiel die Geige, der Bass, das Cello. Wer weiß vielleicht noch eins?“ — Frischchen (Sohn eines Anstreichers): „Der Pinsel.“  
 — Siegreicher Humor. Sie haben Ihrem Kessen nun doch auf seinen zweiten Brandbrief Geld geschickt?“ — „Denken Sie sich, der verschmigte Bruder Studio hatte auf das Kuvert geschrieben: Bitte stark zu klingeln, Adressat hört schwer.“

— Naiv. Ein kleines Mädchen begegnete unterwegs auf der Straße einem alten zerlumpten Bettler. Sie hatte Mitleid mit dem Mann und sagte: „Du hast vielleicht heute Morgen noch nichts gegessen; hier hast du fünf Pfennig und kauf' dir einen Bonbon!“

— Seine Ansicht. A.: „Warum wollen Sie Ihre Tochter nicht studieren lassen?“ — B.: „Wozu? Die Weibsbilder wissen ja doch schon immer alles besser.“

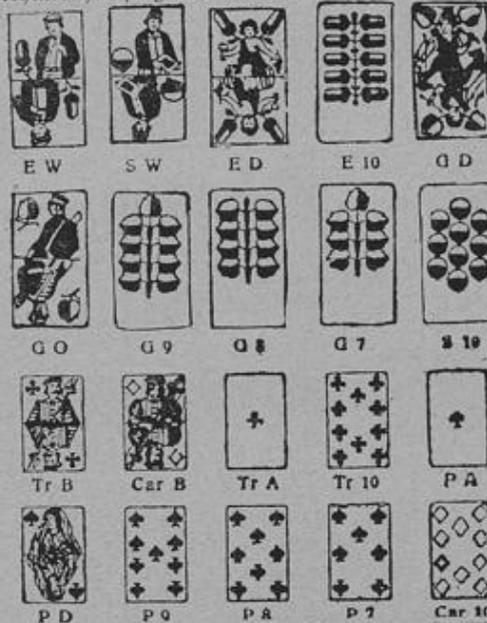
— Theatergeschichtchen. Ein junger Schauspieler sandte dem Direktor folgendes ärztliche Zeugnis: „Mein Patient, Herr N. Z., ist nicht in der Lage, seine künstlerische Tätigkeit auszuüben.“ Hierauf erhielt der Patient folgende Zuschrift: „Sehr geehrter Herr! Was in dem Attest bescheinigt wird, ist uns längst bekannt. Für die Direktion: —“

— Sicherer. Mutter (zu ihrer verlobten Tochter): „In früherer Zeit ist man zu Fuß zur Trauung in die Kirche gegangen. Das war doch viel feierlicher, als das Fahren!“ — Tochter: „Aber sicherer ist es doch, wenn man ihn im Wagen hat.“

**Rätsellecke.**

**Stataufgabe.**

Mittelhand hat folgende Karten:



Vorhand will Null spielen, paßt aber, als Mittelhand Handspiel bietet. Hinterhand hält ein sicheres Nothandspiel, paßt aber, als Mittelhand hält. Mittelhand spielt Grünhandspiel, verliert es aber, obwohl die fehlenden Wenzel im Stak liegen, schon nach dem 3. Stich. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

**Kryptogramme.**

„Jugend-Frühling“.



**Buchstaben-Rätsel.**

Das Ganze nimmst du, wenn der Weg zu weit,  
 Verliert's den Kopf, so regelt es die Zeit.

**Regierbild.**



Wo ist der dritte Cavalier?

**Auflösungen aus voriger Nummer.**

**Auflösungen in dieser Nummer.**

**Rätselsprung:**

Nichts hat in der Welt Bestand:  
 Was da kommt, muß scheiden,  
 Und so reichen sich die Hand  
 Zimmer Freud' und Leiden.

**Magisches Quadrat:**

W e i n  
 G i s a  
 S i a r  
 K a r r

**Scharade: Allegro.**

Scherzrätsel: Licht — ich.

**Arithmetische Aufgabe:** Soll das Produkt aus Fünfen bestehen, so multipliziere man die Zahl mit 9, z. B. 12345679 × 9 = 111111111; soll es aus Zweien bestehen, multipliziere man die Zahl mit 2 × 9 = 18, aus Dreien mit 3 × 9 = 27 usw. Ist dieser Schlüssel gefunden, so ist die Erklärung leicht.

**Bilderrätsel:** Der Müßiggang ist das Kopflissen des Teufels.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
 Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 25.

Sonntag, 16. Juni.

Jahrgang 1912.

## Ein heißer Tag.

Skizze zum 100jährigen Gedächtnis an ein echtes Manneswort.  
Von Dr. Paul Alexander.

(Nachdruck verboten.)

In der Nikolaikirche der ehrwürdigen Hanfsstadt Stralsund befindet sich gleich hinter dem Altar ein Grabgewölbe, an dem kein Stralsunder vorüberschreitet, ohne zweier dort ruhenden Landsleute mit Stolz und Trauer zu gedenken. So schmucklos wie das Innere ist auch das Äußere des Gewölbes. Ueber der niedrigen Tür von Eichenholz steht der Name „Rubenow“ und darüber, in Stein gehauen, Bibel, Schwert und Bürgermeisterstab.

Drei Särge stehen in der Mitte des Grabgewölbes. Sie sind mit weißen Kränzen und Sträußen übersät, daß man Mühe hat, die Schrift auf den Deckeln zu lesen. Und viel ist's wirklich nicht, was darauf geschrieben steht; nur drei kleine und doch so inhaltsschwere Worte: Vater — Mutter — Tochter. Und kein Schritt stört ihre Ruhe das ganze Jahr hindurch. Aber wenn der dritte Juli hereingebrochen ist, dann knarrt die Türe des Gewölbes, dann tritt alt und jung herein, dann werden die weißen Blumen entfernt und duftende dafür gespendet, und man gedenkt edler Menschen und preist das echte Manneswort des Rubenow.

Ja, das war ein heißer Tag für die Bewohner Stralsunds, der dritte Juli 1812.

Einige Monate früher, an einem trübten Morgen im Januar, pochten die Franzosen an das Frankentor. Zwei Regimenter unter dem Befehle des Divisionsgenerals Friant forderten Einlaß. — Man kann sich den Schrecken der Bewohner denken! Wie der Blitz ging der Angstschrei von Haus zu Haus: „Die Franzosen sind wieder da!“ und alle Koffbarkeiten, die kaum aus dem Versteck hervorgeholt waren, wanderten wieder in den Keller hinab.

Der General Friant ließ den Bürgermeister Rubenow rufen und erklärte ihm auf öffentlichem Markte, daß die Franzosen diesmal als Freunde kämen. Zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem Könige

von Schweden sei ein Vertrag geschlossen worden, um Pommern gegen eine englische Landung und den englischen Handel zu sichern.



Das Euphrosyne-Denkmal in Weimar.

Das Denkmal der Schauspielerin Christiane Neumann-Beder, deren Tod Goethe in tief poetischer Form betrauert hat, ist vor vielen Jahren in Privatbesitz übergegangen. Der Lieblingsgedanke Ernst von Wildenbruchs, dieses Denkmal in Weimar neu zu errichten, ist jetzt ausgeführt worden.

Das Volk ringsumher blieb stumm; niemand glaubte den Worten des Generals und die Verbindung mit England war ja damals die lohnendste für den Stralsunder Handelsmann — diese Verkündung raubte allen die Sprache.

Aber Rubenow, aus dessen Augen der Horn blühte, versetzte in der Sprache Friants: „Ich kann nicht denken, mein Herr, daß König Karl von Schweden —“ „Mein Herr,“ fiel da der General, der vom Hofe gesprungen war, ein, „zwei Regimenter stehen hier auf Befehl Sr. Majestät, des Kaisers Napoleon, und mein Auftrag . . .“ Er sagte den Griff seines Degens und fuhr dann mit leichter Verneigung fort: „Ich nehme an, Herr Bürgermeister, daß sich in Ihrem Hause noch ein Pläschen für meine Venigkeit findet. Wohlta, machen wir uns auf den Weg. — Heda!“ Ein Leutnant slog herbei. „Die Pommern treten um Mittag ins Gewehr. Man wird ihnen ihr Verhalten anzeigen und mir Bescheid geben. Adieu.“ Damit schwang er sich wieder auf das Ross und sprengte über den Platz. Rubenow folgte gesenkten Hauptes.

Um Mittag ward den beiden in Stralsund stationierten Bataillonen Pommern verkündet, daß sie neben den Franzosen die Garnisonsdienste zu verrichten hätten. Am Abend kam aus der Stube Friants — es war die Fußstube der Jungfer Margareta Rubenow — der Befehl: Kriegsvorräte, Geldsummen, Pferde seien zu liefern, eine französische Polizei sei einzuführen und die Entlastung aller im Hafen liegenden Schiffe anzuordnen. Ferner dürfe kein Boot auslaufen und sämtliche vorgesundenen englischen Waren sollten konfisziert werden. Sogleich wurde dieser Befehl überall bekannt gemacht.

Alle Hoffnungen auf eine friedliche Zukunft, welche die Bewohner gehegt, waren mit einem Male völlig wieder vernichtet und fortan sah man nur Stunden der Sorge und des Jammers aus dem Schoß der Ewigkeit heraussteigen. O, nur zu bald kamen diese Stunden! Friant richtete sich mit dieser Schärfe seiner Befehle ganz nach den Vorgängen am politischen Horizont. Seine Befehle wurden härter, seine Unliebendwürdigkeit ward immer unliebendwürdiger — er war jetzt völlig der Plagegeist Rubenows, Margareten's, deren Bräutigams, eines Offiziers v. Lanken, und der ganzen Stadt geworden. In dem Zimmer, welches er das seine nannte, wechselten fast täglich Dinners mit Soupers, und Margareta, auf deren Schultern seit der Mutter Tode die Last des Hauswesens allein ruhte, war völlig zur Dienerin des Generals herabgesunken. Kamen an ihn Klagen über die Rohheit der französischen Regimenter, so erwiderte er, die Bürger wären zu einfältig, um den Stolz der Nation Frankreich gebührend würdigen zu können; klagten die Pommerschen Bataillone die Regimenter der ungerechtesten Unterdrückung an, so war seine Entgegnung: das wäre alles ganz in der Ordnung. — Mehr und mehr fiel die Freundschaftsmaske.

Derweil hatte Napoleon beschlossen, in Verbindung mit seinen Alliierten den russischen Kaiser in seinem eigenen Reiche anzugreifen; — der König Karl von Schweden aber, bis jetzt Napoleons gehorsamer Diener, ergriff plötzlich die Neutralität. Friant empfing die Nachricht dieses Abfalles, als der 3. Juli im Kalender stand. Und jetzt fiel die Freundschaftsmaske gänzlich. Generalmarsch wurde geschlagen. Im Nu standen die französischen Regimenter auf dem Markte unterm Gewehr. Die beiden Bataillone Pommern, ihre Trommelschläger an der Spitze, eilten herbei — ein Wink des Generals — und wie die Geier stürzten sich die Regimenter auf die kleine Schar, entrißen ihr die Waffen, umzingelten Offiziere und Unteroffiziere und stürmten mit dem Rufe: „Kriegsgefangene!“ ihre Hauptwache. Dann Grabesstille rings umher. Keiner der Gefangenen und der Bürger hatte gleich Worte für diesen furchtbaren Frevel, alle waren wie vom Schlage getroffen. Triumphierenden Auges blickte Friant hoch vom Rosse herab über den Platz — da plötzlich stugte er, denn ein Mann, ohne Hut und Stod, stürzte auf ihn zu, und das war der Bürgermeister Rubenow.

„Herr General,“ rief er, die Arme erhebend, „ich beschwöre Sie, wälzen Sie kein Verbrechen auf Ihr Haupt! Unsere Soldaten, unsere Söhne, die einzigen Ernährer ergaunter Mütter — Kriegsgefangene? Und warum denn? Weil Schweden die Neutralität ergriffen hat? Weil der König eingesehen, daß es wenig ruhmvoll ist, länger der Fahne eines anderen Volkes zu gehorchen?“

Um Friants Lippen zuckte es wie Hohn und er sagte darauf:

„Sparen Sie doch Ihre Worte, Herr Bürgermeister.“

„Nein,“ rief dieser, „ich werde sprechen, bis meine Worte zu jener Steue dringen, wo Gerechtigkeit waltet! Nicht nur mich allein rede ich, ich rede im Namen gebeugter Väter, troploser Mütter, im Namen der ganzen Stadt! Wir sollen so entzweigt leiden, weil der König von Schweden einen Entschluß, — o, einen segensreichen Entschluß gefaßt hat! Gewiß, wir heißen seine Untertanen, weil ein Teil unseres Pommerlandes einst an Schweden verschrieben worden, aber nennen wir uns nicht Deutsche, sind nicht die Deutschen unsere Brüder? — Doch wozu das? General, Sie wissen das nur zu gut! O, ich beschwöre Sie, nehmen Sie ihn zurück, den unmenschlichen Befehl, lassen Sie Gerechtigkeit walten!“

Blitze schossen aus Friants Augen, und die Hand ballend, rief er:

„Kein Wort weiter! Die zwei Bataillone sind Kriegsgefangene und werden noch heute nach Frankreich abgeführt! Im Namen Sr. Majestät des Kaisers!“

Da flog ein Schrei der Wut und des Entsetzens über den Marktplatz hin und da schrie Rubenow laut auf:

„Beim gerechten Gott im Himmel! Dann ist der Mensch auf Frankreichs Thron der größte Unmensch, der abscheulichste Verräter!“

Und da — winkte Friant wieder. Ein Leutnant nahte.

„Zum Tode mit ihm!“

Im Nu war der Bürgermeister umringt und gefesselt.

Jedes deutsche Herz blutete, und jeder deutsche Soldat griff im ersten Moment dahin, wo die Waffe bis vor weni-

gen Minuten gefessen hatte. Aber dann stürzten alle wie auf Kommando auf den Unglücklichen, um ihn zu retten. Da winkte der General zum dritten Male.

„Feuer!“ Schüsse fielen, die Verwundeten ächzten, das Blut färbte das Pflaster.

Und Rubenow hob das Haupt und die Hand.

„Freunde,“ rief er, „lasset ab, ich sterbe für die Wahrheit! Gebet die Hoffnung auf Befreiung von der französischen Tyrannei nicht auf! Ja, ich sage Euch, der Tag ist nicht mehr fern, wo Ihr wieder Preußen sein werdet, ich sage Euch —“

Da warf der Tambourmajor seinen Stab empor, da raselten die Trommeln.

„Zum Tode!“ und wer abermals versuchte, das Oberhaupt der Stadt zu befreien, der ward über den Haufen geschossen. Und jetzt trieb man den Gefesselten mit Kolbenstößen über den Markt, zum Thor und auf den Wall hinaus.

„Lebe wohl, Lanken!“ rief er aus, als er den Offizier erblickte, in dessen Hand er bald die Hand Margareten's legen wollte und der nun auch weit, weit hinweg nach Frankreich mußte, „ach, mein Kind, mein Kind! Vorwärts, da liegt der Wall.“

Ein kurzes Gebet, ein Blick zum Himmel — und drei Schüsse sauen, und die auf dem Markte hören den Anruf und schreien auf, so laut, als wären die Kugeln durch ihr eigenes Herz gegangen.

Und als die Sonne sich neigte, da wurden die zwei Bataillone Pommern wie eine Herde zur Stadt hinausgetrieben. Väter, Mütter, Bräute, Brüder und Schwestern warteten nebenher, bis sie am Wege zusammenbrachen, und die Menschentreiber jauchzten: „Es geht nach Paris! Vive l'empereur!“ Und daheim in ihrer Kammer lag Margareta Rubenow in wilden Phantasien, und die graue Magd kniete laut weinend vor ihrem Bette.

So endete der Tag des Schreckens. Genau von einem Jahre hate man in Stralsund das Friedensfest gefeiert und sich goldenen Hoffnungen hingegeben — und jetzt rabenschwarze Nacht.

Derweil war der Unbestegbare auf dem Wege nach Rußland. Gerüchte von seinen Siegen gelangten natürlich auch nach Stralsund, wo die Bürger seinen Geburtstag nicht nur durch Illumination feiern, sondern wo sie auch ihm zu Ehren Bälle und Gastereien veranstalten mußten. Die zurückgebliebenen Franzosen fühlten sich völlig wie die Herren der Stadt, und die Steuern, welche sie ausschrieben, die Strafen, welche sie diktirten, waren so hart, und grauam, daß mancher sein letztes, sauer Erspartes und selbst sein Leben hingeben mußte. Und als nun gar die Nachricht vom Brande Moskaus eintraf, da wurde die Verzweiflung immer größer, die Nacht immer schwärzer — aber ploötzlich im Osten ein ganz schmaler heller Streif: die Gerüchte von einer großen Niederlage der französischen Armee wuchsen von Stunde zu Stunde. Und da — mit einem Male pochen sie wieder an Stralsunds Thor, doch wie stehen sie da! Halb erfroren, ohne Schuhe, mit zerrissenen Kleidern. Sie betteln um Brot, um einen Truf, um ein Nachtlager, und dann alle Franzosen fort aus der Stadt. — Kette sich, wer kann!

Dann Sieg über Sieg! Bei Groß-Beerem, Dennewitz, Culm und Leipzig wurde die französische Nation aufs Haupt geschlagen. Vorwärts, in die Höhle des toten Löwen hinein, auch nach Paris! Die Sonne der Befreiung steigt höher und höher, ein Triumph folgt dem andern. „Heraus mit den zwei Bataillonen Pommern!“ schallt es jetzt durch die Reihen, und wer noch zwei gesunde Arme hat, der breitet sie einem armen Pommern entgegen. Das ist ein Taumel, eine Freude. Jeder fragt nach Eltern, Geschwistern und nach der Herzlichsten daheim. Lanken nennt den Namen Margareta — wer vermag darüber Auskunft zu geben? Und dann wird der Frieden geschlossen am 30. Mai 1814 und das schöne Lied gesungen:

„Zur Heimat hin marschieren wir,  
Die Fahne zeigt den Weg uns hier —“

Aber das ist kein Marschieren mehr, das ist ein förmliches Wettlaufen. Je näher die befreiten Bataillone an Stralsund kommen, desto größer werden ihre Schritte, desto ungestümm pochen ihre Herzen. Und als nun erst die Thürme sichtbar werden, da ist ein Schritt und Tritt gar nicht mehr zu denken. Das ist jetzt ein Rennen und Jauchzen — nur einer schreitet langsam und stiller. Entzweigte Ahnungen durchziehen seine Brust. Wie wird er Margareta finden?

Und während nun die anderen an die Herzen ihrer Lieben sinken, eilt Ranken dem Hause des toten Bürgermeisters zu. Die Magd tritt ihm mit verbülltem Antlitz entgegen. Seine Stimme zittert, als er ihren Namen ausspricht; schweigend deutet sie nach oben. Er stürzt die Treppe hinauf, reißt die Türe auf — ein offener Sarg und darin, unter Blumen schlummernd, eine Jungfrau, marmorbleich und kalt. Die Magd berichtet ihm alles. Die Rosen auf Margareten's Wangen waren seit dem entsetzlichen Tode des Vaters nie wieder erblüht, nie mehr war ein Lächeln auf ihre Lippen getreten. Die Menschen hatte sie fortan gelassen und endlich war auch, trotz der Bemühungen der Magd die Hoffnung, daß ihre Bräutigam je wieder zurückkehren würde, in ihrer Brust verlegt. Und so war ihr denn nach

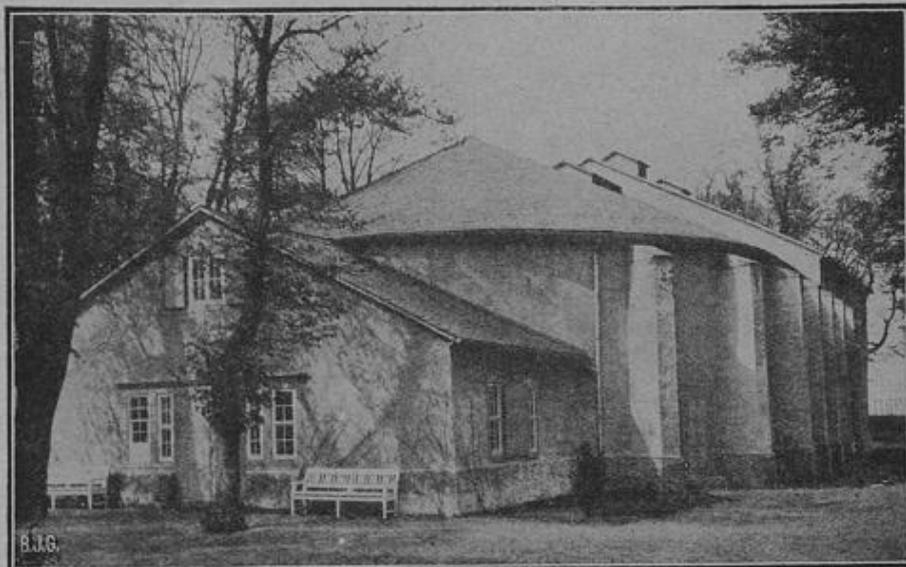
zwei martervollen Jahren, in der Frühe des gestrigen Tages das Herz gebrochen.

Was Rubenow im Angesicht des Todes verkündete, das sollte schon wenige Monate nach der Bestattung Margareten's in Erfüllung gehen. Auf dem Kongress in Wien schrieben die Federn nieder, daß Vorposten wieder zu Preußen gehöre und seinen Verpflichtungen gegen Schweden entbunden sei. Eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. trug diese Nachricht vom Donau- bis zum Ostseestrand. Ueberall, in jeder Stadt und jedem Dorfe erschallte darüber lauter Jubel, in jeder Kirche fand ein Dankgottesdienst statt, bei dem auch des echten Manneswortes Rubenow's gedacht wurde.

---

### Das historische Theater in Lauchstedt.

Der kleine Badeort Lauchstedt im Thüringischen, der in unseren Tagen selbst wenig Bedeutung hat, zumal er kaum mehr als zweitausend Einwohner besitzt, war in Goethes und Schillers Zeit ein wegen seiner Mineralquelle und seines Bades recht bekannter Ort. Die Hofgesellschaften aus den thüringischen Residenzen, die Studenten von Jena und die Gelehrten und Adligen gaben sich dort ein Stelldichein. Das geistige Leben war deshalb dort außerordentlich reger. In dem kleinen Theater wurden die Werke unserer Klassiker aufgeführt. Schiller berichtet selbst einmal von der eindrucksvollen Aufführung der Braut von Messina, die unter Donner und Blitz vor sich ging. Heuer sollen im gleichen Theater Gerhardt Hauptmann-Spiele stattfinden.



### Die Nachtigall.

Naturgeschichtliche Blanderei von G. St.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Singvögeln nimmt die Nachtigall bezüglich des Gesanges die erste Stelle ein, denn kein anderer Vogel hat eine so melodische und an Abwechslungen so reiche Stimme. Man findet bei der Nachtigall alles Schöne, Zartheit, Sanfte, Starke und Ueberraschende der anderen Vogelgesänge vereinigt. Der starke Schlag, das sanfte Flöten, die tiefen Gurgel- und hohen Kehltonen, das wunderbare Steigen und Fallen derselben wirkt wahrhaft bezaubernd. Klein und unscheinbar im Aeußeren läßt dieser allbeliebte, vielgepriesene, von den Dichtern hochgeehrte Vogel seine schmelzende, volle, oft flöten-, oft glockenartige Stimme in der schönsten Zeit des Jahres bei uns ertönen.

Die Arten der Nachtigallen sind verschieden, weniger an Größe und Aussehen, obgleich hier der kundige charakteristische Unterschiede auffindet — als im Gesange; jede Art hat ihre reizende Eigentümlichkeit darin. Während die gemeine Nachtigall, wie sie in den lichten Laubwäldern fast über ganz Europa und im mittleren Asien verbreitet ist, ihre Stimme in gezogenen, schmelzenden Strophen ertönen läßt, hat der Sprosser, der in Ungarn heimisch, größere Fülle und Kraft des Tones, der sich bis zum glockenartigen tiefen Schalle steigert, voraus; doch vergißt man bei ihm die Lieblichkeit der gezogenen ineinander sanft übergehenden Töne, denn er stößt sie mehr ab, als daß er sie trägt und verschmelzen läßt. Während die Nachtigall in jeder Strophe ein in den Tönen innig verschmolzenes, anmutiges und brillantes Allegro hören läßt, ertönt beim Sprosser ein majestätisches Andante; denn obschon bei dem lauten Frühlingschlage die Nachtigall gewöhnlich zwischen den einzelnen Strophen länger als der Sprosser pausiert, so ist doch der Schlag des letzteren, wenn auch hinsichtlich der Touren zusammenhängender, doch im ganzen weit langsamer und

majestätischer. Hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der Touren hat zwar die Mehrzahl der Nachtigallen vor der Mehrzahl der Sprosser den Vorzug! Doch wetteifern auch hier die Virtuosen beider Arten miteinander. Die Sprosser zeigen untereinander in ihrem Gesange weit mehr Verschiedenheiten wie die Nachtigallen.

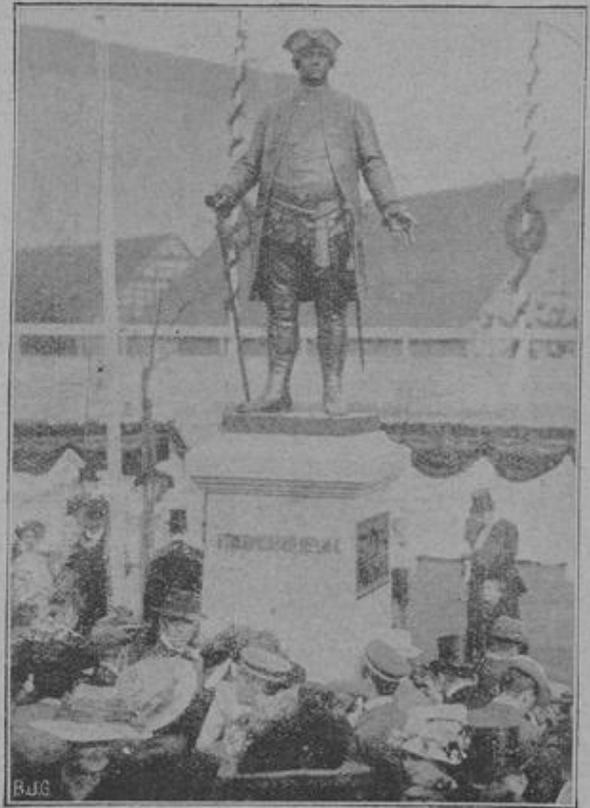
Der Sprosser jedes Landes und selbst jeder Provinz hat seine besonderen Töne und Strophen, und kaum gibt es eine Vogelart, welche, namentlich in den Nebentouren, so verschiedene Modulationen wahrnehmen läßt. Selbst unter den Sprossern einer und derselben Aue walteten nicht selten Verschiedenheiten ob und, wie sich ein Kenner des Nachtigallengesanges, der verstorbene Vater Brehm, ausgedrückt hat, gleicht der Gesang einer Sammlung Sprosser verschiedener Arten und Länder, wahrhaft einer Kellen- und Rosenflur, wo zwar alles Kellen und Rosen sind, diese sich aber dennoch in ihren Farben und Mischungen ganz verschieden und mannigfaltig darstellen.

Dieserigen Nachtigallen sind die besten Sänger, welche sich durch einen großen Schnabel und Körper, sowie dadurch auszeichnen, daß die zweite Schwungfeder ihrer Flügel etwas länger ist als die fünfte, und die dritte etwas länger ist als die vierte. Brehm hat den Nachtigallengesang durch Buchstaben in vierundzwanzig Strophen auszudrücken gesucht. In Brehm's Handbuch der Naturgeschichte der Vögel werden als die schönsten Touren „die Warltour, die Glockentour (ein sechsfach wiederholtes Voi), ferner ein Ton ähnlich dem, als wenn Stahl gesägt wird, und eine dreifach zauberisch schön verschlungene Tour, ferner ein Crescendo langatmende und eine schmetternde Strophe genannt. Je öfters eine Nachtigall hintereinander tieft und je schmelzender sie in ihren Tönen zieht, je länger sie solche



Zum Besuch des Königs Ferdinand von Bulgarien in Berlin.

Auf einer großen Reise an die europäischen Höfe kam der erst kürzlich zum Zaren und König von Bulgarien erhobene, ehemalige Fürst Ferdinand von Bulgarien mit seiner Gemahlin, dem Kronprinzen Boris und Prinzen Kirill auch zum deutschen Kaiser nach Potsdam, wie er vorher den Kaiser Franz Joseph in Wien besucht hat. Zar Ferdinand ist jetzt fast fünfundsiebenzig Jahre Herrscher seines Landes. Dieser kluge Stoburger hat es verstanden, für sich und seine Familie in Bulgarien festen Fuß zu fassen und sich bedeutende Verdienste um die Entwicklung dieses Balkanstaates zu erwerben.



Denkmal Friedrich Wilhelms I.

In Neudöln wurde am 1. Juni im Beisein des Prinzen Eitel Friedrich ein Denkmal König Friedrich Wilhelms I. enthüllt. Es ist von der böhmischen Gemeinde gestiftet worden.

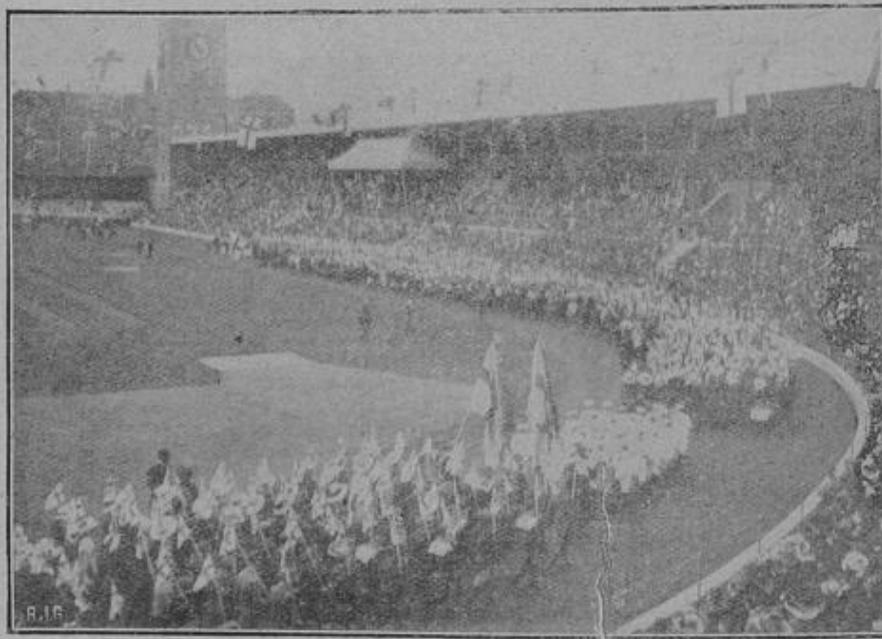
Die olympischen Spiele in Stockholm.

Das vom schwedischen Staat mit einem großen Kostenaufwand erbaute Stadion wurde zur Einleitung der Stockholmer olympischen Spiele feierlich eingeweiht. Die Stockholmer Schuljugend zog unter Vorantritt einer Knabenkapelle, die schwedische Nationallieder spielte, durch das Stadion.

Sinnprüche.

Ein Professor ist nach der bekannten Definition ein Mann, der anderer Meinung ist, Ed. v. Hartmann.

Rechten macht Sorge und Kosten lang, Hat doch ungewissen Ausgang. Kollenhagen.



Amors Speise ist eine Blut, Schmeckt nur in kleinen Portionen gut. D. K. Bernhardt.

Das Publikum, das ist ein Mann, Der alles weiß und gar nichts kann. Ludwig Robert-Tornow.

Es schallet gut im Liede der Purpur und das Schwert; Doch hüllt sich oft in Lumpen, der auch ist preisenswert. Chamisso.

Das Glück.

Von Theobald Nöthig.

Glück gleicht der Poesie Wohl lacht's aus allen Ecken, Doch kann's der Laie nie, Nur der Poet entdecken.

Zimmer frisch und froh gewagt! Wer erst polizeilich Nach dem Paß des Glückes fragt, Dem entflieht es eilig.



Zur 500-Jahrfeier des Einzugs Friedrichs von Zollern in Brandenburg.

Anlässlich der 500jährigen Wiederkehr des Tages, an dem Friedrich von Zollern in Brandenburg einzog, wurde dort ein Brunnendenkmal feierlichst enthüllt. Es ist ein Werk von Professor Manzelt, Berlin.

ausholt, je lieblicher ihr Ton, je mannigfaltiger die Verbindung der Strophen ist und je öfter sie die obengenannten ausgezeichneten Touren wiederholt, desto höher ist ihr Gesang zu haben.

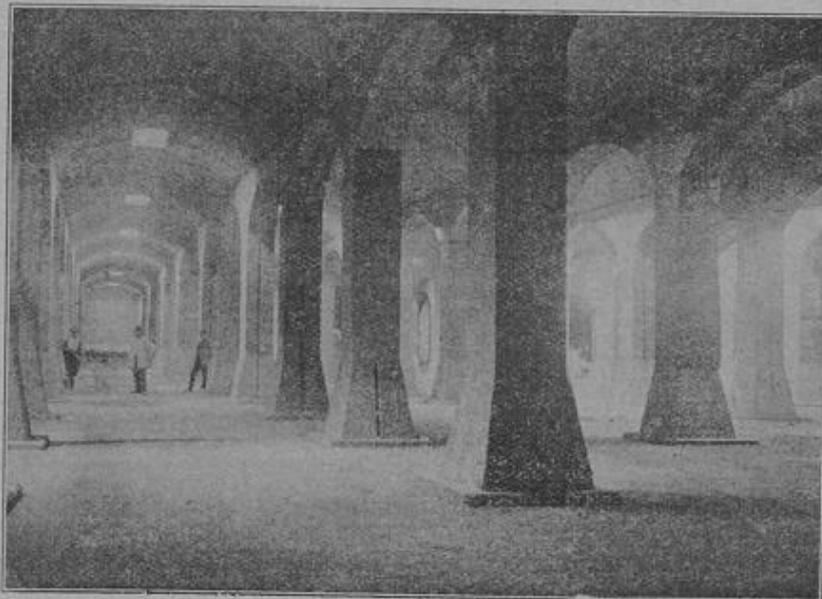
Wenn die Männchen mit Beginn des Lenzes zurückkehren, was immer sechs bis acht Wochen vor der Ankunft der Weibchen geschieht, so singen sie alle des Nachts vor und nach Mitternacht, um bei hellen Nächten die vorbeistreichenden Weibchen anzuloden. Ist ihr Wunsch erfüllt, so hört man sie nicht alle des Nachts mehr schlagen, sondern viele lassen ihren Gesang nur noch bei Anbruch des Morgens hören und setzen ihn bei Tage abwechselnd fort; andere aber singen nach wie vor, um Mitternacht, weshalb man die Tageschläger von den Nachtschlagern unterscheidet. Schade, daß die Singzeit der Nachtigall nicht lange dauert, denn in der Freiheit schlägt sie nicht volle drei Monate, und während dieser Zeit auch nicht mit gleichem Eifer. Wenn sie aufkommt, d. h. Mitte April, ist sie am fleißigsten, dann singt sie fort, bis die Jungen den Eiern entschlüpft sind; die Wartung der Kinder nimmt aber nunmehr die Zeit in Anspruch, der Gesang wird seltener und weniger feurig; um Johanni hört er meist ganz auf. Dann üben sich aber schon die Jungen zwitschernd im Gesang. Im Zimmer schlägt die Nachtigall länger, als im Freien, doch unmöglich kann den wahren Naturfreund die Klage des gefangenen Vogels erfreuen, nur der Jubelgesang des freien klingt in voller Schönheit; glücklicherweise ist jetzt das Einfangen streng verboten.

Die Nachtigall gilt eigentlich nicht als ein gesellschaftlicher Vogel, doch hat man die Erfahrung gemacht, daß sich die Sänger zum Wettkampfe zusammenscharen.

Unweit Naumburg an der Saale machte man vor einigen Jahren die folgende Beobachtung: Mit einer fast militärischen Pünktlichkeit stellten sich hier die Nachtigallen am 23. April alljährlich ein. Jede bezog ihren eigenen Busch. Das Männchen stotete bei Tag und Nacht, und zwar so lange, bis sich die Elternsorgen einstellten, was meistens Mitte Juni der Fall war. Dann schwiegen alle Pfeifen. Die Eltern waren ausschließlich mit pädagogischen Arbeiten beschäftigt, und nur hin und wieder hörte man ein zänkisches Gezitscher der Alten, das indessen sehr bald in traueste Schälereien sich verwandelte. Ganz abweichend von dieser Regel erschienen auf einmal schon am 16. April die kleinen Sänger vom Blatte und blieben mehrere Tage scharenweise vereinigt, statt wie sonst sich zu separieren. Ganz nach Art der Schwalben saßen oft 20 bis 30 Stück Nachtigallen-Männchen auf einem Baume und entwickelten einen musikalischen Wettstreit von der wunderbarsten Wirkung. Als wenn die ganze Waldkapelle unter Leitung eines Dirigenten stände, hörte man bald Solo-, bald Chorvorträge. Dieser Sängerkrieg währte acht Tage. Häufig fand ein Wechsel der Plätze statt, als solle die Musik der Umgebung geprüft werden. Kein Geräusch war imstande, diesen Sängerkrieg zu unterbrechen, bei welchem, wie von Ornithologen versichert wurde, nicht ein einziges Weibchen zugegen war. Ganz ähnliche Gruppierungen sind auch anderwärts beobachtet worden. Auch dieses Jahr soll für manche Gegenden ein sehr nachtigallenreiches sein.

Ein Riesenhochbehälter der Düsseldorfer Wasserleitung.

Die großzügige Versorgung der modernen Großstädte mit Trinkwasser hat Bauten von einem Umfange notwendig gemacht, wie man sie vor kaum zwanzig Jahren nicht ahnen konnte. Den großen Staubecken, die der Wasserversorgung zu kraft und Industriezwecken dienen, reihen sich die Staubecken für Trinkwasserhaltung — so neuerdings die Dreilagerdachsperrre bei Köthen in der Vorpommern — und vor allem die Sammelbecken der Großstadtwasserleitungen an. Ein neuer Hochbehälter der Düsseldorfer Städtischen Wasserleitung vermag nicht weniger als 27 000 Kubikmeter Trinkwasser zu fassen. Es bedeutet das ein Gewicht von weit über 500 000 Zentner. Der Hochbehälter liegt auf der „Gardi“, im Düsseldorfer Wald, ein halbes Haus tief in die Erde eingegraben. Er ist aus Beton hergestellt und mit den modernsten Einrichtungen für die Zirkulation des Wassers, für die regelrechte Versorgung der Ableitungen in die Stadt wie für die Ermöglichung der Reinigung des Behälters selbst versehen.



## Abgefaßt.

Von Otto Schmelzer.

(Nachdruck verboten.)

Der neuernannte Minister des Innern, Parowstky, war eben von seiner Audienz beim Zaren Nikolaus I. zurückgekommen und sah nun nachdenklich in seinem Arbeitszimmer, über sein Gespräch mit dem Zaren hin- und hergrübelnd. Das eine wußte er sicher: es war nicht ganz leicht, unter Nikolaus Minister zu sein, und wenn er daran dachte, daß er mindestens zweimal in der Woche zum Vortrag im Winterpalais erscheinen mußte, so überkam ihn ein gelindes Grinsen. Der Zar hatte in alle Verhältnisse hineingespäht, und es befriedigte ihn nichts.

„Da muß schleunigst Wandel geschaffen werden, Parowstky . . . die Sache mußt du gleich gründlich anfassen . . . nur nicht aufschieben, Parowstky . . . mach's nur nicht wie dein Vorgänger, der ein halbes Jahr lang Pläne schmiedete und das andere halbe Jahr dazu brauchte, sie wieder aufzugeben. Und daß du mir vor allen Dingen Ordnung in die Polizei bringst. Ganz Petersburg weiß es, daß da die größten Spießbuben sitzen! Schaffe dir Beweise und jage das ganze Gesindel weg!“

Der Minister seufzte tief auf. Natürlich wußte es jedes Kind, daß die Polizei bestechlich war, daß die Offiziere so

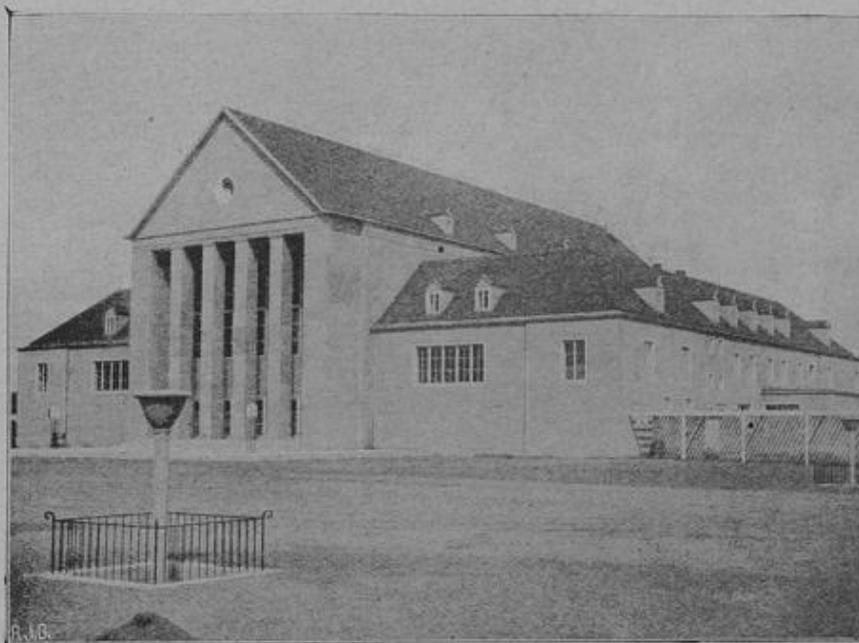
„So hab' ich dich doch nicht,“ lachte der Minister herablassend, „lust ja, als wolltest du dir das Rückgrat verrenten. Nimm Platz und tu mir Bescheid!“

Der Oberst ließ sich in einen Sessel fallen, ergriff das Glas, das der Minister ihm eingeschenkt hatte und sagte mit einer gewissen Ehrerbietung:

„Deine Gesundheit, Leonis Petrowitsch, bist jetzt ein mächtiger Mann und . . .“

„Und ich brauche Freunde, gute, umsichtige Freunde, die mich unterstützen, und auf die ich rechnen darf. Kann ich meine Augen überall haben? Nein, das ist unmöglich. Ich hatte gerade an dich gedacht, ehe du kamst. Bist ein Teufelskerl und könntest mir wohl einen Dienst leisten.“ Und der Minister erzählte seinem Vetter in vertraulichstem Tone, was ihm auf dem Herzen lag. Die Augen des Obersten fingen an zu glänzen.

„Prächtig! Prächtig!“ rief er. „Der Polizei eine Mausefalle stellen, das ist meine Sache. Soll noch heute Abend geschehen, verlaß dich drauf! Morgen kannst du ein halbes Duzend fortjagen, so wahr ich Baratow heiße.“ Dann ent-



Die Dalcroze-Schule in Hellerau.

Der Schweizer Musiker und Rhythmiker Dalcroze hat in Hellerau eine Schule errichtet. Er verfolgt die Idee, die in dem Menschen wohnenden Kräfte, den Geist der Musik mit rhythmischen Reslerbewegungen zu erfassen, auf natürlichem Wege zu erwecken. Es haben sich bereits viele Schüler und Verehrer um ihn gesammelt. Das tempelartige Haus besitzt eine amphitheatralische Festhalle, bespannt mit Stoffen, die das direkte Licht harmonisieren.

gut und so schlecht Geld nahmen wie die Unterbeamten, und daß dadurch eine fürchterliche Mißwirtschaft herrschte. Aber würde man sich jetzt nicht vorsehen unter dem neuen Minister? Bei ihren alten Streichen konnte er sie doch nicht mehr abfassen, und daß sie nun gleich in den ersten Tagen wieder neue begehen würden, dazu waren sie doch zu schlau und zu gewitzigt. Und wie sollte er das überhaupt gleich herausbekommen? Er mußte sich doch erst Leute schaffen, die er selbst genau kannte, die ihn nicht etwa aufs Glatteis führten und mit jenen unter einer Decke stekten. Und auf bloßen Verdacht hin konnte er auch niemand weggagen, denn der Zar wollte Beweise haben. Es war in der Tat eine ganz knifflische Geschichte.

Der Diener trat herein und meldete den Oberst Baratow. „Ich will jetzt nicht gestört sein!“ rief der Minister unwillig. Aber dann besann er sich einen Augenblick und sagte: „Führe den Herrn herein und bringe uns Portwein!“

Baratow war ein jüngerer Vetter Parowstky, und seine Laufbahn ging wohl bald zu Ende, da er ein allzu lustiger Burische war und der Flasche vor und nach dem Dienste, und wenn es ging, auch während desselben zusprach. Er wollte den Minister offenbar zu seinem neuen Amt beglückwünschen und dabei möglichst ein Profitchen heraus schlagen, denn das Geld war ihm gewöhnlich knapp. Er machte bei seinem Eintritt eine tiefe Verbeugung.

wickelte er dem Minister seinen rasch entworfenen Plan, mit dem dieser vollkommen einverstanden war.

Eine Stunde später erschien der herbeigerufene Polizeimeister bei Parowstky.

„Ich habe Sie in einer eiligen und dringenden Sache bitten lassen,“ sagte der Minister. Es ist mir auf das bestimmteste zu Ohren gekommen, daß sich in dem und dem Hause auf dem Dewstky-Prospekt seit einigen Wochen an jedem Abend ein Klub von etwa zehn Personen versammelt, der um ungeheuerer Summen Pharaos spielt. Das Nest muß noch heute ausgehoben werden.“

„Ich werde die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen, Erzellenz, und ich bin überzeugt, daß der Fang gelingt.“

„Sie selbst? Nein, das wünsche ich nicht; das würde morgen in der Stadt unnötiges Aufsehen erregen. Aber natürlich erwarte ich, daß Sie Ihre tüchtigsten Beamten auswählen . . .“

„Ich werde meine ersten sechs Beamten damit betrauen, Erzellenz.“

„Für die Sie unbedingt einsetzen?“

„Wie für mich selbst, Erzellenz.“

„Nun gut, ich wünsche Ihnen Glück.“

„Ich werde Ihnen morgen Bericht erstatten, Erzellenz.“

„Nein, ich bitte Sie, mir Ihre Beamten herzuschicken, da ich aus ihrem eigenen Munde den Vorgang hören möchte.“

Darauf schied der Polizeimeister und versammelte, in seinem Bureau angekommen, alsbald die „zuverlässigsten Beamten“ um sich, die er zur Ausführung des Befehles des Ministers ausersehen hatte. Er gab ihnen die strengsten und umfassendsten Instruktionen und ordnete an, daß das Haus von Geheimpolizisten sofort bewacht würde.

Um Mitternacht machte ein Polizist die Meldung, daß eine Anzahl Herren in geschlossenem Wagen eingetroffen und in einer Wohnung des dritten Stockes verschwunden seien. Der Hausknecht habe ihnen das Vorzimmer dazu geöffnet.

Nach Verlauf von einer halben Stunde machten sich die sechs Beamten auf den Weg. Es gelang ihnen, den Hausknecht festzunehmen, der nach einigem Sträuben und großem Gejammer den verhängnisvollen Schlüssel ausstieferte. Geräuschlos schlichen die Beamten in das Vorzimmer. Hier tönte ihnen aus einem anliegenden Raum erregtes Stimmengewirr entgegen. Mit festem Griff wurde die Tür aufgerissen, und mit dem Rufe: „Im Namen des Gesetzes! Niemand rühre sich von seinem Platz!“ stürzten die Beamten in einem hellerleuchteten Saal vor einem runden, grünen Tisch, auf dem ein Berg von Rubelscheinen lag. Die Spieler saßen um den Tisch herum und schienen vor Schreck wie angenagelt auf ihren Stühlen zu sein. Widerstandslos konnte ein Offizier die Hand auf das Geld legen. „Ich bitte die Herren, ihre Paletots anzulegen und uns zur Wache zu begleiten. Hier unsere Legitimation.“

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen unter den Spielern. Dann erhob sich einer von ihnen, der die Ruhe wiedergewonnen zu haben schien, und sagte in höflichem Tone: „Herr Kommissar, es muß hier ein Irrtum obwalten. Weshalb stören Sie unseren Zirkel, weshalb wollen Sie uns verhaften?“

„Ich habe die Pflicht, Sie zu sistieren, weil Sie ein Glücksspiel, offenbar Pharaon, gespielt haben!“

„Ach“ rief der Herr wie erleichtert, „das ist's! Aber das ist ja eine Lappalie! Ich fürchtete, ein Schurke hätte uns in politischen Verdacht gebracht. Wir sind natürlich bereit, Ihnen zu folgen. Aber gestatten Sie mir eine Frage: Ist Écarté ein verbotenes Spiel?“

„Écarté?“ sagte der Beamte langsam — „nein, Écarté gehört allerdings nicht zu den verbotenen Spielen. Aber Sie haben Pharaon gespielt — oder spielt man Écarté um solche Summen?“

„Um solche Summen? Herr Kommissar, es sind höchstens achthundert bis tausend Rubel, die Sie beschlagnamt haben. Wir spielen die Partie um fünfzig Rubel, und das entspricht durchaus unseren Verhältnissen. In unserem Moskauer Klub, dem der Herr Generalgouverneur angehört, ist ein niedrigerer Satz ungebrauchlich.“

Er sah den Beamten mit einem verbindlichen Lächeln an. Diesem ging plötzlich ein Licht auf. Die Scheine betrug nach seinem Ueberschlag mindestens 12000 Rubel. Er kämpfte einen Augenblick mit sich, warf seinen Begleitern einen verständnisvollen Blick zu und sagte dann zögernd: „Freilich, wenn die Summe nicht höher ist...“

„Ich bitte Sie, Herr Kommissar, das Geld nachzuzählen, uns aber zuvor zu entlassen, da uns der Schreck etwas in die Glieder gefahren ist. Um eine solche Kleinigkeit! Dürfen wir Ihnen unsere Wäse ausliefern? Sie geben Aufschluß über unsere Persönlichkeiten. Ich bin der Fürst Wolnowsky.“

\* \* \*

Am anderen Morgen um neun Uhr meldeten sich die Beamten beim Minister. Parowsky empfing sie sogleich. Der erste Kommissar stattete einen äußerst umschweifenden Bericht ab.

„Wie hoch war die Summe, die in Ihre Hände fiel?“ fragte der Minister.

„Acht-hundert und einige sechzig Rubel, Erzellenz.“

Der Minister öffnete schweigend eine Tür.

„Zehntausend Rubel habt ihr in die Taschen gesteckt, ihr Gallunken! Da seht!“

An einem Tische saßen die Spieler der vergangenen Nacht, unter ihnen Baratow, der den Fürsten Wolnowsky vorgestellt hatte.

„Laß die Spitzbuben zur Wache bringen, Baratow, werde Sr. Majestät persönlich Bericht erstatten.“

Um 12 Uhr hatte der Minister Empfang beim Zaren.

„Nun, was gibt's?“ fragte Nikolaus.

„Der Verdacht Ew. Majestät gegen die Polizei war nur allzu begründet.“ Und Parowsky berichtete.

„Das hast du gut gemacht, sagte der Zar. „Und der Oberst Baratow hat dir dabei geholfen?“



### Ein zusammenklappbarer Kindertragstuhl.

Großer Beliebtheit erfreut sich in Paris für Ausflüge und die Reise die zusammenklappbare Kindersänfte. Sie ist bequem zu tragen, und wenn das Baby ermüdet, ist sie in wenigen Minuten gebrauchsfertig. Die an der Seite der Sänfte angebrachten Handgriffe ermöglichen ein leichtes und bequemes Tragen.



„Jawohl, Majestät.“

„Schön, so werden wir Baratow zum Polizeichef machen.“

„Baratow?“ sagte der Minister mit verlegenem Gesicht. Nikolaus sah ihm fest ins Auge. „Ich merke, du traust dem auch nicht. Gut, so wird es ein anderer.“

Er ging einige Male stumm im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor dem Minister stehen.

„Weißt du, Parowsky,“ sagte er mit kalter Stimme, „ich glaube, es gibt nur einen einzigen ehrlichen Mann in ganz Petersburg.“

Der Minister verbeugte sich geschmeichelt.

„Versteh' mich recht, Parowsky: Dieser eine Mann bin ich!“

### Am Rhein.

Ein Sonntag. Es huscht ein gold'ner Schimmer  
Gespenstig auf und ab von Stein zu Stein,  
Der Baum am Ufer taucht in Frühlingsschlummer  
Die laubbelad'nen Aeste trunken ein.

Es ruht der Strom. Indes ein lindes Säuseln  
Wie eine Mutter ihn in Schlummer singt,  
Auf schaumverbräntem, gold'nem Wellenkräuseln  
Ein Heer von Funtengeistern tanzt und springt.

Und flinke Schwalben ziehen Zickzackkreise,  
Die Schwingen nehend in der Flimmerflut.  
Am Uferstein die Wellen flüstern leise:  
„Wie doch der Vater heut' so friedlich ruht.“

Düsseldorf.

Hans Heking.

### Humor.

— Daurend. Herr: „Ich werde nie heiraten. Ich liebe einst ein Mädchen, und sie machte einen Narren aus mir.“  
 Dame: „Sie hat also einen dauernden Eindruck auf Sie gemacht?“

— Schlechte Zeiten. „A Jammer is es, wie se das bissel Fleisch verteuern, vier Wochen hat der Seppel für a Hund gekriegt, davor hatt' ich voriges Jahr fünf Gänse.“

— Der neue Kurort. Fremder: „Sie, wer ist denn der kuriose Schwarze, der sich immer hier herumtreibt?“  
 Einheimischer: „Im Vertrauen — dös ist der Müller-Loi'sl, den ham ma mit Schubwicks ang'strichen; der macht an erotischen Kurgast.“

— Gemeindestolz. Als einst ein Delinquent in einer Stadt zum Galgen verurteilt worden war und gehängt werden sollte, gab es einen gewaltigen Auslauf unter der Bürgerschaft: „Was?“ schrien sie, „dieser fremde Kerl, der weiß Gott wohin gehört, soll an unseren Galgen gehängt werden? Das leiden wir nicht! Den Galgen haben wir für uns und unsere Kinder gebaut!“

— Einfall. „Sie haben den Selbstmörder aus dem Wasser gezogen. Und dann?“ — „Dann hat er sich, wie ich fortgeh um mi umschau, auf an Baum aufgehängt.“ — „Ja, um Gotteswillen, und Sie haben ihn nicht abgeschnitten?“ — „Ja, warum denn nicht?“ — „Kein, i hab halt denkt, er hat sich vielleicht zum Trocknen aufgehängt.“

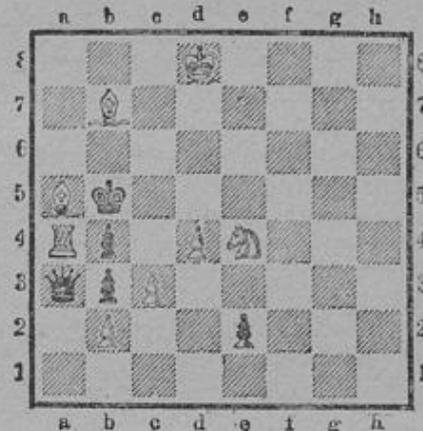
## Rätsellecke.

### Scherzrätsel.

Ich leb' im See, am Strand, in Klüssen,  
 Doch auch in Sturm und Regengüssen;  
 Beim Lesen, Singen, Schreiben bin ich auch,  
 Beim Rechnen, Zeichnen, Malen ist's nicht Brauch.

### Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

### Magisches Quadrat.

Richtig gestellt, bilden die Buchstaben von links nach rechts und von oben nach unten gelesen:

- A E S R Deutschen Künstler.
- A E S R Musikstück.
- A S L R Teil des Kopfes.
- R S L R Asiatischen Fluß.

### Somonym.

Ein Land ist's, was zu tun dir frommt,  
 Wenn Nicht dir ungelegen kommt;  
 Verdoppelt ist's auch Stadt zugleich,  
 Einfach hat's die Schweiz und Oesterreich.

### Arithmetische Aufgabe.

In einer Wiener Tabak-Transit kauft ein Herr für 1000 Kronen Zigaretten, im ganzen 100 Schachteln zu je 100 Stück, 3 verschiedene Sorten, von der mittleren weniger als von der billigsten, aber mehr als von der teuersten Sorte. Eine Schachtel von der billigsten Sorte kostet 9 Kronen, von der mittleren 12 K. 50 H. und von der teuersten 15 K. Wie viel Schachteln von jeder Sorte werden gekauft?

### Scharade.

Sind auch weise immer deine Schritte,  
 Mehr noch sind sie's durch die zweit' und dritte,  
 Ist dir's schwer, die erste aufzufinden,  
 Wird das Ganze sie dir treulich künden.

### Bilderrätsel.



### Worträtsel.

Auf Händen trägt mich jedermann,  
 Mit Füßen tritt mich, wer es kann,  
 Und wer mich trägt in seinem Stopf,  
 Den hält die Welt für einen Tropf.  
 Doch wer mich trifft, so wie es muß,  
 Den nennt man einen Psiffitus.

### Geographisches Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10	Stadt in Kärnten.
10 9 5 8 5 6	Stadt in Sachsen.
7 9 3 6 1 7 8 9 10	Stadt in Hessen-Kassau.
4 5 9 3	Stadt in Thüringen.
4 5 6 7	Stadt in der Schweiz.
5 9 7 8 9 10	Stadt in Thüringen.
4 5 6 10	Stadt in Holland.
4 5 6 8 3	Stadt in Italien.
8 6 4 3 9 6	Land in Europa.
7 8 9 1 3	Raß in der Schweiz.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

### Auflösungen in nächster Nummer.

Stafaufgabe: Vorband: E K, O, 8, 7, R 8, S D, O, 9, 7.  
 Hinterband: G 10, K, R D, 10, K, O, 9, 7, S K, 8.

1. E O, E D, G 10 = 24
2. E K, S D, S 10 = 25
3. E K, G K, E 10 = 18

womit die Gegner gewonnen haben.

Kryptogramm: (Die einzelnen Silben sind von rechts nach links und unten nach oben zu lesen.) O selig, o selig, ein Kind noch zu sein.

Buchstaben-Rätsel: Fuhrwerk — Uhrwerk.  
 Verzierbild: Bild nach rechts drehen; am Boden ist dann die gesuchte Figur sichtbar.

Redaktion: Erwin Thoben, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
 Düsseldorf m. b. G.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 26.

Sonntag, 23. Juni

Jahrgang 1912.

### Tobias Fink.

Erzählung von Paul Eugen.

Das war ein eigenartiges Männlein, der Amtschreiber Tobias Fink. Morgens früh, mittags zweimal und abends kam er immer zu derselben Zeit an meinem Elternhause vorbei und sah auf, ob er niemand von Bürgermeisters sah, den er grüßen könnte. Ich kann ihn mir noch gut vorstellen, wie er vornübergeneigt, unter dem Arm einen blauen Alendedel geklemmt daherhastete, während die abgetragenen schwarzen Hosen um die Beine schlotterten. Wir Kinder hatten immer so etwas wie Angst vor ihm. Einmal, es war Sonntags morgens, und wir spielten auf der Straße, die Kirche war gerade ausgegangen und die Leute standen noch in Gruppen auf dem Kirchplatz, da kam er auf mich zu und wollte mir eine Düte Süßigkeiten in die Hand drücken. Aber ich belams mit der Angst und floh ins Haus. Die anderen stoben auseinander. Nach einiger Zeit wagte ich mal, zum Fenster hinauszulugen, da stand er noch da, sah mir traurig nach und ging dann kopfschüttelnd weg.

Seit der Zeit machte mich unser Mädchen, wenn ich unartig war, immer mit ihm bange: „Wart, wenn du nicht artig bist, dann ruf ich den Amtschreiber, weist du mit dem strengen Schnauzbart und den bösen Augen.“ Und Tobias war doch in Wirklichkeit so gut. Seit jenem Vorfall ging

er, sobald er uns von weitem sah, durch eine andere Straße. Die Beherzten stellten sich dann später — es kam ganz allmählich, einer tats und dann immer mehr — hinter die Ecke und riefen ihm allerlei nach. Er ging ruhig seiner Wege und sah nicht um.

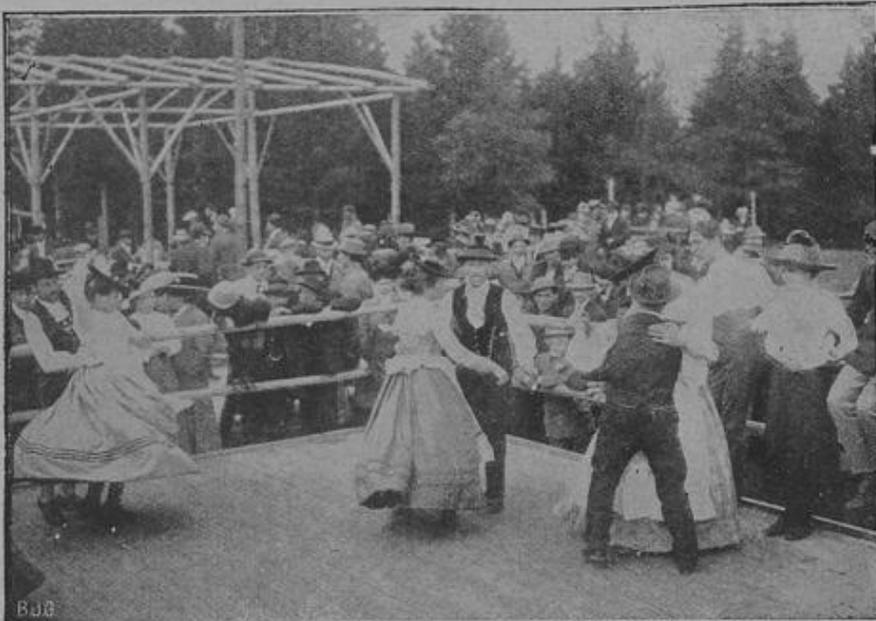
Einmal hatte ich ihm auch etwas nachgerufen. Das hatte unsere alte Flickfrau gesehen und war darüber traurig geworden. Als sie wieder einmal bei uns war und ich sie um ein Märchen bat, da erzählte sie mir seine Geschichte.

Sein Vater war Schuster gewesen und auch Nachtwächter, ein lustiger Mann; er war früh gestorben. Tobias konnte sich seiner noch dunkel entsinnen. Nur das wußte er noch: mit 5 Jahren hatte er ihn einmal rauchen lassen. Da war ihm arg übel nach geworden. Wiederholt hatte er das im Beisein Minnas, unserer Flickfrau erzählt und war traurig geworden, weil er von seinem Vater nichts Besseres mehr wußte. Minnas Schwester war nämlich einmal seine Braut gewesen. Doch davon später. Er war mit Minna und Finchen, ihre Schwester zur Schule gegangen. Als Nachbarskinder hatten sie sich immer gut vertragen, und da er etwas verwachsen war und auch kränklich, hatte er mit den anderen Buben nicht recht spielen können, sondern



#### Schuhplatteln in Bayern.

Necht lustig geht es  
Sonntags in den  
Dörfern des bay-  
erischen Hochlandes



zu. Die Burschen  
und Schönen des  
Dorfes finden sich  
auf dem Tanzplatz  
zusammen, wo „ge-  
schuhplattelt“ wird.



hatte sich lieber zu den Mädchen gehalten. Dafür hänselten die Juden ihn denn, wo sie nur konnten. Aber wenn sie eine Aufgabe nicht verstanden, dann waren sie freundlich zu ihm und er half ihnen immer, denn lernen konnte er besser, als alle zusammen.

Darum hatte ihn der Vorgänger meines Vaters auch aufs Amt genommen. Tagaus, tagein schrieb er und rechnete da und brachte seiner Mutter, die sich kümmerlich mit Waschen ernährte, manchen Pfennig nach Hause, sodas auch Kelli, der Mops, den er einmal Jungens, die ihn hatten ertränken wollen, abgenommen hatte, satt und rund wurde.

Als er schon über 10 Jahre auf dem Amt war, da ging etwas wunderliches mit ihm vor, was man ihm, dem einsamen, stillen, der sich nie auf Festlichkeiten, auch nicht zu Kirmeßzeiten sehen ließ, zugetraut hatte: er verliebte sich zwar in Minnas Schwester Kettchen. Aber niemand merkte es; Kettchen war immer so freundlich zu ihm gewesen und hatte wohl hier und da ein Wort mit ihm über den Zaun gewechselt. Jetzt kam er manchmal an den Zaun und hielt sie in der Arbeit auf. Später kam er auch wohl zu ihnen ins Haus unter irgend einem Vorwand und erzählte allerlei vom Amt und von sich. Doch keiner ahnte etwas von seiner Liebe.

Damals lernte Kettchen einen Handwerker kennen. Sie sahen sich öfter, und nach einigen Wochen kam er und hielt um sie an. Die Mutter eine Wittwe, war froh, einen solchen wackeren Mann für Kettchen gefunden zu haben. Tobias erfuhr davon nichts, obwohl es fast die ganze Stadt wußte. Er hatte wohl mit Kettchen über den Zaun gesprochen, sie auch im Hause getroffen, aber zufällig war nie von der Hochzeit die Rede gewesen. Kurz vor dem Fest ließ er sich gar nicht mehr blicken. Kettchen glaubte schon, weil er übertrieben feinfühlernd, wie er war, es nicht

für schidlich hielt, die Braut zu belästigen. In Wirklichkeit blieb er jedoch bei seiner kranken Mutter. Es wurde mit ihr immer schlimmer und schlimmer und eines Morgens, es war der Morgen von Kettchens Hochzeit, war sie ihm unter den Händen weggestorben. In seiner Herzensangst kam er zu Schmidts gelaufen. Die machten sich gerade zum Kirchgang fertig. Der Bräutigam war schon da. Ohne anzuklopfen riß er die Tür auf. Verwundert, entsetzt blickte er auf Kettchen, auf den Bräutigam und sah fragend dann jeden an; da leuchtete es wie Erkenntnis in seinem wachsgelben Gesicht auf. Er griff mit der Hand an die Stirn und stürzte hinaus.

Zusammengebrochen fand man ihn am Bett seiner toten Mutter wieder. Sein Geist war verstört. — Als man seine Mutter hinaustrug auf den Gottesacker, folgte er schweigend der Bahre. Nicht der Pastor, nicht die Verwandten konnten ihn aus seiner stumpfen Gleichgültigkeit bringen. Die Worte des Geistlichen, der dumpfe Schall der fallenden Erde war verhallt, da hockte er noch allein am Grabe bis in die Nacht. Alle hatte er bedeutet wegzugehen. Spät kam er nach Hause, mit der alten Tante, die seine Pflege übernommen, wechselte er kein Wort. Nur den Hund, der ihm entgegenwedelte, streichelte er.

Ein halbes Jahr mochte er so teilnahmslos dahingebrochen haben, da kam allmählich wieder Leben in seine stumpfen Züge; ab und zu sprach er wieder. Noch einne Jahr da war er so weit, daß er wieder zum Amt gehen konnte. „War er früher schon ernst gewesen, nach dem Todestag seiner Mutter hat man ihn nie lachen sehen.“

So schloß die alte Flickfrau. Als er wieder einmal bei uns vorbeikam und zwar mit seinem Hunde, da hab ich den Mops gestreichelt, und da hat mich der Schreiber so eigentümlich freundlich angesehen.

Den Blick werd' ich nie vergessen. — —

## Wilm Oltmanns Verlobung.

Von Alfred Mauns, Bremen.

Bei Brüñjes Friederik war heute eine Feier im engsten Familientreise, das heißt, es waren höchstens 60 Personen zugegen.

Friederik ließ sich nicht lumpen. Nur einen gab's im Dorf, der es ihm gleichkam konnte, das war der Gerd Oltmann und dessen einziger Junge hatte sich heute mit seiner Liesbeth versprochen. Da konnte Friederik was drausgehen lassen, und das tat er auch.

Wein gab's heute und reichlich wurde getrunken. Auch Wilm hatte einen roten Kopf, obwohl er einer der nüchternsten war. Ab und zu warf er einen Blick auf seine Braut und lachte sie an. Das hielt er für seine Pflicht, denn die Partie war gut und gegen Liesbeth hatte er nichts einzuwenden. Das Mädchen wich zumeist seinem Blicke aus, ging das aber einmal nicht, so lag in ihren Augen ein solch' merkwürdiger Ausdruck, aus dem Wilm nicht recht klug werden konnte.

Endlich war die Feier zu Ende und die Teilnehmer entfernten sich lärmend und lachend zu Fuß und zu Wagen.

Auch Wilm Oltmann's Eltern waren gegangen, nur der Bräutigam selbst blieb, er wußte selbst nicht warum. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß er jetzt seiner Braut noch einen Kuß geben müsse. Friederik Brüñjes und seine Frau hatten sich mit einem breiten, wohlwollenden Lächeln aus der Stube entfernt. Das war ein Tag nach ihren Wünschen gewesen.

Es war ein hübsches junges Paar, der Wilm und die Liesbeth, sie paßten zu einander.

Der etwas leichtsinnige Wilm wurde ein wenig verlegen; das wunderte ihn, denn dies Gefühl hatte er nicht oft. Zögernd ging er auf seine Braut zu nahm sie in seine Arme und küßte sie. Nur einen Moment überließ sie sich ihm, doch in diesem kurzen Augenblick ward dem Wilm ganz eigenartig warm ums Herz und als sich Liesbeth sanft von ihm losgemacht hatte, betrachtete er sie, als ob er sie nie vorher gesehen habe.

„Laß' jetzt,“ sagte sie, und der sonst so lecke Bursche gehorchte.

„Wenn die mal richtig küßt — —“, dachte er, aber dann erinnerte er sich, daß die Partie eine Vernunftspartie war. Ja, freilich war sie das, aber den Verkehr mit der leichtfertigen Gesch Klüsmann wollte er doch jetzt aufgeben.

Der Gedanke war ihm gestern noch gar nicht gekommen.

Wieder betrachtete er das Mädchen: „Nimmst du mich gern zum Mann?“

Liesbeth blickte zur Seite. „Die Eltern wollen's, da ist mir's recht.“

„So, so,“ machte er etwas gefallsüchtig. „Lieb hast' mich wohl nicht?“

Sie schwieg. „Ja, ich bin auch kein guter,“ fuhr er fort. Etwas angstvoll sah sie ihn an. „Na,“ meint er begütigend, „so ganz schlecht bin ich wohl auch nicht. Wir wollen uns schon vertragen, nicht?“

„Ich hoffe es, Wilm.“

Er wollte sich ihr wieder nähern, doch sie wich zurück.

„Nein, bitte nicht.“ Da ließ er von ihr.

„Adieu, Liesbeth,“ sagte er.

Sie erwiderte den Gruß nicht, eine Weile schwieg sie, so daß Wilm, der sich schon zum Gehen gewendet hatte, erstaunt stehen blieb.

„Wilm,“ sprach sie endlich leise, „ich will deine Eltern recht lieb haben. Adieu, Wilm.“ Damit verschwand sie noch vor ihm aus der Tür.

Wilm Oltmann sah seiner Braut gedankenvoll nach, als Friederik Brüñjes ins Zimmer trat.

„Ist sie dir ausgerissen? Hä, hä, mußt dir nichts draus machen, das gibt sich, hä, hä, lachte er weinselig.“

„Ich mache mir auch nichts draus, Brüñjes Vater,“ lachte nun auch Wilm ein wenig albern, dann verabschiedete er sich und ging.

Die frische Nachtluft tat ihm wohl. Aber trotzdem, es beengte ihn etwas; was das nur war? Es war ein Gefühl der Unbefriedigung, das er aber keineswegs lästig empfand. Merkwürdig, soviel Wein hatte er gar nicht getrunken. Doch halt, er hatte der Gesch Klüsmann versprochen, nach der Verlobung bei ihrem Kammerfenster anzuklopfen, ob es das war? Er hatte sein Vergnügen an dem Verkehr mit der charakterlosen, aber lustigen Gesch gehabt, die ihm auch seine Verlobung keineswegs übel nahm. Ja, das würde es sein und er mußte ja auch hingehen, er hatte es versprochen, mit seinem Wort nahm es Wilm immer genau.

Kaum hatte er bei der Gesch an's Fenster geklopft, als es auch schon aufflog; mit beiden Händen griff die Gesch nach

Wilm's Krauslopf und zog ihn zu sich heran. „Hast' dich endlich losgemacht von der Heiligen?“

„Der Heiligen?“  
„Na ja, tut doch so, die Liesbeth. Ist eigentlich nichts für dich, du wilder Kerl, hättest doch lieber mich nehmen sollen, bei mir weißt du, was du hast.“

„Ja, das weiß ich,“ meinte er.  
Gesck lachte. „Ich geb' mich wie ich bin, will keine Heilige sein, denen ist auch allemal nicht zu trauen, sind meist vertenselt ruppig innerlich.“

„Die Liesbeth nicht,“ sagte Wilm.  
„Was weißt denn du, dummer Kerl, wirst schon sehen; aber das ist ja egal; nun komm' her und gib mir 'nen Kuß.“

Er kannte den Ton. Dem war er bisher noch immer ergeben, und er hatte es auch niemals für nötig gehalten, der Aufforderung, die darin lag, zu widerstehen, doch heute, das war ganz eigentümlich, heute hatte der Ton seine Macht über ihn.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Gesck, das muß jetzt ein Ende haben.“

Doch sie lachte und zog ihn näher zu sich heran. „Du bist ja dumm, mach' doch keinen Unfuh.“

Wilm riß sich los, nicht aus irgend welchen moralischen Bedenken, die hatte er in diesem Augenblick gar nicht, aber

ratet ist, und wenn er dann womöglich bald stirbt — — —, Wilm, Wilm, ich hätte erwartet.“

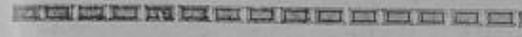
Ein tobendes Gelächter belohnte den guten Wit.  
Wilm hatte, eine Zigarre zwischen den Zähnen, den Kopf in eine Hand gestützt und qualmte vor sich hin, er hatte kaum gehört, was der Klaus sagte, aber weil die anderen lachten, lächelte er auch zerstreut.

„Ja, und brauchst nicht bange sein, daß Liesbeth sitzen bleibt“, meinte der hübsche, eitle Tom's Häslöf „ich tue dir den Freundschaftsdienst, und nehm' sie, das Küssen will ich ihr schon beibringen.“

Diesmal lachte Wilm nicht. Er runzelte die Stirn und es lag etwas Drohendes in seinen Augen, das indessen Tom's nicht bemerkte, der unbeirrt fortfuhr: „Ja, das würde ich dir zu Liebe tun, dir die Mühe sparen, denn die Gesck kann schon küssen.“

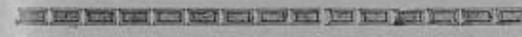
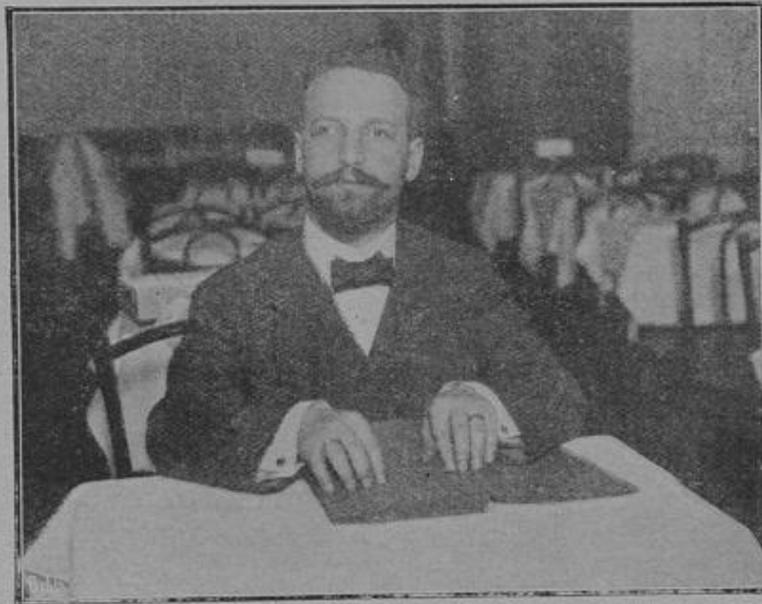
Nun sprang Wilm hoch und schlug dem Tom's mit der flachen Hand ins Gesicht: „Ich will dich lehren, du Lummel, in welchem Ton du von meiner Braut zu reden hast.“ Aus seinen Mienen sprach solche Wut, daß der Geschlagene, der zu den Tapfersten nicht gehören mochte, nichts unternahm. Unangefochten verließ Wilm die Aneipe.

Als er in seinem Bette lag, kam er sich sehr rechtschaffen vor. Wenn man verlobt war, mußte man für seine Braut



Ein blinder Dichter am Vorkeseltisch.

Der Prager Dichter Oskar Baum ist erblindet. Seine Werke hat er in Blindenschrift aufgezeichnet; insfolgedessen vermag er sie wie jeder, der seine guten Augen noch besitzt, einem großen Publikum vorzulesen.



das schöne, leichtsinnige Geschöpf vermochte ihn nicht zu reizen.

„Nein, Gesck, es ist mein Ernst! Vorzuwerfen haben wir uns nichts gegenseitig, da wollen wir uns in Frieden trennen.“

„Ach du, hat dir die Liesbeth was vorgebeuchelt?“ Liebst sie am Ende? Daß ich nicht lache!“

„Lieber —?“ sagte er verwundert, nach einer Weile fuhr er gereizt fort: „Du sollst mir die Liesbeth nicht schlecht machen, die ist hundertmal besser als du und ich.“

„Wirst dich wundern, du Dummkopf, denkst noch mal an mich.“

Da drehte sich Wilm um und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

So oft Wilm spät abends im Dorf gewesen war, oder bei Gesck, pflegte er im Krüge einzulehren, wenn er dort noch Licht sah. Ganz unwillkürlich lenkte er auch heute seine Schritte dort hin, und erst, als er in der dichtbesetzten Gaststube stand, merkte er, daß er hier heute nichts holen konnte und daß ihm die überlustige Gesellschaft gar nicht paßte. Gleich bei seinem Eintritt wurde Wilm von den jungen Bauerburischen, die zumest von der Musterung kamen, mit großem Hallo empfangen, und dann mußte er auf die gute Partie eine Runde nach der anderen zahlen, was er auch gutwillig tat. Seine Freigebigkeit verhinderte nicht, daß er tüchtig aufgezogen wurde, umsomehr, als er sonst für einen guten oder schlechten Scherz stets zu haben war.

„Du Wilm,“ sagte Klaus Meyer, „ich glaube, du bist zu voreilig gewesen. Ein Onkel von der Gesck ist vor zwanzig Jahren nach Amerika gegangen und wenn der nun über'n Millionär geworden ist und wenn er nicht verhei-

ereit ist, und die Liesbeth würde sich freuen, wenn es ihr erzählt würde, selbstverständlich nicht von ihm, aber so etwas sprach sich im Dorfe herum und das war ihm lieb. Auch der Abschied von der Gesck behagte ihm. Er war doch ein ganzer Kerl, daß er der Pflicht so entschlossen Opfer zu bringen vermochte.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Erst nach dem Kirchgang begab sich Wilm zu seiner Braut. Brünjes Frierl klopfte ihm beifällig lachend auf die Schulter: „Recht, Wilm, laß nichts auf deine Braut kommen,“ sagte er.

„O, Schuldigkeit,“ wehrte Wilm in edler Bescheidenheit ab und begab sich in die Küche, wo Liesbeth mit ihrer Mutter und den Mägden damit beschäftigt war, die Unordnung vom gestrigen Tage zu beseitigen.

Brünjes Mutter nickte ihrem Schwiegerjohn freundlich zu, Liesbeth wurde rot und sah nicht auf, leise erwiderte sie Wilm's Gruß, aber ihr hübsches, sanftes Gesicht blieb ernst.

„Geht man ein bißchen in die Stube, sie ist schon wieder in Ordnung,“ sagte Brünjes Mutter.

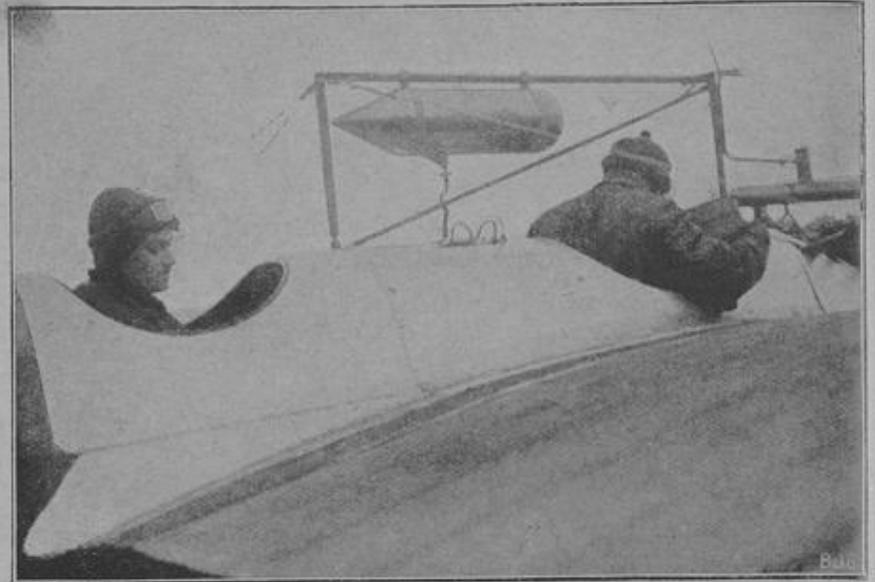
Liesbeth zögerte erst, doch dann, plötzlich entschlossen, trocknete sie sich die Hände ab und folgte Wilm ins Zimmer. Abermals überkam dem Wilm eine Verlegenheit. Er wollte sie an sich ziehen, doch sie wich ihm aus, dabei sah sie ihm sonderbar erregt in die Augen, daß er fragte: „Was hast du?“

„Wilm,“ sagte sie, und ihr Blick wurde bittend, „es ist mir fürchterlich, wenn du dich schlägst, und um meinethwegen noch dazu.“

Das hatte er nicht erwartet. Um Liesbeth hatte er es

**Zum Wettflug Berlin—Wien.  
Der Sieger Hellmuth Girth am Start  
in Johannisthal.**

Der Sieger im Wettflug Berlin—Wien Hellmuth Girth, hat am 10. Juni mit Leutnant Schoeller als Passagier auf seinem Rumpfer-Eindecker Wien erreicht. Girth hat die Strecke in 7 Stunden 20 Minuten zurückgelegt, während der Schnellzug 11 Stunden gebraucht. Von den übrigen Konkurrenten hat nur noch einer Wien erreicht. Die meisten scheiterten schon mit ihren Apparaten beim Start in Berlin-Johannisthal oder auf der Strecke nach Breslau. Es gab zwar mehrere scharfe Landungen bei der Fahrt, glücklicherweise hat sie keine Menschenleben gekostet.



mit seinen Freunden verdorben, er war für sie eingetreten und das war nun der Lohn.

Der helle Merger stand ihm im Gesicht geschrieben. „So,“ sagte er, während sie ihm ängstlich anblickte, „na, dann hast du wohl keine Lust, heute Abend mit mir zum Tanz zu gehen?“

Sie war einen Augenblick unschlüssig. „Doch, ich geh mit,“ antwortete sie endlich.

Aber Wilm's Merger war keineswegs verslozen. „Sofortlich hast du dann bessere Laune.“ Damit ging er, er hörte es nicht, daß Liesbeth leise seinen Namen rief.

Vom Hause des Schwiegervaters ging Wilm in den Krug, wo er die jungen Burschen von gestern Nacht fast vollzählig traf, auch Toms Häslöy war da.

Als Wilm den Toms sah, war sein erster Gedanke, zu ihm hinzugehen und sich mit ihm zu vertragen, die Liesbeth erkannte es ja doch nicht an, wenn er etwas für sie tat. Er machte auch schon ein paar Schritte auf Toms zu, doch ging er nicht vollends hin. Was hatte Toms gesagt? „er wollte der Liesbeth das Küssen beibringen!“ Noch eine Ohrfeige konnte er bekommen, denn die Liesbeth war doch nun einmal seine Braut; sonst würde es ihn natürlich nicht kümmern.

Obwohl ihm außer Toms den gestrigen Auftritt niemand nachtraug, hielt sich Wilm doch nicht lange auf.

Am Abend holte er Liesbeth ab, aber die war so still, und Wilm ärgerte sich, daß sie immer noch nicht einjah, wie sehr sie ihm unrecht getan hatte. Wenn zwei, wie er

und die Liesbeth, so ganz und gar auf vernünftigem Wege zusammenkamen, so sollte sie es ihm doch eigentlich hoch anrechnen, daß er kein unrespektierliches Wort über sie duldete.

Weiberlaunen mußte er rechtzeitig entgegentreten, wollte er nicht seine künftige Autorität aufs Spiel setzen, das war ihm völlig klar.

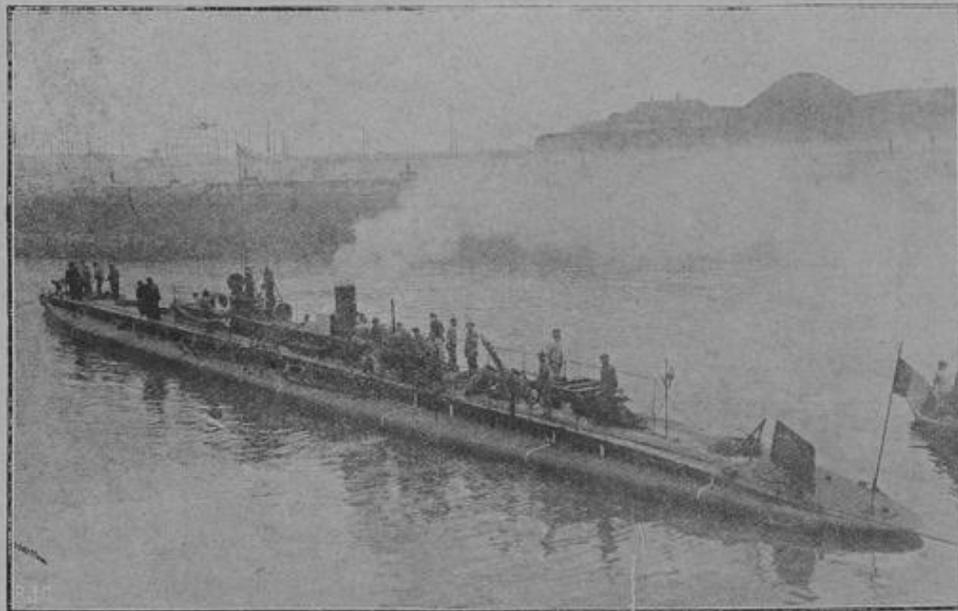
Er nah' sich vor, Liesbeth recht kurz zu halten heute Abend, und weil er das für notwendig hielt, sah er seine Braut nicht an; denn als er es einmal tat, hätte ihm bald sein gutes Herz einen Streich gespielt, und das durfte doch nicht sein.

Der Krüger, Jan Wieting, hatte sich einen großen Tanzsaal gebaut, der wurde heute eingeweiht.

Liesbeth wurde beim Eintritt von ihren Freundinnen in Beschlag genommen und Wilm war bald am Schenktisch von einer großen Zahl von Dorfsassen männlichen Geschlechtes umringt, die sich mit Erfolg bemühten, dem jungen Bräutigam ihre Glückwünsche gegen Bier usw. zu verkaufen.

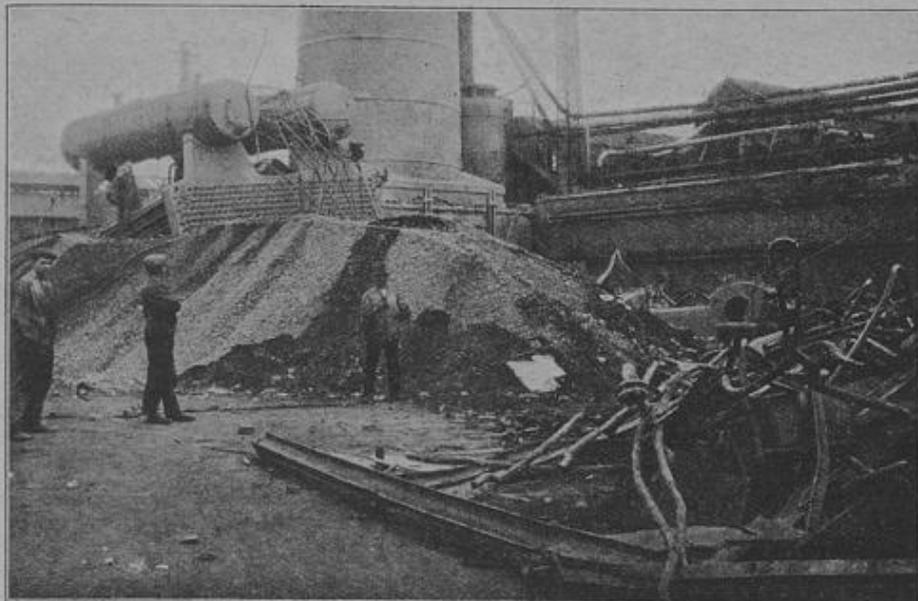
Wilm trank hastig und reichlich.

Die Musikanten arbeiteten einen Walzer herunter, nachdem die Dorfjugend sich im Schweife ihres Angesichtes amüßerte. — Dies war der dritte Tanz, seitdem Wilm mit seiner Braut gekommen war. Das nächste Mal würde er sie auffordern, das mußte er schon der Leute wegen tun. Die Liesbeth hatte so geduldig gewartet, es tat ihr jetzt leid, und er wollte — — — aber was war denn das, dort tanzte



**Zum Untergang  
des französischen Unterseebootes  
„Bendemiaire“.**

Wieder ist die französische Marine von einem schweren Unfall getroffen worden. In der Nähe des Cap de la Hague stieß während einer Gefechtsübung der Kreuzer „Saint Louis“ auf das Unterseeboot „Bendemiaire“, welches einen Angriff auf ihn unternehmen sollte. Das Unterseeboot, dessen Typ unsere Abbildung zeigt, ist mit der aus 25 Mann und 2 Offizieren bestehenden Besatzung gesunken. Es besaß eine Länge von 55 Metern, eine Breite von 5 Metern und einen Gehalt von 450 Tonnen. Die Versuche, das Boot zu heben, wurden wegen der großen Tiefe von 53 Metern, in die es gesunken ist, als aussichtslos aufgegeben.



Der Dampfessel im Fabrikhof.

sie ja mit Klaus Meyer. Darin lag nun eigentlich nichts, denn Klaus Meyer war Liesbeths Vetter, das mußte sich Wilm selbst sagen, was aber nicht hinderte, daß er sich gewaltig ärgerte.

Der Walzer war zu Ende und der nächste Tanz, ein Rheinländer, hatte eingesezt, doch Wilm ging nicht zu Liesbeth, die still vor sich hinsah, während die Freundinnen bedeutungsvoll tuschelten.

„Warum wartete sie nicht auf mich,“ dachte Wilm, und jetzt bemerkte er, daß Toms Häslöy sich in Liesbeth unmittelbarer Nähe aufhielt und sie fortwährend ansah. Da sollte doch —. Eben wollte er sich dorthin begeben, als er einen leichten Schlag auf der Schulter verspürte, und als er sich umwandte, sah er in das lachende, heiße Gesicht der Gesch Altsmann. Da ritt den Wilm der Teufel; er riß die Gesch in seine Arme und stürzte sich mit ihr ins Tanzgewühl. Er fühlte es gar nicht, wie das Mädchen sich an ihn preßte, er bewegte sich, wie von einem Mechanismus getrieben, dann plötzlich empfand er ein Gefühl des Eises, über das er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, doch tanzte er, bis die Musik schwieg.

Ohne ein Wort zu sagen, ließ er die Gesch stehen und ging zu Liesbeths Platz. Der Toms Häslöy stand jetzt dicht

vor ihr und redete auf sie ein, während die Mide des Mädchens den Bräutigam so hilflos und tottraurig suchten, daß Wilm betroffen mitten im Saale stehen blieb.

Er sah auf einmal niemanden außer Liesbeth; der Lärm des schälerrnden Jungvolkes drang wie aus weiter Ferne zu seinen Ohren. Es war ihm, als müsse er in den Boden sinken vor Scham, und gleichzeitig hatte er ein unbezähmbares Verlangen, zu Liesbeth zu gehen, die Arme um sie zu legen und sie nicht eher loszulassen, bis sie ihm verziehen hatte, und dann erst recht nicht.

Da wußte er, was er mit seiner Unruhe seit gestern abend für eine Bewandnis hatte. In wenige Sekunden ward ihm alles klar, er liebte seine Braut. Sie konnte ihn ja nicht wiederlieben, aber sie verdienen, das wollte er.

Aber den Toms Häslöy, der ihr jetzt eben alles Schlechte von ihm erzählt hatte, den wollte er —.

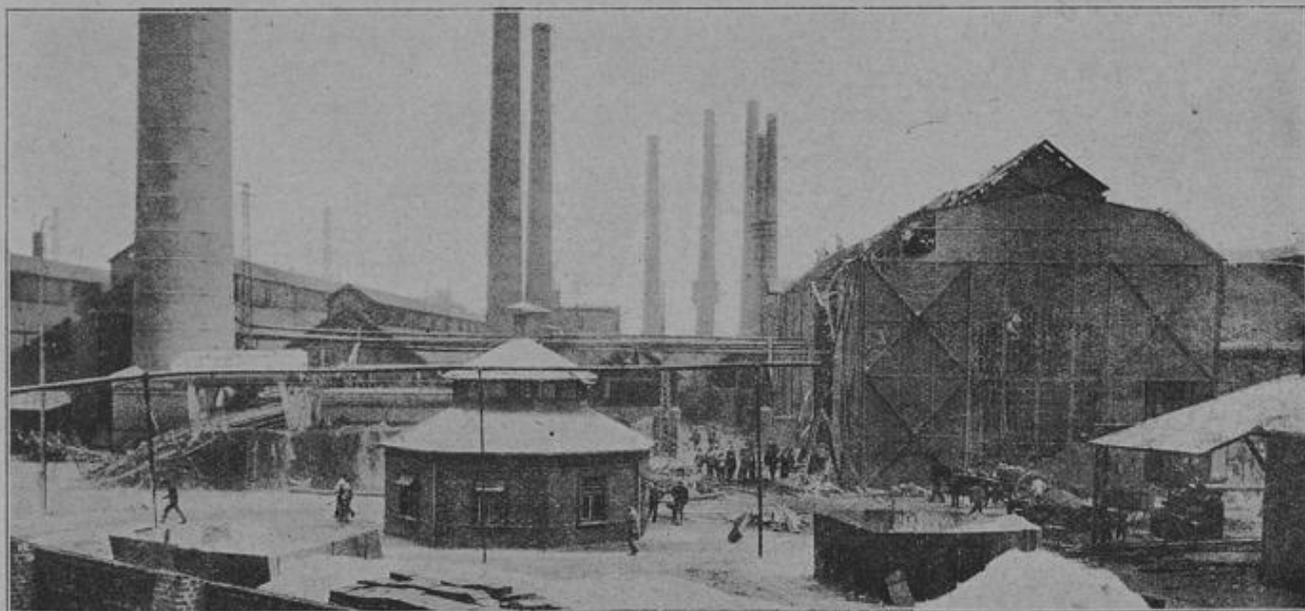
Als Wilm sich den beiden näherte, drehte sich Toms um; man sah ihm an, mit Alkohol hatte er die Blamage von gestern wegzuwaschen gesucht, nun war er mutig.

„Bist nicht mehr bei der Gesch? Wirst dort mehr vermisst als hier!“ jagte er gebässig.

Wilms Gestalt redete sich, das Blut stieg ihm in die Schläfen, er ballte die Fäuste.

**Zur Explosion auf den Düsseldorf  
Röhren- und Eisenwerken.**

Eine folgenschwere Kesselerplosion ereignete sich in den Düsseldorf Röhren- und Eisenwerken in Lierenfeld, einer Abtheilung der Rhönitz Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb. Aus noch nicht sicher festgestellter Ursache, vermutlich aber infolge eines Lötfehlers, platzte morgens um 5 Uhr plötzlich der Kessel. Er durchschlug das steffelhaus und wurde etwa 40—50 Mtr. weit in den Fabrikhof geschleudert. Die Wirkung war furchtbar. Zwei Arbeiter wurden sofort getötet, zwei weitere schwer, und einige weitere leicht verletzt. Von den Schwerverletzten starb noch einer im Laufe des Nachmittags. Durch die Explosion wurden große Verbehrungen angerichtet. Die Katastrophe hatte sicherlich noch unheilvollere Folgen gehabt, wenn sie eine halbe Stunde später, zur Zeit des Schichtwechsels, eingetreten wäre.



Düsseldorf Röhren- und Eisenwerke.

„Wilm!“ kam es angstvoll über Liesbeths Lippen. Da wandte er sich ihr zu. Toms, sowie alle Welt um sich vergessend, faßte er ihre beiden Hände und blickte ihr so heiß, so lieb und bittend in die Augen, daß sie verwirrt fortjah.

Wie auf Verabredung verließen die beiden den Tanzsaal. Draußen beim Eßernbusch wollte er ihr erzählen. „Laß' Wilm,“ sagte sie, „ich weiß seit heute alles, und ich

bin ja doch so glücklich, denn in diesem Augenblick, wo ich glaubte, dich verloren zu haben, sah ich, daß du mein warst!“ sie barg ihren Blondkopf an seiner Brust, „da sah ich, daß du mich jetzt so lieb hast, wie ich dich immer!“

Er bog ihren Kopf zurück und sah ihr tief in die Augen. „Ist das wahr, Mädel?“ Und er küßte sie wieder und wieder: „Mein Deern, ich will's dir danken!“

---

## Was der Brautvater erzählte.

Skizze von Georg Heinrich Daub.

(Nachdruck verboten.)

Im festlich erleuchteten Speisesaal des Chefs der großen rheinischen Holzfirma Widing saß eine fröhliche Gesellschaft lachend und plaudernd an der reichbesetzten Tafel. Es ward die Verlobung der einzigen Tochter des Hauses, der lebenswürdigen Cläre Widing, mit dem Sohn und Erben des stromerzientates Quillaume gefeiert. Zu dieser vorge-rückten Abendstunde hatten sich die der Familie fernestehenden Gäste schon verabschiedet; man befand sich noch im engeren Kreise von Verwandten und die ganze Gesprächs-richtung gewann demzufolge einen intimen Charakter.

„Onkel Widing,“ wandte sich Agnes Quillaume, die Schwester des Bräutigams, an den Hausherrn, „sag mal

Stellung eines Bureauvorstehers auf, deren die Firma sechs beschäftigte. Die Inhaber der Firma, die Brüder Karl und Friedrich Kethel, arbeiteten selbst vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Kontor mit. Ersterer hatte nur eine Tochter, letzterer nur einen Sohn, Hermann mit Namen. Etwas älter als ich selbst, schloß sich dieser ostentativ mir an und besuchte mich häufig in meiner Wohnung, wo er meiner einzigen Schwester große Aufmerksamkeit erwies, die jene nicht ungern sah, obgleich ich ihr entschieden ab-riet, sich Hoffnungen zu machen. Da Hermann Kethel jedoch nach Abolvierung des Gymnasiums wenig Lust zeigte, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, vielmehr aus



Vom Blumentorso in Posen.

Anlässlich der nationalen Flugwoche in Posen wurde zugunsten der National-Flugspende ein Reitfest mit anschließender Blumenfahrt veranstaltet.

— bist du eigentlich verwandt mit dem Bergwerksdirektor Alfred Widing, der jetzt die großen Eisenwerke baut?“

„Nein, Agnes!“ entgegnete der Gefragte, „mit dem reichen Alfred Widing habe ich nur den Namen gemeinsam. Reiche Verwandte habe ich überhaupt nicht — ist auch nicht zu verlangen,“ setzte er gutmütig hinzu, „denn ich stamme aus einer mit irdischen Glücksgütern wenig gesegneten Familie und wäre sicher noch ein armer Schlucker, wenn nicht ein seltsames Schicksal meinem Leben eine glückliche Wendung gegeben hätte.“

Der alte Widing strich sich mit seinen wohlgepflegten und doch von angestrenzter Arbeit zeugenden Händen über den weißen Bart und sah die fragend zu ihm herüberblickende Tafelrunde lächelnd an.

„Willst du uns nicht erzählen von dieser Wendung deines Lebenspfades?“ bat der Bräutigam.

„Warum nicht — Ihr junges Volk kommt alle daraus lernen!“ erwiderte Georg Widing. Nach einer Pause begann er:

„In den fünfziger Jahren war die Firma Kethel u. Co. die führende Holzhandlung am Rhein, welche die rheinisch-westfälische Bauindustrie, ja sogar weite Teile Mitteldeutschlands, mit Bauholz versorgte und glänzende Geschäfte machte. Als junger Handlungslehrling war ich in das Geschäft eingetreten und rückte nach und nach zu der

Liebe zur Freiheit vorgab, juristische Studien treiben zu wollen, so zog er auf die Universitäten und lebte dort in Saal und Braus, knüpfte losspielige Bekanntschaften an und bereitete insolge dessen seinem Vater viel Kummer und Sorgen. Es kam soweit, daß selbst Karl Kethel seinem Bruder über die tollen Ausschreitungen seines Sohnes Vorstellungen machte und auf Trennung der geschäftlichen Konten drang, da die Geschäftskasse eine so starke Inanspruchnahme von Varmitteln nicht länger ertragen könne. Friedrich Kethel nun geriet durch diesen Vorschlag in furchtbare Aufregung hinein und das Ende vom Liede war, daß die so lange gepflegte brüderliche Eintracht dauernd zer-rissen ward, zum Schaden der ganzen Geschäftsführung.

Während Karl Kethel, der ältere und besonnere der beiden Chefs, alles aufbot, Frieden zu halten, machte der jüngere fortan nebenbei Geschäfte auf eigene Rechnung, wodurch natürlich in der Geschäftswelt Beunruhigung verursacht wurde. Ich machte eines Tages Karl Kethel auf einige Tatsachen aufmerksam, die ich in der Hinsicht erfahren hatte, und riet ihm so recht aus dem Herzen heraus, doch diesem Zustande ein Ende zu machen. Er dankte mir für das ihm entgegengebrachte Vertrauen und versprach, sich die Angelegenheit zu überlegen. Wenige Tage später rief er mich in seine Privatwohnung und teilte mir mit, daß er schleunigst verreisen müsse; ein Telegramm seiner Frau rufe ihn

an das Krankenlager seiner einzigen geliebten Tochter. Da er noch nicht wisse, wenn er zurückkehre, so vertraue er mir neben seinen Geschäftsbüchern eine Reihe von geschäftlichen Afftionen großen Stiles an und gab mir die Weisung, seinem Bruder nichts davon zu sagen und unter bestimmten Voraussetzungen die Abschlüsse zu machen.

Hochgeehrt durch dieses Vertrauen, nahm ich mir vor, es peinlichst zu rechtfertigen. Ich hatte nicht mit den bösen Plänen der Menschen und mit des Schicksals Tüde gerechnet. Kurzum: ich verwahrte alle mir anvertrauten Akten in meiner Privatwohnung auf und glaubte so mein Geheimnis am sichersten gewahrt. Friedrich Kethel aber, der die kaufmännische Ueberlegenheit seines Bruders sehr wohl kannte, hätte gern dessen Abwesenheit benützt, um im Trüben zu fischen, ehe es zu seinem völligen Ausscheiden aus der Firma kam, und bot mir eine hohe Summe, wenn ich ihm über die Pläne seines Bruders Mitteilungen mache. Ich blieb jedoch standhaft, wies solche Zumutungen zurück, unterließ es aber — um den älteren Chef nicht aufzuregen — diesem über seines Bruders Bestechungsversuche Nachricht zu geben.

Es handelte sich um gewaltige Waldareale in den böhmischen Wäldern, die Karl Kethel im Interesse der Firma aufzukaufen gedachte. Da wir keine Konkurrenz fürchteten, auch Friedrich Kethel keine Adresse kannte, so zögerte ich das Geschäft hinaus, um die Verkäufer noch nachgiebiger zu machen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich daher die Nachricht, daß ein anderer mit einem Abbruch uns zuvor gekommen war — Friedrich Kethel. Der ältere Chef, der durch eine höhnische Karte seines Bruders unterrichtet worden war, schäumte natürlich vor Aerger und, da er nicht anders glaubte, als ich habe Verrat geübt, so verfügte er telegraphisch meine Entlassung. Vergebens suchte ich nach seiner Rückkehr ihn zu sprechen, er wies mir die Türe und drohte mir mit einem gerichtlichen Verfahren.

Es waren das bittere Tage und Wochen für mich. Mich kummerte es wenig, um Brot und Stellung gekommen zu sein; dagegen brannte der Gedanke wie glühendes Eisen in meiner Seele, daß ich als ehrloser Verräter in den Augen eines rechtlichen Mannes galt, den ich hochschätzte und mißte trotz seiner Strenge; denn alle Verdachtsgründe sprachen gegen mich. Und doch zergrübelte ich mir vergebens den Kopf, um den Weg zu erraten, um welchen Friedrich Kethel in den Besitz meines Geheimnisses gekommen sein mochte.

Die Dinge gingen indessen ihren Lauf, wie vorausgesehen. Friedrich Kethel tat eine eigene Firma auf und bot mir an, zu ihm zu kommen. Um aber nicht den gegen mich bestehenden Verdacht neue Nahrung zu geben, schlug ich aus und geriet — ich gestehe es gerne — in die bitterste Not. Endlich aber, als ich gerade am Rande der Verzweiflung war, beichtete mir meine Schwester, daß sie in jener kritischen Zeit Hermann, der Sohn Friedrich Kethels, besucht und daß er sich in meine Zimmer eingeschlichen habe. Aus Liebe zu ihm habe sie bislang geschwiegen und sie bitte mich auch noch, wenn es möglich sei, Schonung zu üben.

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen und ich dankte dem Himmel, daß er mir ein Mittel an die Hand gegeben hatte, im äußersten Notfalle meine Unschuld zu beweisen. Denn meine geliebte Schwester in bösen Ruf zu bringen, das konnte ich auch nicht über mich gewinnen. Glücklicherweise aber trat ein Ereignis ein, daß Karl Kethel die Augen öffnete, ohne daß ich selbst den Mund geöffnet hätte.

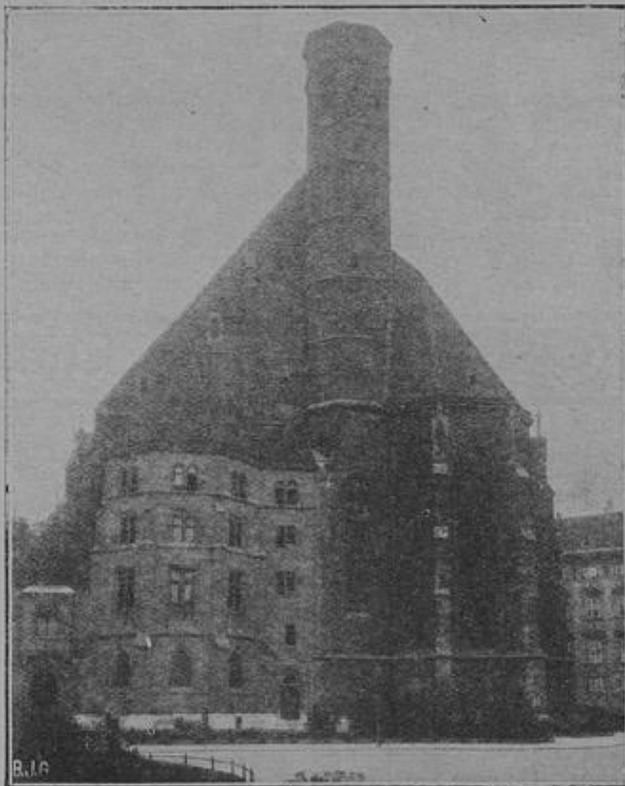
Am einem stürmischen Winterabend war nämlich ein Kahn, in welchem sich Friedrich Kethel zur Besichtigung einiger Floßzüge in den Ruhrorter Rheinbafen hatte hinausrudern lassen, umgekippt und er selbst hatte sich, trotzdem er rechtzeitig gerettet worden war, eine bestiae Erfahrung zugezogen, von der er sich nicht mehr erholen sollte. Vom Krankenlager aus telegraphierte er seinem älteren Bruder, erbat sich dessen Verzeihung und übertrug ihm die Sorge über seine Gattin und den ungeratenen Sohn.

„Eines nur!“ sagte ihm Karl Kethel, „hat mir bitter weh getan, eines — daß du nämlich meinen jungen Mitarbeiter, dem ich so sehr vertraut hatte, durch Geld zum Verrat gebracht hast!“

„Von wem sprichst du?“ hatte ihn der Sterbende erstaunt gefragt.

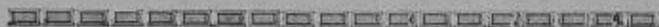
„Von Georg Widing!“ rief Kethel entrüstet.

„Er —? Er ist kein Verräter. Ich habe vergebens ihm Gold und später, als er stellenlos war, eine Anstellung geboten. Sag warum hast du ihn entlassen — —?“



Die Minoritenkirche in Wien.

Die gotische Kirche zu Maria-Schnee am Minoritenplatz in Wien, die jetzt italienische Nationalkirche ist, wurde im 14. Jahrhundert vollendet. Seit 1846 enthält sie ein Mosaikbild Rafaellis, eine Kopie des Abendmahls von Leonardo da Vinci, und das Grabdenkmal des Dichters Metastasio.



„Warum?! — Ich frage dagegen: Sag, wie hast du damals erfahren, daß ich die Klosterwaldungen zu Libochowitz kaufen wollte?“

„Nicht von Widing. Er wußte nichts davon. Mein Herrmann hat mir dieses Geheimnis ausgepöht — und die Schwester Widing's, auf die Herrmann sein Auge geworfen hat, wird vielleicht nicht einmal gewußt haben, daß der Junge den Weg zu des Bruders Stuben auen zu finden verstand!“

„Aber — das wäre ja furchtbar; dann hätte ich ja dem Menschen ein großes Unrecht abzuwiten.“

„Ich will schließen!“ fuhr Georg Widing mit seinem Bericht fort, „ich war sehr erstaunt, als Karl Kethel Tags darauf zu mir kam und mich tränenden Auges bat, das Unrecht zu vergeben, das er mir zugefügt hatte. Ich war natürlich froh, gerechtfertigt dazustehen und folgte willig dem Ruf, der mich an die alte, liebgewonnene Arbeitsstätte führte. Bald stieg ich dann zum ersten Prokuristen des Hauses auf und verkehrte in der Familie meines Chefs, der mir in der Folge mehr ein Freund denn ein Arbeitgeber war. Und als ich denn eines Tages wagen durfte, um die Hand seiner einzigen Tochter zu bitten, da war ich der glücklichste Mensch an den Ufern des Rheines. . . . Schade,“ wandte er sich dann an die ernst gewordene Braut, „schade, daß der liebe Gott sie so früh uns entriß hat, sie würde dir sonst bestätigt haben, daß nur Glück und Segen an unserem häuslichen Herde geweilt hat und das das Vertrauen, mit dem mein nun auch schon längst im kühlen Grabe ruhender Schwiegervater mich wiederholt ausgezeichnet, nicht verschwendet war. Darum, meine lieben Kinder — Vertrauen ist ein löstliches Gut, gar selten unter den Menschen, aber darum auch um so wertvoller. Möge dieser Schatz auch in Eurer Ehe nie verloren gehen!“

Und gewaltfam die Stimmung der ersten Erinnerungen bannend, erhob sich der Kaufherr mit dem gefüllten Pokal und stieß mit der frohen Kunde lächelnd an auf das Glück des jungen Paares.

### Humor.

— **Abgeklagt.** Bei der Verhandlung nahm der Verteidiger des Angeklagten die Zeugin in ein scharfes Verhör. „Und nun, bitte, sagen Sie mir einmal, wo Sie den Angeklagten zum erstenmal gesehen haben?“ — „Ich denke, ich . . .“ — „Pardon, ich mache die Zeugin darauf aufmerksam, daß ich nicht wissen will, was Sie denkt, sondern was Sie weiß!“ Worauf die Zeugin schweigt. — „Bitte, kann ich eine Antwort haben oder nicht“, fragte der Rechtsanwalt scharf. — „Nein.“ — „O, und weshalb nicht?“ — „Sie wollen ja nicht wissen, was ich denke, nicht wahr?“

Es ist also ganz überflüssig, mich noch weiter zu fragen, denn ich bin kein Rechtsgelehrter wie Sie und kann nicht sprechen ohne zu denken.“

— **Wahres Geschichtchen.** Doktor Zelbinger, ein großer Becher vor dem Herrn, wurde von einer lustigen Sineperei weg zum alten Antiquitätenhändler Mandelbaum berufen. In gehobener Stimmung macht sich der allzeit pflichteifrige Arzt auf den Weg, tastet sich, in der Wohnung Mandelbaums angekommen, an dessen Krankenbett, beginnt den Kranken zu untersuchen, erwischt aber beim Pulsabzählen statt der Hand des Patienten seine eigene. „Donnerwetter, Mandelbaum,“ ruft er verdutzt, „Sie sind ja total besoffen.“

## Rätsellecke.

### Räffelsprung.

	mo	cht	als	den	en
sie	Beifall	als	ruhig	geben	sterb
sie	leben	en	selig	um	lieb
der	uns	Welt	Der	en	mehr
Die	uns	und	werb	mehr	nie
Menge	gibt	liebt	Welt		

### Regierbild.



Wo ist der Lauscher?

### Diamanträtsel.

a	1. Buchstabe.
a a a	2. Gott.
a a a c d	3. Sängerin.
e e h i k l	4. Männlicher Name.
f l m m m n n	5. Berühmter Schauspieler.
o p p r i j j	6. Republik.
t t t t w	7. Verkleidung.
w y y	8. Teil eines Theaterstücks.
3	9. Buchstabe.

Die beiden Mittelreihen ergeben den Namen eines berühmten Schauspielers.

### Arithmetische Aufgabe.

Welches ist die größte Zahl, die sich mit drei Ziffern schreiben läßt?

### Logogriph.

Ganz ist's das schlimmste Erste gar,  
Den sich das Reich je hat erlaubt;  
Auf einmal ist das erste Paar  
Das zweite Paar, nur ohne Haupt.

### Silbenrätsel.

Nachstehende 12 Silben geben in richtiger Zusammenstellung 5 Wörter, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines bekannten Romanschriftstellers und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Titel eines großen Romans von ihm anzeigen. ei, bern, ri, der, ra, a, hard, eu, ven, klei, sau, na.

Die Worte bedeuten: 1. Eine Frauengestalt aus der Odyssee; 2. ein männlicher Vorname; 3. Fluß in Schleswig-Holstein; 4. früher berühmte Stadt am Adriatischen Meere; 5. bekanntes Säugetier.

### Palindrom.

Ein — Zwei hat dein Gaumen gern,  
Zwei — Eins halt den Zähnen fern.

### Auflösung in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Scherzrätsel: Der Buchstabe S.

Schachaufgabe:

1. La5—c7

1. . . . 1. Kb5×a4	2. Lb7—c6 matt
1. . . . 1. Kb—c4	2. Se4—d6 matt
1. . . . 1. Da3×a4	2. Se4 d6 matt
1. . . . 1. b4×c3	2. Se4×c3 matt
1. . . . 1. beliebig	2. Ta4×b4 matt

Magisches Quadrat:

R a h l  
M r i e  
S i r n  
L e n a

Homonym: Baden.

Arithmetische Aufgabe:

75 Schachteln à 9 Str.	= 675 Str.
20 Schachteln à 12 Str. 50 h.	= 250 Str.
5 Schachteln à 15 Str. 00 h.	= 75 Str.

100 Schachteln zusammen 1000 Str.

Scharade: Wegweiser.

Bilderrätsel: Wenn die Kage fort ist, spielen die Mäuse.

Worträtsel: Nagel.

Geographisches Zahlenrätsel:

N l a g e n s f u r t  
T r e u e n  
F r a n k f u r t  
G e r a  
G e n f  
E r f u r t  
G e n t  
G e n u a  
U n g a r n  
F u r t a.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 27.

Sonntag, 30. Juni.

Jahrgang 1912.

## Ein Düsseldorfer Infanterist aus der Zeit Napoleons I.

Von Dr. Karl Schumacher.

Nachdruck verboten.

Gerhard Deiter war ein großer, breitschultriger, kraushaariger Mann, ein echter Sprössling der alten Deutschen aus der Gegend, wo die Friesen und Westfalen sich guten Tag sagen. In dem kleinen, durch seinen Herrgott weithin bekannten Städtchen Bentheim stand seine Wiege. Sein Vater soll einst einer der begütertesten Männer der Grafschaft Bentheim gewesen sein, bis ihm der Teufel, der hinter den Kartenblättern sitzt, fast alles raubte.

Gerhard Deiter war ein gesunder, kräftiger Jüngling von 24 Jahren, da mußte auch er gewahrt werden, daß auf dem Schauplatz der Weltgeschichte manches sich zu ändern im Begriffe stand. Im Sommer war's, anno 1806, als in den Ortschaften des Bentheimer Ländchens allenthalben ein Plakat an die Türen der Kirche oder des Schulzenhofes an-

geheftet wurde, worin den friedlichen Landsassen die Mitteilung gemacht wurde: „Die Grafen von Bentheim und Steinfurt haben aufgehört zu regieren; ihre bisherigen Untertanen gehören von nun an zum Großherzogtum Berg!“

Großherzogtum Berg? Was war denn das für ein Land? Man kannte wohl Fürsten und Herzöge wie die von Ostfriesland und Oldenburg, auch Fürstbischöfe wie die von Osnabrück und Münster! Aber „Großherzog“! Das Wort hatte man noch nie gehört!

Berg? Was sollte dies Wort bedeuten? Allerdings: Eine Gegend, die man „Das Bergische“ nannte, gab es wohl oben hinter dem Münsterland, hinter Essen, zum Rhein hin und an der Wupper. Das war ja die Gegend, wo die Mel-



Das neue Oberlandesgerichtsgebäude in Hamburg.

Hamburg, die zweitgrößte Stadt des deutschen Reiches, hat in den letzten Jahren eine Reihe von großartigen Neubauten erhalten, die



der Bedeutung der Stadt entsprechen. Das neueste Werk dieser Art, der Prachtbau des neuen

Oberlandesgerichtsgebäudes ist jetzt fertiggestellt; er wird in Kürze seiner Bestimmung übergeben werden.



fer geschmiedet werden und die Stahlwerkzeuge. Sollte dies Land gemeint sein? Dies gehörte doch dem Kurfürsten von Pfalz-Bayern! — Die Hauptstadt des alten Herzogtums Berg hieß Düsseldorf. Die Belanmmachung aber war datiert: Paris, den 12. Juli 1806! — Es kostete Mühe, daraus Lug zu werden. Man wollte es nicht glauben; doch es war so:

Kaiser Napoleon hatte alle kleinen Fürsten Mitteldeutschlands abgesetzt und das Gebiet zwischen Weser und Rhein hauptsächlich zweien seiner Verwandten geschenkt: seinem Bruder Hieronymus, dem er ein Königreich Westfalen schuf, und seinem Schwager Joachim Murat, dem er ein aus mehreren ganzen und halben Staaten und Städtchen zurechtgemachtes Großherzogtum Berg verlieh.

Diese sogenannten Rheinbundstaaten sollten dem Kaiser Bonaparte das Kanonensfutter für seine Kriege liefern. Das Großherzogtum Berg sollte stets 5000 Menschenleben zur Verfügung zu stellen bereit sein. Dafür erfreute sich das Land und seine Bewohner der „Protektion“ des ruhm- und glorreichen Kaisers der Franzosen.

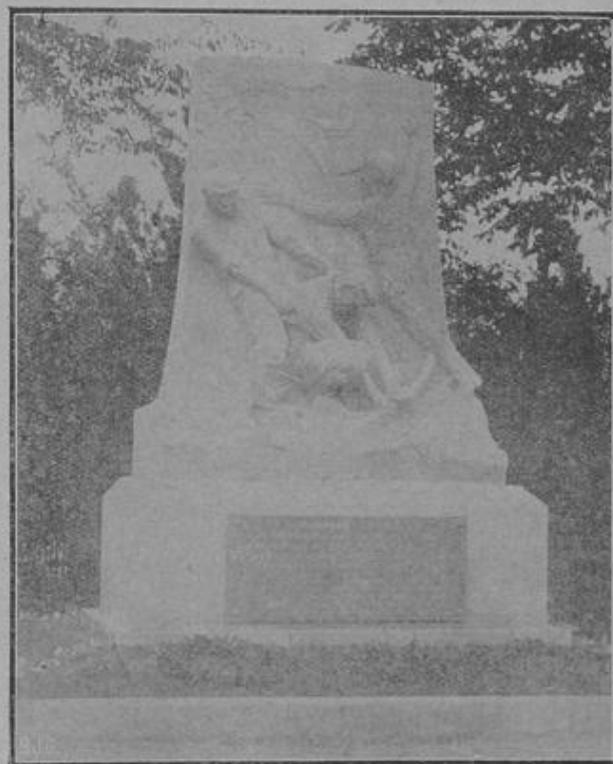
Was die Rheinbundakte bedeutete, mußte bald Gerhard Deiter aus Bentheim am eigenen Leibe erfahren. Es dauerte nicht lange, da kamen die französischen — pardon! großherzoglich-bergischen Ausheber und führten ihn nebst vielen anderen Burschen des Ortes über Krefeld nach Düsseldorf, der bergischen Hauptstadt. Hier sahen sie ihren neuen Landesherrn, den kaiserlichen Prinzen Joachim. Sie erhielten eine Härenmütze mit dessen Namenszeichen J., einen bunten Rock, ein Bajonett und dergleichen ihnen bisher unbekannte Dinge mehr und marschierten dann ohne langen Aufenthalt durchs Klinger Tor hinaus über Elberfeld ins Westfälische hinein, dann immer weiter und weiter, bis sie endlich anfangs Mai 1807 an die Elbe kamen zu einer Stadt namens Magdeburg.

Hier trafen sie noch andere Leute, die auch aus Düsseldorf gekommen waren, Leute vom Niederrhein, von der Bupper,



Ein Monument für Kaiser Alexander III.

In Moskau ist kürzlich in Gegenwart des Zarenpaares und vieler offizieller Persönlichkeiten ein Denkmal für Kaiser Alexander III. enthüllt worden. Es zeigt die sitzende Bronzefigur des Kaisers in vollem Ornat, mit Kaisermantel, Krone, Szepter und Reichsapfel.



Ein Denkmal dreier Helden.

Am 10. Juni wurde vom Ministerpräsidenten Poincaré in La Faloise ein Denkmal zu Ehren dreier Eisenbahnbeamten eingeweiht. Im Jahre 1910 bei der Ausbesserung einer Schiene klemmte sich ein Bahnarbeiter seinen Fuß unter einer niederfallenden Schiene fest, kurz vor der Vorbeifahrt eines Schnellzuges. Zwei andere Bahnarbeiter eilten ihn zu retten, doch wurden alle drei überfahren und getötet.

von der Sieg, Leute, die ganz eigenartig gekleidet waren: Die einen waren schon Soldat gewesen, als Düsseldorf noch bayerisch war, die anderen hatten in Nassauischen Diensten gestanden, als Siegen noch nassauisch war, wieder andere kamen, wie auch die neuen Aufwüchslinge, frisch von Mutters Kochtopf und waren mitten zwischen bayerischen und nassauischen Bunttröden in ihren Bürgerkleidern und Bauerntiteln hierhergewandert. Nunmehr wurde aus alledem ein Ganzes geschweisht: Das Erste Großherzoglich Bergische Infanterieregiment. Und in dessen 2. Bataillon diente auch unser Gerhard Deiter aus Bentheim an der Wechte; einweilen noch mit der Pike. Ob er wohl auch den Marschallstab im Tornister trug?

Am 5. Mai 1807 wurde aus Magdeburg ausgerückt. Nach Osten ging's. Den Preußen galt's, die, obwohl sie im Oktober vergangenen Jahres bei Jena die Lorbeeren der friederizianischen Zeit verloren hatten, noch immer nicht sich dem Willen des Korsen fügen wollten. Durch Brandenburg ging's zur Oder nach Stettin, von hier durch Hinterpommern an die Weichsel. Danzig wagte, Widerstand zu leisten. Der Kommandant der französischen — damit auch der Bergischen — Truppen ordnete die Belagerung an. Schon am 25. Mai 1807 mußte Danzig kapitulieren. Nun zogen die Bergischen Truppen gegen Graudenz.

Diese starke preussische Festung kommandierte der 73jährige Courbière, der die Stadt anderthalb Monate hindurch zu halten verstand und den Belagern manche Verluste beibrachte. Am 16. Juni 1807 wurde bei einem Ausfall unser Bentheimer Rekrut gefangen. Drei Wochen lang mußte Gerhard Deiter in preussischer Gefangenschaft verharren, bis endlich am 7. Juli der Abschluß des Tilsiter Friedens ihm Erlösung brachte und er ausgewechselt wurde.

Seitens der Preußen war nun nichts mehr zu befürchten; jetzt galt's noch, die Schweden zu bezwingen, die mit den Preußen eine gemeinsame Verteidigung Pommerns verabredet hatten. Preußen besaß damals Stettin und Hinterpommern, Schweden Vorpommern bis zur Peene mit

Greifswald, Stralsund und Rügen. Die bergischen Truppen zogen also über Tschel, Polnisch-Friesland, Deutschfrone, Stargard, Stettin nach Schwedisch-Vorpommern. Hier bot Stralsund Schwierigkeiten. Der König von Schweden selbst kommandierte darin. Am 18. September 1807 wurde es jedoch eingenommen. Darauf setzte ein Teil des Bergischen Infanterie-Regiments nach Rügen über, hierunter auch unser Gerhard Deiter. Man kam nach Jasmund, dann nach Usedom, Swinemünde und endlich wiederum nach Stettin. Dann wurden Winterquartiere bezogen; das zweite Bataillon, wozu auch unser Infanterist gehörte, lag in Greifswald bis zum 30. Juni 1808. Darauf bezog man ein Luslager vor Stralsund, bis man schließlich über Damgarten, Rostock, Lübeck, Hamburg, Harburg, Münster heimwärts nach Düsseldorf marschierte, wo Gerhard Deiter am 8. Oktober 1808 ankam.

In Düsseldorf war inzwischen ein Regierungswechsel vor sich gegangen. Murat war zum König von Neapel befördert worden und das Großherzogtum Berg in die unmittel-

Bergischen Soldaten wurden jetzt französische: Nunmehr prangte auf den Czatos und Bärenmützen ein großes N.

Die Bergischen Regimenter überschritten den Grenzpaß, um, wie im Osten, zu siegen, um auch hier die Gloire der großen Nation vermehren zu helfen. Doch hier war es nicht so einfach. Die Spanier zeigten sich ohne König tatkräftiger als die Preußen mit König. Die Bergischen durchzogen Katalonien. Hier wollte sich die Bergfeste Gerona nicht ohne weiteres ergeben. Von Mai 1809 bis zum Jahreswechsel wurde Gerona belagert und bestürmt und mit großen Verlusten endlich erobert. Darauf zogen die Bergischen weiter in großen Zickzackzügen, stets belästigt von den kampflustigen Gebirgsvölkern durch Aragonien und Neufasillen, dann wieder zurück über den hohen Berg Montferat nach Barcelona und Gerona. Zwei lange Jahre hindurch mußten sich unsere Bergischen, in ewigen Kleinkrieg verwickelt, in diesen unheimlichen Gegenden aufhalten. Und als sie endlich den Stamm der Pyrenäen wieder überschritten hatten und im September 1811 in Perpignan auf



Rheinische Provinzialheil- u. Pflegeanstalt  
Bedburg (Kr. Cleve)

Ansicht der  
Hauptfront  
der Anlage an  
der Bahnstraße.



bare Verwaltung Napoleons gelangt. Als neuer Großherzog war ein kleiner Neffe des Kaisers, ein Prinz von Holland, vorgesehen. Doch bevor der Knabe Louis Napoleon den ihm selbst unverständlichen Titel eines grand duc de Berg erhielt, wurde das ihm zugedachte Reich zuerst noch gewaltig beschnitten. Bonaparte machte auf der Landkarte einen Federstrich von Wesel bis Hamburg und Lübeck und erklärte alles, was oberhalb — also nördlich — davon lag, für französisch. Hierzu gehörte auch die ehemalige Grafschaft Bentheim, die Heimat unseres Gerhard. Dieser selbst jedoch blieb in Düsseldorf, der Bergischen Hauptstadt, die er nunmehr als seine zweite Heimat betrachtete.

Es war aber noch kein Vierteljahr verlossen, da hieß es für ihn wieder, den Tornister auf den Rücken und das Bajonett auf die Schulter nehmen und abmarschieren. Diesmal ging's westwärts auf die andere Rheinseite, über Neuß, Aachen, Lüttich nach Brüssel, dann weiter zur Capitale de la France. Hier stand nun unser guter Niederdeutscher in der Hauptstadt der Welt, in Paris! Doch er hatte keine Muße, sich diesen Wunderort staunend zu ansehen. Weiter ging's über Angoulême, Narbonne und Perpignan an die natürliche Westgrenze Frankreichs, die Pyrenäen. Hier hieß es nun für die Bergischen, die Pläne des großen Napoleon zu verteidigen, nämlich die spanischen Patrioten, die den ihnen aufgedrängten König Josef, den Bruder Napoleons, nicht anerkennen wollten, zur Untertänigkeit unter des Kaisers Willen zu zwingen. Aus den

französischem Boden sich sammelten, da waren ihre Reihen hart gequert: kaum der zehnte Teil der Bergischen war zurückgekehrt. Tausende tapferer Männer vom Niederrhein und aus Westfalen hatte der korsische Moloch verschlungen.

Gerhard Deiter war noch eben mit heiler Haut davon gekommen. Doch in seinen Knochen hatte er ein Andenken an die spanischen Strapazen mitgenommen, das sich erst später bitter bemerkbar machen sollte. Außerlich hatte sich unser Infanterist zu seinem Vorteil verändert. Als er über Montpellier, Dijon, Chalons, Metz, Luxemburg und Köln nach Düsseldorf zurückkehrte, da schmückten nämlich goldene Treffen seinen roten Kragen; er war Sergeant geworden!

Wer mag wohl hieran die größte Freude gehabt haben? — Ein Mädchen war's von zwanzig Lenzen, das sich in den schmucken, friesischen Strauskopf vergudde, wenn sie von Vaters Gut draußen in Bill zur Stadt fuhr, um die Erzeugnisse ihres Gartens und ihrer Kühe und Hühner im Schatten des alten Jan-Wellem-Denkmales feilzubieten. Endlich nach drei langen Jahren war er wieder da! Nun konnte Hochzeit gemacht werden. Rottmanns Kettchen wurde Frau Sergeant!

An der Wand der besten Stube hängte sie in rundem schwarzen Rahmen ein buntes Bildchen auf, das ihr Mann aus dem Feldzuge mitgebracht hatte. Einen wildgelockten Soldaten zeigt es mit buschigen Brauen und zierlichen Backenbärtchen. Der Kopf guckt aus einem hohen, roten Kragen hervor mit glänzender Umbrämmung. Ein weißer



Rheinische Provinzial-  
heil- u. Pflegeanstalt  
Bedburg (Kr. Cleve)

Haus für  
Unruhige.



Spitzenhalschmuck drängt sich aus dem Waffenrock hervor. Ein erzbeschlagenes Lederzeug schlingt sich quer über die breite Brust. — Ein deutscher Spion hatte das Porträt kunstfertig gemalt. Ins französische Lager hatte er sich geschlichen, um die Stimmung seiner Landsleute, der Bergischen Muffranzosen, während des Malens zu erforschen. Doch er wurde erkannt und erschossen! —

Die Freude der jungen Familie Deiter sollte nicht lange währen. Napoleon, der Allmächtige, befahl und Gerhard mußte gehorchen. — Sollte es wahr sein? Sollte der große Kaiser so grausam sein, ein so junges Eheglück zerstören zu wollen? Das wollte Frau Rettchen nicht in den Kopf! —

Wiederum setzten sich die Bergischen Regimenter in Bewegung. Diesmal sollte es den Russen gelten, die fern, in den ersten Augenblicken ihres Daseins an Krämpfen,

zigt lag, wo die Bergischen Anno 1807 gewesen! — Die junge Frau Deiter vermochte es nicht zu fassen. Sie mußte ihm nach. Sie machte sich auf, eilte die Landstraße hinauf nach Grafenberg, immer weiter in der Richtung, wohin sie fortgezogen. Sie kam nach Eberfeld. Dort waren sie nicht mehr. Sie eilt weiter ostwärts, so schnell ihre Füße sie tragen. — Endlich hat sie ihn erreicht. Sie jauchzt auf, als sie ihn sieht, und — fällt nieder. Krämpfe befallen sie. Sergeant Deiter darf in Dortmund zurückbleiben. Die anderen ziehen fort in das russische Verderben.

Gerhard brachte sein Weib nach Hause. Ein böses Kinderbett war die Folge der Erregung. Diese hat die Frau in ihrem ganzen Leben nicht verlassen. Von den siebzehn Leibeserben, die Gott dem Paar schenkte, starben die meisten in den ersten Augenblicken ihres Daseins am Krämpfen,



Rheinische Provinzial-  
heil- u. Pflegeanstalt  
Bedburg (Kr. Cleve)

Tagesraum  
eines  
Halbruhigen-  
hauses.

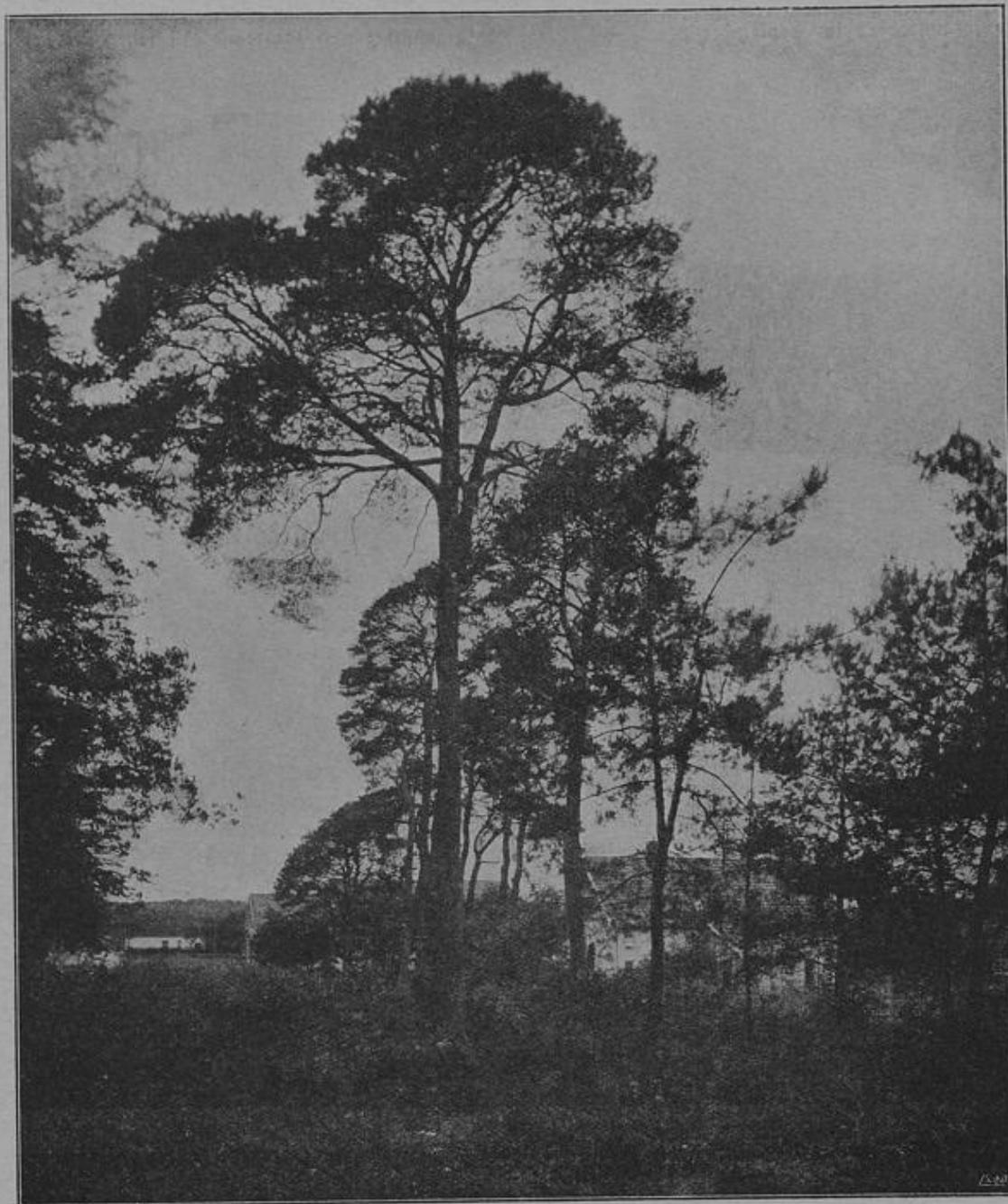


## Die neue Rheinische Provinzial- Heil- und Pflegeanstalt Bedburg (Kr. Cleve).

Zu den bedeutenden Wohlfahrts-einrichtungen der Rhein. Provinzialverwaltung trat um die Mitte dieses Jahres eine neue Anlage hinzu, die in ihrer Weise von der Größe der Rheinprovinz und ihren Mitteln Zeugnis ablegt: die achte Rhein. Provinzial- Heil- und Pflegeanstalt Bedburg. Ende März 1911 betrug die Gesamtzahl der durch die Rheinische Provinzial-Verwaltung zu versorgenden Geisteskran-

kerzte, das Verpflegungspersonal, Wirtschaftshöfen, Küche, Schlachthof usw. bietet sie Unterkunft für nicht weniger als 2200 Kranke und 426 Beamte und Bedienstete, also 2626 Personen. Von diesen werden 2532 in der Anstalt selber befüßt werden.

Die einzelnen Anlagen sind nach den Forderungen der modernen Wissenschaft eingerichtet. Ein Kessel- und Ma-



Land(schaftsbild.

ken, Idioten und Epileptiker 14 310, etwa 2,010 auf das Tausend der Bevölkerung, deren Unterhaltung eine jährliche Summe von fast 8 000 000 Mark erfordert. Da bei den vorhandenen sieben kleineren Anstalten sich die Kosten für den einzelnen Pflegling verhältnismäßig hoch stellten, hat die notwendig gewordene neue Anstalt, die nur eine Klasse Pfleglinge erhalten soll, einen weit das bisherige Maß überschreitenden Umfang erhalten. Dadurch wird eine Verringerung der Pflegekosten erhofft. In ihren weit und bequem in ein Waldrevier von 75 Hektar hineingebauten Einzelpavillons samt den zugehörigen Wohnhäusern für die

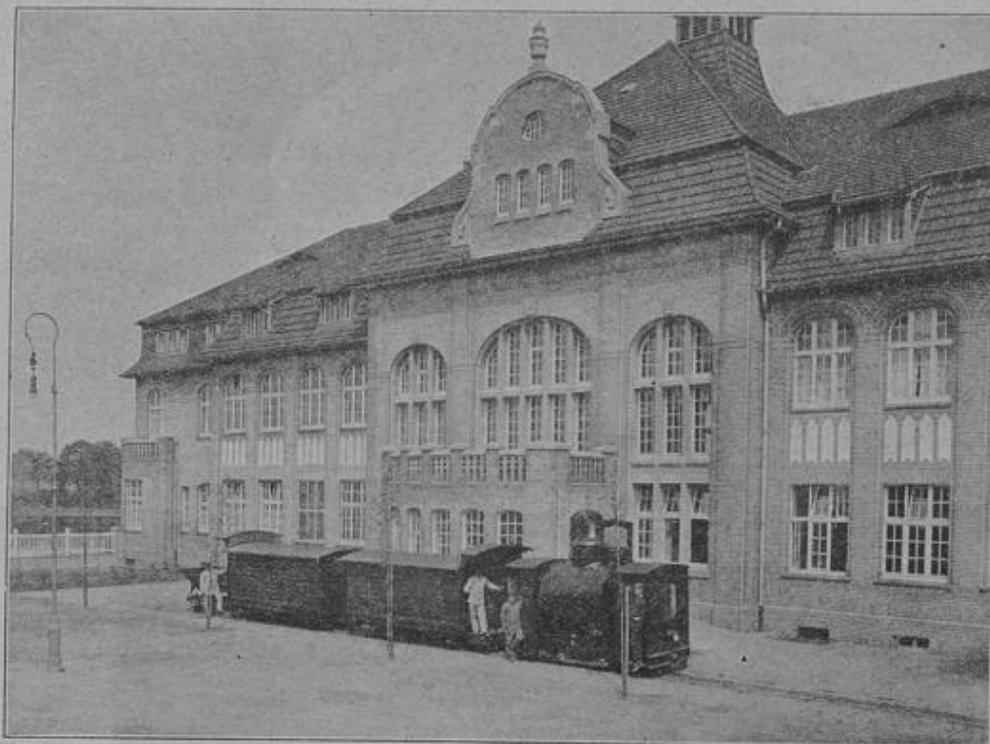
schienenhaus erzeugt den nötigen Warmwasserbedarf für die Küche, die Heizung, die Elektrizitätsbeschaffung, die Speisung der feuerlosen Lokomotiven. Ein Schlachthof, Bäckerei, Wäscherei und alle die anderen Notwendigkeiten sind ebenfalls in entsprechendem Maße vorhanden. Die wissenschaftliche Ausrüstung der Ärzte ist völlig modern. Ein Gesellschaftshaus und eine Kirche ergänzen den Eindruck, daß man es mit einer neuen Stadt zu tun hat, die im Laufe von vier Jahren völlig neu geschaffen worden ist. Sie hat etwa 11 000 000 Mark gekostet, eine Summe, die im Interesse der Kranken aufzuwenden, eine schöne Pflicht war.

an ähnlichen, wie sie die Mutter heimgesucht hatten, damals auf der Landstraße hinter Elbersfeld. —

Sergeant Deiter wurde zur Gendarmerie versetzt. Napoleons Glück war inzwischen geschwunden. Die Kunde von Moskau und Leipzig kam auch nach Düsseldorf. Auch hier schwanden Frankreichs Adler und Kolarde. Die siegreichen Gegner ordneten eine vorläufige Verwaltung der Bergischen Gebiete an. Diese interimistische Regierung schritt auch zu einer militärischen Neuordnung des Landes. Am 1. Jänner 1814 wurde auch Sergeant Deiter zur Organisierung des 1. und 2. Neubergischen Regiments herangezogen. Doch Deiter fühlte sich bald nicht mehr kräftig genug zum aktiven Dienst, und so wurde er im September als Halbinvalide

was ihm die Teilnahme an den Napoleonischen Kriegen eingebracht hatte. Er sah sich bald dauernd ans Krankenlager gefesselt. Ja, schließlich wurde er ganz gelähmt. Die Aerzte behaupteten, ihm müsse während des Krieges das Mark in den Knochen erfroren sein! Dreizehn Jahre hindurch trug er sein Leiden, bis er endlich am 9. März 1847 im 65. Jahre seines Lebens und im 35. Jahre seiner Ehe durch den Tod davon befreit wurde und er auf dem alten Kirchhof an der Goltzheimer Insel seine letzte Ruhestätte fand. —

Seinen Kindern und Kindeskindern hinterließ er als Andenken an jene traurigen Kriegszeiten seinen langen Sergeantenmädel und zahlreiche auf seine Erlebnisse bezügliche



Rheinische Provinzial-  
heil- u. Pflegeanstalt  
Bedburg (Kr. Cleve)

Kochküche,  
davor Speisen-  
transportbahn  
mit feuerloser  
Lokomotive.



entlassen. Am 1. Jänner 1815 wurde er in Düsseldorf als Polizeisergeant angestellt. Als ein Vierteljahr darauf Düsseldorf preussisch wurde, verblieb er in seinem Amte. Am 1. Jänner 1828 erhielt er den Vertrauensposten eines Pflastergeldempfängers im Bergertor, wo er nun 6 Jahre hindurch jedem Fuhrmann, der von der Neustadt in die Citadellstraße einzog, den fälligen Obolus abforderte. Gleichzeitig war er Stadtwagemeister. Anno 1833 wurde ihm die Aufsicht über die Rheinwerft übertragen, wo er natürlich den Haß der Spitzbuben auf sich zog, welche die an der Werft lagernden Fässer und Ballen allzu gern etwas erleichterten und aus Blut über ihren Mißerfolg den treuen Hund des Werftmeisters Deiter vergifteten.

Nur drei Jahre konnte dieser sein neues Amt versehen. Die Gichtanfalle wurden immer häufiger; am 1. August 1836 wurde er pensioniert. Jetzt mußte er wahrnehmen,

Papiere, die Jahrzehnte hindurch unberührt als Heiligthum ängstlich behütet wurden, bis man eines Tages es dennoch wagte, die sie enthaltende Schublade zu öffnen. Doch, o Schreck! — alles war inzwischen von pietätlosen Mäusen zerfressen worden!

Nur zwei Erinnerungszeichen von Gerhard Deiters Kriegszeiten haben sich bis in diese Stunde herübergerettet: jenes Miniaturporträt von der Hand des deutschen Spions und ein knapper Bericht über seinen Soldatendienst, insbesondere über seine Märsche:

„Marsruthe  
von

Gerhart Deiter von 1807 bis 1815 und ferner seine Dienstverhältnisse theils als gemeiner Soldat und Scharfschütze, Schandarm und Polizeibeamter wie unten bemerkt.“

## Uebertrumpft

Humoreske von Julie Landstron.

(Nachdruck verboten.)

Ein prachtvoller Sonntagmorgen, der Himmel tiefblau, überall leuchtender Sonnenschein, die Straßen menschenleer, wie ausgekehrt. „Natürlich, alles ist ja draußen in Wald und Feld; und Herr Zangel lehnte sich gelangweilt zum Fenster hinaus. Doch wozu sich am Sonntag abplagen, um einen Platz in der Bahn oder im Gasthaus mühsam zu erkämpfen, wenn man die ganze Woche spazieren gehen kann? Er tritt vom Fenster ins Zimmer, und von da wieder zum Fenster, sieht gelangweilt hinüber zu seinem Bisavias, einem alten Zimgesellen, wie er, der sich eben-

sowenig zu amüsieren scheint, denn dieser gähnt ebenso intensiv, daß Herr Zangels Kinnbäden davon angesteckt sich in einer Art Krampf mitbewegen.

Dessen ungeachtet war des Herrn Zangels einziges Vergnügen, wenn der alte Gel sich auch langweilte. Geschieht ihm ganz recht, dem alten Faulenzler, der den ganzen Tag nichts zu tun hat . . . wie ich, tönte eine von Herrn Zangel nicht gehört sein wollende innere Stimme. Er hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sich in den sogenannten besten Jahren zur Ruhe zu setzen und langweilte sich nun gründ-

lich, hatte er doch weder Kind noch Kegel. Erhalten könnte er schon eine Frau, das erlauben ihm seine Mittel sehr wohl aber dann ist's aus mit der Freiheit, und deshalb hatte er sich ja zur Ruhe gesetzt. Nun, wenn der da drüben den ganzen Tag zum Fenster hinausschauen kann, so wird er es, als der Ältere, wohl auch tun dürfen.

Nein, er will einmal ganz dem süßen Nichtstun leben. Aber der hübschen Witwe, welche unter ihm wohnt, und der er öfter auf der Treppe begegnet, der mußte er ausweichen, denn die schien die Absicht zu haben, ihren Witwenstand verändern zu wollen. Einmal hatte er seinen Schlüssel vergessen, seine alte Wirtschafterin war nicht zu Hause, die Wohnung verschlossen. Wie freundlich hatte ihn die hübsche Frau da gebeten, bei ihr einzutreten, ihn mit Tee und Brötchen regaliert und auf dem Sofa neben ihr Platz angewiesen. Na, das war doch deutlich! Seit dieser Zeit wich er aus Angst um sein Junggesellentum der hübschen Frau überall aus.

Anfangs gefiel es ihm zwar ganz gut so, jeden Tag herumbummeln zu können; von der Elektrischen in die Stadtbahn, einmal da, einmal dort hinauszuliegen. Kurz, er lebte in lauter „Pläster und Vergnügen.“ Aber es ging ihm bald wie dem Zuckerbäcker mit seinen süßen Waren, dies Leben widerstand ihm mit der Zeit gründlich. Immer kuchen, nein, das verdirbt den Magen! Wie hatte er sich sonst die ganze Woche hindurch auf den Sonntagsausflug gefreut, und jetzt, Herr! . . . er langweilte sich gerade so, wie sein Bisavis, der alte Junggeselle, der mit einer so maßlosen Miene zu ihm herüber sah, welche entschieden ausdrücken sollte: „Freut mich, daß du dich ebenfalls mopsst, mein Lieber!“ Da taucht plötzlich in seinem Innern ein Gedanke mit solcher Intensität auf, daß Herr Zangl in Stiefel, Weste und Rock fährt, den Stock aus der Ecke holt und zur Tür eilt; doch kehrt er, sich bestimmend wieder um. Sonntags ist ja das Reisebureau geschlossen, er konnte ja reisen, wann er wollte, brauchte nicht erst um Urlaub zu bitten. Das hatte doch auch sein Gutes. Reisen wollte er, einerlei wohin. Es wird ihm die Vangeveile vertreiben und den da drüben ärgern. Und Herr Zangl deutet mit zurückgebogenem Daumen nach seinem Bisavis. In einigen Tagen ist er in der Tat reisefertig und eilt nun mit einer Art Frohenhaftigkeit, vor den höchst erstaunten Augen seines Bisavis, mit seinem neuen Reiseföfcherchen zum Tore hinaus, nachdem er auf der Treppe noch der hübschen Witwe begegnet war.

„Sie wollen verreisen, gefällt es Ihnen denn in Wien nicht mehr“, hatte die hübsche Frau mit lebenswürdigem Bedauern gesagt. Und als Herr Zangl schon längst im Hufe sah, umschwebte ihn abwechselnd das lebenswichtige Kämpeln der Witwe und das saure Gesicht des Junggesellen, was seine Reiselust noch bedeutend erhöhte.

Er hatte keinen günstigen Zeitpunkt für seine Reise gewählt. Das Wetter schlug um, der Himmel umzog sich mit bleiernem Grau, ansehnend seiner Nebelschleier löste sich in gleichmäßigem Regen auf, welcher Tag und Nacht, Nacht und Tag an sein, sich im dritten Stockwerk befindendes Hotelzimmer klatschte. Das ungeheizte Zimmer, der kalte Fußboden, die schwach wegen des schlechten Reisewetters besuchte Table d'hôte, alles dies langweilte ihn schrecklich. Wäre er doch lieber zu Hause geblieben. Selbst der Anblick seines gähnenden Bisavis hätte ihn nicht so verstimmt, wie diese gelangweilte Gesellschaft mit den enttäuschten Gesichtern hier, denn man will in Italien doch blauen Himmel und Sonnenschein. Und als endlich schönes Wetter eintrat, brachte dies wieder einen Schwarm von Reisenden mit sich, welcher nicht dazu angetan war, Herrn Zangls Stimmung zu erhöhen. Schon allein diese Hochzeitsreisenden, über welche man fast stolperte, und die es einem so recht bemerklich machten, daß man als armer Teufel allein durchs Leben schlich, konnten einem den Aufenthalt vergällen. Und Herr Zangl brumnte wehmütig in tiefstem Bass aus Schuberts Wanderer vor sich hin: „Ich bin ein Fre—e—emd—ling ü—ü—berall!“ Sollte er wirklich nur immer allein herumbummeln? Nein! Er ist ja noch ganz annehmbar, jedenfalls viel annehmbarer als sein Bisavis daheim, der alte Junggeselle. Was würde der für ein erstauntes Gesicht machen, wenn er ihn an der Seite eines hübschen Weibchens sehen würde, sich so recht gemütlich zum Fenster hinauslehrend. Und wie dies Weibchen aussah, das wußte Herr Zangl genau; ha ha ha ha ha! Er wohnte ja seit Jahren mit ihr in demselben Hause. Und dazu reist man in die weite Welt. Was ist der Mensch doch manchmal für ein Dummpeter. Nach diesem denkwürdigen Ausspruch packte Herr Zangl sein Köfcherchen und fuhr sofort nach Wien zurück, um sein Herz der hübschen Witwe zu Füßen zu legen.



Zum Besuch des deutschen Geschwaders in Amerika.  
Von links nach rechts: Admiral Rebeur-Paschwitz, Graf Bernstorff und Cornelius Vanderbilt.

Die amerikanischen Behörden veranstalteten sowohl für die Offiziere als auch für die Mannschaften des zu Besuch in Amerika weilenden deutschen Geschwaders große Festlichkeiten. Die amerikanischen Offiziere und Matrosen folgten ihrerseits der Einladung des Admirals Rebeur-Paschwitz zu einer Besichtigung der deutschen Kriegsschiffe.

Wieder ein Sonntagmorgen wie damals, wo er und sein Bisavis sich gelangweilt zum Fenster hinausgelehnt hatten. Aber heut blieb Herr Zangl dazu keine Zeit. Angetan mit Bratenrock und entsprechender Kravatte, sein Zylinder spiegelblank wie seine Lackstube, so steht er auf dem Sprünge zur jungen Witwe. Nur noch einen Blick nach dem Fenster seines Bisavis und dann fort. Doch, was er dort drüben sah, das konnte, das mußte eine Sinnes-tauschung sein. Da lehnte ja der alte Stel, sein Bisavis, breit am Fenster, von seinem rechten Arm gemütlich umschlungen neben ihm — die hübsche Witwe in Kleidamer Hausioilette. „Wer ist denn das da drüben?“ rief Zangl, der endlich die Sprache wieder gefunden hatte, der eintretenden Wirtschafterin entgegen. „Ist das die Witwe?“

„Natürlich sie ist's, die aus unserem Hause, ist ja seit ein paar Wochen dem Alten da drüben seine Frau.“

Umziehen, fort aus der Wohnung! das war jetzt des verb'älfftesten Zangls einziger Gedanke. Die Blamage er-trug er nicht. Lange Zeit vertrieb er das Fenster, und nur, wenn das junge Paar ausgegangen war, kante er sich wieder bequem zum Fenster hinaus. Da vernimmt er eines Tages aus dem unteren Stockwerk unter seinem Fenster eine seine Andernstimme. „Mutti, mein Kallou!“ Und im selben Augenblick taucht vor Herrn Zangls Augen ein roter Ball auf, welcher sich mit dem Hindsfaden an sein Fenster festgehalt hatte. Ein Paar wasserblaue Augen aus einem hübschen blonden Frauentopf richteten sich nach seinem Fenster hinauf. Sie wirken derart auf Herrn Zangls etwas eingeroostete Galanterie, daß er eiligst in den Rock schlüpft und mit dem roten Ausreißer in der Hand hinter uns erste Stockwerk eilt, wo ein hübscher fünfjähriger Knabe sofort hochbeglückt den geretteten Ball wieder in Empfang nimmt, und der Ueberbringer von der dankbaren Mutter eingeladen wird, ein wenig zu verweilen, was dieser natürlich sehr gern tut. Und als nach wenigen Tagen der rote Ball eingegangen, bringt Herr Zangl dem Knaben einen blauen, der ihn an die Augen der Mutter gemahnt,

die Herrin Zangl mit holder Stimme dankt, daß er gegen das Kind einer armen Witwe so gütig ist.

Von nun an pendelt er fortwährend von einem Spielwarenladen zum anderen oder führt den Knaben spazieren und ist ganz verwundert, wie reizend die Unterhaltung solch einen kleinen Kerchens ist, wie jede Blume an Farbe und Duft gewinnt, welche ihm durch diese Kinderhand gereicht wird. Und plötzlich fährt ihm ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf: wie, wenn die Witwe sich wieder verheiratete und ihm dann das Kind, sein kleiner Liebling, geraubt würde!

„Nehmen Sie mich alten Junggeiellen! Sie dürfen doch Hansi keinen Stiefvater geben!“ bekräftigt er seinen Antrag. Daß er ja auch ein Stiefvater für Hansi sei, kam ihm gar nicht in den Sinn. Und sie sagte nicht nein. So glücklich war Herr Zangl in seinem ganzen Leben noch nicht gewesen. Wenn aber etwas sein Glücksgefühl noch erhöhen konnte, so war es der Gedanke an das erstaunte Gesicht sei-

nes Bisavis, wenn dieser von der Sommerreise zurückgekehrt, ihn, Herrn Zangl, würde gemächlich am Fenster sehen, nicht bloß mit einem liebenden Weibchen an seiner Seite, sondern auch gleich von seinem Arm umschlungen, einen reizenden Knaben.

### Humor.

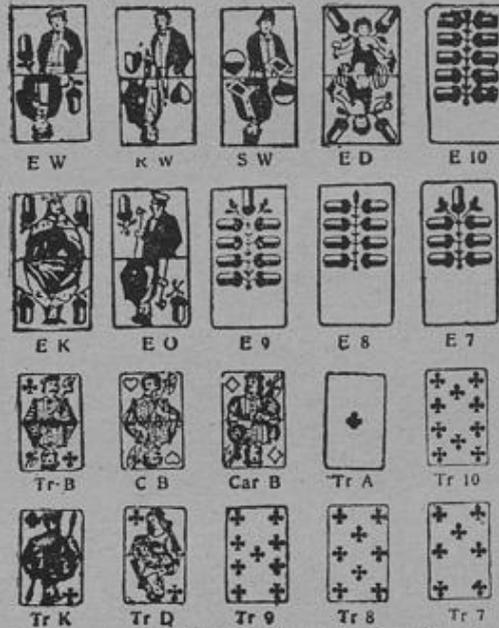
— Kann schon sein. A.: „Ich möchte gern schuhplatteln lernen. Wie fängt man das wohl am besten an?“ — B.: „O, das lernt sich ganz einfach. Man stellt sich auf die eiserne Herdplatte, läßt tüchtig einheizen, und sofort fängt man an, tadellos zu schuhplatteln.“

— „Der Stolz der Familie.“ „Kein, was Ihr Zampel geschelt ist, Frau Oberkontrolleur, das ist ja einfach großartig. Wissen S' was, lassen S' ihn doch studieren, daß 's ein Polizeihund wird.“

## Rätsellecke.

### Staufgabe.

Mittelhand erhält folgende Karten:



Der bisher vom Glück begünstigte Spieler sagt daher: „Ich habe zwar ein offenes Großhandspiel, will aber auch mal ein Spiel verlieren und spiele daher offenes Null!“ Er gewinnt das offene Null, während er offenes Großhandspiel gerade verloren hätte. Im Stat liegen 21 Augen. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

### Arithmetische Scherzaufgabe.

Drei Knaben haben bei einem Spiele eine gleiche Anzahl Wallnüsse zum Einsatz bekommen. Als sie mit dem Spiele aufhörten, ergab sich, daß der eine Knabe die Hälfte, der andere indes nur 3 verloren, der dritte Glückliche 18 Wallnüsse neben sich zu liegen hatte. Wieviel waren es zusammen und wieviel hatte jeder gewonnen bzw. verloren?

### Rätselhafte Inschrift.



### Magisches Quadrat.

Die Worte: Lire, Dase, Reis, Wenn können in 4 Worte umgewandelt werden, die ein magisches Quadrat bilden, die Worte bezeichnen: 1. Getränk. 2. Vorname. 3. Fluß. 4. Kaiser.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Rätselsprung:

Der Welt mehr geben, als sie uns gibt,  
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,  
Nie um den Beifall der Menge werden,  
Nacht ruhig leben und selig sterben.

Diamanträtsel:

M  
P a u  
P a t t i  
D a n f m a r  
M a t k o w s k y  
S c h w e i z  
M a s t e  
M i t  
h

Arithmetische Aufgabe: Alle Aufgaben über große Zahlen werden bei weitem übertroffen von der größten Zahl, die sich aus nur drei Ziffern zusammensetzen läßt. Es ist dies die Berechnung der Potenz

$$9^9 = 387420489$$

Es ist ganz unmöglich, diese Größe überhaupt auszurechnen, sie übersteigt alles, was die kühnste Phantasie zu erreichen vermag, denn sie wird mit nicht mehr und nicht weniger als

369693100 Ziffern geschrieben.

Um wenigstens einen Versuch zu machen, die gewaltige Größe dieser Zahl darzustellen, soll sie auf Papier aufgeschrieben werden und zwar so, daß auf 1 cm zwei Ziffern zu stehen kommen. Der Papierstreifen würde eine Länge von 1848 Kilometer haben, ungefähr die Entfernung Wien—Madrid. Würde man in 1 Sekunde 1 Ziffer schreiben, so braucht man nur zur Niederschrift des Resultates ungefähr 12 Jahre, ein weiterer Beweis für die unglaubliche Größe der Zahl.

Logogriph: Streichholzsteuer, Streichholz—teuer.  
Silbenrätsel:

C u r i l l e i a  
B e r n h a r d  
G i d e r  
R a b e n n a  
S a u

Palindrom: Steinwein, Weinstein.

Verrierbild: Bild nach rechts drehen; die gesuchte Figur ist dann zwischen Zaun und Haus sichtbar.

Redaktion: Erwin Ehyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 28.

Sonntag, 7. Juli.

Jahrgang 1912.



Mit einer einladenden Handbewegung wies Jakob Jellerböck auf die Türe, die nach draußen führte. Jakob Jellerböck war wütend, er sträubte grimmig den schlohweißen Schnurrbart, hatte einen sehr roten Kopf und redete mit einer Stimme, die wie ein gerütteltes Blechsieb voll Erbsen klang. „Bitte, Herr Trabner! Ich will Sie nicht länger aufhalten! Und was ich noch sagen möchte — es war mir kein Vergnügen!“

Herr Trabner kränkte das nicht. Freundlich lächelnd zeigte er zwei Reihen schöner weißer Zähne und gab sich gar keine Mühe, irgendwelches Bedauern zu heucheln.

„Kein Vergnügen? Mir schon, Herr Jellerböck!“ sagte er lebenswürdig. „Ich freue mich stets, wenn ich einen schnurrigen Kanj kennen lerne. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, habe ich mit Ihnen eine samose Viertelstunde erlebt!“ Er griff nach Hut und Stock. „Also, Herr Jellerböck...“

„Sehen Sie!“ knatterte der kleine alte Herr. „Das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit!“

Profuriert Hans Trabner von der Länderbant stand vor dem Spiegel und strich ohne Eile den Scheitel zurecht. „Schön! Aber das letzte Wort in dieser Angelegenheit hat ja zum Glück Lisa zu sprechen!“ sprach er mit einer so ungemein gleichmütigen Ruhe, daß Herr Jellerböcks Zorn sich um ein mehrfaches steigerte.

Jetzt schrie Jakob Jellerböck sogar, und das tat er sonst nur, wenn ihm z. B. Nachbar Schminfels Hühner in seinen Garten kamen. „Wer ist Lisa, Herr?“

„Ihre Tochter, Herr Jellerböck! Ein entzückendes Mädel! Ich denke, ich werde sehr glücklich werden mit ihr!“

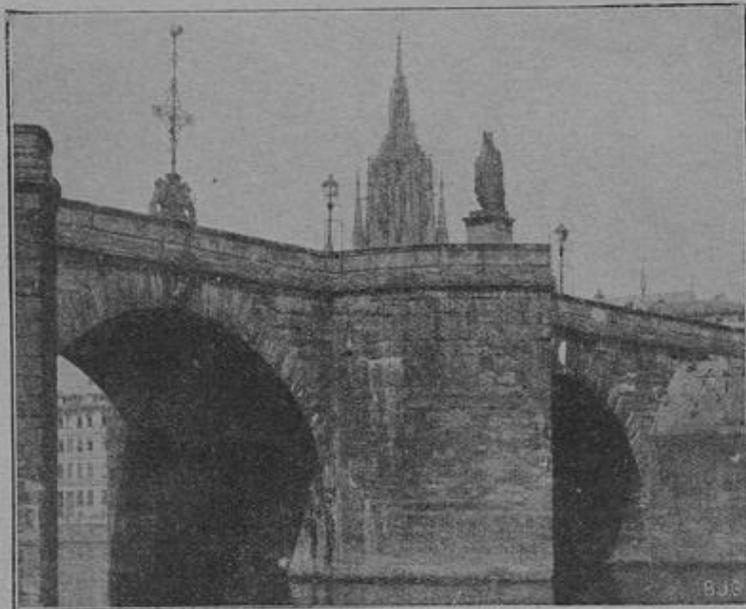
Der alte Herr glich jetzt frappant einem aufs Trockene gefetzten Fisch. „Daraus wird nichts! Verstanden?“

„Anfichissache, Herr Jellerböck! Ich sage, daraus wird doch etwas! Das meint Lisa auch!“

Jellerböck tat einen Sprung. „Ich verbiete Ihnen, meine Tochter einfach Lisa zu nennen!“

Hans blieb durchaus sanft. „Aber warum denn? Sie sagt doch auch Hans zu mir!“ Und verträumt lachend fügte er hinzu: „Manchmal sagt sie sogar: Süßer Hans!“

Aber nun hielt es Trabner doch für an der Zeit, zu gehen. Er wollte Herrn Jellerböck nun doch nicht in die Versuchung bringen, seinen zukünftigen Schwiegersohn durchzuprügeln. Und diese Gefahr lag nahe, denn Worte fand der nicht mehr. Wenigstens keine gesellschaftsfähigen. Auch dann nicht, als Hans Trabner mit außerordentlich freundlichem Gruß die Türe hinter sich zugemacht hatte. Der zornige Herr Jellerböck warf sich in einen Sessel, rieb sich die Stirn und murzte: „So ein Kerl! So ein unverschämter Strich! Meine Tochter will er heiraten! Ein Mensch, der nicht mal 'ne Aker von 'ner Kartoffel untercheiden kann! Z, da soll...!“ Den Rest murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin und dann setzte er ein grimmigverächtliches Auflachen wie einen Strich unter die Geschichte. — Im Garten draußen stand derweil Hans und schlug nach-



Drei Wahrzeichen von Alt-Frankfurt.

Drei Wahrzeichen der Stadt Frankfurt waren bisher der Dom, das Standbild Kaiser Karls des Großen und das eiserne Kreuz mit dem „Sidel“, dem goldenen Hahn. Durch den Abbruch der alten Brücke werden die beiden letzteren verschwinden.

denklich Quart um Quart gegen einen unschuldigen Birnbaum, bis das Geklopfe Lisa Zellerböck aus ihrem Zimmer herablockte. „Nun, Hansel?“ fragte sie, und ihre Wangen glühten vor verhaltener Erregung.

„Hausgeschmissen hat er mich!“ sagte ihr Erwählter verdrossen. Dabei ließ er eine letzte schwirrende Quart gegen den Birnbaum sausen. Dann schüttelte er — wie drin der alte Herr Zellerböck — den Kopf und lachte grimmig auf. „Und zwar aus dem äußerst triftigen Grund, daß ich keine vierundzwanzig Seiten über den Unterschied zwischen einer Frühbirnen- und Spätapfelblüte zu reden weiß!“

Der Garten des Herrn Zellerböck war eine Art Lebenswürdigkeit. Wundervoll gepflegt, reich an seltenen und schönen Pflanzen, allüberall die verständnisvoll waltende Hand des Besitzers verratend — also, es war nichts Erstaunliches, wenn dieser Vestger auf den Garten mächtig stolz war. Von früh bis spät lief der kleine weißhaarige Herr drin herum, trug entweder eine Riesengießkanne oder einen gewaltigen Spaten mit sich und tat, als hinge von ihm das Wohl und Wehe der Welt ab.

Eben umtanzte er begeistert einen Rosenstock und schrie dazu nach seiner Tochter: „Lisa! — Liiisaaa! — Liii . . . na, endlich! Wo bleibst du denn so lang? Schau her, die „Carl of Gloster“ hat die erste Knospe! Ist das nicht großartig?“

„Ja,“ sagte Lisa. Sie sagte das aber so, wie man etwa einem Straßenbahnchaffner zu antworten pflegt, wenn er fragt, ob man an der nächsten Haltestelle abzustiegen gedenke. Herrn Zellerböck gefiel das nicht. Die erste Knospe der „Carl of Gloster“ war ihm das, was einer jungen Mutter ihres Babys erster Zahn ist. Ein Ereignis, würdig des Triumphgeschreis aller Zeitgenossen. „Ich meine, Lisa, du freust dich gar nicht sonderlich. Bedenke, bitte, daß in ganz Deutschland außer diesem Stock nur noch einer existiert. Und der hat sicher noch keine Knospe!“

„Und ich meine,“ antwortete Lisa kriegerisch, „daß du selbst mir die Freude an deinem Garten geraubt hast. Bedenke, bitte, daß er der Grund ist, daß ich meinen Hans nicht heiraten darf!“

Zellerböck dachte daran, daß dieser Hans ihn einen schnurrigen Kautz genannt hatte, und ein bißchen Galle ging ihm ins Blut. „Aha! Die Sache ist also noch nicht zu Ende!“ zürnte er.

Und Lisa sah ihn erstaunt an. „Zu Ende? Gott sei Dank — nein! Wenn du das glaubtest, kennst du Hans schlecht!“

„Schweig!“ rief erbozt der Papa. „Diesen Herrn kenne ich zur Genüge! Ein Menschen, der —“

Lisa fiel ihm ins Wort: „. . . der eine Aker nicht von einer Kartoffel unterscheiden kann, mit dem will ich nichts zu tun haben! Das hast du mir schon genug gepredigt. Aber damit ist nicht gesagt, daß auch ich unbedingt dieser Ansicht sein muß, Papa!“

Leugnen ließ sich das allerdings nicht. Auch Herr Zellerböck sah das ein, ohne sich jedoch bewogen zu fühlen, die Konsequenzen dieser Einsicht zu tragen. Er versuchte es vorerst noch mal gütlich. „Sieh mal, Lisa, du weißt, daß mein Garten mein ein und alles ist.“

„Oh ja!“ gab Lisa mit starker Betonung zurück. „Das weiß ich wahrhaftig!“

Um sein Gesicht nicht sehen zu lassen — er fühlte eine sanfte Schamröte aufsteigen — beugte sich Zellerböck tief über den „Carl of Gloster“-Busch. „Lisa, soll ich nun diesen Garten an einen Mann abtreten, der nicht Sinn und Herz dafür hat?“

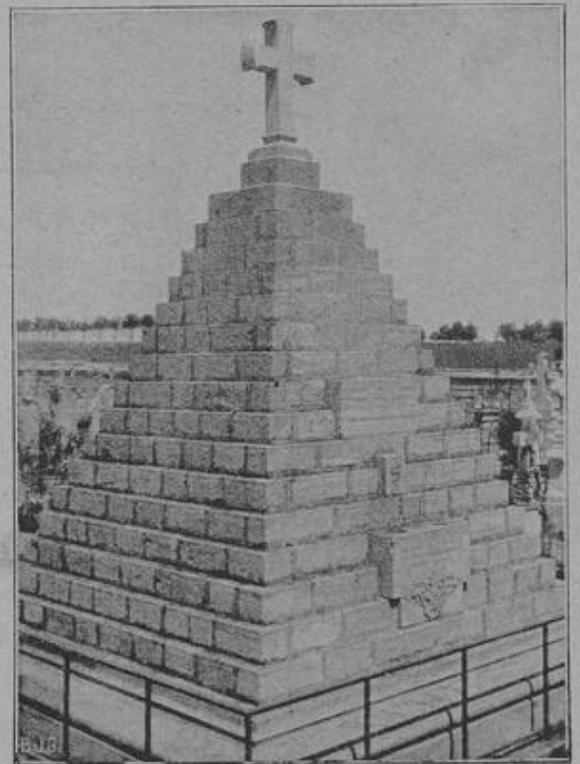
„Ich wußte nicht, daß Hans deinen Garten will. Ich glaubte immer, er wollte mich!“

Der Papa begab sich noch etwas tiefer hinab. „Natürlich will er dich! Aber sieh mal, Kindchen, den Garten kriegst doch später du! Und wenn er dich hat, dann hat er auch den Garten. Na ja, und —“

„Bitte, Papa, sprich nicht so! Du bist jetzt zweiundfünfzig. Dein Vater ist achtundachtzig und ferngesund dabei. Wenn du dich hälst, d. h., wenn du dir nicht über Nachbar Schmintels Hühner nutzlos die Selbstsucht anärgerst, dann wirst du hundert alt. Behälst die Parterrewohnung und den Garten, und wir — Hans und ich — wohnen im ersten Stock!“

Jetzt sah Herr Zellerböck ganz unterm Strauch. Und murmelte da unten mißlaunig: „So? — Und die Kinder?“

Ein feines Rot floß über Lisas hübsches Gesicht. „Die werden wir auch haben, wenn es uns vergönnt ist. Groß-



Ein deutsches Denkmal auf dem Friedhof zu Bourget (Frankreich).

Am 30. Oktober des Jahres 1870 entbrannte ein bitterer Kampf um die Kirche zu Bourget und viele deutsche Krieger fanden hier ihren Tod. Denselben ist auf dem Friedhof zu Bourget ein Denkmal gesetzt worden.

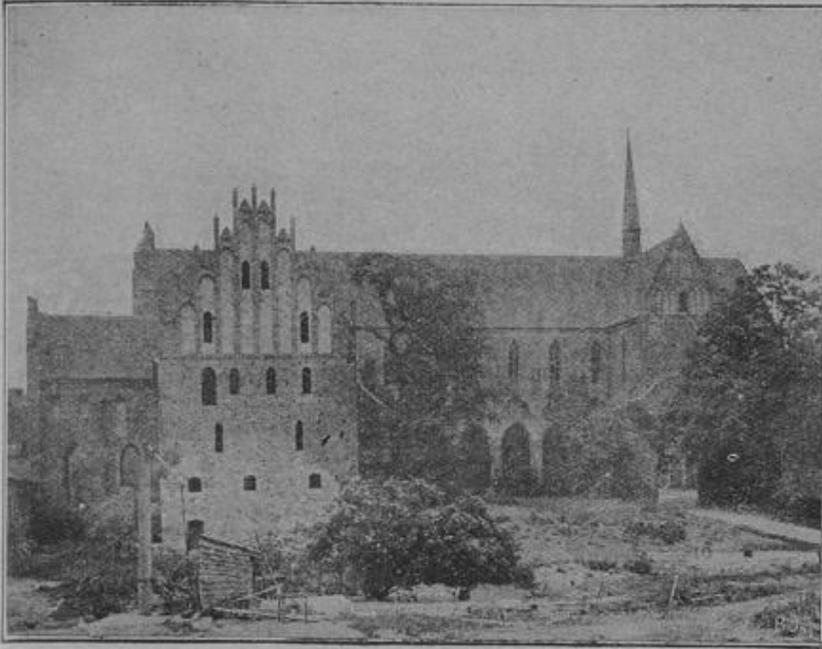
papa sein ist auch eine schöne Würde! Und nun will ich dir noch etwas sagen: Es gibt Menschen, die haben ihre Freude daran, das Wachsen und Werden der Pflanzen zu belauschen, ihr Gedeihen zu behüten und da und dort ihnen zu helfen, groß und stark zu werden. Zu denen gehörst du, Papa! Respekt davor! Aber dann gibt's auch solche, die sich an den Blumen und Blüten freuen, ohne nach Nam' und Art zu fragen. Die genießen froh und dankbar, was die Natur ihnen zeigt, ohne nach dem „Woher“ und „Warum“ zu forschen. Und wenn sie die Natur ehrlich und wahr lieben, dann, Papa, Respekt auch vor ihnen!“ Aufatmend machte Lisa eine kleine Pause — die Zunge war ihr durchgegangen, wie schon so oft. Sie war ein temperamentvolles Mädchen. Unter dem Rosenbusch raschelte es leise. „Hast du etwas gesagt, Papa?“

Papa hatte nichts gesagt. Er rührte sich nicht und war fest entschlossen, seinen Platz vorläufig inne zu behalten. Und zu schweigen. Denn — dachte er — gegen den Wind kann man nicht Klavierspielen.

„Also nichts? Auch gut!“ fuhr Lisa energisch fort. „Sei du nur starrsinnig! Ich bin auch darin deine getreue Tochter! Qui vivra verra! Ich gehe jetzt, Papa! Wenn du mich brauchst — ich bin in der Küche beim Kringelbacken!“ Leichten, wiegenden Schrittes ging sie dem Hause zu.

„I du Sappermentsmädel!“ sagte Herr Zellerböck und äugte sorgsam unter seinem Busch hervor. „Die hat mir ja schön den Marsch geblasen!“ Er stand auf, schüttelte wieder einmal gedankenvoll den Kopf, murmelte noch einiges und ging dann zu seiner Laube. Dort schlug er lange Nägel ein, an denen Blumenampeln aufgehängt werden sollten. Und bei jedem Schlag, den er führte, rief er ingrinnig: „Rein! Rein! Rein! Rein!“ Als er jedoch fertig war, wischte er sich mit einem großen bunten Taschentuch die Stirne ab und meinte sinnierend: „Obwohl sie eigentlich recht hat!“ Wie gesagt — die Einsicht war da bei Papa Zellerböck. Aber es fehlte die Lust, nachzugeben.

Sozusagen den Glanzpunkt des Gartens bildete die Laube, von der eben die Rede war. Ein zierlich durch-



Zur Wiederherstellung der  
Klosterkirche zu Chorin.

Der schönste gotische Bau  
der Mark Brandenburg,  
die Klosterkirche in Cho-  
rin, ist mit Hilfe einer  
Spende aus dem Kaiser-  
lichen Dispositionsfonds  
wieder hergestellt worden.

brochener Holzbau, von in leuchtender Blütenpracht stehenden Kletterrosen umrankt, unter die sich vom First herab zahllose Geranien mengten, der Eingang von wohlgepflegten Kletterbüschen flankiert — stand das winzige Häuschen auf dem höchsten Punkte des Gartens. „Lieblich anzuschauen und gut darin zu essen!“ sagte Herr Zellerböck, wenn er seinen Nachmittagskaffee in der Laube einnahm. Hoch über der Eingangstüre war eine Tafel angebracht, auf der in blanken Goldbuchstaben stand: „Zellerböcks Stolz!“ Und auf dem oberen Querbalken der Türe prangten zwei herrliche Nesselstöcke.

Langsam begab sich der alte Herr zum Mittagessen. Schaute sich dabei immer und immer wieder um nach „Zellerböcks Stolz!“, so daß er schließlich beinahe in ein Tulpenbeet gefallen wäre.

Das Mittagessen verlief nicht gerade maßlos unterhaltend. Lisa sagte gar nichts, weil sie der richtigen Meinung war, heute schon genug gesprochen zu haben. Papachen mochte sich erst einmal das durch den Kopf gehen lassen. Hingegen hätte Papachen gerne ein wenig geplaudert. Wenn er's nicht tat, so war's lediglich deshalb, weil er nichts zu seinen Gunsten zu sagen wollte. Er begnügte sich daher damit, beim Dessert die zu nichts verpflichtende Bemerkung zu machen: „Ist etwas mit der Post gekommen?“

Das schmolgende Töchterlein gab ihm einen feinsten Brief. „Vom Gartenbauverein“, sagte es dazu. Aber in einem Tonfall, als sei der Gartenbauverein etwas absolut Verabscheuungswürdiges.

„Hurrah!“ schrie Herr Zellerböck ganz plötzlich und mit vieler Kraftentfaltung. Dann faltete er den Brief zusammen, stand auf, um mit kleinen, aber sehr stolzen Schritten in der Stube auf- und abzuweichen. Dann fuhr er mit zwei Fingern zwischen Krage und Hals durch, küstelte ein bißchen und tat überhaupt so, als er gedenke er allogleich eine große Rede zu halten. Und endlich sprach er mit einer Stimme, in der sich edle Würde mit hohem Stolz paarte: „Lisa, mein Kind!“

„Nanana, Papachen? Was soll denn nun werden?“ sagte Lisa, „mein Kind“ mißtrauisch. Herr Zellerböck war dadurch schon aus dem Konzept gebracht. Sehr ohne Pathos fuhr er fort: „Sag' mal — kannst du irgendein nettes Gedicht auswendig?“

„Gewiß, Papa, ne ganze Menge!“

Worauf der alte Herr wieder auf den Kothurn stieg. „Dann meine Tochter, wirst du heute nachmittag die Herren vom Gartenbauverein mit einem solchen empfangen. „Zellerböcks Stolz!“ ist in der Klasse: Hierlauben mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden. Der Verein wird heute in corpore zu einer Versammlung erscheinen!“

„Wird er das?“ gab Lisa rubevoll zurück. „Dann wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben, als selber ein Gedicht auswendig zu lernen. Mir kann der Gartenbauverein — du entschuldigst schon, Papachen — gewogen bleiben!“

„Was?“

„Aus bekannten Gründen. Hier Gartenbau — hier Hans! Ich bin auf der Gegenseite!“ Sie klinkte die Tür auf, um zu gehen. „Ich werde dir Heines Buch der Lieder herausgeben, Papa. Oder ziehst du etwas Schiller'sches vor?“ Lachend lief sie hinaus, denn Papa wünschte ihr eben eine dicke Himbeere — Eigenbau — an den Kopf zu werfen.

Seiner Gastgeberpflichten sich bewußt, war Herr Zellerböck den Herren vom Verein bis zur Straßenbahnhaltestelle entgegengegangen. Hatte sie herzlich begrüßt — ein Gedicht hatte er allerdings nicht auswendig gelernt —, war vielen bedeutenden Männern vorgestellt worden und dabei aus einer freudigen Erregung in die andere geraten. Aber als sie an der Türe seines Gartens eintrafen, fiel ihm etwas ein. Lisa hatte gesagt, vielleicht werde sie den Herren auch eine Überraschung bereiten. Du wirst dich wundern, Papa!“ hatte sie ihm spitzbübisch lächelnd anvertraut. Er dachte zuerst an einen Kuchen oder an eine kalte Platte. Rest aber ward ihm plötzlich unerklärlich bekommen zu Mute, und er lief nach einer kurzen Entschuldigung zur Laube voraus.

Wäre nicht der Pfirsichbaum dagestanden, der Prinz-Georg-Pfirsichbaum, der immer so früh blühte und dafür nur drei bis vier Früchte pro Jahr trug, so hätte ihn die Überraschung auf den Rücken geworfen. Eben daß er sich noch daran festhalten konnte, um mit entsetzten Augen einen Anblick zu genießen, der in ihm eine mächtige Wut auslöste. Ueber der Laubenvorhalle saßen Lisa und Hans auf dem Querbalken, zwischen den beiden Nesselstöcken. Umblüht von zahllosen Blumen saßen sie da: baumelten voll fröhlicher Sorgfalt mit den Beinen und küsteten sich ab und zu mit innigem Verständnis. Und über dem zärtlich sich umschlingenden Paar leuchtete in der Sonne das Schild: „Zellerböcks Stolz!“

„Ach, wie sinnig!“ sagte hinter Herrn Zellerböck der Herr Oberregierungsrat, der hohe Protektor des Gartenbauvereins. Die Mitglieder murmelten Beifall. „Haben Sie dieses entzückende Arrangement geschaffen, lieber Zellerböck?“

„Nein!“ sagte der alte Herr. Und war in diesem Augenblick zum Helden geworden, denn er hatte in Sekundenfrist die größte Wut niedergelämpft, die je ein Sterblicher in sich trug. Und hatte dabei holdselig gelächelt. „Herr Profurst Trabner von der Länderbank, der Bräutigam meiner Tochter, war so liebenswürdig!“

Hans Trabner lächelte fein. „Nicht allein, Schwiegerpapachen! Die Idee stammt von meiner lieben Braut! Aber um die Ausführung habe ich mich allerdings verdient gemacht. Nicht wahr, Lisa?“

„Ja, Hans!“ sagte glücklich das Mädchen. Der Oberregierungsrat applaudierte diskret und wandte sich dann an den Papa: „Uebrigens — ich wußte gar nicht, daß Ihr Fräulein Tochter verlobt ist!“

„n Wunder!“ dachte Herr Zellerböck still für sich. „Ich weiß es ja auch erst seit einer Minute!“ Und nahm dann gleich ungefähr 136 Glückwünsche entgegen.



Passagierkabine und hinterer Laufgang der „Schwaben“.

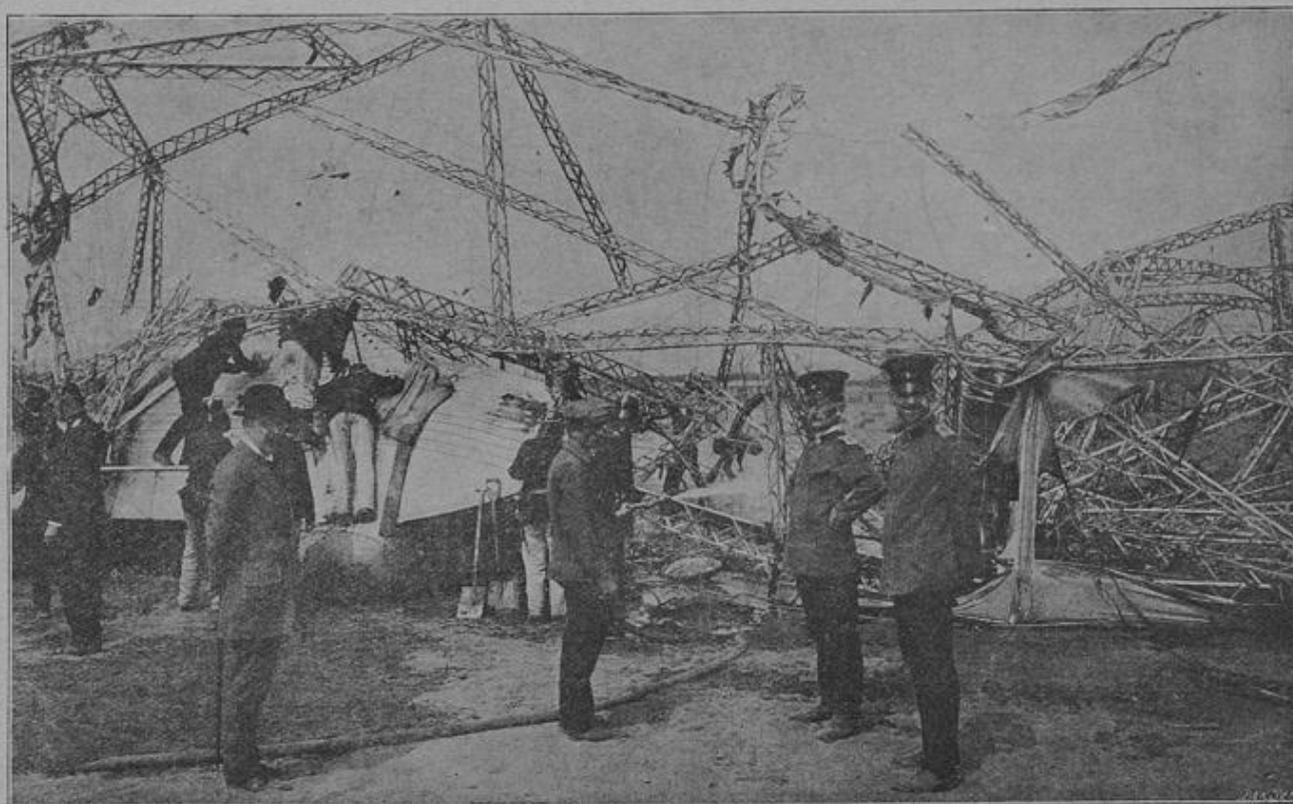
Photogr. Jean Esser, Düsseldorf.

❁❁❁❁ Die Zerstörung des Luftschiffes Schwaben. ❁❁❁❁

Durch einen unglücklichen Zufall, durch Funkenbildung in einem infolge Einknickens einiger Sparren sich entleerenden Ballonett, geriet das Gas des stolzen Zeppelinluftschiffes „Schwaben“ in Brand. Schnell dehnte sich das Feuer über das gesamte Schiff aus, das Gerüst brach in mehrere Stücke, die Passagiergondel brannte aus und das ganze nach schöner Fahrt in Düsseldorf eingetroffene Luftschiff war ein wüster Trümmerhaufen.

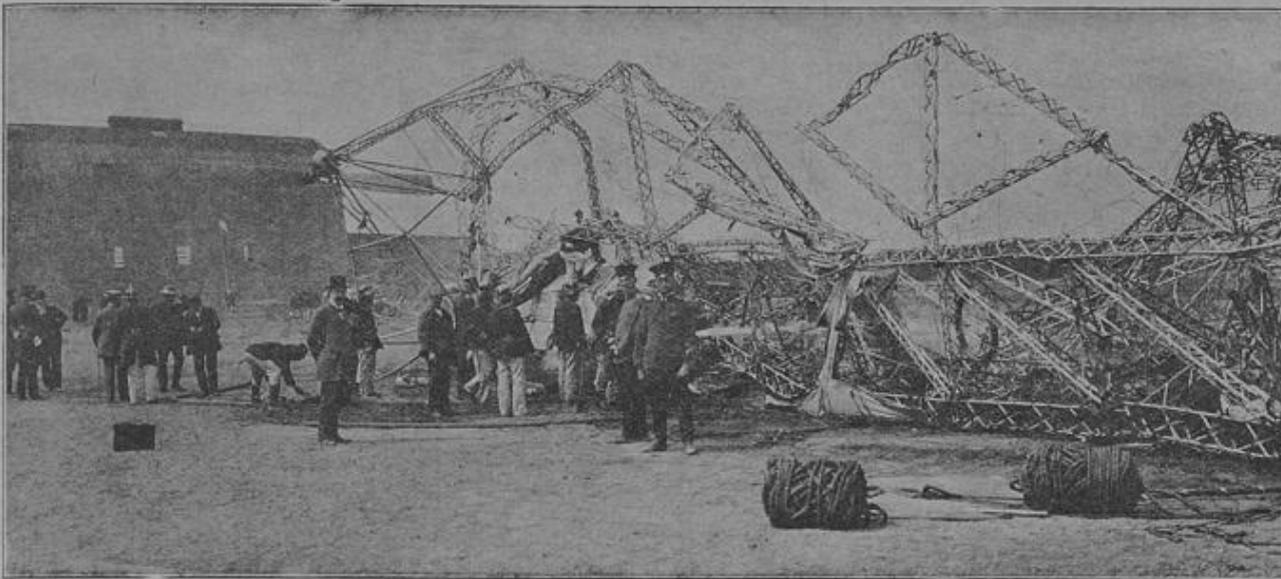
Bei diesem Unglück wurden durch die Flammen eine große Zahl von Soldaten, die das Luftschiff hielten, von Ingenieuren, Monteuren und sogar von Zuschauern, meist am Kopf, Armen und Händen verletzt. Außer den Motoren ist die „Schwaben“ völlig vernichtet.

Sie hatte bis zum Tage des Unglücks in 226 Fahrten über 4000 Passagiere befördert und über 2700 Kilometer in der Luft zurückgelegt.



Feuerwehr bei der Untersuchung der hinteren Gondel.

Photogr. Jean Esser, Düsseldorf.



Photogr. Jean Esser, Düsseldorf

Die Spitze der „Schwaben“ mit der vorderen Gondel und einem Propeller.

## Hunsrück, Hunnenrücken, Hunsrück

Eine Sprachstudie von Edmund von Weenus.

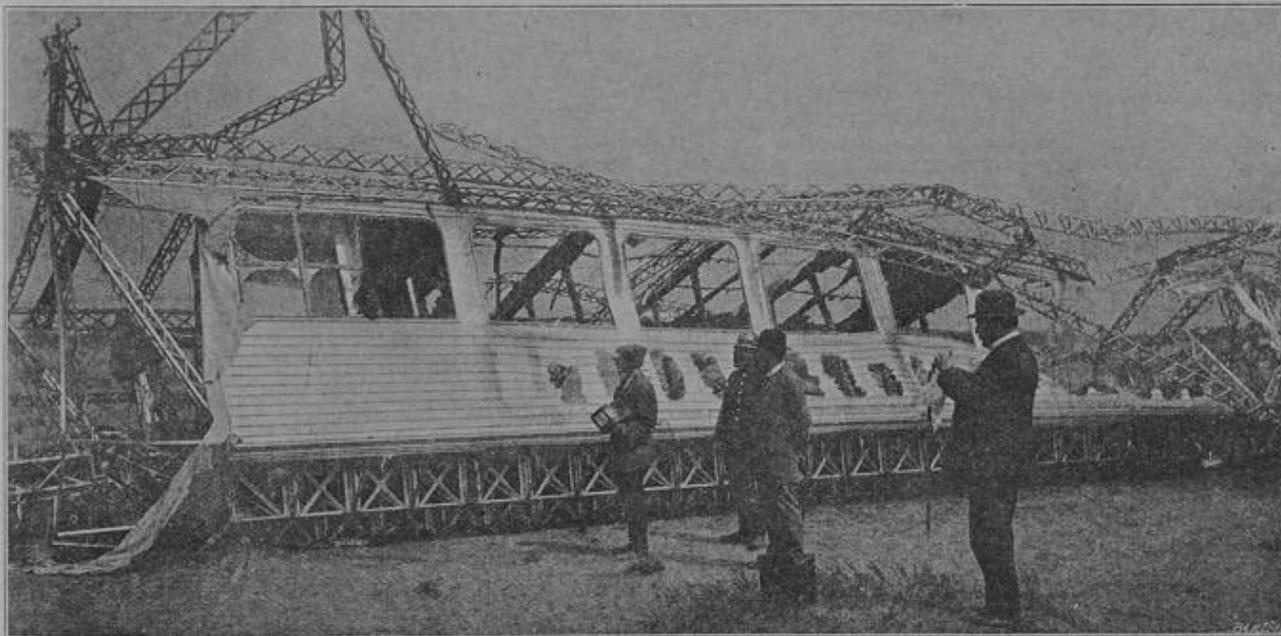
(Nachdruck verboten.)

Das Ralksteingebirge zwischen Rhein, Mosel und Nahe und durch diese Flüsse von der Eifel, dem Taunus und der Pfalz getrennt, heißt bekanntlich Hunsrück, und dieser Teil des Rheinischen Schiefergebirges trägt in seinen einzelnen Teilen die Namen Erwald, Hochwald, Idarwald, Lüzelsjoon, Soonwald und Vinger Wald. Es ist nicht unsere Absicht, eine Beschreibung seiner Naturschönheiten zu geben, worunter wir auch die dort wachsenden Weine verstehen, sondern es ist die Benennung Hunsrück, die uns zu dieser Betrachtung reizt. Wenn wir zur Befriedigung unserer Wisbegier ein beliebiges Konversationslexikon aufschlagen, dann finden wir die bündige, von keinerlei Uebersetzungskraft angekränkelte Angabe, daß der Name, man staune, „Hoher Rücken“ bedeute, eine Erklärung, wogegen wir uns schon als Schüler gewehrt haben. Diese Auslegung ist denn

auch tatsächlich in beiden Teilen falsch, und wir sagen mit Faust: „Ich muß es anders übersetzen.“

Hierbei fällt uns dann ein, daß es in den Städten Köln und Düsseldorf Straßen des gleichen Namens gibt, und daß für diese die Erklärung „Hoher Rücken“ noch viel weniger zutreffend sein kann, weil beide Städte in der flachsten Ebene liegen. Der Leser wird vielleicht einwenden, daß man die Straße in Köln nicht Hunsrück, sondern Hunnenrücken nennt, was aber weiter nichts zu bedeuten hat, denn wir werden bald sehen, daß beide Bezeichnungen den nämlichen Gegenstand betreffen.

Die Straßenbenennung Hunnenrücken für das in Köln früher übliche Hunsrück ist, obwohl in ihrem ersten Teil zufällig richtig, eine Erfindung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als man daran ging, die alten Straßen-



Die Passagierkabine mit einem Rest Ballonstoff.

Photogr. Jean Esser, Düsseldorf.

namen zu verhochdeutschen, wobei manche Sonderbarkeiten zutage kamen. Man nannte, um einige Beispiele anzuführen, den alten Krügemarkt Griechenmarkt, wozu eine griechische Prinzessin herangezogen wurde; aus „Ander Sechszehen Häuser“ wurde „Unter Sachsenhausen“ mit der Behauptung, die Sachsen hätten dort gehaust, und aus der alten „Bovvemaatpooz“ die Pforte oberhalb des Marktes, wurde zu Ehren des römischen Kriegsgottes „Obenmarspforten“ usw.

Alle die Uebersetzungen sind aber tölsche Kräscher, die mit scheinbarem Ernst an die Straßenecken geschrieben wurden. Auch mit dem Hunds- oder Hunnenrücken wußte man keinen Rat, und wunderbare Erklärungen sahen das Tageslicht, worin auch rüdiqe Hunde eine Rolle spielten. Kenntnisreiche und gründliche Forscher, selbst fränkischen Stammes, wie z. B. von Mering, ergingen sich in Betrachtungen über das Volk der Hunnen, und von Mering kam schließlich zu dem Ergebnis, daß im Mittelalter eine starke Kolonie von Ungarn daselbst gewohnt habe, die der Volksmund Hunnen genannt habe. Für die Erklärung des Wortes Rücken behalf er sich mit nichtssagenden Redensarten.

Die Neuzeit ist der Sache etwas näher gekommen, denn das jetzige Kölner Adreßbuch ist mit seiner Angabe, die Straße leite ihren Namen von dem altkölnischen Geschlecht Hunin her, der Wahrheit auf der Spur, obwohl es auch das Wort Rücken schon darum mit Stillschweigen übergeht weil

ander verschmolzen, in Kriegszeiten auch als Anführer des Aufgebotes auftrat. Wie bereits gesagt, bestand die Hundschafft nur auf fränkischem Boden, auf friesisch-sächsischem dagegen die Bauerschaft, an deren Spitze der Heimburge oder Bauermeister stand; die Angelfachsen jedoch kannten ebenfalls die der fränkischen völlig gleiche Hundertschaft unter dem Namen hundred, und mit diesem einen Wort bezeichneten sie außer der Gemeinschaft selbst auch die Obliegenheiten und Stätten.

Es sei uns erlaubt, hier eine kurze Bemerkung einzuflechten. Im Frankenslande kommt in früher Zeit einige Male der Ausdruck bure oder gebure vor. Dieses Wort bure (u muß wie ü gesprochen werden) hat aber mit Bauer nichts zu tun, sondern bedeutet Nachbarschaft, eine der Hundschafft benachbarte Abzweigung; und wir finden denn auch das Wort bur oder nabur für Nachbar im Niederländischen, das unsere alte niederfränkische Mundart in voller Reinheit erhalten hat. Damit erklärt sich auch der Ortsname Bausbure des Mittelalters für Bensberg als Ansiedelung im Banne des Königforstes, und ebenso der am Niederrhein häufig vorkommende Familiennamen Hundgeburt als ein auf benachbartem Gelände sesshaft gewordenes Mitglied einer Hundschafft; das t am Ende des Wortes hat der Volkswitz hinzugesetzt, und die Träger dieses Namens können mit Stolz auf ihre urdeutsche, niederfränkische Abstammung hinweisen.



Die Flugpost am Rhein und Main ist die erste staatlich anerkannte Post, welche sich der Aeroplane und Luftschiffe als Transportmittel bedient. Es werden dafür offizielle Flugpostkarten herausgegeben, doch dürfen auch andere, mit einer Flugpostmarke versehene Postkarten verwendet werden. Die abgebildete ist eine offizielle Karte von der Wohltätigkeitswoche der Großherzogin von Hessen.

Rücken niemals die Bezeichnung für einen Herrensit. In Düsseldorf, wo man ebenfalls vor einigen Jahrzehnten die abenteuerlichsten Behauptungen über des Wortes Ursprung anstellte, schreibt das Adreßbuch unter Hunsrücken mit vornehmer Kürze wie das Konversationslexikon: „Op dem Hunsrügge, Hoher Rücken“, obwohl in dem Wort Hunsrügge, oder wie es in der Urkunde von 1513 wirklich heißt „Hundtrügge“ und in einer anderen von 1632 die richtige Benennung, von der Rechtschreibung abgesehen, deutlich gegeben ist, die allerdings mit hoch, Hund und Rücken nichts zu tun hat.

Es ist uns unerklärlich, wie man die klare und völlig zweideutige Bezeichnung in den angeführten Urkunden so völlig mißverstehen konnte, und wir müssen deshalb in die Anfänge unserer Geschichte zurückgehen.

Zu den Eigentümlichkeiten der Landschaften am Niederrhein gehört die Bezeichnung der ländlichen Gemeinden mit dem Ausdruck Hunschaft, Hundschafft oder Honschaft, wofür anderwärts die Benennung Bauerschaft gilt. Unter der Bezeichnung Hunschaft, d. i. Hundertschaft, vereinigt sich bei den alten Franken die Sippe von je hundert freien Hofbesitzern zu einer gemeinsamen Feld-, Wald- und Weidegenossenschaft, einer Unterteilung des Gaus, deren Vorsteher der Huno oder Hunno, Mehrzahl Hunin (das i ist kurz und wird als dumpfes e gesprochen), der, weil die Angelegenheiten des Friedens und des Krieges völlig mittein-

Im Mittelalter umfaßte das Gebiet der deutschen Ureinrichtung der Hundschaffen mit den deutschen Namen für den Vorsteher die Herzogtümer Berg und Jülich, einen ganz geringen Teil von Kleve, einen etwas größeren von Geldern, das ganze kölnische und einen Teil des Trierer Gebiets. Die Hun- oder Honschaft fällt in den meisten Fällen räumlich mit der Dorfschaft zusammen, jedoch nicht immer; denn es kam vor, daß ein Dorf aus drei Honschaften bestand und daß anderseits manchmal drei, sogar weit auseinander liegende Dörfer eine Honschaft bildeten.

Zur besseren Veranschaulichung führen wir folgendes an: Die Stadt Düsseldorf bestand aus neun Honschaften, wozu auch die 1384 in die städtische Freiheit aufgenommenen Hundschaffen Golzheim, Derendorf und Bilk gehörten. Das Amt Angermund bestand aus dem Hauptgericht Kreuzberg mit elf Hundschaffen, aus dem Gericht in der Brügge mit fünf, Mintard mit zwei und zwei halben Hundschaffen, aus dem Stadtgericht Ratingen, der Freiheit Angermunds und dem an Kleve grenzenden Dorf Rahm. Broich und Styrum zählte vierzehn und das Stift Werden dreizehn Hundschaffen, wogegen das Stift Essen und die Mark als ursprüngliches Sachsenland nur Bauerschaften kennen. In den kölnischen Lemtern Altenwied und Linz-Neuerburg, Elßaff im Tal, Lorscheid und Rüberscheid, Niederbreitbach, Rosbach u. a. m. finden wir ebenfalls die alte Bezeichnung Hunschaft. Im alten Herzogtum Gelbern finden wir



Ronald Amundsen bei seiner Ankunft in Montevideo.

Der Entdecker des Südpols wurde bei seiner Landung in Montevideo, der Hauptstadt der südamerikanischen Republik Uruguay, von einer großen Volksmenge begeistert begrüßt.

Huntschaften nur in dem alten ripuarischen Teil, dagegen um Zülpfen, Belau und Rymwegen als altes Sachsen- und Friesengebiet kommt der Name nicht vor. Ebenso unbekannt ist er aus gleichem Grunde im weitaus größten Teil des Herzogtums Kleve, dagegen kommt die Huntschaft in der Grafschaft Mörs und dem kölnischen Amt Kempen und ferner, wie bereits gesagt, im ganzen Gebiet des Herzogtums Jülich vor; somit auch in der Eifel, wo vierzehn Landschaften als ein Zubehör des alten Pfalzbezirks Zülpich genannt werden. Ähnlich verhält es sich in der Gegend von Bonn. Die folgenden Worte schrieb im Jahre 1832 unser unvergesslicher und unerreichter niederrheinischer Landsmann Lacomblet: „Aufwärts am Rhein ist in dem Hundsrücken, in den Namen verschiedener Ortschaften Huntehausen, Huntheim, Hunnenborn und in dem Hunding, welches in einem Bezirk des Hundsrückens noch während des 15. Jahrhunderts bestand, der Gegenstand dieser Forschung im Andenken erhalten. In den Moselgegenden, dem länger unter römischer Botmäßigkeit verbliebenen Lande der Treberer, verlieren sich die Namen Hunne und Huntschaften; die lateinischen Ausdrücke centena und centenarius oder centurio sind dort in die Volkssprache übergegangen, und es werden urkundlich Centurionen an verschiedenen Orten genannt.“ Zu Hontheim macht Lacomblet folgende treffliche Anmerkung: „Hontheim. Hist. Trevirens. dipl. I. 66.: Man muß sich wundern, daß der gelehrte Verfasser, der unsern Huno kannte, zur Erklärung des Namens Hundsrücken (der Berggründen, wo es Hunnen und Huntschaften

gab, da die Mosel- und hohen Rheingegenden nur Zehnten und Zehnter kannten) noch mit Feher an das alte Hunnen-volk denken konnte.“

Lacomblet irrt sich nun allerdings selbst in der Erklärung des Wortes Rücken, das in der älteren Sprache mit bezug auf ein Gebirge ganz unbekannt ist, aber er würde sich noch mehr wundern, wenn er läse, daß seine Epigonen von Hund auf hoch — auf den Hund gekommen sind. Man verzeihe den geistreichen Kalauer, aber es lag so verführerisch nahe, weil er durchaus zu unserem Gegenstand gehört, denn das „auf den Hund kommen“ heißt nichts anderes als auf das Hunding, kurzweg Hunt genannt, das peinliche Gericht kommen. Der Vorsitzende der Huntschaft, der Huno der alten Franken, lud vor das Hundgericht, das Hundind, Hundind, Honnending, Hundding oder Honnelopding. Das Hundind der einzelnen Hundertschaft übte die niedere Gerichtsbarkeit aus, während bei der führenden Huntschaft des ganzen Gaus, wie zweifellos erwiesen ist, die hohe Gerichtsbarkeit ausgeübt wurde, zu deren Sitzungen die anderen Hunnen luden, und woran sie selbst teilnehmen mußten.

Die Würde des führenden Huno, des Vorsitzenden, ist sicherlich erblich gewesen, und so nannte sich das Kölner Geschlecht auf dem Hunnenrücken nach seinem Amt Hunin, ein Vorgang, wofür es ähnliche Beispiele unter den kölnischen Geschlechtern und wiederum andere tausendfältig unter den Namen aller Sprachen der Erde gibt. Es ist wahrscheinlich, daß der Huno auch in den Namen von Huene, Hoensbroech und Huhn sowie in der Huhngasse, der früheren Hundsgasse in Köln, fortlebt.

Im Mittelalte: ist der Vorsitzende des Gerichts der Amtmann, und das Amt des Hunnen, des Gemeindevorstehers, ging alljährlich bei den Hofbesitzern um. Zu seinen Befugnissen, die örtlich sehr verschieden waren, gehörte auch vielfach die des Gerichtsvollziehers und Frouboten, bis er etwa vom 16. Jahrhundert ab immer tiefer sinkend schließlich vielfach zum bloßen Amtsboten wurde und am Anfang des 19. Jahrhunderts ganz verschwand.

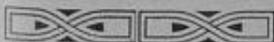


Nach der Übung.



Die Düsseldorf-  
Jugendwehr.

Austrücken einer Ab-  
teilung mit Musik unter Lei-  
tung von Offizieren zur  
Übung.



Photogr. Jean Esser, Düsseldorf.

In seiner vortrefflichen Arbeit über die Ortsgemeinden im alten Herzogtum Berg führt nun Hermann Schütze auch mehrere Trierer, auf Hundgerichte im Hunsrück, dem Hauptort der Hundinger, bezügliche Urkunden an, worin sie Hunrige oder Hunrie, lat. hunria genannt werden: „jurisdictio, que vulgariter dicuntur hunria“, und hier haben wir des Rätsels Lösung. Die Hunrige ist die mundartliche Umlautung des Schreibers der Urkunde für Hundsrüge, wovon die Düsseldorfer Urkunde spricht, und wenn wir zum Ueberfluß unsern Nothelfer, das Konversationslexikon, aufschlagen, dann finden wir unter Rüge: „Anzeige eines geringen Vergehens zum Zweck der gewöhnlichen Bestrafung. Zur Aburteilung eines solchen diente ehemals in vielen deutschen Ländern das Rügegericht (Rügeamt), das zu gewissen Zeiten und mit besonderen Feierlichkeiten abgehalten wurde usw.“ Mit der bei unseren Vorfahren beliebten Kürze im Ausdruck übertrug man den Namen der Anzeige auf das Gericht selbst, das im Gebiet der Franken das Hochgericht war und wovon wiederum der Hunsrück, der Hunnenrücken in Köln und der Hunsrücken in Düsseldorf ihre im zweiten Teil mißformten Namen haben.

Die Hunnen- oder Hunsrüge wurde bei düsterem Hadeschein nachts unter freiem Himmel auf einem von Pfählen umgebenen und mit einem Tau umspannten Platz abgehalten, weshalb wir am Niederrhein noch heute von einem Durchbrenner sagen, daß er sich „durch die Nord“ gemacht habe.

Heimatschutz für Natur und Baudenkmäler kommt glücklicherweise immer mehr zu seinem Recht. Auch die Sprache, die Vermittlerin unserer Geisteskräfte, hat ein Anrecht darauf, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß diese Zeiten Veranlassung geben möchten, die Namen des Gebirges und der beiden Straßen sowie die Erläuterungen dazu sinngemäß zu ändern, damit der ältesten Verfassung des Frankenlandes am Rhein ein Denkmal für immer rein und richtig erhalten bleibt.

## Humor.

— Unnötig. Junger Chemann: „Leb' wohl, mein Schatz, sollte ich heut' abend verhindert sein, pünktlich zu kommen, so schicke ich dir einen Brief.“ — Gattin: „Lieber Mann, das ist gar nicht nötig, den habe ich mir bereits aus deiner Rocktasche genommen.“

— Kleinstadt. Hausherr: „Wie hat Ihnen die Ozeanreise gefallen?“ — Gast: „Ganz gut bis auf die letzten drei Tage, denn da regnete es viel!“ — Hausfrau: „Was Sie sagen! Aber auf dem Ozean braucht es doch gar nicht zu regnen. . . Da wächst ja nichts.“

— In gleicher Schuld. Eine Dame begegnete einen kleinen Jungen, der Vogelei in seiner Mütze trug. „Du böser Junge, wie kannst du das Herz haben, so etwas zu tun“, schalt sie. „Deut' nur, wie verzweifelt die arme Vogelmama sein wird, wenn sie das Nest leer findet!“ — „Oh wo!“ antwortete der Junge, „die haben Sie ja auf Ihrem Hut!“

— Zwei Lehrmeister. Johann Joachim Quantz, der Friedrich dem Großen Unterricht auf der Flöte erteilte und ihn für dieses Instrument künstlerisch ausbildete, stellte einst dem König einen seiner Schüler vor, der die Flöte meisterhaft blies. Der König, der sehr empfindlich war, wenn jemand besser als er die Flöte spielte, sagte zu Quantz, „daß Er mir diese Geläufigkeit im Passagenpiel nicht beibringen konnte“. Quantz sagte darauf: „Majestät, der Junge ist auch anders ausgebildet worden, denn er hat außer mir noch einen Lehrmeister gehabt.“ — „Noch einen andern?“ fragt erstaunt der König. — „Natürlich, Majestät. Außer mir nämlich noch . . . das spanische Rohr.“

— Mißverständnis. Landesfürst: „Wie war's denn mit Ihrem letzten Brande?“ — Dorfbürgermeister: „Mit so arg, Durchlaucht, i hab' allein beimg'funden!“

— Mahnung. Frau zum Dienstmädchen: „Die Tür zu unserem Salon dürfen Sie auch bald mal abputzen, Ihr Ohr ist schon ganz schwarz.“

## Rätsellecke.

### Begierbild.



Wo ist der dritte Herr?

### Anagramm.

Frau und Mutter bin ich vorwärts,  
Hier des alten Testaments zugleich.  
Mann und Vater bin ich rückwärts,  
Neuer Operetten melodienreich.

### Logogriph.

Mit a ist es dein Eigen,  
Mit au der Frauen Zeichen,  
Mit e es eine Göttin nennt,  
Mit ie es jeder Junge kennt.

### Auswahlrätsel.

Aus jedem der Wörter:  
Fleckseife — Schwiegertochter — Stammhalter —  
Badewanne — Lotterie — Damenschneider —  
Drachensfels

sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben auszuwählen, die hinter einander gelesen und unter einander gestellt, unsern Lesern bald erscheinen werden.

### Rätsel.

1 2 3 4 5 6 7

Zeichen denke hier geschrieben,  
Und das erste Zeichen muß,  
Gleich dem letzten sein am Schluß.  
Du siehst auf den ersten Blick,  
1 2 3 nennt einen Strich,  
Bist du was die ersten 4  
Von den 7 nennen hier,  
Ist dir eine Welt erschlossen,  
Deren Reiz du gern genossen.  
Leicht beschwingt ist oft im blauen  
Aether 1—5 zu schauen.  
2—6 und 1—7  
Haben beide viel geschrieben,  
Beide Silben sind zugleich  
Meister in der Töne Reich.  
Merke nun, es nennt zum Schluß,  
1—6 dir einen Fluß.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

#### Stataufgabe:

Vorhand: G K, O, 9, 8, 7, R O, S 10, 9, 8, 7.  
Hinterhand: G W, R D, 10, K, 9, 8, 7, S D, K, O.  
Im Stat liegen: G D, 10.

Das Nullspiel ergibt sich von selbst; bei Großspiel zieht Vorhand G K und Hinterhand muß einen Stich auf G W machen.

Arithmetische Scherzaufgabe: Zusammen 30 Wallnüsse.

Rätselhafte Inschrift: Es ist keine List über Frauenlist.

#### Magisches Quadrat:

W e i ß  
G l a u  
S t a r  
K e r o

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 29.

Sonntag, 14. Juli.

Jahrgang 1912.



## Das Lotterielos.

Humoreske nach dem Norwegischen  
von Hans Günther.



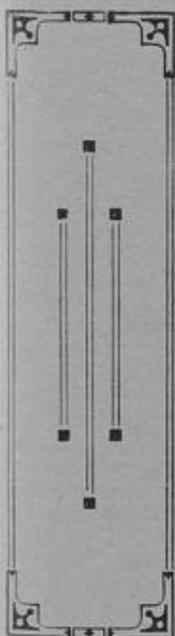
Der alte Bugge war in der ganzen Gegend wegen seines Geistes berühmter. Kein Mensch kam zu ihm ins Haus, seine einzige Gesellschaft war sein Dienstmädchen Auguste, dem er den glänzenden Lohn von dreißig Talern jährlich zahlte.

Sie war etwa fünfzig Jahre alt, groß und stark, hatte Hände und Füße, die einem Athleten Ehre gemacht hätten. Sie arbeitete wie ein Pferd und war sehr bescheiden in all ihren Forderungen. Treu wie ein Hund hielt sie zu ihrem Herrn, der sie tüchtig auszunutzen wußte. Ihr höchstes Glück war es, wenn der Bauer ihr mal ein anerkennendes Wort zuteil werden ließ, was selten genug geschah.

Eines Tages hatte Bugge, der die Ausgabe für einen Maurer sparen wollte, selbst die Gartenmauer erklettert, um eine Reparatur vorzunehmen, war aber in den jenseits des Hofes liegenden Teich hinabgestürzt. Da er nicht schwimmen konnte, rief er aus Leibesträften um Hilfe; mit Lebensgefahr gelang es der alten Auguste, ihren Herrn wieder aufs Trockene zu bringen. Sie trug den Bewußtlosen in das Haus, legte ihn ins Bett und rieb ihn so lange, bis er wieder zu sich kam. Als er die Augen aufschlug, gewahrte er Freudentränen in den ihren.

„Was für ein Glück, daß der Herr nicht ertrunken ist,“ schluchzte sie.

„Und du hast mich gerettet, das werde ich dir nie ver-



Das Bundesgebäude in Bern.

Die Beratungen über das deutsch-französische Kongo-Abkommen finden in dem schweizerischen Bundesgebäude in Bern statt. Der prächtige Bau steht etwa 60 Meter über der Bern durchströmenden, grünen Aare und bietet von seiner hier abgebildeten Südfront aus bei schönem Wetter einen herrlichen Blick auf das Alpenpanorama mit der Jungfrau.

gessen, Auguste, darauf kannst du dich verlassen. Du sollst zur Belohnung auch ein Geschenk von mir bekommen."

"Das ist gar nicht nötig," meinte sie.

"Es bleibt dabei, was ich gesagt habe, das werde ich tun, du sollst eine Belohnung erhalten."

Den ganzen Tag dachte er darüber nach, was er ihr geben sollte; abends rief er sie herein, und mit einem Gesicht, als werde ihm ein Zahn ausgezogen, öffnete er seinen Beutel und gab ihr einen Taler.

"Hier hast du die versprochene Belohnung. Das ist nicht etwa ein Vorschuß auf deinen Lohn, den bekommst du wie gewöhnlich. Sei nun aber auch sparsam, und verschwende das Geld nicht. Ich will dir einen Rat geben: kaufe dir für diese Summe ein Lotterielos, ja, das mußt du tun, du kannst 10 000 Mark damit gewinnen."

Der Geizhals vergaß das "fürstliche Geschenk" nicht so bald und interessierte sich gewaltig dafür, ob seine Magd es auch würdig angewendet habe. Immer wieder fragte er, ob sie sich bereits ein Los gekauft hätte.

"Noch nicht, aber ich werde es bald tun," pflegte sie zu antworten.

Schließlich wurde ihr das viele Fragen lästig, und sie machte ihm deshalb eines Tages vor, sie hätte sich nun endlich ein Los gekauft.

"Welche Nummer hat es?"

"3546."

Er prägte sich die Zahl ein. "Nun gib aber auch acht, daß du das Los nicht verlierst; wenn du willst, werde ich es dir aufbewahren."

"Das ist nicht nötig, ich kann es selbst aufheben."

Nach diesem merkwürdigen Ereignis verging das Leben der beiden wieder gleichmäßig wie zuvor. Eines Tages jedoch wurde der Bauer plötzlich von einer mächtigen Erregung gepackt. Er saß bei dem Dorfbarbier und las die Zeitung. Zufällig fiel sein Blick auf die Ziehungsliste und siehe da: Nr. 3546 hatte das Große Los gewonnen!

Er stieß einen Freudenschrei aus, so daß der Barbier vor Schreck ihm beinahe das Ohrkläppchen abgeschnitten hätte.

"Was gibt's denn, Vater Bugge?" fragte er.

"Ach, nichts, nichts," antwortete dieser, sich gewaltsam beherrschend und nochmals die Zeitung studierend. Ja, es war kein Zweifel möglich, da stand es: 3546, und das war Augustes Nummer, er hatte sie sich ganz genau gemerkt. Völlig benommen bogab er sich nach Hause.

Auguste hatte gerade das gewohnte Frühstück für ihn bereitet. Er setzte sich an den Tisch, bekam aber keinen Bissen hinunter. Sie bemerkte seine Erregung.

"Fehlt Ihnen etwas, Herr Bugge?" fragte sie ruhig.

"Nein, gar nichts."

"Sie sind doch nicht krank?"

"Ich sage dir ja, mir fehlt nichts."

In den nächsten Tagen beobachtete er sie heimlich. Wußte sie, daß sie das Große Los gewonnen hatte? Nein, sie hatte offenbar keine Ahnung davon, ganz sicher nicht! Und eines Morgens jaßte er sich ein Herz und fragte sie mit zitternder Stimme:

"Gibt's gar nichts Neues, Auguste?"

"Nein, außer daß das eine Huhn krank zu sein scheint, es will nicht fressen."

Sie wußte also nichts. Und es fiel ihm nicht ein, ihr die große Neuigkeit mitzuteilen. Es wäre ihm geradezu wahnwichtig vorgekommen, wenn ein anderer dieses Vermögen in Besitz nehmen sollte, das mit seinem Gelde gewonnen war — mit seinem Taler!

Eines Tages las er in der Zeitung, daß die Gewinne, die innerhalb drei Monate nicht abgeholt wurden, der Staatskasse zufielen. Nun konnte er nicht mehr schlafen, noch essen und trinken. Still und verschlossen ging er umher. Unzählige Male war er im Begriff, Auguste gegenüber Andeutung betreffs ihres Lotterieloses zu machen, doch er brachte keine Silbe über die Lippen. Er wagte es nicht, ein einziges unvorsichtiges Wort konnte ja ihr Mißtrauen erwecken.

Nach einer schlaflosen Nacht stand er eines Morgens auf. Ein schlaues Lächeln lag um seinen breiten Mund — er hatte einen Ausweg gefunden. Er begann damit, Auguste den Auftrag zu erteilen, daß sie das fetteste Huhn schlachten und braten möge. Dann ging er in den Keller hinunter und holte eine Flasche Wein. Auch Kaffee, Zucker und Rogmal sollte sie bringen.

Auguste starrte ihn fassungslos an und fürchtete, er habe plötzlich den Verstand verloren. Ihre Befürchtung steigerte



Der Bernhardiner-Dackel.

Außer den berühmten Bernhardinerhunden wird in dem Bernhardt-Stift auf dem St. Gotthardt noch eine Abart dieser Hunde, die sogenannten "Bernhardinerdackel" gezüchtet, die an Findigkeit und Klugheit ihren großen Brüdern nicht nachsteht.



sich vollends, als er ihr befohl, für zwei Personen zu decken und sich mit ihm zu Tisch zu setzen.

"Aber, was denkt der Herr, das wage ich nicht," stammelte sie.

"Du wirst tun, was ich sage," erwiderte er bestimmt.

Auguste hatte einst gehört, daß man einem Irren niemals widersprechen dürfe, das könne fürchterliche Folgen haben. Sie gehorchte daher und setzte sich zaghaft auf eine Stuhlklante. Verlegen sah sie da.

"Aber so ist und trint doch," forderte Bugge sie auf und legte ihr ein großes Stück Huhn vor und schenkte ihr Glas voll.

Als sie den Kaffee hereinbrachte, sagte der Alte plötzlich:

"Nun höre, was ich dir zu sagen habe. Ich beabsichtige, mich zu verheiraten."

Nun, ja, der Herr ist ja noch rüstig und gesund, und selbst wenn der Herr auch schon ein bißchen bei Jahren ist . . ."

"Wenn du willst, Auguste, wüßte ich nicht, was uns beide hindern sollte, uns zu heiraten!"

Nun, das hätte sie denn doch nicht erwartet. So weit war sein Geist also schon gestört?

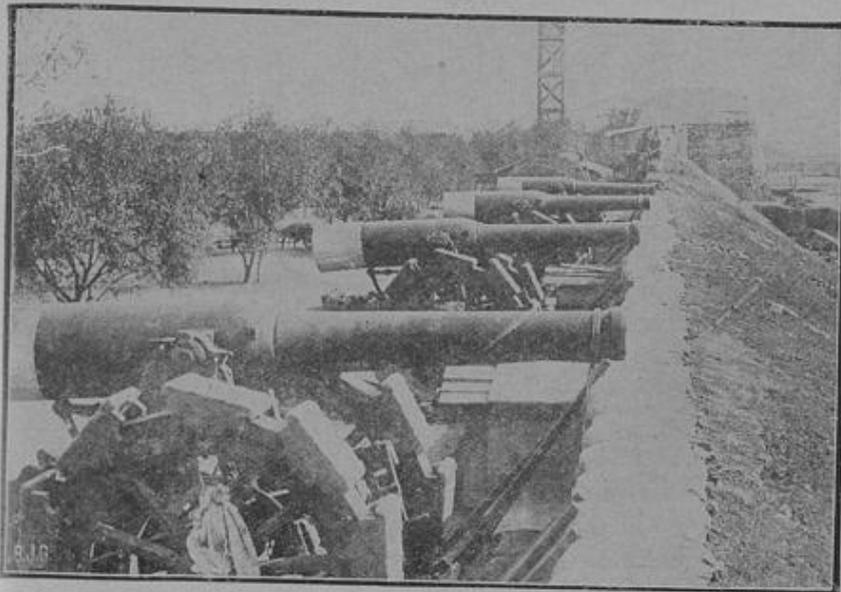
"Der Herr macht sich nur einen Spaß mit mir," stotterte sie bang.

"Wirklich nicht." Und nun erklärte er ihr, daß er sich alt zu fühlen beginne, keine Familie habe, völlig einsam sei und nicht so verlassen sterben möchte. Er habe auch nicht vergessen, daß Auguste ihm das Leben gerettet, und daß er ihr zu großem Danke verpflichtet sei. . . .

Kurz, er wußte so viele Gründe für den Ernst seines Vorschlages anzuführen, daß es ihm schließlich gelang, die Magd davon zu überzeugen, daß er seine fünf Sinne beisammen und in Wirklichkeit die Absicht hatte, sie zu heiraten. Sie war ganz wirt vor Freude über das unerwartete Glück, das ihr da geboten wurde. Sie, das arme Mädchen, sollte Vater Bugges Frau werden! Wer hätte sich das wohl je träumen lassen?

Am einem der nächsten Tage schon wurden sie aufgeboten und bald darauf in der Kirche feierlich getraut. Danach gab es ein gutes Mittagessen, an dem auch der Herr Pfarrer teilnahm. Als die Gäste gegangen waren und das "junge Ehepaar" sich allein gegenüberstand, beeilte sich Bugge, an seine Frau die Frage zu stellen, die ihm nun so lange schon auf der Seele brannte:

"Sage mir nun, liebe Auguste, wo hast du dein Los auf-



<p>Zum türkisch-italienischen Krieg.</p> <p>Die Befestigungen der Italiener bei Benghasi.</p> <p>Die Italiener haben in Benghasi nunmehr große Festungsgeschütze zur Aufstellung gebracht, mit denen sie die fortwährenden Angriffe der vereinten Türken und Araber wirksam zurückschlagen.</p>
---

bewahrt?" Und freudestrahlend rieb er sich die Hände bei dem Gedanken, daß er nun endlich in den Besitz des großen Gewinnes kommen sollte.

"Von was für einem Los sprichst du denn?" fragte Auguste erstaunt.

"Von deinem Lotterielos natürlich."

"Von welchem Lotterielos?"

"Ach, das weißt du ja ganz gut," sagte Bugge und war im Begriff, ungeduldig zu werden. "Von dem Lotterielos, das du für den Taler gekauft hast, den ich dir einst aus Dankbarkeit schenkte."

"Ach davon!" rief Auguste aus. "Ja, ich dachte mir damals, es kommt so selten vor, daß man in der Lotterie gewinnt, und da es in jenem Winter so sehr kalt war so . . ."

"Nun, was so?" flüsterte Bugge leichenbläß.

"Ja, so ließ ich es mit dem Los und kaufte mir statt dessen für den Taler ein Paar warm gesütterte, schöne Schuhe. . ."

—::◎::—

## Poesie und Straßenschmutz.

Von den Zuständen auf den Straßen mittelalterlicher Städte kann man sich heute, wo glattes Asphaltparkett zu den Alltäglichkeiten gehört, kaum noch eine Vorstellung machen. Man wird es auch kaum begreifen, daß eine besondere Deputation fr. Rt. von Köln aus die weite und umständliche Reise nach Nürnberg unternahm, nur um das eben dort hergestellte Pflaster in Augenschein zu nehmen. Und doch war die „Pflasterkunst“, die seit den Römerzeiten, wie so vieles andere in Verfall und Vergessenheit geraten war, für die damalige Zeit ein Ereignis. Denn sie bedeutete eine Verbesserung der Straße sowohl verkehrstechnisch wie gesundheitlich. Es gelang jetzt vor allem, des Schmutzes auf den Straßen einigermaßen Herr zu werden. Die fäulnisserregenden Substanzen konnten nicht mehr in den Boden eindringen oder an der Straßenoberfläche eintrocknen, um dann vom ersten heißen Wirbelwind wieder in die Häuser getragen zu werden.

Die Straßen der mittelalterlichen Städte waren oft in einem Zustande, der heute nicht einmal mehr in dem ärmsten Dorf als möglich angesehen werden kann. Die Straße galt eben damals als öffentliche Ablagerungsstätte für jeglichen Schmutz einschließlich der menschlichen Exkremente. Den Schmutz aus dem Hause entfernt zu haben, betrachtete der damalige Erdenbürger schon als eine erkleckliche hygienische Leistung. Daß dieser Mißstand bis in die frühesten Zeiten zurückreicht, ist protokolllarisch festgelegt in Verordnungen, wie sie in aller Welt, in Italien, England, in Frankreich und bei uns in Deutschland von städtischen und staatlischen Behörden erlassen wurden. Offenbar haben diese obrigkeitlichen Ermahnungen aber nicht immer gegrundet. Man griff daher — vielleicht aus den gleichen pädagogischen Gründen, aus denen man die lateinische Grammatik in Verse kleidete — auch zur Gedichtform. Ein solch herzhafte Gedichtlein hat

sich aus dem Jahre 1370 her eine zeitlang in München erhalten; es geriet dann in Vergessenheit, um später in Passau wieder aufzuleben: Es lautet:

Noth oder Unflath vor der Thüren  
Ist binnen drei Tagen wegzuführen,  
So wie auch mit dem Schweinehalten  
Soll geschehen so wie vor Alten,  
Damit Niemand keinen Unflath  
Vor seiner Thüre oder auf der Gasse hat,  
Unsauberes aus den Häusern gießen  
Wird man auch mit Strafe büßen.

So lang der Magistrat den Bürgern damals ihre Pflicht vor. Viel scheint es allerdings nicht geholfen zu haben. Denn vierhundert Jahre später mußten in der gleichen Stadt dieselben Mahnungen erfolgen, nur etwas gestrenger im Ton absolutistischer Herrschaft. Es wurde bestimmt, daß jeder Hausbesitzer sich dazu zu bequemen habe, zweimal in der Woche den Mist vor seinem Hause wegzuschaffen. Auch mußte er die Straße besprengen und zwar „mit sauberem, nicht aus der Rinne genommenen Wasser“ täglich zweimal. Allerdings scheint die Wirkung nicht allzu groß gewesen zu sein, denn der Befehl mußte fast jedes Jahr wiederholt werden. Selbstverständlich war es mit der Hygiene der Straße im Mittelalter in andern deutschen Städten nicht viel besser bestellt.

—::◎::—

## Der Wegweiser.

Man sieht an Scheidewegen  
Oft Straßenzeiger seh'n;  
Die mahnen treu den Pilger,  
Den rechten Weg zu geh'n.

Nüngst sah ich einen eig'nen,  
Wahrhaftig gut gewählt:  
Es war der Herr am Kreuze  
Am Wege hingestellt.

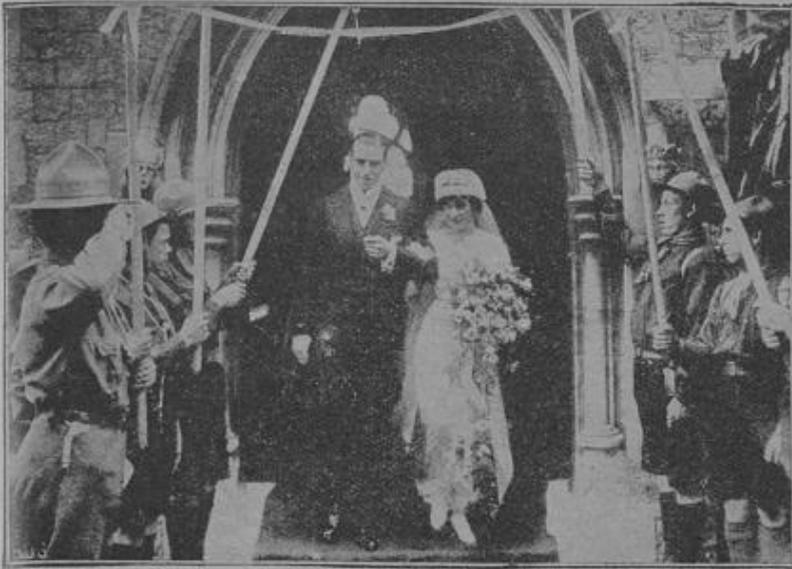
Wie sind doch seine Arme,  
So liebend ausgepannt:  
Die sind der rechte Zeiger,  
Ins wahre Heimatland.

Wohin auf Erden immer  
Des Menschen Wege geh'n,  
Glücklich alle Jene,  
Die auf den Heiland seh'n.

Drum folg' ihm nach, o Pilger,  
Und glaube seinem Wort;  
Dann wirst du ewig jubeln:  
Ich bin am rechten Ort.

K.





Hochzeit des berühmten englischen Fliegers Graham White. In Widford (England) vermählte sich am 28. Juni der bekannte englische Flieger Graham White mit der Fliegerin Dorothea Taylor. Die zu der Hochzeit geladenen Gäste erschienen teilweise im Aero-plan. Auch die englische Jugendwehr trat zu der Feierlichkeit an, sie bildete bei dem Austritt des Brautpaares aus der Kirche Spalier.

## Am Wachfeuer.

Von Max Barthold-Wien.

In der Vorpostenkette fiel ein Schuß. Die Reiter saßen sofort auf; eine Patrouille ging ab. Die fortdauernde Ruhe überzeugte jedoch bald, daß ein feindlicher Ueberfall nicht Veranlassung zur Alarmierung gegeben und man wartete gespannt auf die Rückkehr der Patrouille.

Nach wenigen Minuten war der Hufschlag galoppierender Pferde vernehmbar, und in dem ersten der herbeisprengenden beiden Reiter erkannte man, nicht wenig überrascht, die Person des Kaisers. Mitternacht war lange vorüber, der Himmel mit Myriaden glänzender Sterne bedeckt, aber der Mond noch nicht aufgegangen, und die Felder lagen im Dunkel. Der flammende Schein der Wachfeuer fiel jedoch einen Moment auf das Antlitz des Kaisers, daß ein Verkennen nicht möglich war.

Noch bevor er den Lauf des Pferdes parierte, rief er barsch:

„Wo ist der Kommandant der Feldwache?“

Der Kommandant trat vor und salutierte.

„Ihr Name?“

„Dedier.“

„Leutnant Dedier, lassen Sie Ihre Vorposten ablösen.“

Die Ablösung marschierte ab. Der Kaiser ritt schweigend zu seinem Begleiter, in dem man jetzt den Groß-Marschall Duroc erkannte. Eine bange Stille trat ein. Nur das Schnauben der Pferde und das Gräusch der nachbarlichen Feldwachen belebte die Totenstille. Endlich kam die abgelöste Mannschaft zurück.

Der Kaiser wandte sich den Leuten lebhaft zu und rief mit zorniger Stimme:

„Dragoner, wer von Euch hat auf mich geschossen?“

Allgemein herrschte eine jähe Ueberraschung. Vielen der Soldaten entfuhr ein Laut des Entsetzens.

Sogleich sah ein Mann ab, dessen bärtiges Gesicht und militärische Präzision den alten Krieger verrieten. Keck, ohne ein Zeichen der Furcht, sprach er:

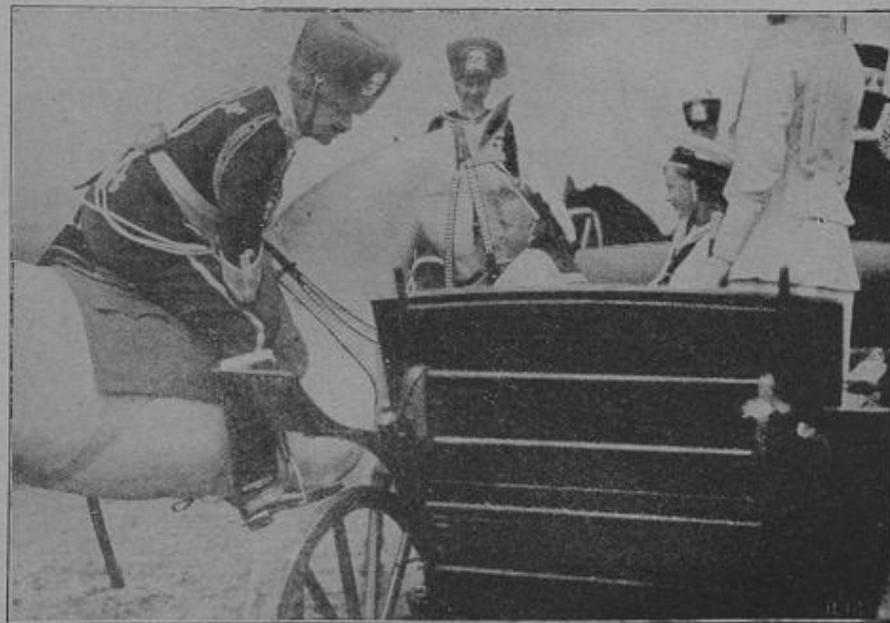
„Meine Hand, Sire, drückte den Karabiner auf Ew. Majestät ab, und auf Ehre, Sire, ich glaube, ich tat recht!“

„Unverschämter, ist dir dein Kaiser so fremd, daß du ihn nicht erkanntest?“

„Bardonnez, Sire! Ich schoß nicht auf den Kaiser, ich schoß auf den Mann, der meinem Anrufe die Antwort verweigerte. Ew. Majestät würden mich haben aufgehängt.“

## Der Kaiser als Großpapa.

Gelegentlich der Besichtigung der Danziger Garnison durch den Kaiser am 2. Juli waren außer der Prinzessin Vittoria Luise auch die beiden ältesten Söhne des Kronprinzenpaares auf dem Grezlerfelde anwesend. Der Kaiser unterhielt sich längere Zeit herzlich mit seinen Enkeln.



lassen wie einen Feigling, wenn ich die Kugel zurückgehalten hätte, und auf Ehre, Sie würden recht gehabt haben!"

Napoleon neigte sich flüsternd zu Duroc. Dann wandte er sich zu dem Dragoner zurück, der sich indessen, im Gefühle seines Rechtes, trotzig den Schnauzbart gefirichen, und zwang seine Stimme — so schien es wenigstens — zu dem früheren zornigen Tone.

„Warum fehltest du mich auf so kurze Distanz?“

„Was fragen Sie mich, Sire? Meine Kugel tat wie die großen und kleinen Källe, die Ew. Majestät jederzeit umspielen: sie salutierte! Sire, seit dem Tage von Arcole gehen Ihnen die Kugeln mit respektvoller Bewunderung aus dem Wege!“

trugen. Bei Friedland, Sire, da war es dem Sergeanten Duval beschieden, die letzten Lorbeeren zu brechen.“

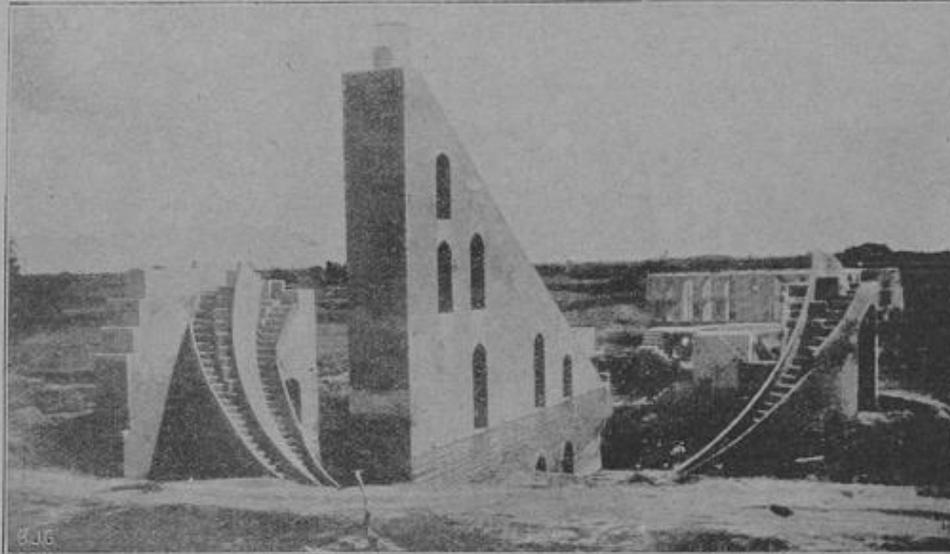
Der alte Soldat sprach die letzten Worte langsam und fast tonlos. Jetzt schwieg er und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Weiter, mein Alter, weiter!“ drängte der Kaiser ungeduldig.

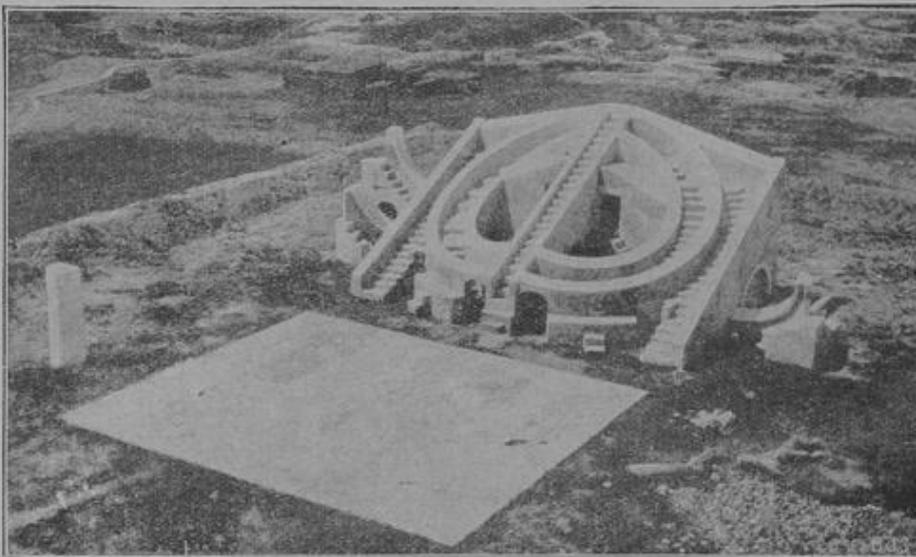
„Ich bin fertig, Sire, — die Welt und Ew. Majestät wissen, was die Division Dupont getan —“

„Division Dupont!“ fiel ihm der Kaiser schnell und verächtlich in die Rede. „So warst du unter denen, die bei Baylen die schändliche Kapitulation unterzeichneten?“

„Ich war es, Sire,“ sprach der Soldat mit Resignation,



Instrument zum Messen der Sonnendeklination.



Die größte Sonnenuhr der Welt.

„Meinst du, Kamerad?“ sprach der Kaiser gütig. „Aber sage mir, wo hast du diese Erfahrung gemacht? Wo warst du im Feuer? Du scheinst mir ein alter Knabe und tust noch den Dienst des Gemeinen? Warum gab man dir die Auszeichnung des Korporals nicht?“

„Ew. Majestät fragen viel, darum werden Sie sich auch eine lange Antwort gefallen lassen müssen. Gestatten Sie?“

„Sprich, mein Alter!“

„Als man Sie noch General nannte, Sire, da focht ich mit Ihnen in Italien und nahm teil an Ihren Siegen; ich folgte dem Premierkonful nach Aegypten, und auch mir wurde dort Ruhm, der ewig an Ihren Adlern haften wird. Ich war unter denen, mein Kaiser, die Ew. Majestät als Souverän huldigten und die Kriegsfackel nach Deutschland

„und weiß, daß meines Generals schmachvolle Tat auch mir die Ehre geraubt, aber —“

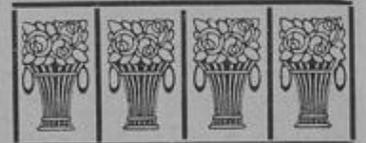
Der Dragoner schluchzte leise, da unterbrach ihn der Kaiser:

„Und wie kamst du zu den Dragonern des Prinzen Murat?“

„Es gelang uns — meinem Leutnant Dedier und mir — der Gefangenschaft zu entfliehen, Sire. Das Verlangen, unter Ew. Majestät Adlern das wieder zu erkämpfen, was bei Baylen verloren, stärkte uns, und ließ uns alle Gefahren übersehen. Sire! Die Adler winkten uns wieder freundlich zu, und auch Ew. Majestät —“

„Nun?“ —

Der Mond zeigte sich in diesem Augenblick glänzend am



Die alte indische Sternwarte in Delhi.

Etwas abseits von Delhi befindet sich die alte indische Sternwarte, das Observatorium des Radja Jai Singh von Jeypur. Der Radja ließ sie im Jahre 1723 erbauen, jedoch wurde die Sternwarte bereits im Jahre 1739 durch die Perfer teilweise zerstört.



Himmel, und der wackere Duval zeigte munter hinauf nach dem Himmelslicht und rief lachend:

„Ich darf nun wohl schweigen, Sire? Mein Alliierter dort oben wird wohl für mich sprechen und Ew. Majestät Born in die Flucht schlagen!“

Der Kaiser ritt dicht an ihn heran und sah ihn einen Moment ins Gesicht.

„Du empfängst bei Abendsberg das Kreuz der Ehrenlegion aus meiner Hand!“

„So ist es, Sire, und das deut' ich, heißt die Ehrenwunde in meiner Brust.“

Napoleon reichte ihm die Hand mit unverkennbarer Kühlung:

„Ich denke wie du, Alter, und wünsche, daß die heutige Schlacht dir und mir Gelegenheit gibt, deine Bravour zu lohnen.“

Der Mann wich von allen Zungen und ein stürmisches: „Es lebe der Kaiser!“ erfüllte die Lüfte.

Eine Stunde später wurde es Tag, und der erste Schein der strahlenden Sonne gab das Signal zum Beginn der für ewige Zeiten berühmten Schlacht von Wagram, infolgedessen der Waffenstillstand von Znaim am 10. Juli 1809 unterzeichnet wurde.

Sergant Duval wurde auf dem Schlachtfeld zum Leutnant befördert. Erst 1815 bestiegte er mit seinem Tode die Treue für seinen Kaiser. Das große Grab von Waterloo deckt auch dieses braven Soldaten Gebeine.

### Eine Fliege.

Von Georg Heinj Daub.

„Habe ich denn nicht dein Glück im Auge?“

„Gewiß, lieber Vater! — Aber —“

„Ich begreife dich wirklich nicht, Elisabeth. Du hast Dr. Freeden dein Wort gegeben. — Ihr habt euch lange und oft auch gesehen und kennen gelernt, — einen triftigen Grund für deine angebliche zeitweilige Abneigung kannst du nicht angeben, — warum soll denn der Verlobungstag noch einmal hinausgeschoben werden? — — — Na, weine nicht Kind, — — — aber ich glaube es ist nur Schüchternheit, was du dir als Abneigung auslegst!“

„Nein, Vater. Und doch — ich fürchte mich vor dem Schritt. Sieh, wenn Bernhard neben mir sitzt und mich mit seinen lebhaften Schilderungen zu unterhalten sucht, dann habe ich oft das Gefühl, als ob ein falscher Ton hin und wieder durch seine Stimme gehe, als ob er hinter seiner Lebenswürdigkeit einen Charakter verberge, der mir nicht sympatisch sein könnte.“

„Ich begreife dich wirklich nicht. Dr. Freeden genießt in der vornehmen Gesellschaft der Stadt den besten Ruf als tadelloser Charakter — ich wüßte wirklich nicht — — — kurzum, liebes Kind, besinne dich! Denk an die bösen Zungen. Ich habe doch auch einen Blick für die Menschen und mir gefällt Bernhard gut! Auch ist er eine gute Partie — und es würde mir wirklich lieb sein, wenn — du weißt ja, daß du noch vier Schwestern hast, die auch heranwachsen. Und meine Praxis auf dem Lande, na, viel Reichtümer wirst sie nicht ab. Also, meine liebe Elisabeth, sei vernünftig . . . .“

„Vater! — Und doch mag ich noch nicht mich binden.“

„Nun gut — ich dränge ja nicht. Aber Bernhard wird sicher wenig erbaut sein von dem neuen Aufschub!“

„Mag er — ich bitte dich, Vater, sag' ihm nur offen, was ich dir gesagt habe.“

„Das geht nicht an, Kind. — — — Uebrigens, ich höre das Trab von Pferden. — — — Dr. Freeden kommt schon.“

Leicht die Hand auf das pochende Herz pressend, erhebt sich Elisabeth Brinkmann, Dr. Brinkmanns, des beliebten Landarztes älteste Tochter. Wie eine liebliche Gestalt, die schweren blonden Flechten wie eine Krone tragend, das zarte Gesichtchen von einer heißen Röte bedeckt, steht sie da. Einen Moment noch blickt sie in des Vaters glütig-ernstes Gesicht, — dann huscht sie aus dessen Arbeitszimmer hinaus, wo die Unterredung stattgefunden hatte.

Auf demselben Sitz, den nicht lange vorher die Jungfrau eingenommen hatte, befindet sich wenige Minuten später ein eleganter Herr, eine stattliche Erscheinung, dessen dunkel-schwarzes Haar heute wie Ebenholz glänzt und das ohnehin blaße Gesicht noch bleicher erscheinen läßt.

Eine zeitlang sprechen die Herren von gleichgültigen Dingen. Dr. Brinkmann fragt, wie das chemische Werk floriere, an welchem Dr. Freeden seit einigen Monaten tätig ist und



Eine schwebende Treppe.

In der Gewerbe-, Industrie- und Landwirtschaftsausstellung zu Köslin befindet sich eine Treppe, die aus Zement hergestellt ist und außer dem Fundament keinerlei Stützen besitzt.

erfährt, daß die Erwartungen des Befragten weit übertraffen seien.

„Und Elisabeth — — —?“ kommt es dann fragend von des Gastes Lippen.

„Ja, mein lieber Freund!“ antwortet zögernd der Arzt. „Ich bin Ihnen schuldig, offen zu gestehen, daß meine Tochter noch nicht sich entschließen kann, in die öffentliche Verlobung einzuwilligen. Sehen Sie — — —“ Dr. Brinkmann stochert und zieht einige Züge aus seiner Zigarre. Dann jedoch faßt er sich und bringt dem jungen Liebhaber schonend bei, daß Elisabeth gegen seinen Charakter mißtrauisch sei . . . .

Still wird es in dem hohen Arbeitszimmer des Doktorhauses und schweigend sitzen die Männer lange Zeit einander gegenüber, Dr. Brinkmann einigermaßen verlegen, der Gast noch bleicher wie bei seinem Kommen und ärgerlich erregt. . . . . Kein Laut unterbricht die peinliche Pause des Gespräches. Und doch . . . . ein leises Summen kommt von der Decke her . . . . Niemand beachtet es. In immer kleineren Kreisen schwirrt es über den Köpfen der Männer und da . . . .

„Verdammte Fliege!“

Erschreckt blickt der Arzt auf, gerade in das erregte Gesicht seines Gastes hinein, der sich so vergessen hat. Gehörte dieses verzerrte Antlitz denselben jungen Menschen, von dessen Lebenswürdigkeit er so viel Ruhmens gehört hatte und den er selbst für gutmütig und selbstzuchtig gehalten hatte?

„Ach, entschuldigen Sie, Herr Doktor!“ kam es jetzt von den Lippen des Besuchers. „Aber so eine Fliege — — —“

„Ja, ja — die kann einem Menschen aus der Fassung bringen, nicht wahr?“ entgegnete der Vater Elisabeths mit leichtem Spott. Dann fragt er: „Wünschen Sie meine Tochter heute zu sehen? — Und sind Sie mit deren Wunsch einverstanden?“

Dr. Freeden schüttelte den Kopf und erhob sich.

„Ich bin nicht in der Stimmung, Elisabeth heute zu sprechen. Bitte grüßen Sie dieselbe von mir — — — und der Aufschub, der Aufschub — — — ist mir recht fatal!“ — — — Einige Wochen später.

Wieder sitzen sich Vater und Tochter einander gegenüber,

ersterer in dunklem Reiseanzug, ein wenig erhitzt und ermüdet.

„Und tut es dir auch nicht leid, was ich dir mitteilen mußte?“ kommt es fragend von des Arztes Lippen.

„Nein, mein Vater! Ich ahnte so etwas!“

„Sieh da — du mit deinen reinen Augen hast in der Tat recht gesehen. Ich hätte mich wirklich täuschen lassen. Aber es ist so, wie ich Dir sagte — er hat gar unverantwortlich an jenem armen Mädchen gehandelt und wollte durch eine rasche Verlobung und Hochzeit einen Strich unter die Vergangenheit setzen und sein schuldiges Gewissen betäuben.“

„Du hättest mir gar nichts gesagt, Vater, daß du nach A. reisen würdest, wo — er früher gewohnt hat!“

„Ja, mein Kind — ist's denn noch früh genug?“

„Gott sei dank! — ich meine fast, du hättest ihm in den letzten Wochen auch mißtraut?“

„Hab' ich auch Kind! Hör, an!“ und nun erzählte Dr. Brinkmann seiner Tochter von der kleinen Fliege, die den angeblich so aufrichtigen Liebhaber so erregte, daß er seinen am Jähzorn krankenden, von unlauteren Absichten bewegten Charakter erkennen ließ.

\* \* \*

Elsbeth Brinkmann ist heute die glückliche Gattin eines braven Beamten und Mutter einer Reihe von lieben Kindern, die ebenso hübsch zu werden versprechen, wie Frau Elsbeth es noch ist. Frohsinn und Glück erfüllen ihr bescheidenes Heim. An langen Wintertagen aber summt und brummt es zuweilen in dem stillen Wohnzimmer des Hau-

ses. Das rührt von einer Schar kleiner geflügelter Wesen her, die sonst nicht gerade den Menschen zur Freude gereichen. Im Hause Frau Elsbeths aber genießen sie Schonung; denn sie tut keiner Fliege etwas zu leide.

### Humor.

— Gemüthlich. Gemeindediener: „Gestern hab' ich vergessen, den Gemeindefarreß zuzusperrn. — richtig, sind wieder drei Stomer drin über Nacht geblieben.“

— Augendiagnose. Kurpfuscher: „Ja, mein lieber Herr, Ihnen fehlt's am Blinddarm.“ — Patient: „Stimmt ganz genau, er ist mir vor einem Jahre rausgeschnitten worden.“

— Sein letzter Wille. Bräutigam: „Ich möchte am Tage nach der Hochzeit nach Ostende reisen!“ — Braut: „Wie du willst, Schatz.“ — Bräutigam: „Und dein Reichenlehrer wird endlich entlassen!“ — Braut: „Auch das soll geschehen!“

— Mutter (leise zur Tochter): „Dein künftiger Gemahl hat aber viel zu wünschen.“ — Tochter (ebenso leise zur Mutter): „Sei ruhig, es ist sein letzter Wille!“

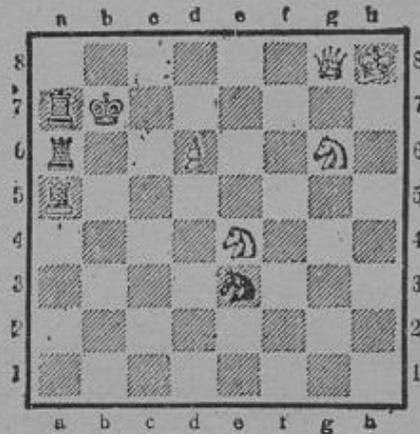
— Auch ein Standpunkt. Der Lehrer spricht in der Schule über Bekleidungsgegenstände. Lehrer: „Welche Bekleidung haben die Menschen für die Hände?“ — Peter antwortet prompt: „Die Hosentaschen.“

— Daher. Hausfrau: „Aber, Minna, was ist hier für eine entsetzliche Unordnung in dem Zimmer?“ — Minna: „Der Herr hat 'n Kragnknopf gesucht.“

## Rätsellecke.

### Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in 3 Zügen matt.

### Homonym.

Sie schützen mich, sie stützen mich,  
Sie geh'n mir überall zur Seite,  
Sie drücken mir den Freund ans Herz,  
Sie bringen nahe mir das Weite.  
Sie leiden Not, sie schrei'n nach Brot,  
Sie sind die untersten im Range,  
Und dennoch sind sie oft vergnügt  
Und leben glücklich, leben lange.

### Sachrätsel.

Die Kleinen herzt und küßt man fest,  
Sofern man sie nicht hangt sofort;  
Die großen aber, nun die läßt  
Man laufen — sagt ein altes Wort.

### Scherzrätsel.

Was bleibt sich gleich in Nähen und Fernen,  
In Norden und Süden, in Sonnen und Sternen,  
In Burgen und Hütten, in Schalen und Scherben,  
In Freuden und Leiden, in Leben und Sterben?

### Begierbild.



Wo sind die Stadtwächter?

### Scharade.

Wo sich die Eins am Kinde verfehlt, da geschieht's oft,  
Daß in der Zwei-Eins dereinst schmäählich der Mann es entgilt.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; zwischen dem großen Herrn und der Portiäre ist dann der Gesuchte sichtbar.

Anagramm: Nabel — Lehar.

Logogriph: Habe, Haute, Hebe, Hiebe.

Auswahlrätsel: Kometenschweif.

Fleckseife

Schwiegertochter

Stammhalter

Badewanne

Lotterie

Damenschneider

Drachensfels

Rätsel: Taubert.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 30.

Sonntag, 21. Juli.

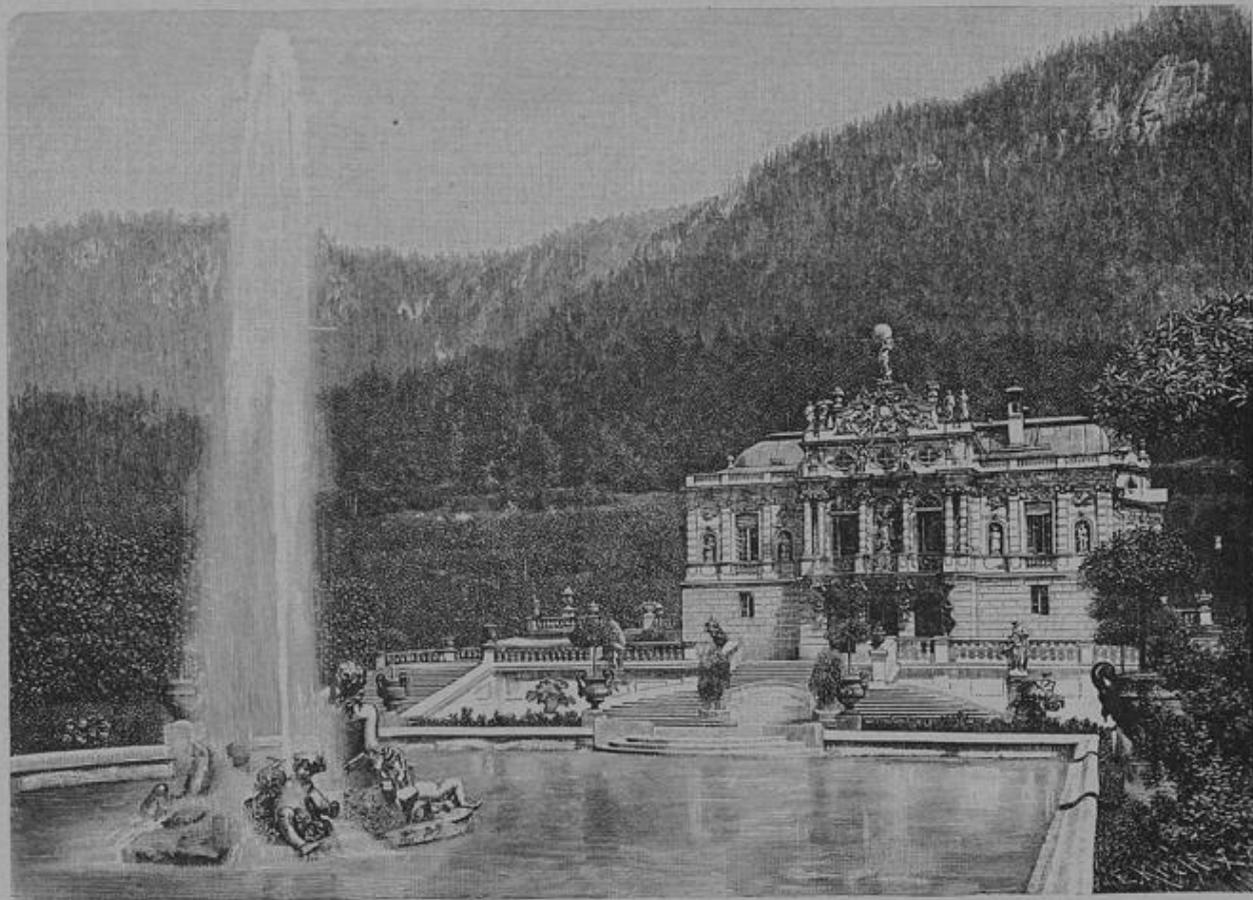
Jahrgang 1912.

## Schloß Lindenhof in Oberbayern.

Das kleinste unter den bayrischen Königsschlössern, das König Ludwig II. in seinem nach Schönheit dürstenden Geiste entworfen und ausgeführt hat, ist Schloß Lindenhof, oberhalb Oberammergau in einem herrlichen Tal kurz vor dem Paß nach dem Plansee gelegen. Ein herrlicher Park bereitet sich um das in modernem Rokoko erbaute Schloßchen aus. Ueber steile Terrassen hinter ihm stürzt ein rauschender Wasserfall, die Terrassen vor ihm geben in einen mit einer Neptungruppe als Springbrunnen gezierten tiefgrünen Teich über. Und an ihn schließen sich auf der an-

deren Talseite neue, hochanstiegende, kunstvoll geführte Terrassen, deren Bekrönung ein Standbild König Ludwigs II. bildet.

Das Innere des Schlosses enthält Gemächer, die mit märchenhafter Pracht ausgestattet sind; besonders berühmt sind die handgestickten Goldtapeten. In der Nähe des Schlosses ist in den Berg eine blaue Grotte mit einem künstlichen See eingebaut. Auch steht im Park ein chinesisches Tempelchen, dessen kostbare innere Ausstattung im Scheine elektrischer Lampen blüht und funkelt.



## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.

Nachdruck verboten.

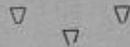
### Einleitung.

„Amerika, das freieste Land der Welt!“  
Gleich einem Sprichwort, einer Formel hat sich das Wort vom freien Amerika bei uns eingebürgert. Und ist doch weiter nichts als eine Redensart. Es dürfte im Gegenteil — mit Ausnahme solcher Länder wie Rußland — wohl kein unfreieres Land in der Welt geben, als die großen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wen diese Behauptung überrascht, der kennt eben amerikanische Verhältnisse nicht; gehört nicht zu jener leider so großen Anzahl Deutscher, die hinausgezogen sind in das gepriesene Land der Freiheit, um dort zu finden — was? Nur nicht das, was sie erhofften. Dafür aber Elend, Enttäuschung, Unfreiheit.

Schon die Regierungsform einer Republik wird immer nothgedrungen mehr oder weniger Unfreiheit mit sich bringen. Es gibt natürlich Ausnahmen — wie die Schweiz zum Beispiel — aber solche Ausnahmen beweisen nur die Regel. Wenn in Amerika ein Oberhaupt, ob Staatsoberhaupt oder in der Staatsverwaltung gewählt wird, so versetzt es sich von selbst, daß die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte an seine — Parteigänger verteilt werden. Deshalb haben doch eben seine Parteigänger für den Mann gearbeitet! Ist nun zum Beispiel der Demokrat am Ruder und es wird ein Republikaner gewählt, so werden alle Demokraten aus ihren Ämtern entfernt, und seien sie noch so tüchtig. Da ist es wohl begreiflich, daß Leute in der kurzen Zeit ihrer Amtsperiode möglichst viel zu „tun“ versuchen, und daß sie, um in die Lage des „Saffens“ versetzt zu werden, bei der Wahl selbst — wie überhaupt in politischen Dingen vor nichts zurückzureden, um ihr Ziel zu erreichen. Wie es unter solchen Umständen mit der vielgepriesenen „Freiheit“ ansehnlich muß, läßt sich leicht denken.

So keine einen Mann, einen guten, patriotischen Amerikaner. Ein Ehrenmann vom Sattel bis zur Sohle. Ein Mann, der, ungleich den meisten anderen Menschen der Welt, es sich zum Lebenszweck gemacht hatte, seinen Mitmenschen zu dienen, ihnen zu helfen. Aber er wollte es auf seine eigene Weise tun. Und tat es. Es gelang ihm, Hunderttausenden das Leben zu retten. Naturgemäß wurde er dadurch volkstümlich in seinem Vaterland. Das aber pakte einer Anzahl von Leuten nicht, aus politischen und anderen Gründen. Und sofort hatten sich Reich, Daß und kalte Berechnung zu einem Bunde zusammengetan gegen diesen Wohltäter der Menschheit. Sie schreckten vor nichts zurück; machten nirgends halt; nichts war ihnen heilig. Und seine Gegner waren sich zum Teil der Absichtlichkeit ihrer Handlung noch nicht einmal bewußt, hielten sich für „aufrichtige Menschen, die nie ein Unrecht tun würden“. Im Kriege allerdings sind alle Mittel erlaubt; dabei ist nichts Böses. Ein politischer Kampf aber — ist Krieg.

Das ist der amerikanische Standpunkt. Und folglich ist dies eine amerikanische Geschichte, die grelle Schlaglichter wirft auf die Art, wie es dem Einwanderer in Amerika geht, die davor warnen, trügerischen Hoffnungen, die jenseits des großen Teiches winken, nachzugeben. Es ist eine Geschichte, die zeigt, wie dort die Wahlen „gemacht“ werden und wie die von gewissen Leuten in Deutschland so gepriesene „Freiheit“ der amerikanischen Republik aussieht. Es ist eine Geschichte, die in ihren Grundzügen den Vorzug der Wahrheit hat. Denn es gibt einen Thanna Kuffat, er lebt noch heute seinen Idealen.



New-York ist die merkwürdigste Stadt der Welt. Viele Menschen werden das eine kühne Behauptung nennen. Mit Unrecht. Denn es gibt wohl nichts, aber auch gar nichts, unter der Sonne, was in New-York nicht zu haben, oder anzutreffen wäre. Sei es an Dingen, an Nationalitäten, an Menschenmaterial oder an Temperatur. Ramentlich an letzterer. Im Winter scheinen die Stürme Sibiriens über die Halbinsel hinwegzufegen, im Herbst die Stürme des Mittelmeeres. Und bringt der Frühling zeitweise prächtiges Nivierawetter, so leistet sich der Sommer eine Hitze, die mit den heißesten Tagen Kameruns wetteifert. Ein solcher Tag war heute. Eigentlich — gewesen. Denn schon dunkelte es, schon tauchte die Sonne drüben im Ozean unter,

und die Tausende, die sich nach Battery-Part, geflüchtet, am Rande des Weltmeeres stöhnend erhoffend, blickten wohl unwillkürlich hinüber und verfolgten das herrliche Schauspiel. Da schien zuerst der riesige Feuerball über dem Wasser zu schweben, dann darauf zu schwimmen und im nächsten Augenblick den ganzen Horizont angezündet zu haben. Alles schien in Blut getaucht. Ein paar herrliche Minuten. Dann war die Sonne, anscheinend im vollsten Sinne des Wortes, untergegangen.

Auf jede andere Menschenmenge hätte das Schauspiel einen tiefen, erhebenden Eindruck gemacht. Die hier um die Battery versammelten Menschen waren gar zu apathisch geworden von der unglaublichen Hitze des Tages. Und der Abend hatte keine Kühlung gebracht. Im Gegenteil, die Luft schien noch dicker, heiß-feuchter geworden zu sein. Und so wälzten sich die Menschen rübelos auf dem Grase umher, saßen auf Bänken, fächelten mit Hüten und getrockneten Palmblättern sich Kühlung zu und atmeten hörbar. Viele von denen, die sich an diesem Augustabend hier angesammelt, hatten an derselben Stelle das Land ihrer Hoffnungen, Amerika, als Auswanderer, oder richtiger gesagt, Einwanderer, betreten. Denn es ist noch gar nicht so lange her, da gab es für den Auswanderer noch gar kein Ellis Island, da stieg der zukünftige Bürger Amerikas jedweder Nation noch direkt auf New-Yorker Boden ab. Da hieß das jetzige Aquarium, das an der äußersten Spitze des Battery-Partes steht, noch „The Battery“, es war in alten Zeiten tatsächlich ein Fort gewesen. Und wehmütig betrachtete so mancher das alte, massive, runde Gebäude. Mit welchen hochschwellenden Hoffnungen hatten fast alle der hier Versammelten es betreten. Und jetzt? Jetzt lag und saß man hier herum, mehr nackt als bekleidet, und schnappte nach Luft.

Ganz dicht am Wasserstrand, so dicht, daß sie Gefahr liefen, von dem durch kein Gelandere geschützten Kai in das Wasser hinabzurollen, lag eine Familie von Mann, Frau und sechs Kindern. Die Kinder, das älteste ein Mädchen von elf Jahren, steckten ganz einfach in ihren Nachthemden. „Mutter!“ bat das Jüngste, zwei-jährige. „Mutter, hab’ Durst!“ Die Frau nahm eine Flasche, die neben ihr auf der Erde lag und reichte sie dem Kinde, das gierig nach der Milch griff. Aber nach dem ersten Schluck verzog sich das Gesichtchen zu einer Grimasse.

„Schmeckt nicht!“ kispelte das Kleine.  
Die Mutter führte nun die Flasche ihrenseits an die Lippen. „Sauer!“ bestätigte sie. Und aus vollem Herzen fügte sie hinzu: „Oh, Kolumbus! Wärst du doch gestorben, ehe du dieses Land entdecktest!“

„Mutter, Durst!“ rief das Kleine schon wieder. Aber jetzt erhielt es gar keine Antwort. Vater, Mutter und Geschwister, alle lagen teilnahmslos auf dem Rücken. Da hub das Kleine zu weinen an. Der Mond war hochgegangen; ein klarer, heller Mond; und beleuchtete silbrig die Szene. Hier oder da war es diesem oder jenem möglich gewesen, in einen unruhigen Schlaf zu verfallen. Andere suchten, sich gegenseitig Mut zu machen; wie bei einer schweren Krankheit oder vielleicht vor Anbruch einer großen Schlacht.

Auf dem Rasen unter einem Baum saßen ein junger Mann und ein junges Mädchen. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt; er bewahrte sie mit starkem Arm vor dem Umfallen.

Das Mädchen hob den Kopf ein wenig. „Wie spät ist es, John?“ Er zog seine Uhr. Es war so hell, daß er ohne weiteres die Ziffern auf dem Blatt erkannte.

„Nach eins, Lizzie!“  
Sie senkte und legte den Kopf wieder auf seine Schulter. „Um neun muß ich im Geschäft sein, und noch keine Minute geschlafen!“

Bemitleidend, lieblos streichelte er ihr volles, blondes Haar. „Armer Kerl! Aber — laß gut sein! Nach ein paar Monate — dann bist du mein! Dann sollst du sehen, Lizzie lieb, draußen im Westen in den herrlichen Bergen von Colorado, da gibt es andere Luft, und — andere Menschen!“

„Bist du sicher, daß —?“

Er verschloß ihr den Mund mit seiner Hand. „Sprich nicht!“ erklärte er. „Für ein solches zartes Kerlchen wie du, bedeutet ein jedes Wort eine Anstrengung. Zudem weiß ich genau, was du sagen willst.“ Er stochte ein wenig, fügte aber schnell hinzu: „Zarwohl! Ich bin ganz sicher. Einmal muß ich doch einen Menschen finden, der mir das Geld vorstreckt. Das müßte doch merkwürdig zugehen, wenn's anders käme!“

„Du verstehst so wenig von Geldgeschäften, John!“

„Da hast du allerdings recht, Lizzie! Sonst hätte ich wohl schon längst einen Mann gefunden. Und an einen Vermittler traue ich mich nicht heran. Die saugen einen nur aus. Aber laß —“ und zärtlich streiften seine Lippen ihr volles Haar, „laß nur, ich bin überzeugt, es wird mir bald gelingen. Indessen verwaltet mein Partner Bill die kleine Farm, auf den kann ich mich ganz verlassen. Und du, Lizzie, Bill freut sich auf unser Kommen wie ein Kind auf Weihnachten! Schon, damit er nicht mehr zu locken braucht: denn weißt du, den Frühstücksspeck, den läßt er immer anbrennen, und dann gib't's mörderischen Krach, sage ich dir!“ Er konnte nicht sehen, ob sie lächelte. Da schwieg er ganz. Schließlich war es Lizzie, die vielleicht eine halbe Stunde später den Kopf emporhob. „Es geht nicht, John!

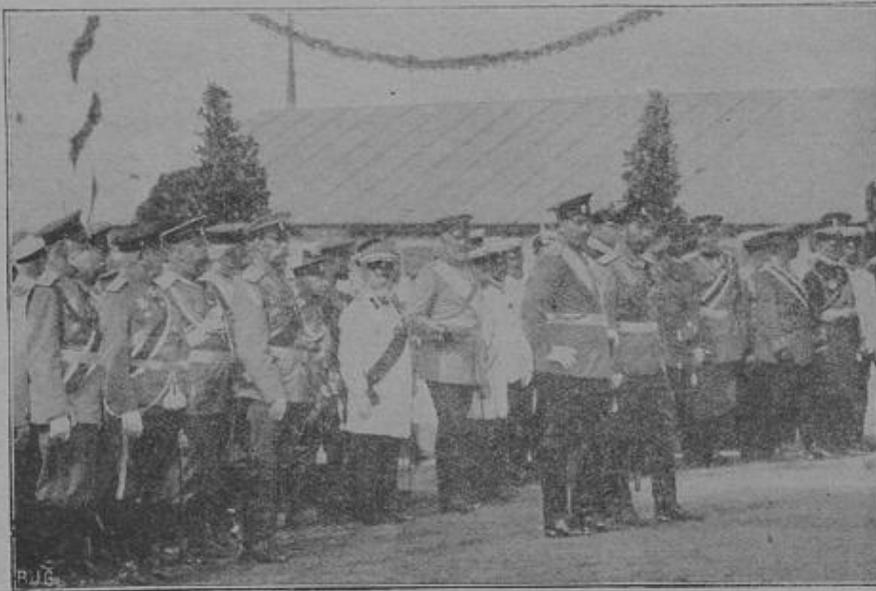
recht gut, bis John Jackson plötzlich auf der Bildfläche auftauchte.

John stammte aus dem Westen. Ein schlanker, hübscher, athletischer Junge von zweiundzwanzig Jahren, der gelegentlich eines Einkaufes in dem Geschäft, in dem Lizzie tätig war, sich sofort in das zierliche, bildhübsche Mädchen verliebt hatte. Er hatte sich ihr vorgestellt und bald Lizzies Herz gewonnen. Dies geschah zu derselben Zeit, in der der kleine Harry seinen Einzug in die Welt hielt. Von nun an gestaltete sich das Verhältnis zwischen Eltern und Tochter unangenehm. Jetzt, wo ein Mäulchen mehr zu füttern war, wollte diese undankbare Tochter dem Elternhause den Rücken kehren, wehlagten die Browns. Hatte man schon je so etwas gehört? Und die Tochter hätte sich auch wahrscheinlich von ihren Eltern beeinflussen lassen, wenn nicht John gewesen wäre. Der aber half ihr, tapfer zu sein; erinnerte sie immer wieder an das bevorstehende eigene Heim in Colorado und beschwor sie, bei ihrer Liebe zu ihm, auszuhalten.

So kam es, daß in dieser heißen Nacht, als ganz New-York auf Dächern und freien Plätzen nach Kühlung suchte, die ganze Familie mit John Jackson zwar gemeinschaftlich nach der Watterb hinunterwanderte, daß ihre Ruheplätze jedoch durch die halbe Länge des Parkes voneinander ge-

### Der Zar und der Kaiser in Baltischport.

Gelegentlich seines Besuchs beim Zaren in Baltischport nahm der Kaiser auch eine Parade über das Wiborger Regiment, dessen Chef er ist, ab. Auf dem Wege zum Paradeplatz bildete die Nevaler Schuljugend Spalter.



Ich kann nicht einschlafen. Wollen wir sehen, wie es den anderen geht?“ Sie machte Miene aufzusehen; er hielt sie sanft zurück.

„Bleib' hier, Liebling! Wir können doch nichts helfen. Bleib bei mir —“ Da war sie schon wieder willenlos in ihre alte Stellung zurückgesunken —

Die anderen, die Lizzie hatte aufsuchen wollen, waren ihre Eltern, das Brownsche Ehepaar und deren Söhnchen Harry, Lizzies einziger Bruder. Er war ein sehr später Nachzügler in der Ehe Browns, dieser Harry. Wie in Amerika fast üblich, hatte das Paar sehr jung geheiratet; am Hochzeitstage war die Braut siebzehn und der Bräutigam zwanzig Jahre alt. Im ersten Jahre war Lizzie geboren und blieb das einzige Kind, bis plötzlich, Lizzie stand kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag, der kleine Harry eintraf. Jetzt war er fünf Monate alt. William Brown war nicht gesegnet mit den Gütern dieser Welt. Als Maurer hatte er immer seinen Mann gestanden, er war ein tüchtiger Handwerker. Er war aber auch ein ebenso tüchtiger — Whisky-Trinker und Whisky kostet viel Geld! Kam dann einmal eine Krankheit, ein anderes Mal ein Streik hinzu, dann waren die kaum nennenswerten Ersparnisse wieder dahin. Und in Lizzies Jugendjahren hatte Frau Brown öfter wie einmal durch Waschen und Nid-arbeit den Hunger so halb und halb von der Tür gehalten. Seit Lizzie als Verkäuferin in einem Geschäft tätig war, ging es besser. Sie war ein braves Mädchen, das so ziemlich seinen ganzen Verdienst an die Eltern abgab, für sich selbst nur das Notwendigste an Kleidung beanspruchte. So war denn das Verhältnis zwischen Eltern und Tochter immer

trennt waren. Und etwa um dieselbe Zeit, als Lizzie den Vorschlag gemacht hatte, nachzusehen, „wie es den anderen geht“, hatte der kleine Harry plötzlich zu jammern angefangen. Die Mutter, die mit dem Rücken gegen einen Baumstamm saß, wandte sich ihrem Manne zu, der lang ausgestreckt, die Hände unter dem Kopfe, im Grase lag.

„William, er hat Hunger.“

William drehte sich auf die Seite und blickte empor zu Mutter und Kind. „So gib ihm doch aus der Milchflasche!“

„Ich habe Angst, William! Es starben so schrecklich viele Kinder in den letzten Tagen! Jeden Tag Hunderte! Die Zeitungen sagen, das kommt von der Milch. Sie sagen auch warum. Ich verstehe das nicht so; aber ich habe Angst!“

William antwortete nicht. Eine lange Pause trat ein. Das Kind schrie immer jämmerlicher. Die Mutter wiegte es im Schoße hin und her und suchte es zu beruhigen. Es half alles nichts. Das Stimmchen schrie sich heißer. Dazu kam, daß von allen Seiten Protestrufe laut wurden: „Wenn man vielleicht doch noch einschlafen könnte, fängt so'ne Föhre an!“

„William!“ rief die geängstigte Mutter. Der antwortete nicht. Da griff sie nach der Milchflasche und steckte ihrem Kinde den hohlen, durchlochten Gummipfropfen in den Mund. Das Kleine wurde sofort ruhig und fing an, in vollen Zügen zu trinken. „Gott vergebte mir!“ murmelte die Mutter. „Was sollte ich tun?“

William hörte es. „Es muß ja doch nicht gleich gefährlich werden!“ antwortete er. „Und überhaupt, der Junge muß doch zu trinken haben!“ Und er rollte sich wieder auf die andere Seite.

„Guten Morgen, Helen!“  
 Es war der Hausherr, der in der Tür des Speisezimmers erscheinend, seiner am Frühstückstisch des Gemahls harrenden Frau den Gruß zurief. Ein paar Schritte brachten ihn an ihre Seite; er bückte sich und küßte sie auf die Stirn.

„Gut geschlafen?“  
 „So gut, wie es die Hitze erlauben wollte; und du?“  
 „Genau ebenso!“ lächelte er.

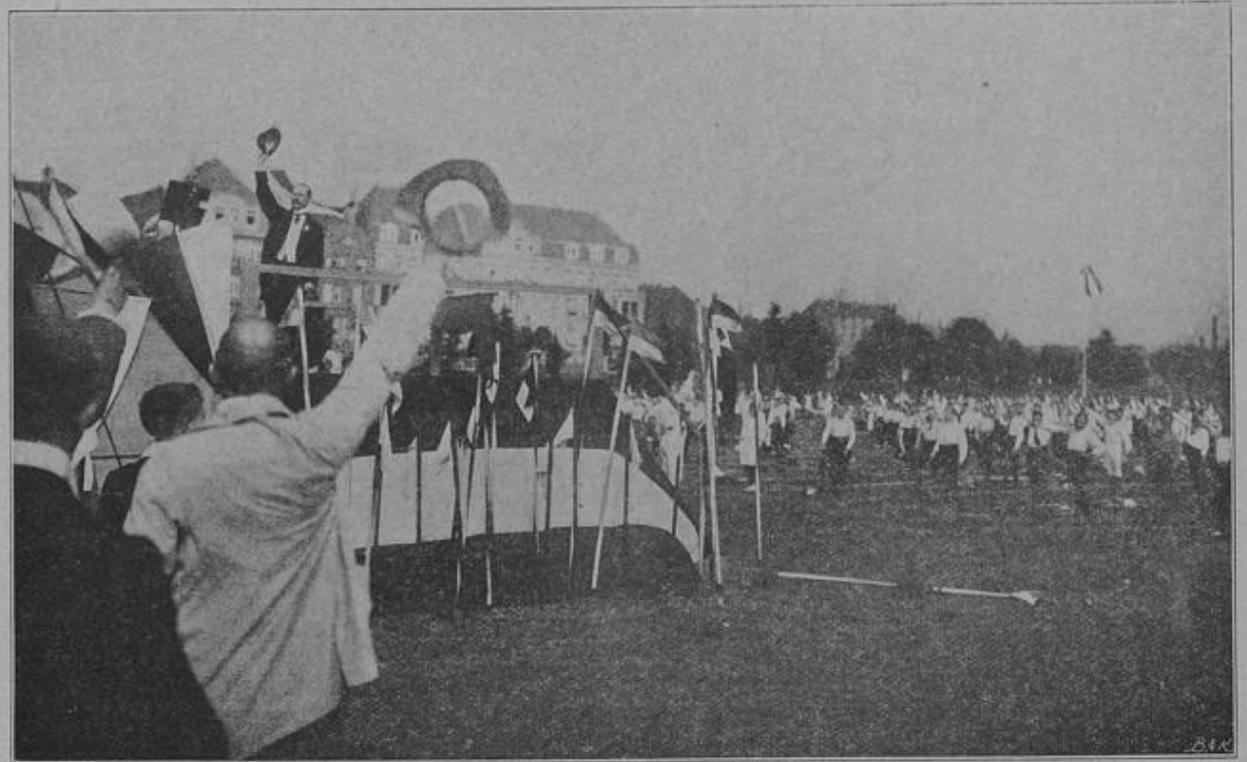
Sie saßen sich gegenüber. Diese Frühstücke waren der intimen Häuslichkeit gewidmet. Kein dienstbarer Geist durfte sich zeigen; eigenhändig schenkte die Hausfrau den Kaffee ein. Der Hausherr nahm das Eßbesteck und hantierte damit herum; legte es aber plötzlich hin und blickte auf, — direkt in die Augen seiner Frau.

„Warum — warum ist du nicht, Helen?“ fragte er leise und unsicher. Doch sie wandte den Blick nicht von ihm, langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen; langsam rollten sie die blassen Wangen herab.

Er beugte sich über den Tisch und ergriff ihre Hände. „Armes, armes Frauchen!“ murmelte er mit bebender Stimme. Sie durchlebte eine bittere Erinnerung: heute war der Todestag ihres einzigen Kindes. — Es war ein ungleiches Paar. In dieser Ungleichheit lag zweifellos die Anziehungskraft, die einer auf den anderen ausübte. Sie, eine kleine, schlanke Frau mit überausfeinen, gütigen, sehr intelligenten Zügen, die sofort fesselten, auf eine Persönlichkeit hindeuteten. Er groß, schlant, mit einem Blick, der an den Adler erinnerte; ein Eindruck, der durch die scharf gezeichnete, kühn gebogene Nase erhöht wurde. Sein Kinn umrahmte ein kräftiger, wohlgepflegter, in der Mitte ein wenig gescheitelter Vollbart. Nur die Linien um den Mund schienen nicht zum Ganzen zu passen. Die Lippen waren nicht dünn genug, sahen nicht fest genug aufeinander; die Mundwinkel liefen in Weichheit aus, anstatt in Härte. Man hatte gleichzeitig das Gefühl strengster Energie, absoluter Willenskraft und doch ausgeprochenster Güte. Und in der Tat. Ungewöhnlich wie sein Name, war auch Thanna Ruffat selbst. Sein prächtiges Heim glich denen in dem besten Teil der Fünften Avenue und ihrer vornehmen Querstraßen, die Newyorks prächtigsten Teil, den Zentralpark, durchqueren und umrahmen. Die Gegend der Drerels, der Morgan und Fairbanks; die Gegend, die den herrlichsten Reit- und Fahrweg der Welt aufzuweisen hat. Geräumig, elegant und ruhig.

Lange, wortlos, mit ihren innersten Gedanken beschäftigt, saßen Thanna und Helen Ruffat so da. Speise und Trank blieben unberührt. Bis der Mann schließlich auf seine Uhr blickte und sich langsam erhob. Fortsetzung folgt.

Das englische Königspaar in den Kohlenfeldern von Wales.  
 Der König und die Königin von England statteten kürzlich den Kohlenfeldern von Wales einen Besuch ab. Sie wollten sich persönlich von der Lebenshaltung der Arbeiter und ihrer Familien überzeugen. Die Königin ließ sich auch in einem Arbeiterhaus bewirten und besah eine Strede in einem Kohlenbund.



Vaterländische Festspiele Düsseldorf 1912. Oberbürgermeister Dr. Dehler bringt das Kaiserhoch aus. Jean Esser, Düsseldorf.

# Erste Klasse.

Humoreske von Georg Persch. Nachdruck verboten.

Ein tüchtiger Mensch findet überall sein Fortkommen, und ein Bierbrauer, so sagt man, erst recht.

Und weil Jakob Waldinger das Braugewerbe erlernt hatte und in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert war, wo man damals noch rascher vorwärts kam als heute, war er Besitzer einer großen Brauerei und eines bedeutenden Vermögens geworden.

Er hatte auch das Heiraten nicht vergessen, und zwei Söhne und eine Tochter waren der glücklichen Ehe entsprossen. Die Söhne nannte er, weil er doch ein ganzer Amerikaner geworden, Ralph und Clement, und die Tochter erhielt den Vornamen Maud, der im Heimatlande ihres Vaters, dem schönen Schwaben, auch nicht gerade geläufig ist.

Die Kinder waren alle drei erwachsen, und Fräulein Maud hatte schon mehrere Anträge um ihre kleine, aber recht energische Hand abgelehnt.

Nun war es in der Waldingerschen Brauerei nach vielen Versuchen gelungen, ein neues Bier herzustellen, ein fast alkoholfreies und doch sehr wohlschmeckendes Getränk, für das die Abstinenten Liga ein lebhaftes Interesse bekundete, so daß ein flotter Absatz in Aussicht stand.

Ein wahres Glück, das keiner der Führer der Liga bei dem Probetrunk zugegen war, den der Chef des Hauses mit seinen Söhnen und den Braumeistern abhielt. Denn da zeigte es sich, daß die Alkoholfreiheit des neuen Stoffes doch auch ihre Grenzen hatte. Und zwar an Papa Waldinger selbst. Er bekam einen roten Kopf, wurde redselig und schließlich rührselig und begann, nicht zum Entzücken seiner Söhne, von seinen bescheidenen Anfängen zu erzählen und von der alten, lieben Heimat. Die Tränen rannen ihm über die Waden, und zuletzt erklärte er, daß er eigentlich der jämmerlichste Kerl auf Gottes Erdboden sei, weil er noch nie wieder in Germanen gewesen, in den langen Jahren nicht, und daß ihm jedes Bier sauer werden solle, wenn er nicht schleunigst einmal hinüberfähre.

Und er befahl dem Buchhalter, sofort auf dem nächsten nach Europa abgehenden Dampfer fünf Plätze für Herrn Waldinger und Familie zu belegen.

Als die Billette eingetroffen, hatte der alte Herr den Gefühlserguß bei der Bierprobe schon wieder vergessen, aber die fünf Kajütenplätze waren bezahlt, und wollte man das Geld nicht zum Fenster hinausgeworfen haben, mußte man sie benutzen.

„Was gib't's denn in Europa zu sehen?“ fragten die Kinder.

„Nichts, das der Rede wert wäre,“ brummte der Papa. „Aber Ihr könntet wenigstens das eine lernen, daß nichts über unser Amerika geht.“

Und vierzehn Tage später war die Familie Waldinger in Deutschland.

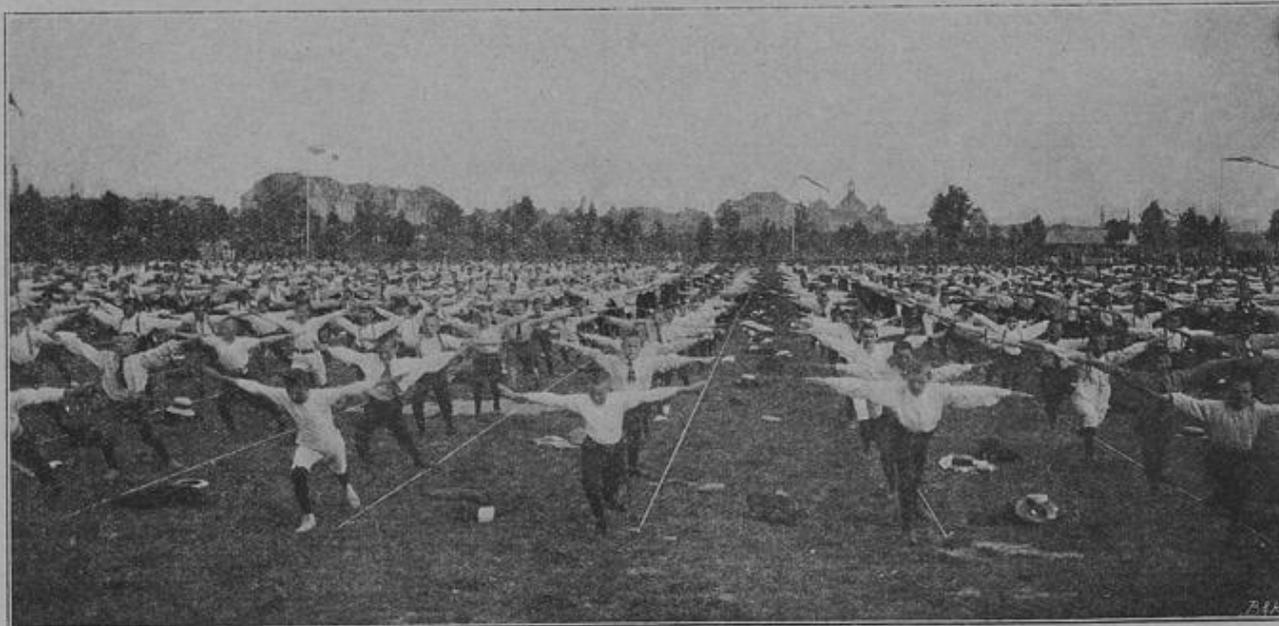
Dem Senior schien die Sache nun doch wieder Spaß zu machen, nur wollte er sich nirgends lange aufhalten und trieb vorwärts. Er mußte erst in seinem Geburtsstädtchen Simpfelbergen gewesen sein.

Es würde ja kein schlechtes Aussehen erregen, wenn er da plötzlich auftauchte, er, der reiche Jakob, nein James Wad-



Woodrow Wilson.

Woodrow Wilson, der einzige ernsthafte Gegenkandidat des jetzigen Präsidenten Taft, war Rektor an der Princeton-Universität und erfreut sich in Amerika großer Popularität.



Vaterländische Festspiele Düsseldorf 1912 (Freiübungen).

Jean Esser, Düsseldorf.

linger. Von dem wohlhabendsten Mann in der Stadt hatte man sich in seiner Jugend erzählt, er müsse an die dreißig tausend Taler haben. Und wie war der schon angestaunt worden! Jetzt kam er, der Millionär, aus Amerika. Das kannten die Gimpfelberger nur vom Hörensagen.

Freilich würde es in dem Nest kaum eine anständige Unterkunft geben. Er erinnerte sich nur zweier sehr einfacher Gasthöfe.

Als man in Gimpfelbergen anlangte, standen aber gleich am Bahnhof einige größere Hotels. In dem besten mietete Herr James Wadlinger eine Nacht von Zimmer und ließ sich einen Kutschwagen in Bereitschaft stellen. Darin unternahm er mit den Kindern eine Rundfahrt. Er meinte, es müsse sich schon herumgesprochen haben, daß er da sei, aber man beachtete ihn auffallend wenig. Ueberhaupt kamen ihm die Menschen anders vor als vor vierzig Jahren. Und das Gimpfelbergen war auch nicht mehr das alte, hatte breite, gepflasterte Straßen, viele Läden und lebhaften Verkehr. Und draußen zählte er wohl ein Duzend rauchender Fabrik- schloten. Man kam auch an einem großen grünen Platz vorbei. Auf diesem war eine Ehrenpforte mit wehenden Ban-

Am Ende würde der dich auch sogar mit Glanz abführen, Maud, trotz deiner vielen Prose!"

"Seibbler ist ein bekannter Professional," antwortete die Tochter zerstreut.

"Weil er einen so guten Ruf als Sportsmann hatte, haben wir uns gerade den Bürgermeister genommen," plauderte der Mann auf dem Bod weiter. "Und wir sind zufrieden mit ihm. Auf seine Veranlassung ist eine Hindernisbahn angelegt worden, und im vorigen Monat hatten wir einen Aeroplantwettflug, bei dem der Bürgermeister mitstartete."

"Einen Aeroplantwettflug habt Ihr auch schon gehabt?"  
"Schon zwei, und jedesmal hat es Arm- und Beinbrüche abgeseht. Bei dem letzten Hindernisrennen ein paar schwere Stürze. Aber der Sport war hervorragend."

"Die Gimpfelberger sind übergeschnappt!" polterte Wadlinger. "Ihr habt ja keine blasse Ahnung vom richtigen Sport. Woher auch? Laßt Ihr auch Fremde zu Eurem Fest morgen zu? Dürfen die mitun?"

"Warum nicht? Der Wirt des Bahnhofshotels, wo die Herrschaften abgestiegen sind, gehört zum Vorstande und



■ ■ ■ ■

Eine Frauen-  
Apotheke in  
Rußland.

Der Prozentsatz  
der Frauen in  
Rußland, die  
studieren, ist viel  
größer als in  
jedem anderen  
Land. Rußland  
ist auch das ein-  
zige Land, in  
dem Frauen  
zum Apotheker-  
studium zuge-  
lassen werden.

■ ■ ■ ■

nern errichtet. Das sei der städtische Spielplatz, erklärte der Kutscher, und morgen würde es auf ihm heiße Wettkämpfe geben. Auch von auswärtig würden sich Teilnehmer dazu einfinden. Aber die Gimpfelberger hätten niemanden zu fürchten, die seien die erste Klasse.

"Das müssen wohl andere beurteilen," sagte Wadlinger geringschätzig. "Was verstehen Sie übrigens vom Sport?"

"O," erwiderte der Kosselenter, "ich bin doch im Fußball-klub und habe schon manchen Match mitgewonnen."

"Habt Ihr's gehört, Ralph, Clement? Der auf dem Kutschbod ist ein Fußballer, ein gefährlicher Fußballer! Da könnt Ihr nicht mit." Wadlinger wollte sich ausschütten vor Lachen. "Und welchen Sport treibt man noch in Gimpfelbergen, besser Freund?"

"Fast jeden. Nur mit dem Rudern und Segeln ist's nicht weit her, weil uns das große Wasser fehlt."

"Aber in allem Sonstigen seid Ihr Meister! Erste Klasse! Trift claf!" spottete der Amerikaner.

Ein Dogcart rollte vorüber. Die Zügel hielt ein junger, schneidiger Herr. Sein Blick musterte die Insassen des Landauers und blieb auf dem pilantem Gesicht Miß Mauds ruhen.

"Unser Bürgermeister," sagte der Kutscher mit Stolz, als man einander vorbei war. "Einer der ersten Tennisspieler. Beim letzten Turnier in Homburg hat er den Engländer Seibbler geschlagen."

"Das wird ja immer toller!" rief Wadlinger. "Der Gimpfelberger Bürgermeister einer der ersten Tennisspieler!

wird's gewiß erlauben. Er ist, beifällig bemerkt, als Schwergewicht in athletischen Konkurrenzen tip top."

"Auch der—? Ihr habt wohl nur Champions in Gimpfelbergen! Alles first class und tip top! Na, Euch muß mal was gezeigt werden, von Leuten aus dem Lande des Sportes, wo ein Babb mehr davon versteht, als ihr alle zusammen genommen. Ralph und Clement, Ihr tretet morgen mit an beim Fußball! Und du, Maud, beim Tennis! Stecht denen hier ein Licht auf, ein gehöriges! Es wird ihnen gesund sein."

Das ganze Personal des Bahnhofshotels geriet in Aufregung, als der amerikanische Krösus vierundzwanzig Stunden später stürmisch seine Rechnung verlangte. Man benachrichtigte den Wirt, der noch auf dem Sportplatz weilt, und als Schwergewicht wieder alle Mitbewerber übertrumpft hatte, aber als der beleibte Herr erschien, waren die Wadlingers schon reisefertig. Das Familienoberhaupt befand sich in schlechtester Laune und antwortete auf die Frage des bestürzten Wirtes, man habe Gimpfelbergen satt und wünsche ihm schnellstens wieder den Rücken kehren. Vergeblich versuchte ihn seine Gattin zu beruhigen, er fuhr auch sie an, und den Söhnen und der Tochter ging es nicht besser. Diesen warf er an den Kopf, sie sollten sich schämen, sich als Amerikaner von Gimpfelbergern unterliegen zu lassen. Ihre einzigste Entschuldigung sei die, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könne.

Dem widersprachen aber die jungen Leute. Es sei ein durchaus einwandfreier Sport gewesen, und sie wüßten

nicht, warum sie sich schämen müßten, im ehrlichen Wettkampf unterlegen zu sein.

Papa Wadlinger war jedoch allen Vernunftsgründen unzugänglich und wäre sicher mit dem nächsten Zuge abgereist.

Aber da ließ sich der Herr Bürgermeister melden.

Er habe erfahren, daß Herr Wadlinger zum Besuch seiner Vaterstadt übers Meer herübergekommen sei. Eine solche Anhänglichkeit habe etwas Herzerhebendes, und als berufener Vertreter der Stadt fühle er sich gedrungen, dies zum Ausdruck zu bringen. Männer von der Art verdienten es, als Muster hingestellt zu werden, denn die Eigenschaften, die sie auszeichneten, seien leider selten geworden, und er bitte den treuen Sohn Gimpfelbergens, an der heutigen Festlichkeit im Matsjaale teilnehmen zu wollen, wo er ihn noch besonders zu feiern gedente.

Auch die Angehörigen erlaube er sich einzuladen, die hochverehrte Gattin, die Tochter und die Söhne, die die Liebenswürdigkeit gehabt hätten, sich an den sportlichen Veranstaltungen zu beteiligen. Er habe sehr Rühmliches davon vernommen und das gnädige Fräulein selbst Tennis spielen

sehen. Leider sei er durch die Pflichten seines Amtes verhindert gewesen, sich mit einer so gewandten Spielerin zu messen.

Das Gesicht des Herrn Wadlinger war immer freundlicher geworden. Dieser junge Bürgermeister wußte, was man Jakob Wadlinger schuldete, und nach einigem Sträuben nahm er die Einladung an.

Und am Abend feierte ihn der Bürgermeister in einer noch viel längeren Rede. Die Musik spielte den Yankee-Doodle und Deutschland, Deutschland über alles.

Herr Wadlinger war so erfreut, daß er versprach, bald wiederzukommen, und da im Verlauf der festlichen Stunden Fräulein Maub unter warmem Händedruck dem Bürgermeister dasselbe Versprechen gab, dürfte bestimmt etwas daraus werden.

„Eine feine Stadt, mein Gimpfelbergen!“ pflegt Herr Wadlinger später seinen Bekannten drüben zu versichern. „Ganz amerikanisch! Auch der Sport, den man da treibt. Alles first class erste Klasse! Und übrigens meine Tochter, wenn es ihr Spaß macht, soll meinethalben den feischen Bürgermeister dort heiraten.“

**Der Kronprinz als  
Tennispieler.**

Die Sportwoche im Ostseebade Joppot hat am Sonntag, den 7. Juli, ihren Anfang genommen. Durch die Teilnahme des Kronprinzen an den Wettkämpfen und vornehmlich an dem Tennisturnier, besitzt sie besondere Anziehungskraft.



## Zur Unterhaltung.

Der Zauberer in der Familie.



Die künstlich gefärbten Blumen.

Auf dem Geburtstagsstische stand ein Topf mit blühenden Veilchen in grüner Farbe, daneben ein Strauß mit den verschiedensten Blumen, die sämtlich dieselbe grüne Farbe hatten. Wie war dies Wunder geschehen, das um so rätsel-

hafter war, als weiße Blumen, wie Kamille, Gänseblümchen usw. gelb erblühen und z. B. Fuchsia-Blüten statt rot und weiß, grüne, gelbe und blaue Farben besaßen?

Trotz der Mannigfaltigkeit der Färbungen hatte sich der Künstler nur ein und desselben Mittels bedient und zwar benutzte er eine Mischung von 10 Gr. Schwefeläther mit 2 Gr. Salmiakgeist. Man kann die Blumen in diese Mischung eintauchen, wie die Figur zeigt, oder sie mit derselben besprühen, wobei man sich eines Pinsels bedient, um die merkwürdigen Färbungen natürlicher Blumen zu erhalten. Es empfiehlt sich, die Prozedur des Aethergeruchs wegen im Freien vorzunehmen; brennendes Licht darf, wegen der Explosionsgefahr, nicht in die Nähe des Aethers gebracht werden.

— **Nadežky auf seinem Schlachtroß.** Von dem großen österreichischen General erzählt Frau von Sadow: In der Schlacht von Ratozzo, der ersten, welche er im italienischen Feldzug gewann, und nach der man ihn auch zum Herzog zu ernennen beschloß, kam der Dreundachtzigjährige buchstäblich in zwölf vollen Stunden nicht vom Pferde und zwar von nachts 3 Uhr bis nachmittags um 3 Uhr. Am diese letztere Stunde geriet er in die Nähe einer kleinen Schenke, wo sämtliche Offiziere seines glänzenden Stabes den greisen Feldherrn umringten und ihn beschworen, sich doch eine kleine Erholung zu gönnen. Da wandte sich, einen Augenblick anhaltend, der alte Feldmarschall zu seinem

Adjutanten und sagte halblaut: „Dumme Kerle, wenn ich einmal vom Gaul runter bin, kann ich nicht mehr hinauf!“

— Nicht gleich das erste Mal. Auf einer Reise nach Irland wurde der berühmte Komponist Händel in Chester einige Tage aufgehalten. Da er einige von den Chören, die er in Irland aufzuführen wollte, gerne probiert hätte, so wandte er sich an den Organisten Bader, und erkundigte sich, ob es bei der Kathedrale Kirche Christen gebe, die gleich vom Blatt weg singen könnten. Herr Bader schlug ihm einige der besten Sänger vor, unter anderm einen Buchdrucker mit Namen Janson, einen der besten Bass-Sänger. Es wurde eine Privatprobe im „Goldenen Falken“, wo Händel wohnte, angelegt. Janson hieb bei dem Singen trotz wiederholter Versuche jedesmal so jämmerlich daneben, daß Händel immer ärgerlicher wurde, in allen möglichen Sprachen fluchte und schließlich auf ihn losfuhr: „Du Schuft du, sagtest du nicht, du könntest glatt vom Blatt singen?“ — „Ja, Herr Kapellmeister“, war des Eingeschücherterten Antwort, „das kann ich auch; aber nicht gleich das erste Mal!“

### Humor.

— Aus London. Mutter (zum Schreibhals): „Wenn du nicht sofort artig bist, holt dich die Suffragette!“

— Ein Sonderling. Im März 1862 starb in Paris der portugiesische Grande Comthur de Gama Machado. Er hatte in nicht weniger als 70 Testamenten über seinen Nachlaß verfügt. U. a. hatte er bestimmt, daß sein Diener einen alten Star, den Lieblingsvogel des Verstorbenen, in einem schwarzen Käfig hinter dem Sarge hertrage. Auch waren sämtliche Raben zum Leichenschmaus und zur Beerdigung geladen. Da die Beerdigung auf 3 Uhr angelegt war, die Stunde, wo der Verstorbene stets die Raben zu füttern pflegte, so waren denn die schwarzen Gesellen auch in Massen pünktlich zur Stelle. Fenster und Balkons der Wohnung de Gamas am Quai Voltaire waren dicht besetzt und umflattert von den schwarzen Freunden des Verstorbenen, die in ihrer natürlichen Trauerkleidung das Ableben ihres Wohltäters mit ungeheurem Getöse beklagten.

## Rätsellecke.

### Arithmetische Aufgabe.

Von einer Kompagnie Soldaten werden fünf Achtel der Mannschaft und noch zehn Mann zu einer Rekognoszierung beordert, und es muß nun der Rest noch durch ein Siebtel der Mannschaft einer anderen Kompagnie, die mit der ersteren gleich viele Mannschaft hat, verstärkt werden, um einen Wachtposten besetzen zu können, zu welchem 48 Mann erforderlich sind. Aus wieviel Mann besteht die Kompagnie?

### Der Zauberer in der Familie.

Fünfzehn Streichhölzer mit einem Streichholz, ohne andere Hilfsmittel gleichzeitig hochzuheben, hält mancher unserer Leser für unmöglich. Und doch ist dieses kleine Kunststück leicht ausführbar.

### Zogogriph.

Mit S ist's manches Räubers Nest,  
Mit B sitzt's an dem Eber fest,  
Mit F beherbergt's Fint und Star,  
Mit W ist's all eins ganz und gar.

### Scharade.

Ein Vogel und ein alt Stück Geld  
Wer diese zwei zusammenhält,  
Dem offenbart sich allsogleich,  
Ein deutscher Künstler ehrenreich.

### Rösselsprung.

		ein	du	nicht	ist		
	auch	en	Me	laß	st	ant	
wenig	en	bar	bess	machst	ein	er	en
wohl	sag	und	Zunge	zähle	feln	bleib	wort
jed	de	er	wer	borg	wahr	Er	ist
ig	wer	du	be	er	denn	en	so
re	en	sein	List	was	st	viel	auf
du	wen	was	Frag	es	en	ist	auf
sein	en	bist	und	er	alle	ist	wiss

### Bilderrätsel.



### Scherzfrage.

Wer ist der bedächtigste Handwerker?

### Auflösung in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

#### Schachaufgabe:

- |              |                 |                |
|--------------|-----------------|----------------|
| 1. Dd8 Ta6   | 2. Dc7† Ka6 a8  | 3. Dc6 e8 matt |
| 1. . . . Ta8 | 2. Sc5† Ka7 c6  | 3. Ta6 matt    |
| 1. . . . Tc6 | 2. Tb5† Ka6 Tb6 | 3. Da5 matt    |
|              |                 | Tb6 matt       |
| 1. . . . Td6 | 2. Sd6† Kc6     | 3. Se5 matt    |
| 1. . . . Kc6 | 2. Se5† Kb7     | 3. Sc5 matt    |
| 1. . . . Tb6 | 2. Dc7† Ka8     | 3. Ta7 matt    |
| 1. . . . Sd5 | 2. Sc5† Kc6     | 3. Se5 matt    |

S o m o n y m: Arme.

S a c h r ä t s e l: Schelme.

S c h e r z r ä t s e l: — en.

V e r i e r b i l d: Bild auf die linke obere Ecke stellen; während der erste der Stadtwächter in der linken unteren Ecke sichtbar wird, steht der andere zwischen den Türmen.

S c h a r a d e: Hauszucht.

Redaktion: Erwin Thymen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 31.

Sonntag, 28. Juli.

Jahrgang 1912.

## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.

Nachdruck verboten.

(1. Fortsetzung.)

„Ich fahre jetzt in die City hinunter, Helen. Bei der Gelegenheit will ich für die armen Russen da unten in Rester-Street einiges einkaufen. Was sagtest du, brauchen sie?!“  
„Vor allem ein paar leichte Kleiderchen. Und Strümpfe und Unterwäsche!“

Er zog sein Notizbuch hervor.

„Danke mein Kind. Werde ich sofort hinsenden lassen. Und, ja — noch etwas, ehe ich gehe!“

Und sein Scheidbuch aus der Brusttasche nehmend, stellte er einen Scheid aus und reichte ihn seiner Frau. Für die Kleinen. Wirst du es selbst verteilen? Sie nickte. „Ich werde fünf Leuten je zehn Dollar geben; fünf kinderreichen Leuten!“

Von der 8. bis zur 42. Straße und von der 4. bis zur 7. Avenue New-Yorks erhebt sich fast ohne Unterbrechung Warenhaus an Warenhaus, eines immer größer und gewichtiger als das andere. Wie immer, so strömten auch heute die Verkäuferinnen zu

Tausenden den Gebäuden zu; junge und ältere, blonde und brünette. Auch in einem Warenhause des unteren Broadway. In den gemeinschaftlichen Garderoben trafen sie zusammen; wechselten sie ein paar hastige Worte, um dann an ihre Stände hinter den verschiedenen Ladentischen zu

eilen. Mit der Uhr in der Hand standen die verschiedenen Ressortchefs auf ihren Posten.

„Nix Bloß, Sie sind fünf Minuten zu spät!“ Das kleine dunkle Mädchen mit den bligenden Augen entschuldigte sich. „Es war so heiß, Sir. Erst gegen Morgen bin ich ein-

geschlafen!“ Diese Antwort, in verschiedenen Variationen, ertönt heute öfter als üblich. Und sie wird immer auch als vollgültiger Entschuldigungsgrund angesehen. Bald waren die großen, weißen Tücher von den Waren abgenommen. Die merkwürdigen, Körbchen gleichenden Werkzeuge sausten durch die Luft, das Geld der Käufer nach der Kasse befördernd; Drittungen und Kleingeld und die eingepackte Ware zurückbringend.

Oben auf den, weit über Manneshöhe reichenden Podiums legten die Kassiererinnen ihr Wechselgeld, die Paderinnen ihre Bogen und Bindfaden zurecht. Und schon, trotz der frühen Morgenstunde, langten die ersten

Körbchen mit Waren an. Es machte den Eindruck einer Miniatur-Schwebebahn, die in ihren Bahnhof einläuft, ihrer Fracht entledigt wird, um sofort wieder an ihren Herkunftsort zurückerpediert zu werden. Der Betrieb war in vollstem Gange. Am Krawattenlager waren zwei Verkäuferinnen



Zur 50jährigen Jubelfeier des deutschen Schützenbundes.  
Der Wagen mit dem Bundesbanner.

Das 50. Jubelfest des deutschen Schützenbundes wurde durch einen Festzug durch Frankfurt a. M. feierlichst eröffnet. An demselben nahmen ca. 15 000 Schützen teil, die vielfach historische Gruppen bildeten.



Vom Münchener Kunstgewerbe.

Eine 3 Meter hohe Madonna, dem Muttergottesbilde in Altötting nachgebildet, ist als Kuppelkrönung für die neue S. Anna-Kirche in Altötting bestimmt.

damit beschäftigt, den Staub von den verschiedenen großen und kleinen Schachteln zu wischen. Emsig und doch automatisch flog das braune Tuch über die braunen Flächen, während sie sich in kurzen abgerissenen Sätzen unterhielten. „Du siehst miserabel aus, Lizzie!“ sagte die eine. Lizzie schwieg. „Und verweint!“

„Ich habe keine Stunde geschlafen!“  
 „Ich auch nicht! Aber deshalb weint man nicht!“ Eine kurze Pause, während der ein Stoß Schachteln fortgesetzt, ein anderer hervorgezogen und die Arbeit wieder aufgenommen wurde. Dann:

„Wieder Zank mit den Eltern? Wegen John?“ Das ganze Haus wußte natürlich von John.

„Laß mich!“ wehrte Lizzie. Schon füllten sich ihre hübschen, blauen Augen mit Tränen. Da ließ das Mädchen die Arbeit ruhen, um die Freundin zu trösten. Sie ging hin zu ihr — nur zwei, drei Schritte — und legte ihre Arme um die Schultern der anderen.

„Waren sie wieder sehr häßlich?“ fragte sie teilnahmsvoll. Das war aber zu viel für die gewaltsam zurückgedämmten Gefühle Lizzies. Statt jeder Antwort barg sie ihr Gesicht in den Händen und ließ ihren Tränen freien Lauf. Die Andere, ganz verwirrt, suchte zu trösten, ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen, sie zu beruhigen. So vergaßen die beiden Mädchen ganz ihre Umgebung; vergaßen, daß sie sich in einem öffentlichen Geschäfte befanden, merkten nicht, daß dieser oder jener Käufer verwundert stehen blieb, die merkwürdige Szene beobachtend. Und bemerkten natürlich auch den Mann nicht, der, in einiger Entfernung stehend, ihrem Treiben schon seit mehreren Minuten zusah. Er hatte sich ihnen leise genähert. Und plötzlich rief seine Stimme sie in die Wirklichkeit zurück.

„Haben Sie Kummer? Kann ich Ihnen helfen?“ Erschreckt fuhren die beiden Mädchen auseinander und blickten empor.

„Entschuldigen Sie!“ stotterte Lizzie. „Aber —“  
 Jetzt kamen noch andere Käufer hinzu. „Kommen Sie zu mir, wenn Sie frei sind; hier!“ sagte der Fremde schnell,

dem Mädchen eine Visitenkarte reichend. „Wenn ich kann, werde ich Ihnen helfen, aber weinen Sie nicht mehr!“ Er wandte sich und ging, Lizzie mit der Karte in der Hand zurücklassend. Die Freundin blickte ihr über die Schulter und beide lasen: Thanna Ruffat. Darunter die Adresse in der 72. Straße.

Um zwölf Uhr wurde ein Teil der Verkäuferinnen abgelöst, eine halbe Stunde später saßen sich Ruffat und Lizzie in der Bibliothek des ersteren in der 72. Straße gegenüber. „Sprechen Sie, mein Kind, als wenn Sie zu Ihrem Vater sprechen! Was bedrückt Ihr Herz?“

„Oh! Ich bin so unglücklich!“  
 Er wartete geduldig, bis das Schluchzen aufhörte. „Erzählen Sie mir alles, vielleicht kann Ihnen geholfen werden!“

Sie schüttelte trostlos das Köpfchen. Dann sagte sie sich, „Sie sind so gütig, Mister Ruffat! Ich will Ihnen auch alles erzählen!“ Sie holte tief Atem. „Wir sind arme Leute. Bis vor fünf Monaten war ich das einzige Kind. Dann kam der kleine Harry zur Welt; gerade zur Zeit als ich meinen John kennen lernte.“ Und nun erzählte sie von ihrem Unglück, schüttete sie ihr Herz aus. Ruffat konnte sich bei aller menschlichen Teilnahme eines Lächelns nicht erwehren. Was er da hörte, schien ihm eher tragikomisch, bis das Mädchen die Ereignisse der letzten Nacht schilderte. Da wurde er plötzlich sehr ernst.

„Wir waren vom Battery-Park nach Hause zurückgekehrt,“ sagte Lizzie, „und John hatte uns natürlich begleitet. Kaum oben angekommen, ging sofort der Zank los. Die Eltern machten mir Vorwürfe, daß ich ihnen meinen Verdienst entziehen und John heiraten will. Und Mutter hat John beleidigt. Weil es meine Mutter war, hat er sich nicht gewehrt, aber er wollte mich gleich mitnehmen, gleich in der Nacht und — und —“ Erneutes Schluchzen unterbrach die Erzählung. Geduldig wartete Ruffat, während sich vor seinem geistigen Auge die eben geschilderte Szene abspielte. Er sah im Geiste die Mutter, wie sie in dem engen, dumpfen, heißen Raum, das Kind auf den Arm, mit dem Geliebten der Tochter zankte.

Da sprach auch Lizzie schon wieder: „Und — ich wäre mitgegangen, wirklich und wahrhaftig — und wenn es Sünde ist! Aber Harry fing da plötzlich an zu schreien und wurde so — so blau im Gesicht. Da sind wir schnell hinuntergelaufen nach einem Arzt.“

„Mit einem Kuck fuhr Ruffat in seinem Sessel empor. „Bandet Ihr einen?“

John und ich liefen von einem zum anderen. Viele waren nicht zu Haus. Verschiedene hatten wichtigere Gänge, sagten sie. Dann, in der Ridingtonstreet, fanden wir den Doktor Jenkins. Er verlangte drei Dollar im voraus. Zum Glück hatte John so viel in der Tasche. Da kam der Doktor mit.“

„Und was sagte er?“

„Der Doktor — sagte — Harry — — muß sterben —“  
 Einen Moment saß Ruffat wie starr; dann griff er nach dem Telephon auf dem Schreibtisch. „Einen Wagen! Sehr schnell!“ Und im selben Atemzug zu Lizzie: „Wo wohnen Sie?“

„Allenstreet dreißig.“

„Sie begleiten mich!“ Schon hatte er den Hut aufgeschlüpft und die jetzt ganz verwirrte Lizzie bei der Hand ergriffen und zur Tür hinausgezogen. Durch einen eleganten Raum ging es, wie ihn Lizzie noch nie gesehen, hinaus auf die Straße. Vor der Tür wartete bereits das Auto. Im nächsten Moment saßen sie darin. „Gute 2. Avenue und 19. Straße!“ rief Ruffat.

Der Kraftwagen raffelte davon. Lizzie hatte zu weinen aufgehört und blickte nur erstaunt zu dem fremden Manne empor, der, nervös die Finger durch seinen Bart streichend, in seiner Ecke saß und zum Fenster hinausblickte. Bald hielt der Wagen vor einem großen Gebäude. Ruffat machte Lizzie ein Zeichen, sitzen zu bleiben; er selbst sprang hinaus und eilte die große Freitreppe empor, die zum Portal führte. Darüber stand in großen, goldenen Buchstaben: Kinderkrankenhaus. Eine Menge Menschen, namentlich Frauen mit Kindern auf den Armen, saßen und standen im Vorsaal. Rücksichtsvoll und dennoch hastig bahnte er sich einen Weg hindurch und trat ins Bureau ein. „Ich werde,“ rief er schon von der Tür aus, „gleich einen kleinen, lebensgefährlich erkrankten Patienten herbringen und wollte Sie bitten, schnell ein Bettchen für ihn herzurichten!“

Während des Sprechens war er bis zur Barriere herangetreten, die den Raum in zwei Teile trennte. Auf der anderen Seite saßen verschiedene Männer über Bücher gebeugt. Einer, mit einem langen, weißen Mittel bekleidet, blickte erstaunt empor.

Zweites Kapitel.

„Entschuldigen Sie,“ meinte er, „sind Sie Arzt?“  
 „Nein! Mein Name ist Ruffat, aber —“ Weiter kam er nicht.

„Dann warten Sie gefälligst draußen, bis die Reihe an Ihnen ist!“ unterbrach der andere barsch. „Zudem kann ich Ihnen jetzt schon sagen, daß kein Bett frei ist, wir sind überfüllt!“

Völlig verblüfft blickte Ruffat auf den Sprecher. „Ja, aber ein Kind liegt im Sterben! Was soll ich denn da machen?“

„Versuchen Sie es in einem anderen Hospital!“ erwiderte der im weißen Mantel gleichgültig.

Das Blut schoß in die blassen Wangen Ruffats und färbte sie rot. „Das ist ja unerhört,“ rief er, und seine Augen sprühten. „Jrgendwo werden Sie doch einen Winkel frei haben?“

Jetzt blickte der Weiße doch ein wenig unsicher auf. „Wir könnten im Notfalle ein Privatzimmer einräumen! Aber — es würde Geld kosten; es würde —“

„Darauf kommt es mir gar nicht an —“

Der andere wurde plötzlich höflich. Er verließ seinen Platz und trat an die Barriere heran. „Fünf Dollar den Tag!“ sagte er, halb fragend.

„Gut!“

„Dann kommen Sie, wann Sie wollen! Sie werden alles zum Empfang des Patienten vorbereitet finden.“ Und schon drückte er auf den Knopf, um dann den eintretenden Wärter die nötigen Weisungen zu geben. Mit zusammengekniffenen Lippen verließ Ruffat den Raum; schnell eilte er die Treppe hinunter zum Wagen. „Allenstreet!“ Fort ging's; ab von der breiten zweiten Avenue hinein in die schmale Houston-Street, der Allenstreet zu. Immer dichter wurde das Gewirr der Gassen und Gäßchen; und schmutziger die Straßen. Immer internationaler die schreienden Schilder über den verfallenen aussehenden Geschäftsläden, den unappetitlichen Restaurants, russische, griechische, lateinische, hebräische, türkische, chinesische Schriftzeichen an allen Ecken und Enden. Immer langsamer mußte der Wagen fahren, schon der Kinder wegen, von denen die Straßen wimmelten. Und Ruffat sprach kein Wort. Er blickte hinaus auf die Straße. Lizzie konnte kein Auge wenden von dem Manne, den sie auf einmal schon lange zu sehen vermeinte, und den sie heute zum ersten Male sah. Der Mann dort neben ihr, mit der großen Behmut im Blick.

Ein leiser Ruck; der Wagen stand still. Ruffat sprang hinaus und eilte in das Haus; erst im Korridor, kurz vor der Treppe, schien er sich auf Lizzie zu besinnen, wandte sich um und wartete, bis sie ihn erreichte. „Wie hoch?“ rief er ihr entgegen.

„Ganz oben, Sir.“ Sie stiegen schnell empor. Trotz der hellen Sonne draußen war es hier drinnen doch fast finster. Die Treppe war so eng, daß sie beide nicht nebeneinander gehen konnten; das Mädchen folgte dem Manne. Sie stiegen und stiegen. Die Treppe, die sich in einem Kreise wand, schien kein Ende zu haben; die Luft wurde immer unerträglicher. Aber Ruffat schien nichts davon zu merken. Endlich hatten sie die achte und letzte Etage erreicht. Der Schweiß troff ihnen vom Antlitz, die Kleider klebten förmlich am Leibe. Ein enger, langer Korridor, in dem sich Tür an Tür reihte.

„Welche?“ fragten Ruffats Blicke. Stumm deutete Lizzie auf die erste Tür. Der Mann krümmte den Finger, als beabsichtige er, anzuklopfen. Dann überlegte er und drückte kurz entschlossen auf die Klinge. Im nächsten Moment stand er wie erwartet im Türrahmen. Inmitten eines Mansardenzimmers stand ein Bett, davor kniete eine Frau, die ihr Gesicht in den Kissen verborgen hatte. Auf dem Bette aber lag der bleiche, stille Körper eines Kindes, Harry war tot.

Geht man die schönste aller New Yorker Geschäftsstraßen, den Broadway, entlang, und biegt dann in östlicher Richtung in die 32. Straße ein, so kommt man bald an ein Gebäude, über dessen Portal zu lesen ist: „Thanna Ruffats pasteurisierte Milch-Laboratorium“. Daneben sieht man die Abbildung einer Wärterin, die einem kranken Kinde Milch reicht. Wer also nicht lesen kann — und Analphabeten gibt es in New York Legion — der erkennt doch am Bilde das Haus. Und unter dem Ganzen liest man noch in kleinen Buchstaben den Tag der Gründung.

Den Tag der Gründung! Vor fünf Jahren! Am Tage nach dem Tode des kleinen Harry Brown.

Damals, angesichts des kleinen Wesens, das da elend zugrunde gegangen, angesichts des überfüllten Hospitals, in dem nur das Kind Gesundung erhoffen durfte, dessen Eltern instande waren, Tag um Tag fünf Dollar zu zahlen:



Die Schwestern und die Nichte des Papstes.

Papst Pius X. besitzt noch drei Schwestern und auch eine Nichte, die alle in bescheidenen Verhältnissen in Italien leben.

damals war in Ruffat der Gedanke aufgestiegen, all diesen armen Wesen ein für allemal zu helfen. Keine Milch sollten sie haben; gesunde, reine Milch. Und schon am nächsten Tage hatte er sich in seiner energischen Art ans Werk gemacht. Was folgte, gestaltete sich zu einem Segen für die Armen und Ärmsten. An allen Ecken New Yorks, in den bösesten Gegenden; überall dort, wo Kinder spielten, in Parks und öffentlichen Plätzen, erhoben sich, wie durch ein Zaubervort, Kioske, in denen Milch verkauft wurde. Arztlich untersucht, pasteurisierte Milch, aus der jeder Krankheitserreger entfernt war. Und diese Milch konnte man um die kleinste, amerikanische Münze, um 1 Cent, kaufen. Zur Herstellung aber war das Laboratorium in der 32. Straße eröffnet worden.

Ein prächtiger Oktobertag ging zur Neige. Von der Battery her wehte ein kühler, wohlthuender Wind und strich den Broadway entlang, der, wäre er ein Strom, sich direkt in den Ocean ergießen würde. Nur noch eine Hauptstraße der Welt mündet so direkt am Meer, die Rue de Cannebiere in Marseille. Nur, daß es sich hier um das Mittelländische Meer, dort aber um den Atlantischen Ocean handelt.

Die fünfzigstöckigen Wolkenkratzer der unteren City entleerten ihre Massen auf die Straße. Aus einem der oberen Stockwerke eines der hohen Häuser gesehen, krabbelte es da unten wie ein ungeheurer Ameisenhaufen. Und wie ein Ameisenhaufen mutete es auch an, wenn Tausende von Menschen durch anscheinend kleine Löcher unter der Erde verschwanden. Es waren die Eingänge zu den Untergrundbahnen. Nach und nach flaute der Trubel ab. Und eine halbe Stunde später lag der untere Broadway ruhig

und friedlich da; fast so friedlich, wie ihr ältester Markstein — die Trinity-Kirche und der sie umgebende Friedhof. Auch ein Wahrzeichen der Unbegrenztheit alles dessen, was möglich ist im Lande der Streifen und Sterne. Am wichtigsten Teil der bedeutendsten Straße der größten Stadt des Landes liegt — ein Friedhof!

War es im unteren Teil der Stadt — dort wo sich, wie gesagt, nur Wolkenkratzer befanden — ruhig geworden, so hatte die ganze obere Stadt in demselben Maße an Geschäftigkeit zugenommen. Der Fremde, zumal der Ausländer, hätte sich keinen Vers darauf reimen können, was da oben eigentlich vor sich ging. Überall zogen Musikbänder durch die Straßen, von hunderten von Männern, Frauen und Scharen jubelnder Kinder begleitet. Alle möglichen Fahnen wurden getragen, die in großen Buchstaben alle möglichen Ratschläge enthielten:

„Wählt den Demokraten!“  
 „Wählt den Republikaner!“  
 „Wählt für die Reformpartei!“  
 „Wählt für die Abstinenzler!“  
 „Wählt für die Arbeiterpartei!“

Im Knopfloch eines jeden Mannes, in der Bluse fast einer jeden Frau, steckte eine Nadel mit der Wahlparole der Partei, der der Träger gerade angehörte. An fast jeder dritten, vierten Ecke sprach ein Wanderredner von einem Wagen, einem Tisch, ja einer Leiter herunter. Man befand sich vierzehn Tage vor den New Yorker Municipal- und Staatswahlen — die Wahl-Kampagne im vollsten Gange.

Es war spät, die ersten Sterne funkelten bereits am Abendhimmel. Im Laboratorium in der 32. Straße aber herrschte noch reges Leben. Da wurden in einem Raume Kannen mit Milch gefüllt und für den Versand am nächsten Tag zurecht gemacht, im anderen Raume zeugten kleine Klämmchen unter Gläsern und Retorten, sowie kochendes Wasser in verschiedenen Behältern davon, daß die Arbeit des Kondensierens noch im vollen Gange sei.

Von draußen ertönte ein lauter Knall, und dann die hellen Jubelstimmen von Kindern. Zwei noch junge Mädchen in sauberen, weißen Kleidern, die über eine Milchkanne gebeugt standen, ließen von der Arbeit ab und eilten zum Fenster. Auf dem Trottoir hatte jemand einen riesigen Feuerkörper, einen sogenannten „Frosch“, losgelassen.



Ein Offizier.

Der rannte nun immer im Kreise herum und die Kinder freisichten vor Vergnügen. Und auch die beiden Mädchen am Fenster waren so versunken in den Anblick, daß sie nicht bemerkten, wie die Tür sich öffnete und ein Mann ins Zimmer trat. Lächelnd betrachtete er die Szene.

„Schön, schön, Millie! Jetzt zündet er noch einen an!“ rief da plötzlich die Eine. Ein Knall, erneutes Jubelgeschrei bewies, daß sie recht gehabt. „Ach — — ist das schön!“ freute sich gleich darauf die andere. Da schlich Ruffat auf



Ein Infanterist.

Zehenspitzen durch den Raum und es gelang ihm, die hintere Tür des Zimmers zu erreichen, ohne bemerkt zu werden. Um nichts hätte er die unschuldige Freude der beiden großen Kinder durch seine Ankunft unterbrechen mögen! Leise öffnete er die Tür; ebenso vorsichtig schloß er sie wieder.

Von einem großen Schreibtische, der mitten in einem geräumigen, mit ein paar geschmackvollen Bildern schön decorierten Zimmer stand, erhob sich ein junger Mann.

„Guten Abend, Mister Ruffat!“

„Guten Abend, George!“ Ruffat hing seinen Hut an den Ständer, setzte sich zur anderen Seite des Schreibtisches, dem jungen Mann gegenüber, und begann sofort in einem Stoß von Papieren zu blättern, die dort augenscheinlich seiner Ankunft geharrt hatten. Doch plötzlich richtete er seine Augen auf sein Gegenüber.

„Es bleibt mir unklar,“ meinte er in dem Tone, in dem man einen oft diskutierten Gesprächsstoff wieder aufnimmt. „Bleibt mir völlig unklar! Haben Sie darüber nachgedacht, George?“

Fortsetzung folgt.

#### Die neue französische Feld-Uniform.

Anlässlich des Nationalfestes am 14. Juli hält Präsident Fallières alljährlich eine große Parade über die Pariser Truppen in Longchamps ab. In diesem Jahre wurde bei dieser Gelegenheit ein Bataillon vorgeführt, welches als erstes mit der neuen Felduniform ausgerüstet ist. Die neue Uniform ist von dem bekannten französischen Maler Detaille entworfen.

## Eine Heirat per Postkarte.

Von H. de Grosse. Berechtigte Uebersetzung aus dem Spanischen von J. W.

„Das ist nun schon die siebenundzwanzigste, von der du nichts wissen willst, sagte Fräulein de Champdieu und legte die Spitze, an der sie arbeitete, verdrießlich fort. Neben ihr blätterte ihr Nefse, Robert de Couzan, ein junger Mann von etwa 25 Jahren, in einem Buche. „Ein reizendes Mädchen!“

„Reizend, liebe Tante, ich bin im voraus fest davon überzeugt.“

„Sie ist auch sehr gut.“

sah ihren Nefsen erschrocken an und fing an, sich vor ihm zu fürchten.

„Sei ganz ruhig, Tanten, ich bin nicht verrückt. Ich bin bei Verstand; und deshalb werde ich nur etwas höchst Vernünftiges tun. Nach meiner Ansicht ist die Heirat eine sehr ernste Sache; man kann dabei nicht vorsichtig genug sein. Man pflegt sie ja mit einem Lotteriespiel zu vergleichen, weil man meist gerade dann dazu kommt, wenn man am wenigsten daran denkt . . . Doch das war früher einmal. Jetzt hat die Wissenschaft Fortschritte gemacht. Man kann sich heute mit voller Gewißheit auf Glück verheiraten; einer mathematischen Gewißheit. Man braucht nur zu wollen. Siehst du dieses Buch?“

„Ja, was ist es?“

Robert de Couzan antwortete, indem er prophetisch den Finger erhob: „Es ist ein Handbuch der Graphologie, liebe Tante. Es enthält die Regeln einer unfehlbaren Wissenschaft. Mit ihrer Hilfe kann man die geringsten Charakterzüge jedes Menschen erkennen. Gib mir zwei Zeilen, mehr habe ich nicht nötig. Aus den Strichen der Buchstaben, ihrer Stärke und ihrer Form, aus der Breite der „ä“, der „e“, der „i“, der „ö“ und der „ü“, aus den Querstrichen der „t“, aus den Krümmungen der „d“, der „f“, der „l“ erkenne ich sofort den Charakter, den Geschmack, das Temperament und alle anderen Eigentümlichkeiten der Person, welche die Buchstaben geschrieben hat. Gib mir zwei Zeilen von einer Person, die ich nie gesehen habe, von der ich nichts weiß, mit der ich kein Wort gesprochen habe, und ich werde dir sagen, ob sie gut oder schlecht ist, ob ihr ernste Lektüre gefällt oder nur Zeitungsromane, ob sie Sport liebt, ob sie reitet, Rad fährt und tanzt.“ — „Wunderbar!“ meinte Fräulein de Champdieu in einem Tone, als ob sie sagen wollte: „Unmöglich.“

„Aus ihrer Schrift werde ich die erkennen, die dazu bestimmt ist, meine Frau zu werden. Wenn ich eine Schrift entdecke, die gemäß den Angaben der graphologischen Wissenschaft mir von einer Frau sein kann, die meinem Ideal entspricht, so heirate ich sie, mag sie nun arm oder reich, vornehm oder aus dem Volke sein. So verheirate ich mich, liebe Tante!“

„Das nenne ich sich deutlich ausdrücken,“ antwortete Fräulein de Champdieu mit liebenswür-



Der Friedenspalast im Haag.

Durch die Stiftung des bekannten Multimillionärs Andrew Carnegie ist in Haag ein Palast errichtet worden, in dem in Zukunft die internationalen Friedenskongresse tagen sollen.

„Das bezweifle ich gar nicht.“

„Und schön.“

„Natürlich.“

„Geistvoll und reich.“

„Auch das.“

„Ich will dir wenigstens den Namen sagen.“

„Ganz unnötig; ich will von deinem siebenundzwanzigsten Schützling ebenso wenig wissen, wie von den sechsundzwanzig früheren.“

„Dann sage ich wenigstens, daß du überhaupt nicht heiraten willst.“

„Im Gegenteil; ich will heiraten.“

„Aber was für eine Art Heirat willst du denn machen? Du willst dich nicht aus Konvention verheiraten, nicht . . .“

„Nicht des Geldes wegen . . .“

„Nicht aus Neigung . . .“

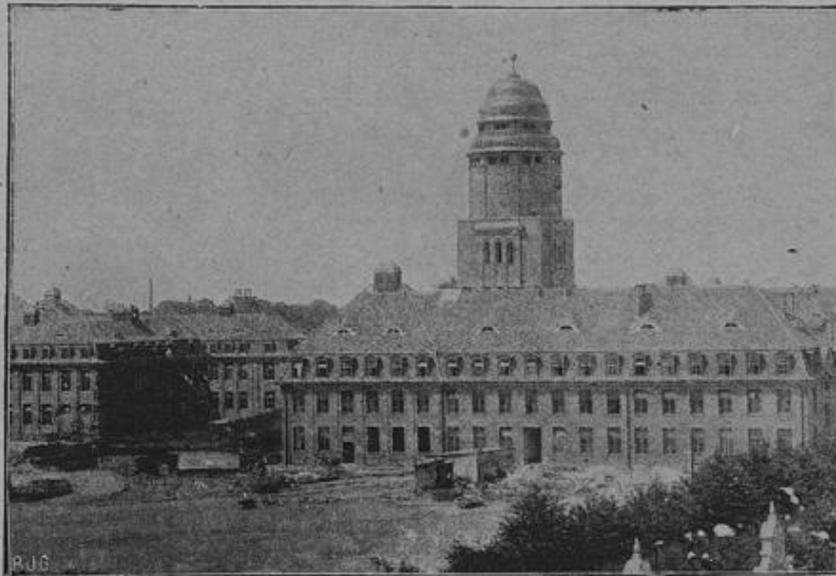
„Keine Pflichtheirat . . .“

„Nein, liebe Tante, die Heirat, die ich machen werde, wird eine Heirat sein, welche . . . wirst du mich recht verstehen?“

„Ich höre.“

„Kurz: eine wissenschaftliche Heirat.“

Die sehr großen Augen des Fräulein de Champdieu wurden noch größer. Sie



Das neue Kreiskrankenhaus in Hamburg.

diger Verbindlichkeit in der Stimme. „Das sind Gründe! Warum hast du mir das nicht längst gesagt? Aber etwas verstehe ich nicht. Wie willst du in den Besitz der Schriftproben kommen, die du nötig hast, um wählen zu können?“

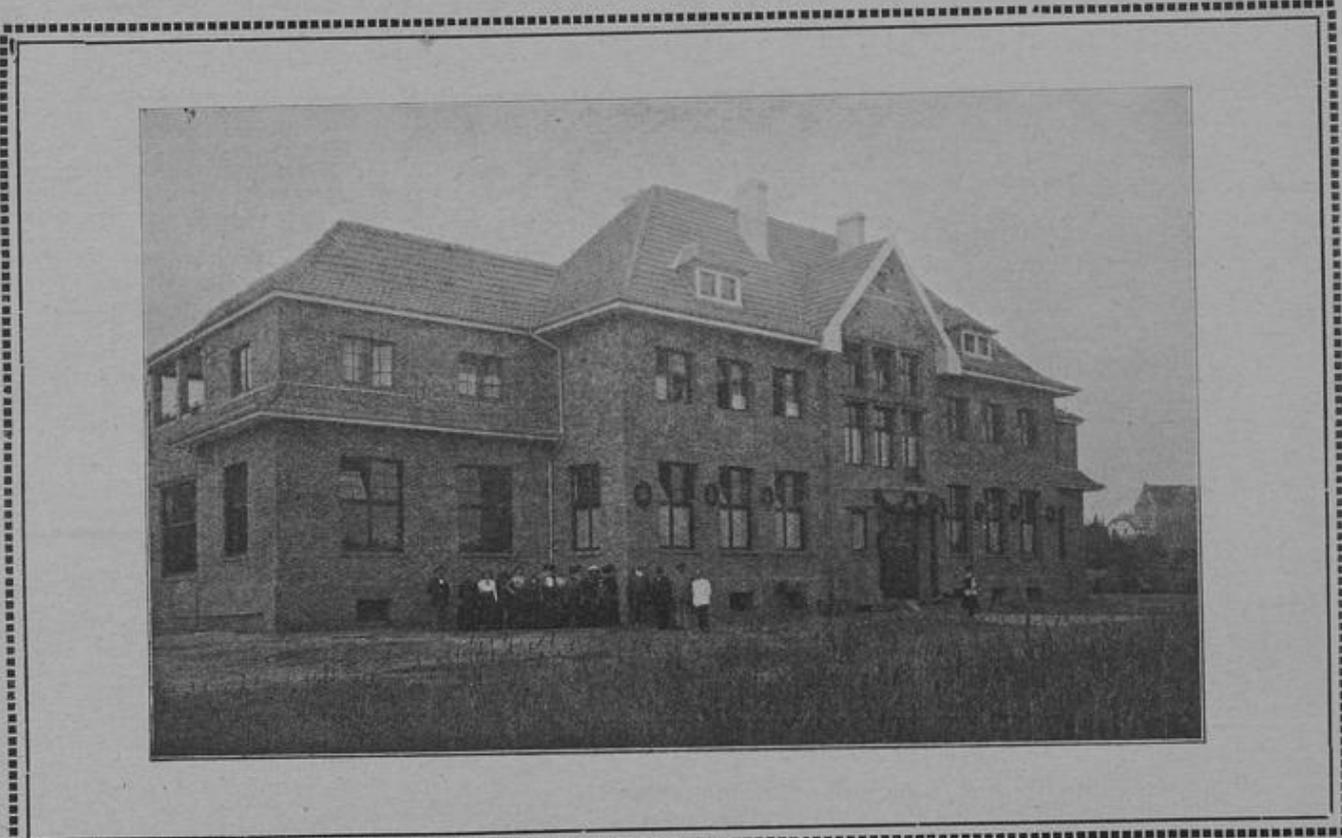
„Ganz einfach,“ sagte Robert, befriedigt, seine Tante so leicht besiegt zu haben. Ich habe in der letzten Nummer der „Zeitung für alle“ folgende Anzeige veröffentlicht: „A. de C., 15 Avenue de Villiers, wünscht Ansichtspostkarten auszutauschen.“ Auf den ersten Blick erkenne ich, welche Karte von Männern, von verheirateten Frauen, von Witwen oder unrettbar verlorenen Junggesellen und alten Jungfern sind. Die lege ich beiseite. Die übrigen prüfe ich. Willst du sehen, wie ich das mache? Deine letzten Zweifel werden schwinden. Heute ist Montag. In acht Tagen werde ich

Karte in der Hand, die aus Genf kam und die Unterschrift Fanny Zeller, 30 Avenue du Mont-Blanc trug. Mit zusammengepreßten Lippen und angehaltenem Atem verfolgte er mit einem Finger die Linien und Buchstaben. Fräulein de Champdieu betrachtete ihn neugierig. Plötzlich stieß er hervor: „Die ist es!“

„Wer?“

Ohne auf die Frage seiner Tante zu hören, sagte Robert wie hypnotisiert durch die Postkarte:

„Es fehlt nicht ein einziger Akzent. Was für ein Ordnungssinn. Diese Krümmung der unteren Teile der Buchstaben, wie lieblich! Diese Verbindung der Anfangsbuchstaben mit den übrigen, welch eine Güte! Die „o“ sind offen: welch ein Freimut! Alle Buchstaben sind gleichmäßig:



Die neue Kuranstalt in Hennes a. d. Sieg.

Die hohe, stetig steigende Frequenz von Wörishofen (über 10 000 pro Jahr), die überaus guten Erfolge der dort angewandten Naturheilkunde einerseits, andererseits der Mangel einer großzügig angelegten, nach Wörishofener Art eingerichteten Kuranstalt in Nordwest-Deutschland, gab Veranlassung, die Gründung eines zweiten Wörishofen anzustreben, welches neben einer mustergültigen Einrichtung den Vorzug einer günstigen Lage und einer schönen, ansprechenden und gesunden Umgebung haben sollte. Die Wahl fiel auf Hennes, einen im Siegtale überaus reizend und gesund gelegenen, vorwärts strebenden Ort mit freundlicher, dem Naturheilverfahren wohlgesinnter, opferwilliger Bevölkerung.

dir alle eingelaufenen Karten bringen, und wir werden sie zusammen durchsehen.“

Als der festgesetzte Tag gekommen war, erschien Robert mit einer bis oben mit Postkarten angefüllten Reisetasche. Er setzte sich an einen Tisch und schüttete, während seine Tante ganz verblüfft hinter ihm stand, Hunderte von Ansichtspostkarten auf die Decke. Sie kamen aus allen Ländern und trugen alle verschiedene Handschriften.

„Sieh, diese unordentlichen Striche. Das bedeutet ungeordnete Einbildungskraft, üppige Phantasie. Weg damit! Diese eckigen Buchstaben: Engherzigkeit und Eigensinn. Diese kleinen und gleichartigen: kein Herz, kein Wille. Dieses große M, das vorn und hinten eine Krümmung hat, deutet auf eine niedrige Seele. — Oh! welch eine Nervosität spricht aus dieser Karte! Sieh, diese großen Anfangsbuchstaben, diese kleinen Aufstriche!“

Zu Dubenden stelen die Karten in einen Papierkorb, der bald voll war.

Ganz plötzlich hörte Robert auf, zu sprechen. Er hielt eine

welch seltene Aufrichtigkeit! Und die Krümmung der „a“! Dieser Idealismus!“

Und so sprach er weiter in wachsender Ertause. „Das ist zu viel des Schönen!“ rief er aus. „Wenn sich alle Grundsätze der Graphologie vereinigen, kann nichts Besseres dabei herauskommen.“

Vielleicht wären Robert de Couzan doch Zweifel gekommen, wenn er eine kleine Flamme in den Augen Fräulein de Champdieu hätte aufblitzen sehen und wenn er den schelmischen Zug in ihrem Gesicht bemerkt hätte. Aber Robert sah nichts und schloß seine Betrachtung endlich mit den Worten: „Liebe Tante, ich heirate Fanny Zeller oder ich heirate nie!“

„Ich gebe dir von ganzem Herzen meine Zustimmung,“ antwortete Fräulein von Champdieu lebhaft. — „Du brauchst ja nur hinzugehen und Miß Zeller um ihre Hand zu bitten.“

„Ich gehe hin, Tante.“

„Laß uns beide gehen, lieber Neffe.“

„Einverstanden! Wir schützen vor, gerade in Genf an-

gekommen zu sein, und ich benutze meinen kurzen Aufenthalt, um Miß Zeller dafür zu danken, daß sie auf mein Zeitungsgeheuch geantwortet hat. Unter Sammlern sind solche Freiheiten erlaubt. Ich sehe sie bei der Gelegenheit, mache ihr den Hof, du übernimmst es dann, sie offiziell für mich um ihre Hand zu bitten."

"Mit dem größten Vergnügen, lieber Robert" sagte Fräulein von Champdien, im höchsten Grade zufrieden.

Seit etwa einer Stunde war Robert mit seiner Tante in Genf. Ganz mit den Gedanken beschäftigt, die ihn hierher geführt hatten, stellte er an Leute, mit denen er zusammenkam, Fragen, und erhielt folgende Auskünfte: „Miß Zeller, Amerikanerin, 23 Jahre alt, hat den Spitznamen „der Schrecken von Genf“. Setzt zu Pferde über Abgründe, jagt zu Rad durch die Straßen, stößt die Kinder zur Seite, die ihr im Wege sind, überfährt Hunde. Ist dann plötzlich

ein schwarzes, ganz nettes Kleid. Herrliches, blondes Haar umrahmte ihr süßes, nachdenkliches Gesicht. Sie hatte ein Buch in der Hand und lächelte. Roberts Herz schlug schneller. Oh! Nein, die Graphologie hatte ihn nicht getäuscht! Miß Zeller war so, wie er sie sich vorgestellt hatte. Er ging ihr entgegen und sagte aufgeregt: „Miß Zeller . . .“

Das Fräulein erwiderte seinen Gruß und beeilte sich, mit klarer Stimme zu antworten:

„Nein, nein! Ich bin nur Miß Zellers Freundin. Ich heiße Germana Paget.“

„Ah!“ — sagte Robert bestürzt.  
„Fanny hat mich, sie bei Ihnen zu entschuldigen,“ fuhr das junge Mädchen fort. „Sie zieht sich gerade an und wird bald kommen.“ Durch eine Handbewegung forderte sie Robert auf, sich zu setzen. Sie sprachen wohl eine halbe Minute kein Wort. Er mußte sie immer ansehen. Eine eigenartige Verwirrung beherrschte ihn; er wußte nicht, was er



Kurgäste in der neuen Kuranstalt zu Gennef a. d. Sieg. (Siehe Text auf vorhergehender Seite.)

wieder verschwunden. Treibt sich mit Vorliebe in stürmischen Nächten in den Feldern herum. Verlangte vor kurzem von dem Dampfessel ihrer Nacht, um deren Schnelligkeit zu vermehren, einen solchen Druck, daß er platzte. Verweigerte einem armen Manne einen Centime und zahlte ihm am anderen Tage zehn Dollar für eine Ohrfeige . . .

Robert war durch das Resultat seiner Nachforschungen wie vor den Kopf geschlagen. Jedoch sein Glaube wurde trotz alledem nicht erschüttert.

„Wenn einer sich durch solche Klatschereien beeinflussen ließe,“ sagte er sich überlegen, „wer das täte, wäre dumm. Wie schlecht ist diese Welt!“

Das war auch die Meinung des Fräuleins von Champdien.

„Glaube nur dir selbst,“ sagte sie. „Überzeuge dich, um zu glauben.“

Am folgenden Tage läutete Robert an Miß Zellers Hause. Eine alte Dienerin öffnete und führte ihn in einen großen, fasten Salon mit durchaus nicht eleganten Utrechter Plüschmöbeln. Einige billige, geschmacklose Bilder, Delldrucke und Gravüren, hingen an den Wänden. Nirgends ein Blumenstrauß, ein Buch oder eine Handarbeit, welche auf die Gegenwart einer Frau gedeutet hätten. Der Eindruck war deprimierend. Die Tür öffnete sich leise. Robert wandte sich um. Ein entzückendes Mädchen stand vor ihm. Sie trug

sagen sollte. Wenn er sprechen wollte, gingen die Worte nicht über seine Lippen.

„Ich bin etwas indiscret,“ sagte er endlich. „Ich kenne Miß Zeller gar nicht. Ich bin nichts weiter als ein Postkartenjäger. Miß Zeller schickte mir eine und im Vorbeigehen . . .“

Er stotterte und kam mit seiner Phrase nicht zu Ende. Die Tür öffnete sich wieder; aber dieses Mal mit einem heftigen Stoß.

Schluß folgt.

### Das Marienbild.

Du, der du nimmer glaubst an sie,  
Kalt vor dem Bilde stehst,  
Und nimmer beugen willst du dein Anie,  
Sie hilft dir doch! — Wenn du nicht stehst,  
So fleh dein Jammer, fleh dein Leid,  
Das sieht sie, die Gebenedeit,  
Die Mutter Sankt Maria.

K.

### Humor.

— Neugier. A.: „Wie sind Sie denn eigentlich mit Ihrer Wirtin zufrieden?“ B.: „Oh, soweit ganz gut, aber sie ist doch schrecklich neugierig.“ A.: „Wie so?“ B.: „Fortwährend fragt sie mich, wann ich ihr die Miete zahlen würde.“

— Furcht. Frau (auf einer spiritistischen Soiree): „Bitte, liebes Männchen, sollen wir nicht auch einmal den Geist meiner seligen Mama zitieren lassen? Ich möchte zu gern einige Fragen an sie richten.“ — Mann (heimlich zum Beschwörer): „Bester Herr, übernehmen Sie auch volle Garantie, daß die gerufenen Geister uns auch wieder verlassen?“

— Galant. Bankiersfrau: „Sie glauben gar nicht, Herr Oberst, wie wenig ich esse.“ Oberst: „Ganz wie bei uns von der Kavallerie. Gut gepuht ist halb gefüttert.“

— Das Richtige. Geschäftsmann: „Und Sie wünschen?“ Arbeiter: „Ich wollte anfragen, ob Sie mich nicht als Gehilfen brauchen könnten?“ Geschäftsmann: „Bedaure sehr, ich mache alles allein!“ Arbeiter: „Na, das wäre gerade was Passendes für mich!“

— Bagabundenwunsch. „... Ach, wenn ich doch den Fahn jetzt hätte, der einst nach mir nicht krähen wird — der sollte mir aber schmecken.“

— Begreiflich. Werber für den Tierschutzverein: „Aber, bester Herr, warum wollen Sie denn nicht Mitglied des Tierschutzvereins werden, es ist doch eine gute Sache?“ — „Mein Beruf verbietet das.“ — „Was sind Sie denn, wenn ich fragen darf?“ — „Ich bin Kammerjäger.“

— Frühlingsgespräch. „Weißte, meine Alte und ich, wir bilden 'n Naturwunder. Wenn sie am Abend ausschlägt, bin ich am anderen Morgen grün.“

## Rätselcke.

### Kryptogramm.



### Anagramm.

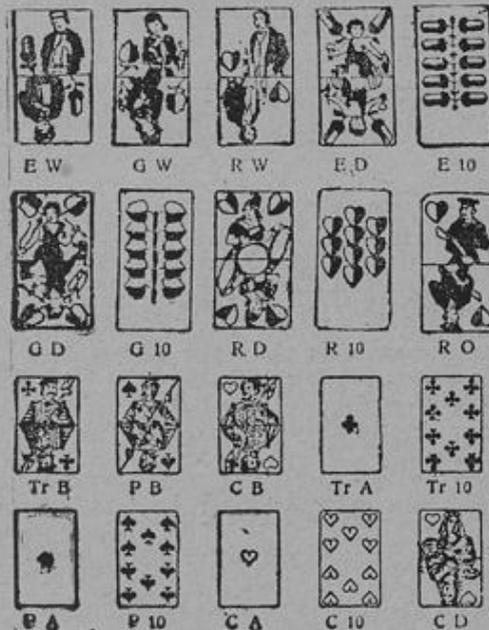
12344 : Glieder sind es, die ich meine,  
die man braucht zum Geh'n und Steh'n und  
Fleh'n.  
14324 : So sind es keine.

### Sachrätsel.

Zum Himmel steigt's, vom Himmel fällt's,  
Und alle Kreatur erhält's;  
Und dafür wird's, wie allbekannt,  
Gepeitscht, gerädert und verbrannt.

### Stataufgabe.

Hinterhand erhält:



Vorderhand hat unverlierbares offenes Null; Mittelhand paßt; Hinterhand sagt Großspiel mit Schneider an. Im Stat liegt SchD, K. Das Spiel geht verloren, da die Gegner 33 Augen erhalten. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

### Rätsel.

Der meisten Schiffe Stolz und Zier,  
Wird angewandt bei manchem Tier.

### Geographisches Scherzrätsel.

Wer kann Europa fliden, wenn es einen Riß bekommt?

### Bezierbild.

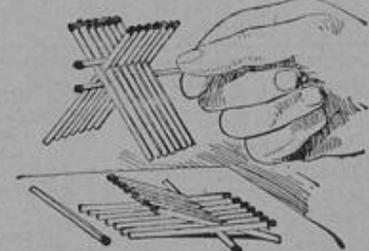


Wo ist der zweite Student?

### Auflösung in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmetische Aufgabe: 112 Mann.  
Der Zauberer in der Familie:



Logogram: Horst, Vorst, Forst, Worst.

Scharade: Schwantaler.

### Räffelsprung:

Es ist auf Erden kein besser List,  
Denn wer seiner Zunge ein Meister ist.  
Viel wissen und wenig sagen,  
Nicht antworten auf alle Fragen,  
Rede wenig und mach's wahr,  
Was du borgst, bezahle bar;  
Laß einen jeden sein, wer er ist,  
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

Bilderrätsel: Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.

Scherzfrage: Der Böttcher; jedes seiner Werke überlegt er reiflich.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 32.

Sonntag, 4. August.

Jahrgang 1912.

## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.

Nachdruck verboten.

(2. Fortsetzung.)

„Ich denke nur noch daran!“ antwortete George. Er war der echte amerikanische Jüngling von 21 Jahren, mit stahlgrauen Augen und der blassen Gesichtsfarbe des Großstädtlers, namentlich des New Yorkers. Das dunkelbraune Haar war genau in der Mitte gescheitelt und zu beiden Seiten hart an den Kopf „geplasiert“.

Ruffat lehnte sich in seinem Sessel zurück, während George wiederholte:

„Ich denke überhaupt an nichts anderes mehr!“

„Und das Resultat?“ Ruffats Privatsekretär antwortete nicht gleich. Dann beugte er sich erst über den Tisch, als wollte er dem, was er jetzt sagen würde, mehr Nachdruck



Zum Tode des Kaisers von Japan. Der Mikado im Kreise seiner Familie.

Kaiser Nuthushito von Japan ist am Montag morgen nach längerem Leiden gestorben. Der Mikado stand im 60. Lebensjahre und bestieg als 15jähriger im Jahre 1867 den Thron.

verleihen. „Es gibt nur eine Antwort, Mister Ruffat!“ — „Ich höre, George!“ „Unglaublich wie es scheinen mag — —, Sie haben Feinde!“

Ruffat lächelte. „Wer hat die nicht?“ „Sie sollten sie nicht haben, Mister Ruffat!“ Der andere wurde ernst. „Ich habe niemals in meinem Leben einem Menschen wissentlich ein Unrecht getan; niemals wissentlich zu etwas Bösem meine Hand geliebt. Aber — — deshalb — —“ Er unterbrach sich und blätterte in den Papieren. „Dieselben alten Dinge!“

Der Privatsekretär nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Fast ist's wie eine Verschwörung!“ bestätigte er. „Wenn das so weiter geht — —“ Eine Pause.

„Mister Ruffat!“ Fragend blickte der ältere Mann den jüngeren an.

„Sie haben noch etwas Unangenehmes auf dem Herzen? Was ist's noch, George?“

„Gleich zwei, — leider!“ „Also — —“

vielleicht selbst erhalten können; jeder Gast sollte aber nur soviel bezahlen, als er konnte. Im Notfall war er aber auch bereit, einen jährlichen größeren Zuschuß beizusteuern. Da edle Menschen nicht stark geistig sind in diesem Zammerthal, das sich Erde nennt, hatte selbstverständlich niemand mitmachen wollen. Bis schließlich Alexis Gregor sich mit einer hohen Summe zu beteiligen versprach. Daraufhin hatte Ruffat die Arbeit in Angriff genommen. Das Hotel war gebaut worden; nur die Innendekoration fehlte noch. Dann sollte es eröffnet werden. Und nun hatte Gregor sich einfach zurückgezogen; trotz seines Versprechens.

„Gregor saunet sich ins eigene Fleisch! Er wird die Achtung eines jeden anständigen Menschen verlieren!“ Ruffat sagte es vor sich hin, wie man mathematische Tatsachen zusammenstellt, um ein Fazit zu ziehen. Dann wiederholte er: „Jawohl! Ins eigene Fleisch! Wenn ich nur das Motiv ahnte! Um das Geld als solches kann es sich bei seinem Reichtum unmöglich handeln!“ Er blickte scharf auf. „Oder bilden sich alle diese Leute ein, sie können mich in meinen Bestrebungen zum Stillstand bringen?“

Georges einzige Antwort war ein feines Lächeln.

„Eben,“ fuhr Ruffat fort, „so dumm wird doch kein Mensch sein! Also — was wollen die alle eigentlich?“

„Ich stehe vor einem Rätsel!“ „Ich auch! Dennoch — nichts in der Welt geschieht ohne Motiv, und dieses Motiv müssen wir finden! Sie, George, und ich! Was schlagen Sie vor?“

George überlegte. „Ich meine, es wäre vielleicht gut, zu den Leuten zu gehen, offen mit ihnen zu sprechen. Vielleicht gar eine dritte Person schicken, — jemanden, den die Betroffenen nicht kennen! Dabei —“

Ruffat erhob abwehrend die Hand. „Nein!“ rief er. „Nicht so!“ Was ich tun werde, weiß ich noch nicht. Aber offen wird es geschehen! — Ja, noch mehr als offen, — öffentlich!“

Ein häßlicher, unbestimmbarer Zug, — ein Zug des Hohnes und Triumphes — huschte unbemerkt wie ein Schatten über das Gesicht des Privatsekretärs. Nur einen Moment, den Bruchteil einer Sekunde. Dann hatte er seinen Kopf senkt, einen Bleistift ergriffen und machte planlos Ziffern auf einen Papierstreifen.

„Sehen Sie,“ fuhr Ruffat indessen fort. „Mit dem heutigen Tage sind meine Feinde so ziemlich am Ende angelangt. Wer sie seien und was sie erstreben mögen; sie haben so ziemlich alle Keiser gezo-gen und können nicht mehr viel machen. Und jetzt, George, fange ich an! Nur müssen wir erst wissen; 1. Wer sind unsere Feinde? 2. Welches Motiv hatten sie für ihre Handlungen? Das müssen wir herauskriegen! Und dabei sollen Sie mir behilflich sein, George!“

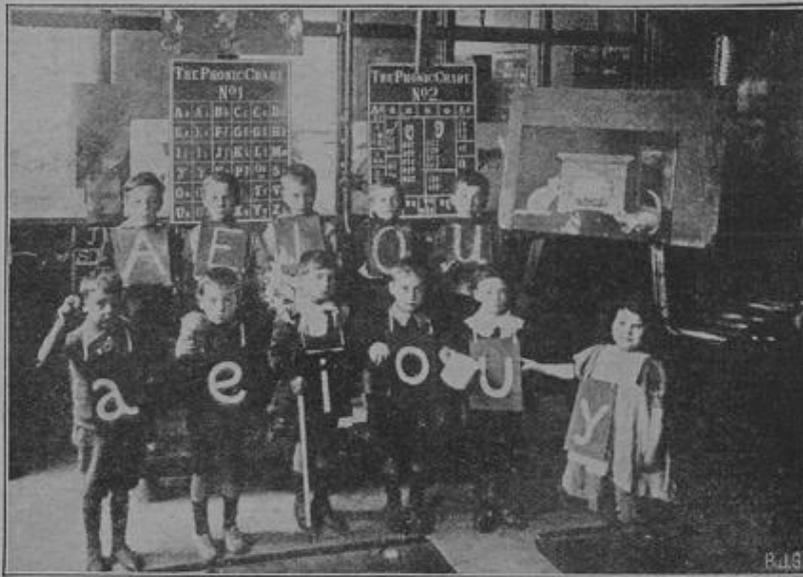
„Aber —“ „Kein Aber, George! Ich habe bereits einen Plan! hören Sie genau zu!“

Minuten vergingen; eine Viertelstunde; eine Stunde. Es schlug 10 Uhr, als Ruffat mit einem energischen Ruck seinen Sessel zurückhob und aufstand. „Sie haben verstanden, George?! Dieser Mann — nur dieser Mann — kann mein Feind sein! Und nur dem ist es möglich, mich in dieser Weise zu bedrängen, in der es geschieht. Sie werden sich aber morgen genau nach meinen Weisungen an die Arbeit machen.“

Auch George hat sich erhoben. „Wenn Ihre Vermutungen zutreffen, Mister Ruffat, dann werden wir ja bald wissen, was wir von der ganzen Sache zu halten haben. Nur —“

„Nur?!“ „Nur — offen gestanden — ich kann an so viel Schlechtigkeit kaum glauben!“

Da legte der ältere Mann dem jüngeren eine Hand auf die Schulter und blickte ihm mit einem wehmütigen Lächeln ins Gesicht. „Danke Gott, daß du's nicht kannst, mein Junge,“ sagte er warm. „Du bist eben noch jung. Dein verstorbener Vater, mein lieber alter Freund, hätte dir allerdings anderes versichert!! Aber, behalte du den Glauben



Eine neue Lehrmethode.

In England bekommen die A-B-C-Schützen Buchstaben umgehängt. Es werden durch das Verstellen der Kinder Worte gebildet. Durch diese Art des Lehrens soll der Unterricht auf die Kinder interessanter wirken und bessere Aufmerksamkeit erregen.

„Die Milchlieferanten kommen mit allerhand Nörgeleien.“ „Auch die?!“ Ruffat erhob sich langsam, machte ein paar Schritte durch das Zimmer und blieb dann neben seinem Sekretär stehen. Das war nicht mehr derselbe Mann wie vorher. Seine Augenbrauen waren zusammengezogen; seine Lippen hart aufeinander gepreßt; die Nasenflügel blähten sich. „Und dann?“

„Gregor will nun doch nicht an dem Bau für die Tuberkulosekranken mitbelfen!“

Eine Weile herrschte lautlose Stille. Noch ein paar Mal durchmaß Ruffat das Zimmer; dann setzte er sich an seinen Platz zurück. „Gregor will nicht mitmachen?! Und war vorher Feuer und Flamme!! Wenn man ihn hörte, mochte man meinen, er beabsichtige, jeden Schwindsüchtigen der Welt zu erretten!! Und jetzt — —“ Er ballte die Fäuste. „Was die Leute nur von mir wollen?! Ich versuche, meinem Ideal zu leben; dem Ideal: der leidenden Menschheit beizustehen! Und hier kommt gerade der Teufel der Menschheit, der nicht leidet und —“ Er vollendete den Satz nicht. Gregors Rückzug schmerzte ihn. Zusammen hatten sie ein Hotel bauen wollen. In der gesündesten Gegend eines Nachbarstaates gelegen, sollte es kein Hotel werden im eigentlichen Sinne des Wortes; kein geldwerbendes Institut. Dafür wäre Ruffat nicht zu haben gewesen. Für arme Lungenleidende war es geplant, die dort der Genesung entgegenzusehen sollten. Ruffat hatte gehofft, es würde sich

an die Menschheit, so lange du kannst! — Er wird schnell genug erschüttert werden!"

George war rot und blaß geworden. „Kommen Sie mit, Mister Ruffat?“ fragte er mit ein wenig zitternder Stimme.

„Nein! Ich bleibe noch! Geh' du nur, mein Junge! Und morgen — — mach's gut!“

Sie schüttelten sich die Hände und George verließ das Zimmer.

Im Vorraum arbeiteten jetzt zwei andere Mädchen, die die ersten abgelöst hatten. Man war hier Tag und Nacht tätig, zum Wohle der Menschen. George durchschritt hastig den Raum, ohne die Arbeiterinnen auch nur eines Blickes geschweige denn eines Grußes zu würdigen.

„Wenn der Alte mit ihm ist, dann tut er nicht so!“ meinte die eine halb böse, halb verächtlich, als George die Tür hinter sich ins Schloß geworfen.

Der blieb einen Augenblick vor der Tür stehen und sog in langen Zügen die frische Luft ein. Dabei blickte er starr vor sich hin; ungehört rauschte der ihn umgebende Wahltrubel an seinem Ohr vorüber.

„Gräßlich, die ganze Geschichte!“ murmelte er vor sich hin. „Und wenn man den Alten so reden hört, dann möchte man am allerliebsten —“ Er vollendete den Satz nicht. Vor seinem geistigen Auge stiegen plötzlich Bilder auf: Bilder, die ihm die schönsten Deutchen auf Erden. Ein eigenes komfortables Heim; an der Seite, als Gattin, das Mädchen, das er liebte. Da warf er den Kopf in den Nacken und seine Züge nahmen jenen unsympathischen Ausdruck von vornhin an. „In dieser Welt ist sich jeder selbst der Nächste!“ Jede Unentschlossenheit war aus seinem Wesen geschwunden, raschen Schrittes eilte er dem Broadway zu.

Ruffat hatte sich wieder an den Schreibtisch gesetzt. In dieser Stimmung wollte er nicht nach Hause zurückkehren. Seine Frau sollte nichts merken von seinem Aerger. Merger? Nein! Von seinem Herzeleid. Vor ihm lag ein weißer Bogen Papier. Wie immer, wenn er ruhiger werden wollte oder nachdachte, fing er zu zeichnen an; ganz mechanisch. Er zeichnete einen kleinen Kinderkopf. Und dann noch einen. Immer dieselben Züge, Reihe an Reihe, bis das Blatt bedeckt war. Immer dasselbe Köpfschen, wie er es im Geiste sah.

Also — Arthur Marbach hielt nun wirklich den Zeitpunkt für gekommen, seine Rache zu nehmen! Die Rache, die er zu nehmen geschworen, damals, als seine Braut ihre Liebe für Ruffat entdeckte und bald darauf seine Frau wurde! „Du hast mir mein Glück geraubt, dafür hast du mir aber eine Lebensaufgabe gegeben!“ hatte damals Marbach gerufen, als Ruffat zu ihm gekommen war in der Hoffnung, sich mit ihm ausöhnen zu können. „Eine Lebensaufgabe, die darin bestehen soll, dich dort zu treffen, wo ich dich am schwersten werde treffen können!“

Da hatte sich Ruffat stolz umgewandt und war ohne Erwiderung gegangen. Seit der Zeit hatte er nichts wieder von Marbach gehört. Er wußte nur, daß der ehemalige Freund viel reise. „Dort treffen, wo ich dich am schwersten treffen kann!“ hatte er damals gesagt. Wahrlich; der Feind hatte den Zeitpunkt richtig erfaßt. Schwerer konnte man Thanna Ruffat nicht treffen, als durch Durchkreuzen seiner Ideale. Der Bogen war voll. Ruffat zog ganz mechanisch einen neuen hervor und legte ihn über den alten. Kopf reichte sich wieder an Kopf. Wie lange das schon her war! — Volle 25 Jahre! Wie ihm die Worte noch in den Ohren gelsten; wie deutlich er das blasse Gesicht, die hervorgetretenen Augen noch sah! Dann hatte er das geliebte Weib geheiratet und der andere war davongereift. Und dann war das Kind gekommen. Die größte Freude seines Lebens zog an ihm vorüber, — und das größte Leid. Es war bald gestorben, das geliebte Wesen. „Milk“ hatten die Aerzte gesagt. „Milk von einer tuberkulösen Kuh!“ Damals in seinem großen Herzeleid hatte er gebetet:

„Lieber Gott, gib mir die Macht, anderen Menschen zu ersparen, was ich bis jetzt empfunden!“ Und dann, als seine Frau weinte und weinte, Tag und Nacht, da hatte er ihr seine Gedanken mitgeteilt. Wie Balsam hatte das gewirkt, beruhigend, heilend. Jetzt, nach all diesen Jahren, war der ehemalige Gedanke zur Lebensaufgabe geworden für beide. Sie lebten nur noch für diese Sache. Also diesen Moment hatte sich Arthur für seine Rache ausersehen! Dieser Arthur, der doch sein bester Freund gewesen! Immer neue Kinderköpfe bedeckten das Blatt.

„Denkt er denn nie an Helen?! Er hat sie doch auch geliebt! Kann sich denn Liebe derart in Haß verwandeln?!“

Eine Stimme riß ihn aus seinen Gedanken und ließ ihn aufblicken. „Klopfen Sie nur kräftiger!“ jagte laut eines

der Mädchen im Vorraum zu irgend jemandem. „Er ist bestimmt drin!“ Und dann folgte dem Rat die Tat.

„Herein!“ Im nächsten Augenblick sah sich Ruffat einer jungen Dame gegenüber.

„Sie verzeihen, wenn ich so spät noch störe! Aber ich bin einige Male in Ihrem Hause gewesen, ohne Sie anzutreffen. Da bin ich schließlich hierher gekommen. Ich möchte Sie sprechen! Heute noch!“

„Ich bin nur selten zu Hause!“ meinte Ruffat. Und auf den Stuhl weisend, den George vor einem Weilchen verlas-



Die Jausenstraße.

Die Eröffnung der Jausenstraße fand am 15. Juni statt, die vom Sterzing am Brenner über den Jausenpaß ins Passeiertal und nach Meran, also direkt ins Herz Tirols, führt, und die eine bedeutende Belebung des Fremdenverkehrs für Meran bedeuten dürfte.



sen, fügte er hinzu: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?! Was kann ich für Sie tun?“

„Mein Name ist Gertrud Hartwig; ich bin Deutsche.“ Eine kleine Pause. Ruffat ließ seine Blicke über das vor ihm sitzende Mädchen streifen. Sie war schön, sogar sehr schön. Schlant von Wuchs, mit feinen Zügen, die Intelligenz und Bildung verrieten; mit ovalem Gesicht, mit blauen Augen und hellblondem, welligem Haar, das einfach in der Mitte gescheitelt, hinten in einem schweren Knoten zusammengefaßt war. Auf dem Kopfe sah eine Art Strohbarrett.

„Ich — weiß nicht —“ und langsam übergoss tiefe Röte ihre bleichen Wangen. „Ich — komme — mir — so —“ Sie stockte ganz. Ruffat kam ihr zu Hilfe.

„Sie haben einen Wunsch!“ sagte er weich. „Sprechen Sie ihn nur aus!“

Das Mädchen nahm sich zusammen. „Ich suche eine Stellung!“

„Hier?!“

„In irgendeinem Geschäft. Ich habe überall nachgefragt, konnte aber nirgends ankommen. Und da ich so viel Gutes über Sie gehört habe, dachte ich —“ das Mädchen stockte wieder, — dachte ich, — vielleicht würden Sie die Güte haben, mich irgendwohin — zu — empfehlen.“

Ruffat schüttelte langsam den Kopf. „So geht es nicht, mein Fräulein! Denken Sie, wenn jeder Stellenlose zu

mir kommen wollte?! An welche Art Geschäfte haben Sie sich denn gewandt?!“ Und noch ehe sie antworten konnte, fügte er hinzu: „Was können Sie denn?“

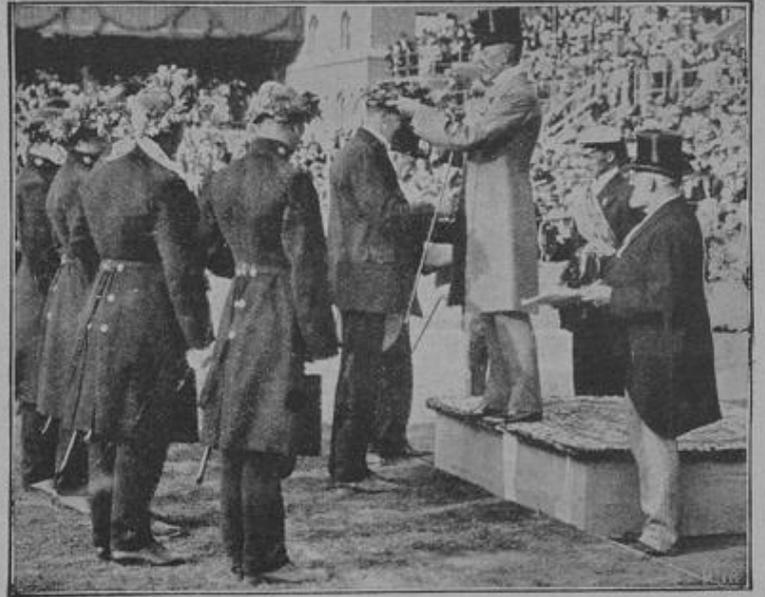
„Nichts!“ Und Erstaunen in seinen Augen lesend, wiederholte sie bitter: „Gar nichts!“ Und dann erzählte sie ihm ihre Geschichte: die Geschichte vieler nach Amerika eingewanderten Deutschen. Ruffat hörte zu, ohne zu unterbrechen. Dann überlegte er eine Weile.

„Ich will leben, was sich machen läßt. Aber wohlverstanden, ich verspreche gar nichts. Ich möchte Sie morgen nicht enttäuscht sehen!“ Er warf ein paar Zeilen auf einen Bogen Papier, fuvertierte und adressierte ihn, und reichte den Brief dem Mädchen. „Gehen Sie morgen vormittag dorthin! Aber nochmals: machen Sie sich nicht zu große Hoffnungen; ich kann nichts versprechen!“ Und wie, um sich zu entschuldigen, meinte er noch beim Abschied: „Ich bin leider nicht allmächtig —“

Gertrud Hartwig war schon lange fort. Aber Ruffat saß noch immer an seinem Schreibtisch, den Kopf auf die Hände gestützt. Aus dem Vorderraum klang gedämpft das Klappern der Milchkannen.

### Drittes Kapitel.

An der Broadway-Ecke hatte sich George Roeder auf eine vorbeisauende elektrische Straßenbahn geschwungen und war hintergefahren in die Stadt. In der Nähe der Trinity-Kirche war er ausgestiegen und hatte den Weg nach der Wasserfront eingeschlagen. Alles lag hier in tiefster Ruhe. Nur aus Matrosenkneipen, die sich die Straße entlang hinziehen, ertönte das Geschrei der Betrunknen; hin und wieder unterbrochen durch den grellen Pfiff der Fährboote, die die Verbindung zwischen New York und Jersey-City herstellen, und deren Hunderte von Lichtern sich auf dem glatten Wasser widerpiegelten; weithin sichtbar, wie eine Legion von Glühwürmchen. George ging am Wasser entlang, bis er eine Aneipe erreicht hatte, die äußerlich etwas anständiger aussah als die anderen. Hier lehrte er ein. Der Mann hinter der Bar sah ihn zu kennen. Ungeheißer stellte er Whisky und ein Glas auf den Tisch. George bediente sich und trank. Dann machte er Miene, in das hinter der Bar gelegene Zimmer zu gehen.



Von den Olympischen Spielen in Stockholm.

Der König von Schweden befrängt einige Sieger.

Die Olympischen Spiele haben nunmehr ihr Ende erreicht. König Gustav von Schweden nahm persönlich die Preisverteilung vor und überreichte den Siegern goldene Medaillen und Lorbeerkränze.

Der „Barkeeper“ hielt ihn durch eine Geste zurück. „Willie ist noch nicht gekommen!“ meinte er vertraulich.

George blickte auf seine Uhr. „Er sollte längst hier sein!“

Der Barkeeper zuckte mit den Achseln. „Pünktlichkeit war nie Willie's stärkste Seite. Und jetzt, wo er von Klub zu Klub von Rednerisch zu Rednerisch fliegt, kann er über seine Zeit nie genau bestimmen! Noch einen Whisky?“

George nickte. „Trinken Sie auch einen mit!“ Die Männer stießen an.

„Doch ein tüchtiger Kerl, unser Willie Peters, was?! Sieht man wieder, was ein Mensch kann, wenn er will. Kommt her, vor knapp zwei Jahren, aus dem Westen, läßt ein paar Dollar springen, befreundet sich mit den Boys und ist jetzt einer der Einflußreichsten in der ganzen Parteimaschine.“

„Und unser nächster „Boß“? !“

„Darauf stoßen wir an!“

„Prost!“

Die Unterhaltung wurde durch neu hinzukommende Gäste unterbrochen, die laut nach Whisky und „Lager“ — wie Bier in New York genannt wird — riefen. Inzwischen blickte George immer nervöser werdend, auf seine Uhr. Er wartete schon eine halbe Stunde. Hin und wieder gesellte sich der Barkeeper zu ihm.

„Gleich elf Uhr!“ sagte er.

„Es ist ärgerlich! Und ich habe noch eine Verabredung!“

Der Barkeeper zwinkerte mit den Augen.

„So spät noch?“

„Halten Sie's Maul!“ erwiderte George grob. Was der andere augenscheinlich gar nicht übel nahm. Im Gegenteil: er lachte. Denn als weltkundiger Mensch wußte er sofort, daß diese Geschichte nur eine Bestätigung seiner Vermutung bewies. — Kurz nach Mitternacht raffelte ein Auto vor die Tür. Man hörte das Zuwerfen des Schlüssels. Gleich darauf betrat der von George so lange sehnsüchtig Erwartete das Lokal.



Das Aero-Automobil.

Herr von Lesseps hat einen neuen Automobiltyp erfunden. Der Antrieb des Automobils erfolgt mittels eines am Hinterteil des Wagens angebrachten Propellers. Bei der Probefahrt hat sich das Auto sehr gut bewährt.

\*) „Boß“. Soviele wie Chef, Herr. Das in Amerika übliche Wort stammt vielleicht aus dem Hebräischen: Balboas, Hausherr, Chef. Die politischen Maschinen New Yorks hatten immer einen „Boß“, deren berühmtester der demokratische Richard Cooley, und deren bekanntester republikanischer Thomas Platt waren.



Der Sandsegelschlitten.

Am Nordseestrand erfreut sich der Sandsegelsport großer Beliebtheit. Wenn eine steile Brise weht, bewegt sich der Segelschlitten durch die Dünen mit großer Schnelligkeit vorwärts.

Auf den ersten Blick ein Duzendmensch. Mittelgroß, ein wenig unterseht, mit vollem, rotwangigen Gesicht; aber weichem Mund, einem „gekippnen“ Schnurrbart darüber und schwarzen Haaren. Nur die Augen fesselten. Sie blickten und funkelten förmlich in ihrer Klarheit wie schwarze Diamanten.

Ein großes Geschrei erhob sich bei seinem Eintritt. Jeder der zahlreich Anwesenden schien ihn zu kennen.

„Hallo, Willie!“ „Hallo, Peters!“ „Hallo, old boy!“ ertönte es von allen Seiten. Alles Gestalten, die man sich in seinen Salon nicht einladen würde und mit denen Mr. William Peters bei hellem Tageslicht kaum die 5. Avenue entlang gegangen wäre. Aber hier, an der Waterfront, nach 12 Uhr nachts, drückte er warm jede einzige der ihm zum Willkommen entgegen gestreckten, schwieligen Hände.

„Was trinkt Ihr, Jungens?“

„Whisky; Lager; mir einen Brandy!“ ertönte es durcheinander. Und einer der Anwesenden machte dem allgeweinigen Enthusiasmus auf echt amerikanischer Art Luft. Dann begaben sich Willie und George ins Nebenzimmer.

„Ich warte schon zwei Stunden!“ begann George. Der andere sah ihn groß an. „Was schadet denn das?“

„Ich hatte noch eine Verabredung!“

„In unferer Sache?“

„Nein!“

„Dann ist sie nicht wichtig!“ entschied Willie mit wohlwollender Kürze. Und, als wollte er das Gesagte ein wenig mildernd, fügte er hinzu:

„Es ist nicht wie in Friedenszeiten. Wir befinden uns mitten im Kampfe; da muß man sich dem Moment anpassen! Ich möchte jetzt auch lieber ganz wo anders sein als hier!“ Er machte eine kurze Pause. „Wenn Sie wüßten, wo ich jetzt herkomme —“ Ein verschönerndes Lächeln huschte über seine Züge. Neugierig blickte George zu ihm hinüber. Das war etwas Neues bei Willie Peters. So halb verkürrt hatte

er ihn noch nie gesehen. Doch wenn er glaubte, etwas Näheres zu hören, so irrte er sich. Willie strich sich mit der Hand über Stirn und Augen und als habe er mit dieser Bewegung alle anderen Gedanken fortgewischt, sagte er plötzlich: „Also kommen wir zur Sache, George!“

Erst zog er noch eine Zigarrentasche hervor und reichte sie seinem Gegenüber. „So geht's besser!“ Beide zündeten das Kraut an und setzten sich in ihren Stühlen zurecht, wie Männer, die nunmehr an die Arbeit gehen.

Fortsetzung folgt.

### Und hinter ihnen steht das Glück . . . .

Es hat mich nichts so tief erseut,  
Was ich des Schönen auch geseh'n,  
Als wenn ein Jüngling, eine Maid  
In Liebe bei einander steh'n.

„Ich liebe Dich!“ sagt jeder Blick,  
All' Ihr Tun ist lauter Harmonie.  
Und hinter ihnen steht das Glück,  
Es lächelt still und segnet sie. . . .

Düsseldorf.

Hans Hedling.



Ein neuer Fallschirm.

Der Konstrukteur Schmittner bei einem Fallschirmabsturz. Der Münchener Schmittner hat einen neuartigen Fallschirm hergestellt, der sich bei den praktischen Versuchen gut bewährt hat. Der neue Fallschirm gleicht einem geschlossenen Regenschirm. Durch die Kraft einer zusammengedrückten Spiralfeder entfaltet sich der Schirm mittels eines Hebeldruckes automatisch.

## Eine Heirat per Postkarte.

Von H. de Grosse. Berechtigte Uebersetzung aus dem Spanischen von J. W.

(Schluß.)

Eine Peitsche in der Hand, mit gespornten Stiefeln, den Hut auf die Ohren gedrückt, trat Miß Zeller ein. Sie war groß, und auch der hätte sie schon gefunden, der im voraus weniger günstig beeinflusst war als Robert.

„Herr de Conzan?“ fragte sie.

Robert verneigte sich respektvoll.

„Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen.“ Sie schüttelte ihm die Hand und drückte sie dabei wie ein Mann.

Robert verneigte sich wieder.

„Ja, gnädiges Fräulein, ich bin ein einfacher Postkartensammler, der . . .“

Er empfand, einen wie verwirrten und lächerlichen Eindruck er machte. Jedoch Miß Zeller ließ ihm nicht Zeit, daran zu denken. Sie zog die Glocke. Ein Mädchen trat ein.



Eine moderne Amazone.

Miß Alberta Claire hat kürzlich einen Distanzritt von 10 000 Kilometer zurückgelegt, indem sie ohne jede Begleitung von San Franzisko nach Newyork ritt und an ihrem Ziel wohlbehalten eintraf.

„Bringen Sie eine Peitsche und Samaschen,“ sagte sie, „und lassen Sie noch ein Pferd satteln.“

Dann wandte sie sich wieder an Robert: „Ich will ausreiten und Sie werden mich begleiten. Wir können uns unterwegs unterhalten.“

„Und Sie, gnädiges Fräulein?“ wandte sich Robert zögernd an Germana Paget.

„Oh, ich werde mich aus Fenster sehen. Ich habe keine Freude am Reiten,“ antwortete das junge Mädchen.

Robert hätte sich am liebsten weiter mit den beiden Damen im Salon unterhalten, wie mit zwei Freunden. Aber er war ja gekommen, seine „Zukunftige“ zu studieren. Für den Beobachter war dieser Ausritt wie geschaffen. Sie machten sich auf den Weg. Bald passierten sie die Abnebrücke. Vor sich hatten sie die steilen Abhänge des Selve.

„Steigen wir da hinauf!“ sagte Miß Zeller.

„Zu Pferde?“ fragte Robert bestürzt.

Er war ein guter Reiter und nicht im geringsten furchtsam. Er fürchtete nicht für sich, sondern für seine Begleiterin.

„Warum nicht zu Pferde?“ fragte die junge Dame spöttisch. „Sind Sie bange? Nein? Nun also! Dann all right!“

Sie kamen am Fuße des Gebirges an, das sich imposant über ihren Köpfen erhob. Von Strecke zu Strecke waren moosbedeckte Stufen, die eine Art Riesentreppe bildeten. Eine Zahnradbahn kreuzte den Felsen, das Gebirge diagonal durchschneidend und stieg als gerade Linie sehr hoch, fast bis zur Spitze hinauf. Von unten führte, trotz der vielen Fadzade, der Weg für Fußgänger viel schneller zur Schlucht und dem Gipfel des Monnetier hinauf.

„Und was nun?“ fragte Robert, in der Hoffnung, daß Miß Zeller ihre Idee aufgeben würde.

„Hinauf!“ sagte die junge Dame und machte sich lähn auf den Weg.

Da Robert wußte, daß seine Einwendungen nichts helfen würden, hielt er sich mit seinem Pferde direkt hinter seiner Begleiterin und der Aufstiege begann.

Der Weg war mit großen Steinen, die von dem Felsen abgebrockelt waren, übersät und führte so steil aufwärts, daß die leuchtenden Pferde nur mit größter Mühe vorwärts kamen.

„Das ist sehr amüßant!“ sagte Fanny mit leuchtenden Augen, ohne sich umzuwenden. Robert antwortete nichts. Je mehr sie aufwärts stiegen, um so tiefer wurde der Abgrund. Sie sahen auf Peyrier und etwas weiter auf Genf herab.

So kamen sie bis zu dem Teile des Weges, der das de l'Eschelle genannt wird. Da trat plötzlich das Pferd Miß Zellers falsch und stolperte. Aber sie gab dem Tiere, ohne die Fassung zu verlieren, einen kräftigen Peitschenhieb, so daß es in zwei Sätzen einige Meter weit vorwärts sprang. Robert folgte. In dem Augenblick, als sie an einer Biegung des Weges ankamen, tauchte plötzlich über ihnen ein Zug auf und fuhr mit betäubendem Geräusch dem Abgrund zu.

„Springen Sie ab! . . . springen Sie ab!“ schrie Robert, der die Gefahr voraussah und selbst absprang.

Das erschreckte Pferd wollte zurückweichen und verlor schon den Boden unter den Hufen. Wenige Sekunden und Miß Zeller mußte mitsamt ihrem Pferde in den Abgrund stürzen. Robert warf sich ihr entgegen, riß sie mit äußerster Kraft aus dem Sattel und ließ sie zu Boden gleiten. Es war die höchste Zeit. Das schon gewordene Tier raste davon. Durch den plötzlichen Ruck wäre die Reiterin zu Boden geschleudert worden.

„Fühlen Sie sich nicht wohl, gnädiges Fräulein?“ fragte Robert.

„Vollkommen,“ erwiderte sie trocken, in einem Tone, aus dem eher Zorn, als Dankbarkeit sprach. Mit einer gewissen Geringschätzung fügte sie hinzu: „Selbstredend bin ich Ihnen sehr dankbar!“ Währenddessen war der Zug herangekommen. Die Reisenden, die den Vorfall mitangesehen hatten, veranlaßten den Führer, anzuhalten. Sie nahmen Miß Zeller und Robert auf und brachten sie nach Peyrier.

Im Hause Miß Zellers wurden sie von Germana Paget empfangen.

„Germana,“ sagte Fanny, „ich stelle dir meinen Lebensretter vor.“

Robert verneigte sich bescheiden.

„Schade, daß du ihn als solchen nicht in voller Tätigkeit gesehen hast. Auf sicherem Boden oder im Salon ist der Herr in jeder Beziehung Gentleman, höchst korrekt und ein wenig furchtsam. Aber, Liebling, im Augenblick der Gefahr! Ein Löwe, der einem Neufundländer gleicht, verschlagen und klug, ungestüm und kaltblütig . . .“

Robert wollte sie unterbrechen.

„Nein, nein, Sie dürfen mich nicht daran hindern. Ihnen meine Huldigung darzubringen für so außergewöhnliche Eigenschaften. Sie waren großartig! Sie hätten eine Medaille verdient. Und Sie werden eine bekommen: Herrn Robert de Conzan die Rettungsmedaille erster Klasse, weil er eine Amerikanerin vor dem sicheren Tode bewahrte . . .“ In dieser satirischen Art sprach sie noch längere Zeit weiter. Es war unglaublich! Robert hatte soeben für eine junge Dame, die er tagovorher noch nicht einmal kannte, sich einer großen Gefahr ausgesetzt, und diese drückte ihren Dank da-

durch aus, daß sie ihn mit einer Flut höchst unhöflicher Witzgeleien überschüttete.

Schließlich ging er fort und zum ersten Male stieg in ihm der Gedanke auf, daß die Wissenschaft der Graphologie doch wohl nicht ganz frei von Irrtümern sei.

Er teilte seine Zweifel Fräulein de Champdieu mit und war nicht wenig überrascht, daß diese festier an die Graphologie glaubte als er.

„Man darf sich durch den ersten Eindruck nicht zu sehr beeinflussen lassen, lieber Nefse,“ sagte sie, „und schließlich, was machen einige exzentrische Angewohnheiten . . .“

„Einige exzentrische Angewohnheiten! . . . und wenn nun dein Nefse den Hals gebrochen hätte? —“

„Mein Nefse ist ja vollständig gesund. Wenn er kein Dummkopf ist, so wird er Miß Zeller wieder besuchen; besonders, da sie ihn das erste Mal nicht gleich vor die Tür gesetzt hat. Diese Behandlung hätte der indistrete Eindringling sich doch gefallen lassen müssen.“

Robert war kein Dummkopf. Er besuchte Miß Zeller wieder und sah abermals Germana Paget.

Er empfand eine geheime Zuneigung für sie, die ihn in so anmutiger Weise im Hause Miß Zellers empfing. Ihre zarte Stimme klang in seinem Herzen wieder. Und wenn er seinen Gedanken freien Lauf ließ, so sah er das Bild der fröhlichen Germana vor sich. Aber dann zwang er sich energisch wieder zur Wirklichkeit und sagte sich: „Ich darf nie vergessen, daß es Miß Zeller ist, in die ich verliebt bin.“

\* \* \*

Viele Tage gingen so vorüber. Robert sah die beiden jungen Damen häufig. Er war ihr ständiger Begleiter geworden und gab sich alle erdenkliche Mühe, in Miß Zeller verliebt zu sein. Aber alle Augenblicke verstimmte ihn irgend ein verrückter Einfall oder eine unerwartete Abgeschmacktheit. Sie war immer in Bewegung und hatte alle Augenblicke neue, extravagantere Ideen; heute eine Bootsfahrt auf dem See, morgen einen Ausflug, von dem Robert mit blutenden Händen und zerrissenen Kleidern heimkehrte, dann wieder eine tolle Skoletterie, ein ausschweifender Klirr, eine verächtliche Kälte, ein geringschätzender Hochmut; ein anderes Mal wieder war sie ernst gestimmt und in ihrer Würde leicht beleidigt . . .

Abgespannt, müde und ganz dumm im Kopfe, kannte Robert nichts Anziehenderes, als mit Germana Paget zusammen zu sein. Kam das durch den Kontrast zwischen ihr und Fanny? Alles an Germana fand Robert entzückend. Jeden Tag fühlte er das Fortschreiten eines Gefühles, das er nicht bemerken wollte. Der Salon erschien ihm öde, wenn Germana nicht da war. Die Stunden flogen förmlich, wenn er an ihrer Seite saß. Sie hatten denselben Geschmack, sie wie er, liebten die Kunst und die Natur, schöne Landschaften, Bilder und alles, was zum Herzen spricht und den Geist erhebt. Sie sprach über alles einfach und offen, und ihre Stimme bewegte ihn. Mehr als ein Monat verging auf diese Weise, und unter dem Vorwande, Miß Zeller zu „studieren“, war Robert mit Germana zusammen.

Endlich weckte ihn Fräulein de Champdieu etwas rücksichtslos aus diesem Traume: „Aber, lieber Nefse, ich hoffe, du hast nicht vergessen, daß du hier bist, um Miß Zeller zu heiraten.“

„Aber natürlich, Tante!“

„Daß du die kleine Germana nur nicht mit deinen andauernden Besuchen kompromittierst! Du mußt dich endlich entschließen.“

„Ja, Tante, heute abend noch.“

Er machte sich fertig zu Fortgehen, als ihm ein Diener einen Brief übergab, dessen Handschrift ihm vollständig unbekannt war. Derselbe enthielt nur wenige Worte: „Kommen Sie auf jeden Fall heute nachmittag zu uns zum Tee. Ich reise morgen ab. — Fanny.“ Robert stieß einen Schrei aus. Was für eine Schrift! Ohne Punkte! Große Anfangsbuchstaben vergessen! Alle Buchstaben durcheinander! Die Querstriche der „t“ lang und dick wie ein Kreuz: ein tyrannischer, aggressiver und cholertischer Wille! Einige mit spitzen Winkel: laprizios! Die „m, n, i und u“ eckig: unbegabter Egoismus; die Striche der „p, d, i“ fantastisch, die Unterschrift kompliziert und mit schrägem Federzug: Heuchelei und Schlechtigkeit! Was war denn das?!

Robert stürzte auf die Straße. In drei Sätzen war er vor dem Hause der Damen und riß fast die Glode ab. — „Miß Zeller! Wo ist Miß Zeller?“ schrie er die Dienerin

an. Einige Minuten später stand er ihr im Salon gegenüber.

„Miß Zeller, haben Sie diesen Brief geschrieben?“

„Ja, gewiß!“

„Aber, die andere, die Postkarte, haben Sie die nicht auch geschrieben?“

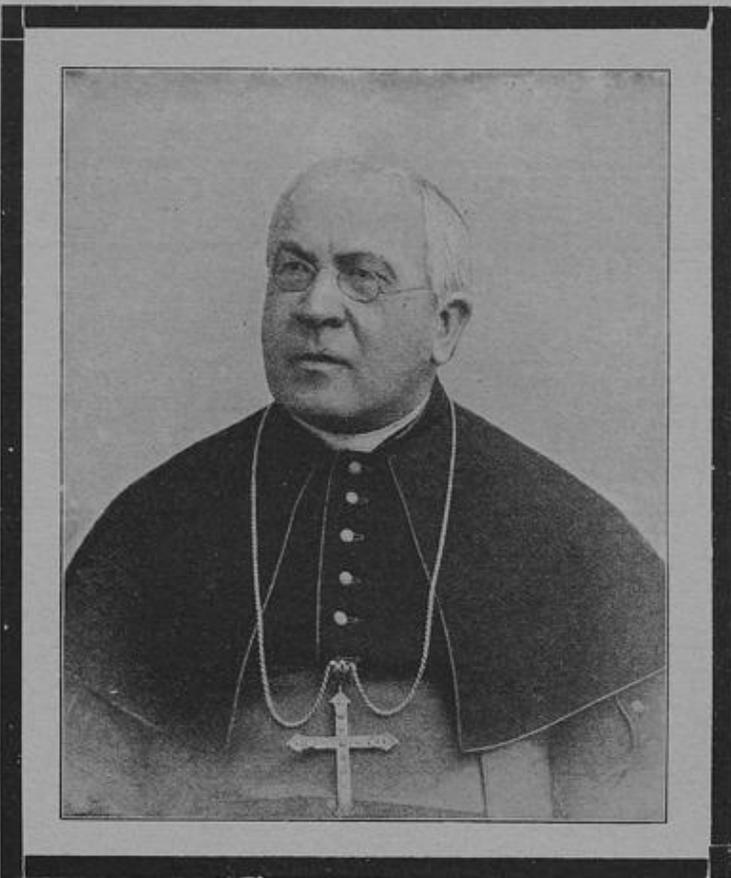
„Nein.“

„Aber wer denn?“

„Germana Paget war so freundlich, das für mich zu tun . . .“

Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Robert kniete vor dem Sessel nieder, in dem Germana saß, und ergriff ihre Hand, die sie ihm nicht entzog . . .

Als Robert Fräulein de Champdieu die Ereignisse des Nachmittags erzählte, sagte er: „Ich finde es ganz un-



Kardinal und Erzbischof Dr. Fischer †.

Am Dienstag, den 30. Juli, abends, starb in Bad Neuenahr der hochverdiente Kirchenfürst Kardinal Dr. Fischer an den Folgen einer Operation im Alter von 72 Jahren. Er hat lange Jahre als Erzbischof von Köln in Zeiten stark bewegten kirchenpolitischen Lebens gestanden und sich bei seiner hirtentätigen Tätigkeit die größten Verdienste um das kirchliche und soziale Wohl des deutschen Volkes erworben.

glaublich, Tante, daß du gar keinen Verdacht schöpfdest.“

„Oh,“ antwortete diese, „in meinem Alter hat man schon so viel erlebt, daß man sich über nichts mehr wundert.“

„Was für eine Richte wirst du bekommen, liebe Tante! Und dank der Wissenschaft, an die du anfangs nicht glauben wolltest. Jetzt mußt du zugeben, daß die Prüfung bewunderungswürdige Resultate ergeben hat.“

„Ich gebe es zu, ich gebe es zu! Aber jetzt erlaubst du mir auch, daß ich dir den Namen des jungen Mädchens sage, das ich dir vorschlug, nicht wahr?“

„Aber gewiß! Ich weiß noch: dieses Mädchen ist geistvoll, gut, grazios, die Perle aller Bräute, das siebenundzwanzigste Wunder.“

„So ist es.“

„Gut, liebe Tante, wenn du dir die Mühe noch machen willst, nenne den Namen. Was liegt jetzt noch daran? Ich

bin ja so glücklich, daß ich dir das Vergnügen nicht verweigern kann."

Fräulein de Champdieu nahm sich Zeit mit der Antwort, setzte ihren Aneifer auf und sagte langsam:

"Die siebenundzwanzigste Kandidatin, die die Ehre haben sollte, die Gattin Robert de Couzans zu werden, trug den Namen Germana Paget."

Und den Schrecken Roberts benutzend, fuhr sie fort: "Erlaube mir, daß ich gleich einen Irrtum aufkläre. Es ist wahr, daß Miß Zeller Amerikanerin ist, aber es stimmt nicht ganz, daß sie so kampflustig und erzentrisch ist, wie sie dir vorkam. Sie hat viele gute Eigenschaften, diese Miß Zeller. Sie ist ein ganz ausgezeichnetes Mädchen, das seine Rolle fein gespielt hat. Sie verdient eine Belohnung. Das wird ihr Vetter Jaime übernehmen, mit dem sie sich in der nächsten Woche verheiratet, und der ihrer sehr würdig ist."

Nach einer kurzen Pause rief sie ihrem Nessen lachend zu: "Es lebe die Graphologie, Robert! Das ist eine großartige Wissenschaft."

"Gewiß!" bestätigte Robert bewegt. "Wenn man sie mit Lebenserfahrung und Scharfsinn zu vereinigen versteht, wie du es eben getan hast."

### Humor.

— Kunstgenuß. Frau von F.: "Ach, Liebste, ich hätte Ihnen noch so vieles zu erzählen und da hört gerade der Klavierkünstler mit seinem Vortrag auf." — Frau von M.: "Ich sterbe vor Neugier, rufen wir energisch da capo und dann erzählen Sie weiter."

— Romanblüte. Sie sah da, wie ein Marmorbild und lächelte so kalt, wie nur Marmor lächeln kann.

— Naive Erklärung. Hänchen (der zum ersten Male eine Schlange sieht): "Mama, komm doch mal schnell, hier wedelt der Schwanz und kein Hund ist dran."

— Der Kaufmannssohn. Neugeadelter Bankier (eine alte Burg besichtigend, die er kaufen will): "Siehst du, Moritz, dieses von Tausenden Fremden besuchte Schloß wird also werden unser Familienitz." — "Selt, Vater, dann darf ich handeln mit Ansichtspostkarten?"

— Vorsichtig. "Unmöglich kann ich mit meinem Mann weiterleben, Herr Rechtsanwalt. Neulich kam er nach Haus und schlug mein Piano in Stücke. Was sagen Sie dazu, Herr Rechtsanwalt?" — "Gnädige Frau, entschuldigen Sie, daß ich mich das Vorurteils enthalte, aber ich habe Sie noch nicht spielen hören."

## Rätfelsecke.

### Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in 4 Zügen matt.

### Homonym.

Es ist ein Land in Oesterreich,  
Heißt allen Säulen völlig gleich,  
Und alten Liedern, wunderreich.

### Kryptogramm.



### Arithmetische Aufgabe.

Wie kann man die Zahlen 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 (jede darf nur einmal benutzt werden) mit einander verbinden, um durch Addition 100 zu erlangen?

### Scherzrätsel.

Was ist das, was man nehmen, was man haben und worauf man stehen kann?

### Bilderrätsel.



Auflösungen in der nächsten Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Kryptogramm: Man lese die in Bande stehenden Buchstaben nach Maßgabe der darunter befindlichen Zahlen; für die Punkte setze man die entsprechenden Vokale:

"Der Bauer ist kein Spielzeug."

Anagramm: Anise, keine.

Scherzrätsel: Wasser.

Skatenaufgabe:

Vorhand: G K, O, 9, 8, 7, S 10, O, 9, 8, 7.

Mittelhand: E K, O, 9, 8, 7, R K, 9, 8, 7, S W.

1. G K, S W, G 10 — 16

2. E 9, E D, G 7 + 10

3. R K, R O, S 10 — 17

Rätsel: Raft.

Geographisches Scherzrätsel: Der Zar von Rußland, denn er hat Lappland.

Berierbild: Bild nach links drehen; der Kopf des gesuchten Studenten sieht dann unter den Bäumen.

Redaktion: Erwin Thynsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 33.

Sonntag, 11. August.

Jahrgang 1912.

## Die Beisetzungsfeierlichkeiten für Kardinal Dr. Fischer



Der Sarg wird in den Dom getragen.

Photograph Jean Esser, Düsseldorf.

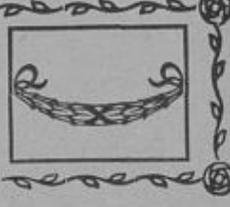
Am Samstag, den 3. August wurde Kardinal und Erzbischof Dr. Fischer in Köln zur letzten Ruhe geleitet. Die Beisetzung erfolgte in der feierlichsten Weise. Die Leiche des hohen Verstorbenen wurde in großem Zuge, an dem über 300 kathol. Vereine und Studentenkorporationen teilnahmen, von dem Erzbischöflichen Palais abgeholt und in den Dom überführt. 18 Bischöfe und Aebte gaben dem Verstorbenen das Geleit. Als Vertreter des Deutschen Kaisers war Landwirtschaftsminister Freiherr v. Schorlemer-Lieser erschienen. Außerdem beteiligten sich an der Trauerfeier die Generalität, die Kommandeure der in Köln stationierten Truppen, die Spitzen der Staats- und Kommunalbehörden, zahlreiche Abgeordnete und eine Reihe sonstiger prominenter Persönlichkeiten. Die kirchlichen Zeremonien nahm Kardinal und Fürstbischof v. Kopp vor. Die Gedächtnisrede im Dom hielt Bischof Schulte von Paderborn, in der er das Lebensbild des Entschlafenen in glänzender Weise entwarf. Das Grab des verstorbenen Kölner Kardinals befindet sich im Chor des Doms mitten vor dem Hochaltar.



# Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.

Nachdruck verboten.



(3. Fortsetzung.)

„Womit fange ich an?“ fragte George.  
 „Mit dem Nächstliegenden! Wie sieht's mit der „Organisation“?“ Er betonte das letzte Wort.  
 „Prächtig! Ich habe ein „Hotel“ — dabei lachte er auf — „in Bronx, eines in der Niggergegend, eines in Allenstreet, eines in der Bowery und eines auf der Westseite. Die „Kolonien“ sind eingeteilt, die Leute organisiert. Morgen kann das „Kolonisieren“ \*) losgehen!“  
 „Gut! Weiter!“  
 „Freies Bier —“ George zog einen Zettel aus der Tasche. „Freies Bier habe ich abgeschlossen mit —“ Und nun folgte eine Reihe von Namen; Gastwirte in allen möglichen Stadtteilen Newyorks. „Überall auf fünf Fässer pro Tag, gleichfalls morgen angefangen!“

„Gut!“  
 „Hier drinnen ausnahmsweise auch noch auf zehn Flaschen Whisky pro Tag!“  
 „Auch gut!“  
 „Und Joe übernimmt die Kontrolle. Zehn Dollar pro Tag!“  
 „Recht!“

„Das wäre so alles, soweit die Wahlvorbereitungen in Betracht kommen!“  
 Billie Peters nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, George. Und es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie weiter so eifrig sind. Doch jetzt zur anderen, durchaus nicht minder wichtigen Sache. Wie sieht es damit?“

„Gut! Der Alte ist auf total falscher Fährte. Nur —“  
 „Nun?“  
 „Haben Sie mit seinem Starrsinn gerechnet? Er läßt nicht nach. Auf diese Weise befürchte ich, erreichen wir unser Ziel nie!“

Peters lachte kurz auf. „Daß man mit Ruffat kein leichtes Spiel haben wird, das weiß ich selbst!“ sagte er. „Troydem — wir müssen ihn brechen!! Wie groß wir unseren Plan angelegt haben, wissen selbst Sie nicht! Was jetzt geschieht, ist nur ein Glied in der Kette der Ereignisse, die Platz greifen werden. Hauptsache ist, daß er nicht merkt, wo es herkommt; daß ich — wir alle vielmehr — absolut im Hintergrund bleiben.“

George lachte. „Er hat gar keine Ahnung! Ist, wie ich schon gesagt habe, auf ganz falscher Fährte und hat mir einen Auftrag gegeben, der uns noch mehr Sicherheit bringt.“ Und George gab wortgetreu die Unterredung wieder, die er wenige Stunden zuvor mit Ruffat gehabt hatte. Dabei bemerkte er nicht, wie Peters merkwürdig still wurde.

Als George geendet, trat eine kleine Pause ein, dann

\*) „Kolonisieren“. In Newyork ist bei den Wahlen häufig folgendes illegitimes Manöver vorgenommen worden, das „Kolonisieren“ heißt. Es werden in verschiedenen Wahlbezirken sogenannte Logierhäuser gemietet. Die Bewohner dieser Logierhäuser dürfen, — wenn sie eine gewisse Zeit dort anjässig waren —, selbstverständlich in ihrem Bezirk wählen. Nun kolonisiert man eine Anzahl Arbeitsloser; d. h. Tramps, die schon aus Erfahrung wissen, um was es sich handelt, melden sich bei der Wahlorganisation. Sie werden in einem der „Hotels“ untergebracht und sind, da sie eine Adresse haben, in dem betreffenden Bezirk nun wahlberechtigt. Zwei Nächte schlafen sie dort, dann ziehen sie samt und sonders in das zweite „Hotel“ im anderen Bezirk und werden so, anscheinend jedenfalls auch dort wahlberechtigt. So geht es weiter; von zwei Nächten zu zwei Nächten, von Hotel zu Hotel. Kommt dann der Wahltag, so ziehen sie, wie zuvor von Hotel zu Hotel, jetzt von Bezirk zu Bezirk zur Wahlurne, denn sie haben überall eine „Adresse“ und sind wahlberechtigt. Natürlich wird dieses Manöver des Kolonisierens überaus vorsichtig durchgeführt. Die „Tramps“ bewegen sich nicht in Scharen, sondern einzeln. Selbstverständlich ist auch, daß für die Dauer dieses Manövers für die Verpflegung der Leute vollkommen gesorgt wird.

meinte Billie: „Dieser Ruffat ist doch eigentlich ein kolossal anständiger Mensch, nicht?“  
 George zuckte die Achseln. „Ach Gott, ja —, wie man's nimmt!“

„Sagen Sie, George, wie kamen Sie eigentlich zu ihm?“  
 George wurde rot. „Er — er kannte meinen — Vater —“  
 „Freunde — was?“ George nickte Bejahung.  
 „Hm! George! Hand aufs Herz. Ist Ihnen das, was wir hier tun, nicht eigentlich zuwider?“  
 George blickte links, dann rechts an Billie vorbei. „'s ist nicht nett! Aber — was können wir denn tun?“  
 „Nun — wir können zum Beispiel — die ganze Geschichte lassen!“ George sah den Sprecher an, als habe er ihn nicht verstanden.

„Lassen?! Habe ich richtig gehört: Lassen?? Ja! Was wollen Sie dann aber machen?“  
 „Nun!“ meinte Billie. „Ich habe mir das so gedacht: Wir treffen eine Abmachung mit ihm; er verspricht, uns nie in die Quere zu kommen, und wir, ihn in Ruhe zu lassen! Was sagen Sie dazu?“

George sprang erregt empor. Er war ordentlich bleich geworden. „Wie schlecht kennen Sie den Mann!“ rief er aus. „Wie schlecht kennen Sie Ruffat! Dann lassen Sie sich lieber vorher begraben, denn dann sind Sie ja doch tot!“

„Sie halten den Mann also für gefährlich?“  
 „Den Mann und die Sache! Wie die Dinge jetzt gehen und stehen, sind Sie verloren, sobald Sie einen Umschwung riskieren! Denn Ruffat wird immer tun, was er für richtig hält und nie verhandeln!“

Auch Billie erhob sich. „Gut denn! Wenn Sie meinen! Ich hätte mich am liebsten von dieser Sache ferngehalten, auch jetzt noch. Sie ist doch gar — zu — unrein! Und sie wird noch sehr viel unreiner!! Aber, wenn Sie meinen, es geht nicht —“

Sie schüttelten sich die Hände. „Auf Wiedersehen morgen, hier um dieselbe Zeit! Und weiter gute Berrichtung.“

„Auf Wiedersehen! Und bitte, etwas pünktlicher!“  
 „Ich will mir Mühe geben. Adieu! Senden Sie doch im Herausgehen den Barkeeper zu mir, bitte.“

Der war auch bald zur Hand. „Dem George habe ich heute auf den Zahn gefühlt!“ sagte Peters. „Ich tat, als wollte ich zurück aus der Sache! Ruffats sauberer Sekretär war dazu aber nicht zu bewegen. Ich glaube, wir können ihm trauen!“

Der Barkeeper stimmte zu.  
 „Aber etwas anderes muß auch mit dahinterstecken! Er wurde ordentlich blaß bei dem Gedanken an einen Friedensschluß mit Ruffat. Haben Sie eine Ahnung, was da noch mitgespielt kann?“

„Vielleicht Haß??“  
 „Nein! — Sein Vater war Ruffats bester Freund!“  
 „Pfu! Deibel!!“

„Sag' ich auch! Ich würde meinem Hund nicht erlauben, von dem lieblichen Privatsekretär ein Stück Brot anzunehmen! Troydem kann's uns ja recht sein! Nicht wahr?“  
 „Stimmt!“

„Nun müssen wir herausbringen, weshalb George Noeder seinem Herrn und Meister so feindlich — so ganz ohne Grund feindlich — gesinnt ist? Das müssen wir rauskriegen! Verstanden? — Schön! Denken Sie darüber nach. Morgen nacht bin ich wieder hier. Bis dahin auf Wiedersehen!“

Gleich George Noeder vor ihr, war auch Gertrud Hartwig, von Ruffat kommend, eine Minute sinnend auf der Straße stehengeblieben. Aber, wie verschieden die Gedanken! Dort — kraffester Egoismus; hier — Hoffnungslosigkeit!

Gertrud hatte viel von Ruffat und seiner Güte gehört. Fast kindlich naiv war sie zu ihm gegangen, in der festen Ueberzeugung, daß er ihr helfen werde. Und nun hatte er gesagt: er sei „leider nicht allmächtig“. Ihre geängstigte Phantasie sah darin eine völlige Absage, ein Zertrümmern

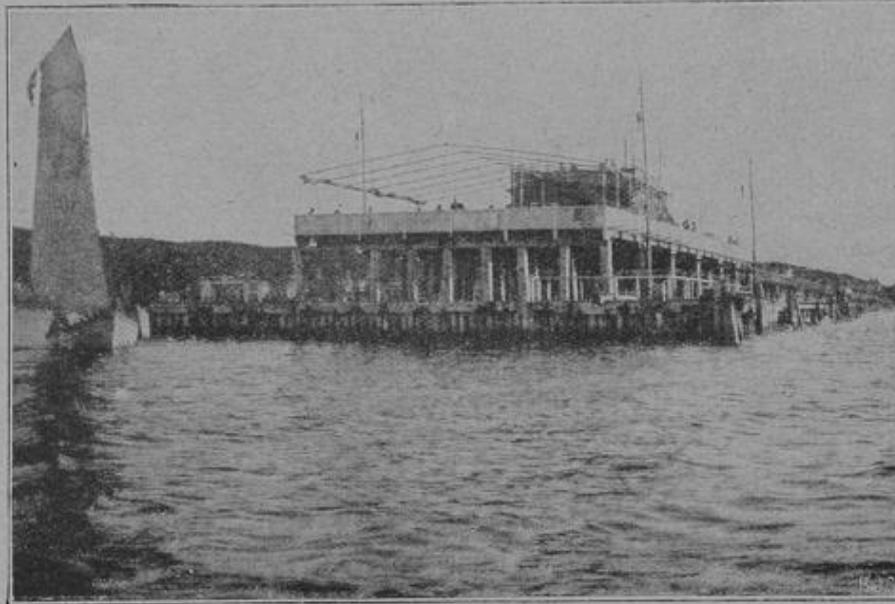
ihrer letzten Hoffnung. Und jetzt nach Hause zurück; zur Mutter.

Zur Mutter! Sie wollte fast verzweifeln bei dem Gedanken. Langsam schritt sie die 32. Straße entlang. An der Ecke der 3. Avenue wollte sie die Hochbahnstation besteigen. Das ist nun nicht gerade eine Gegend, wo ein junges Mädchen abends um zehn Uhr allein lustwandeln würde. Es ist der sogenannte „Tenderloin“-Distrikt; etwa die Berliner Friedrichstadt. Gertrud Hartwig schritt hastig aus. Jenseits des Broadways war die Straße verhältnismäßig ruhig. Jedenfalls war sie dunkler, wie eine Straße Groß-Newyorks sein sollte. Und hier war es, wo sie zu bemerken glaubte, daß sie verfolgt wurde. Ihr Gehen artete jetzt fast in Rennen aus. Eine unheimliche Angst packte sie. Eigentlich war sie noch ein Fremdling in Newyork; ja in Amerika. Die englische Sprache hatte sie in der Schule des Heimatlandes gelernt und in ihrem Leben war sie noch nie so spät allein auf der Straße gewesen. Die 3. Avenue war erreicht. Die Hochbahnstation war nur noch wenige Schritte entfernt. Schon wollte sie darauf losgehen, als ihre Blicke auf drei goldene Kugeln fielen, die über einem Laden jenseits der Straße angebracht waren und das brachte ihr in die Erinnerung zurück, daß zu Hause kein, aber auch kein Geld sei. Unwillkürlich faßte sie nach ihrer Bluse. Na, das kleine goldene Meßchen hing dort noch an einer goldenen Schleife. Sie kreuzte den Fahrdamm und trat in den mit den drei Kugeln geschmückten Laden. Jeder Amerikaner weiß, daß dieses Zeichen ein Pfandleih-Geschäft bedeutet, und der Volkswitz hat auch schon herausgebracht, weshalb gerade drei Kugeln zum Wappen der Kunst erfunden wurden. Da die drei Kugeln nicht nebeneinander, sondern zu zwei und eins untereinander gruppiert sind, legen die Amerikaner die Bedeutung dahin aus, daß es: „Zwei Chancen zu einer sind; daß man nie wieder zurückkommt, was man hinträgt“.

Tatsächlich sind zwar die drei Kugeln nichts anderes, als ein Plagiat des Wappens der Medici; jener großen Florentiner Bankiersfamilie, deren Nachfolger später Gebieter der Florentinischen Republik und einer — Clemens, auch — Papsi — wurden. Aber von allen diesen Sachen wußte Gertrud Hartwig ebenso wenig wie der Mann hinter dem durch schweres Eisen-geflecht, vom Hauptraum getrennten Ladentisch, mit dem sie jetzt verhandelte. Und beiden war es wohl auch recht gleichgültig gewesen, woher das Symbol des amerikanischen Pfandleihers stamme. Sie wußten nur, daß das Mädchen recht viel auf eine kleine Uhr borgen, und der Mann recht wenig darauf leihen wollte. Schließlich war man handelseinig geworden. Gertrud hatte die ersehene Fünfdollarnote in ihrem Portemonnaie verwahrt und war wieder auf die Straße getreten. Drüben, auf der anderen Seite der Straße, stand ein Mann. Mit weiblichem Instinkt erkannte sie ihn sofort. Es war ihr Verfolger. Die Angst packte sie von neuem. Eilig wandte sie sich der Hochbahn zu. Sofort schlug der Mann dieselbe Richtung ein. Da blieb Gertrud stehen. In der Hochbahn überlegte sie, konnte ihr nichts geschehen! Aber dann? Sie wohnte hoch oben in Bronx, in der 190. Straße. Sie wird durch dunkle, ganz menschenleere Straßen gehen müssen; gute 10 Minuten. Und ihre Phantasie arbeitete und arbeitete. Sie blickte sich um. Eine Straßenecke weiter hatte sich eine Menschenmenge angesammelt. Dorthin lenkte sie ihre Schritte. Und bald stand sie, eine unter hundert, vor einem Manne, der von der Höhe einer großen Leiter herab eine Wahlrede hielt. Alle Augenblicke donnerte die Hochbahn über die Köpfe hinweg, den Redefluß unterbrechend; und die elektrischen Straßenbahnen der 3. Avenue trugen auch nicht dazu bei, daß, was der Mann da sagte, verständlicher zu machen. Es schien im übrigen wenig daran zu liegen. Hin und wieder wurden die üblichen

Schlagworte laut, die man um die Wahlzeit herum hört, in Amerika genau so wie sonst irgendwo in der Welt; Hauptsache war: man wußte, um was es sich überhaupt handelte. Und dafür sorgte ein großes Banner-Plakat, das unter dem Redner stand, mit der darauf geschriebenen Mahnung: „Wählt republikanisch!“

Es war sicherlich nicht die Elite Newyorks, die sich da um Leiter und Redner scharte. Man konnte sogar mit gutem Gewissen das Gegenteil behaupten. In Deutschland hätte man sie „Vespermännische Gestalten“ genannt. Die wenigen „Damen“ waren entweder geschminkt und auffällig gekleidet oder sahen verkommen aus. Gertrud hatte am äußersten Rande der Menge Aufstellung genommen und marterte ihr Hirn ab, wie sie nun zu handeln habe. Zu einem Polizisten gehen? Hier konnte sie nichts vorbringen gegen diesen Mann, der sie verfolgte. In Bronx aber, das wußte sie genau, würde sie so schnell keinem begegnen. Sie aber dort an einen Passanten wenden? Davor schreckte sie zurück. Sie wandte ihren Kopf. Hinter ihr stand der Mann, den sie jetzt fürchtete wie den leidhaftigen Teufel, und schmunzelte sie in widriger Weise an. Sie drängte



Zu der Brückentastrophe im Seebade Binz.

Der große Landungssteg.

In dem Seebade Binz auf Rügen stürzte am Sonntag, den 28. Juli beim Anlegen eines Vergnügungsdampfers der große Seesteg ein. Ueber 100 Personen, die auf der Brücke standen, fielen in die Ostsee, wovon 14 Personen ums Leben kamen.

vorwärts. Die Menschen standen nicht sehr dicht aneinander, sie drang verhältnismäßig leicht durch und befand sich plötzlich am Fuße der Leiter. Wieder blickte sie um sich. Nichtig! Der Sterk war ihr gefolgt und lachte ihr wieder ins Gesicht. Sie hätte aufschreien mögen. Und dann — sie konnte später selbst nicht erzählen, wie es über sie, die Kenigsliche, gekommen, — da hatte sie sich umgewandt und dem Mann rechts und links mit voller Kraft ein Paar Ohrfeigen versetzt. Was jetzt folgte, spielte sich sehr blitzschnell ab. Der Fremde, wahrscheinlich aus Furcht vor weiteren Tieben, packte die Arme des Mädchens, das in Schluchzen ausbrach. Der Redner aber, der die ganze Sache natürlich besser verfolgt hatte, als einer der Herumsiehenden, war mit einem Sage von der Leiter herunter. Im nächsten Moment trafen zwei wuchtige Fausthiebe den Fremden, daß er zurücktaumelte.

„Sie gestatten, daß ich Sie nach Hause geleite, mein Fräulein?“ Er hatte kurz entschlossen ihren Arm gefaßt. Gertrud blickte in ein gutmütiges, rundes Gesicht. Die Menge teilte sich wie auf ein Kommandowort. Jetzt führte er sie auf die Hochbahn-Station zu.

„Solche Kerle müßte man totschießen!“ sagte er grimmig. Sie blickte ihn von der Seite an. „Aber —“ stammelte sie, — er — hat mir — eigentlich nichts getan!“

(Fortsetzung folgt.)





Photograph Jean Effer, Düsseldorf.

Die Vertreter der studentischen Korporationen im Zuge.



Photograph Jean Effer, Düsseldorf.

Erzbischof Schuler und Kardinal v. Kopp (der zweite) im Zuge.

Hof und zeigte uns die Fenster der Brüderwohnungen, die den Hof von drei Seiten umschließen. Die Brüderzellen liegen im ersten Stock, unten sind die verschiedenen Werkstätten. Da gibt es eine Schreinerei, Schmiederei, Schlosserei, Schneiderei, Schusterei, Buchbinderei, Weberei, Bäckerei, Wäscherei — überhaupt jedes Handwerk hat hier seine Werkstätte. Denn alles was das Kloster braucht, wird im Kloster selbst von den Brüdern, die alle ein Handwerk können müssen, angefertigt. Aber man hört nichts von dem Handwerksbetrieb, weil die Backsteinwände dick und massiv sind und keinen Laut durchlassen. In dem Garten, der durch breite, gepflasterte, sich kreuzende Wege in vier große Quadrate eingeteilt ist, liegt ein blühendes Blumenbeet neben dem anderen.

Der Mittelweg vom Tore aus führt auf das ehemalige Haus Hain. Die große Karthause bei Grenoble kaufte im



Zum diesjährigen Katholikentag.

Der Aachener Dom.

Der diesjährige Katholikentag wird in Aachen, der Stadt Karls des Großen, mit ihrem uralten herrlichen Dom, abgehalten.

Jahre 1869 das Gut Haus Hain, den Jchterhof und den Hülsenhof bei Düsseldorf an, um hier ein Karthäuserkloster zu errichten, das erste und einzige Karthäuserkloster in Deutschland nach der großen Säkularisation im Jahre 1803. Vorher gab es in Deutschland eine große Zahl von Karthäuserklöstern, fast in jeder größeren Stadt, in Danzig, Kostock, Kanten, Jülich, Köln, Trier, Koblenz usw. Die Karthause in Köln besonders war bekannt und berühmt wegen ihrer Kunstschätze. Die zwei guterhaltenen Heiligen-Statuen, die zu beiden Seiten der ehemaligen Brücke des Hauses Hain stehen, stammen aus der Kölner Karthause.

Das Haus Hain war eine sogenannte Wasserburg, wie sie bei uns am Niederrhein heute oft noch vorkommen. Das einschüchternde, aus rohem Backstein erbaute Herrenhaus war rings von einem tiefen Wassergraben umgeben. An diesem Graben standen prächtige, alte Baumriesen. Ueber den Graben führte zum Eingange des Schlosses eine breite Steinbrücke. Die Architekten, die das Haus Hain zu einem Kloster umbauen mußten, haben sich schwer an dem schönen Besitztum veründigt. Sie haben rücksichtslos, ohne Liebe zur Natur und ohne Verständnis für die Forderungen, die eine Landschaft an ein Gebäude stellt, die schönen, alten Räume niederaeschlagen, bloß zwei haben sie stehen lassen. Es sind die beiden Bäume vor den Heiligen-Statuen. Das wunder schöne malerische Bild des Grabens mit der darüber führenden Steinbrücke haben sie vernichtet. Den Graben haben sie zugeschüttet und die Brücke abgerissen. Das Haus selbst in seiner einfachen, schlichten Vornehmheit haben sie von oben bis unten gottisch verflücht. So, wie das Haus, das jetzt für Fremdenbesuche eingerichtet ist, heute dasteht,

macht es einen nüchternen, um nicht zu sagen, häßlichen Eindruck.

Die Karthäuser, die während des Kulturkampfes in den 70er Jahren aus dem Kloster vertrieben wurden, kamen im Jahre 1890 zurück und seitdem haufen sie dort. Augenblicklich wohnen achtzehn Patres und vielleicht dreißig Brüder im Kloster Hain. Platz ist zwar vorhanden für 35 Patres und 80 Brüder. „Wegen einer Ueberfüllung,“ meinte lächelnd unser Führer, „werden wir uns wohl nie Sorge zu machen brauchen.“ Brüder und Patres sind streng geschieden und haben keine Gemeinschaft miteinander.

Der Bruder, der uns führte, erzählte uns, daß es Patres im Kloster gebe, die er seit ihrem Eintritte vor Jahren überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Jeder Pater hat ein eigenes Häuschen für sich, seine sogenannte Zelle. Dieses Häuschen enthält vier Räume, zu ebener Erde zwei und oben zwei. Unten ist ein Aufbewahrungsraum für Holz und Kohlen, daneben eine kleine Werkstätte mit einer Hobel- oder Drehbank. Zu jeder Zelle gehört ein Gärtchen, indem der Pater Spalierobst und Blumen züchten und in dem er sich ergehen kann. Das Gärtchen stößt an die fensterlose Mauer der Nachbarzelle. Obwohl die Patres, im Gegensatz zu den Brüdern, die geistigen Arbeiter im Kloster sind, müssen sie sich drei Stunden lang am Tage mit körperlichen Arbeiten beschäftigen. Aber, wie es in den Statuten vorgeschrieben ist, „mit solchen, die notwendig für die Gesundheit oder einfach nützlich sind, aber immer im Zusammenhang mit dem Klosterleben stehen. Es soll dabei jede curiositas vermieden werden, damit der Geist nicht zerstreut wird.“ Die Patres dürfen also Schnitzarbeiten nicht machen oder Laubsägen, auch dürfen sie keine Musik treiben und wäre es noch so fromme Musik. Instrumentalmusik ist bei den Karthäusern streng verpönt, weil Musik die Sinne in einer Weise beeinflusst, die der Auffassung des Mönchslebens widerspreche. Bilder dürfen die Patres auch nicht malen, es sei denn, daß es Heiligenbilder wären, wie sie überall im Kloster sich finden, zum Beispiel im Refektorium der Patres. Da hängen nämlich in den Feldern zwischen den Strebebogen große Gelbilder berühmter Karthäuser. Die Bilder sind im Kloster gemalt worden.

Das Refektorium ist ein heller, kühler, gotischer Saal. Ein großes Kruzifix nimmt die ganze Wand gegenüber der Tür ein. Bis zur Fensterhöhe sind die Wände mit dunklem Holz bekleidet. Auf kleinen Anhöhen stehen an den Wänden lange Tische, mit grobem Leinentuche gedeckt. Dahinter laufen einfache Holzbänke. Unter dem Kruzifix steht der Tisch für den Pater Prior. Vor jedem Plaze liegen, in eine Serviette eingewickelt, Gabel, Löffel und Bierbecher, alle aus Holz einfach geschnitten. Zwei braune Bunzlauer Kämmerchen sind für Wein und Wasser. Gläser gibt es nicht. Die Patres trinken aus irdenen Tassen, die nach einem alten, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Brauche des Ordens zwei Henkel haben und auch mit beiden Händen ergriffen werden. Wenn die Mönche an Sonn- und Feiertagen im Refektorium gemeinschaftlich essen, lauschen sie dem Lektor, der ihnen von einem Predigtstuhl herab Stüde aus der Heil. Schrift in lateinischer Sprache vorliest. So angenehm kühl es im Refektorium während des Sommers ist, so bitterkalt ist es hier im Winter, und es gehört dann schon mehr als Ueberwindung dazu, hier still zu sitzen und schweigend der Lektion zuzuhören — mit einem Wort: einem Weltkind muß es hier so ungemütlich sein, daß ihm die Bissen in der Kehle stecken bleiben. Die Patres kommen, wie gesagt, nur an Sonn- und Feiertagen im Refektorium zum gemeinschaftlichen Essen zusammen, an den anderen Tagen wird ihnen das Essen in die Zelle gebracht. Neben dem Eingange der Zelle ist ein Fensterchen mit einem kleinen Gehücht. Dahinein stellen die Küchenbrüder die Speisen, und der Pater holt sie sich da. Alles geht in tiefem Stillschweigen vor sich und keiner sieht den anderen.

Die Paterzellen münden alle auf den großen Kreuzgang. Dieser von 146 hohen gotischen Fenstern erleuchtete Epit-

bogengang ist von einer Großartigkeit, die sofort gefangen nimmt. Der ganze Gang ist dreimal 160 Meter, also beinahe einen halben Kilometer, lang. Wenn man an einer Ecke steht und schaut rechts und links in die endlosen Gänge, dann meint man, es verginge einem der Atem. Immer kleiner, immer kleiner werden die Konsolen der Bogen, bis sie zuletzt in eine Linde zusammenfallen und wie eine Leiste aussehen. Am Ende des einen Ganges ist eine große Tür, aber sie erscheint winzig klein, und wenn ein Bruder am Ende des Ganges mit aufgeschlagener Kapuze dahergeht, dann glaubt man ein weißes Mäuschen zu sehen, das auf den Hinterbeinen läuft.

Gerade drang für Augenblicke die gelbe Abendsonne durch die Wolkensetzen, und die Strahlen fielen durch die Fenster auf die hellen Steinplatten des Bodens und sprangen noch ein Stück an der weißgeputzten Wand hinauf. Die hundert scharfen Lichtstreifen, wechselnd mit den grünlichen Schatten, und der fast endlose Raum, in der Ferne von Dämmerungsschatten verdunkelt, das gab ein geradezu sinnbetäubendes Bild. In der Mitte des Ganges an der Wand stand eine Pumpe. Ein Bruder holte gerade Wasser. Er riß den Pumpenstiel, an dessen Ende ein dider, blankgeputzter Messingknopf war, hoch hinauf. Und dann blühte der Messingknopf in dem Sonnenlicht auf, grell und blendend.

Der große Kreuzgang umschließt einen riesigen Obstgarten, der beinahe zehn Morgen groß ist. Der schmale, schläfrige Mittelbach fließt träge hindurch. In der Mitte dieses Gartens, von einem Mauerchen umfriedigt, liegt der Kirchhof des Klosters. Es ist weiter nichts als eine ungepflegte, halbverwilderte Wiese. Gegen die Mauer gelehnt, gerade dem Eingangspfortchen gegenüber, erhebt sich ein hohes Kreuz aus Sandstein. Sonst sieht man auf dem Kirchhof keinen Schmuck. Neben diesem Kreuz stehen neun einfache, dunkelgraue Holzkreuze. Keine Marmortafel, keine Inschrift sagt, wer hier begraben liegt. Er war gestorben für die Welt, als er die weiße Kutte nahm und mit seinen weltlichen Kleidern hat er auch seinen Namen abgelegt. Er war eins mit seinen Brüdern und ihnen allen gleich. Seine Kutte ist ihm auch sein Totenkleid. Mit seinem weißen Ordenshabit, umgürtet mit dem großen Rosenkranz, die Kapuze übers Gesicht gezogen und die Hände tief in den weiten Ärmeln, so wird er auf einem einfachen Brett in die Erde gesenkt, und da träumt er nun einem fröhlichen Erwachen in einer schöneren Welt entgegen, um dertunwillen er mit lächelnder Miene dem realen Leben entsagt hat.

Der Bruder, der uns führte, schaute lächelnd der Reihe nach auf die neun Kreuze, deren Spitzen von der Abendsonne vergoldet wurden, und sagte mit bedächtigem Nicken: „Draußen die Friedhöfe sind schneller besetzt als hier der unsrige. Es kann noch mehr als hundert Jahre dauern, bis wir ihn vergrößern müssen. Bei uns sterben sie alle an Altersschwäche.“

Und wie er da stand, groß und breitschulterig, sein gesundes Gesicht voll bestrahlt von dem grellen, rötlichen Lichte, da glaubte man's ihm, was er sagte.

„Wie alt sind Sie, Bruder?“ fragte ich ihn.

„Zweiundvierzig,“ antwortete er und lachte, „ich hab' mich gut gehalten, ja!“

Ich hatte ihn für höchstens achtundzwanzig gehalten. Er war schon zwanzig Jahre lang im Kloster.

Seine Mitbrüder, die jetzt unter dem Läuten der Abendglocke aus ihren Werkstätten kamen, um sich zum Abendgebet in der Brüdertkapelle zu versammeln, sahen alle gleich gesund und frisch aus, auch die ältesten mit ihren webenden, graugewordenen Härten.

Der Abend kam, und Dunkelheit legte sich in das Kloster. Aber kein Licht erhellte die Zellen, und die langen Gänge lagen im Finstern. Das Kloster braucht abends kein Licht, denn um sieben Uhr liegt es schon im Schlaf. Kein Hundegebell unterbricht die Stille und keine Uhr zeigt mit ihrem Tiktack an, daß die Zeit voran geht. Nur manchmal schallt dumpf und verschwommen das ratternde Geräusch eines vorbeifahrenden Nachtzuges herüber. Wir sahen unterdessen in unserer Fremdenzelle und hielten uns mit dem Kaffee wach, den uns ein Bruder in einer riesigen Kanne auf das kleine, runde Deschen gestellt hatte. Und da sahen wir da, die Einzigen, die in dem großen Kloster wachten. Wir sprachen flüsternd miteinander; die tiefe Stille lag schwer auf uns. Von den gelähten Wänden schauten die Bilder des dornengekrönten Heilandes und der schmerzhaften Mutter ernst auf uns herab. Das Porzellanlämpchen konnte den hohen Raum nicht ganz erleuchten, in den Ecken und an der Decke war es düster.

Gegen elf Uhr nachts fing die Glocke der Kapelle an zu läuten. Sie rief die Brüder und Patres zur Nachtandacht, zur Matutin. Wir schreckten zusammen bei dem ersten Klang, denn die dünne Glocke gelte durch die Stille. Wir öffneten das hohe gotische Fenster. Es war eine kühle, feuchte Nacht, trübe und dunkel. Im Kloster regte es sich. An den Fenstern des Kreuzganges vorbei huschen fladernde Lichtchen. Da klopf es leise an unserer Tür. Im finstern Vorraum steht die große, weiße Gestalt des Bruders, der uns in die Kirche ruft. Die Kapuze hat er über den Kopf gezogen und in der Hand hält er ein Blendlaternchen, dessen rötlicher Schein über sein ernstes Gesicht huscht. Wir zünden eine Kerze an und folgen dem Bruder in die schwarze Finsternis des langen Ganges. Jrgendwo hören wir einen schlürfenden Schritt, und dann fladert der Schein eines Laternchens um die Ecke. Ein Lichtchen folgt dem anderen, die schweren Schritte der Mönche poltern über die Dielen. Das ganze Kloster ist plötzlich von einem seltsamen Leben erfüllt.

Wir treten in die Kirche. Unser Platz ist auf der Empore. Die Kirche liegt im Finstern, nur die ewige Lampe vor dem Altar zittert in dunklem Rot. Zwei Brüder zünden leise die Lampen über den Pulten der Vorbeter an und legen die Antiphonarien, große, schwere Folianten, zurecht. Aus den Seitentüren neben dem Altar treten die Mönche in die Kirche, einer hinter dem anderen, ohne Hast, die Kapuze ihrer weißen Kutten ins Gesicht gezogen. Zwei schwarze Mönche sind unter ihnen. Es sind die Kovizen, die noch nicht das feierliche Gelübde abgelegt haben. Jetzt klopf es dreimal wie mit einem hölzernen Hämmerchen, und stille wird es, so stille, daß man sein Herz meint klopfen zu hören. Die Mönche verharren einige Minuten in stummer Betrachtung, um ihren Geist zu sammeln für die heilige Handlung. Dann wieder drei Schläge, und die Gebete beginnen. Schaurig hallt der eintönige, lateinische Gesang durch das dunkle Gewölbe. Unbeweglich sitzen die Mönche in ihren Chorstühlen, die Hände tief versenkt in den Ärmeln. Die meisten sieht man gar nicht, das Dunkel der Kirche verbirgt sie. Nur die, über deren Pult die Lampe brennt, sitzen im Lichte und auf ihre Nachbarn fällt noch ein schwacher Schein. Laut fängt der Vorbeter an; es ist noch ein junger Mann, und seine Stimme hat noch Kraft und jugendlichen Klang. Die Mönche fallen ein mit müden, tonlosen Stimmen. Aber mächtig schwillt der Gesang an und wird wie das angstvolle Flehen des Sünders, der um Gnade schreit. „Mitten in der Nacht will ich rufen zu dir, o Herr, in der Stunde, wo der Wüstling das Feuer seiner Leidenschaft entzündet, will ich anzünden die Lichter deines Altars, in der Stunde, wo der Böse über sein Verbrechen sinnt, wo der Schuldbeladene fühlt die scharfen Bisse seines Gewissens, wo der Arme leidet ohne Freund und ohne Trost, will ich beten für den Armen, für den Sünder, für den Verbrecher, für die Toten und die mit dem Tode Ringenden, ich will beten für die Unglücklichen, damit sie hoffen, für die Glücklichen um Furcht, damit sie sich nicht überheben.“

Die zitternden, matten Stimmen der Greise und die kräftigen der Jünglinge vereinigen sich in diesem Gebete zu einer seltsamen, schauervollen Melodie; und die Brüder, die von den Patres durch einen hohen Lettner getrennt sind, sitzen stumm da und lauschen unbeweglich. Es ist ein Schauspiel von einer herzbelebenden Erhabenheit und Schönheit. Nicht eine Stunde weit, und das genussuchende Nachleben der Großstadt lärmt und lacht, und hier in der Einsamkeit verbirgt sich Askese und Mystik. Da saßen wir, selbst ein Stück des Großstadtlebens, mitten unter den seltsamen Büchern und konnten uns nur schwer zurechtfinden unter ihnen. Leise schlichen wir davon, tasteten durch die finsternen Gänge zurück zu unserer Zelle. Der Gesang der Mönche lullte uns in Schlaf. —

Als am anderen Morgen das schwere Tor dröhnend hinter uns zufiel, und wir wieder ins Freie traten, brach gerade die Sonne durch die trüben Wolken. Auf dem Felde arbeiteten einige Brüder. Sie nickten uns zum Abschied zu. Quersfeldein gingen wir bis zum Bahndamm. Die Felder ringsum, etwa dreihundert Morgen, gehören dem Kloster. Vor uns fuhr ein Bauer Mist auf das Land, von der Solzheimer Heide herüber schallten Trompetensignale, Trommeln und Hurras der übenden Infanterie, ein Güterzug leuchte neben uns daher, — wir atmeten auf, denn wir waren wieder mitten in dem Leben, das wir kannten. Hinter uns lag das Kloster der Karthäuser; seine Türen wurden immer kleiner und seine Hallen versanken hinter den dichten Bäumen.

### Humor

— Vom Katheder. „Auf den unbetretenen Pfaden der Zukunft sehen wir deutlich die Fußstapfen einer unsichtbaren Hand.“

— Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Wieviel Zeit gebrauchen Sie für den Weg von Ihrer Wohnung bis zu der Wirtschaft, wo der Vorfall stattfand?“ Zeuge: „Je nachdem, Herr Richter, den Weg von meiner Wohnung bis zur Wirtschaft gehe ich in einer halben Stunde, auf dem Heimweg brauch ich doch gewöhnlich eineinhalb Stunden.“

— Der Grund. Mama: „Nun, Frischchen, warum kommst du denn heute früher aus der Schule?“ — „Ja, Mama, heute hab ich ausnahmsweise nicht nachhaken müssen.“

— Pantoffelheld. Richter: „Angellagerter, Sie haben jetzt das Wort.“ Angellagerter (zu seiner Ehehälfte, die im Zuschauerraum ist): „Gulda, gestattetst du es auch?“

— Die diplomatische Trude. „Großmama, darf ich mir den Bonbon nehmen, den du auf dem Tisch im Wohnzimmer liegen gelassen hast? Ich will auch so artig sein.“ „Na, so nimm ihn dir.“ (Trudchen bleibt sitzen) „Nun, warum holst du dir denn den Bonbon nicht?“ „Ach, Großmama, ich habe doch gewußt, daß du ja sagen würdest, und da hab' ich ihn vorhin schon aufgeessen.“

— Abhilfe. Lehrer: „Mit dem Schreiben will's halt nicht recht voran gehen mit Ihrem Ruden.“ — Vater: „Macht nichts, Herr Lehrer, ich hab' ihm schon a Schreibmaschin' kauft.“

## Rätselcke.

### Rösselsprung.

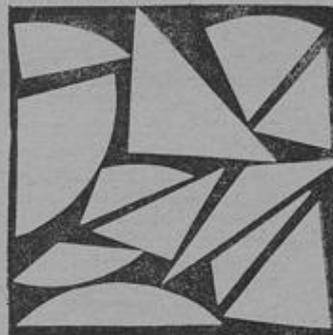
was	en	in	der	täu	te	was	Es
ne	Wa	und	im	be	an	scht	in
Lor	die	er	daß	In	hof	ist	zu
bn	re	Herz	en	sch	ffe	le	die
en	des	cht	zen	sen	che	ler	em
Stim	Ge	bor	det	wir	laut	le	erer
ne	kün	gt	hri	mei	de	sind	Schif
im	me	hir	ge	es	nicht	sch	See

### Anagramm.

- 12345: Ihr könnt sie oft in ganzen Scharen  
Im Winter schwarz auf weiß gewahren;  
52134: Sie ist nicht fern, wo Bunden fließen,  
34152: Sie steht in Bern, aus Erz gegossen.

### Zusammensetz-Aufgabe.

Aus den folgenden 12 weißen Teilen ist eine gleichmäßige Kreisfläche zusammenzusetzen.



### Arithmogryph.

- |                 |                             |
|-----------------|-----------------------------|
| 1 9 10 8 4 8 6  | ein Prophet.                |
| 2 12 8 3        | ein Gebirgszug.             |
| 3 4 10 10 11    | eine Insel im Mittelmeer.   |
| 4 10 10 5 6     | eine alte asiatische Stadt. |
| 2 12 4 8 6      | eine Person aus der Bibel.  |
| 6 8 8 3 9       | ein deutscher Fluß.         |
| 7 8 10 10 4 5 6 | ein römischer Name.         |
| 8 5 3 2 6       | ein römischer Name.         |
| 9 3 10 8 10 6   | ein Land in Europa.         |
| 10 8 12 7 11    | ein Fluß in Europa.         |
| 11 12 12 11 6   | eine französische Stadt.    |
| 12 4 9 10 9     | ein Großer.                 |

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines großen Römers.

### Scharade.

Man geht ins Eins an Festestagen,  
Zus Zwei tagtäglich aus und ein;  
Doch wer in Eins—Zwei wird getragen,  
Der muß für immer drinnen sein.

### Regierbild.



Wo ist die Schwester?

Auflösungen in der nächsten Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

#### Schachaufgabe:

- |              |                      |             |
|--------------|----------------------|-------------|
| 1. Dh2 Kd4   | 2. Dd2+ Kc4          | 3. La4-d5   |
| 1. . . . Ke4 | 2. . . . Ke4         | 3. Lg4 d5   |
| 1. . . . Kc4 | 2. Dd6 Kf5           | 3. De7 —    |
| 1. . . . Ke6 | 2. Dd6 Kb5           | 3. De7 —    |
| 1. . . . Kc6 | 2. Dd6+ Kf7          | 3. Df6+ Ke8 |
|              | 2. Dd6+ Kb5          | 3. Dc5+ Ka6 |
|              | 4. De3 matt          |             |
|              | 4. De3 matt          |             |
|              | 4. De5 matt          |             |
|              | 4. Le2 matt De5 matt |             |
|              | 4. La4 matt          |             |
|              | 4. Db6 matt          |             |

#### Somonym: Währen.

Kryptogramm: (Weiße Dreiecke bezeichnen weiße, schwarze Dreiecke schwarze Buchstaben. Anstelle der Punkte sind entsprechende Vokale zu setzen.)

Ach, wie bald,  
Schwindet Schönheit und Gestalt.

#### Arithmetische Aufgabe:

- |                     |                    |                |
|---------------------|--------------------|----------------|
| 1. $74\frac{1}{10}$ | 2. $78\frac{2}{5}$ | 3. 97          |
| $25\frac{1}{10}$    | $21\frac{6}{10}$   | 1              |
| 100                 | 100                | $\frac{2}{5}$  |
|                     |                    | $\frac{1}{10}$ |
|                     |                    | $\frac{2}{5}$  |
|                     |                    | 100            |

#### Scherzrätsel: Anstand.

Bilderätsel: Tages Arbeit, Abends Gäste.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 34.

Sonntag, 18. August.

Jahrgang 1912.

## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.

Nachdruck verboten.

(4. Fortsetzung.)

„Nanu?!“

„Nein! Er — verfolgte mich nur immerzu! Und ich wohne in Bronr. Da ist es sehr dunkel. Also wagte ich gar nicht nach Hause zu fahren, sondern stellte mich da — da — bei Ihnen hin. Und als ich sah, daß er mir auch hierher gefolgt — und als er mich gar so anblickte —, da muß ich die Besinnung verloren haben! War das — war das — sehr unweiblich?!“

„Unweiblich? Jammos war's!! Alle Frauen sollten unter solchen Umständen so handeln. Gehandelt wie eine echte Tochter der Streifen und Sterne!“

„Ich bin eine Deutsche!“

„Wirklich?! Sie sprechen ausgezeichnet Englisch!“

Das lernt man bei uns schon in der Schule! Und wenige Wochen hier vollenden das Werk! Sie waren bei der Hochbahn angekommen. „Und Sie wollen mich wirklich den weiten Weg begleiten? Bis nach Bronr?!“

„Wenn Sie es erlauben?“

„Ich kann nur sehr zufrieden sein, wenn Sie es tun. Und ich glaube gar, ich habe Ihnen noch gar nicht gedankt für Ihren ritterlichen Dienst von vorhin. Die Aufregung —“

„Aber — aber!“ wehrte er ab. „Ich schätze mich glücklich —“ Die überwundene Angst in Verbindung mit dem an ein kleines Abenteuer streifenden Ereignis stimmten

Gertrud fast lustig. Ein kurzes Weilschen vergaß sie all ihre kleinen und großen Sorgen und bewundernd blickte der Mann auf das Mädchen, das plötzlich noch einmal so schön aussah als zuvor. Sie hatten eine kleine Ecke des großen Wagens für sich und konnten ungestört plaudern. „Erzählen Sie mir etwas von Deutschland!“ bat er.

Ihre Augen leuchteten. „Deutschland!! — Amerika ist groß; in jeder Beziehung groß; Deutschland aber ist schön, mein Herr, oh, so schön!“ Und sie hub an, zu erzählen. Er aber hörte kaum, was sie sagte, blickte nur in die schönen großen Augen, die ihm noch viel beredter zu sprechen schienen als der Mund. Und plötzlich verdichtete sich die Bewunderung zum Wunsch. Der Mann selbst ahnte es noch gar nicht, als in seinem Unbewußtsein bereits feststand: „Dieses Mädchen muß dein werden!“

„Einhundertneunzigste Straße, alles aussteigen!“ brüllte der Kondukteur in den Wagen hinein.

„Alles“ bestand

aber aus den beiden. Also stiegen sie aus; sie waren am Ende der Linie.

„Und nun haben wir noch mindestens zehn Minuten zu laufen!“ sagte Gertrud, wie um Entschuldigung bittend, als sie die Treppen hinunter gingen.

„Ich wünsche, es wäre hundertmal so weit! Das



Der neue Rathausbrunnen in Kassel.

Der Brunnen ist von Frau Geh. Kommerzienrat Henschel gestiftet worden. Entwurf und Ausführung in Travertinerstein stammt von Hans Eberding, Rom.

heißt," fügte er lachend hinzu, "dann würden wir allerdings fahren! Aber wir könnten dann um so länger zusammen sein!" Er sah, wie sie rot wurde, und bemerkte gleichzeitig verwundert, daß er sich darüber freue.

Sie kamen an einem kleinen Auster-Restaurant vorüber.  
"Sie plaudern so nett! Und gerade Deutschland ist ein Land, das mich lebhaft interessiert! Wir wollen hier einlehen? Nur ein paar kurze Minuten?"

"Es ist so spät, — meine Mutter wird warten —, und —" sie empfand, daß es sich nicht schickte, die Einladung dieses wildfremden Mannes anzunehmen. Dann sah sie beim Schein der Laterne, unter der sie standen, seine bittenden Blicke auf sich gerichtet. Und plötzlich schien es ihr, als sei dies gar kein fremder Mensch, sondern ein lieber Freund, den sie sehr lange kenne. Und sie nahm seine Einladung an.

"Mein Name ist William Peters; meine Freunde nennen mich Willie. Sie werden wieder von mir hören."

Mit diesen Worten hatte sich der Mann an der Haustür ihrer Wohnung von Gertrud verabschiedet. Dann war er nach der Hochbahn zurückgekehrt, bis zur 3. Avenue gefahren und dort im Auto zu der Aneipe an der Waterfront, wo George Koeder schon so lange ungeduldig seiner geharrt hatte.

Viertes Kapitel.

Es gab eine Zeit, und es ist noch gar nicht lange her, da nannte der Volksmund die Houston-Street einfach "Goussach-Avenue", und zwar nach der großen Anzahl kleiner, aber vorzüglicher ungarischer Restaurants, die sich in dieser Straße aneinander reiheten. In allerletzter Zeit hat sich dies wohl ein wenig geändert, ihr würdiger Vertreter aber ist geblieben. Nach wie vor bildet "Liberty-Hall" in Houston-Street das Pilgerziel Tausender. Denn "Liberty-Hall" ist nicht nur Hotel-Restaurant, sondern es ist ein großes Gebäude voller Säle und Sälehen. Und hat die Ostseite Newyorks irgendetwas auf dem Herzen — sei es ein Protestmeeting, gegen den einen, oder ein Bantett für den anderen —, so ist Liberty-Hall der selbstverständliche Ort, wo den gehobenen oder gedrückten Gefühlen Ausdruck verliehen wird. Kurz, Liberty-Hall ist dem "Cast- sider", was Delmonico dem Newyorker, Dressel dem Berliner, Marguerite dem Pariser ist.

An demselben Abend nun, an dem George Koeder so lange auf Willie Peters gewartet und dieser seinerseits wiederum durch das Zusammentreffen mit Gertrud Hartwig aufgehalten worden war, saßen in einem der kleineren Säle der Liberty-Hall ein älterer Herr und eine jüngere Dame in eifrigem Gespräch. Der Herr war ein kleiner, bagerer Mann, mit vollem, etwas struppigem Baden- und Schnurrbart und einer fast vollständigen Glaze. Die Dame dagegen war etwa zwanzig Jahre alt. Auf den ersten Blick möchte man glauben, sie habe Dana Gibson zum Modell für den brünetten Typ seiner "Gibson-Girls" gestanden. Das enganliegende schwarze, tragentlose Sammetkleid erhöhte noch den Eindruck. Während der Alte lebhaft auf sie einsprach, war das Mädchen bemüht, ihre Ungeduld zu verbergen und ruhig zuzuhören. Sie hielt einen kleinen Taschenspiegel in der Hand, blickte ab und zu hinein, berührte hier und dort ihr Haar oder tupfte mit einer kleinen Quaste am Gesicht umher.

"Weißt du jetzt endlich und genau Bescheid?" schloß der Mann seinen Vortrag.

Sie klappte den Spiegel zusammen und blickte ihm ins Gesicht. "Nawohl," sagte sie nachdenklich, mit einer Spur von Unmut in der Stimme. "Bescheid weiß ich; — aber wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich sagen, daß ich es noch immer nicht verstehe." Und als er ungeduldig einfallen wollte: "Bitte, lieber Vater, noch einen Moment Geduld. Begreife mich recht. Was du willst. — das verstehe ich, doch das "Warum" ist mir noch unklar."

Der Alte drückte ungeduldig die Fingernägel in die geballten Fäuste. "Aber habe ich es dir nicht klipp und klar auseinandergesetzt!" rief er. "Wenn das so weitergeht, dann haben wir bald auf der ganzen Castside keine Kinderpatienten mehr. Wir Aerzte müssen doch auch leben!"

Ein dunkler Schatten überflog die Züge des Mädchens. Ein Schatten, wie man ihn in größerem Maßstabe manchmal über eine Straße, eine Landschaft gleiten sieht, wenn eine schmale Wolke an der hellen Sonne vorüberzieht.

"Das verstehe ich nicht ganz," meinte sie nachdenklich. "Die Pflicht des Arztes ist es, Krankheiten zu kurieren, womöglich sogar zu verhindern. Und —"

Er unterbrach sie kurz. "Könntest du Krankheiten kurieren, meinethalben auch nur verhindern, wenn es solche weder zu kurieren noch zu verhindern gibt?!" Er griff in seine Brusttasche und zog ein Notizbuch hervor. "Hier!" Sie über den langlichen, grünen Tisch zu ihr hinüberbeugend, hielt er ihr ein Buch hin. "Hier! Ich habe mir die Notizen zu meinem heutigen Meeting zurecht gemacht. Auszüge aus meinen Büchern, da schau!" Mit dem langen bageren Zeigefinger deutete er auf die Ziffern. "Vor zwei Jahren: Krankheiten von Kindern unter einem Jahre: Zweitausend. Ueber ein Jahr alt: Tausend. Vor einem Jahre: Krankheiten von Kindern unter einem Jahre: Emtausendehundert. Ueber ein Jahr alt: Sechshundertvierzig. In diesem Jahre: Krankheiten von Kindern unter einem Jahre: Einhundertsechzig. Ueber ein Jahr alt: Zweihundertfünfzig." Er klappte das Büchlein zu und steckte es in die Tasche zurück. "Rechnen wir das gegenwärtige Jahr nur mit sechs Monaten an, so ergibt sich trotzdem ein solcher Rückgang der Kinderkrankheiten aus meiner Praxis in der Gasse Newyorks, daß es prozentual kaum auszurechnen ist. Vor einem Jahre ging diese Milchgeschichte los. Und von dem Tage an fiel die Sterbeziffer wie durch ein Zauberwort. Wenn's so weitergeht, nagen wir Kinderärzte in weiteren zwei Jahren am Hungertuche!"

Einen Moment herrschte tiefe Stille. Dann blickte das Mädchen plötzlich voll in die Augen des Mannes. "Vater! Das glaube ich dir nicht! So kannst du nicht denken! Das hat einen anderen Grund!"

Vergerlich zwarte er die Achseln. "Es ist, wie ich dir sage! Und ist es denn wirklich so unverständlich? Soll der Sargfabrikant aus vollem Herzen wünschen, daß — der Mensch ewig lebe? Oder der Besitzer der Trauerkleider-Magazins? Soll der Arzt wünschen, daß möglichst wenig Menschen trau werden? Der Rechtsanwält, daß ewig Friede herrsche unter Menschengkindern?!"

"Sie reden immer, als wünschten sie es!" meinte das Mädchen.

"Natürlich tun sie das! Wenn wir schlechtschmeckende Pillen verschreiben, tun wir Jüder darum. Die schluckt der Patient und glaubt, er hat sonstet gegessen! Doch genug davon! Du wirst meine Wünsche respektieren?"

"Bin ich dir nicht immer eine gehorjame Tochter gewesen?"

Er streichelte ihre Hände. "Immer, mein Kind," sagte er und einen Anflug von Wärme ließ seine sonst harte, schneidende Stimme hören. "Und verlasse dich darauf, ich werde nie etwas Unrechtes von dir verlangen!" Er musterte sie von der Seite. Als sie schwieg, meinte er: "Nicht wahr, davon bist du überzeugt?!"

"Gewiß!" jagte sie emporblickend. "Jedenfalls nichts bewußt Unrechtes."

"So höre ich meine Tochter gern reden!" rief der Mann erfreut.

Das Mädchen hatte indessen auf die Uhr geblickt. "Es ist sehr spät. George scheint heute sein Wort nicht halten zu wollen."

"Was mir sehr unangenehm ist," vollendete der Vater. "Jede Minute ist kostbar. Gerade vor dieser Versammlung wollte ich ihn noch sprechen. Nach dem, was er mir zu sagen hatte, wollte ich mich richten!"

Erstaunt blickte das Mädchen auf. "Wieso, Vater? Ich dachte, George sollte erst in dieser Versammlung erzählen, was er wisse?!"

Der Alte biß auf die Lippen. "Om, ja! Gewiß! Aber du kannst dir denken, mein Kind, daß ich vorher schon gern von ihm gehört hätte, was er erzählen würde. Danach hätte ich meinen Kampfplan einrichten können!"

Die Tochter sah den Vater einen Moment durchdringend an, sagte aber nichts. Draußen schnappte das Schloß der Fahrstuhlür. Schritte näherten sich. Die beiden erhoben sich.

"Ob es George ist?!"

"Darauf können wir nicht warten!" sagte der Mann rasch und dem Mädchen die Hand reichend: "Auf Wiedersehen!"

Sie ging schnell auf die Tür zu, um im Türrahmen fast mit einem Manne zusammenzustößen. "Na!" rief der überrascht.

"Verzeihung! Ich habe mich im Zimmer geirrt. Können Sie mir sagen —" Und sie nannte den Namen einer bekannten literarischen Gesellschaft.

Der Mann lachte. "Da haben Sie sich aber gründlich geirrt. Hier ist eine medizinische, aber nicht literarische Gesellschaft. Ich glaube, die Gesellschaft, die Sie meinen, tagt in Madison-Square. Wissen Sie den Weg?"

„Danke sehr! Wie ich mich so geirrt haben kam!“ Sie schritt zum Fahrstuhl; der Fremde betrat das Zimmer.

„Hallo, Jenkins!“ rief der Eintretende dem Alten entgegen.

„Hallo selbst!“ erwiderte der mit Jenkins Angesprochene. Sie schüttelten sich die Hände.

„Wer war die Fee?“

„Sie haben ja gehört, Kollege, jemand, der die medizinische mit der literarischen Gesellschaft verwechselt hat. Guter Wit!“

Die beiden Männer lachten. Am Tische Platz nehmend, meinte der Fremde: „Kommen wir heute endlich mal zu einem Resultat, Kollege?“

„Hoffentlich!“ erwiderte der andere. „Wenn wir noch länger so hin- und herzerren, kriegt unser lieber Freund!“ — und er betonte die letzten beiden Worte ganz eigentümlich — „unser lieber Freund, sage ich, eine Ahnung von dem, was vorgeht und dann —“

„Dann wiederst er das Volk auf.“ lachte Jenkins.

„Sehr richtig! Und ehe er das Volk aufwiegelt — müssen wir es aufwiegeln!“ lachte der andere.

Jenkins zwinkerte mit den Augen. „Sehr richtig er-raten!“

Unten in der Halle der Liberty-Hall waren, wie das ja auch in Deutsch-

land noch üblich ist, große, schwarze Bretter angebracht, auf denen Nummern verzeichnet waren, die mit den verschiedenen Sälen der Hall korrespondierten. Vor einem dieser Bretter nun standen im selben Moment 2 Herren. Der eine ließ seinen Zeigefinger an den Ziffern entlang gleiten, bis er an der Nummer 15 halt machte. Dort war neben der Nummer geschrieben: Medizinische Gesellschaft der Ostseite.

Sitzung jeden Donnerstagabend.

Alle Mitglieder der Gesellschaft waren heute der besonders dringlichen Einladung des

Vorstandes gefolgt und nun saßen sie um den großen Tisch herum, einige fünfzig an der Zahl. Dr. Jenkins als Vorsitzender führte das Wort.

„Meine Herren!“ sagte er eben, „ich hatte Sie hierher gebeten, um eine sehr ernste Sache mit Ihnen zu besprechen. Um was es sich handelt, haben Sie bereits aus meinem Rundschreiben ersehen. Vor allen Dingen will ich Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen danken.“ Eine Kunstpause. Und dann: „Werte Kollegen! Ich habe Sie zusammen-gerufen, um mit Ihnen über eine Einrichtung zu konfe-rieren, die vor Jahr und Tag von einem Manne, der sich ein Menschenfreund nennt, in Newyork eingeführt wurde. Ich meine „die Russischen Verkaufsstellen für keimfreie Milch“.

Wieder trat eine Pause ein. Dem Erstaunen, das die Worte des Vorsitzenden hervorgerufen, folgte plötzlich ein allgemeiner Blick des Einverständnisses. Also darum handelte es sich! Um die Russische Milch! Nun, man wollte sehen!

Dieser Mann, der der Newyorker Bevölkerung — namentlich der Bevölkerung, die für uns in allererster Linie in Betracht kommt — nämlich der Bevölkerung der Ostseite Newyorks, Milch zu dem unglaublichen Preise von ein Cent das Glas verabsolgt, ist auf dem besten Wege, durch dieses Geschäft ein reicher Mann zu werden. Wir wissen wohl, daß der Mann ohnedies schon wohlhabend ist, also liegt hier der Fall vor, daß er, wie so viele andere reiche Leute, nicht

genug bekommen kann von den guten Dingen dieser Erde. Oder aber, daß es mit seinem Vermögen so schlecht steht, daß er gezwungen ist, sich auf diese Weise auf die Beine zu helfen.“

Und als eine Bewegung durch die Reihen der Anwesenden ging, fuhr er fort: „Bitte, meine Herren Kollegen! Derartige Dinge sind schon vorgekommen! Oder können Sie mit Bestimmtheit wissen, in welche Schiebungen sich der ehrenwerte Mister Ruffat in der letzten Zeit an der Börse eingelassen hat?“

Herausfordernd sah er sich im Kreise um. „Sehen Sie, meine Herren, niemand kann mir darauf antworten, Sie wissen es eben nicht. Nun sehe ich aber nicht ein, warum wir Aerzte uns derartiges gefallen lassen sollen! Merken Sie denn nicht, daß sich diese ganze Aktion auf unsere Kosten aufbaut?! Im idealsten Sinne.“ fügte er rasch hinzu. „Es sei weit entfernt von mir, hier an materielle Dinge zu denken, wir alle wissen, daß der Arzt in erster Linie erst an das Materielle zu denken hat.“

„Sehr richtig!“ ertönte es von verschiedenen Seiten.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine Herren! Sehr richtig! Aber müssen wir unseren Idealismus so weit treiben, daß wir irgendeinem Kurpfuscher erlauben, sich zu bereichern?“

„Durchaus nicht!“ ertönte es wie aus einem Munde.

„Auch darin bin ich ganz einig mit Ihnen!“ fuhr Jenkins fort. „Aber daraufhin hätte ich noch immer nicht gewagt, Sie in so dringender Weise hierher zu bitten. Ich hätte mir noch gesagt: Er schädigt uns sehr — viel-mehr schädigt er unser Ansehen sehr.“ verbesserte er sich rasch, „indem er behauptete, daß wir jedesmal nicht nur einen Fehler, sondern Unheil anrichten, wenn wir Patienten, Kindern oder Erwachsenen die übliche Milch verschreiben.“

Ein allgemeines Gelächter unterbrach den Redner. „Nicht, wahr, es ist zum Lachen. Es wäre aber noch

mehr zum Lachen, wenn es nicht so sehr zum Weinen wäre! Das, meine Herren, müssen wir uns von einem Manne lassen lassen, der in seinem ganzen Leben noch in kein medizinisches Buch geblickt hat! Aber, es sei darum! Wie ich vorhin ausführte: Aus diesem einen Grunde hätte ich Sie doch nicht hierher gebeten. Denn ich hätte mir, wie ich eben ausführen wollte, gesagt: Verschuldigt er uns Aerzte auch einer ganz unerhörten Nachlässigkeit, so gibt er den Armen doch die Milch zu einem billigen Preise und tut somit, obwohl er dabei gründlich in seine eigene Tasche hineinarbeitet, doch ein wohlthätiges Werk! Aber, meine Herren, die Sache hat noch eine andere, viel ernstere Seite!“

Einige der Zuhörer rückten mit den Stühlen. Alle redeten sie gespannt die Hälse vorwärts. Alle hinaen sie mit ihren Blicken an seinen Lippen. Alle wußten sie: Was bis jetzt gesagt worden, war nur eine Vorrede. Jetzt sollte das kommen, worauf es tatsächlich ankam.

Dr. Jenkins holte tief Atem. „Dieser Mann spricht von Keimfreimachen, als verstände er mehr davon wie den bloßen Namen. Er saut: Ich mache die Milch keimfrei, damit löte ich sämtliche schädlichen Keime, und dadurch wird es unmöglich, dem jungen Kinde zu schaden, dem Erwachsenen Schwindsucht beizubringen.“ Sich hoch emporkopfend schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Tintenfässer klirrten und das Papier zu tanzen begann. „Dabei wissen wir doch, daß das Keimfreimachen wohl die schädlichen



Das Faltboot.

Neuerdings erfreut sich in Audeererkreisen großer Beliebtheit ein zusammenlegbares Boot, das leicht zu transportieren ist.

Keime, die Bakterien, gleichzeitig aber auch sämtliche Nahrungskeime in der Milch tötet!" schrie er in den Saal hinein. "Was nützt dem armen kranken Menschen die keimfreie Milch, wenn sie gleichzeitig nicht den geringsten Nährwert enthält?"

Das also war's. Alle atmeten tief auf. "Sehr geschickt!", raunte einer dem anderen zu, und: "Das kann man ruhig mitmachen!" sagte dieser und jener leise vor sich hin.

"Allerdings ist das unterernährte lebende Kind besser daran, als das wohlgenährte tote!" raunte ein Graubart in das Ohr seines jungen Kollegen zur Rechten. "Aber das braucht man nicht auszusprechen!"

"Habe ich recht, meine Herren?!"

"Sehr richtig!" ertönte es fast gleichzeitig von allen Seiten.

"Ich freue mich, werte Kollegen, daß Sie so ganz auf meinem Standpunkt stehen. Der Mann ist nicht nur ein Feind der Ärzte; er bereichert sich nicht nur dadurch, daß er das Ansehen der Ärzte herabwürdigt, gegen den edelsten Beruf auf Erden Mißtrauen zu erwecken versucht, sondern er schädigt auch noch die Allgemeinheit in bösester Art und Weise!"

"Sehr richtig!"

"Meine Herren! Dieser Mann, dieser sogen. Menschenfreund, er ist — ich spreche es mit voller Absicht, und im vollen Bewußtsein dessen, was ich sage, aus — er ist —" wieder machte Jenkins eine kleine Kunstpause und dann schrie er das Wort mit der vollen Kraft seiner Lungen in den Saal hinein — "ein Volksfeind!"

Lautlose Stille folgte. Und dann stürmischer Beifall. "Bravo Jenkins! Hurra Jenkins! Recht so, Jenkins! Mit jedem Wort hat er recht!" Sie sprangen empor von ihren Sitzen, umringten ihn, schüttelten seine Hände. Es dauerte eine Weile, bis die Ruhe wieder hergestellt war,

und Jenkins, dessen Gesicht von Befriedigung strahlte, seiner Stimme wieder Gehör verschaffen konnte.

"Ich danke Ihnen, meine Herren! Ich bitte Sie aber auch,

Ihre Plätze wieder einzunehmen. Wir haben noch Wichtiges zu besprechen!" Endlich sahen sie wieder alle. "Ich will die eine Frage an Sie richten!" Hoch aufgerichtet stand

Jenkins da; seine knochigen Hände umklammerten den Rand des grünen Tisches; auf seinem Arme gestützt, sich vorwärts beugend, stellte er dann die Frage:

"Ist diese hier vollständig erscheinene Gesellschaft einig mit mir, daß die Verteilung von pasteurisierter Milch, wie sie jetzt in Newyork durch die Initiative eines sogenannten Philantropen, dessen Namen ich jetzt offiziell nicht nennen will, verkauft wird, ein Uebel ist für die Bevölkerung der besagten Ostseite und für jeden Menschen, der diese Milch als Nahrungsmittel, sei es im kranken oder gesunden Zustand genießt?!"

"Wir sind es!"

"So stelle ich die zweite Frage: Sind Sie einig mit mir, daß wir unter allen Umständen einen Weg finden müssen, wie diesem Unfug ein für alle Mal Einhalt geboten werden kann?!"

"Wir sind es!"

"Dann, meine Herren, bitte ich Sie, in eine Besprechung hierüber einzutreten." Jenkins setzte sich; einer der anwesenden Ärzte meldete sich zum Wort.

Die erste Stunde war längst vorüber. Da erhob sich Dr. Jenkins wieder von seinem Platz. "Also," sagte er, "wir sind einig! Morgen schon soll das, was wir hier beschlossen haben, ins Werk gesetzt werden. Wir wollen das Volk aufklären, den Mann in seinem wahren Lichte zeigen. Der amerikanische Bürger ist kein Schaf. Er wird bald einsehen, was er —"

### Fünftes Kapitel.

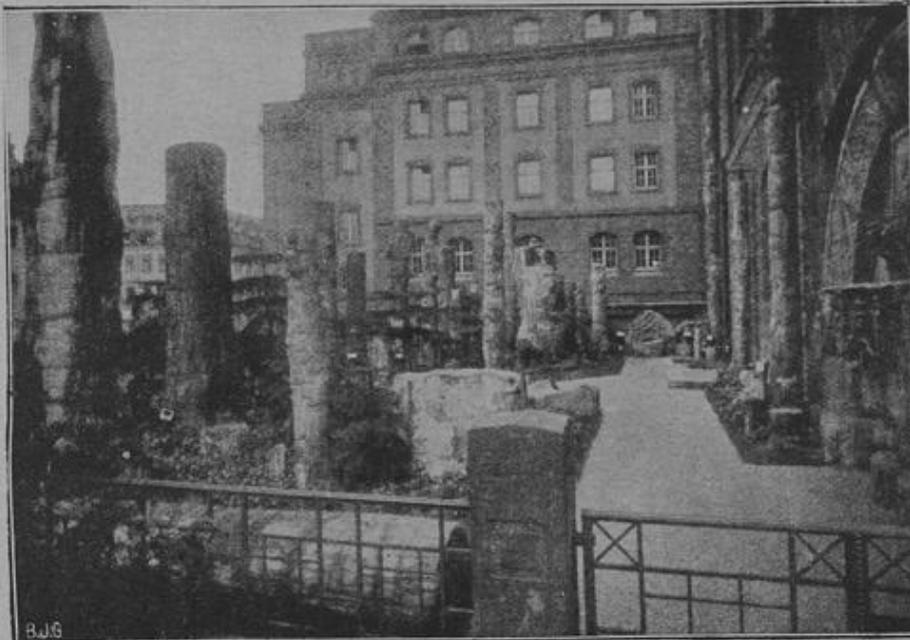
In einem jener Häuser, die nur errichtet sind, um möglichst viele Zinsen aus dem angelegten Kapital

herauszuschlagen und bei deren Bau folglich jede Rücksicht auf den zukünftigen Mieter außer acht gelassen wurde, wohnten Frau Ida Hartwig und ihre Tochter Gertrud.



Zur Versteigerung der Schlösser von Johann Orth.

Nachdem der ehemalige österreichische Erzherzog offiziell tot erklärt worden ist, wird sein Nachlaß, unter anderem auch seine herrlichen Schlösser bei Gmunden, binnen kurzer Zeit versteigert.



Versteinerungen als Schmuck einer gärtnerischen Anlage.

Ein Kunstfreund in Chemnitz hat Versteinerungen von Bäumen und Sträuchern, die er in der Umgebung von Chemnitz gesammelt hat, in seinem Garten zur Aufstellung gebracht. Dieser Schmuck gewährt einen ganz eigenartigen Anblick.

### Das Präsidium der 59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Aachen.



Weber-G.,

2. Vizepräsident der Katholikenversammlung.



Justizrat Dr. Schmitt,

Präsident der Katholikenversammlung.



Graf Hendel v. Donnersturm,

1. Vizepräsident der Katholikenversammlung.



Hoch oben in Bronze, in der 190. Straße. „The-Rose-Appartements“ stand stolz auf dem kleinen Fensterglas über der Haustür zu lesen. Unpassender ist eine Bezeichnung wohl kaum je gewählt worden. Denn den Vergleich mit der edlen Rose konnte das Haus in gar keiner Beziehung aushalten. Auch „Appartement“ war eine Vorpiegelung falscher Tatsachen.

Denn die Wohnungen mit dem hoch klingenden Namen bestanden samt und sonders nur aus „Zwei Zimmern, Küche und Bad“. Wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß in Amerika in den Kreisen des kleinen Mittelstandes die Küche fast durchweg das Speisezimmer ersetzt.

In „The-Rose-Appartements“ führte eine sehr enge Eisentreppe, am Ende eines sehr engen und dunklen Korridors, zu den oberen Etagen. Da es sehr warm war, hatten alle Bewohner so viele der Türen ihrer Wohnungen geöffnet als nur möglich war. Und so kam es, daß man beim Gang durch die Korridore dauernd an geöffneten Türen vorbeikam, die dem Fremden nicht nur einen Blick in das Innere der Wohnräume gestatteten, sondern auch den sämtlichen Küchen entströmenden Gerüchen gestatteten, sich in die Korridore zu flüchten. Das Resultat war gewöhnlich wenig erbaulich. Je nach der Nationalität der Bewohner herrschte Kohl oder Knoblauch, Del oder Zwiebeln, Bier oder Alkohol, vor.

Frau Hartwig wohnte in der dritten Etage. Auch in ihrer Wohnung betrat man, vom Korridor kommend, zuerst

die Küche. Aber sie hatte sich nie entschließen können, gleich den anderen den Eingang offen zu halten. Sie behauptete, daß selbst die größte Hitze das kleinere Uebel sei im Vergleich zu dem undefinierbaren, internationalen Geruch, der ständig das ganze Haus durchdrang. Die Nachbarn allerdings waren anderer Meinung. Die waren überzeugt



Edison im Kreise seiner Familie.

Neueste Aufnahme des bekannten amerikanischen Erfinders Thomas A. Edison mit seiner Familie.

Ruhe und Leere. Das konnte man ihr nicht vergeben. Man nannte sie „die stolze Deutsche“. Und mied sie.

Eines der Hartwigschen Zimmer lag mit seinen zwei Fenstern nach der Straße zu. Das war das Wohnzimmer. Davor, zwischen Küche und diesem, das völlig fensterlose, folglich dunkle Schlafzimmer.

davon, daß nur ein durch nichts zu rechtfertigender Stolz die alte Dame veranlaßte, ihre Tür stets geschlossen zu halten. Infolge der ständig offenen Türen hatte sich nämlich der liebliche Brauch eingebürgert, die Wohnung des anderen ohne Zeremonie vorherigen Anklopfens zu betreten. Man unterhielt sich auch wohl beim „Supper“ sitzend, über die kleinen häuslichen Sorgen, die Fragen des Tages, das Wetter, — ja, wenn ein Nachbar nicht gerade in Hörweite war, auch über diesen selbst. — immer über den Korridor hinweg. Um Frau Hartwigs „Appartement“ herum aber herrschte, infolge der von ihr beliebten Abgeschlossenheit, eine gewisse

Fortsetzung folgt.



# Tim Hendricourts nugget road

Von H . . . t.

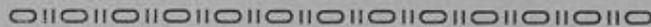


Tim hatte keine Verwandtschaft. Im Osten. Nur wollten die von Tim nichts wissen. Warum? Daß Tim in den Westen gezogen, war doch kein Verbrechen! Aber er war auf seine Verwandtschaft auch gar nicht gut zu sprechen. Das war deshalb: Die Vettern und Onkels und Tanten hatten alle Geld. Viel Geld! Aber daß die Tim mal was gegeben hätten? Keine Bohne. Er hatte auch nie darum gebeten. Eher hätte er sich die Zunge abgebissen. Und Tim hätte so gerne reich sein mögen, schwer reich! Dann würde er sich eine eigene Farm kaufen, mit hundert Kühen und zwanzig Pferden und sechs cowboys. Und dann brauchte er selbst nicht lange cowboy zu spielen. Yes!



Das erste Heine-Denkmal in Preußen.

Die Enthüllung des vom Heinebund in Halle gestifteten Heinedenkmals fand am 11. August vor dem Trothaer Schloßchen in Halle statt. Das Denkmal ist von Bildhauer Paul Schönmeyer in Halle geschaffen.



Aber wie reich werden, wenn man nichts hat und es kommt nichts dazu?

Tim klagte seinem Freunde Bob sein Leid.

Und — Bob wußte Rat!

„Also“, sagte Bob, „dann paß mal auf, Tim.“

„Yes.“

„Wenn du Geld haben willst, so ist dir gutes gelbes Gold lieber als Papier, is n't?“

„Yes“, sagte Tim und nickte.

„Also Gold ist dir lieber. Du willst dann ja nuggets haben. Paß auf. Morgen früh um 4 Uhr, versteht du, fallest du deinen Gaul. Von dem letzten Baume, den du da hinter dem Schuppen siehst, reitest du los. Sechs Stunden gegen Sonnenaufgang. Also auf W . . . zu. Und

nach sechs Stunden kommst du an ein ale house. Da koppelst du deinen Gaul an und gehst hinten herum ins Haus. Hörst du auch zu, Tim?“

„Yes“, nickte Tim. In seinem offenen Munde sah ein riesengroßes Staunen. So leicht sollte er an Gold kommen! . . . sechs Stunden . . .“, wiederholte er in Gedanken

„Du gehst von hinten ins Haus. Die zweite Tür zur Linken machst du auf — jetzt mach aber erst mal deinen Mund zu. Daß du noch alle Zähne hast, weiß ich. — Also. Im drinking room sitzt hinter der bar ein alter Jndsmann. Ich glaube, er ist schon fast hundert Jahre alt. Zu dem gehst du und läßt dir einen brandy geben. Trinken mußt du da. Und wenn der Alte sieht, daß du ordentlich trinken kannst und du gefällst ihm auch sonst, ein übler Bursche bist du ja nicht . . .“

Tim sah wohlgefällig an sich herab: „Yes!“

„. . . dann kann's nicht fehlen. Dann sagt dir der Alte, wo du Gold finden kannst. Mehr als ihr, du und dein Pferd zusammen, tragen könnt. Der alte Jndsmann weiß, wo Gold ist, viel Gold. Er selbst braucht ja keins mehr, wo er doch so alt ist. Wenn er aber mal was nötig hat, geht er in der Nacht hin und holt sich's. Wovon bezahlt er sonst seinen brandy? Also, Tim, hast du mich verstanden?“

„Yes, Bob, thanks!“

„Shake hands, Tim!“

„Oh Jove! Tim wollte einen Luftsprung machen. Er wartete aber erst, bis Bob um die Ecke war. Dann klatschte er in die Hände und sprang in die Luft. Jetzt war er ein gemachter Mann. Daß er dem Jndsmann gefallen sollte, dafür wollte er schon sorgen. Ein Grinsen legte sich über sein breites Gesicht.

Tim zog seine Vangschäfte hoch und ging.



Am anderen Morgen in aller Frühe, noch vor 4 Uhr, sah Bob nach den Pferden. Der Schwarze mit der Wunde auf der Stirn war gestern abend so unruhig. Und Bob sah an dem letzten Baume hinter dem Schuppen einen Reiter hoch zu Hof. Tim wollte also seinen nugget road machen. Na, dachte Bob, good lud! Ein diebisches Lächeln spielte um seinen Mund.

Tim saß auf seinem Gaul und beobachtete, daß die Sonne über den Berg kam. Dann war es vier Uhr, und er ritt los.

Und die Sonne kam und froh höher und höher. Immer sengender sandte sie ihre glühenden Pfeile auf den armen Tim. Das Goldfieber hatte ihn gepackt und jagte sein sonst so dickes und bequemes Blut immer rasender durch die Adern. In den Pulsen an den Händen, an den Schläfen, am Halse hämmerte es: Gold ist gelb, gelbes Gold . . .

Die sechs Stunden waren abgemacht.

Vor Tims goldblitzernen Augen tauchte ein Haus auf. Er stieg vom Pferde, koppelte das Tier an und ging um das Haus herum. Die Hintertür war nur angelehnt. Die zweite Tür links. Ein Schild über der Tür besagte, daß dies der bar room war. Tim stieß die Tür auf. Ein dicker Schwarm Mosquitos stürzte sich blutdürstig auf den Armen. Mit beiden Händen suchtelnd ging Tim auf die bar zu. In stumpfen Briten hochte hinter Flaschen und Gläsern ein uralter Indianer. Bob mochte recht haben. Der konnte gut hundert Jahre zählen. Bis jetzt stimmte alles, was Bob gesagt hatte. Tim hatte eigentlich bis jetzt auch noch an keinem Worte seines Freundes gezwweifelt.

Er verlangte einen drink.

Der Alte rührte sich nicht.

Tim stieß ihn an. Ersttaunt sah der Jndsmann auf. Dann kam ein Funkeln in seine matten wässrigen Augen.

„Ahe?“ fragte der Alte.

Tim wollte einen drink. Der Alte nahm eine dickbauchige Flasche und das erste Glas. Dickflüssig ergoß sich der gin in das Glas. Tim schüttelte den Inhalt hinunter. Brx, machte er. Das Zeug zog ihm den Hals zu. Aber er

machte sein süßestes Gesicht, er mußte dem Alten doch zu gefallen trachten. Ab und zu trank der Alte auch. Aber für sich nahm er eine andere Flasche. Und Tim trank und trank. Einen gin nach dem anderen. Er fühlte schon gar nicht mehr, daß die Mosquitos sein Blut tranken. Eins dieser kleinen Quälgeister saß ganz ruhig auf Tims Nasenspitze. Aber Tim merkte nichts. Wo er doch sonst so feinfühlig war auf der Nase.

Und der alte Jndsmann erzählte. Daß die diggers immer in seine im Sämen und ganze Litter seines süßen gin tranken. — Tim lufft bei dem süßen gin die Augen zusammen. — Und gespielt würde dann. Ganze Vermögen wären hier in der bar room, dort an dem Tisch, der Alte zeigte in irgend eine Ecke, in einer Nacht verspielt worden.

Und Tim machte ein immer süßeres Gesicht, und der gin wurde immer kräftiger. Jetzt mußte von dem Gold anfangen. Tim trank und trank. Seine Augen wurden trüb und blinzelten immer härter. Den Jndsmann konnte er schon fast gar nicht mehr sehen. Und die Gläser und Flaschen gingen an zu tanzen und tanzten immer wilder um den armen Tim einen rasenden wirbelnden Reigen.

Tim fühlte plötzlich etwas wie einen sanften aber festen und unwiderstehlichen Druck und dann wehte von irgend woher ein frischer Wind. Und Tim saß auf seinem Gaul und sah überhaupt nichts mehr. So dunkel wars. Oder waren Tims Augen so trüb?

Der Jndsmann hatte Tim auf das Pferd gehoben. Trat dem Gaul gegen den prallen Schenkel und verschwand in seinem ale house.

Und Tims Gaul trabte langsam in das Dunkel.

Tim saß oben und versuchte die Augen zu öffnen. Aber die wurden immer schwerer und zogen seinen Kopf nach unten und Tim nickte und . . . . .

sah Gold blinken und kniete auf der Erde und stopfte Gold in die Taschen, immer noch mehr und wollte gar nicht aufhören. Tim stopfte was in die Taschen gehen wollte und dann . . . . . legte sich plötzlich eine weiche Hand um seinen Hals und drückte und drückte und Tim schnappte nach Luft und machte einen Ruck nach oben und . . . . . war beinahe vom Pferde gefallen. Mit dem Kopf hing Tim auf dem Halse seines Gauls, die Halfter hatte sich um seinen Hals gelegt und immer fester zugezogen.

Tim riß weit beide Augen und den Mund auf. Was war? Er fuhr sich über die Stirn. Wo war er hier? Da stand ein einzelner Baum und davor ein Schuppen und da . . . . . kam da nicht Bob? Wahrhaftig! Wo kam der her? Wo war . . . . . sein Gold? Tim suchte in den Taschen. Nichts! Hatte er . . . . . geträumt? . . . . .

Mit bitterbösem Gesicht ritt Tim an Bob vorbei, der ganz harmlos so nebenbei fragte, wieviel Gold er denn bekommen hätte.

Und die dicke Freundschaft zwischen den beiden war natürlich zerprungen. War einfach aus. Bis eines Tages, nach drei oder vier Wochen, Bob um eine Pfeife Tabak fragte.

Da konnte Tim nicht anders. Er konnte seinem Freunde doch eine Pfeife Tabak nicht abschlagen!



Vom 29. Bundestag des deutschen Radsfahrerbundes. Gruppe aus dem Festzug.

Der diesjährige Bundestag des deutschen Radsfahrerbundes wurde am Sonntag, den 4. August in Braunschweig abgehalten und erfreute sich einer großen Beteiligung seitens der Radsfahrervereine. Die Hauptveranstaltung des Bundestages war ein Festzug durch die Straßen Braunschweigs.

## Die Schwäne.

Legende von Luis Maria Jordán.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Spanischen von John D. Warnken.

(Nachdruck verboten.)

Der erste Tag im Paradiese ging triumphierend zu Ende. Als die Sonne sich im Westen neigte, glitzerte eine Purpurscheibe über Wasserfällen aus flüssigem Gold, und der Widerschein der ziehenden Wolken umgab die Wesen mit einer Aureole von nie geahnter Schönheit.

Eva, hoheitsvoll und harmonisch schön, lehnte ihr Haupt gegen die Schulter Adams. Ihre Augen gingen über die paradiesische Ruhe hin. Neugierig blühende Rosensträucher bannten in ihre Kronen die verklingenden Töne einer fernen Musik. In dem Gebüsch zwischen gigantischen Zedern zwitscherten die Vögel ihre ersten Lieder. Alles ringsherum war von der Größe und Güte Gottes erfüllt.

Plötzlich, als die Sonne sich in ihrer eigenen Blut verzehrt hatte, erschien vor den Augen des ersten Menschenpaares langsam höhersteigend die silberne Scheibe des ersten Mondes, den sie erblickten.

Alle Wesen im Paradiese betrachteten ihn mit Freude, Stolz und Liebe. Und der See, von dem Wunsche befeelt,

ihn für ewig zu besitzen, zeichnete sein Bild auf seinem Spiegel.

Während der ganzen Nacht strahlte da die silberne Scheibe, kaum bewegt durch die leichten Wellungen des Wassers. In diesem Anblick legten sich die Kinder Gottes nieder zur Ruhe.

Da flog ihr Schutzengel zum Allmächtigen empor, um ihm zu berichten von dem himmlischen Eindruck, den seine Schöpfungswunder auf das Paar im Paradiese gemacht hatten. Und lächelnd segnete Gott den Boten.

Als am anderen Tage die Sonne über den Kronen der Zedern stand, weckte Adam sein Weib. Nach einer Ummarmung führte er sie durch das Gebüsch bis an den Rand des spiegelnden Sees. Da sahen sie, daß die Scheibe vom Abend vorher noch weißer und schöner war, und daß sie ihnen in harmonischer Ruhe langsam entgegenschwamm. . . . Der Herr hatte, um seinen ersten Kindern die schöne Illusion zu erhalten, das Bild des Mondes in einen Schwan verwandelt.

\* \* \*

Deshalb erheben die weißen Vögel jedesmal, wenn sie den Glanz des Mondes über dem See erblicken, den Hals zum Himmel empor, als ob sie ihm danken wollten. Und der Mensch bringt den Schwänen die reinste und romantischste Liebe entgegen, in der unbestimmten Ahnung ihrer Herkunft aus den Sternen.

### Humor.

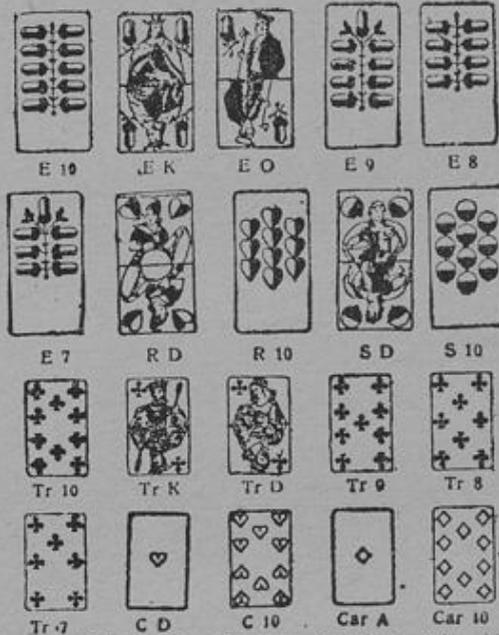
— Die richtige Betonung. Fröh: „Sagt man Korfu oder Korfü.“ — Karl: „Da mußt du Pauls Vater fragen, der hat eine Betonfabrik.“  
 — Die Bekanntschaft. „Bei welcher Gelegenheit lernten Sie denn eigentlich Ihre Frau Gemahlin kennen?“ — „Nun . . . bei dem ersten Zank, nach unserer Vermählung.“  
 — Warum? Auf die Frage des Lehrers: „Warum die Kloden auf dem Turme hängen,“ antwortet ein Schüler schlau: „Weil sonst die Klodenleinen zu lang wären.“

— Ein arger Reinfall. Einer meiner Schulbuben, der sich außerordentlich für Indianerbücher und Abenteuer aller Art interessiert, kaufte sich kürzlich ein neues Buch mit dem vielversprechenden Titel: „Die Kunst Männer zu fesseln!“ Er war nach der Lektüre bitter enttäuscht.  
 — Widerungsgrund. Verteidiger: „— Es ist allerdings wahr, daß mein Klient den Herrn Bödler „Doh“ tituliert hat, doch glaube ich, daß dies, in Anbetracht der jetzigen hohen Rindfleischpreise, keine so große Beleidigung ist!“

## Rätsellecke.

### Skataufgabe.

Mittelhand spielt auf folgende Karten:



Eichenhandspiel, die Gegner werden mit 30 Augen Schneider, im Skat liegt kein Auge.

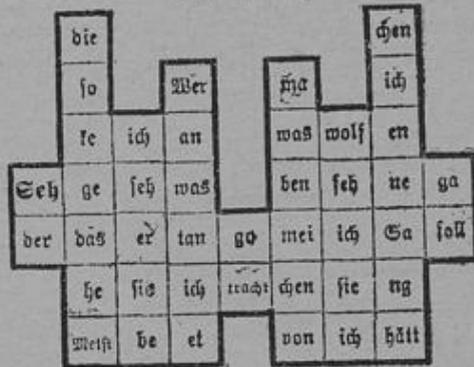
### Rätsel.

Die ersten drücken schwer und bang,  
 Die letzte ruht im Zeitenschloß.  
 Das Ganze wünschet lebenslang  
 Ein jeder sich — ob klein, ob groß.

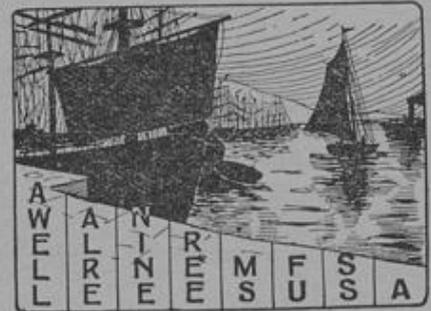
### Logogriph.

Es ist Geheimnis, Rätsel, Hererei,  
 Du kommst nie recht dahinter, was es sei.  
 Doch einen Laut nur tilge aus dem Wort,  
 Da ist mit Eins der ganze Zauber fort,  
 Und nichts verbleibt, als nur ein schlicht' Gerät,  
 Mit dem die Magd sich Wasser holen geht.

### Räffelsprung.



### Kryptogramm.



### Arithmetische Aufgabe.

Drei Brüder teilten vier Heringe so unter sich, daß keiner mehr als der andere erhielt. Sie wurden alle ganz verteilt. Wie ging das zu?

### Scherzrätsel.

Welche Ähnlichkeit ist zwischen einem Jagdhund und Hannover?

Auflösungen in der nächsten Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

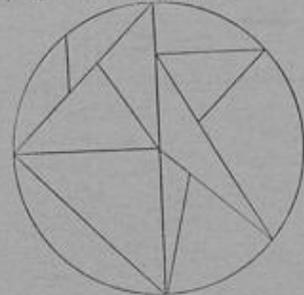
### Räffelsprung:

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,  
 Erzeugt im Gehirne des Loren;  
 Im Herzen kündigt es laut sich an:  
 Zu was Besserm sind wir geboren.  
 Und was die innere Stimme spricht,  
 Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Anagramm: Raben, Karbe, Berna.

Zusammensetz-Aufgabe:



### Arithmogriph:

Jesajas, Ural, Lissa, Jssus, Uria, Saale,  
 Cassius, Aulus, Elfaß, Sarra, Arras, Niese

### Scharade: Kirchhof.

Verierbild: Bild auf den Kopf stellen; zwischen den Bäumen sieht man dann die Figur des gesuchten Mädchens.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
 Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 35.

Sonntag, 25. August.

Jahrgang 1912.

## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.

Nachdruck verboten.

(5. Fortsetzung.)

An einem der Fenster, in einem großen, alten, schwerfälligen Sessel saß die Hausfrau. Sie saß fast immer hier; meistens mit ihrem Strickzeug oder einer Häkelarbeit, seltener mit einem Buch. Dann blickte sie hin und wieder auf die 190. Straße hinab, um bald darauf seufzend zu ihrer Tätigkeit zurückzulehren. Denn der Blick nach unten war trostlos. Gegenüber ein mit Schutt bedecktes Stück Terrain, das des Käufers harrte. Das war alles, was das spärende Auge erblickte. — Jetzt, am Abend, waren die Fenstervorhänge heruntergelassen.

Frau Hartwig saß auf ihrem Platz und nähte emsig an irgendeinem Kleidungsstück. Dabei seufzte sie hin und wieder aus vollem Herzen auf. Bis sie schließlich die Arbeit ganz sinken ließ und vor sich starrte. Die kleine Uhr auf dem Kaminsims schlug zehnmal an; kurze, klare, wie Silber klingende Glockenschläge. Die Frau

im Lehnstuhl schreckte auf. Verwirrt blickte sie hinüber zu dem Störenfried, der sie aus ihren Gedanken gerissen.

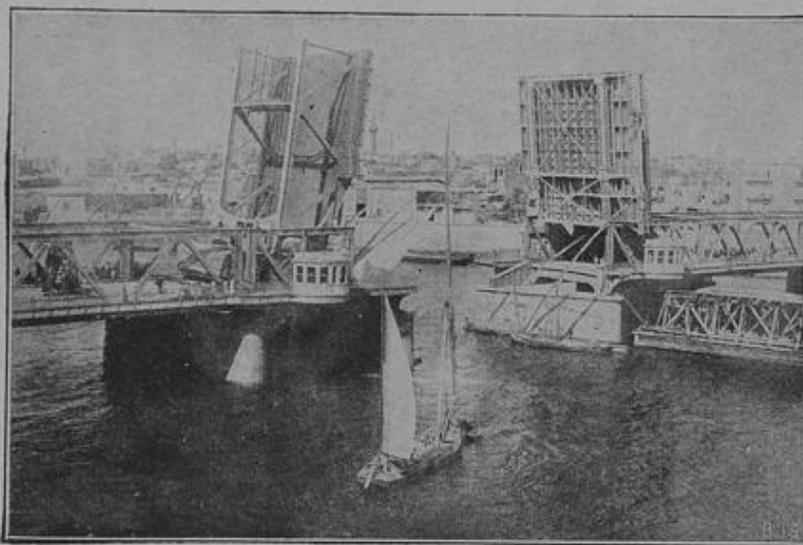
„Wo Gertrud heute bleibt?“ murmelte sie besorgt vor sich hin. Auf den ersten Blick machte Frau Hartwig den Eindruck einer Sechzigjährigen. Und doch hatte sie noch kaum die

Fünzig erreicht. Aber ihr Gesicht war über und über von Falten und Fältchen durchfurcht; Linien und Zeichen, an deren Vorhandensein nicht das Alter, sondern einzig und allein schwere Sorge, großer Kummer schuld waren. Zwei tiefe Falten zogen sich von der Nase zum Mund herunter

und, an diesem vorbei, um das weisse Kinn herum, wo sie sich vereinigten. Das Haar war vollständig ergraut. Erhöht wurde der Eindruck des Kummers und Leidens auch noch durch die schwarze, schon sadenscheinige Kleidung, die Frau

Hartwig ständig trug; vom kleinen, schwarzen Spitzentüchlein auf dem grauen Kopf bis zu der altmodischen, schwarzen Atlaschleife an der Seite ihres Kleides. So ging sie gelleidet seit jenem Tage, an dem ihr Gatte Selbstmord beging. Er hatte sich ertränkt. Mit furchtbarer Energie. In der Badewanne ihres

Heims in einem kleinen Städtchen Süddeutschlands. Mit furchtbarer — sie wußte es ja nur zu gut — für sie aufgewandter Energie. Und fast wäre es auch geglückt. Fast hätte der Arzt in den Totenschein hineingeschrieben: „Herzschlag beim Baden.“ Wenn nicht gerade an demselben Tage eine anonyme Anzeige beim



Die neue Brücke über den Nil in Kairo.

In Kairo wurde kürzlich die vierte Brücke über den Nil dem Verkehr übergeben. Ihr Bau hat drei Jahre in Anspruch genommen und kostete über 6 Millionen Mark. Die Brücke kann in der Mitte aufgeschlappt werden, damit größere Fahrzeuge passieren können.

Süddeutschlands. Mit furchtbarer — sie wußte es ja nur zu gut — für sie aufgewandter Energie. Und fast wäre es auch geglückt. Fast hätte der Arzt in den Totenschein hineingeschrieben: „Herzschlag beim Baden.“ Wenn nicht gerade an demselben Tage eine anonyme Anzeige beim

Staatsanwalt eingelaufen wäre. Dadurch sah sich der Arzt veranlaßt, eine genaue Untersuchung vorzunehmen. Und die ergab unzweifelhaft: Selbstmord; zum Entsetzen des ganzen Städtchens. Denn Rechtsanwalt Dr. Cuno Hartwig war einer der angesehensten Bürger gewesen. Er hatte sich geopfert. Zu spät. Er hatte in törichtem Wahn geglaubt, durch einen solchen Tod sein Vergehen sühnen zu können; er, der doch so gern lebte! Er hatte geglaubt, nach seinem plötzlichen Tode würden seine zahlreichen Freunde seiner Witwe, seiner Tochter zur Seite stehen. Sie sah es so deutlich, als hätte er es ihr gebeichtet. Vielleicht wäre es gekommen, wie er gehofft. Aber er hatte zu lange gezögert. Und nun, da es bekannt geworden, daß Rechtsanwalt Hartwig Klientengelder unterschlagen, um an der Börse damit zu spekulieren, und schließlich Selbstmord begangen habe, nun wandten sich seine ehemaligen Freunde ab von der Witwe und deren Tochter. Man konnte sich um des Himmels Willen doch nicht kompromittieren! Das war man doch der eigenen Familie schuldig! Ein schweres Unglück für die arme Frau, gewiß! Jeder Mensch wird sie aufs tiefste bedauern — aber —

So ging das. Frau Hartwig sah sich plötzlich nicht nur möglich. Und da tat sie, was Millionen vor ihr getan,

ihrer bisherigen Tätigkeit, nach ihrem Können nur die einzige Antwort geben: „Nichts! Gar nichts!“

Heute morgen hatte sie ihr Haus verlassen in der festen Absicht, unter allen Umständen irgendeine Arbeit zu beginnen. Es sollte ihr gar nicht darauf ankommen, was sie machen würde. Ihr Weg führte sie an einem Warenhaus vorbei. Entschlossen ging sie hinein. Sie war musikalisch. Vielleicht war in der Musikalien-Abteilung eine Beschäftigung für sie. Der Abteilungsvorsteher, bei dem sie sich melden ließ, ließ ihr sagen: Die Sprechstunde sei nur jeden Donnerstag von 10—11 Uhr vormittags; im übrigen habe er keine freie Stelle. Noch ließ sie den Mut nicht sinken. Sie war belesen, sprach verschiedene Sprachen. Also ließ sie sich bei dem Vorsteher der Bücher-Abteilung melden. Aber auch diese Persönlichkeit sollte sie nicht zu Gesicht bekommen. Dieses Herrn Sprechstunde war von 12 Uhr vormittags und stets Freitags.

Da ging Gertrud in den Erfrischungsraum, setzte sich nieder und nahm ihre Tätigkeit von neuem auf; die Tätigkeit, die sie jetzt schon unausgesetzt die Wochen hindurch ausübte; all die langen Wochen, die sie sich in Amerika befand. Nämlich: nachzudenken, was sie eigentlich könne. Planlos fing sie zu gehen an, den Broadway entlang. Und



Zum 59. Katholikentag in Aachen.

Der Festzug der katholischen Arbeitervereine. Den Höhepunkt des 59. Katholikentages, der am 11. August in Aachen begann, bildete der Festzug der katholischen Arbeitervereine. Ueber 35 000 Personen nahmen mit ihren Vereinsbannern an dem Zuge teil.

möglich. Und da tat sie, was Millionen vor ihr getan, Millionen nach ihr tun werden; — sie verkaufte ihre ganze Habe und zog hinüber nach dem „gelobten Land“, nach Amerika. Das war vor zehn Wochen; um zehn Jahre war sie gealtert in dieser kurzen Spanne Zeit. Auf dem Schiffe hatte ihr irgendjemand empfohlen, möglichst außerhalb Newyorks Wohnung zu suchen; da sei die Luft um so viel besser usw. So waren sie nach dem Bronx gekommen und hatten, zuerst entsetzt von den unglaublich kleinen Zimmern, den dunklen Korridoren, dem ganzen Milieu, in der besseren Gegend nach einer Wohnung gesucht, bald aber eingesehen, daß die Mietpreise unerträglich seien. Da waren sie dann, müde und verzweifelt, in ihr jetziges Heim gezogen; die erste beste, billigere Wohnung, die ihnen schließlich in die Quere gekommen war.

Gertrud sprach zum Glück geläufig Englisch. Sie erklärte das gewöhnlich damit, daß in den Schulen in Deutschland die englische Sprache gelehrt wird. Tatsächlich hatte sie von frühester Jugend eine Erzieherin gehabt. Das sagte Gertrud aber nicht gern. Es zog regelmäßig unangenehme Fragen nach sich. Und nun sollte Gertrud für sich und ihre Mutter in diesem fremden Lande das tägliche Brot verdienen. Sie, die in ihrem Leben nichts weiter gelernt hatte, als das, was ein Mitglied der sogenannten „guten Gesellschaft“ wissen muß. Sie, die, wie sie in einem bitteren Moment Aufsat gebeichtet hatte, nichts, gar nichts konnte. Natürlich war der heutige Versuch, durch Aufsat's Empfehlung Arbeit zu finden, nicht der erste, den sie unternommen. Kaum war der Haushalt eingerichtet, so hatte sie begonnen, fleißig die Zeitungen zu studieren. Aber nichts hatte gebrückt. Wohin sie auch schauen mochte, was immer sie auch versuchen mochte, überall konnte sie auf die Frage nach

dann ganz mechanisch bog sie rechts ein und ging immer geradeaus. Und plötzlich, ohne daß sie es wollte, ohne daß sie eine Ahnung hatte von der verstrichenen Zeit, besand sie sich an der Wasserfront. Da lagen die großen Schiffe, die jede Woche einige Male hinübergehen nach dem geliebten deutschen Vaterlande. Vielleicht darunter dasselbe Schiff, das sie hierhergebracht. Ihr Herz krampfte sich zusammen vor Sehnsucht. Blichschnell, in dem Bruchteil einer Sekunde, zogen die Bilder der Vergangenheit an ihr vorüber. Und jetzt erst erkannte sie so ganz, was daheim für sie gewesen. Jetzt erst wurde ihr so ganz der Unterschied zwischen einst und jetzt klar! Und auch die Zukunft glaubte sie sehen zu können; schwarz in schwarz malte sie sich diese aus.

Zwischen den Schiffen, in breiten Abständen, glänzte der Wasserspiegel. Hier und da wippte ein kleines Boot auf und nieder; der Kai lag recht niedrig; manchmal sah es aus, als würde das Boot plötzlich auf das Land getrieben. Wie die Fluten lodten! Ein Schritt, ein einziger Schritt, vielleicht ein kleiner Aufschrei — dann war alles vorüber!! Sie näherte sich dem Wasser; sie wußte nicht, was sie wollte. Ganz unklar hatte sie die Vorstellung: Noch ein Schritt. Einen einzigen kleinen Schritt. Und dann Ruhe! Am Kai stand sie, zwischen zwei Booten. Die Sonne war im Untergehen begriffen; wie rote Blut spiegelte sie sich in den Wellen. So rot, so glühend, daß sie das Spiegelbild der in das Wasser hinunterblickenden auswichte. Daß die Augen geblendet wurden. Ein leiser Schwindel erfaßte sie. Sie krampfte ihre Hände zu Kläuten zusammen, sie preßte die Zähne aufeinander. Ihr Oberkörper beugte sich vornüber. All ihr Sehnen, all ihr Sinnes ging nach Ruhe.

Und dann, im allerletzten Augenblick, blickartig, tauchte vor ihrem geistigen Auge ein Bild auf. Im alten, gestifteten,

schwerfälligen Lehnstuhl saß am Fenster die Mutter und häfelte. Mit Ausbierung aller Kräfte riß sich das Mädchen zurück. Sie taumelte. Fast wäre sie ohnmächtig nieder gesunken. Neben ihr war ein kurzer, dicker Holzpflock in die Erde gerammt. Einer solcher Plöcke, wie sie die Fischer zur Befestigung ihrer Boote benutzen. Auf diesen setzte sie sich. Leise schwannte sie hin und her. Sie mußte befürchten, ins Wasser zu fallen. Und das wollte sie jetzt nicht. Nein! Wie hatte sie die Mutter vergessen können?! Nach einem Weilschen beruhigte sie sich; stand wieder auf. Endlich wagte sie zu gehen; sie merkte, wie ihre Knie wankten. Aber tapfer schritt sie weiter aus und mit jedem Schritt beruhigte sie sich mehr. Die 7. Avenue war erreicht; über ihrem Kopf donnerte die Hochbahn entlang. Merkwürdig dieses Geräusch, das hatte sie so noch nie gehört. So stark noch nie empfunden. Was war es, was die Hochbahn dort sagte? Es klang bekannt. Plötzlich wußte sie was es war. Sie sah sich in der Kirche, in der Kirche des kleinen süddeutschen Städtchens, wo sie geboren. Und der Chor sang und die Orgel spielte.

Bald war sie mit dem „New Yorker Journal“ verbunden. „Ruffat?!“ ertönt es auf ihrer Anfrage aus dem Apparat zurück. „Ruffat?!“ „Merkwürdig, daß es Menschen in New York gibt, die nicht wissen, wo Ruffat zu finden ist. Wenn es in Milchangelegenheiten ist, so befindet sich das Laboratorium in der Zweihunddreißigsten Straße östlich vom Broadway!“

Sie hörte ein Klacken; der Mann am anderen Ende hatte den Hörer angehängt. Da machte sie sich mutig, fast freudig, auf den Weg nach der 32. Straße. Als sie dort eintraf, war es fast zehn Uhr.

Die kleine Uhr auf dem Kaminsims meldete, daß eine weitere halbe Stunde verfloßen ist. Wo das Kind heute nur bleibt?!“ murmelte Frau Hartwig wieder. „So lange ist sie doch noch nie ausgeblieben!“ Sie machte sich wieder mit ihrer Häkelarbeit zu schaffen. Einige Minuten mochten vergangen sein, da wurde an die Tür geklopft. Die alte

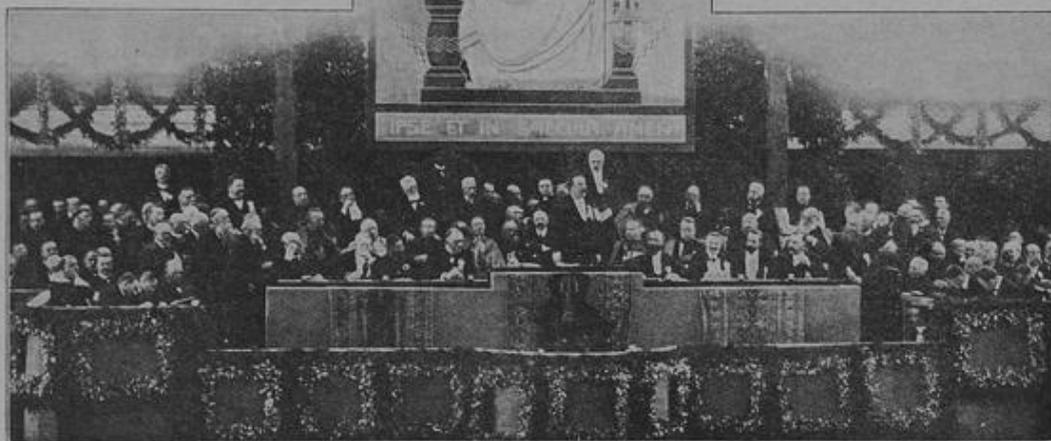
**Generalversammlung zu Aachen**

Auf der Präsidententribüne, die unser Bild im Augenblick der Eröffnungsrede des Abg. zu Stuzrats Dr. Schmitt Mainz zeigt, hatten außer dem Präsi-



**Die Präsidenten Tribüne.**

dium die Ehrenpräsidenten und die Bischöfe und die Ehrengäste Platz genommen. Das Bild über der Loge des Präsidiums stammt vom Maler Strahforst.



Dann wurde sie ganz ruhig. Der Schritt war wieder fest und auf einmal wurde ihr die Gefahr klar, der sie eben entronnen. Am liebsten wäre sie dort auf der Straße in die Knie gesunken: „Lieber Gott! Ich danke dir, daß du mich gerettet!“ Sie hatte den Broadway erreicht. Ruhigen Schrittes, sich jedes Haus auf die Möglichkeit, ob dort vielleicht Arbeit zu finden sei, ansehend, schritt sie auf die City zu.

Später hatte sie sich ein Abendblatt gekauft. Es enthielt nichts, was ihren Zwecken hätte dienlich sein können. Aber ein Bericht stand darin über einen guten Mann, der so viel tue für die Armen und Waisen der Stadt. Ein Bericht über die Tätigkeit Thanna Ruffats. Heute glaubte sie an Wunder. Sie fühlte, daß ihr Leute etwas begegnen würde und mußte, das für ihr ganzes zukünftiges Leben von Bedeutung sein würde. „Thanna Ruffat!“ wie merkwürdig der Name klang. Ja, Thanna Ruffat, den wollte sie auffuchen. Aber wie? Wo?! In den Wochen, die sie in Amerika zugebracht, hatte sie wenigstens eins gelernt. Daß der Amerikaner die Zeitung ungefähr so betrachtet, wie der Berliner die Feuerwehr; als ein Mädchen für alles. Die Zeitung würde ihr zweifellos sagen können, wer Thanna Ruffat sei, wo er zu finden ist. Sie ging in ein Drogengeschäft, kaufte sich das zu diesem Zweck unbedingt nötige Glas Eiscreme-Soda —, was in Amerika ungefähr so ist, wie wenn man in Deutschland in ein „Lokal“ geht und dort zum mindesten ein Glas Bier trinkt, wenn man telefonieren will —, und begab sich in die Telephon-

Frau schreckte zusammen; Besucher war sie ja nicht gewohnt in den „Rose-Appartements“.

„Herein!“ Eine kleine, nicht besonders appetitlich aussehende dicke Frau, eine durchlöcherter, schmutzige Schürze um die volle, wohlgenährte Taille, trat ein. In der linken Hand hatte sie einen kleinen, schmutzigen, zerknitterten Zettel. „Ist das Fräulein zu Hause?“

Frau Hartwig blickte die Besucherin erstaunt an. Daß sich jemand nach ihr oder ihrer Tochter erkundigt hätte, war ihr in all den Wochen noch nicht passiert.

„Sie ist zwar nicht zu Hause; ich erwarte sie aber jeden Moment. Was wünschen Sie von ihr?“

„Nun, sie hat mir gesagt, heute würde sie mir bestimmt das Geld für das Besohlen der Schuhe zahlen. Wissen Sie, wir sind selbst arme Leute und länger können wir wirklich nicht warten!“

„Meine Tochter ist leider nicht zu Hause wie ich schon sagte. Sobald sie kommt, schicke ich Ihnen das Geld hinüber. Sie können sich darauf verlassen. Wieviel macht es denn?“

„Ein und einhalb Dollar. Und wenn Sie das Geld nicht schicken, dann, hat mein Mann gesagt, wird er selbst mal rüberkommen —“ Es war durchaus nicht im freundlichen Ton gesagt; klang vielmehr wie eine Drohung. Die Frau hatte febril gemacht und die Tür unsanft hinter sich in das Schloß geworfen.

Frau Hartwig hörte nur das Geräusch des Zuschlagens. Sie blickte nicht hin, starrte nur mit ihren müden Augen

geradeaus. „So weit also war es! So weit!“ Ihre Augen schienen ein Gespenst zu schauen dort an der Wand, und dennoch drückten ihre Blide weder Grauen noch Furcht aus. Entsaugung war es, die aus jedem ihrer Züge sprach; allerdings jene Entsaugung, die an Gleichgültigkeit grenzt, und die den, der sie beobachtet, erzittern läßt. Die Gleichgültigkeit des Verzweifelten.

Als George Koeder sich an diesem Abend zu später Nachtstunde von Willie Peters verabschiedet und die Kneipe an der Wasserfront verlassen hatte, schlug er den Weg nach dem Broadway ein. Weder die Elektrischen noch die Untergrund-Bahnen waren mehr im Betriebe; sie ruhten schon seit einer halben Stunde. Auch ein Auto war im ersten Moment nirgends zu erblicken, so daß der junge Mann sich bequemem mußte, zu Fuß den Heimweg anzutreten. Kräftig schritt er aus, den Broadway hinauf, und dabei arbeiteten seine Gedanken. Was hatte Willie nur gemeint damit, als er sagte, man könne die ganze Angelegenheit aufgeben und sich mit Ruffat einigen? Jetzt, nachdem die Geschichte so weit gediehen, nachdem er sich so weit erniedrigt, zu einem solchen Spiel die Hand zu reichen, jetzt aufgeben?! Nein! Jetzt ging es um das Ganze. Um ein Heim! Um das Glück und Liebe! Er blieb einen Moment stehen dort auf dem dunklen, unteren Broadway. Um Liebe?! Liebt er May Jenkins denn wirklich?! Ein ganzes Weilschen blieb er so stehen, ohne es zu bemerken. Er mußte darüber lächeln. Aber gleich wurde er wieder ernst. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe.

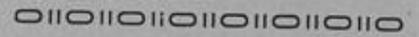
Liebt er May Jenkins wirklich?! Sie war gewiß ein schönes Mädchen; viel schöner, wie er bis jetzt ein Mädchen kennen gelernt. Sie war nicht der „Typ“, wie junge Leute auszudrücken sich belieben, den er eigentlich gern hatte. Merkwürdig; theoretisch hatte er immer die bleiche Blonde vorgezogen, und May war ein brünettes Mädchen mit schwarzen, funkelnden Augen. Und in die hatte er sich verliebt. Der Gedanke ließ ihn nicht los. Und während er weiter schritt, arbeitete auch das Hirn weiter. Hatte er sich denn wirklich in sie verliebt?! War es nicht vielleicht der Gedanke, selbständig zu werden; ein Heim zu besitzen mit einer immerhin sehr schönen Frau an seiner Seite?! Und sollte May Jenkins' Geld nicht auch eine ganze Menoe damit zu tun gehabt haben, daß er sich einredete, er liebe sie?! Das Wort war ausgesprochen. Nicht mit den Lippen, aber mit dem Hirn. Zum ersten Male, seit er sie kannte, war es ausgesprochen. Sich einbilden, sie zu lieben, hatte



Die Zeche „Lothringen“ in Gerthe.

er eben gesagt. Und je weiter er schritt, desto klarer wurde es ihm mit einem Male. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Er mußte laut auflachen hier in der dunklen Nacht auf der stillen Straße New Yorks. Sich einbildete, daß er sie liebte! Natürlich; selbstverständlich bildete er es sich nur ein! Und er legte, um selbst klar zu werden, sich eine Prüfung auf. Er stellte sich vor, daß er aus irgend einem Grunde May Jenkins' verlieren könnte. Aus irgend einem Grunde. Durch den Tod, durch unvorhergesehene finanzielle Schwierigkeiten, durch einen Rivalen.

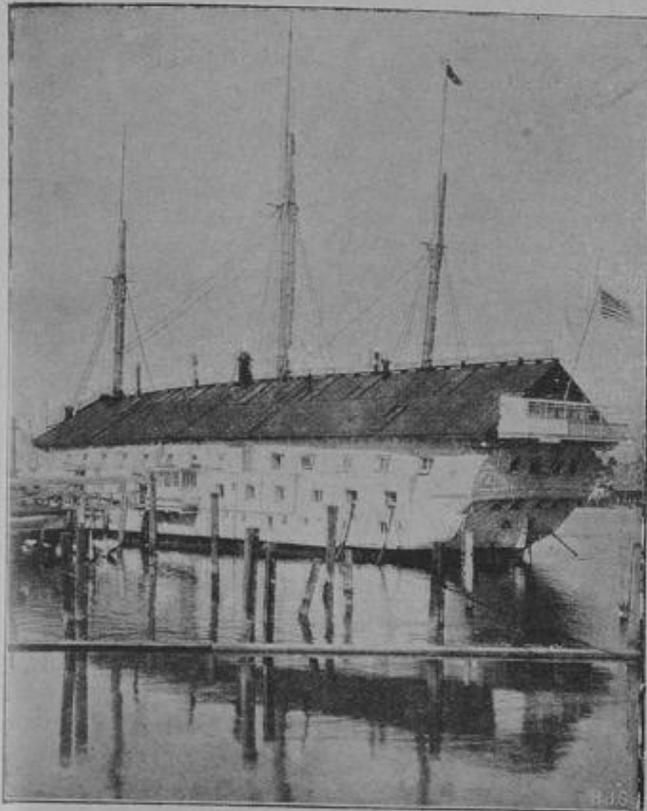
Er versuchte sich hineinzufinden in eine solche Situation. Es gelang ihm auch. Und — es ließ ihn vollständig kalt. Das heißt, kalt in einem gewissen Sinne. Der Gedanke, sie, ihre Persönlichkeit zu verlieren, ließ ihn absolut gleichgültig. Der Gedanke aber, durch einen solchen Verlust auch alles das zu verlieren, was er sich erträumt hatte; das Heim, die schöne Frau als solche, mit der er bei seinen Freunden prunken und prahlen könnte, das geistreiche Mädchen, um das ihn all seine Bekannten beneiden würden — das wußte er ganz genau —, vor allem das Geld, das May mit in die Ehe bringen würde, das Geld, das ihm die Möglichkeit eines gemütlichen Heims und, ja — er sprach zu sich selbst, durfte es ja aussprechen — ein bequemes Leben gestatten würde, dieser Gedanke berührte



Die Beerdigung der Opfer von Gerthe.

Die bei der Schlagwetterkatastrophe auf der Zeche Lothringen verunglückten 112 Bergleute wurden am Montag, den 12. August, gemeinsam bestattet. Viele auswärtige Knappschaftsvereine, sowie die Bergleute von Gerthe und der in der Nähe liegenden anderen Zechen erwiesen ihren toten Kameraden die letzten Ehren.





Ein fahrendes Trainingschiff in San Francisco.

Die amerikanischen Matrosen werden, bevor sie auf die verschiedenen Schiffe verteilt werden, 6 Monate lang auf einem Trainingschiff vorbereitet.

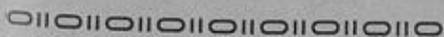


ihn mehr als unangenehm. Und nun wußte er; sah es zum ersten Male ganz klar: Was er bis jetzt für Liebe gehalten, war Einbildung gewesen; aber eine ganz zielbewußte Einbildung. Jetzt wußte er, daß er May Jenkins nicht um ihrer selbst willen liebe, sondern nur um dessen, was sie an materiellen Dingen für sein zukünftiges Leben bedeutete. Er hatte die Ecke der Grand-Street erreicht. Hier herrschte schon lebhafteres Treiben trotz der späten Stunde. Aus dem Chinesen-Viertel der Mott-Street sausten Automobile, die genußsüchtige Touristen von ihren Nachtbesuchen der chinesischen Tempel, der chinesischen Opium-Halle, der chinesischen



Eine eigenartige Gruben-Lokomotive.

Die Beförderungsverhältnisse tief unter der Erde sind erst seit der Aufbarmachung der Elektrizität besser geworden. Die ursprünglich von Menschen, dann von Pferden beförderten Wagen, werden jetzt durch elektrische Lokomotiven gezogen. Auch diese sind in neuester Zeit sehr verbessert worden. Die abgebildete, sich durch Einfachheit und praktische Form auszeichnende Lokomotive verfügt über ganz respektable Kraft. Sie zieht über 35 kleine Hunde.



Theater und Restaurants in die eigenen Wohnungen zurückführten. Hier wimmelte es von Matrosen, meistens betrunken, von Dirnen, von Bassermannischen Gestalten aller Art. Rechts und links, zu beiden Seiten der Straße strömte elektrisches Licht aus den Glasfenstern auf die mehr oder weniger Elenden hinab, aus diesem oder jenem Lokal ertönte johlender Gesang oder die wenig harmonischen Töne einer Ziehharmonika. Hier hätte er leicht ein Auto finden und nach seiner Wohnung fahren können. Aber seine Gedanken hielten ihn jetzt so gefesselt, daß er gar nicht merkte, wo er sich befand, sondern immer geradeaus ging, die Bowery entlang.

Was lag daran! arbeitete es weiter in seinem Hirnlasten. Die Liebe, die Liebe, von der man in Romanen liest, die gibt es wohl überhaupt nur in Büchern. Die Liebe, die in der Welt existiert, die findet sich erst später. Er zweifelte nicht daran, er würde auch May einst so lieben lernen, wie ein Mann seine Frau eben liebt. Jedenfalls konnte er in der plötzlichen Erkenntnis seines wirklichen Zustandes keinen Grund sehen, weshalb er seine Absichten im geringsten ändern sollte. Schließlich handelte es sich hier nicht um May, sondern um ihn und seine Zukunft. Und wenn er May zu einem glücklichen Werkzeug für seine Zukunft gestalten sollte, — warum denn nicht? — Allerdings, May durfte nichts ahnen von dem, was sich eben in seinem Kopfe abgespielt. May mußte immer noch glauben, stets und immer, daß, soweit sie in Betracht kommt, nur sein Herz sprach. Denn wenn May ihm plötzlich den Rücken kehren sollte?!

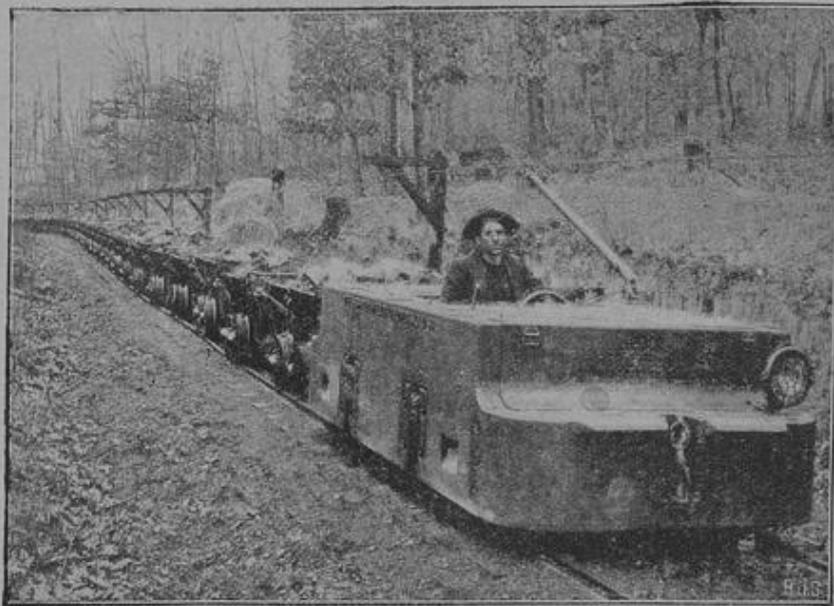
Der Gedanke benahm ihm einen Moment den Atem.

May ihm den Rücken kehren?! Er hatte ja alles, aber auch alles auf diese eine Karte gesetzt, auf May. Nein! — Die durfte ihm nicht fehlen!

Und plötzlich überkam ihn die Angst. Was hatte Willie nur gemeint, als er von einem Rückzug gegenüber Russat sprach?! Wenn er darüber nur Gewißheit haben könnte! Ob May etwas wußte?!

Er blickte empor. Auf dem Glase der Laterne, unter der er sich eben befand, stand in großen roten Buchstaben „Revington-Street.“ Revington-Street!! Dort wohnte May. Und sein jetzt überaus waches Hirn durchzudte der Gedanke: Gleich zu May. Du bist heute abend nicht pünktlich erschienen; geh' zu ihr und entschuldige dich. Es ist spät, aber es schadet nichts! Sie wird es dir hoch anrechnen; sie wird darin den fürsorglichen Geliebten sehen, der sie um nichts in der Welt verletzen möchte! Und kaum war der Gedanke zu Ende gedacht, als er schon wieder auf-lachen mußte. „Wozu mache ich mir denn selbst Komödie vor,“ murmelte er vor sich hin. „Schließlich gehe ich doch wirklich nur hin in der Hoffnung, Aufklärung zu finden über Willies rätselhafte Worte.“ „Aber nur nichts merken lassen!“ fügte er gleich mit ernsterer Miene zu sich selbst hinzu.

Fortsetzung folgt.



# Hochsommer.

Skizze von Edith von Claar.

Nachdruck verboten.

Dumpfe Schwüle lastete über den Feldern. Brennend heiß waren die Strahlen der Sonne, die noch vor wenigen Minuten die gelben Getreideähren umspielt, die sich unablässig auf die emstigen Menschen geneigt, welche so eifrig dabei waren, die vor einigen Stunden geschnittenen schweren Fruchtbalme in Garben zu binden. In der Ferne nahten schon auf der staubigen Landstraße die Leiterwagen, um den Segen des Feldes heimzuholen. Da wich plötzlich der glühende Sonnenschein mit seinem flimmernden heißen Atem. Wolken, tiefdunkle Wolken waren unbemerkt heraufgezogen, die das Angesicht der Sonne verhüllten. Die Schmitter blickten auf. Das war eine Wohltat, den sengenden Strahlen entrückt zu sein, dennoch aber gab es keine Kühlung; die Luft war ganz durchglüht und erpreßte den fleißigen Menschen heißen Schweiß.

Der alte Schmitter wischte mit seinem bunten Taschentuch die beperlte Stirn.

„Gilt euch, Leute, es scheint ein Wetter heraufzuziehen. Und Gewitter im Hochsommer sind immer heftig!“

Augen der schönen Mägdelein! Vor allem aber der einen, Thea von Horsdorf! Sie war ihm alles. Sie nur liebte er innigst und heiß; er hatte es ihr gesagt, hatte ihr sein Herz zu Füßen gelegt und von ihr auch Worte der Liebe erhalten. Man betrachtete beide als treu verbunden. Kein Wunder, daß er seiner Freude keine Zügel anlegte und froh so ganz in den Tag hinein lebte. Der gute Papa gab ja immer, wenn auch stets mit freundlichen Ermahnungen: golden und sonnig lag die Welt vor ihm.

Da aber zog das Wetter herauf. Der Krach eines Bauhauses riß das Haus Pelsen mit sich und gab dem alten Herrn, der untröstlich über die Verluste war, den Todesstoß. Vorüber war die goldene Zeit! Dem Flehen der Mutter und Geschwister folgend, zog Max den geliebten Hof des Königs aus und übernahm die Bewirtschaftung der noch verbliebenen elterlichen Güter.

Als er Abschied nahm von seinen Kameraden und von ihr, die er so heiß geliebt, die er hat, auch ferner ihm ihr Herz zu schenken und ein klein wenig Geduld zu haben,



Das Flaggschiff „Victory“.

Im Königlichen Kunstgewerbemuseum zu Berlin ist eine Nachbildung des Flaggschiffes „Victory“ zur Aufstellung gekommen, auf dem Nelson in der Schlacht von Trafalgar seinen Tod fand. Das Modell hat den Inspektor des Museums zum Verfasser und es ist als Geschenk für das Deutsche Museum in München bestimmt.

Die Leute schauten auf, aber nur einen Moment, dann fingen sie mit erneuter Regsamkeit an, zu arbeiten. Die schöne Frucht mußte doch trocken in die Scheune. Garbe häufte sich zu Garbe, und als die Wagen anfuhr, wurden sie reich beladen. Hoch bepackt entfernten sie sich bald und hinter ihnen schritten die Schmitter und Schmitterinnen.

Das alles mußte der Mann sehen, der unter dem dunklen Busch am nahen Waldrande sich niedergesetzt hatte. Aber es interessierte ihn nichts, ebensowenig wie ihn das heraufziehende Wetter zu stören schien. Er war hinausgegangen nach seinen Feldern, um nach dem Nechten zu sehen und die Leute zu ermuntern. Aber als er draußen war, da hatte er sich in den Schatten des Busches gelegt und sich seinen Träumen hingeeben. Und was er da sah, waren nicht hochbeladene Erntewagen, nicht goldener Erntesegen, aber auch nicht drohende Wetterwolken, das waren Bilder aus vergangenen Zeiten.

Er sah sich als junger Offizier, dem alle zu seinem Schneid gratulierten. Auf Sport- und Reizplätzen war er geachtet, beliebt und umschwärmt, und im Dienste sollte man ihm alles Lob. Er war gerne Offizier, und wo eine feishe Reiterlat zu vollbringen war, da konnte nur Max von Pelsen sie sicher durchführen. Und wie tief schaute er in die

da hatte sie ihm kühl gesagt, man pflücke die schönsten Blumen im Frühling und warte nicht bis in den Hochsommer.

Wie ihn das damals getroffen hatte! Fast bis zum Wahnsinn war er unglücklich gewesen, und nur der Mutter zarte Sorge hatte ihn vor dem Schlimmsten behütet. Nach und nach war es ruhig in seinem Innern geworden, und als er gar bald hörte, daß Thea sich einem anderen verbunden, da hatte er lachen können, wenn auch mit bitterem Sinn.

Sie war ja eine Frühlingsblume, die für den Hochsommer nicht gewachsen war.

Fleißig und tüchtig hatte er jetzt gearbeitet, und es war ihm gelungen, alle Verluste wieder einzubringen. Freilich waren Jahre darüber vergangen. Sein Frühling verfaul, jetzt war's schon Hochsommer, aus dem Jüngling war ein Mann und nun ein gereifter Mann geworden. Seine Schwestern hatten sich alle braven Männern vermählt, und vor wenig Wochen trug er sein liebes Mütterlein, das ihn noch vor ihrem Hinscheiden gesegnet hatte, in die stille Gruft an Vaters Seite.

Vor zwei Jahren, als die letzte der Schwestern das elterliche Heim verlassen, war zur Stütze seiner Mutter ein Mädchen eingezogen, die Waise einer Freundin der Mutter,

einer früheren Regierungsrätin. Sie wurde in ihrem stillen Walten, mit ihrer sonntigen Heiterkeit die Freude der Mutter, der Liebling im Hause. Und sie mochte ihn, die ihn stets Onkel Max nannte, wohl leiden. Das merkte er; und auch er war ihr zugetan. Sie sorgte sich so zärtlich um ihn und war ihm herzlich dankbar für die kleinste Freude, die er ihr bereitere. Von Mutterchens Krankenlager war sie nicht gewichen, und Mutterchen hatte sie dafür oft ihr liebes Töchterchen genannt. Nach Mutter's Tode war Else so still geworden. Mit fast schüchternen Aengstlichkeit begegnete sie ihm und heute war sie vor ihm getreten und hatte ihn gebeten, zu gestatten, daß sie sich einen Platz als Erzieherin suche. Jetzt sei Hochsommer und bis zum Herbst könne sie dann scheiden.

Wie sie so vor ihm stand in ihrer reizenden Schüchternheit — da war ihm plötzlich klar geworden, daß sie ihm mehr war als eine Freundin, daß er sie nicht fortziehen lassen konnte. Er hatte ihr gesagt, daß er hinaus wolle auf die Grenzfelder und ihr am Abend seine Antwort geben werde. Was sollte er ihr sagen?

Ein greller Blitz zuckte nieder und rasselnder Donner folgte.

Der Gutsherr hatte nicht darauf acht gehabt, daß schwere Wolken heraufgezogen waren, die jetzt in massiger Wucht über ihm standen und sich in heftigem Gewitter entluden.

Wieder ein Blitz und wieder ein polterndes Donnern!

Ruhe mehr. Ich machte mich mit zwei Leuten auf den Weg, dich zu suchen. Gerade als wir dich auf der Chaussee erblickten, fuhr ein fürchterlicher Blitz nieder. Wir sahen den Baum in Feuersglut umhüllt und dich unter seinen Zweigen zusammensinken. Mit Gewalt schüttelten wir unsere Erstarrung ab, befreiten dich und brachten dich hierher. Woer hast du auch keine Schmerzen?"

„Nein, mein Kind! Nur etwas Kopfschmerzen, die bald vergehen werden. Ist das Wetter vorüber?"

„Ja, Onkel, sieh' nur, wie's jetzt draußen schön ist.“

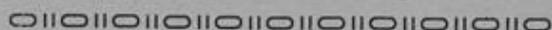
„Komm, Else, gib mir deine Hand und laß uns auf die Veranda gehen!“

Else führte ihn hinaus. Welch' eine herrliche Luft. Die langsam untergehende Sonne strahlte in rotgoldener Pracht und ihre Strahlen ließen die Regentropfen auf den Bäumen und Sträuchern wie Diamanten erglitzern.

Der Gutsherr zog Else an sich heran.

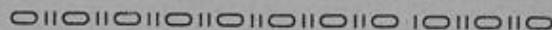
„Else,“ sagte er leise, „ich kann dich nicht ziehen lassen, ich habe dich so sehr lieb. Willst du bei mir bleiben als mein teures Weib, auch wenn ich jetzt schon im Hochsommer des Lebens stehe?“

„Onkel Max, lieber Onkel Max, dein bin ich ja schon lange, und bei dir bleibe ich am allerliebsten. Und was du sagst vom Hochsommer. Sieh' dich nur um, ist er nicht herrlich?!“



Die neue Alexander-Newski-Kathedrale in Sofia.

Einen höchst fesselnden Eindruck machen auf den Westeuropäer die mit vielen Kuppeln ausgestatteten Kirchenbauten in Süd- und Osteuropa. Bekannt sind die großen Kirchen von Petersburg und Moskau mit ihren Zwiebeltürmen. Eine neue prächtige Alexander-Newski-Kathedrale wurde in Sofia anlässlich des 25. Regierungsjubiläums König Ferdinands von Bulgarien aufgeführt; in ihr wird auch die Krönung zum Zaren stattfinden. Die Kosten des überaus prächtigen Baues betragen mehr als 5 Millionen Mark.



Er griff zu seinem Hute und eilte weiter. Bis zum Gutshause war noch eine beträchtliche Strecke zurückzulegen.

Immer heftiger entlud sich das Gewitter — jetzt wütete es in seiner ganzen unheimlichen Macht. Aus den tief-schwarzen Wolkenwänden züngelten die Blitze fast unablässig herab. Und nun brach ein wolkenbruchartiger Regen nieder.

Der Gutsherr beschleunigte seine Schritte; dort schon war das Gutshaus.

Da umgab ihn plötzlich blendendes Feuer; gleichzeitig ertönte ein furchtbares Krachen. Er spürte, wie sich die Zweige eines Baumes auf ihn legten, dann sank er betäubt nieder. Der Blitz hatte einen etwa zwei Meter von dem Dahinschreitenden stehenden Baum zertrümmert.

\* \* \*

Als der Gutsherr wieder zur Besinnung kam, befand er sich auf dem Ruhebett in seinem Zimmer. Else und ein Diener bemühten sich um ihn.

„Onkel Max, lieber Onkel Max, ist dir wieder besser, fehlt dir etwas?“ fragte Else mit ängstlich bebender Stimme. Sie unterstützte mit zärtlicher Sorge seinen Kopf.

„Nein, Else, aber was war denn?“ Der Gutsherr richtete sich auf.

„Gott sei Dank! Onkel Max, als du so lange ausbliebst und das Wetter immer heftiger wurde, hatte ich keine

Als Max von Pelsen am Abend die eben eingelaufenen Postfächer nachsah, fand er ein zierliches Billett. Er öffnete es erstaunt, dann lächelte er. Es lautete:

„Verehrtester Herr von Pelsen!

Zu nächster Woche werde ich, wenn es Ihnen angenehm ist, auf einer Autofahrt Ihr Gut berühren und Ihnen einen Gruß bieten. Vielleicht können wir uns dann gemeinsam erinnern an eine schöne Frühlingszeit.

Ihre

Thea von Wildsheim, Witwe,  
geb. von Horsdorf.“

Sofort nahm er ein Kärtchen und schrieb:

„Gnädige Frau!

Sie werden mir als Gast willkommen sein. Und wenn Sie mein liebes Bräutchen, Else, kennen gelernt haben, dann werden Sie erkennen, daß man im Hochsommer weit seltener und schönere Blüten findet, als im Frühling.

Ihr glücklicher

Max von Pelsen.“

—::—

### Humor.

— **Kasernenhofblüte.** Unteroffizier: „... Nur Mut, Kerls, — das Ei des Kolumbus ist auch nicht auf einmal gelegt worden!“

— **Zurückgegeben.** Chef (zum Buchhalter): „Was! Das soll ein gediegener Brief sein? Daraus wird ja kein Eselflug.“ — Buchhalter: „Ach Verzeihung, ich wußte nicht, daß Sie dies lesen würden.“

— **Ein wahres Wort.** Ein Protz zeigte seinem Freunde einen Ring mit zwei losbaren Steinen, die einige hundert Mark kosteten. „Welchen Nutzen haben Sie von den beiden Steinen?“ fragte der Freund. — „Keinen.“ — „Nun, ich besitze auch zwei wertvolle Steine“, war die Antwort, „sie sind zwar nicht sehr schön, aber doch viel besser als die Ihrigen, und sie bringen mir jährlich 6000 Mark ein.“ — „Na, und was sind das für Steine?“ — „Mühlsteine!“

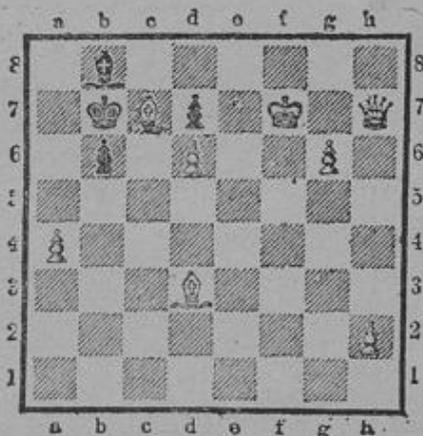
— **Immer derselbe.** Lehrer: „Der Mensch soll mitteilig und mildtätig sein. Gesetzt nun den Fall, Max, du gibst den Inhalt deiner Sparkasse einem armen alten Mann; was bist du dann?“ — Der kleine Max: „Bankrott, Herr Lehrer!“

— **Der bekannte Berliner Arzt.** Heim, genannt „der alte Heim“, besuchte einmal zwei Schwestern, von denen eine infolge von Altersschwäche schon recht abständig war; Heim verordnete kräftigende Medikamente, ließ die allzu besorgte gesunde Schwester stehen und eilte wieder zu seinem Wagen. Ehe er abfahren konnte, stürzte die Gesunde aus der Türe heraus, auf den Wagen zu und ruft ängstlich: „Herr Geheimrat, Herr Geheimrat, laun waren Sie aus der Stube, da hat meine Schwester dreimal geniest! Was sagen Sie nun noch dazu?“ — „Profit! Profit! Profit!“ sagte der Alte und fuhr in schlanke Trabe davon.

## Rätsellecke.

### Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in 3 Zügen matt.

### Hononym.

Ich ging mit N wahrhaftig heute aus,  
Und blieb zur selben Zeit mit n zu Haus.

### Sachrätsel.

Am Kopf, am See, aus Blech, Holz, Stein,  
Drin Töne, Blumen, Pulver, Wein.

### Scharade.

Nur durch eins vernehmst ihr, was ich sage;  
Zwei und drei sind süß, doch ohne Frage  
Möcht' ich sie nicht kosten alle Tage;  
Und die Eins—Zwei—Drei zusammen gar,  
Möcht' ich nicht ein einzig Mal im Jahr.

### Kryptogramm.



### Anagramm.

1 2 3 4 2: Die läßt man im Gefängnis büßen;  
1 2 4 2 3: Die tritt man geradezu mit Füßen.

### Begierbild.



Wo ist der Reiter?

Auflösungen in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

#### Stataufgabe:

Vorhand: E W, S W, E D, G K, O, 9, R O, 9, S 8, 7.  
Hinterhand: G W, R W, G D, 10, R K, 8, 7, S K, O, 9.  
Stat: G 8, 7.

1. G O, E 10, G 10 + 23
2. E 7, E D, R W — 13
3. S O, S 8, S D + 14
4. E 8, G W, S W — 4
5. R 9, R D, R 8 + 11
6. E 9, G D, E W — 13

#### Rätsel: Sorgenlos.

Logogriph: Zauber, Zuber.

#### Rätselsprung:

Seh' ich die Werke der Meister an,  
So seh' ich das, was sie getan.  
Betracht' ich meine sieben Sachen,  
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.  
Wolfgang von Goethe.

Kryptogramm: Man lese zuerst den Buchstaben der letzten, dann die der ersten, darauf die der vorletzten, der zweiten Spalte usw.

„Alle Wasser laufen ins Meer.“

Arithmetische Scherzaufgabe: Der zweite Bruder, also der andere, erhielt zwei Seringe, und der erste und dritte jeder einen; mithin erhielt keiner mehr als der andere.

Scherzrätsel: Beide liegen an der Leine.

Redaktion: Erwin Ehyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 36.

Sonntag, 1. September.

Jahrgang 1912.



## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.



(6. Fortsetzung.)

Er machte rechtsum lehrte und ging die Rivington-Street entlang, bis er vor dem geuchten Hause stand. Aus einem der Fenster der oberen Etage schimmerte noch Lichtschein. Um so besser!

Und er berührte den Glockenkopf und Klingelste hestig.

„Endlich!“ Wie ein schwerer Seufzer rang es sich aus der Brust der Frau Hartwig, als sie den Schlüssel im Schloß der Tür hörte. Sie wußte, das konnte nur Gertrud sein. Erwartungsvoll richtete sie ihre Augen auf die Zimmertür. Eine Minute später stürzte Gertrud in die Stube. Sie war die ganzen drei Treppen hinaufgerannt und oben atemlos angekommen. „Guten Abend, geliebte Mutter! Ich bin recht lange fortgewesen, gelt?! Hast dich sehr geangstigt? Aber schau, ich habe dir auch was recht Schönes zum Naschen mitgebracht!“ Sie hob ein kleines Paket empor und ließ es vor den Augen der Mutter hin- und herschwingen. Dann eilte sie zum Tisch hinüber, löste die Schnüre und brachte eine kleine, mit Pergamentpapier ausgepackte Blechdose hervor. „Sieh, Mutterchen! Ein Austergericht.“ Im nächsten

Moment war sie in die Küche hinausgeeilt, hatte einen Löffel geholt und jetzt drückte sie die Dose zwischen die Hände der Mutter. „Hier nimm den Löffel, es sind ganz frische Austern, eben erst gekocht worden. Laß es dir recht gut schmecken, Mutti!“

„Aber Kind, — die teuren Austern! Was fällt dir nur ein?“

„Aber du ißt sie doch so gern!“ Mutter und Tochter blickten sich einen Moment innig in die Augen. Dann, als die Tochter sich niederbückte, um die Mutter zärtlich auf die Stirn zu küssen, ließ die alte Frau ihre Hand wie segnend über das Haar ihres Kindes gleiten. Eine Weile verblieben sie so; dann sagte Frau Hartwig: „Aber so viel, viel Geld, Kind —!“

„So sei doch schon ruhig, Mutti, so arm sind wir doch noch nicht!“ — Es sollte lustig klingen, doch ganz gelang es nicht.

„Die Schusterfrau —, du weißt ja. Sie war vorhin hier —“

Gertrud blickte schnell auf. „Ich hatte ihr doch gesagt, sie sollte nicht hier heraufkommen! Hat sie dich belästigt, Mutti?“ fragte sie ängstlich.

nif besagt, daß Steininger durch seinen Bart den Tod gefunden hat. Er sei, als er eine Treppe hinaufstieg, auf den Bart getreten, getriert und dadurch tödlich verletzt worden. Nach seinem Tode wurde ihm der Bart abgenommen und als Lebenswürdigkeit aufbewahrt.



### Ein historischer Bart.

Im Museum zu Augsburg befindet sich ein Männerbart von ungewöhnlicher Länge und ehrwürdigem Alter. Der Barttriese war der Ratsherr Hans Steininger, der am 28. September 1567 in Braunau a. J. gestorben ist. Die Chro-

„Sie war nicht gerade sehr fein. Wollte ihr Geld haben — ein Dollar fünfzig —“

„Ich habe schon bezahlt!“

„Wahrlich?! So spät!“

„Sie sah noch vor der Tür, als ich eben nach Hause kam, da habe ich ihr das Geld gegeben.“

„Wahrlich?!“ sagte Frau Hartwig noch einmal. Die Freude, die aus diesem einen Worte sprach, einzig dem seinen Ohr der sorgenden Tochter nicht. Das eine Wort jagte: „Also dann ist es doch nicht so schlimm, wie ich glaubte. Gott sei Dank!“

„Und — hast du heute mehr Erfolg gehabt, mein Kind? Und wieso ist es überhaupt so spät geworden?! Ich habe mich sehr geängstigt!“

Gertrud blickte zu Boden. „Ich hoffe!“ log sie. „Ich soll morgen noch einmal kommen.“ Sie wollte die augenscheinliche Freude der Mutter nicht trüben. Sie wollte ihr nicht zeigen, daß sie sich von dem Besuch nur recht wenig verspreche.

„Vielleicht hilft Gott diesmal!“ meinte die alte Dame hoffnungsvoll.

„Laß nur, Mutter, es wird schon!“ Und als sie sah, daß die Mutter dann von neuem zu sprechen ansetzen wollte und sie befürchten mußte, daß sie die Frage nach dem Grunde ihres späten Nachhausekommens wiederholen könnte, ver suchte sie, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu bringen.

„Soll ich die Dose und den Löffel in die Küche mit hinaus nehmen? Ich werde sie gleich abspülen.“

Frau Hartwig erhob sich langsam. „Rein, mein Kind! Das kann ich noch. Und du mußt so müde sein! Komm, setz dich hier in diesen bequemen Sessel.“ Die alte Frau nahm Dose und Löffel —, die wenigen Aupstern hatte sie längst verzehrt — und schritt der Küche zu.

Gertrud ließ sie ruhig gehen. Alles was mit der Häuslichkeit zusammenhing, war das Privilegium der Mutter. Sie stand ganz still, bis die Mutter draußen war, dann schritt sie hinüber zum Klavier. Dort stand eine Zither, ein Instrument, das sie noch hinübergerettet hatten aus dem Zusammenbruch; mit hinübergebracht hatten nach Amerika. Es war immer ihr Lieblingsinstrument gewesen, trotz des prächtigen Pianos, das im alten Heim in Deutschland ge standen. Und jetzt mußte das kleine Instrument auch noch das große ersetzen! Um so lieber hatte sie es! Sie legte die Zither auf den Tisch und rückte den großen Sessel heran. Bögernnd ließen ihre schlanken Finger über die Saiten und dann legte sie ein:

„Legte Rose, wie magst du

So einsam hier blühen?“

Das Lied war verklungen. Gertrud saß im Sessel, starrte vor sich hin, und langsam, ganz langsam ronte eine Träne über ihre Wangen. Das Lied war ihr aus dem Herzen gekommen. So fühlte sie sich wie diese letzte Rose! Wie sie an diesem letzten Stück aus dem alten Heim hing, daran hing mit jeder Faser ihres Herzens. Und morgen würde auch dieses letzte Stück verschwinden. Morgen würde auch diese Zither zu dem Manne wandern, über dessen Haustür die drei goldenen Källe hingen. Leicht rieb sie mit der Handfläche über die dunkelbraune Politur, über die Saiten. Es war eine lieblose Bewegung, ein Abschiednehmen. So vergingen die Minuten. Und als die Mutter aus der Küche zurückkehrte, da griff Gertrud unwillkürlich nach ihrer Bluse, dort, wo früher die kleine Uhr an der goldenen Schleife gehangen. Wenn nur die Mutter nicht merkte, daß die Uhr fort war. Und wenn sie es merkte, wie um alle Welt sollte sie ihr das erklären? —

#### Sechstes Kapitel.

„George! Du?! Zu dieser Stunde?!“ May stand vor ihm in der offenen Haustür. Das Silberlicht des vollen Mondes ließ sie blaß erscheinen in ihrem hellblauen seidnen Schlafrock. „Ist etwas passiert?“

George fand nicht sofort die Antwort. Jetzt erschien ihm sein väter Besuch recht unpassend. „Verzeih, Lieb! Ich konnte heute mein Wort nicht halten. Und da ich dich den ganzen Tag nicht gesehen, trieb mich die Sehnsucht hierher. Wenigstens zu deinem Fenster wollte ich emporschauen. Da gewahrte ich das Licht. Verzeih —“ „Das habe ich gut gemacht,“ raunte seine innerste Stimme.

Sie stand einen Moment überlegend. „So komm hinauf,“ meinte sie mit der Ungeniertheit der Amerikanerin. Sie stiegen die Treppen hinauf zur Wohnung und schritten durch den Korridor nach dem Salon. May knippte das elektrische Licht an. „Vater ist nicht zu Hause; er muß aber bald kommen.“

Sie saßen beisammen auf dem Sofa. „Es ist aber zu lieb

von dir, May, daß du mich zu dieser ungewöhnlichen Stunde noch empfängst.“

„Die Belohnung für eine gute Tat,“ lachte May. „Uebrigens dachte ich mir, daß Vater dich ganz gern hier antreffen würde. Er hat dich heute abend sehnsüchtig erwartet.“

„Also deshalb —“ meinte er enttäuscht.

„Rein!“ rief sie schnell, ihn liebevoll anblickend. „Du hast mich nicht aussprechen lassen! Ich wollte sagen: Weinabe so sehnsüchtig wie ich!“ Er ergriß ihre Hände, sie legte ihren Kopf an seine Schulter. Ganz selig saßen sie so da. Ohne sich zu rühren. Ganz mit ihren Gedanken beschäftigt. Dann bewegten sich ihre Lippen fast unmerklich. „Weißt du noch, George, als wir uns kennen lernten?“

„Wie könnte ich je den Tag vergessen.“

„Bei Martin war's; aufs dem Ball. Du tratest mir auf den Fuß und — entschuldigstest dich!“ Sie lachten beide leise, wohligh.

„Und dann tanztest du mit mir. Und dann wurdest du mit Vater bekannt. Und der fraß gleich einem Narren an dir, genau wie seine Tochter!“

„Und umgekehrt, Lieb!“ Er drückte einen Kuß auf ihr volles Haar. „Was wollte denn dein Vater heute so Wichtiges von mir?“

„Du hattest ihm doch versprochen, ihn spätestens um zehn Uhr aufzusuchen.“

„Ganz recht! Ich wurde geschäftlich verhindert. Weißt du vielleicht, was er von mir möchte?“

May setzte sich aufrecht in die Ecke des Sofas. „Jedenfalls in bewußter Angelegenheit.“

„Ruffat?!“

May nickte zustimmend.

„Gut,“ meinte George, „was zu tun war, habe ich getan.“

Da beugte sich das Mädchen hinüber zu dem Jüngling. Ihre Hand auf seine Schulter legend, blickte sie ihm lange, ernst, fast traurig in die Augen. „Liebst du mich, George?“ Er streichelte ihre Wange. „Wie kannst du fragen, Lieb ling? Wehr als mein Leben!“

„Ich glaube dir, George! Oh, ich glaube dir nur zu gern. Und um dieser Liebe willen wirst du noch viel mehr tun müssen, als du bisher getan!“

George wurde aufmerksam. „Was ich getan habe, tat ich um deinetwillen, Lieb ling. Glaube mir, nichts in der Welt hätte mich sonst verleiten können, so zu handeln, wie ich es tue.“

„Ich weiß! Ich weiß es ja! Und der Gedanke macht mich glücklich. Ist er mir doch ein Beweis deiner Liebe.“

Sie schwieg nachdenklich einen Moment. „Aber,“ sagte sie dann, — „schließlich ist das, was du tust, doch kein so schweres, großes Unrecht.“

George sah May erstaunt an. Meinte sie es ehrlich, was sie sagte?! Und als er nicht gleich antwortete, fügte sie hinzu: „Nicht wahr?! Der Weg, den du einschlägst, um Vater zu helfen ist ein wenig — ungewöhnlich. Und das tust du für mich. Aber — unehrlich ist's doch nicht —?“ Der Mann dort auf dem Sofa war sprachlos. Was mochte der Alte seinem Kinde nur vorgeschwätzt haben? Er wollte es bald entdecken. „Ja; wie man's nimmt. — Es ist jedenfalls nicht nett, wenn man als Sekretär eines Mannes, von dem man nur immer und stets Liebes und Gutes erfahren hat, gegen die Interessen dieses Mannes arbeitet.“

„Wenn besagter Mann aber einerseits eine ganze Menschenlosse schädigt, andererseits die ganze Welt zum Narren hält, und es gar keine andere Methode gibt, ihn unschädlich zu machen, dann tut man noch ein g. man so handelt wie du.“

George riß die Augen auf. Das war ja ein ganz neuer Standpunkt. „Du bist eine schöne Schlaubergerin,“ lachte er. In der Unterhaltung trat eine kleine Pause ein. „Und was soll ich jetzt machen?“ fragte George schwehlich.

„Etwas; — nun, Vater wird es dir schon sagen. Etwas, das absolut schnell und sicher zum gewünschten Ziele führen wird. Du sollst kraft deiner intimen Kenntnisse dessen, was in der 32. Straße — in dem famosen Milchlaboratorium — vorgeht, den Mann öffentlich an den Pranger stellen; ihn entlarven.“

„Ich soll —, aber —“

Sie hielt ihm den Mund zu. Wie weich die Hand war. Er schloß die Augen, küßte die Handfläche. — „Vater wird dir schon erklären. Sprich jetzt nicht. Ich weiß, du kennst alle die geheimen Kante des Mannes. Ich weiß auch, daß es dir schwer fallen wird —; du wirst dir einbilden, du begehst Verrat. Glaube mir, es ist kein Verrat; es ist eine Wohltat, die du der Menschheit erweist.“ Sie redete weiter. Er ließ sie. Entweder hatte ihr der Vater ganz un-

glaubliche Dinge vorgebracht, oder — „Und du tust ja alles für mich!“ sagte sie ihm. „Und weißt du, was Vater mir versprochen?“ Er wußte, was kam und öffnete nicht die Augen. „Sobald du ihm zu seinem Ziel geholfen — ein paar weiche Arme schlängeln sich um Georges Hals — dürfen wir heiraten!“

Das Blut schoß schneller durch Georges Adern. „Heiraten!“ Dann würde auch er am Ziel seiner Wünsche angelangt sein!

„Nicht wahr; du tust, was Vater wünscht?“

„Für dich — alles —“

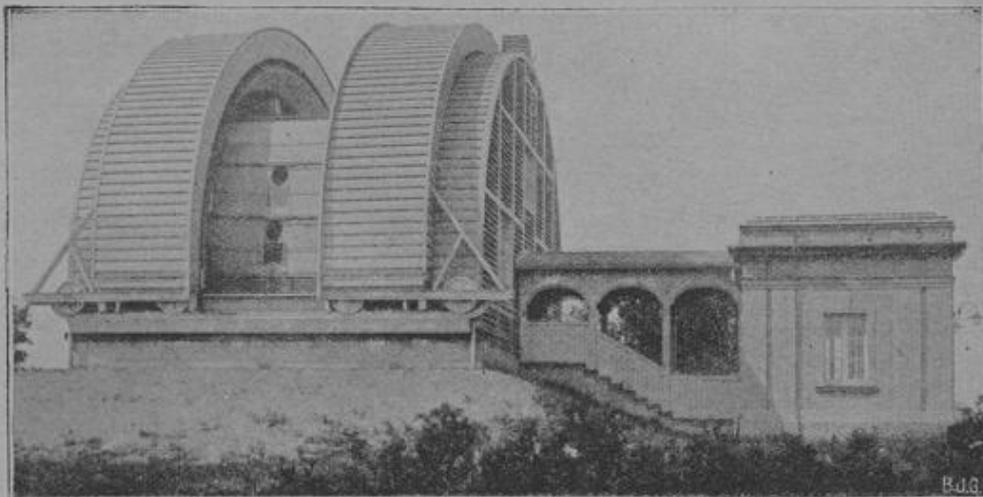
„Woran denkst du?“ fragte May. „Wie ich sehe, an etwas Nettes.“

„Oh — an —“ Und plötzlich fiel dem Manne ein, weshalb er überhaupt hergekommen. Jetzt war die beste Gelegenheit. „Oh — an einen sehr netten Wit. Zum Lotlachen. Willie Peters hat ihn mir gestern erzählt. Du kennst doch Willie Peters?“

„Willie Peters?“ Ich kann mich nicht entsinnen.“

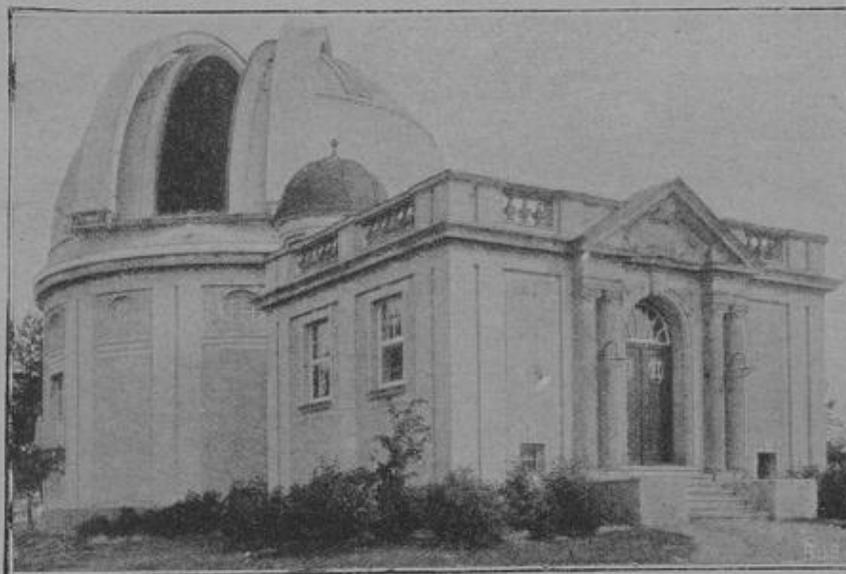
„Aber natürlich kennst du ihn! Der kleine, dicke Willie!“ Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich kenne ihn wirklich nicht!“ meinte sie dann bestimmt. „Aber schließlich ist

### Die neue Sternwarte in Bergedorf bei Hamburg.



\*  
Das  
Gebäude  
für den großen  
Refraktor.  
\*

Die im Jahre 1825 erbaute alte Hamburger Sternwarte eignete sich infolge ihrer Lage nicht mehr für die Beobachtungen, da der Rauch des Hafens sie sehr schwer erschwerte. Infolgedessen wurde eine neue Sternwarte erbaut, die kürzlich fertiggestellt wurde. Sie besteht aus mehreren Pavillons, die mit den vorzüglichsten modernen Instrumenten ausgestattet sind.



Das Meridiangebäude.

„Mein Geliebter!“

Sie plauderten noch eine ganze Weile, währenddessen George das Mädchen ansah, wie der Tourist die Sphinx. War das alles Komödie? Hatte er hier seinen Meister gefunden? Um so besser! Um so geringer die Gewissensbisse, wenn er sie heiratete. Doch dieser Gedanke zog einen anderen, bisher noch nie erwogenen, hinter sich. Wie, wenn sie ihn gar nicht zu heiraten gedachte. Ihn nur zum Werkzeug benutzte für ihren Vater —? Doch nein! Schon war der Gedanke wieder verworfen. Nein! Die Sache lag so, daß der Alte ihr für seine Zwecke, Gott weiß was, vorgezwängt hatte. May liebte ihn ehrlich genug. Er brauchte ja nur in ihr Gesicht, in ihre Augen zu blicken. George mußte lächeln.

es wohl auch gleichgültig. Erzähle lieber, ich möchte auch lachen!“

Da wußte George bestimmt: May ahnte nichts von dem, was vor sich ging. Der Alte benutzte sie nur als Werkzeug, um ihn, George, willfährig zu machen. Um so besser; dann würde er ihm May nicht versagen, sein doppeltes Spiel treiben können.

„Nun — der Wit!“ unterbrach May den Gedankengang des Mannes.

„Also, höre, Lieb. Es ist sehr komisch. Auf einer Landstraße gingen drei Burischen. Da begegneten —“

„Vater! Wir hörten dich gar nicht!“ unterbrach May die Erzählung. Dr. Jenkins hatte lautlos das Zimmer betreten. (Fortsetzung folgt.)

## Eine wirksame Lehre.

Skizze von Ella Madersen.

(Nachdruck verboten.)

Es sah unbehaglich aus in dem Zimmer, in welchem der junge Kaufmann Bertmann auf und ab ging. Elegant waren wohl die Möbel, kostbar die Teppiche und reizend die vielen Nippes, aber auf allen Gegenständen lag der Staub. Das Sofa war mit Büchern und Zeitschriften bedeckt, und auf dem offenen Piano sah man zwischen verwelkten Blüten und einigen Notenblättern auch einen Handschuh.

Der junge Mann schaute sich unwillig um, dann betrachtete er seine Frau, ein schönes, mädchenhaftes Wesen, das auf einem Stuhle am Fenster saß und sich mit einer feinen Stickerie beschäftigte. In ihrem eleganten Morgenkleide, mit dem wohlstrickten Kopfe, sah sie wirklich reizend aus. Man merkte, daß sie viel darauf hielt, sich zu schmücken.

„Soll ich nicht dem Mädchen klingeln, Martha, damit es dieses Zimmer etwas in Ordnung bringt?“ fragte Bertmann, vor ihr stehen bleibend. „Kündest du nicht, daß es sehr staubig und unordentlich aussieht?“

„O nein!“ meinte sie lächelnd. „Marie macht immer nur solchen Staub und einen solchen Lärm, daß mir's auf die Nerven greift. Dieses Räumen ist mir zuwider. Warten wir bis morgen.“

Der junge Mann antwortete nichts darauf; er blickte verlegen aus dem Fenster, als ob er etwas sagen wollte und nicht recht wußte, wie er es einleiten könne. Aber seine Frau ersparte ihm die Mühe, indem sie ihm mit gewinnendem Lächeln ihre Stickerie hinhielt.

„Sieh' nur, wie prächtig dieser Tischläufer wird,“ sagte sie. „Hast du nicht eine fleißige Frau? Du verdienst das gar nicht, nachdem du mich erst gestern wegen des Essens gescholten hast.“



Das Heimat-Denkmal in Dessau.

Anlässlich der 700jährigen Jubiläumsfeier des Herzogtums Anhalt in Dessau wurde ein Denkmal, betitelt „Heimkehr vom Felde“, feierlichst enthüllt, welches der Stadt von einem ungenannten Gönner geschenkt wurde.

„Gescholten, nein, ich habe mein liebes Weibchen noch niemals gescholten,“ sagte er lächelnd.

„O, ich kenne dich,“ erwiderte Martha, „was bedeutet denn das, daß du heftig deinen Stuhl zurückschiebst und deine Stirn in häßliche Falten ziehst? Alles nur darum, weil dir der Braten nicht schmeckt.“

„Wenn es das erste oder zweite oder zwanzigstemal ge-“



Zu der Russlandreise des französischen Ministerpräsidenten Poincaré.

Von rechts nach links: Russ. Ministerpräsident Kokowszew, Minister des Aeußern Sazanow, franz. Ministerpräsident Poincaré bei der Parade.

Um wichtige diplomatische Fragen zwischen Rußland und Frankreich zu erledigen, unternahm der französische Ministerpräsident Poincaré kürzlich eine Reise nach Rußland. Der Ministerpräsident wurde vom Zaren in Audienz empfangen und wohnte auch eine Parade in Petersburg bei.

weisen wäre, so würde ich darüber hinweggesehen haben, aber —

„Da haben wir's,“ große Martha, den kleinen Mund aufwerfend. „Deine treifliche Mutter hat dich ganz und gar verdorben und verwöhnt.“

Der junge Mann schwieg still und schaute verdrießlich zum Fenster hinaus. Da kam Martha leise an ihn heran und schlang ihren Arm um seinen Hals.

„Sieh nicht so mürrisch drein,“ flüsterte das junge Weib. „Ich hatte nicht die Absicht, dich zu ärgern. Wenn ich nur deinen Beifall erringen könnte, so wäre ich die glücklichste Frau in der Welt.“

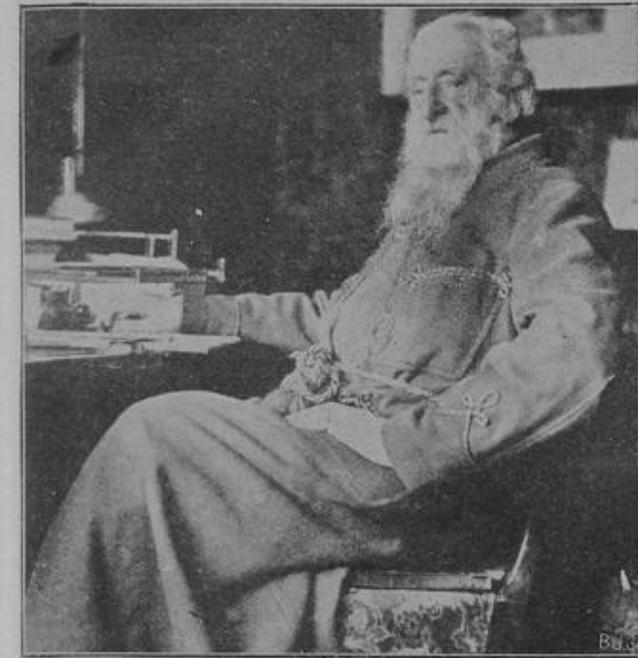
Augenblicklich glättete sich seine Stirn.

„Liebes Kind, dies würde etwas ganz Leichtes sein, wenn du nur etwas mehr Zeit und Aufmerksamkeit auf das Hauswesen verwenden wolltest.“

Martha rümpfte die Nase und zuckte die Achseln.

„Ich will keine Magd abgeben,“ sagte sie verlezt, „auch verstehe ich nichts von solchen Dingen. Du hast's ja gewußt, als du mich heiratetest. Wozu haben wir denn un-

tere Dienstboten, wenn sie nicht einmal haushalten können.“ Zeuzend ließ Wertmann das Thema fallen und entfernte sich nach kurzem Abschiede. Im Laufe des Tages besuchte er einen Freund, denselben, welcher tags zuvor sein Gast beim Mittagessen gewesen war, wo die schlechte Zuberei-



Der Führer der Heilsarmee General Booth †.

In London ist am 21. August der Begründer der Heilsarmee General Booth im Alter von 83 Jahren gestorben. Der frühere Methodistenprediger begründete im Jahre 1862 die Heilsarmee, zu deren General er sich machte. Der Nachfolger des verstorbenen Generals ist sein ältester Sohn Bramwell Booth.

tung der Speisen zum Verdrusse Marthas seinen Aerger erregt hatte.

„Bleiben Sie bei uns zum Essen!“ sagte sein Freund, „in fünf Minuten ist angerichtet!“

Wertmann blieb, um zu sehen, ob es in anderen Häusern auch so unordentlich zugehe, wie bei ihm. Er hatte aber bald Gelegenheit, sich vom Gegenteil zu überzeugen, denn alles ging in der größten Ordnung vor sich. Das Essen war gut und schmackhaft und wurde auch in tadelloser Weise serviert.

„Auf welche Weise richten Sie das alles so ein?“ fragte Wertmann, als er wieder mit seinem Freunde allein war. „Bitte, geben Sie mir einige Winke. Ich habe die Absicht, einen geordneten Haushalt einzurichten, weiß aber nicht, wie ich das anfangen soll. Ich versuchte heute früh, Martha begreiflich zu machen, was ich wünsche, brachte ihr aber nur die Meinung bei, daß ich eine Magd aus ihr machen wolle. Sagen Sie, wie fangen Sie es an?“

„Strenge, lieber Wertmann, Strenge heißt das Mittel,“ sagte der Freund, mit der Hand auf den Tisch schlagend. „Sagen Sie Ihrer Frau, daß es geschehen müsse, und sehen Sie, ob es nicht geschieht. Wozu sind denn die Weiber da, als es ihren Männern bequem und angenehm im Hause zu machen? Im ersten Jahre unserer Verheiratung fehlte es auch bei uns nicht an Kämpfen. Anna war gerade so widerspenstig wie Ihre Martha. Da gab es nichts als Nerven, Tränen und Klagen. Aber ich setzte ihr den Kopf zurecht und zeigte ihr, was ihre Pflicht ist. Und jetzt sehen Sie, wie glücklich wir zusammen in unserem Ehejoch ziehen.“

Wertmann dachte an das bleiche, abgemagerte Gesicht der Frau seines Freundes, an ihre stille Unterwerfung und an die furchtsamen Blicke, mit denen sie ihren Hausstrannen ansah. Der Gedanke, daß Martha gerade so werden könnte, erschien ihm keineswegs angenehm, und er sagte lächelnd:

„Das ist denn doch ein zu strenges Heilmittel. Ich bin der einzige Beschützer, den meine liebe Martha in der Welt be-

sitzt, und als ich versprach, sie zu lieben und zu hegen, dachte ich, es auch zu halten.“

„Gut, mein Freund, Sie werden auch noch die Torheit der übergroßen Nachsicht einsehen lernen. Nur wünsche ich, daß Sie diese Entdeckung nicht erst dann machen, wenn es für Ihr häusliches Ansehen zu spät ist.“

Nichtsdestoweniger beschloß Wertmann, keine Maßregel der Strenge, sondern nur ein mildes Verfahren in Anwendung zu bringen. Wochen gingen indessen dahin, und Vorstellungen, Vermunftgründe und Schmeicheleien blieben gleichmäßig erfolglos. Martha „liebte solche Dinge nicht,“ „sie verstand nichts davon“ und „hielt es für sehr grausam, daß ihr Gatte sie so quäle.“ „Sie glaube, daß er sie nicht mehr so liebe wie früher.“ So gab er diese Versuche auf.

Eines Tages saß Martha am Klavier und übte einen neuen Operetten-Walzer.

„Ich wundere mich,“ dachte sie bei sich, „warum mein Mann so lange bleibt. Dieses Stück würde er gewiß lieben. Marie,“ sagte sie, als auf ihr Klingeln das Mädchen erschien, „lasse es mich sogleich wissen, wenn mein Mann kommt.“

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ sagte Marie, „der Herr ist schon seit geraumer Zeit zu Hause.“

„Zu Hause? Und wo ist er?“

„In der Küche und sieht nach dem Essen.“

Die junge Frau erhob sich und ging ganz verblüfft zur Küche. Als sie diese — zum ersten Male seit Wochen — betrat, da stand ihr Gatte mit dem Kochbuche in der Hand am Herde und überwachte die Zubereitung des Essens.

Er nickte ihr gravitätisch zu und sagte in ernstem Tone:

„Liebes Kind, Herr und Frau Theissing wollen heute mittag zum Essen kommen — was ist das für ein brenzlicher Geruch, Marie, ich glaube der Braten brennt an — so wollte ich gern alles in Ordnung haben — drei Löffel Mehl, Marie und rühre es tüchtig — ich verstehe freilich nicht viel vom Kochen, aber es geht nichts übers Lernen. Willst du meinen Arm nehmen, Martha, so will ich dich führen.“



Das Denkmal der drei Belagerungen von Belfort.

Auf dem Place de la Republique in Belfort wurde kürzlich zur Erinnerung an die drei Belagerungen, welche Belfort glücklich überstanden hat, ein Denkmal enthüllt. Vor dem Denkmal befinden sich die Statuen der drei Verteidiger der Belagerungen: Kommandant Jean Legrand 1813/14, General Legourbe 1815, Colonel Denfert-Rochereau 1870/71. Das Denkmal ist von dem berühmten französischen Bildhauer Bartholdi geschaffen.

Die junge Frau ließ sich ins Wohnzimmer gleiten, sagte aber kein Wort, da sie sehr betroffen war.

„Hast du kein altes Tuch mein Kind, um den Staub da abzuwischen? Ich will einweilen ein wenig aufräumen, während du es suchst.“

Sie saß auf dem Klavierstuhl und sah ihm schweigend zu, wie er mit kaltblütigem Ernste die Dinge ringsum in Ordnung brachte und Tisch und Stühle abwischte. Gerade, als er mit diesem Geschäfte zu Ende war und Martha sagen wollte: „Mann, bist du närrisch geworden?“ zeigte der Ton der Hausglocke die Ankunft der erwarteten Gäste an.

Wertmann bewillkommnete sie, und nachdem er sie seiner Frau übergeben hatte, entschuldigte er sich für einen Augenblick und begab sich wieder in das Küchendeartement, um die Herrichtung des Tisches zu überwachen. Mit Hilfe der dienstbaren Geister gelang es ihm auch, alles aufs beste zu ordnen, so daß er nicht ohne Stolz auf den Erfolg seiner Bemühungen blickte. Seine Frau war dagegen während des Essens verlegen und in einer sehr gedrückten Stimmung.

Als die Gäste Abschied nahmen, stellte Theissing die Frage: „Nun, Herr Wertmann, wann wollen Sie morgen zu mir kommen, um die bewußten Papiere einzusehen? Ist es Ihnen um 11 Uhr gelegen?“

„Nein, um 11 Uhr kann ich nicht, denn ich muß da zu Hause sein, um nach dem Essen zu sehen. Ich will aber um 3 Uhr kommen.“

„Um nach dem Essen zu sehen?“ fragte Frau Theissing

verwundert. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie sich um diese Dinge bekümmern?“

„Freilich!“ sagte Wertmann ernsthaft.

„Aber Ihre Frau?“ sagte die Dame und sah Martha an, die blutrot wurde.

„O,“ sagte Wertmann und nahm seine Frau zärtlich bei der Hand, „sie hat keinen Geschmack für häusliche Angelegenheiten und so will ich sie auch nicht damit belästigen.“

Als der Besuch sich entfernt hatte, begab sich Wertmann in den Garten, um eine Zigarre zu rauchen, während seine Frau sich ins Wohnzimmer zurückzog. Dort saß sie lange Zeit in Nachdenken versunken, und in ihren Augen glänzten Tränen. Als Wertmann in bester Laune zurückkehrte, ging sie ihm entgegen und schmiegte sich an seine Schulter. Er sah sofort, daß sie etwas auf dem Herzen haben müsse.

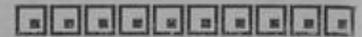
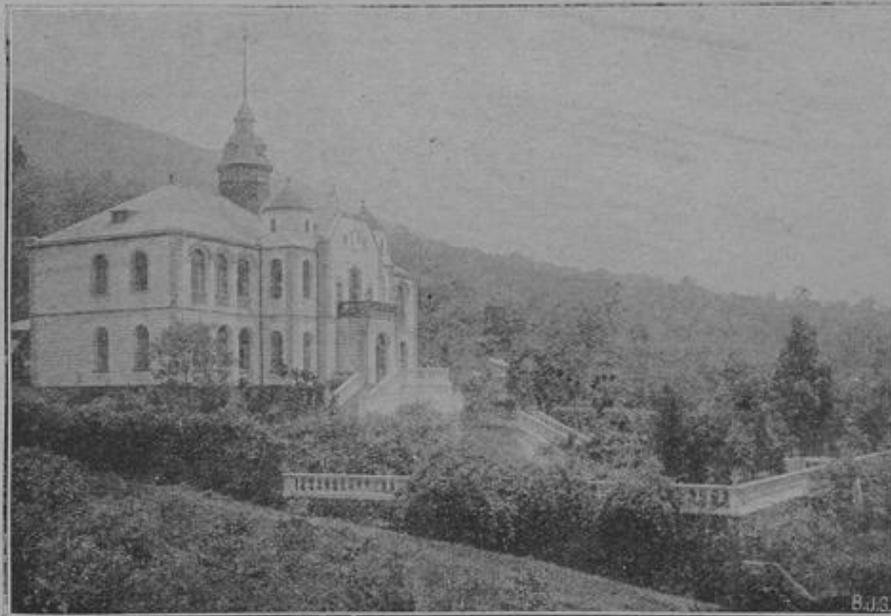
„Nun, meine Liebe, was ist's?“ fragte er.

„Liebster,“ sagte sie, „glaubst du, daß es deiner Mutter angenehm wäre, wenn ich sie auf einige Wochen beinichte?“

„Ich zweifle nicht, daß es ihr die größte Freude machen würde. Aber weshalb willst du mir denn davonlaufen?“

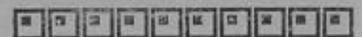
„Ach — ich möchte gern das Haushalten lernen,“ schluchzte sie, ihr Gesicht an seiner Brust verbergend.

Schon am nächsten Tage reiste sie ab zur Schwiegermutter, welche mit Vergnügen das Amt als Lehrmeisterin übernahm. Bald gewann die junge Frau viele Freude am Kochen und Braten, und jetzt ist ihr Heim ein sauberes, allerliebtestes Schmuckkästchen, und kochen kann sie — einfach großartig!



Der Gouvernementspalast in Buea.

Der Gouvernementspalast in Buea, der Sitz der Regierung von Kamerun, liegt in 1000 Meter Höhe am Abhang des Großen Kamerunberges, dessen Ausbruch 1909 die vorübergehende Räumung Bueas notwendig machte. An der Stelle, an der jetzt der Gouvernementspalast steht, fiel 1891 Hauptmann von Grabenreuth im Kampfe gegen die Bakwiris.



### Schloß Boncourt.

Von Adalbert v. Chamisso.

Ich träumt' als Kind mich zurück  
Und schütt'le mein greises Haupt;  
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,  
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehägen  
Ein schimmerndes Schloß hervor,  
Ich kenne die Türme, die Zinnen,  
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen die Wappenschilder,  
Die Löwen so traulich mich an,  
Ich grüße die alten Bekannten  
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Spinn am Brunnen,  
Dort grünt der Feigenbaum,  
Dort hinter diesen Fenstern  
Verträumt ich den ersten Traum.

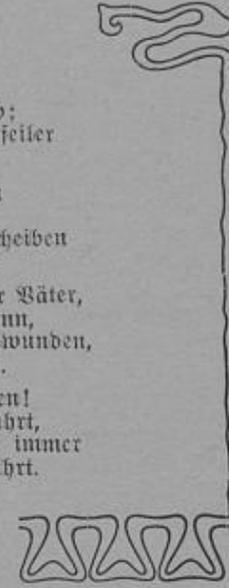
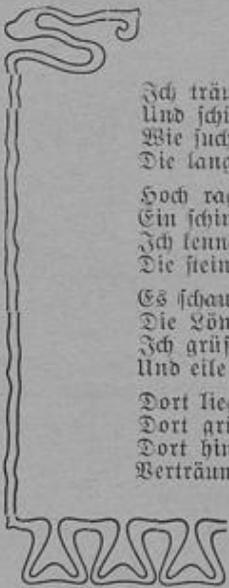
Ich tret' in die Burgkapelle  
Und suche des Ahnherrn Grab;  
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler  
Das alte Gewaffen herab.

Noch lösen umflort die Augen  
Die Züge der Inschrift nicht,  
Wie hell durch die bunten Scheiben  
Das Licht auch darüber bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,  
Mir treu und fest in dem Sinn,  
Und bist von der Erde verschwunden,  
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden!  
Ich segne dich mild und gerührt,  
Und segn' ihn zwiefach, wer immer  
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,  
Mein Saitenspiel in der Hand,  
Die Weiten der Erde durchschweifen,  
Und singen von Land zu Land.



# Vom Tode gestreift.

Aus dem Russischen. — Von Willy Mey.

Im Restaurant „Kaiserhof“ geht es lustig zu. In der Weinstube sitzen mehrere junge Herren. Den Mittelpunkt des Kreises bildet ein kräftiger junger Mann. Sein blaßes Gesicht paßt schlecht zu der hohen Gestalt. Er scheint erst vor kurzer Zeit das Krankenbett verlassen zu haben. Ueber seine linke Wange zieht sich eine tiefe Narbe. An den Schläfen ist sein Haar schon stark ergraut.

„Nun, Kurt,“ beginnt einer der Herren, „erzähle uns doch den Grund zu deiner Krankheit, die Veranlassung zu der Narbe und zu deinem grauen Haar!“



Yoshimoto, der neue Kaiser von Japan.

Die anderen Freunde verlegen sich auch aufs Bitten. „Ihr alle wißt, daß ich als Ingenieur bei einer großen Eisenbahngesellschaft im Osten angestellt bin,“ begann der Aufgeforderte. „Für diese Gesellschaft war ich an einem Eisenbahnbau in Südrußland angestellt. Ich wohnte in Felaterinoslaw am Dnjepr. Dort lernte ich eine vornehme Gutsfamilie kennen. Die Frau war eine Deutsche aus Frankfurt gebürtig. Ihr Gatte hatte sich viel in Deutschland aufgehalten. Zwischen uns entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis. Ich war ein oft und gern gesehener Gast in der Familie. So war allmählich Weihnachten herangenaht. Selbstverständlich erhielt ich eine Einladung für den Vorabend. Gegen 3 Uhr nachmittags bestieg ich mein Pferd, die treue „Gile“. Gewohnheitsmäßig steckte ich meinen Revolver in die Tasche. Nach einem Ritt von fast zwei Stunden langte ich an und wurde freundlichst empfangen. Wir wohneten der Bescherung der Kinder und später der der Diensthofen bei. In dem freundlichen Familienkreise war es mir so wohl. Im Geiste sah ich mich als Knaben vor dem Tannenbaum und meine Eltern beschenkten mich. Als die Familienfeier um war, vereinte uns Männer noch ein dampfendes Glas Grog. Ein Bruder des Gutsheeren, ein russischer Kavallerieoffizier, war auch zu Besuch. Bald waren wir im angenehmen Gespräche. Bei dem guten Trank und der schönen Gesellschaft war die Zeit unbemerkt entschwinden. Da schlägt die Wanduhr 2 Uhr. Ich erhebe mich zum Aufbruch. Die Herren bitten mich, zu bleiben. Ich muß ablehnen, für den ersten Feiertag habe ich anderwärts einen Besuch zugesagt.“

„Bleiben Sie, Herr Elen,“ bittet der Gutsheer, „die Wölfe sind unruhig durch die anhaltende Kälte.“

„Wozu habe ich denn meine schnellfüßige „Gile“ und im Notfall noch meinen Revolver. Seien Sie unbesorgt, es ist nicht das erste Mal, daß ich so spät reite.“

„Nun, denn Gott befohlen!“

In leichtem Trabe geht es durch die Schneewüste dahin. Der Mond ist in voller Pracht aufgegangen und beleuchtet das ganze Feld. Unbewußt sind meine Gedanken wieder in der Heimat. Das Pferd braucht keinen Führer, es kennt

den Weg. So sind wir eine Stunde weiter gekommen. Da — was ist mit dem treuen Tier. Es sieht, ungeduldig bewegt es sich. Der Schweiß tritt ihm aus den Poren. Keine Worte, kein Streicheln hilft. Ich gebe ihm die Sporen, es macht einen Sprung, dann steht es wieder. Gerechter Gott, was ist das. Ich höre heulen. Da bewegen sich deutlich Punkte aus dem Walde zur Rechten. — Wölfe. Noch sind es einzelne. Nur Flucht kann retten. Das scheint auch „Gile“ zu wissen. In gestrecktem Galopp geht es dahin, die Meute hinter uns her. Ich greife zum Revolver, das Leben möglichst teuer zu verkaufen. Wader greift das treue Tier aus. Es ist eine Jagd auf Tod und Leben. Hinter den einzelnen Wölfen ist ein ganzes Rudel erschienen, es sind ihrer wenigstens dreißig. Allen weit vor auf drei große Tiere. Ich sehe schon den Schatten des ersten Wolfes neben meinem Pferd; ich wende mich im Sattel, ein Schuß. Er dreht sich in seinem Blute. Weiter geht es. Da springt von der anderen Seite eine Bestie dem Pferde nach dem Halse. Ein zweiter Schuß fällt, ich habe gefehlt in der Aufregung. „Gile“ ist am Halse leicht verwundet. Das arme Tier zittert am ganzen Leibe. Ruckweise geht der Atem. Ich erkenne, das Pferd steht an der Grenze der Leistungsfähigkeit. Noch einige Minuten, dann . . . Ich



## Zum Fernflug Paris-Berlin.

Der Chespiot der Alériotwerke Audemars stieg am Sonntag, den 18. August, in Paris zu einem Fernflug Paris-Berlin auf. Nach mehreren Zwischenlandungen erreichte der Flieger am Montag abend 7 Uhr sein Ziel, den Flugplatz Johannisthal.

bin verloren, den raubgierigen Bestien ein Fraß. Ein letzter Blick geht zur Heimat. Schon will ich die nutzlose Jagd drangeben, denn ein Entrinnen gibt es nicht. — Da erwacht die Lust zum Leben. Nein, — leichten Kaufes sollen sie mich nicht haben, ungerächt will ich nicht sterben. — Die augenblicklich verschreckten Tiere haben uns wieder eingeholt. Die zwei ersten stürzen sich auf das Pferd. Das erste muß es mit seinem Blute zahlen. Zu spät. — Der andere Wolf ist dem Pferde nach der Kehle gesprungen. — Aufbäumen — ein Sturz. — Ein armdicker Blutstrahl strömt aus dem Halse. Halb liege ich unter meinem Pferde, der

rechte Arm mit dem Revolver ist durch das gestürzte Pferd festgeklemmt. Die Meute schnaubt heran, die grünen Augen funkeln unheimlich; ich spüre schon den heißen Atem. Ich schließe die Augen, die Sinne schwinden. Da — ein paar Zähne bohren sich in meine rechte Wange. Doch was ist das, Schüsse fallen, ich höre Stimmen. Die Wölfe fliehen. Ich fühle mich in kräftigen Armen. Dann weiß ich nichts mehr. — Als ich erwache, bin ich in einem niedrigen Bauernhause. Eine junge Frau steht an meinem Lager. „Gott sei dank,“ flüstern ihre Lippen, „wir glaubten, Sie verloren. Ueber zwölf Stunden liegen Sie im Fieber.“ Unter der ausgezeichneten Pflege erholte ich mich bald.

Der Grund zu meiner Rettung war folgender: Schon seit geraumer Zeit war das Dorf von Wölfen heunruhigt worden. Erst am Vorabend von Weihnachten war ein Mädchen von zehn Jahren von den Tieren geraubt worden. Da hatten sich die Männer aufgemacht, die Tiere zu vertreiben. Durch meine Schüsse hatten sie die Richtung gefunden und kamen noch zur rechten Zeit, mich zu retten.

**Humor.**

— Bei dem Begräbnis eines Theaterkritikers waren gar wenig Schauspieler und Sänger anwesend. — Woran mag das wohl liegen? fragte ein Teilnehmer. — „Oh,“ sagte ein anderer, „die fürchten, daß er sie mitnimmt!“

— Scherzfrage. Wie unterscheiden sich Heiratskandidaten von Examenkandidaten? — Nach dem „Examen“ haben diese das Schlimmste hinter sich, jene nach der Hochzeit die Prüfung erst vor sich.

— Ein ganz Schlauer. „Nun Hans“, sagt der Lehrer zu seinem schlauesten Schüler, „wenn dein Vater 100 Mark borgt und verspricht, jede Woche 10 Mark abzuführen, wie viel wird er dann in sieben Wochen noch schuldig sein?“ — „Hundert Mark“ ruft Hans schnell. — „Na! Na! Entweder hast du nicht zugehört oder du kannst das Subtrahieren noch immer nicht!“ — „Aber ich kenne meinen Vater,“ antwortete Hans.

**Rätsellecke.**

**Homonym.**

Sie steht mit Schwestern duzendweis im Hain;  
Er steht im Philosophenkreis allein.

**Arithmetische Aufgabe.**

Wie schreibt man 1 Mark 5 Pfg. mit neun Ziffern?

**Scherzrätsel.**

Was hört ohne Ohren, schwagt ohne Mund und antwortet in allen Sprachen.

**Logogriph.**

In manchem Bergwerk z  
In manchem Forst l  
Und wo Freund Hein gemäht,  
Ist auch ein b zur Stell'.  
Doch wo ich immer geh' und steh',  
Da fühl' ich unter mir ein d.

**Sachrätsel.**

Am Mund, im Becher und im Bach,  
Am Pfeisentopf — nun sinn' ihm nach.

**Scherzrätsel.**

Sie tötet oftmals groß und klein,  
Und stürzt sich selber in den Rhein.

**Bilderrätsel.**



**Königszug.**

W	a	S	g	a	m	i	f
ö	r	ö	o	h	s	w	r
h	e	t	e	ö	b	f	mi
m	en	n	r	i	f	i	ö
ö	mi	sp	r	i	ö	n	n
in	an	ö	u	ß	u	f	a
e	i	n	t	f	ö	m	ö
b	e	a	g	i	ö	U	i

Auflösungen in der nächsten Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

**Schachaufgabe:**

- |              |                |
|--------------|----------------|
| 1. Dh8 La7   | 2. Le4† K      |
| 1. . . . Kc6 | 2. Db †        |
| 1. . . . Le7 | 3. Le4 matt    |
| 1. . . . b5  | 3. De3 matt    |
| 2. Da8† Ka8  | 3. Da8 matt    |
| 2. Le4† Kc5  | 3. Db5 a8 matt |

**Homonym:** Nichten.

**Kryptoagramm:** Man lese die Buchstaben in der Reihenfolge der unten stehenden Zahlen und setze für die Punkte entsprechende Vokale: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran.“

**Sachrätsel:** Horn.

**Scharade:** Ohrfeigen.

**Anagramm:** Schelme, Schemel.

**Scherzrätsel:** Beide müssen rühren.

**Verierbild:** Bild nach rechts drehen; der Reiter steht in den Baumwipfeln.

Redaktion: Erwin Ebbsen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 37.

Sonntag, 8. September.

Jahrgang 1912.



## Der Wohltäter.

Zeitsroman von Oskar E. Schweriner.



(7. Fortsetzung.)

George war gleichzeitig aufgesprungen und ihm ein paar Schritte entgegengegangen. Sie schüttelten sich die Hände. „Hallo, George. Nicht sehr konventionell, ein so später Besuch! Aber trotzdem angenehm.“ Und einen raschen Blick mit May wechselnd: „Ich freue mich, Sie hier zu sehen. Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

„May hat mir Ähnliches angedeutet. Deshalb erwarte ich Sie.“

„Sehr nett von Ihnen.“

Die Tochter verabschiedete sich bald darauf vom Vater und Bräutigam. Die beiden Männer aber saßen noch beieinander, als der Morgen graute.

Der nächste Morgen brachte Gertrud den ersten Lichtblick seit ihrer Ankunft in Amerika. Pflichtgetreu hatte sie sich auf den Weg gemacht, den von Ruffat erhaltenen Brief an den Adressaten abzugeben. Aber ohne die geringste Illusion.

Um so größer sollte ihre Ueberraschung werden, als sie das bezeichnete Gebäude erreichte und mit dem Fahrstuhl in die dreißigste Etage hinaufgefahren war. Jetzt stand sie vor einer Tür, deren Aufschrift sie mit derjenigen ihres Auberts verglich: „Allgemeine Kohlen-Vertriebs-Gesellschaft“ stand auf beiden. Es stimmte also. Da trat sie ein. Ein junger Mann, sie halb prüfend, halb bewundernd betrachtend, fragte nach ihrem Begehren. Und als sie ihren

Namen nannte und den Brief übergab, kam die Ueberraschung.

„Sind Sie das selbe Fräulein Gertrud Hartwig, die gestern Mister Ruffat in der 32. Straße einen Besuch abstattete?“

Und als Gertrud erstaunt bejahte, da hatte der junge

(Nachdruck verboten.)

Mann in höflichem Tone gebeten: „Bitte, folgen Sie mir!“ Der Weg führte durch einen großen Raum. An hundert Schreibtischen saßen junge Mädchen und Männer, Diktate entgegennehmend, auf der Maschine oder in großen Büchern schreibend. Vor einem besonders großen, in einer Ecke abseits von den anderen stehenden Tisch machte ihr Führer halt.

„Hier ist die junge Dame, die Sie erwartet hatten, Mister Good.“

Mister Good, der Bureauvorsteher, unterbrach sein Gespräch

mit dem jungen Manne der neben ihm saß, und mit dem er eben angeregt geplaudert hatte. „Entschuldigen Sie ein Moment, Mister Noeder.“

Dann wandte er sich an Gertrud. „Sie sollen in unserem Bureau angestellt werden. Sie sind der deutschen Sprache vollkommen mächtig?“

Gertrud mußte lächeln. „Als Deutsche, selbstverständlich! Aber,“ fügte sie hinzu, „die franz. Sprache beherrsche ich auch.“

### Das neue Hoftheater in Stuttgart.

Der Bau des neuen Hoftheaters in Stuttgart ist nunmehr fertiggestellt. Das Theater besteht aus zwei Häusern, von denen das eine für die Oper und das andere für kleinere Aufführungen bestimmt ist.



Die ernstesten Blicke des Bureauchefs erheiterten sich. „Das ist sehr gut. Wir brauchen eine französische Korrespondentin. Wissen Sie, — französische Briefe ins Englische zu übersetzen? Glauben Sie, das ausführen zu können?“

„Oh, ganz gewiß!“  
 „Um so besser. Da Sie von kaufmännischen Dingen, wie ich höre, keine Ahnung haben, vielmehr —“ er milderte die Worte durch ein liebenswürdiges Lächeln — „ein vollkommener Neuling sind, so werden Sie vorerst nur ein Gehalt von zehn Dollars wöchentlich beziehen. Von Ihnen selbst wird es abhängen, wie bald Sie mehr verdienen werden.“ Er drückte auf einen Knopf. „Führen Sie Fräulein Hartwig hier an den Schreibtisch der französischen Korrespondentin,“ befahl er dem herbeieilenden Assistenten.

Wenige Minuten später saß Gertrud an dem ihr angewiesenen Platz, vor sich einen Stuhl französischer Korrespondenz. Mit vor Erregung zitternden Händen öffnete sie den ersten Brief. Wie plötzlich das alles gekommen war! Dort auf dem Stuhle neben ihr lag noch ihr Hut, ihre Handtasche, das Täschchen. Am Nachmittag würde man ihr das Garderobefach anweisen, jetzt aber möge sie einmal erst zu arbeiten anfangen, hatte man ihr gesagt. Und dann hatte man sie sich selbst überlassen. Das also war die amerikanische Art, von der sie schon so viel gehört hatte. Unwillkürlich vergegenwärtigte sie sich die Szene in der guten, lieben Heimat. Der Herr Chef. Verbeugung. Man nimmt Platz. Zeugnisse. Noch mehr Zeugnisse. Personalien: Vater, Geschwister, Religion, Nationalität. Vertragsbedingungen. Kündigungzeit. Festlegen der Arbeitszeit. Ergebnis: Resultat: Sie werden von uns hören. Sie mußte lächeln bei dem Vergleich. Und gleichzeitig durchströmte sie ein wohniges Gefühl; das Gefühl des Fischers, der nach hohem Seegang sein Boot glücklich in den Hafen gebracht hat. Sie kam sich plötzlich geborgen vor. Sie und ihre Mutter! Eine Zeile aus Tennysons wunderbarem: „Goth Arden“ fuhr ihr durch den Sinn: „Dann ändert sich's, wie alles ird'sche Gut.“

„Ja, zwischen gestern und heute hatte sich vieles geändert! Sie hatte Ruffat gesprochen, hatte Willie Peters kennen gelernt, hatte endlich eine viel versprechende Stellung gefunden. Ein tiefes Dankgefühl bemächtigte sich ihrer. Sie dankte Gott und der ganzen Welt; dankte Ruffat, der sie ihrer angenommen, sie wahrscheinlich sehr warm empfohlen hatte, dankte jenem Fremden, der sie mit seinen Verfolgungen Willie Peters persönlich in die Arme getrieben. Danke Willie Peters —; und wurde sehr rot bei dem Gedanken an ihn. Kurz — zum ersten Male in ihrem Leben kostete sie reines Glück. — Mit einem energischen Nuck öffnete sie den obersten Brief und begann, sich Notizen zu machen.

Sobald Gertrud Mr. Good den Rücken gekehrt, hatte er die Unterhaltung mit George Koeder wieder aufgenommen. „Wie gesagt, ich habe die Einzelheiten jetzt beieinander.“ Er zog ein Schubfach seines Schreibtisches auf und holte eine Anzahl Briefe hervor. „Die Preise gehen ziemlich auseinander. Wir machen Ihnen hier jedenfalls die billigsten. . . . Dollars für je tausend Tonnen. Ich würde Mister Ruffat vorschlagen, mit uns abzuschließen.“

„Ich habe ihm geraten, erst die Läden zu mieten und dann die Kohlen zu kaufen,“ sagte George.

Good schüttelte energisch den Kopf. „Erst die Kohlen! Läden findet er später überall. Sonst kommt die ganze Angelegenheit zu früh an die Öffentlichkeit. Und Sie wissen ja; schlechte Menschen und gewissenlose Spekulanten, die sich nicht scheuen, selbst aus einer solchen Sache möglichst viel herauszuschlagen, gibt es ja überall. Nein, ich meine, erst muß hier die ganze Kohlenlieferung abgeschlossen sein. Nachher ist Zeit genug, an die Öffentlichkeit damit zu treten.“

„Vielleicht haben Sie recht, Mister Good,“ stimmte George bei. „Ich werde Mister Ruffat sagen, wie Sie die Sache ansehen. Indessen, darf ich wohl die Offerten mitnehmen?“ Good reichte ihm die Papiere. „Er ist doch ein prächtiger Mensch, dieser Ruffat,“ sagte er dabei warm, und Freude und Bewunderung klangen aus seiner Stimme, blickten aus seinen Augen. „Ein ganzer Man! Diese Idee nun wieder, die Greuel der Kälte des letzten Jahres diesmal zu verhindern. Im Sommer Milch, die gesund macht, anstatt krank; im Winter Kohlen!“

George nickte. „Er will eine große Anzahl von Läden eröffnen, überall in der Stadt, und die Kohlen zum Selbstkostenpreise hergeben —“

„Was bei ihm weit unter den Kosten bedeutet!“ warf Good ein.

„Eben! Wer kein Geld hat, kriegt sie ja doch umsonst. In

diesem Jahr soll uns hier niemand erfrieren, hat er zu mir gesagt. Aber das ist noch nicht alles —“

„Noch mehr?“

„Viel mehr! George, sagte er zu mir, Kohlen mügen nur denen, die mindestens eine Stube haben. Was a er mit den Tausenden tun, die überhaupt nicht wissen, wo sie ihren Kopf hinlegen sollen?“

„Nun — und — —?“

„Wir werden in diesem Winter Logierhäuser eröffnen. Ein warmes Bett im warmen Zimmer; einen warmen Bissen am Abend und einen warmen Schluck des Morgens! Preis — fünf Cent!“

„Fein!“

„Nicht wahr?! Und wer die fünf Cent nicht hat —“  
 Good nickte verständnisvoll. „Kann mir denken. Na —, ich sage —“

Koeder unterbrach. „Auch Suppenküchen wird es geben. Mittagssbons, wissen Sie, mit denen man in irgend eins der Restaurants gehen und sich satt essen kann —“

Jemand kam an den Tisch mit irgendeiner geschäftlichen Frage. Koeder erhob sich. „Ich habe Sie schon zu lange aufgehalten. Besten Dank für die prompte Besorgung der Kohlenangelegenheit.“

„Bitte, bitte, mein Lieber. Sprechen Sie bald wieder einmal vor!“ Die beiden Männer standen nebeneinander und schüttelten sich die Hände.

„Großes, helles Zimmer haben Sie hier,“ sagte George noch, schon halb im Gehen. „Ich habe diesen Raum immer bewundert; er ist wunderschön.“ Und anscheinend bewundernd ließ er seine Blicke in der Runde schweifen. „Sieh mal!“ rief er im nächsten Moment aus, „Ihre neue französische Korrespondentin ist aber schon flott bei der Arbeit. Eine Deutsche, sagte sie. Wie ist denn die plötzlich hierher geschneit?“

Good folgte der Richtung, die Georges Blick wies und suchte die Achseln. „Wieder einmal die Güte Ruffats. Ließ mir heute früh sagen, eine junge Dame würde sich vorstellen und er, Ruffat, würde es gerne sehen, wenn ich sie irgendwie unterbringe. Na —, die Kleine hatte ja Glück. Unsere Französin hat sich seit vierundzwanzig Stunden nicht blicken lassen; es heißt, sie sei „zu Schiff nach Frankreich“. Da kam mir diese ganz recht. Wenn sie nur was kann!“

„Es scheint doch so, sie ist anscheinend sehr fleißig.“

„Der Schein trägt oft. Wir werden ja sehen!“

Gertrud, die nicht ahnte, daß vier Männeraugen jeder ihrer Bewegungen folgten, war emsig bemüht, die vor sich aufgehäufte Arbeit zu bewältigen.

„Wenn die Stellung nun aber zufällig nicht frei gewesen wäre?“

„Dann hätte ich sie eben nicht anstellen können.“

„Trotz des Wunsches Ruffats?“

Good sah Koeder erstaunt an. „Kennen Sie Ruffat so schlecht?! Er würde nie von mir erwarten, daß ich, nur, um ihm einen Gefallen zu tun, jemanden anstelle, den ich nicht brauche. Und ich würde es nie tun!“

In denselben Augenblick trat ein kleiner Bote auf Good zu, und überreichte ihm einen Brief.

„Mister Ruffat läßt fragen, ob die junge Dame heute früh gekommen ist und ob sie Anstellung gefunden hat,“ sagte er, nachdem er die Zeilen gelesen.

„Lupus in Fabula,“ lachte Koeder, als der Bote sich auf den Weg gemacht, die bejahende Antwort seinem Auftraggeber zu überbringen. „Und wieder Charakterstudie zur den Alten!“

„Uebrigens ein reizendes Geschöpf,“ meinte George, ohne seinen Blick von Gertrud zu lassen. „Wie heißt sie denn?“

Good nahm einen Zettel vom Schreibtisch.

„Gertrud Hartwig.“

Und dann dem anderen lächelnd mit dem Zeigefinger drohend:

„Sie!“ — — —

„Was Sie immer gleich denken!“ lächelte George zurück. „Ich erfreue mich eben gern am Anblick des Schönen, sei es Ding oder Sache. Doch nun wirklich Adieu. Verzeihen Sie, ich habe Sie recht lange aufgehalten.“ Und jetzt ging er wirklich.

### Siebentes Kapitel.

Es dunkelte.

Wie so ziemlich überall, in jeder Metropole der Welt, erreicht um die Dämmerstunde der Trübel in den Straßen Newports seinen Höhepunkt. Wie es um diese Zeit ein Wagnis ist, die Oxford-Street in London oder die Place du Louvre in Paris, oder den Potsdamer Platz in Berlin, zu

überschreiten, so gehört auch in Newyork eine gewisse Fertigkeit dazu, von der einen Seite des unteren Broadway zur anderen Seite hinüber zu kommen. Folglich wurde es dem jungen Manne, der geradeüber vom Eingang des Hauses, in dem sich das Hauptkontor der Allgemeinen Kohlen-Vertriebs-Gesellschaft befand, Posto gefaßt hatte, durchaus nicht leicht, den Eingang im Auge zu behalten. Da nützte alles Aufundabgehen alles Verrenten des Kopfes nichts, und schließlich gab er den Versuch auf, kreuzte die Straße und stellte sich neben dem Eingang hin.

In dem großen Gebäude war das Tagewerk beendet; schon stauten sich die Menschen in den zahlreichen Ausgängen. Das war ein Pfeifen nach Automobilen, ein Rufen nach Droschken, ein Gehen an die Haltestellen der Elektrischen —, die sich in Newyork an jeder Ecke befinden —, ein Sturmen der Hochbahn-Station.

Aus den Büreaus stürzten die jungen Mädchen nach ihren Garderoben. Alle Disziplin war vergessen. Jetzt war man frei. Schwagend, lachend griffen sie nach ihren Hüten, nach ihren Handtäschchen und dann ging's, heidi, einzeln und in kleinen Gruppen hinaus ins Freie. Jemandem weißer Kopf hat einmal gesagt: Die ganze Welt ist eine Stadt, Gerade an solchen kleinen Szenen kann man beobachten, wie recht der Mann hatte. Es ist ein charakteristisches Großstadtbild, daß abends, ob Hitze, ob Kälte, ob Regen, ob Mondschein, stets

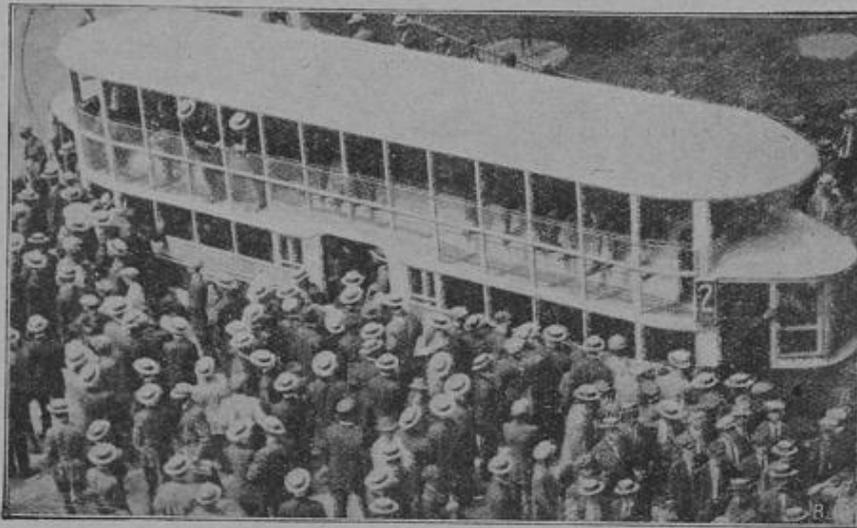
Sie erkannte ihn nicht gleich. „Ganz recht! Gertrud Hartwig! Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„George Koeder! Wissen Sie, ich hatte eine Konferenz mit Mister Good als Sie Ihre Stellung antraten. Sie wissen, heute vormittag. Ich bin der Privatsekretär Mister Ruffats.“

Jetzt erkannte ihn auch Gertrud. Deutlich erinnerte sie sich des jungen Mannes, der neben dem Bureauvorsteher geessen hatte. Das sprach sie denn auch aus. „Ganz recht! Wie dumm von mir, Sie nicht gleich wieder zu erkennen.“ Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er nach amerikanischer Art warm schüttelte.

„Ich bin jedenfalls dem Zufall dankbar, der uns beide hier zusammengeführt hat.“ In demselben Moment fuhr mit Pfauen, Puffen und Kreischen der Zug in die Station ein. „Wollen Sie mir gestatten, Ihren Arm zu nehmen, Fräulein Hartwig? Da wir doch denselben Weg haben, wäre es nett, wenn wir ihn zusammen zurücklegen könnten! In diesem Gedränge bleiben wir sonst sicher nicht beieinander.“

Sie willfahrte ihm mit einem Nicken des Kopfes. Und so kam es, daß sie in dem, um diese Zeit immer überfüllten Wagen, wenn auch nicht nebeneinander saßen, so doch standen, sich krampfhaft an den herunterhängenden Lederriemen festhaltend, und in der nächsten halben Stunde hin und



### Ein neuer Straßenbahnwagentyp in Newyork.

Viel Anklang beim Publikum finden neue Straßenbahnwagen in Newyork. Sie haben zwei Etagen; während die untere verschlossen ist, ist die obere offen, besitzt jedoch ein Verdeck zum Schutze gegen Regen.



eine große Anzahl junger Männer — je nach der Größe des Gebäudes —, draußen der jungen Damen harrten; der Geliebten, der Bräute, hin und wieder auch der jungen Frau, sehr selten der Schwester. Und je nach der Sprache des Landes, in dem das betreffende Gebäude liegt, wird die Begrüßung wohl in verschiedenen Idiomen, sicherlich aber in so ziemlich denselben Worten sich abspielen.

Auch vor dem Gebäude der Kohlen-Vertriebs-Gesellschaft war es nicht anders. Der elegante junge Mann, der erst — wahrscheinlich aus Mangel an Übung — auf der anderen Seite hatte warten wollen, fand sich plötzlich inmitten einer Schar junger, wartender Männer; einer von vielen. Er schien gar nicht entzückt von dieser Wahrnehmung, sondern drängte sich fast schon in den Schatten eines Nebeneingangs. Dabei blieben seine Augen unablässig an der Tür haften durch die die Angestellten der verschiedenen Firmen im Gebäude die Straße gewinnen mußten, und die fast dicht neben dem Haupteingang lag. Langsam fanden sich die Paare, langsam zerstreuten sie sich nach allen Richtungen. Der junge Mann, der sich so behutsam zurückgezogen hatte, fuhr plötzlich ein wenig zusammen. Im nächsten Moment befand er sich mitten in der drängenden, schiebenden Menge, bemüht, vorwärts zu kommen, nicht die Person aus dem Auge zu verlieren, die er erwartet hatte und die er jetzt verfolgte. Fast zusammen mit ihr erreichte er die Hochbahnstation; ihr auf den Füßen folgend, schritt er die Treppe hinauf. Oben gestattete er ihr, das Billett zuerst zu lösen. Auf diese Weise stellte er fest, wohin sie fuhr, dann trat auch er vor den Schalter: „Bronx!“

Sie trafen sich auf dem Perron. So „ganz zufällig.“ Er küßte seinen Hut.

„Fräulein Hartwig, wenn ich mich nicht irre!“

her geschüttelt wurden. Eine Unterhaltung ist unter diesen Umständen, in dieser Stunde in einem Newyorker Hochbahnzug ein Ding der Unmöglichkeit. Hinter der 75. Straße aber leerte sich der Wagen. An der 80. Straße konnten sie sich schon hinsetzen. Sie atmeten erleichtert auf und lachten dann herzlich.

„Ich wette mit Ihnen, in Deutschland kennen Sie einen solchen Trubel nicht,“ meinte Koeder.

Gertrud blickte erstaunt auf. Es war ihr vorhin schon aufgefallen, daß er ihren Namen wußte, und jetzt wußte er auch, daß sie aus Deutschland sei! „Sprache ich mit solch stark deutschem Akzent?“ fragte sie unvermittelt.

Er wußte erst nicht, was sie meinte; dann verstand er. „O nein! Im Gegenteil. Sie sprechen ein vorzügliches Englisch! Aber — ich sah ja daneben, als Sie sagten, Sie seien eine Deutsche!“

Jetzt besann sich Gertrud. „Ganz recht,“ meinte sie nachdenklich. „Ich entsinne mich, das habe ich gesagt. Aber —, wenn die Frage gestattet ist —, woher wußten Sie meinen Namen?“

Einen Moment blickten sich die beiden in die Augen. Sie fragend, er — den Blick in seinen Augen konnte sie nicht enträtseln. Und dann sprach er: „Ich habe mich bei Mister Good nach Ihrem Namen erkundigt, hoffentlich verübeln Sie es mir nicht. Sie haben mich von dem Moment an, wo ich Sie sah, so interessiert, daß ich mich danach sehnte, Sie kennen zu lernen!“

Und als Gertrud etwas erwidern wollte, erhob er abwehrend die Hand und fuhr fort: „Gestatten Sie mir noch ein Wort, bitte. Je weiter der Tag fortschritt, desto reger wurde der Wunsch in mir, Sie wieder zu sehen. Und wenn jetzt der Zufall es gefügt hat, daß wir uns trafen, so sehe

ich darin eine gewisse höhere Fügung. Ich möchte gleich jetzt, am Anfang unserer Bekanntschaft die Bitte an Sie richten, mir zu gestatten, Sie häufiger zu sehen."

Seine Stimme hatte warm und ernst geklungen; Gertrud hatte keinen Blick von seinem Gesicht gelassen.

"Dann ist unser zufälliges Zusammentreffen" — sie betonte die beiden letzten Worte — "wohl schließlich gar kein Zufall?"

"So will ich's befehlen!" rief George. "Ich habe vor der Tür auf Sie gewartet!"

Eine ganze Weile herrschte Stille im Wagen. Die meisten Passagiere waren bereits ausgestiegen; der Zug hatte die 140. Straße bereits passiert und rasselte, fast fliegend, seinem Ziele, der 190. Straße entgegen.

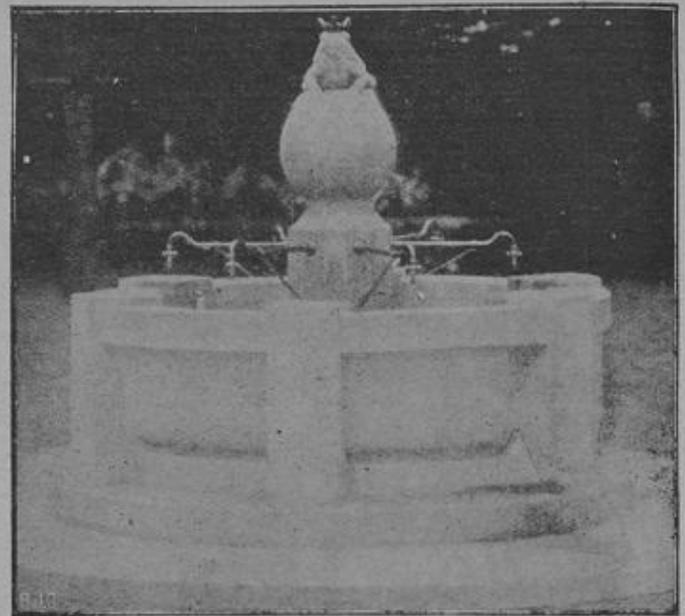
"Sind Sie mir böse?" fragte George.  
Gertrud blickte zu Boden. "Welches Mädchen könnte Ihnen böse sein, dafür, daß Sie Interesse an ihr finden?" meinte sie so leise, daß er sich anstrengen mußte, zu verstehen, was sie sagte. "Wir sind alle Evasstöchter und ehrlich gestanden —"

"Ehrlich gestanden?!"  
Sie erhob langsam, mit einem fast wehmütigen Blick die Augen zu ihm empor. "Ihre liebenswürdige Art schmeichelt," sagte sie. "Vor noch vierundzwanzig Stunden wären Sie mir vorgekommen, wie ein Erlöser in der Not; das heißt —" verbesserte sie sich schnell. "in dem Sinne, als ich damals krampfhaft mich nach einem Menschen sehnte, der mir mit einem guten Rat hätte zur Seite stehen können. Noch vor vierundzwanzig Stunden hätte ich Ihr Interesse mit mindestens gleichem Interesse erwidern können."



Das Aeroplangewehr.

Der Colonel J. A. Lewis hat ein Gewehr erfunden, mit dem er imstande ist, 50 Schuß in 4 Sekunden abzufeuern. Das Gewehr wiegt 25 Pfund und hat den Vorteil, daß es weder zurückschlägt noch beim Abfeuern ein Feuerstrahl erzeugt.



Der Froschkönigbrunnen in Frankfurt a. M.

In einer Schule in Frankfurt a. M. ist kürzlich ein Brunnen aufgestellt worden, der sowohl als Schmuck sowie auch als hygienischer Trinkbrunnen für die Schulkinder dient.

"Und jetzt?!"

"Jetzt, jetzt kann ich Ihnen für Ihr Interesse nur dankbar sein. Erwidern kann ich es nur in dem Sinne, indem —" Sie brach ab und lächelte ihm ins Gesicht. "Zu dumm, das ist ja fast so feierlich wie in einem Roman! Und ich bin überzeugt, daß es —" Sie wurde ganz verwirrt und wußte nicht weiter. "Kurz und gut!" rief sie lachend aus, um ihre Verwirrung zu verbergen, und streckte ihm ihre Hand entgegen, "seien wir Freunde!"

Er schlug ein; hielt ihre schmale, schlante Rechte in seiner kräftigen, sehnigen Hand.

"Sie hätten aussprechen sollen!" meinte er ernst. "Mit Ihrem weiblichen Instinkt hatten Sie genau das erfasst, was ich hatte sagen wollen. Möchten Sie nicht vollenden, was Sie anfangen? Sie sprachen von den letzten vierundzwanzig Stunden. Bin ich —? Bin ich vierundzwanzig Stunden zu spät gekommen?!"

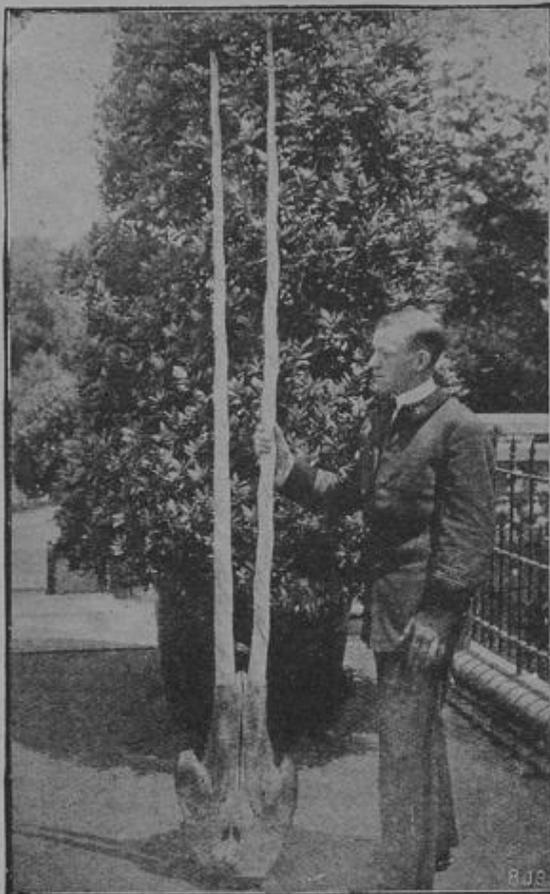
Die helle Röte, die in ihre Wange schoß, war Antwort genug. Sie nickte nur leise mit dem Kopfe.

"Das tut mir leid!" sagte er leise. "Nicht —, ist daran gar nichts mehr zu ändern?!"

Da blickte sie ihm voll in die Augen und schüttelte energisch den Kopf. "Nein! Nichts! Und nun, bitte, reden wir nicht mehr davon!"

"Ist es nicht prächtiges Wetter heute?" meinte George lächelnd. Aber das Lachen klang wohl bitterer, als es klingen sollte, was dem feinen Ohr Gertruds nicht entging. Unwillkürlich rückte sie etwas von George ab. Schweigend setzten sie die Fahrt fort. Es ist etwas Merkwürdiges um den Menschen. Personen und Dinge bekommen erst dann Wert für ihn, wenn er sie entweder noch nicht, oder nicht mehr besitzt. Und sind sie ihm gar verboten, so wird er alles mögliche daran setzen, sie in seinen Besitz zu bringen, das Verbot zu brechen, denn gerade der Bruch des Verbots, der Besitz des Verbotenen, wird ihm das höchste dünken auf Erden; das einzig zu erstrebende Ziel. Und er wird fallen, wie die ersten Menschenkinder gefallen. Denn Menschen sind wir geblieben, von Adam und Eva bis heute.

Als George an diesem Morgen Gertrud zum ersten Male gesehen, da war er entzückt von ihrer Schönheit. Und der Wunsch war in ihm rege geworden —, schließlich der Wunsch eines jeden jungen, gesunden Mannes —, dieser Schönheit im besten Sinne des Wortes näher zu treten. Während des ganzen Tages hatte ihr Bild ihm vorgelebt. Er hatte sie unwillkürlich —, nachher sogar ganz willkürlich —, mit Mab Jenkins verglichen. Und plötzlich glaubte er den Typ gefunden zu haben, den er immer so bewundert hatte; das blonde, stolze, deutsche Mädchen. Und je mehr er verglich, und je unmöglicher es ihm wurde,



Das größte Geweih der Welt.

Der New Yorker Zoologischen Sammlung wurde kürzlich ein Riesengeweih einverleibt. Es ist beinahe doppelt so groß wie ein normaler Mensch und wohl das größte Geweih der Welt. Mit ihm können sich nur noch die Elefantenzähne messen.

Gertrud aus seinen Gedanken zu verbannen, desto fieberhafter sehnte er den Abend herbei. Dabei war er sich in seiner kühl denkenden Art klar über die Situation. Er sagte sich: Ich bin ein Esel! Ich bin mit Max Jenkins verlobt und habe mich Hals über Kopf in Gertrud Hartwig verliebt! So würde ich, wenn es in meine Pläne paßte, Gertrud Hartwig heiraten und nicht Max Jenkins! Gertrud Hartwig hat aber kein Geld, sonst würde sie nicht Korrespondentin sein. Folglich muß ich Max Jenkins heiraten, um meine Pläne zu verwirklichen, für die ich schon so viel geopfert habe. Schließt das aber aus, daß ich trotzdem Gertrud Hartwig lieben darf?!

Und nun mußte er wahrnehmen, daß ihr Herz einem anderen gehörte. Er brauchte sich nur vergegenwärtigen, wenn es einer versuchen wollte, ihn bei Max Jenkins zu verdrängen! Ebenso unmöglich wie das wäre, ebenso unmöglich würde es auch sein, den anderen bei Gertrud aus dem Felde zu schlagen! Das hatte er auf den ersten Blick erkannt! Und damit — —, und hierin war er eben nicht menschlicher als jeder andere Mensch — —, damit war der Wendepunkt gekommen. Von dem Moment an, wo er sah, daß ihm das Wesen dortan seiner Seite niemals gehören würde, von dem Moment an glaubte er, ohne sie nicht leben zu können. In dieser Sekundewäre er tatsächlich bereit gewesen, Gertrud Hartwig zu heiraten. Ob er später sich die Sache nicht sehr überlegt hätte, ist eine andere Frage. In dieser Sekunde aber hätte er es sicher nicht getan. Seine Stimme zitterte: „Unwiderruflich!“ fragte er ganz unvermittelt und es klang, als vollendete er einen Gedankengang.

Ist es eine merkwürdige Sache um den Menschen überhaupt, so ist es eine ganz besonders merkwürdige Sache um das Weib. Gertrud schien seine Gedanken förmlich zu erraten. Ihm fest in die Augen blickend, antwortete sie ihm kühl und ruhig, jede Silbe betonend: „Unwiderruflich!“ dabei rückte sie noch etwas weiter von ihm fort.

(Fortsetzung folgt.)

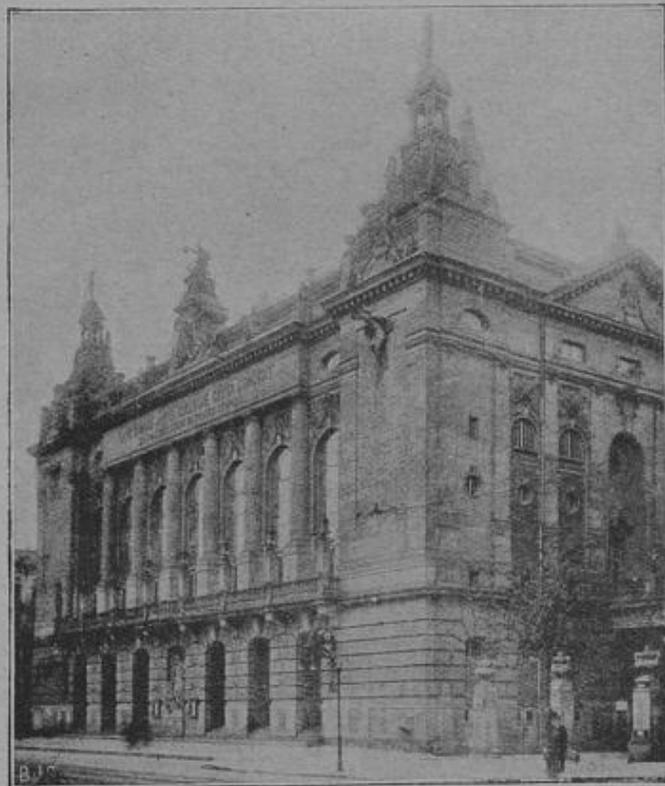
## Martin von Cochem (1634–1712)

Von Dr. K.

Abraham a Sancta Clara und Martin von Cochem — keine vollen drei Jahre liegen zwischen ihren Todestagen. Der große Volksprediger Abraham ging am 1. Dezember 1709 im Augustinerkloster zu Wien mit einem Lächeln auf den Lippen in die Ewigkeit hinüber, und der große Volksschriftsteller Martin verlor am 10. September 1712 im Kapuzinerkloster Waghäusel durch einen unglücklichen Sturz das Leben.

Merkwürdig! Beiden Männern hat erst ihr 200. Sterbetag Gerechtigkeit verschafft, ihren Charakter und ihr Christentum in das richtige Licht gesetzt. Wie lange mußte es sich der Augustiner gefallen lassen, in der literarischen Welt als Spätmacher und Hanswurst im geistlichen Kleide, als Hofnarr auf der Kanzel verzoßt zu werden! Jetzt hat man in ihm den genialen, heiligsten Sittenrichter erkannt, dessen Seele weinte, wenn der Mund über die Torheiten der Menschen lachte. — Und überkam bis in die Gegenwart beim Namen des Kapuziners zarte Gemüter nicht das Gruseln, ja das Grauen? Fast sah man in ihm eine Art von Medusa, jenem sagenhaften furchtbaren Wesen, das mit seinem schrecklichen Blicke die Menschen versteinerte. Er sollte ja die Hölle so entsetzlich unmenschlich geschildert haben! Noch im Jahre 1842 wurde sein gerade neuaufgelegtes Buch „Von den vier letzten Dingen“ in Bayern staatlich unterdrückt. Heute sieht man in ihm einen Dichter von zartestem Empfinden und frischstem Naturgefühl, von einem weltfreundigen Optimismus, wie man ihn in der traurigen Welt- und Literaturperiode des 17. Jahrhunderts kaum für möglich halten möchte.

Gewiß, Martins Beschreibung der „höllischen Küche“, wo die armen Sünder gesotten und gebraten werden, gehört zu den größten Geschmacklosigkeiten der Literatur. Aber man vergesse doch nicht, daß sich in diesen Schilderungen der letzte Abschnitt des Dreißigjährigen Krieges mit dem teuflischen Treiben der wildesten Soldateska widerspiegelt, wo unschuldige Kindlein in viehischer Lust hingeschlachtet,



Das Theater des Westens in Berlin.

Am Sonntag, den 24. August brach im Theater um 12 Uhr mittags ein ungeheurer Brand aus. Das Bühnenhaus ist vollständig abgebrannt. Man nimmt an, daß Brandstiftung vorliegt.

die Bauern im Backofen geröstet und mit dem schwedischen Trunk zu Tod gequält wurden. Will man den echten Cochem kennen lernen, so lese man einmal seine „Parabel vom guten Hirten“, die eines der wunderbarsten Kleinode urdeutscher Gottesmühe und Poesie ist, man versenke sich einmal in jene Abschnitte seines „Lebens Christi“, wo er die Schmerzen des um das teure Leben ihres Sohnes bangenden und bei seinem Tode brechenden Mutterherzens Mariens schildert; da läßt er die Orgel des menschlichen Gemütes von den zartesten Klängen bis zu den gewaltigsten brausenden Akkorden ertönen, da gibt er Stimmungsbilder, um die ein moderner Dichter ihn beneiden könnte.

Oder man lese einmal seine Naturschilderungen. Bei ihm finden wir, was uns ganz eigentümlich anmutet, die Laute eines starken, warmen, geradezu neuzeitlichen Naturgefühls. Seine Naturbilder sind durchhaucht von dem Atem des Göttlichen, wie etwa bei dem jüngst verstorbenen Hermann Defser, einem der feinsinnigsten religiösen Schriftsteller unserer Tage. Wenn der Mönch des Nachts an das kleine Fenster seiner Zelle tritt, so öffnet ihm der Ewigkeit den himmlischen Sternennraum, damit er erkenne, was für ein großer Herr der ist, dem so viele Sterne mit Freuden leuchten; da schwillt ihm das Herz unter der rauhen Kutte hoch empor in Lob und Dank, und er bittet die Sterne, daß sie, weil er jetzt schlafen gehen will, mit ihrem geschwinden Lauf und hellen Glanz an seiner Statt Gott die Nacht hin-

ihre giftigen Nachtschattengewächse am höchsten trieb, wo Deutschland gelächelt und verachtet am Boden lag. Da klingt, süß wie der Ton des Silberglöckchens im Freiburger Münster, aus seinem Munde das Wort von „unserem lieben Deutschland“, da schreibt er eines seiner vielen Historienwerke, um seine im Pfälzischen Raubkriege Ludwigs XIV. um Haus und Hof gebrachten Landsleute zu trösten durch das Beispiel ihrer christlichen Vorfahren, die noch Aergeres zu erdulden hatten. Seine Schriften haben eine auffallend nationale Färbung in ihren Bildern zur Veranschaulichung der religiösen Wahrheiten. Er schildert z. B. die Himmelfahrt und Wiederkunft Christi wie den Einzug eines deutschen Königs in seine Stadt, die Krönung Christi macht er zur Kaiserkrönung in Frankfurt. Zur Weckung und Stärkung des deutschen Nationalgefühls hat der Kapuziner mehr beigetragen, als man bisher nur ahnen konnte. Vor allem auch hat er die deutsche Sprache, damals verwahrlost und verwildert und mit Fremdwörtern vollgepfropft zum Entsetzen mit überragender Reinheit und Schönheit gehandhabt. Gerade dadurch hat er das Interesse der Germanisten stark auf sich gezogen, die in ihm mit Verwunderung den Schöpfer und Gestalter unseres schönsten deutschen Volksbuches, des Genovevnbuches, sowie der Volksbücher von Hirlanda und Grifeldis wieder entdeckten. Des „unnützen Kapuziners“ ganze Größe wird nur der empfinden, der ihn nicht bloß als Dichter und Sprach-



#### Der erste weibliche Goldschmiedemeister.

Fräulein Marga Jesh aus Lüneburg hat kürzlich ihr Meisterexamen in der Goldschmiedekunst bestanden. Die junge Dame hat sich daraufhin selbstständig gemacht. Fräulein Jesh dürfte der erste weibliche Goldschmiedemeister in Deutschland sein.



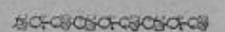
durch loben und preisen. Wie freut er sich, eine ganz franziskanische Natur, wenn im Frühling der Schöpfer die bunten Teppiche über das Land breitet, es überall mit grünen Matten besteckt, mit farbensüßenden Blumen ziert! Die Blumen erscheinen ihm als geheimnisvolle Wesen; ihre Wurzeln haben unsichtbare Hände, mit welchen sie die Stengel und Kelche machen, sie haben zarte Pinsel zum Aufstreichen der Farben, sie haben Verstand, um die Farben zu mischen und der Blüte Glanz und Geruch zu geben. Eine volle Kornähre kommt ihm vor wie eine Familie samt Hausgenosse; jedes Körnlein hat sein eigenes Kammerlein und begehrt niemals, seinem Brüderlein das seinige einzunehmen; so groß ist die Eintracht der Familienglieder, daß sie keinen Tag in Streit geraten, wiewohl eines dem andern auf dem Kopf steht. Wie gern hört er die Vögel singen, pfeifen und schlagen! Er sieht dann den lieben Gott als Dirigenten dastehen, der das Konzert der kleinen Musikanten leitet. Und wenn er bisweilen zarte Stimmen zu einer Geige oder Laute singen hört, so wird er vor lauter Süßigkeit gleichsam verückt und vermeint im himmlischen Paradies zu sein und den Engeln zu lauschen, die auf Geigen spielen und so wunderbar süß singen. Es ist das Verdienst von Heinrich Mohr, daß er in seiner unter dem Titel „Der Rosengarten“ erschienenen Auslese aus den schwer zugänglichen alten Ausgaben der Werke des Kapuziners mit feinstem Gefühl die poetischen Schätze gehoben und Martin von Cochem als bedeutende dichterische Erscheinung herausgestellt hat.

Und welcher ferndeutscher Mann ist Martin von Cochem! Man vergesse nicht, daß er in der Zeit lebte, wo die Bewunderung und Nachäfferei des Auslandes in Deutschland

künstler, sondern vor allem als religiösen Volkschriftsteller durch die Lektüre seiner Werke oder einer Auslese aus ihnen zu verstehen sucht. Denn ein religiöser Erneuerer des in Robeit und Unwissenheit versunkenen Volkes war Vater Martin und wollte er in erster Linie sein. In diesem Sinne hat ihn Heinrich Mohr am treffendsten gekennzeichnet und gewertet, wenn er ihn den „Alban Stolz des 17. Jahrhunderts“ genannt hat.



#### Anekdote.



— Keine Regel ohne Ausnahme. In einer Gesellschaft, bei der der Philosoph Moses Mendelssohn zugegen war, brachte jemand die Bemerkung vor: „Wenn alle Regeln Ausnahmen hätten, so würde dieses Sprichwort, das doch auch eine Regel ist, ohne Ausnahme sein, und sonach mit sich selbst in Widerspruch stehen.“ — „Mit nichts!“ antwortete der Weltweise noch spitzfindiger als jener darauf: „Eben darin, daß diese Regel keine Ausnahme hat, liegt die Bestätigung dafür, daß keine Regel ohne Ausnahme ist. Denn daß sie keine Ausnahme duldet, ist eine Ausnahme von ihrer eigenen Regel.“



#### Sinnsprüche.

Kreuz ist ein Kraut, wenn man es pflügt,  
Das ohne Blüten Früchte trägt.

Matthias Claudius.

Ob jemand ein großer, ein kleiner Mann,  
Das kommt nur auf den Standpunkt an!

W. Litzmann.



## Das Testament.

Eine Gaunergeschichte von Adolf Höllert.



(Nachdruck verboten.)

Hast du, verehrter Leser, den Dr. Edward Reed gekannt? Nein? Ich auch nicht, aber das tut nichts zur Sache. An der Wahrheit meiner Erzählung ändert dies nichts; auch ist Mister Reed schon lange tot.

Dr. med. Reed war ein Junggeselle, sehr reich, zur Zeit, in der sich die Begebenheit in meiner Erzählung zutrug, etwa 72 Jahre alt und ein Geizhals allerersten Kalibers, der sich selbst nichts gönnte. Er lebte in London, brachte aber die Monate Juni und Juli in einer ihm gehörigen Villa zu, die er für einen billigen Preis erstanden hatte, und die sich etwa vier bis fünf Stunden von der Millionenstadt entfernt befand.

Seine Haushälterin Maud, einige Jahre jünger als der geizige Diener Aesklaps, bewachte dann während seiner Abwesenheit die stille Wohnung in der Hurleystraße Nr. 13 zu London. Ihre einzige Gesellschaft bildete eine graue, schwarz gestreifte Katze mit falschen, grünlichillernden Augen, und eine altersschwache, rüddige Turkeltaube, die mit ihrem heiseren Lachen Leben in das tägliche Einerlei der Haushälterin brachte.

Es war ein herrlicher Junimorgen. Ein Fink ließ seinen nützigen Ruf von dem Dache eines Nachbarhauses ertönen, und der Fiedler in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause Doktor Reeds sandte seine veräuschenden Düfte in die kleine, enge und winkelige Hurleystraße hinaus.

Da wird plötzlich dreimal ernst und feierlich an die Tür des Reedschen Hauses geklopft.

Die alte Maud setzte ihre Hornbrille auf und guckte neugierig zum Fenster hinaus. Da erblickte sie zwei Herren in tiefer Trauer, begleitet von einer höheren Gerichtsperson und einem Schreiber, der mehrere Akten unter dem Arme trug.

„Ach, du Allmächtiger!“ murmelte die Alte, humpelte zur Tür und öffnete.

Die Fremden traten mit Gesichtern ein, die richtigen Zeichenbitternien glichen, grüßten auch wehmützig und eröffneten der Haushälterin — den plötzlichen Tod ihres Herrn.

„Tot? Tot?“ schreit die Alte in ihrem ersten Schmerz, „ist die Möglichkeit! Und ich weiß kein Sterbenswörtchen davon?“

Man beruhigte sie und stellte zwei der schwarzen Herren als die Erben des Doktors vor, während einer von diesen das mit großen roten Siegeln versehene Testament aus der Tasche zieht.

Die hohe Gerichtsperson schüttelt ihren Stab, die schwarzen Herren bilden um die Alte einen Kreis, worauf das Testament verlesen wird.

Die alte Maud, die bei den Worten: „Meine Seele empfehle ich dem Himmel,“ ihrem Tränenfluß freien Lauf ließ, hielt plötzlich inne und trodnete ihre Tränenbäche, als mehrere Legate verlesen wurden. Jetzt erklang auch ihr Name, bei dessen Nennung sie wie ein Häseln im Kraut die Ohren spitzte. Als sie aber gar vernahm, daß der gute alte Herr ihr aus Erkenntlichkeit für ihre treuen Dienste 3000 Pfund vermacht hatte, da war aller Kummer und alles Herzeleid vergessen.

Nach Verlesung des Testaments fragten die Erben dann die hohe Gerichtsperson, wie sie sich zu verhalten hätten, um nach dem Gesetz die Erbschaft in Empfang zu nehmen. Der Richter bedeutete ihnen mit ernster, wichtiger Miene, daß man vor allen Dingen zur Versiegelung der hinterlassenen Effekten schreiten müsse, und forderte in strengem Tone die Schlüssel, die natürlich von der Alten willig ausgeliefert wurden. Alle Schränke und Kommoden, Kisten und Kasten werden geöffnet, Tinte, Feder und Papier sind rasch bei der Hand, und das Inventar wird aufgenommen.

Während dies geschah, nahm einer der angeblichen Erben die Haushälterin beiseite und flüsterte ihr ins Ohr: „Gute Frau, die Sache kann lange dauern, wir können doch nicht die Herren hier trocken sitzen lassen, holen Sie doch, bitte, einige Erfrischungen.“ Dabei drückte er ihr einen Doppeltaler in die Hand.

Die Alte begriff dies, nahm das Geld und trippelte damit fort, das Gewünschte zu beschaffen. Aber kaum war

sie zur Tür hinaus, da ging es eilig ans Einpacken. Die Erben, die Gerichtsperson und der Schreiber fuhren wie die Hamster in den Zimmern herum und steckten alles ein, was mit Geld, Juwelen und Wertfachen nur irgendeine Aehnlichkeit hatte.

Nach einer Weile kehrte Frau Maud zurück, sie stellte die mitgebrachten Erfrischungen auf einen Tisch, schenkte ein und war überall. Selbstverständlich erhielt auch sie ihr Glas Bier. Man trank ihr zu, rühmte ihre vieljährige Treue und siegelte dabei wacker darauf los, bis alle Schränke und Tische mit den roten „königlichen“ Siegeln versehen waren. Dann schied man mit Gruß und Händedruck und der freundlichen Ermahnung, ja auf alles im Hause wohl achtzugeben. . . . .

Dr. Reed saß unterdessen in seiner Villa „Mary“ zu Sington und ließ sich sein dünnes Supplein und seinen Malzlasser schmecken, denn sein Geiz gestattete ihm nicht, nay an Fleisch und Fisch, Wein und Bier zu laben. Da dachte er eines Tages: „Mußt doch einmal zusehen, wie es in London geht und steht. Und er machte sich auf den Weg und kam eines Abends in der Dämmerung die Straße heraufgegangen. Als ihn seine Nachbarn sahen, betreten sie einige und einer meint: „Seht da den alten Geizhals; der Teufel und sein Geiz lassen ihn im Grabe nicht ruhen.“ Aber nun rasch hinein ins Haus! Man kann nicht wissen, ob nicht der alte Sünder einem doch . . . Besser ist besser . . .“

Dr. Reed war inzwischen an sein Haus gelangt und begehrt Einlaß.

„Wer ist's?“ fragte Maud.

„Aufgemacht! Ich bin's, Dr. Reed.“

„Dr. Re . . . Alle guten Geister loben . . .“ Weiter kam sie nicht, sie fiel in Ohnmacht, aus der sie aber durch das fürchterliche Toben und Wüten Reeds bald wieder erwachte.

Wieder zu sich gekommen, stammelte sie: „Dr. Reed ist tot.“

„Aufgemacht, sage ich, oder ein dreifaches Donnerwetter soll dich . . .“

Als der Lärm nicht aufhören wollte, ja mit jeder Minute noch mehr zunahm, wagten sich einige beherzte Männer herbei, die nun Gelegenheit hatten, nay zu uerzeugen, daß Dr. Reed nicht tot, sondern im Gegenteil lebendig sei, und sie riefen diese ihre Ansicht denn auch der Alten zu, die nunmehr öffnete.

Wie ein angeschossener Eber stürzte jetzt Dr. Reed ins Haus, und noch ehe er sein Arbeitszimmer erreichte, ging ihm ein Licht auf. Er riß wie ein Wahnsinniger die Siegel von den Tischen und Schränken, aber alles ist leer . . .

Der alte Geizhals raupte sich die wenigen weißen Haare, die er noch hatte, und rannte von einem Zimmer ins andere.

Da öffnete sich die Tür, und die Polizei trat ein; sie hatte den Lärm von der Straße aus gehört.

„Gut, daß Ihr kommt!“ sagte weiter Reed. „Betrug, Betrug, Verbreyen in meinen vier Wänden! Da, arretiert diese Gaunerin. Sie hat sich vergangen an meinem Hab und Gut.“

In solchen Fällen ist die Polizei nichts weniger als langsam, sie greift zu und nahm die jammernde alte Maud mit, aber nicht für lange Zeit.

Als das Gericht zur Voruntersuchung schritt, stellte sich sehr bald heraus, daß die Haushälterin einem jaylan angelegten Betrug zum Opfer gefallen war. Die Nachbarn wurden herbeigerufen und bestätigten die Angaben Mauds.

Der alte Doktor wollte aus der Haut fahren. Der Gedanke, daß seine Goldstücke und Wertachen auf Nimmerwiederssehen verschwunden seien, machte ihn rasend. Er tobte, wettete und raste im Polizeigebäude wie ein Besessener, er zitterte am ganzen Leibe, brach in Verwünschungen gegen die Gauner und die Polizei aus, und in dieser Verfassung stürzte er plötzlich mit einem leisen Aufschrei zu Boden. . . . Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende bereitet.

Ein gar mächtiger Vermittler ist der Tod! Die Polizei fühlte ein menschliches Mühren mit der alten Maud und

setzte sie augenblicklich auf freien Fuß, und die Gerichtsbehörde faßte später den Beschluß, daß der Alten das Legat wirklich zugesprochen wurde, auf das ihr das Spießbuben-testament Hoffnung gemacht hatte.

### Humor.

— Strafe muß sein. Sie: „Wirklich merkwürdig, schickt uns da die Berliner Firma H. u. Co. für 250 Mark Waren auf Kredit, die hat sich aber sicher nicht erst nach uns erkundigt.“ Er: „Wir werden selbstverständlich nichts bezahlen, solch ein Leichtsinns muß unbedingt bestraft werden.“

— Anknüpfung. Vemoostes Haupt zum Philister: „Ja, alter Herr, Amerika ist schon entdeckt, das Pulver ist erfunden, die Luft erobert, es ist höchste Zeit, daß bald wieder etwas geschieht. Können Sie mir zum Beispiel 70 Mark pumpen?“

— Familiär. Diener: „Ach, Herr Kommerzienrat, Sie haben bei Ihrem Jubiläum in der vorigen Woche so 'ne schöne Rede gehalten, möchten Sie mir die nicht mal leihen?“

Ich hab' nämlich dieser Tage auch ein Jubiläum und da werd' ich wohl auch a' Red' halt' müssen!

— Schwierige Wahl. Der Huber hat in der Noctasche seinen Tabak und zum Frühstück rohe Eier. An seiner Arbeitsstätte angekommen merkt er, daß die Eier zerdrückt sind. „Soll ich jetzt“, überlegt er, „die Geschichte' essen oder rauchen?“

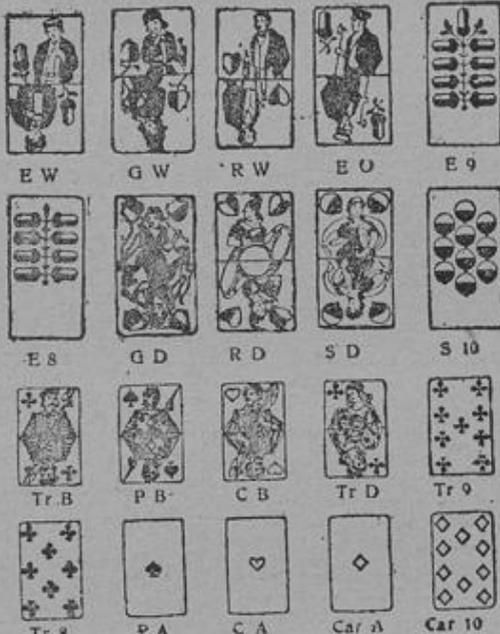
\* Verschiedene Gründe. Während des Transvaalkrieges lagen zwei Soldaten im Hinterhalte und fanden Muße, sich etwas aus ihrem Leben zu erzählen. Der eine fragte: „Weshalb bist du denn in die Armee eingetreten, Tom?“ — „Run“, antwortete Tom, „ich hatte keine Frau und liebte den Krieg.“ — „So“, versetzte der andere, „bei mir waren 's gerade die entgegengesetzten Gründe: ich hatte eine Frau und liebte den Frieden.“

\* Unterschied zwischen Medizin und Justiz. Als von Ärzten und Advokaten gesprochen wurde, sagte der Witzbold Saphir: „Je mehr Advokaten, desto länger der Prozeß. — Je mehr Ärzte, desto kürzer der Prozeß. Die Advokaten schicken ihre Klienten von einem Gericht zum andern, die Ärzte aber schicken die übrigen bloß ins jüngste Gericht.“

## Rätsellecke.

### Staufgabe.

Hinterhand reizt auf folgende Karten:



bis Eichelhandspiel und sagt, da Mittelhand das Spiel hält, Großspiel an, das mit 60 Augen verloren geht. Im Stat liegen 8 Augen.

### Scharade.

Wenn in einem Zimmer Zwei und Drei  
Eins nicht ist, so greift man wohl zum Besen.  
Wollt ihr wissen, was das Ganze sei?  
Ein Bierbeiner, schlau ganz außerlesen.

### Kryptogramm.



### Scherzrätsel.

Wer führt den Vorsitz im Gericht?  
Wer hat Augen und sieht doch nicht?  
Wer öffnet den Mund, der doch nicht spricht?

### Berzerbild.



Wem gehört der Stock?

### Anagramm.

- 1 2 3 4 5: Die zieht durch Täler, reich und schön,  
Ins Frankenland von Schweizer Höh'n.
- 2 3 1 5 4: Die gingen einst in Griechenland  
Alljährlich einmal Hand in Hand.
- 3 2 1 5 4: Die können niemals weiterziehen,  
Weil sie am Kopfe festgebannet;  
Doch öfter werden sie verliehen.

### Sachrätsel.

Auft wenn er Wasser hat,  
Trinkt er an Wein sich satt;  
Hat er kein Wasser mehr,  
Wird bald sein Weinfas leer.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

- Homonym: Fichte.
- Arithmetische Aufgabe:  $104\frac{888}{555}$  Pfennige.
- Logogriph: Erze usw.
- Scherzrätsel: Echo.
- Königszug:  
Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag:  
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.
- Sachrätsel: Schaum.
- Scherzrätsel: Ruhe.
- Wilderrätsel: Fische wollen schwimmen.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 38.

Sonntag, 15. September.

Jahrgang 1912.



## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.



(8. Fortsetzung.)

„Hundertneunzigste Straße! Alles aussteigen!“ rief der Schaffner in den Wagen hinein, als der Zug mit einem Ruck stehen blieb.

Gertrud mußte unwillkürlich lächeln. Genau so hatte der Schaffner gestern abend gerufen, als Willie Peters sie nach Hause begleitete. Und blitzartig verglich sie ihren gestrigen Begleiter mit ihrem heutigen. Das Resultat war für sie zweifellos. Sie hätte nicht sagen können, wieso? Aber der Unterschied zwischen Willie und dem Manne hier an ihrer Seite schien ihr so groß wie Tag und Nacht. Und wie gestern abend, so bedeutete des Schaffners: „Alles“ auch wieder nur sie beide. Sie waren die einzigen Passagiere, die sich noch im Wagen befanden.

Gemeinschaftlich schritten sie die Treppe hinunter und betraten die 190. Straße. Und dabei hämmerte es wild in Georges Hirn. Mit jeder Faser seines Wesens, mit der ganzen Gewalt seines leidenschaftlichen, jungen Blutes sehnte er sich nach dem jungen, schönen Mädchen. Und der Gedanke, daß sein Wunsch sich nie und nimmer erfüllen würde, machte ihn fast schwindelnd. Schweigend schritten sie die Straße entlang. In immer dunklere Gegenden kamen sie. Schließlich standen die Laternen



Kaiser Wilhelm und Bundespräsident Forrer.

Auf dem Bahnhof in Zürich begrüßte den deutschen Kaiser bei seiner Ankunft der schweizerische Bundespräsident Forrer. Der

(Nachdruck verboten.)

nur noch in weiten Zwischenräumen voneinander und spendeten ein mehr als fragwürdiges Licht.

„Gertrud.“ Seine Stimme zitterte, so daß das Mädchen einen Schritt zur Seite trat. Da legte sich seine Hand auf ihren Arm. Sie verspürte die Wärme der Handfläche durch ihre Bluse. Sie sah ihn erschreckt an, sagte nichts.

„Gertie!“ Und in der nächsten Sekunde hatten sich seine Arme um ihre Schultern gelegt. Mit einer Heftigkeit, die ihr den Atem benahm, riß er sie an sich und dann bedeckte er ihr Gesicht, ihren Mund, ihre Augen, ihre Stirn mit heißen Küssen. Ihr Hut glitt in den Nacken hinunter; die Haare lösten sich auf. Mit ihrer ganzen Kraft versuchte sie, ihn von sich wegzustößen; vergebens. Und immer wieder, immer wieder fand sein Mund ihre Lippen. Sie atmete schwer; versuchte zu schreien und vermochte es nicht. Sie glaubte zu ersticken. Sie waren nicht weit von ihrem Hause entfernt; etwa hundert Schritte zwischen zwei Laternenpfählen an der dunkelsten Stelle der Straße. Doch endlich vermochte sie einen Schrei auszustößen; einen einzigen, angstgefüllten Schrei. In der nächsten Sekunde hatte er seine Hand über ihren Mund gelegt.

Ruhig! Um Gottes willen

Kaiser schritt darauf mit ihm die Ehrenkompagnie ab und ließ sich dann die hohen schweizerischen Militär- und Zivilbeamten vorstellen, die der Kaiser durch kurze Gespräche auszeichnete.

ruhig! Ich bin nicht verantwortlich für mich! Ich weiß nicht, was ich tue! Und das Ringen begann von neuem. Was dann geschah, kam so schnell, daß Gertrud niemals hätte erzählen können, wie es geschah. Sie wußte nur, daß ihr Heimiger plötzlich von ihr abließ. Sie hörte eine bekannte Stimme, sie hörte einen Fall zu Boden. Dann hörte sie laufende Schritte, die schnell in der Ferne verklungen. Mit vor das Gesicht geschlagenen Händen schluchzte sie trampfhaft vor sich hin. Und dann sagte die bekannte Stimme:

„Aber so beruhigen Sie sich, mein Fräulein!! Der Kerl hat einen Dutzettel, den er so schnell nicht wieder vergessen wird. So beruhigen Sie sich doch, mein Fräulein!“

Und jemand sagte laus ihre Handgelenke und zog die Hände von ihrem Gesicht fort. „Gertrud!“

„Billie!“ Ihr Kopf lag auf seiner Schulter und sie weinte. Leise streichete seine Hand über ihr Haar. Seine Lippen murmelten beruhigende Worte, die sogleich in laute Drohungen übergingen. „Armes Kind! Armes Kind! Wenn ich jemals erfahren könnte, wer der Bursche war, wenn ich ihn jemals wieder unter die Augen bekommen könnte!“

Da blickte das Mädchen erschreckt auf. „Nein! Nein, Billie! Mache mich nicht noch unglücklicher! Versprich mir —, versprich mir auf dein Ehrenwort, daß du dem Manne nichts anhaben wirst! Er —, er war verrückt, er —, er hat es selbst gesagt! Er —, er wird es gewiß nicht wieder tun!“

Sie wußte selbst nicht, was sie sagte, sie sprach unzusammenhängend. Ihr einziger Gedanke war, Unheil abzuhalten von dem geliebten Manne. Und so sagte Billie es auch auf. Gerührt zog er sie an sich. „Sei ruhig, Lieb! Ich verspreche dir auch alles, was du willst. Nur beruhige dich!“ Er machte sich daran, ihre Kleider wieder glatt zu streichen. Versuchte mit unbeholfenen Händen ihr Haar zu ordnen und ihren Hut wiederaufzurichten. Und er machte es so ungeschickt, daß sie unter Tränen zu lächeln begann. Da lachte auch er, glücklich, sie wieder beruhigt zu sehen. Gemeinsam ordneten sie Haar und Hut, dann schritten sie Arm in Arm ihrem Hause zu.

„Wie kann ich Ihnen nur danken, Mister Peters?“ sagte sie, während die Tränen noch immer langsam über ihre Wangen rollten. „Was wäre aus mir geworden, wenn Sie nicht zur Stelle gewesen wären?! Schon zum zweiten Mal binnen vierundzwanzig Stunden!“

„Nun regen Sie sich nur nicht wieder auf!“ bat er, ihren Arm an sich drückend. „Zu danken ist da überhaupt nicht! Ich habe Sie heute abend eben wiedersehen wollen, sehen müssen, Fräulein Gertrud. Da hatte ich denn auf der Straße auf Sie gewartet; aber ich bin diese Arbeit nicht so gewohnt, wie all die jungen Laffen, die ich dort sah. Kurz: ich habe Sie verpaßt. Und da dachte ich mir, der einfachste Weg bleibt der, ich nehme ein Automobil, fahre vor Ihre Tür und erwarte Sie dort. Das tat ich dann auch. Kaum aber hatte ich eine Minute gewartet, da hörte ich einen Hilfschrei; — ich ahnte natürlich nicht, daß Sie es waren, die ihn ausstieß —, eilte hierher; nun! und die Folge wissen Sie!“

„Wie kann ich Ihnen nur danken?“  
„Dadurch, daß Sie sich vor allen Dingen beruhigen! Nebenbei, — kannten Sie den Kerl?!“

Gertrud blieb stehen. Krampfhaft faßten ihre Hände seinen Arm. Seine Stimme hatte sie erschreckt. „Billie! Ich kenne ihn! Aber ich bitte Sie um des Himmels Willen, nicht zu fragen, wer es ist! Sie sind mir zu lieb und wert, als daß ich Sie der Gefahr aussetzen möchte, den Mann jemals wieder zu treffen! Und diese Gefahr besteht! Versprechen Sie mir, mich nie nach seinem Namen zu fragen!“

Er schwieg eine Weile. Einen Moment hindurch wollte Mißtrauen sein Herz beschleichen; aber auch nur einen Moment. Dann sagte er: „Ich verspreche es! Nicht um meinethalben, sondern um Ihnen die Ruhe nicht zu rauben!“

Und dann: „Liegt Ihnen denn so viel an mir?!“

Sie waren vor Gertruds Haus angekommen.  
„Das sollten Sie nicht fragen!“ sagte das Mädchen leise. Wortlos standen sie ein Weilchen auf der untersten Stufe, die zu den „Rose-Appartements“ führte.

„Gertrud!“  
Eine Pause.

„Wissen Sie, weshalb ich heute hierher gekommen bin?“

„Um mich zu retten!“ versuchte sie zu scherzen.

„Reinethalben auch das! Zum zweiten Male in vierundzwanzig Stunden! Finden Sie das nicht ein bißchen viel für jemanden, der kein Recht dazu hat?“

Sie tat, als verstehe sie ihn nicht; blickte verwirrt zu Boden.

Da ergriff er ihre Hände. „Gertrud! Willst du mir ein Recht geben, dich zu beschützen?! Zu beschützen für den ganzen Rest deines Lebens?!“

Sie antwortete nicht gleich; dann blickte sie zu ihm empor. Der Blick und ein Händedruck waren Antwort genug. Langsam, fast feierlich beugte er sich zu ihr hinab. Ihre Lippen berührten sich zu einem langen Kusse. „Komm hinauf zu meiner Mutter, Billie!“ Und Hand in Hand stiegen sie die schmale, eiserne Treppe zu den „Rose-Appartements“ hinauf.

#### Achtes Kapitel.

Zehn Tage waren vergangen seit diesen Ereignissen. Es war Anfang der Woche; an ihrem letzten Tage sollte die Wahl des Gouverneurs des Staates Newyork stattfinden. Und somit hatte die Wahlkampagne ihren Höhepunkt erreicht; eine Kampagne, die keinen Newyorker Bürger unberührt ließ. Namentlich bezog sich das auf die Bürger der Stadt Newyork selbst. Denn für diese Stadt hatte das Wahlergebnis ein ganz besonderes Interesse. Schon deshalb, weil sich an die Gouverneurswahl gleich die Wahl des Bürgermeisters reihen würde. Und mit dem Bürgermeisterposten, das wußte man, würde es dieses Mal einen ganz erbitterten Kampf geben. Tammany-Hall hatte bisher fast regelmäßig den Bürgermeister der Stadt gestellt. Das deutsche und irische Element hatte immer fest zusammengehalten und so dem demokratischen Kandidaten stets zum Siege verholfen. Dieses Mal aber hatte die Gegenpartei, nämlich die Republikaner, etwas ganz Neues auf Tapet gebracht. „Reform“ stand auf ihrer Fahne geschrieben. Nicht etwa, daß die Stadt Newyork der Reform irgendwie mehr benötigt hätte, als sonst irgendeine andere Großstadt der Welt; noch daß irgend ein wahlberechtigter Bürger an eine Ausführung irgendwelcher Reformen geglaubt hätte. Aber es war einmal etwas Neues; eine neue, schöne Wahlkampf-Parole. Und eigentlich sah es böse aus für Tammany-Hall. Diese die demokratischen Stimmen kontrollierende Vereinigung war wirklich nicht schlechter als ihr Gegner, die republikanische Maschine. Aber letztere hatte es verstanden, aus einigen Vorfällen der jüngeren Zeit Kapital zu schlagen. Da waren ein paar böse Morde unentdeckt geblieben und sofort hieß es: die Polizei müsse reorganisiert werden. Da war ein Bankdirektor durchgebrannt mit Geldern, die hauptsächlich Witwen und Waisen gehörten, und sofort hieß es: die Bankgesetze müßten reformiert werden. Einem Richter war unglücklicherweise Bestechung nachgewiesen worden, nun sollte auch hier Abhilfe geschaffen werden. Kurz und gut, man machte in genialer Weise die Organisation für Dinge verantwortlich, die sie eigentlich nichts anging. Und wie gesagt, mit schönstem Erfolge.

Allem Anschein nach würde der nächste Gouverneur von Newyork ein Republikaner sein. Der nächste Bürgermeister der Stadt würde dann aber mit größerer Bestimmtheit derselben Partei angehören. Es sei denn, daß es Tammany-Hall gelingen würde, in letzter Stunde die Stadt für sich zu retten, dadurch, daß sie einen so populären Kandidaten aufstellte, daß selbst der eingeleischteste Republikaner für ihn stimmen müßte. Und zwar in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Stadt und deren Bewohner. Und in den letzten Tagen schwirrte in der Tat ein Name durch die Luft, dessen Besitzer die genannten Eigenschaften in höchstem Maße auf seine Person vereinigte. Es war nichts Bestimmtes! Niemand hatte eine Parole ausgegeben, und dennoch fühlten alle, daß der Name unbedingt in den nächsten Tagen als Bürgermeister-Kandidat nicht nur austauschen, sondern aufgestellt werden würde. Vielleicht fühlten es alle nur deshalb, weil sie sich einen stärkeren Kandidaten für Tammany-Hall gar nicht denken konnten. Er war zweifellos der gegebene Mann. Und dieser Mann war Thanna Ruffat.

Hätten die guten Leute nur geahnt, wie Ruffat in den letzten Tagen gar nicht zur Ruhe gekommen war; wie Deputationen über Deputationen von Tammany-Hall ihm das Haus einramten, ihn mit Bitten überstürzten, doch die Kandidatur selbst gegen seinen Willen im Interesse der Partei und im Interesse der Menschlichkeit anzunehmen; die Gerüchte hätten sich gar bald zur Gewißheit verdichtet. Ruffat wehrte sich, wie man so zu sagen pflegt, mit Händen und Füßen gegen die Ehre, die ihm durchaus zuteil werden sollte. Das einzige, was für ihn ausschlaggebend gewesen wäre, das war die Frage, in welchem Grade er als Bürgermeister von Newyork imstande sein würde, seinen Mitbürgern im vollsten Sinne des Wortes zu dienen; vor allen Dingen seinen armen Mitbürgern durch Unterstützung zweckmäßiger



gar nicht erzählen. Jetzt haben sie mir auch die Milchlieferanten rebellisch gemacht: ihnen eingeredet, die Untersuchung der Kühe sei ein Mißtrauensvotum, und daß ich überhaupt dem ganzen Milchhandel schade! Und noch mehr solch dummes Zeug!!

Frau Helen schüttelte betrübt das Haupt. „Ich laufe Gefahr, daß die mir einmal mit der Lieferung aufhören,“ setzte Ruffat fort. „Und da das nie sein darf, werde ich einfach —“

Er sah seine Frau an, als wolle er ihr die Wirkung der Worte, die jetzt kommen sollten, von den Nienen ablesen. — werde ich selbst große Meiereien anlegen!“ Sie erwiderte nichts. Nur in ihren Augen leuchtete es auf. Da lächelte er befriedigt, denn er wußte, sie sei einverstanden. „Infolgedessen werde ich aber meine Pläne mit dem Auslande vorläufig ruhen lassen müssen,“ setzte er fort. „Wie schön wir uns das gedacht hatten, du und ich! In allen Städten der Welt Milch-Küchen, Pasteurifier-Maschinen, die Möglichkeit, möglichst vielen unschuldigen Kindern, möglichst viel Erwachsenen, schwindlichtigen Menschen das Leben zu erhalten und zu verlängern!! Das soll nun vorläufig alles, alles nicht sein!!“

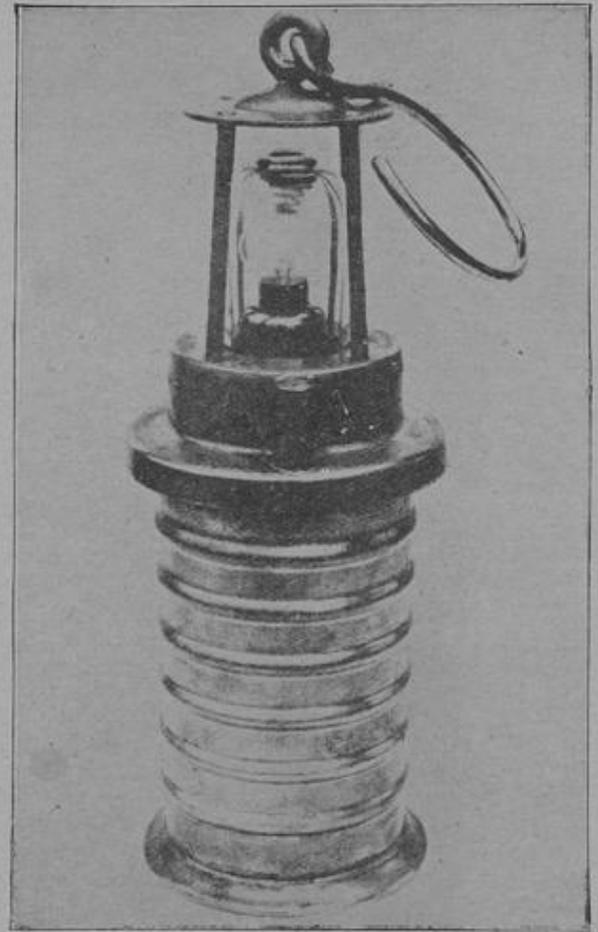
„Vorläufig!“ wiederholte die kleine Frau in dem großen Schaukelstuhl.

„Bill's Gott, vorläufig! Was Neuwort aber anbetrifft, da bleibe ich bei der Sache; Feinde oder keine Feinde! Das habe ich mir vorgenommen, — das führe ich durch! —“

„Ist Gregor nicht mit dir verwandt?“ Ruffat lachte leise, bitter auf. „Auch das ist noch der Fall; leider! Ganz weilläufig, Gott sei Dank! Doch verderben wir uns die schöne Stunde nicht mit Gedanken an diesen Menschen. Sagen wir lieber —, was gedenkst du heute nachmittag noch alles zu tun?“

Sie schüttelte leise das Haupt. „In deinem Sinne gar nichts. Ich werde nicht ausgehen; ich werde weder Besuche machen noch empfangen, ich werde nur — arbeiten!“ Da erhob sich der Mann, ging hinüber zu der kleinen Frau und küßte sie auf die Stirn, wie man eine Heilige küßt. —

Ein kleiner Bote hatte um etwa dieselbe Zeit, zu der dieses Gespräch in Ruffats Heim stattgefunden, George Koeder einen Brief gebracht, den dieser sofort mit überaus großer Vorsicht verbrannt, die Asche auf einem Stückchen Papier zerrieben, und dann dieses Stückchen Papier mit der Asche zusammen in seine Tasche gesteckt hatte. Von dem Moment an, war Ruffats Privatsekretär noch nervöser geworden als zuvor. Er hatte weder am Schreibtisch noch sonstwo ausbarren können, sondern die meiste Zeit am Fenster stehend verbracht, als ob er irgend etwas erwartete. Und das Erwartete war schließlich eingetroffen. Eine kleine Blechbüchse in Papier gehüllt. Koeder hatte das Paket sofort geöffnet, das Papier wieder in seine Tasche gesteckt, den Inhalt des Pakets auf eine ausgebreitete Zeitung entleert. Es war ein merkwürdiger Inhalt. Auf der schwarz-



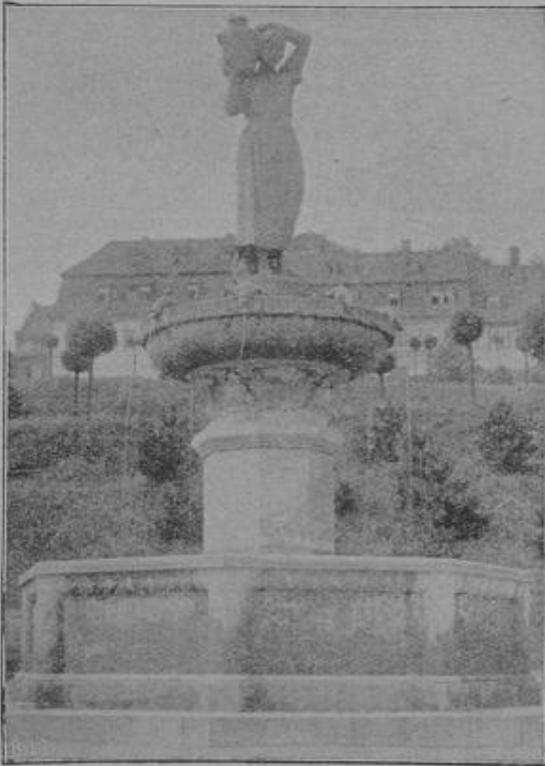
Eine preisgekrönte deutsche Grubenlampe.

Überall, wo Schlagwetter-Explosionen vorkommen, sind sie auf die Entzündung von Gasgemischen durch offene Flammen zurückzuführen. Die Gefahr des Befahrens der Gruben mit offenem Licht ließ schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ingenieure auf Abhilfe sinnen. Die feiner Zeit vollkommenste und in den wesentlichen Teilen noch heute übliche Form der Grubenlampe ist die Davie's Lampe. Sie verhindert durch die Siebwirkung eines Drahtnetzes das Zutreten von größeren Gasemengen zum offenen Licht. Es entstehen infolgedessen durch die Entzündung der kleinen Gasemengen innerhalb der Lampe keine Explosionen, die den Bergmann nicht nur warnen, den Ort zu fliehen, sondern es ihm auch möglich machen, das Licht zu löschen, ehe das ganze „Wetter“ sich entzündet. In neuester Zeit, wo die Benützung kleiner elektrischer Kraftquellen zu Lichtzwecken rentabler geworden ist, hat man auch elektrische Grubenlampen konstruiert. Der Besitzer einer englischen Kohlengrube veranstaltete kürzlich einen Wettbewerb für die Herstellung der sichersten Grubenlampe. Es waren Preise im Werte von 20 000 £ ausgesetzt. Den ersten Preis von 600 £ erhielt Herr F. Harber, Dortmund, für seine Caeg-Lampe.

Ein Rettungswagen für Minen.

Eine weitere Erfindung, die den verunglückten Bergleuten zustatten kommen soll, ist der neue, praktische und in seiner Wirkung schon mehrfach erprobte Rettungswagen. Während man früher die Verunglückten auf Bahren oder auch auf den Händen aus der Grube beförderte, wird man sie in Zukunft direkt auf den mit allen notwendigen Hilfsmitteln ausgestatteten Rettungswagen verladen können. Dieser ist von zwei Seiten aufklappbar und innerlich mit einer Reihe von Bahren ausgestattet. Der Erfinder ist ein amerikanischer Ingenieur, der selbst im Rettungswesen verschiedentlich tätig war und seine Mängel nach Möglichkeit abzustellen bestrebt ist.





Marktbrunnen in Hohenstein-Ernstthal.

Von der sächsischen Staatsregierung wurde zum 400jährigen Jubiläum der Stadt Hohenstein-Ernstthal ein Brunnendenkmal gestiftet. Es ist ein Werk des Dresdner Bildhauers Otto Retzsch.

bedruckten Fläche lag ein großer Haufen — Schmutz. Ganz gewöhnlicher Kehrriech. Dann hatte er das Fenster aufgerissen, einen bestimmten Moment abgewartet und dann mit großem Schwung die Blechbüchse in die Mitte der Straße hinausgeschleudert, wo sie im nächsten Augenblick von vorbeifahrenden Lastwagen und Automobilen bis zur Untenüchtheit zerdrückt war. Niemand hatte den Vorgang bemerkt. Es war die Zeit, wo nur eines der beiden im Laboratorium arbeitenden Mädchen anwesend war. Die andere sowohl wie die Arbeiter waren zum Frühstück. Und jetzt öffnete George die Tür und rief die Kleine zu sich ins Zimmer. „Maria,“ sagte er, „wollen Sie bitte hinüber-springen und mir ein paar Brötchen kaufen?“

Das Mädchen, froh ein wenig auf die Straße zu dürfen, sagte natürlich sofort zu und war bald zur Tür hinaus. —

### Sinnsprüche.

Verlaß alles, so findest du alles;  
Laß deine Begierde, so findest  
du Ruhe.

Thomas a Kempis.

Lange leben, heißt vieles überleben.  
Goethe.

### Von den Schweizer-Manövern.

Die diesjährigen großen Manöver des Schweizer Milizheeres fanden besonders durch die Teilnahme des Kaisers in aller Welt Beachtung. Der Kaiser überzeugte sich von der guten Haltung der Truppen auf dem Marsch und im Gefecht und sprach sich auch dahin aus, daß diese Truppen geeignet wären, im Kriegsfall die Neutralität der Schweiz aufrecht zu erhalten. Bei den Manövern fehlte es natürlich auch nicht an heiteren Momenten. Unser Bild zeigt ein Manöver eines Schweizer mit einem „Schweizer“.



Der Bataillons-Schweizerläse.

Als sie zurückkam, sah George arbeitend an seinem Schreibtisch. Der Schmutzhaufen aber war verschwunden.

„So werde ich dich also nicht mehr sehen, ehe du ins Bureau gehst, Thamma. Auf Wiedersehen, beim Diner; ich gehe jetzt auf mein Zimmer an die Arbeit.“ Frau Helen hatte sich erhoben und schritt auf die Tür zu; Ruffat hatte ihr bereits den Rücken zugewandt und sich am Schreibtisch beschäftigt, als die Eingangsportieren auseinandergezogen wurden und im Türrahmen der Diener erschien. Er überreichte eine Visitenkarte. Der Hausherr blickte erschaut auf. „Haben Sie gesagt, ich sei zu Hause?“ fragte er scharf.

Der Diener machte eine entschuldigende Verbeugung. „Es tut mir sehr leid, Sir! Ich habe gesagt, Sie seien um diese Zeit nicht zu sprechen. Aber der Mann drängte; sagte, es sei etwas sehr Wichtiges und ich würde die Verantwortung zu tragen haben, wenn ich ihn nicht meldete. Da hielt ich es doch für meine Pflicht, die Karte hereinzubringen.“

Ruffat und seine Frau sahen sich fragend an. Etwa so, wie man sich ansieht, ehe man ein nicht erwartetes Telegramm erblickt. „Wahrlich wieder einmal Tammany-Hall!“ lächelte Frau Helen.

Ruffat mußte unwillkürlich lachen. „Ich glaube, das einfachste ist, wir sehen nach“, meinte er lustig und griff nach der Karte.

„Frank Owen, Reporter des Daily-Express“, las er zögernd. Und wie er sich in allen Fragen stets an seine Lebensgefährtin gewandt, so blickte er auch jetzt zu ihr hinüber. „Reporter des Daily-Express! Was kam der wohl wollen?“ Und dann: „Bleib du auch hier, Kind! Die Sache kann interessant werden!“ Und zu dem Diener gewandt forsfahrend: „Ich lasse bitten!“

„Ausgefragt“ zu werden war durchaus nichts Neues für Ruffat. Wo er nur konnte, verkroch er sich vor den Journalisten. Und zwar aus angeborener Bescheidenheit. Es bedurfte dann allerdings nur eines ganz minimalen Anstoßes, um ihn dazu zu bringen, daß es sich um diese oder jene Ungerechtigkeit handle, oder man brauchte ihm nur zu sagen, daß der Chef-Redakteur es sehr ungnädig aufnehmen würde, wenn man resultatlos nach Hause zurückkehrte, und sofort war das Ziel erreicht. Denn der Wunsch dieses Mannes, keinem Menschen einen Schaden zuzufügen, oder niemand unrecht zufügen zu lassen, ohne den Versuch gemacht zu haben, dieses zu verhindern, trieb ihn oft dazu, sich die unangenehmsten Dinge aufzulegen.

Frau Ruffat hatte es sich in ihrem Schaukelstuhl wieder bequem gemacht. Beide glaubten sie zu wissen, was den Zeitungsmann in ihr Heim geführt. Zweifellos handelte es sich wohl wieder um die Wahl. Daß der Daily-Express ein republikanisches Parteiblatt war, änderte nichts an der Sache. Die Republikaner hatten natürlich dasselbe Interesse an den Dingen, die da kommen sollten, wie die Demokraten.

Fortsetzung folgt.

## Ein Künstlerleben.

Studie von Dr. W. Heilmann.

Wer am letzten Tage des Weinmonats im Jahre 1735 noch spät durch die via felice in Rom ging, der sah in einem alten, kleinen Hause noch ein mattes Licht durch die trüben Fenster Scheiben eines Dachstübchens dringen. Es hing schwül über den Zinnen der hl. Stadt, und schwere Gewitterwolken verhüllten den vielgepriesenen italienischen Nachthimmel. Nur selten lugte der Mond, bleich wie eine Totenfackel, durch die zerrissenen Wolken und beleuchtete für einen Augenblick die wunderlichen Steinbilder, welche die

Nachdruck verboten.  
plötzlich ein gellender Laut durch den Raum und weckte den Jüngling aus seinen Träumen, daß er erschreckt von seinem Sitze aufsprang. Sein Blick fiel zuerst auf die Geige, die mit zerprungenen Saiten auf dem Boden lag. Sie war seinen Fingern, ohne daß er es bemerkte, entglitten und ihre im Fallen zerreißenen Saiten hatten den bangeren Ton hervor gebracht.

Ein tiefer Seufzer hob des jungen Mannes Brust, und ein Wort des Schmerzes drängte sich leise über seine Lippen. Dann löschte er schnell die herabgebrannte Kerze aus, und ein hartes Lager empfing seine Glieder für die wenigen Stunden, die bis zur ersten Morgenröte noch verblieben.



Eine Riesin.

In London tritt zurzeit eine junge Dame auf, welche eine ganz enorme Größe hat. Die Riesin mißt 2,29 Meter und dürfte wohl das größte weibliche Wesen der Welt sein.

Giebel der uralten Häuser umstanden und unheimlich wie Gespenster anzusehen waren.

Die nächtliche Stille ward in dieser Straße nur durch das eintönige Geplätscher eines Springbrunnens unterbrochen, dessen Strahl aus dem Rachen eines Seeungeheuers hervorsprudelte. In der ganzen Szene lag etwas Unheimliches, und der verspätete Fremdling konnte sich eines ängstlichen Gefühls nicht erwehren, wenn er an den Mann dachte, der zu so ungewöhnlicher Stunde bei dem Scheine des düster brennenden Nachtlichtes sein Wesen trieb.

Dieser war, wie sein Aeußeres zeigte, nicht viel über das zwanzigste Jahr hinaus. Eine Fülle glänzend schwarzer Locken und die in seinen Augen lodernde Glut verrieten die südliche Heimat. In seinem fast weiblich schönen Antlitz war ein Zug von Schwermut zu bemerken, der demselben einen ganz eigentümlichen Reiz verlieh. Man hätte glauben mögen, dieser Jüngling sei bereits auf das empfindlichste von einem widrigen Geschehniß betroffen worden. Unverwandt ruhten seine Augen auf einem vor ihm liegenden Notenhefte. Seine linke, Geige und Bogen haltende Hand war auf den Schoß herabgesunken, während die rechte das lockige Haupt stützte. Keine Regung an der ganzen, wie durch einen geheimen Zauber gefesselten Gestalt. Da fuhr

Das Konservatorium der Musik in Neapel hatte nie einen dankbareren Schüler als Giovanni Battista Pergolesi. Mit seinem weichen Gemüte, seiner schönen Phantasie war er empfänglich für die Kunst. Schon als Knabe wußte er magische Klänge den Saiten der Geige zu entlocken, und hatte er gleich keine Ahnung von den Gaukeleien und fabelhaften Klängen der Virtuosen unserer Tage, die das Ohr in Erstaunen setzten, das Herz aber kalt lassen, so war er doch ganz Meister des Instruments, und wo es galt, durch ureigene, tiefe Klänge Tränen in die Augen sinniger Menschen zu locken, da tat es keiner ihm gleich. Aber auch zu selbständigen, musikalischen Schöpfungen trieb ihn sein rastloser Geist. In seelenvollen, ganz seinem tiefsten Herzen entquellenden Liedern versuchte sein Genius zuerst die goldenen Schwingen. Schon damals verbieth der alternde Durante, sein Lehrer, daß er einst unter den Ersten seines Vaterlandes würde genannt werden. Durch seine Vermittlung fanden auch einige kleine, jetzt vergessene Singspiele von Pergolesi auf den Theatern Roms und Neapels Eingang, denen ehrende Anerkennung zuteil wurde. Schon früh des Jünglings Name an in den Städten zu ertönen,



Eine neue Methode zum Stuhlflechten.

Eine überaus einfache Methode, Stühle mit neuen Sätzen zu versehen, zeigt das obige Bild. Mittels Naht wird ein paralleles Netz hergestellt und dieses alsdann mit Bändern durchzogen.

und ungemessene Erwartungen knüpften sich an eine so überaus liebliche Erscheinung.

Aber wenn Pergoleſi die starren Formen bedachte, in welchen die Muſik, namentlich die dramatiſche, befangen lag, dann fühlte er, daß der Kreis, in dem er ſich biſher bewegt, zu enge, daß er aber auch ſtark genug ſei, die tote Hülle zu brechen und das lautere Gold zutage zu fördern. Getroſt ſah er die Jahre verrinnen, hoffend, die Zeit werde ſchon noch kommen, wo er die ſchwere Aufgabe löſen werde.

Und ſie kam. Die Lehrer der Konſervatorien hatten den Jüngling entlaſſen. Dieſer, wie von geheimer Ahnung getrieben, wählte Rom zu ſeinem Aufenthaltsort und ernährte ſich dort täglich durch Muſikunterricht. Wohl wußte man dort von dem einſamen Muſiker, der allerliebſte kleine Opern komponierte; von ſeinem gewaltigen Vorhaben abute man jedoch nichts. Da wußte Durante, der Pergoleſis Geiſt zu beurteilen wußte, es durch ſeinen Einfluß dahin zu bringen, daß die Kompoſition einer der beiden großen Opern, mit denen das neue Theater in Rom eröffnet werden ſollte, Pergoleſi übertragen wurde.

Das war es, was dieſer gewollt. Ungeſäumt machte er ſich ans Werk, auf das er den Ruhm ſeines Namens und die Erlöſung der Kunſt aus den bedrückenden Feſſeln gründeln wollte. Die lautereren Melodienreihen, von keiner Künſtelei getrübt, entſtrömten ſeiner Bruſt. Ohne, wie ſeine Vorgänger, die Blätter der Partitur mit endloſen Rezitationen und pedantiſch verſchnörkelten Arien zu füllen, richtete er immer nur ſeinen Sinn darauf, wie er den der Dichtung angemeeſteſten, wie er den wahren Ausdruck treffen möge. Kräftige Chor- und Enſembleſtücke ſchob er zwiſchen die Arien ein und brachte ſo Abwechſlung in das frühere ewige Einerlei. Ferner war er der erſte, der den begleitenden Inſtrumenten mitunter eine von der Singſtimme abweichende Melodie gab; der für die beiden Violinen zwei konzentrierende Stimmen ſchrieb, der für das Rezitativ neue wirkungsreiche Formen erſand. Von Tag zu Tag rückte die Oper fort, und als Pergoleſi die letzte Nummer vollendet hatte, ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Al mein innerſtes Weſen habe ich in dieſe Muſik gelegt; es klingt aus jedem Akkord der Oper wieder.“

Die Proben ließen einen ausgezeichneten Erfolg erwarten. Allerſeits verſprach man ſich viel.

\* \* \*

Aber eine bis ins Mark verzehrende Müdigkeit lag nach den Anſtrengungen der Zeit ſteten Schaffens in Pergoleſis Gliedern. Und doch vermochte er nicht den erquickenden Schlaf zu finden, der ihm ſo notwendig geweſen wäre. Denn am anderen Tag ſollte die Aufführung ſeines großen Werkes ſein. Und am verfloſſenen Nachmittage hatte die Generalprobe ſtattgefunden.

Pergoleſi war noch ganz voll von den Eindrücken, welche die Anhörung des eigenen herrlichen Wertes auf ihn gemacht hatte. Wohl mochte es ihn erſt ſtimmen, wenn er an den morgigen Tag dachte. Seines Gegners Werk war bereits über die Breiter gegangen. Alles war jetzt auf ſein Werk geſpannt, über welches die ſeltſamſten, widerſprechendſten Gerüchte umliefen. Deſhalb konnte er nicht ohne Anſtändigkeit auf ſeine Partitur blicken; ſie ſollte der Grundſtein ſeines Berufes, der Wendepunkt ſeines Wirkens, der Eintritt einer neuen Epoche der Kunſt ſein.

Einige Tage ſpäter lag Giovanni Battista Pergoleſi, von furchtbarer Fieberhiße gequält, auf dem Krankenlager. Der alte, ehrwürdige Arzt, der den Jüngling in ſeiner einſamen Klauſe aufzuſuchen ſich nicht ſcheute, ſchüttelte bedenklich den Kopf. Endlich ſiegte Pergoleſis jugendlich kräftige Natur über die Macht der Krankheit und er konnte nach zwei Monaten dem Rat des Arztes Folge leiſten, der geſunden Luſt wegen nach Torre del Greco zu ziehen. Aber ſeine Lebensluſt war dahin, ſein Mut gebrochen. Ein von Zeit zu Zeit wiederkehrender Bluthuſten verzehrte ſein innerſtes Mark, und er ſah ein, daß ſeines Lebens Grenze nicht mehr fern ſei.

Um dieſe ſo plötzliche Veränderung begreiflich zu machen, braucht man nur zu erfahren, daß ſeine grandioſe Oper „La Olympiade“, das Werk, worauf er alles gebaut hatte, gänzlich durchgefallen war. Der Hauch des Genies, der jedem fühlenden Gemüte wunderbar groß und edel daraus entgegengeweht, war von ſeinen Landsleuten nicht beachtet, nicht verſtanden worden. Herzloſe Kritiker ſielen über das Werk her und nannten es eine ohne Sinn, ohne Plan zuſammengewürfelte Maſſe von Tönen, ein Chaos, das allen Regeln der Kunſt Hohn ſpreche.

Das wirkte fürchterlich auf Pergoleſis Gemüt. Rauschenden Beifall des großen Hauſes hatte er freilich für eine Muſik, die, fern vom gewöhnlichen Schlandrian, dem Geſchmacke der großen Menge beim erſten Anhören keineswegs behagen konnte, kaum erwartet; aber doch Anerkennung verſtändiger Männer. Einer nur fand ſich unter dieſen, der ihn begriff, der ihn tröſtete: Duni, ſein Nebenbuhler. Aber dieſes konnte ihn für das Urteil der öffentlichen Meinung nicht entſchädigen, das ihn zu einem Phantaſten ſtampelte, der durch unerhörte Schwierigkeiten und kaprizioſe Launen habe aufſallen wollen. In ſeinem Unmut tat er einen Schwur, nichts mehr für das Theater zu ſchreiben, ſondern ſeine letzten Tage nur der Kirchenkompoſition zu widmen.

So arbeitete er Tag und Nacht, wuchernd mit der ihm noch zugemeſſenen Friſt. Man erzählt von einer Nachtigall, die nicht aufhörte, zu ſingen, bis ihr die Bruſt zerſprang. So war es mit ihm. Er fühlte den mordenden Pfeil des Todes in ſeiner Bruſt, aber aus der Wunde ſtrömten mit ſeinem Herzblut die Nachtigallenlänge ſeiner Lieder.

In Rom erinnerte man ſich ſeiner erſt wieder, als er in den Armen des Todes eingeklammert war. Still und ohne



Ein eigenartiges Wettrennen.

Anläßlich des diesjährigen Schauſpielerfeſtes in Paris wurde ein eigenartiges Wettrennen veranſtaltet. Die Teilnehmer mußten auf überaus winzigen Fahrrädern fahren. Die Fortbewegung war inſolge der Kleinheit des Rades ſchwierig und ſah obendrein außerſt uſtig aus.

Gepränge wurde er, der das 26. Lebensjahr nicht erreicht hatte, dem Schoße der Erde anvertraut.

Vieles und Herrliches hat er geſchaffen in ſeinen letzten Tagen, aber alles überſtrahlt ſein Schwanengeſang, das Stabat mater, welches er am Tage vor ſeinem Tode beendete. Mancher nach ihm hat es gewagt, mit ihm um die Palme zu ringen und von den Schmerzen der allerſeligſten Jungfrau in tief ergreifendem Tone zu ſingen, aber ihn hat keiner wieder erreicht. Aus Koſſini's Werk ſelbſt das mit der Hülle ſeiner glänzenden, einſchmeichelnden Melodien das ſeinige verdrängt hat, ſpricht nicht jenes naturwüchſige, titanenhafte Genie.

Pergoleſis heiliger Geſang erſchallte bald durch ganz Italien, das Zauberland der Kunſt und Poefie. Und wo ein Wandersmann in einen hohen Dom trat und überwältigt von der Macht des Liedes, nach dem Manne fragte, der ſolche Klänge hervorzaubert, da ſah man verwundert und ſtolz auf den Fremdling, der nichts wußte von dem großen Maefiro Pergoleſi und ſeinem unſterblichen Stabat mater.

### Humor.

— Der Menschenkenner. Der Herr Gymnasialprofessor im Unterricht zu einem Primaner, den er mit einer jungen Dame hat spazieren gehen sehen: „Sie sollten auch besser Ihre Algebra studieren, als mit Damen spazieren zu gehen.“ Primaner: „Das war meine Cousine, Herr Professor.“ Professor: „So, so, Cousine, aber mit „Gänsefüßchen“.“

— Sinnestäuschung. Student, schwer bezechet, zu einem Kommilitonen, der ihn ins Bett bringen will: „Waas? Du bist wohl nicht ganz gecheit, in das Starussel soll ich kriechen?“

— Ehrlich. Lehrer: „Wer hat dir bei der Rechenaufgabe geholfen, Fritz?“ Fritz: „Niemand, Herr Lehrer.“ Lehrer: „Aber die Aufgabe konntest du unmöglich allein lösen, sei ehrlich, hat dir nicht dein älterer Bruder geholfen?“ Fritz: „Nein.“ Lehrer: „Also hast du die Aufgabe allein gerechnet?“ Fritz: „Nein, das auch nicht, aber mein älterer Bruder hat sie allein gemacht.“

\* Ein Schusterjunge, der einen sehr bösen Meister hatte, fiel die Treppe herunter, als er einen Auftrag des Meisters schnell ausführen wollte. „Verflirter Junge!“ rief der Meister, als er das Gepolter hörte. „Was machst du denn für einen Lärm?“ — Der Junge antwortete schluchzend: „Na, ich werd' doch noch die Treppe herunterfallen dürfen!“

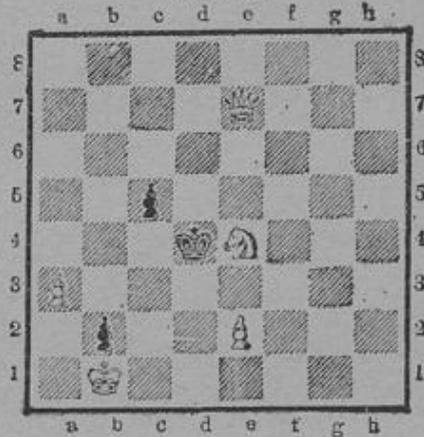
\* Der klassische Lehrling. Schusterbub: „Frau Meister, Kesselhuber, mein Meister, läßt fragen, ob sie ihm nicht den Hammer vorgeben können, den großen, Sie wissen doch —“ — Meisterin: „Ach, da könnte jeder kommen, verflirte Zucht! Scher dich!“ — Schusterbub: „Nanu, das müßte Schiller wissen, daß ich auf dem „Zang zum Eisenhammer“ gleich einen „Kampf mit dem Drachen“ zu bestehen habe.“

\* 4 mal 3? Ein witzig sein wollender Ged fragte den berühmten Kopfrechner Henry Mondour in einer von diesem veranstalteten öffentlichen Produktion: „Können Sie mir sagen, wieviel 4 mal 3 ist?“ — Mondour erwiderte, ohne sich einen Augenblick zu besinnen: „120, wenn ich Ihre wertige Person hintanzusehen wage!“

## Rätsellecke.

### Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in 8 Zügen matt.

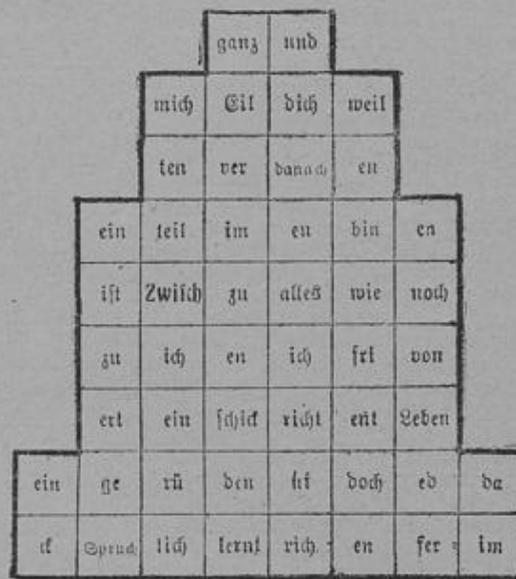
### Rätsel.

Getrennt — vom Gebirge hinab bis zum Welt,  
Vereint — ein Zeichen von Macht und von Geld.

### Arithmetische Scherzaufgabe.

Wie beweist man, daß die Hälfte von achtzehn zehn beträgt?

### Rätselsprung.



### Rätsel.

Getrennt ist es ein kalter Aufenthalt;  
Vereint ein kleines Tier in Feld und Wald.

### Logogriph.

u geht mit mir zu beiden Seiten  
a nimmt mir Briefe in Empfang,  
e zankt mit mir des lang und breiten  
Nun ratet — aber nicht zu lang.

### Begierbild.



Wo ist der zweite Radler?

### Scherzrätsel.

Warum müßte das Rätselraten von der Polizei verboten werden?  
Auflösungen in der nächsten Nummer.

### Auflösungen aus der vorigen Nummer.

### Skatenaufgabe:

Vorhand: G 10, O, 9, 8, 7, R K, S O, 9, 8, 7.  
Mittelhand: S W, E D, 10, K, 7, R 10, O, 9, 8, 7.  
1. S O, S W, S 10 — 15  
2. E D, E 8, G 10 — 21  
3. E 10, R K, E 9 — 14  
4. E K, G D, E O — 10

### Scharade: Reineke.

Begierbild: Bild nach rechts drehen; der Gesuchte steht dann unter den Baumwipfeln.

Anagramm: Rhone, Soren, Ohren.

Kryptogramm: Mondbeglänzte Zaubernacht.

Sachrätsel: Müller.

Scherzrätsel: Suppe.

Redaktion: Dr. Erwin Thysen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 39.

Sonntag, 22. September.

Jahrgang 1912.



## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.



(9. Fortsetzung.)

Mister Frank Owen war der typische, amerikanische Reporter; mittelgroß, geschmeidig, glatt rasiert, scharfe Züge. Und etwa 25 Jahre alt. Notizbuch und Bleistift in der Hand haltend, hatte er sich zur Seite des Schreibtisches gesetzt.

„Legen Sie los!“ begann Ruffat gutmütig. „Was haben Sie heute für Sorgen?“

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Mister Ruffat. Es handelt sich nur um die Bestätigung einer Meldung. Wir hören, daß Sie im kommenden Winter Kohlen-Stationen und Speise-Küchen einrichten wollen. Ist das wahr?“

Ruffat blickte erstaunt zu seiner Frau hinüber. „Wie kommen Sie zu der Nachricht?! Wer hat Ihnen diese gebracht?“

Der Reporter zuckte bebauernd mit den Achseln. „Leider darf ich Ihnen das nicht sagen; es ist Redaktions-Geheimnis. Und schließlich — mit einem kleinen Anflug von Vertraulichkeit —, könnte ich es Ihnen nicht einmal sagen, wenn ich es wollte. Ich habe den Auftrag von meinem Chef-Redakteur, er möchte nur wissen, ob die Nachricht auf Wahrheit beruht und wenn ja, dann wollte ich Sie bitten, mir einige Einzelheiten zu erzählen.“

Ruffat überlegte eine ganze Weile, ehe er antwortete.

(Nachdruck verboten.)

Seine Augenbraunen hatten sich zusammengezogen: eine tiefe Falte zeigte sich über der Nasenwurzel. Der Mann, den nichts so leicht ärgern konnte, war verdrossen: Noch waren die Kohlen-Abschlüsse nicht perfekt. Und überhaupt! Aus verschiedenen Gründen war die Angelegenheit noch nicht reif für die Öffentlichkeit! Man stand vor der Wahl; stand vor dem Moment, wo er sich würde die Bürgermeisterstelle aufhalsen lassen müssen, ob er wolle oder nicht. Und wenn diese Geschichte jetzt in die Zeitung käme, so sähe es aus, als sei es ein Wahlmanöver, seinerseits inszeniert und zu seinen Gunsten!

„Können Sie die ganze Sache nicht einfach unter den Tisch fallen lassen?“ meinte er endlich.

Der Reporter schüttelte den Kopf. „Das geht schon aus dem Grunde nicht, weil anzunehmen ist, daß dieselbe Mitteilung an alle anderen Zeitungen gegangen ist. Wenn wir auch den Wunsch gern erfüllen würden, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß die Konkurrenzblätter damit herauskommen. Nun wird diese Nachricht —, und darüber wollen wir uns gar keinem Zweifel hingeben —, enormes Aufsehen erregen. Sie müssen also schon so gut sein und mir diese Nachricht entweder dementieren oder sie bestätigen. In letzterem Falle wollte ich



### Vom Kaisermanöver.

Einer Einladung des Kaisers folgend, nahm der greise Graf Zeppe-

lin, der württembergischer General der Kavallerie ist, an den Kaiser manövern teil.

Sie noch einmal sehr gebeten haben — — — — —

Der Diener erschien wieder in der Tür.

„Nun? Noch einer?!“ meinte Ruffat leise vor sich hin. Er hatte richtig vermutet. Es war der Berichterstatter eines anderen Blattes. Und nun kamen sie, in Abständen von fünf zu fünf Minuten. Sobald Ruffat von dem Eintreffen dieser Herren verständigt worden war, ließ er sie in ein Nebenzimmer treten und wies den Diener an, alle anderen noch eintreffenden Journalisten gleich in dieses Zimmer zu führen. Er erfüllte damit zwei Zwecke. Erstens würde er nicht nötig haben, die Geschichte jedem einzelnen von neuem zu erzählen, sondern konnte sie alle auf einmal abfertigen. Und zweitens hatte er so Gelegenheit, zuvor noch einige Momente mit seiner Frau zu beraten. Während also im Nebenzimmer sich nach und nach eine stattliche Anzahl von Zeitungsleuten zusammensand, besprachen die beiden in der Bibliothek die Lage. „Wie kann das nur rausgekommen sein?!“ Gründlich verärgert ließ Ruffat seine Finger in seiner charakteristischen Art durch den Bart gleiten. „Wie kann das nur rausgekommen sein?! Es wissen von meinen Absichten nur wir beide, Good, Koeder und deine beiden Sekretärinnen.“

„Für meine beiden Damen lege ich meine Hand ins Feuer! Von daher ist nichts gekommen!“ versicherte Frau Ruffat schnell.

„Und ich meinerseits möchte auf Good schwören! Ich meine, über Koeder brauchen wir uns überhaupt nicht zu unterhalten!“ Draußen ging dauernd die Glocke. „Gut!“ meinte Mister Ruffat.

„Ueber vergossene Milch soll man nicht weinen. Und die Milch ist ja nun vergossen! Ich glaube, das vernünftige, was du jetzt tun kannst, ist einfach die ganze Sache zu erzählen, wie sie jetzt steht.“

„Es ist mir sehr peinlich! Das sieht ja fast nach Kellame aus! Aber es bleibt in der Tat nichts anderes übrig!“ Und so, sich innerlich schwörend, den Mann aussündig zu machen, der ihm diesen Streich gespielt, beschied er die Herren der Presse zu sich und erzählte ihnen wahrheitsgetreu von seinen Absichten für den kommenden Winter und was er diesbezügliches bis jetzt schon unternommen habe.

Frau Ruffat hatte sich zuvor in ihr Zimmer zurückgezogen.

„Extra-Blatt!“

„Zwei-Uhr-Ausgabe, Extra-Blatt! Alle die Neuigkeiten, alle Einzelheiten über die neuen Kohlenstationen und Suppenküchen, die Thanna Ruffat im kommenden Winter für die Armen einrichten will! Thanna Ruffats Lebensgang! Einzelheiten aus dem Lebenslauf des nächsten demokratischen Kandidaten für den Bürgermeisterposten von Newyork!“ Wie besessen rannten die kleinen italienischen, irischen, russischen Zeitungs-Jungen durch die Straßen und brüllten jedem, der es hören und hören wollte, in die Ohren:

„Thanna Ruffat! Der nächste demokratische Kandidat für den Posten des Bürgermeisters!“

### Neuntes Kapitel.

Als Ruffat an diesem Nachmittag sein Haus verließ, um nach dem Milchlaboratorium zu fahren, überreichte ihm der Chauffeur des vor der Tür harrenden Autos eines der Extrablätter. „Ich habe es eben einem Jungen abgekauft, ich dachte, es würde Sie interessieren, Sir!“ meinte der Mann mit jenem höflichen Lächeln, das der Untergebene dem Herrn gegenüber immer aufsteckt. „Darf ich gratulieren, Sir?“

„Wozu?“ fragte Ruffat erstaunt. Gleichzeitig hatte er einen Blick auf das Blatt geworfen und sah zu seiner größten Ueberraschung, daß er urplötzlich Bürgermeisterkandidat geworden. Einen Moment stand er sprachlos. Nach kurzer Ueberlegung war sein Entschluß gefaßt. „Fahren Sie nach Tammany-Hall!“

In der vierzehnten Straße, dicht neben einem Variété-Theater, steht ein altherwürdiges Gebäude, das dem nicht Eingeweihten sofort auffällt. Hoch oben, auf der Spitze des Gebäudes steht nämlich ein riesenhafter Indianer im vollen Kopffederbusch, mit hoherhobenem Kriegsbeil. Dieses Gebäude ist Tammany-Hall; das Hauptquartier der Partei. Als Ruffat dort eintrat, fand er sämtliche Mitglieder der „Mashine“ bereits versammelt. Er wurde mit einem „Hurra“ empfangen. Dutzende Hände streckten sich ihm entgegen: „Gratuliere! Gratuliere, Herr Bürgermeister!“

Endlich legte sich der Trubel. Man hatte am großen, grünen Tisch Platz genommen, und Ruffat wendete sich an den Vorsitzenden — den sogenannten Boss —: „Halten Sie es nicht für ein starkes Stück, meine Herren, mich zum Bürgermeisterkandidaten zu ernennen, ohne erst meine endgültige Antwort erhalten zu haben?! Wer übernimmt eine Gewähr dafür, daß ich die Kandidatur annehme?! Ich war mir durchaus nicht schlüssig darüber, und, ehrlich gesagt, bin ich es jetzt noch nicht!“

Verdutzt sahen sich die Mitglieder an. „Machen Sie keine Witze,“ sagte der Vorsitzende, „oder, wenn es ein Witz sein soll, so lassen Sie genug sein des grausamen Spiels!“

Jetzt war das Verdutztsein an Ruffat. „Ich verstehe Sie nicht, meine Herren!“

„Da hört doch aber alles auf!“ meinte der Boss ein wenig ärgerlich. „Wir haben ja nichts dagegen, wenn Sie, anstatt uns zu benachrichtigen, daß Sie die Kandidatur endgültig angenommen, sich direkt an die Zeitung wenden! Es ist zwar nicht ganz regulär, aber wir sind doch schließlich zu froh, daß Sie sich in unserem Sinne entschieden haben. Doch jetzt noch —“

„Ich soll mich an die Zeitungen gewandt haben?! Das ist mir ja nicht im Traum eingefallen!“ Und nun kam es heraus.

Die Mitglieder des Tammany-Hall-Komitees waren der Ansicht, Ruffat habe die Annahme seiner Kandidatur selbst den Zeitungen gemeldet, und Ruffat war der Meinung, die Mitglieder wären, um ihn vor eine Tatsache zu stellen, ihrerseits mit dieser Mitteilung vor die Öffentlichkeit getreten. Und beides stimmte nicht. Man stand vor einem Rätsel. Die Debatte dauerte lange. Es war augenscheinlich, daß zuerst einer dem andern nicht traute, daß zuletzt aber das Mißtrauen ganz auf Ruffats Seite blieb. So viel war klar: Ruffat selbst war nicht zur Presse gegangen; warum sollte er sonst sich sträuben, die Kandidatur anzunehmen?! „Ich versichere zum hundertsten Male,“ sagte eben der Vorsitzende, „daß ich mit der ganzen Geschichte nichts zu tun habe, noch irgendein Mitglied des Komitees, soweit dieses in Betracht kommt!“ „Das stimmt! Das stimmt!“ riefen die Mitglieder. „Aber ich meine, daß Sie die Kandidatur jetzt annehmen müssen, mein lieber Mister Ruffat. Wir kennen Sie als guten, echten Demokraten, und Sie würden der Partei einen unglaublichen Schaden zufügen, wenn Sie jetzt, nachdem die ganze Stadt voll davon ist, zurücktreten!“

„Es ist mir sehr unangenehm!“ bekannte Ruffat. „Zuerst die frühzeitige Veröffentlichung der Kohlengeschichte und jetzt —“ Stehend unterbrach er sich. Sollte da ein innerer Zusammenhang bestehen?! Zuerst die Kohlengeschichte und dann dies! Er sprach den Gedanken nicht aus; hatte es auch gar nicht können, denn die anderen riefen schon wieder: „Unsim! Sie dürfen uns jetzt nicht im Stich lassen!“ Und schließlich hatte Ruffat nachgegeben.

In Newyork erscheinen die Zeitungen fünf- bis achtmal am Tage und zwar so, daß das Zwei-Uhr-Nachmittag-Blatt um zehn Uhr morgens herauskommt, das Fünf-Uhr-Blatt am Mittag, das Sieben- und Acht-Uhr-Blatt um drei und vier Uhr nachmittags, und das Morgenblatt vom nächsten Tage um sechs Uhr nachmittags. Es waren die sogenannten Abendblätter, die nachmittags um zwei Uhr die Kandidatur Ruffats in alle Welt hinausposaunt hatten. Den Morgenblättern des nächsten Tages blieb es vorbehalten, Newyork noch an diesem Abend um eine Sensation zu bereichern. Ruffat war von Tammany-Hall nach seinem Laboratorium gefahren, wo ihm ein begeisterter Empfang bereitet wurde. Vor der Tür hatte sich eine Menschenmenge angeammelt, die ihn mit Hurrarufen empfing. Und drinnen waren George mit den Mädchen und Arbeitern zu einer Art Gratulationscours angetreten. Ruffat ließ alles über sich ergehen, als wenn die Sache ganz klar läge. Er dachte, setzte sich an den Schreibtisch und fing an zu arbeiten. Das heißt, er tat nur so. Von George unbemerkt, ließ er hin und wieder einen durchdringenden Blick über die Züge seines Gegenübers gleiten. Langsam, ganz langsam, beschlich eine Art Mißtrauen gegen den jungen Mann sein Herz. Er kämpfte dagegen; er hatte das Empfinden, als müsse er in seinem Innersten diesem jungen Mann das Unrecht abbitten, das er ihm in Gedanken tat. Aber es nützte alles nichts. Der Verstand erwies sich stärker als sein Herz. „George!“ sagte er unvermittelt, „— können Sie mir erklären, wie es möglich war, daß diese Kohlengeschichte so plötzlich an die Öffentlichkeit gekommen ist?“

„Darüber zerbreche ich mir schon die ganze Zeit den Kopf!“

meinte George. „Sie werden es gewiß nicht gesagt haben. Ich habe es selbstverständlich auch nicht erzählt und sonst kann es doch nur Mister Good sein —!“

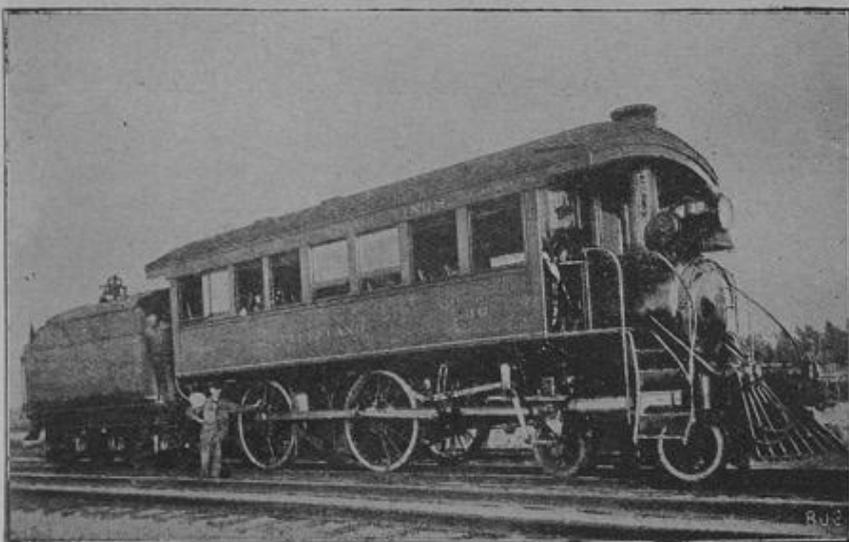
Ruffat antwortete ihm nicht. Es lag eine solche merkwürdige Art in dem, was George gesagt hatte, eine Art, einen Nichtanwesenden mehr oder weniger zu belasten, die ihn unsympathisch berührte. Das Mißtrauen verstärkte sich. Und in dem Maße, in dem es sich verstärkte, in dem Maße verstärkte sich auch der Schmerz, den Ruffat bei dem Gedanken empfand. Wenn er sich geirrt haben sollte! Wenn er sich hier geirrt haben sollte!! Dann würde er keinem Menschen mehr trauen können.

Es war inzwischen sechs Uhr geworden. Auf der Straße wurden die Blätter vom nächsten Tage ausgerufen.

„Sensationelle Enthüllungen über pasteurisierte Milch! Kohlen-Lieferungen und Bürgermeister-Posten! Vom Privatmann zum Bürgermeister von Newyork und wie man's macht!! Daily-Expreß!! Ein Cent!“ schrie ein kleiner Zeitungsjunge in das Bureau hinein. Die beiden Männer am Schreibtisch blickten sich an, als hätten sie ein Gespenst gesehen. George hatte in die Tasche gegriffen, dem Jungen eine Münze zugeworfen und sich zweier Blätter bemächtigt. Die Tür fiel hinter dem Kleinen ins Schloß. Bei Ruffat hatte die Ueberraschung nur einen Moment angehalten. Dann lehnte er sich in seinen Sessel zurück. „Was sind denn das wieder für Geschichten?“ meinte er halb scherzend. „Lesen Sie doch mal vor, George.“

Dieser hatte inzwischen das Blatt vor sich ausbreitet.

viel mehr nimmt, als man gibt. Der Wissenschaft ist heute hinlänglich bekannt, daß mit dem Abtöten der Keime auch der Nährwert der Milch gemindert wird; daß man mit dieser Milch den Menschen zwar keine schädlichen Keime, aber auch keine nennenswerte Nahrung zuführt. Doch das sind wissenschaftliche Erörterungen, die uns gar nichts angehen. Was uns angeht, ist die Frage: Wie steht es mit der angeblichen Billigkeit der Milch? Und da behauptete ich: Die in den Parks für einen Cent das Glas gekaufte Milch ist immer noch teurer bezahlt, als die im Laden gekaufte. Denn die Milch in den Parks besteht zum großen Teil aus Wasser! Wer will das Gegenteil behaupten?! Wenn ein angeblicher Millionär die Milch, die durch sein Laboratorium geht, untersuchen läßt, so läßt er sie an einem solchen Tage untersuchen, wo sie am besten ausfällt! Und damit ist dann die Sache ein für alle Mal erledigt. Denn wem würde sonst einfallen, einem „Wohltäter“, der der Menschheit so viel unversehrt schenkt, auf die Fingern sehen zu wollen?! Unsere Behörde?! Daß ich nicht lache! Jetzt wissen wir wenigstens wie's gemacht wird. Willst du Bürgermeister von Newyork werden, so werde vor allen Dingen Menschen-Beglücker! Schenke den Menschen Milch! Pasteurisierte Milch! Und wenn sie auch, wie gesagt, zum großen Teil aus Wasser besteht; was liegt daran! Dann eröffne für den kommenden Winter Kohlen-Stationen für die Armen; Suppen-Küchen für die Armen; Logierhäuser für die Armen! Veraih nicht: Für den kommenden Winter! Und achte darauf, diese deine Ansicht der Welt kund und wissen zu tun an demselben Tage,



Er lehnte sich wieder über den Schreibtisch, den betreffenden Artikel mit den Blicken überfliegend. „Es ist eine ganz merkwürdige Geschichte, Mister Ruffat. Ein Artikel, der von Vorleumdungen strotzt!! Und die Ueberschrift lautet: „Ein Volksfeind!“

Es trat eine kleine Pause ein.

„Lesen Sie ihn mir vor!“ sagte Ruffat ruhig.

Und George begann: „In Frankreich herrschte einmal ein unhaltbarer Zustand. Da hatte man ein Nationalverbrechen begangen. Und dann stand ein Mann auf und schrieb einen Artikel in einer Zeitung. Ueber diesen Artikel setzte er die Worte: Ich klage an! So lenkte damals Zola die Aufmerksamkeit des französischen Volkes auf eine Schändlichkeit im eigenen Staate. Auch ich schlenbere heute diese Worte: „Ich klage an!“ gegen einen Mann in unserer Mitte. Und sind die beiden Fälle auch nicht ganz gleich, so besitzen sie doch eine gewisse Ähnlichkeit. Ich möchte sogar behaupten, daß von den beiden der hier behandelte Fall der wichtigere ist. Denn schließlich klagte Zola eine ganze Menschenklasse im Interesse eines Einzelnen an; aber ich klage heute einen Einzelnen im Interesse einer ganzen Menschenklasse an! Wir haben in unserer Mitte einen Mann, der sich Philanthrop nennt; ein Mann, der anscheinend aus reiner Herzensgüte es sich zur Aufgabe gestellt hat, Menschenleben zu retten. Fürwahr, ein löblicher Vorsatz! Aber, wie sieht es damit aus?! Die Mediziner des Landes werden mir, soweit sie nicht in Brot und Lohn dieses Mannes stehen, oder sonstwie von ihm bestochen sind, ohne weiteres zugestehen müssen, daß die Methode des Keimfreimachens der Milch

an dem delne Kandidatur zum Bürgermeister von Newyork in die Welt hinausgetragen wird. Das Rezept ist nach mehr als einer Richtung hin muster-gültig. Wirst du im Herbst zum Bürgermeister erwählt, so kannst du bis zum Winter schon so viel zusammengespart haben, daß es für dich eine Kleinigkeit ist, Tausende von Suppen-Küchen aufzumachen. Wirst du nicht gewählt, so unterläßt du die Gründungen mit der Motivierung, daß deine undankbaren Mitbürger es nicht verdient haben. Indessen verkaufst du ruhig, großmütig, weiter deine Milch und verdienst schönes Geld! Ich klage Thanna Ruffat öffentlich an, seinen Mitbürgern Sand in die Augen gestreut zu haben. Ich klage ihn an, unter dem Deckmantel der Menschenfreundlichkeit geschäftsmäßig durch Verkauf schlechter Milch die Vermögen unter den Armen betrogen, sich an den paar Pfennigen der Wittwen und Waisen bereichert zu haben. Ich klage an! Ich sehe mit Ruhe und Gleichmut dem entgegen, was Thanna Ruffat gegen mich ins Werk setzen wird. Und erkläre gleich hier, daß ich überzeugt davon bin, daß er im eigentlichen Interesse nichts gegen mich unternehmen wird. Den Staatsanwalt aber fordere ich öffentlich auf, meinen Angaben sofort nachzugehen und sie im Interesse der Allgemeinheit auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen.“

George blickte auf, blickte in Ruffats Gesicht, aus dem jeder Tropfen Blut zurückgewichen schien. „Unterschieden ist der Artikel mit: Ein Bürger, dem das Wohl und Wehe seiner Mitbürger wirklich am Herzen liegt.“

„Also anonym! Das hätte ich mir denken können!“ Ruffat war aufgestanden und durchmaß langen Schrittes einige

**Eine eigenartige Lokomotive.**

Der Staat Ohio benutzt zur Inspektion der Eisenbahnanlagen eine Lokomotive, die zugleich Trieb- und Aussichtswagen ist. Im vorderen Teil befinden sich Sitze, die es den Eisenbahningenieuren ermöglichen, einen Ueberblick über die zu besahrende Strecke zu gewinnen. Unter diesem Raum befinden sich die Heiz- und Kessel-Anlagen der Lokomotive. Vor dem vordersten Stuhl ist ein Signalapparat für den Lokomotivführer angebracht.

Male das Zimmer. Dann blieb er vor George stehen. „Ich habe in der Wahlzeit ja schon genügend gemeine Angriffe erlebt! Wir haben gesehen, wie die höchste Person im Staate, der Präsident, Lügner und Betrüger genannt worden ist. Das waren Wahlmanöver, von denen jeder wußte, was er davon zu halten habe. Daß man es aber wagt, meine heiligsten Gefühle und Bestrebungen derart in den Schmutz zu ziehen, das geht zu weit!“

„Was werden Sie tun, Mister Ruffat?“ fragte George, und seine Stimme zitterte ein wenig.

Ruffat sah George scharf an. „Zuerst,“ sagte er, „wird es mein Bestreben sein zu entdecken, welchen Feind ich im eigenen Lager habe!“ Er betonte jedes Wort scharf. „Denn nun sehe ich den Zusammenhang sehr klar. Auf die frühzeitige Veröffentlichung meiner Pläne für den nächsten Winter mußte die Veröffentlichung meiner Kandidatur folgen. Damit alle darauf diese Anflüsse gegen mich in die Öffentlichkeit geschleudert werden konnte. Es war sehr geschickt gemacht! Ahnen Sie, wer es gemacht haben kann, George Koeder?“

George war rot und blaß geworden. „Es war eine Gemeinheit!“ stotterte er. „Doch wer es getan haben kann, davon habe ich keine Ahnung!“

„Im übrigen gibt es auf diese Dinge nur eine einzige Antwort: eine Antwort, die meine Feinde von der Erde wegtreibt!“

Zu gern hätte George nach dem Sinn dieser Antwort gefragt. Aber ein bestimmtes Etwas hielt ihn davon zurück. Er wagte es nicht. —

Zur selben Zeit, in der George diese Zeilen seinem Chef verlas, saßen Barkeeper Jim und Billie Peters über ein gleiches Zeitungsblatt gebeugt im Hinterzimmer ihrer kleinen Halblaut hatten sie den Inhalt vor sich hingelesen, dann sich angeblickt. Und dann brachen sie in ein schallendes Gelächter aus.

„Wer spielt denn hier Zickzack mit meinen Plänen?“ rief Billie. „Um zwei Uhr durchkreuzte er sie, daß man aus der Haut fahren möchte, und um sechs Uhr unterstützte er sie in einer Weise, wie man es sich schöner gar nicht denken kann! Nun fragen Sie bloß, Jim, wie in drei Teufels Namen soll man daraus klug werden?“

„Das,“ meinte Jim, „werde ich Ihnen sagen können, wenn ich wissen werde, welcher Schlaupops diesen Artikel geschrieben hat. Ich —“

„Ich taxiere ihn auf die republikanische Maschine!“ meinte Billie, mit den Augen zwinkernd. Jim schien nicht einverstanden. „Nein,“ erwiderte er, „das würde sie selbst bei uns nicht wagen!“

Billie blickte ein Weilchen gedankenvoll vor sich hin. „Nun!“ meinte er. „Das einfachste ist, ich fahre nach dem Hauptquartier. Ich muß dieser Sache auf den Grund kom-

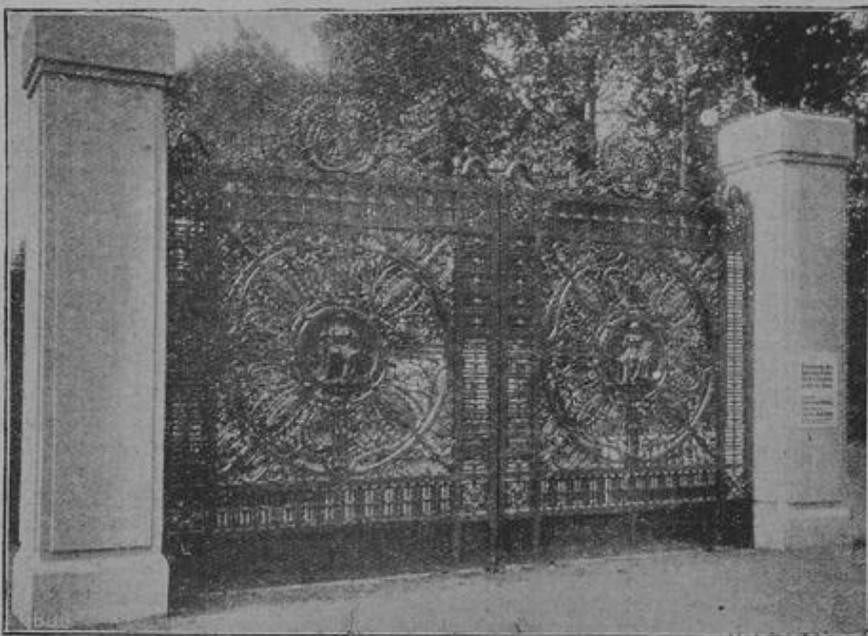


Der Begründer der Firma A. Borsig.

Die bekannte Firma August Borsig beging Mitte September das Jubiläum ihres 75jährigen Bestehens. Der Gründer des Welthauses August Borsig war der Erste in Deutschland, der nach eigenen Entwürfen den Bau von Lokomotiven aufnahm. Aus kleinen Anfängen hat sich dann das Industrieunternehmen zu einer Weltfirma entwickelt.

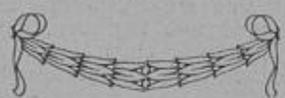
men, oder ich heiße nicht Billie Peters. Zudem werden sie mich dort brauchen, denn wie ich unsere Leute kenne, werden sie das Eisen schmieden, so lange es heiß ist!“ Und den Worten die Tat folgend lassend, machte sich Billie auf dem schnellsten Wege, das heißt per Auto, nach dem Hauptquartier der republikanischen Maschine. Wie zuvor Ruffat in Tammany-Hall, so wurde jetzt Billie hier mit lautem Jubel empfangen.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Geschenk des deutschen Reiches für den Friedenspalast im Haag.

Das deutsche Reich hat durch Professor Bruno Möhring ein Tor herstellen lassen, welches es als ein Geschenk für den Friedenspalast in Haag bestimmt hat. Das Tor ist ein Meisterwerk der Schmiedekunst.



## Das Kleid des Glücks.

Nach dem Französischen des Daniel Riche.

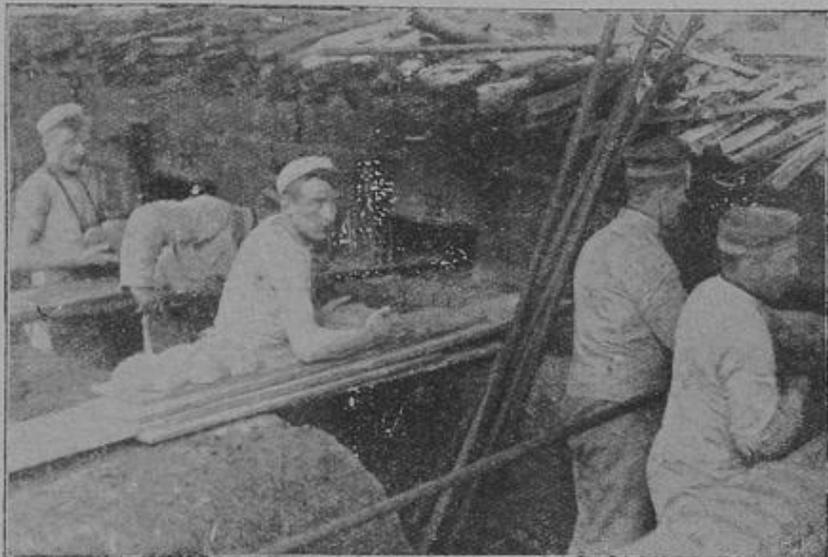


Auf der Terrasse, die von den purpurfarbenen Rosen, deren biegsame Stiele sich an den Steinreliefs rankten, in blutrotem Lichte erhellten, während in den Gärten Eclavinnen mit klarer, heller Stimme ein Abendlied ertönen ließen, sah Sultan Kapum auf seinem goldenen Throne und schaute, wie die Flur allmählich in Schlaf versank.

Herrn ein wachsamcs Auge hielt, wie der Monarch kaum merklich mit der Hand winkte. Eilig warf er sich vor ihm zu Boden, berührte mit der Stirne dreimal die marmornen Knieen und fragte dann:

„Sohett?“

Und mit kläglichcr Stimme flüsterte Kapum:



### Aus den Kaisermanövern.

Nachdem am ersten Manöverlage einige Kavalleriepatrouillen über die Elbe gegangen waren, gelang es in der folgenden Nacht der gesamten roten Kavallerie, den Uebergang über die Elbe zwischen Mühlberg und Kieja zu bewerkstelligen. Das Uebersetzen der Truppen erfolgte in Pontons, während die Pferde die Elbe durchschwammen.

Infolge des glücklich bewerkstelligten Uebergangs und eines unglücklichen Gefechtes der blauen Kavallerie wurde die Durchschlagskraft der roten Armee so gehiebert, daß das Kriegsspiel, wenn es Ernst gewesen wäre, zu einer Vernichtung der blauen Armee geführt

hätte. Allerdings ist bei diesem Resultat die Möglichkeit genau gewertet, die in einem Eingreifen des Kriegsluftschiffes 3 3 bestand. Dieser schwebte nämlich lange unbehelligt über die übersehenden roten Truppen und hätte ihnen im Ernstfalle vielleicht unendlichen Schaden zugefügt und den Ausgang des Manövers entscheidend beeinflusst. In der Nähe von Neuruppin hat das königliche Proviantamt eine Feldbäckerei eingerichtet. Sie besteht aus fünf in die Erde eingelassenen Oefen, von denen jeder neun Kommissbrote auf einmal aufnehmen kann. Die Feldbäckerei muß täglich 3500 Brote herstellen, um das Gardekorps während des Manövers vollständig zu versehen.



Durch die halbgeschlossenen Augenlider sah er, wie die von dem plätschernden Flusse durchflossene, mit kurzem Grafe bewachsene Ebene sich in den malvenfarbigen Nebel der Dämmerung hüllte, und am fernen Horizont das dichtbewaldete Gebirge wie ein dunkles, grünes Niesensbündel sich am weiten Himmel verlor.

Plötzlich bemerkte Kampus bevorzugter Minister Acarara, der abseits stand und besorgt auf seinen verehrten

„Ich langweile mich.“

„Soll ich Eurer Gnaden Günstling zu Ihnen entbieten?“

„Ja, binde ihm aber auf die Seele, nur recht originell zu sein.“

Und bald begann der Märchenerzähler mit frischer, hellklingender Stimme:

Der Hammel war blau, der Obstgarten rosafarben . . . Die Pfirsichbäume mit fahlen Nisten, an denen blasse

Knöpfchen leimten, hoben sich zart, wie mit Bändern verzierte dünne Stäbchen vom Himmel ab . . . Das Mädchen, in Begleitung seines weißen Fuchses . . .

Ohne ein Gähnen zu unterdrücken, unterbrach ihn der Sultan:

„Genug, du bist von Sinnen! . . . Es gibt keinen weißen Fuchs; es gibt keine mit Bändern verzierten Blütenzweige . . . Verschwinde, oder ich lasse dich löpfen! . . .“

Entsetzt lief der Mann davon. Napum winkte kaum merklich mit den Fingern, worauf sein Minister herbeieilte.

„Schicke mir meine Tänzerinnen!“

Und die an den Palast angebaute düstere Terrasse füllte sich ganz mit jungen Frauen, wahre Muster von Schönheit, die nach den Klängen der Serinden und Pansflöten zu tanzen begannen und durch ihre anmutigen Bewegungen die Aufmerksamkeit des Herrschers zu fesseln suchten.

Eine Weile sah Napum ihnen mit müden Augen zu, dann unterbrach er auf ein Zeichen hin ihr Getummel, und bei dem letzten langen Klöntone sagte er zu Acarara:

„Sie tanzen heute schlecht; laß sie alle peitschen, damit sie springen lernen.“

Als aber die Tänzerinnen unter allgemeinem Seufzen abgetreten waren, jammerte Napum: „Sie waren mir langweilig, und wenn ich allein bin, ist es mir noch langweiliger . . . Wie unglücklich bin ich doch! . . . Sage mir doch, wie ich meine Langeweile vertreiben kann . . .“

„Mächtiger Herr, soll ich,“ so schlug der Minister vor,

„Führe ihn zu mir.“

Da schlug Acarara den als Türvorhang dienenden feinen orientalischen Teppich zurück, und ein Greis mit langem weißem Bart, zerfertigtem Burnus und von dem feinsten Wege zerschundenen Füßen trat, auf einen langen Stab gestützt, ein, unter seinen Lumpen eine hohe Würde bewährend.

„Alter,“ so stöhnte Napum, „ich höre, du siehst sehr gelehrt und könntest mir das Mittel angeben, wodurch ich von meiner tödlichen Langeweile geheilt werde. Nichts bietet mir Interesse, Vergnügen und Zerstreuung, und schon habe ich den Tod ins Auge gefaßt.“

Da sagte der Greis feierlich: „Ich kenne ein Mittel für die Krankheit, die dich quält . . .“

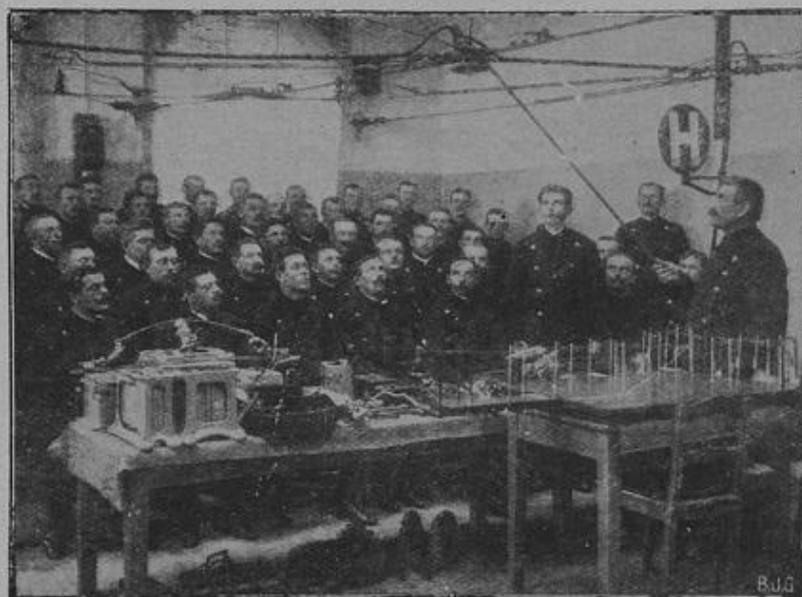
„Laß hören, und wenn das Getränk auch noch so bitter ist, ich will es trinken.“

„Es handelt sich nicht um Pflanzenarznei . . . Um geheilt zu werden, mußt du etwas suchen, das recht schwer zu finden ist. Nimm meinen Stab und wandere rang- und machtlos und ganz allein durch die Welt und halte jeden an, der dir begegnet. Sobald du einen glücklichen Menschen antiffst, so erbitte von ihm sein Hemd und ziehe es an. Sogleich wird die Krankheit von dir weichen und die Lebensfreude in dein Herz einziehen.“

Da richtete Napum sich mit ungewohnter Lebhaftigkeit empor und fragte:

„Wann soll ich gehen?“

„Sofort.“



### Eine Fahrschule für Straßenbahnfahrer.

Die Große Berliner Straßenbahn-Gesellschaft hat für die Wagenführer Kurse eingerichtet, in denen sie im Fahren von Motowagen ausgebildet werden. Zuerst wird die Einrichtung der Straßenbahnwagen und ihrer Maschinerie gelehrt, und dann noch theoretischer Unterricht erteilt.



„einen wilden Tiger auf einen der Sklaven loslassen? Bisweilen brachte dieses Schauspiel die Zerstreuung.“

„Nein, das ist immer dasselbe; der Mann wehrt sich, schreit, weint und ergibt sich.“

„Rühmreicher Gebieter, sollen wir einen Kriegsplan gegen den feindlichen Stamm entwerfen?“

„Nein, ich bin müde und nicht aufgelegt, mich in der Wüste herumzutreiben.“

„Will Eure Hoheit ein neues Weib haben?“

„Nein, alle Weiber haben eine und dieselbe Seele, die sich unter verschiedenen Hüllen verbirgt.“

„Soll ich Eurer Gnaden . . .?“

„Hinweg mit dir! . . . Deine Besorglichkeit bringt mich in Aufregung. Geh nur schleunigst und denke nach . . . und wenn du heute abend nicht das Mittel gefunden hast, meine Langeweile zu vertreiben, so lasse ich dich aufspießen!“

Als der Günstling fort war, versiel der Sultan, stark wie eine bronzene Bildsäule, wieder in sein finsternes, untätiges Sinnen. Acarara jedoch warf sich wieder vor ihm nieder:

„Herr, ein Pilger ist da, der von jenseits des Gebirges kommt und sich zu dem heiligen Tempel begibt . . . Er ist ein grundgelehrter Mann, kennt alle Nebel und hat mit allen Leiden Mitgefühl. Auf seinem Wege hat er durch seine süßen Worte und die Kraft seiner wunderbaren Ratsschläge die schlimmsten Wunden und den unheilbarsten Kummer geheilt.“

„Gut so, aber hüte dich, denn wenn du mich getäuscht hast, werde ich dich bestrafen lassen, du magst sein, wo du willst!“

Zum Erstaunen aller verließ der Sultan bald darauf, ohne jedes Geleit, in einem einfachen Mantel und auf den Pilgerstab gestützt, den Palast seiner Väter und begab sich aufs Geratewohl auf die Suche nach dem glücklichen Unbekannten.

Zagelang wanderte Napum, pochte an jede Wohnung, hielt unterwegs alle Karawanen an und richtete an jeden die gewichtige Frage: „Bist du glücklich?“

Doch niemals kam einem der Angeredeten die erwartete Antwort über die Lippen, denn stets lag bei ihnen ein geistiger, körperlicher oder materieller Kummer vor, so daß sich keiner von ihnen für vollkommen glücklich erklären konnte.

So setzte Sultan Napum denn mit einem bekümmerten Seufzer seinen endlosen Weg fort und ließ seine gebrochenen Glieder an mancherlei Zufluchtsstätten ausruhen, indem er von der Hütte des Fischers zum Zelte des reichen Kaufherrn zog.

Aber je öfter er die Sonne am Horizont untertauchen sah und je mehr ihm die reine Morgenluft ins Gesicht schlug, desto mehr lebte auch in seinem Herzen die moralische Kraft wieder auf und verschwand nach und nach sein Lebensüberdruß. Und neugierig sah er jedem kommenden Tage entgegen.



Der französische Flieger Garros.

Dem Flieger Garros ist kürzlich der Versuch geglückt, den Höhen-Weltrekord für Flugmaschinen zu drücken. Der Flieger erreichte hierbei eine Höhe von 5000 Metern, eine Leistung, die noch nie erzielt worden ist.

Als er schließlich an einem heißen Nachmittage durch einen schattigen Olivenwald ging, drang eine frische, fröhliche Stimme, die die lustigen Triller eines Jubelliedes dahinschmetterte, an sein Ohr; nach ihr hin lenkte er seine Schritte.

Unter einem uraltten Baume mit gekrümmten Stamme und knorrigen Ästen saß nachlässig ausgestreckt ein Hirte, dessen Herde in einiger Entfernung unter der Obhut der Hunde friedlich weidete.

„Heda, Schäfer!“ so rief Kapum ihm entgegen, „du scheinst dir keine Grillen zu machen?“

„Was sollte ich auch, guter Freund? Meine Widder sind fett, meine Schafe haben milchgeschwollene Euter und die Sonne strahlt den lieben, langen Tag! . . .“

„Die Herde gehört aber doch nicht dir?“

„Doch, die gehört mir, da mein Herr sie mir ja anvertraut, weil er weiß, daß sie bei mir gut gedeiht.“

„Es ist dir doch sicher langweilig, so mutterseelenallein?“

„Meine Hunde sind mir zugetan, meine Flöte schafft mir Zerstreuung, und die Segenswünsche der Bettler und Reisenden, denen ich niemals ein Widderhorn voll schäumender Milch verweigere, tun mir wohl, wie erquickender Regen, wie die Freundschaft meines Herrn, und daran denke ich bis zum Abend, wo mein Liebeschen kommt, nachdem es süße Orangen und Zitronen gepflückt hat und von mir geflochtene Körbe voll reifer Früchte auf dem Kopfe trägt. Mir kommt ihr Anblick wie ein vorüberziehender Stern vor, den ich entzückt betrachte, um dann unter den Bliden seiner Himmelschwester einzuschlafen.“

„Dann hast du wohl Gefallen am Leben?“

„Gewiß!“

„Bist du denn glücklich?“

„Vollkommen glücklich.“

Der Sultan bebte vor Freude, da er endlich das langgesuchte Wesen getroffen hatte. Er brach in heiteres Lachen aus, wie es ihm seit seiner Jugend nie mehr über die Lippen gekommen, und das mit seinem frohen Widerhall den ganzen, stillen Wald erfüllte.

„Hier hast du drei Zechinen, Hirt,“ sagte Kapum, indem er in die Börse griff; „gib mir dein Hemd.“

Da sah ihn der Schäfer erschreckt an:

„Drei Zechinen für ein Hemd! . . .“

„Ja, her damit . . .“

„Ach, Herr, es geht nicht . . .“

„Ich biete dir vier! . . . fünf . . .“

Der Hirt schüttelte mit dem Kopf.

„Zehn! . . . zwanzig . . .“

„Es geht nicht . . .“

„Her damit, oder ich bringe dich um!“

„Aber, Herr,“ sagte der Hirt klagend, „das würde dir ja doch nichts nützen!“

„Warum nicht?“

„Weil ich kein Hemd habe! . . .“

Darauf ging Kapum gebeugten Hauptes nachdentlich fort, da er die Lehre des Pilgers verstand. Nicht seinen Körper sollte er mit dem leinenen Gewebe bedecken, sondern sein Herz in das unbefasbare Gewand makelloser Eigenschaften hüllen, die das reine Gewissen des glücklichen Menschen bildeten.

Und die drückende Bürde seiner Langeweile und Grausamkeit abwerfend, kehrte der umgewandelte Sultan, die Seele in Mitleid, Güte und Liebe gekleidet, wieder in seinen Palast zurück.

### Sinnsprüche.

Bei euch Menschen ist der immer willkommen,  
Der sich unentbehrlich zu machen weiß.

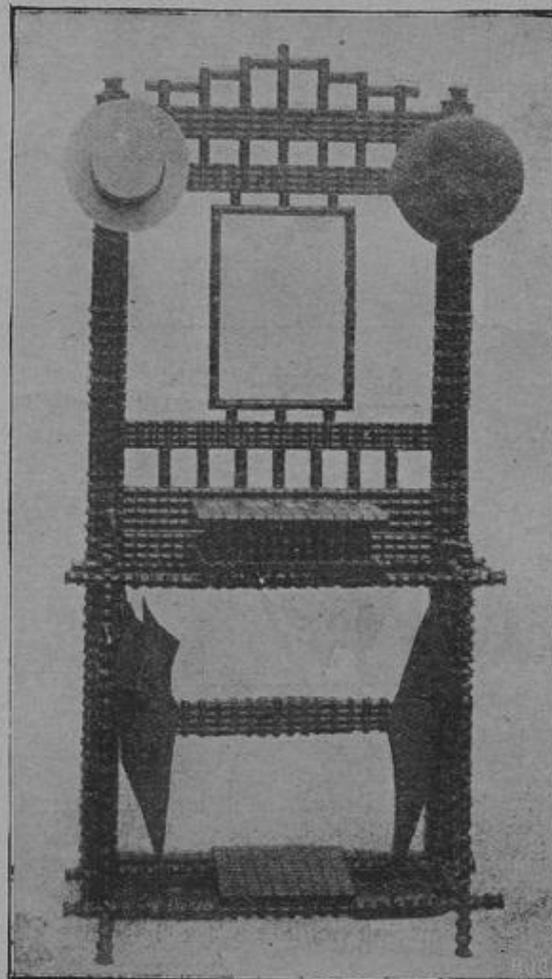
Herder.

Vergnügungsreisende, die am meisten Zeit haben, reisen  
gewöhnlich mit Schnellzügen.

Fliegende Blätter.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Schiller.



Ein eigenartiger Garderobenständer.

Ein englischer Tischler hat während seiner Mußestunden einen Garderobenständer vollständig aus Garnrosen hergestellt. Der Garderobenständer ist trotzdem sehr stabil und ganz geschmackvoll.

### Humor.

\* **Nichtige Antwort.** In einem Examen fragte der prüfende Offizier einen Kadetten: „Die Feinde des Militärwesens halten das stehende Heer für ein großes Unglück. Kannst du mir wohl sagen, was noch ein weit größeres Unglück ist?“ — „Ein davonlaufendes!“ war die rasche und eratte Antwort.

— **Vielleicht hat sie recht.** Bei Gelegenheit einer Visitationkreise besuchte der Bischof den Religionsunterricht einer Dorfschule und stellt u. a. die Frage: „Was ist die Ehe?“ Das Mädchen, das die Frage beantworten soll, antwortet aufgeregt: „Die Ehe ist ein Zustand schrecklicher Qualen, die diejenigen, die in sie eintreten, zur Verbüßung zeitlicher Sündenstrafen eine Zeit lang zu erdulden haben, um sich für eine bessere Welt vorzubereiten.“ Der Pfarrer will berichtigend eingreifen, doch der Bischof meint ruhig: „Lassen Sie die kleine nur, wer weiß, sie hat vielleicht recht; was wissen Sie und ich davon.“

\* **Juristische Definitionen des Rußes.** Der Staatsanwalt definiert: „Der Ruß ist ein Preßzeugnis, bei dem Nachdruck gestattet ist.“ — Der Rechtsanwalt sagt: „Der Ruß ist ein Gemüßmittel, wegen dessen Fälschung keine Anklage erhoben werden kann.“ — Und der Richter endlich philosophiert: „Der Ruß ist ein Preßprozeß, bei dem die Mündlichkeit des Verfahrens von je her geboten ist, die Öffentlichkeit aber meistens ausgeschlossen wird.“

\* **Aus der Instruktion.** Unteroffizier: „Was muß derjenige sein, dem eine militärische Leichenparade zukommt?“ — „Dod muß er sinn.“

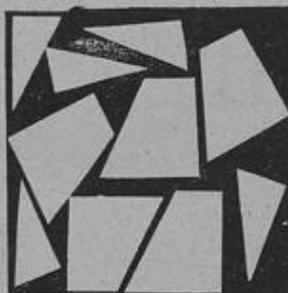
\* **Abfertigung.** In einem Kaffeehaus probte ein Einfältiger mit seinem schönen Ring. Ein Maler hatte vielerlei an den Steinen auszufragen. „Was sprechen Sie da,“ sagte der Mann zum Maler, „Sie kennen ja gar nicht die Steine, Sie verstehen ja nur mit Pinseln umzugehen.“ — „Zeit ja, aber sonst auch mit vernünftigen Leuten,“ antwortete der Maler.

## Rätsellecke.

### Bilderrätsel.



### Zusammensetzungsaufgabe.



Aus den fünf Dreiecken und fünf unregelmäßigen Vierecken ist ein Viereck zu bilden.

### Scharade.

Eins schnaubt mit Zwei am Jäger wild vorbei,  
Drei hütet Tag und Nacht so Huhn als Weib,  
Das Ganze ist die reinste Schlägerei.

### Anagramm.

1 2 3 4 gebar einst treffliche 3 4 1 2,  
Und 4 3 2 1 war mit unsrer Liebe einerlei.  
4 1 2 3 zerfließt in feinstem Wohlgeruche ganz;  
Und 2 3 4 1 ließt sich oft als Fürst des Morgenlands.

### Arithmetische Aufgabe.

Wie schreibt man  $\frac{1}{2}$  Mark mit zwölf Ziffern?

### Scherzfrage.

Warum sind die Buchhändler die besten Untertanen?

### Kryptogramm.



### Zachrätsel.

Am Kopfe findest du's gefährlich,  
Am Osen aber unentbehrlich;  
Den Beutel ruiniert es gar;  
Der Maus verhilft's aus der Gefahr.

Auflösungen in der nächsten Nummer.

### Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Auflösung der Schachaufgabe:

- |             |             |             |
|-------------|-------------|-------------|
| 1. Sc3 Kc3  | 2. De3† Kc4 | 3. Dd3 matt |
| 1. . . . c4 | 2. Dg5      | 3. De3 matt |

Rätsel: Einfluß.

Arithmetische Scherzaufgabe: Man schreibt mit arabischen Ziffern 18 und streicht die Hälfte weg, worauf 10 übrig bleibt.

Rösselsprung:

Zwischen Eisen und Berweilen,  
Alles schicklich einzuteilen,  
Ist ein Spruch, den ich gelernt;  
Doch im Leben wie im Dichten  
Ganz danach mich einzurichten,  
Davon bin ich noch entfernt.

Friedrich Rückert.

Rätsel: Am Eise, Ameise.

Logogryph: Schulter usw.

Vererbild: Bild auf den Kopf stellen; der Gesuchte wird dann zwischen dem Radler und dem linken Baum sichtbar.

Scherzrätsel: Weil sich die Leute die Köpfe dabei zerbrechen.

Redaktion: Dr. Erwin Thussen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 40.

Sonntag, 29. September.

Jahrgang 1912.



## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.



(10. Fortsetzung.)

„Was sagen Sie dazu?! Großartig, nicht?!“ Billie drückte rechts und links freudig die ihm entgegen gestreckten Hände. Dann zog man sich zum Kriegsrat zurück. Nach Verlauf von zwanzig Minuten war man sich über die Maßnahmen, die jetzt einzuschlagen waren, vollkommen einig. Billie hatte recht gehabt. Aus diesem Glücksfall mußte Kapital geschlagen werden; rücksichtslos! Und ginge es über Leichen! Eine halbe Stunde später wurde Billie beim Chefredakteur des Daily-Express gemeldet. — — — Der Mann kannte den Namen; war Billie Peters doch eine Leuchte der Organisation. Und so empfing er ihn sofort.

„Ich bin gekommen,“ sagte Billie in seiner direkten Art ohne Umschweife, „um von Ihnen zu erfahren, wer der Autor dieses Artikels ist?“

Der Chefredakteur schüttelte verneinend das Haupt. „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, aber der Name eines Autors — —“

Mit einer ungeduldigen Gebärde unterbrach ihn Billie. „Machen Sie keine Geschichten!“ sagte er in seiner kurz angebundenen Art. „Wir sind in der Wahl; es handelt sich nicht nur um ein Wahlmanöver, sondern es handelt sich um das Wohl und Wehe der Ma-

schine. Sie sind unser Parteiorgan und Sie werden mir sagen müssen, von wem der Artikel stammt! Daß ich mit dem Namen keinen Mißbrauch treibe, versteht sich ja wohl von selbst.“

Der Chefredakteur antwortete nicht gleich. „Wozu wollen Sie den Namen wissen?“ fragte er schließlich.

„Ich will und muß mit dem Manne sprechen!“ Wieder überlegte der Redakteur. Schließlich ging ihm die Zukunft der Partei über alles; seine eigene Existenz hing von ihrem Wohl und Wehe ab! Bald hatte er seinen Entschluß gefaßt.

„Doktor Jenkins. Hundertdreizehn Rivington-Street.“ Billie machte ein verdutztes Gesicht.

„Kennen Sie ihn?“ fragte der Redakteur. Billie rieb sich nachdenklich die Stirn und dann, auf einmal, erhellten sich seine Züge. Natürlich, Doktor Jenkins! Das war doch

der Name, den ihm Jim, der Barkeeper, genannt hatte. Und nun fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Was Jenkins! Dr. Jenkins! George Roder! Ruffat! Er, Billie Peters selbst! Herr Gott, das war in Durcheinander! Augenscheinlich hatten alle dasselbe Ziel, ohne daß einer von den an-



### Zum Eucharistischen Kongreß.

An den Feierlichkeiten des Eucharistischen Kongresses in Wien beteiligten sich die Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses lebhaft. Der

greise Kaiser Franz Josef nahm sogar an der großen Prozession zu Ehren der heiligen Eucharistie in einer der alten, wunderbar ausgestatteten Prunkkarossen teil.

dem etwas wußte. Mit George Roeder als Gipfelpunkt! Einen Moment drehte sich das Zimmer mit ihm im Kreise herum. Das schien alles sonnenklar und verworren, aber bald wollte er Gewißheit haben! Noch einige Minuten besprach er die Situation mit dem parteifreundlichen Redakteur. „Nur immer in dieselbe Kerbe hauen! Immer weiter, bis der Kerl umsinkt! Im übrigen — glauben Sie ein Wort von der Geschichte?“

„Nicht eine Silbe!“ lachte der Redakteur.  
 „Ich auch nicht!“ bekannte Willie. „Aber das kann uns ja alles gleichgültig sein. Wer ist denn übrigens dieser Doktor Jenkins?! Gehört er zur Maschine?“ — „Nein!“  
 „Welches Interesse hat er also daran, mit uns so Hand in Hand zu arbeiten?“

Wieder mußte der Redakteur seine Unwissenheit bekennen. „Weiß der Teufel! Irgendein persönlicher, rachsüchtiger Grund!“ Willies Vermutungen verdichteten sich zur Gewißheit. Ja, bald wollte er alles ganz bestimmt wissen. Und er verabschiedete sich. Vor der Tür hielt er die erste Droschke an, die vorbeifuhr. „Hundertdreizehn Livingston-Street!“ Davon rollte das Cab. Ueber Grand-Street und Bowery waren sie schon hinaus, da riß Willie die Tür auf. „Kutscher!“ Der drehte sich um. „Fahren Sie erst mal nach der Mulbery-Street; nach dem Polizeiamt.“

daran hatte, einen so großen Mann der Maschine, wie Willie Peters es war, zu empfangen, erhebt aus dem Gesagten. Bald war die Unterredung im vollsten Gange. „Das läßt sich daraufhin schwer machen!“ meinte Mister Hughes.

Willie machte eine ungeduldige Handbewegung. „Es muß eben gemacht werden! Und zwar würde ich Ihnen raten, es noch heute zu machen; eventuell sofort! Vergessen Sie bitte dies eine nicht: Ruffat ist absolut der stärkste Mann, den Tammany-Hall zum Bürgermeister-Kandidaten aufstellen konnte. Machen wir den Mann unmöglich, so sind wir sicher, unseren eigenen Mann hineinzubringen. Bleibt Ruffat auf der Plattform, so sind wir ebenso sicher, daß er gewählt wird. Sie wissen so gut wie ich, daß die Menge einfach fanatisch ist, soweit er in Betracht kommt. Und in dem Falle —, wo bleiben Sie?“

Sie saßen noch lange beieinander. Zu Hughes' Ruhm sei es gesagt, daß er sich lange sträubte. Aber es half ihm alles nichts. Willie telephonierte dem Voss, und der wandte sich auf eben demselben Wege an den Polizei-Präsidenten. Und was dieser zu hören bekam, klang ihm nicht angenehm in den Ohren. „Wenn Sie nicht tun, was Willie Peters von Ihnen verlangt, dann sind sie die längste Zeit Polizei-Präsident gewesen. Denn dann wird Thanna Ruffat sicherlich



**Vom Eucharistischen Kongreß.**

Unter den zum großen Wiener Kongreß zusammengeströmten Oesterreichern waren auch die Tiroler stark vertreten. Sie bildeten im Festzug eine eigene Gruppe, die sich durch kernige Gestalten und malerische Trachten auszeichnete.

Willie hatte es sich in der Droschke überlegt. Den guten Jenkins würde er immer noch finden. Jetzt hieß es, dafür zu sorgen, daß Thanna Ruffat öffentlich unmöglich gemacht würde. Dann würde sein, Willies, Zweck erreicht sein. Das Haupt-Polizei-Amt von Newyork liegt in einer ganz merkwürdigen Gegend, und zwar mitten im italienischen Viertel der Stadt. Vor dem Hause erstreckt sich jetzt ein schöner Park. Vor wenigen Jahren aber noch erhoben sich hier die schmutzigen, übel duftenden Häuser der einmaligen römischen und sizilianischen Bevölkerung. Da hörte man kein englisches Wort, noch hätte man, obwohl man sich in Amerika befand, sich hier jemals in der englischen Sprache seines Weges erkundigen können. Quer über die enge Straße zogen sich Stride, auf denen schmutzige, zerlumpte Wäsche trocknete, darunter hielten ebenso schmutzige, alte Weiber Apfelsinen, Macaronis, Fenchel, Zwiebeln und Orangen feil. Wie einer der wüsten Teile Neapels — doch ohne jede Spur von Neapels Schönheit — mutete es an. Doch jetzt war aus diesem wüsten Häusergewir ein prächtiger Park entstanden, zur Freude der ganzen Bevölkerung. Hier nun, vor dem Polizeiamt, hielt Willies Wagen. Der Polizeigewaltige Newyorks stellt jedoch eine ganz andere Persönlichkeit und Bedeutung dar, als etwa der Polizei-Präsident von Berlin oder einer sonstigen europäischen Weltstadt. Denn der amerikanische ist Polizei-Präsident von Gnaden der politischen Partei, der er angehört. Fällt die Partei, so fällt auch er. Daß also der gegenwärtige, von der republikanischen Partei aufgestellte Präsident ein Interesse

zum Bürgermeister gewählt, und der erste, den er dann stürzt, sind Sie. Sollte es aber wider Erwarten gelingen, unseren eigenen Mann trotz Ruffat durchzubringen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie dann ebenfalls der erste sind, der fliegt. Es sei denn, Sie leisten den Wünschen Peters' Folge!“ Und als Willie den Präsidenten verließ, da hatte er dessen Versprechen, mit möglicher Schnelligkeit zu handeln. „Und nun muß ich mir mal den famosen Jenkins ansehen!“ murmelte Peters, als er von neuem sein Cab bestieg.

**3ehntes Kapitel.**

Es war 8 Uhr abends. Seit einer Stunde hatten Ruffat und sein Sekretär still vor sich hin gearbeitet. Jetzt legte George seine Papiere auseinander und schloß sie im Schubfach seines Tisches ein. „Wenn Sie keine weiteren Aufträge für mich haben, Mister Ruffat, dann möchte ich mich mit Ihrer gütigen Erlaubnis jetzt empfehlen!“ Ruffat schob seine Papiere zur Seite und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

„Gar nichts! Es sei denn, daß Sie mir vielleicht noch irgendetwas über Marbach oder Gregor zu sagen hätten!“ Roeder schüttelte den Kopf. „Ich habe Ihnen alles, was sich zugetragen, wortgetreu wiedererzählt!“

„Und welche Folgerungen ziehen Sie?“  
 „Die Folgerung, daß Marbach sich nicht erreichen lassen will, und daß Gregor durch Marbach so stark beeinflusst ist, daß auch mit ihm nichts anzufangen wäre!“

„Sie würden also in meinem Falle die Sache dort belassen, wo sie ist?“

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, Mister Ruffat!“ meinte George zögernd. „Ich will mich aber gern morgen noch einmal mit Gregor in Verbindung setzen. Am liebsten wäre mir allerdings, wenn Sie mir ganz bestimmte Direktiven geben wollten!“

Ruffat bückte sich wieder über seinen Schreibtisch und blätterte wie gleichgültig unter seinen Papieren. „Lassen wir es bis morgen gehen, George!“ sagte er. „Ich will mir die Sache über Nacht noch überlegen!“ Worauf George sich erhob, seinen Hut vom Nagel nahm und mit einem „Gute Nacht“ zur Tür hinaus wollte. Dabei prallte er mit einem der jungen Mädchen zusammen, die in demselben Moment aus dem Pasteurisierraum in Ruffats Zimmer hinein wollten.

„Hier ist ein Herr, der Mister Ruffat sprechen will!“ sagte sie zu George. Der blieb stehen und wandte sich fragend seinem Chef zu. Dieser wollte seinerseits wissen: „Wer ist der Herr?“

„Er hat es nicht gesagt. Er sagte nur, er müsse Mister Ruffat in dringender Angelegenheit sofort —“

Da ertönte auch schon von der Tür her: „Guten Abend, Mister Ruffat! Entschuldigen Sie mein Eindringen; ich muß Sie einen Moment unter vier Augen sprechen!“ Und Ruffat hatte den Eindringling auch schon erkannt. Er war aufgestanden, dem Manne ein paar Schritte entgegengegangen und hatte ihm die Hand gereicht. „Guten Abend, Herr Inspektor Bryon! Was verschafft mir das Vergnügen?“

Bryon streifte mit einem Seitenblick den Sekretär. „Um was handelt es sich denn?“ fragte Ruffat ahnungslos.

„Um eine ganz unangenehme Sache!“ erwiderte Bryon. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie unangenehm mir der Auftauchen ist, der mir hier geworden.“

Und als Ruffat ihn erst recht fragend ansah: „Es handelt sich um — um eine Milch-Angelegenheit!“

„Wirklich?! Nun denn, wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Der Inspektor schüttelte verneinend den Kopf. „Soll ich hier vor Ihrem Sekretär sprechen?“

„Unter allen Umständen! Alles was mit Milch zusammenhängt, darf und soll sogar mein Sekretär wissen!“

„Selbst wenn es recht, recht unangenehm ist?“

„Selbst dann!“

Da trat eine kleine Pause ein. Der Inspektor schien recht nervös; er räusperte sich ein-, zweimal, ehe er anfing. „Ich weiß, Sie werden mich persönlich für das, was kommt, nicht verantwortlich machen, Mister Ruffat! Dazu sind Sie zu vernünftig. Ich achte Sie so hoch, wie es die New Yorker Bürger überhaupt tun!“ Er trat von einem Fuß auf den anderen und baskete an seiner Erkennungsmarke. George wurde abwechselnd blaß und rot. Der einzig ruhige von den dreien schien Ruffat. „Also Mister Ruffat, es ist meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß ich beauftragt bin —“ Pause. — „beauftragt bin —, die gesamte, hier vorrätige Milch mit Beschlag zu legen. Wünschen Sie meinen Befehl zu sehen?“

„Nein!“ sagte Ruffat, noch immer so ruhig wie vorher. Nur einen scharfen Blick warf er zu George hinüber. „Nein! Was ich wissen möchte, ist, von wem der Befehl ausgeht, von wem er unterschrieben?“

Der Inspektor steckte die Hand in die Tasche, zog ein weißes Papier heraus und entfaltete es: „Vom Polizeipräsidenten selbst!“

„Dann, Herr Inspektor, tun Sie Ihre Pflicht!“

„Vor der Tür hält ein Wagen!“ sagte der Inspektor. „Alle meine Leute sind in Zivilkleidung. Wenn wir also die Milch in aller Ruhe auf den Wagen laden, so wird es keinerlei Aufsehen erregen!“

Ruffat nickte zustimmend. „Nur eins,“ sagte er, „versehen Sie die Milch hier?“

Der Inspektor dachte einen Moment nach.

„Ich habe dazu keinen Befehl. Tatsächlich bin ich gar nicht einmal darauf eingerichtet!“

„Dann,“ sagte Ruffat, „werde ich die Milch dorthin begleiten, wo sie hingehört. Denn, es ist ganz selbstverständlich, daß jede Kanne versiegelt wird, ehe ich meine Augen davon lasse und es ist ebenso selbstverständlich, daß das Siegel nur in meiner Gegenwart wieder erhoben werden darf.“

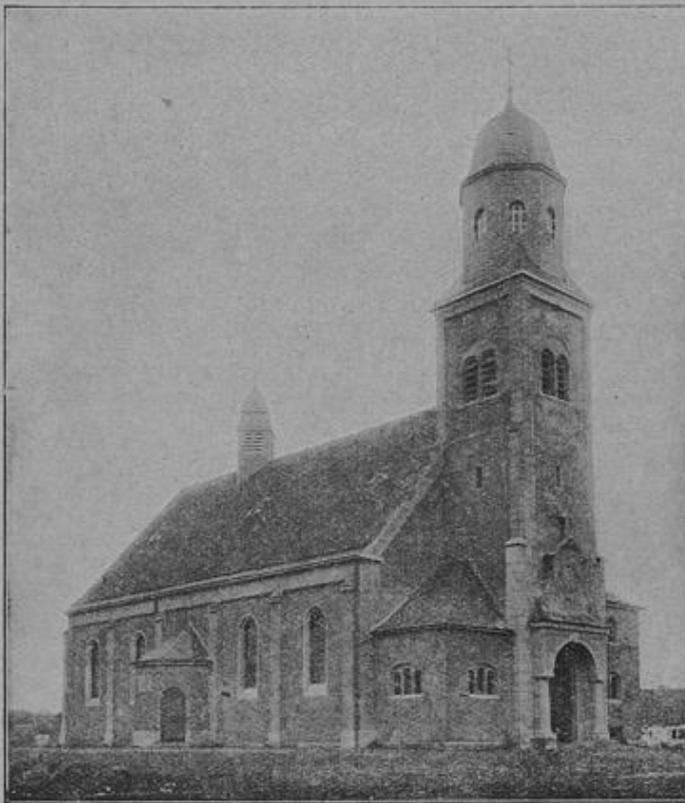
„Das ist Ihr gutes Recht!“ meinte der Inspektor; „und

nicht nur das, es ist sogar sehr vernünftig! Und jetzt wollen wir an die Arbeit gehen!“

Er wandte Ruffat den Rücken, um sich wieder in das Laboratorium zu begeben. Ruffat hielt ihn noch einen Moment zurück: „Wessen bin ich denn angeklagt?“ fragte er noch.

Der Inspektor nahm das Papier von neuem heraus. „Hier steht's nicht drin. Dies ist einfach eine Verfügung zur Beschlagnahme. Aber ich nehme an, es ist die Folge von dem Artikel von heute nachmittag.“

„Wahrscheinlich!“ meinte Ruffat gleichmütig. Auf einen Wink des Inspektors vom Fenster aus kamen ein halbes Duzend Männer von einem großen, gedeckten Wagen herunter, traten ins Haus und machten sich daran, die zahlreich gefüllten Milchkannen vor die Tür zu tragen. Passanten blieben kaum stehen; man war gewohnt, daß vor diesem Hause die gefüllten Milchkannen abgeliefert, leere fortgeschafft wurden. So erledigte sich denn alles ohne jeden Zwischenfall. Bald war der große Raum bis auf die letzte Kanne geleert. Die Mädchen und Arbeiter hatten allerdings merkwürdige Gesichter gemacht, sich aber mit Ruffats Worten schließlich zufrieden gegeben, als er sagte: „Wir versuchen ein neues System. Bis morgen abend habt Ihr frei. Dann kommt Ihr alle wieder hierher!“ Und



St. Michaelskirche Düsseldorf-Lierenfeld.

Die neue Kirche für das Rektorat St. Michael, ein schlichter, aber edel geformter Barockbau, wurde innerhalb eines Jahres errichtet. Sie ist ein Werk des Düsseldorfer Architekten P. Milles.

merkwürdig lachend hatte er hinzu gefügt: „Jawohl, ein ganz famos, ganz, ganz neues System!“

Die Milch war auf dem Wagen. Der Inspektor sah Ruffat fragend an: „Was nun weiter?“ Und dann: „Vertrauen Sie mir, Mister Ruffat?“

„Unbedingt!“

„Dann schlage ich Ihnen vor: Nehmen Sie ein Auto und fahren Sie nach dem Polizeiamt. Sie werden wahrscheinlich dort früher ankommen, wie wir mit unseren Gäulen. Warten Sie, bis wir ankommen, damit die Milch in Ihrem Wesen abgeladen wird. Inzwischen stehe ich Ihnen dafür, daß untenweg's kein Deckel angerührt wird, kein Mensch sich den Gefäßen nähert.“ Ruffat erklärte sich einverstanden. Der Inspektor wandte sich an seine Leute: „Sie können, auf welchem schnellsten Wege Sie wollen, nach dem Polizeiamt zurückkehren. Auf dem Wagen bleibt nur der Kutscher.“ Dann verschloß er persönlich die Wagentür. Die „Arbeiter“ grüßten und entfernten sich. Der Inspektor und Ruffat

schüttelten sich die Hände. In demselben Moment fragte George: „Soll ich Sie begleiten, Mister Ruffat?“

Ruffat und der Inspektor sahen sich bei dem unbestimmten Dämmerlicht einen Moment fragend an. Unmerklich schüttelte der Inspektor verneinend den Kopf. Womit er den Gedanken bestätigt hatte, der Ruffat gleichzeitig durch den Sinn geflogen war. Die beiden erfahrenen Männer hatten sich verstanden. „Nein, George! Ich danke Ihnen! Seien Sie morgen wieder pünktlich zur Stelle!“

George grüßte und ging. Und sobald er es wagte, atmete er tief und erleichtert auf. Gott sei Dank! Das hätten wir hinter uns! Alles andere geht mich jetzt nichts mehr an. Und nun?! Er war an der Ecke des Broadway und der zweiunddreißigsten Straße angekommen und stand einen Moment überlegend still. „Eigentlich müßte ich jetzt zu Jenkins!“ murmelte er vor sich hin. „Aber ich es aber, dann wird es zu spät für die andere Sache; vielleicht zu spät für immer!“

Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Eine Elektrische kam vorüber; er ließ sie halten und sprang hinein. Das Geschick spielt merkwürdig mit dem Menschen! Wäre Roeder jetzt zu Jenkins gefahren, wie er nur einen Moment beabsichtigte, so wäre er dort unweigerlich mit Willie Peters zusammengetroffen, der sich dort gerade in eifrigem Gespräch mit May Jenkins befand. Und dann wäre wahrscheinlich vieles ganz anders gekommen. Die Elektrische aber, die Roeder bestieg, bewegte sich in der entgegengesetzten Richtung von der Rivington-Street. In dessen hatte Ruffat den Polizei-Inspektor zu sich in sein Automobil gebeten, und beide befanden sich unterwegs nach dem Polizeiamt. —

Und wieder war ein Arbeitstag zu Ende. Wie immer war Gertrud Hartwig eine der letzten. Gewissenhaft wie sie war, konnte sie sich von ihrem Schreibtisch nicht trennen, ehe nicht alles genau auf seinem Platz lag; und das nahm Zeit in Anspruch. Aber schließlich hatte auch sie die Straße erreicht und eilte, weder rechts noch links blickend, der Station der Hochbahn zu. Schon hatte sie die unterste Stufe erreicht und war eben im Begriff, leichtfüßig die steile Treppe hinauf zu laufen, als jemand ihre Schulter berührte. Sie wandte sich um. Vor ihr stand ein Bote.

„Sind Sie Fräulein Gertrud Hartwig?“

Gertrud, etwas erkant, bejahte. „Dann soll ich Ihnen diesen Brief übergeben!“

Gertrud öffnete das Kuvert und las beim hellen Schein der Hochbahn-Laternen: „Wollen Sie bitte sofort zu mir ins Laboratorium kommen. Ich möchte Ihnen einen vertraulichen Auftrag geben!“ Unterschrieben waren diese Zeilen mit: Ruffat. Noch ehe das Mädchen Zeit hatte, auch nur einen Moment nachzudenken, sagte der Bote: „Ich sollte auch noch bestellen: Der Herr hätte ins Bureau telephonierte, konnte aber nicht gleich Anschluß bekommen. Und, da er fürchtete, daß, wenn er noch lange warte, Sie fort sein würden, so hat er mich im Automobil hierher geschickt und mir gesagt, wenn das Geschäft schon schließen sollte, dann müßte ich hier an dieser Hochbahn-Station warten. Und er hatte

Sie so genau beschrieben, daß ich mich nicht irren konnte. Ich bin gerade angekommen!“

Viel Zeit zum Nachdenken hatte Gertrud nicht. „Mein Automobil steht noch da drüben!“ Und der Bote deutete mit dem Finger zur anderen Ecke, wo in der Tat ein Automobil hielt. Gertrud ließ sich von dem Bote hinüberführen; währenddessen arbeitete ihr Hirn mit Hochdruck. Die Sache kam ihr merkwürdig vor; sie konnte wahr, konnte auch nicht wahr sein! Einerseits war es eigenartig, daß Ruffat sie nicht einfach telephonisch zu sich bestellt hatte. Jetzt stand sie auch schon vor dem Chauffeur:

„Wo kommen Sie her?“

Fortsetzung folgt.

Das Leipziger Fürstenhaus.

Eines der schönsten und ältesten Renaissance-Gebäude der Stadt Leipzig wird jetzt umgebaut. Das Fürstenhaus ist Eigentum der Universität und wurde im Jahre 1558 erbaut. Der Umbau soll sich streng an den Stil des Hauses anschließen, so daß zu hoffen ist, daß das schöne Leipziger Renaissance-Haus in seiner Eigenart erhalten bleibt.



0110110110110110110

Die Villa des Multimillionärs Rockefeller.

Dem bekannten amerikanischen Multimillionär gehen täglich Drohbriefe von dem Verbrecherbund „Die schwarze Hand“ zu, in denen er aufgefordert wird, eine Million Dollars zu hinterlegen, andernfalls er ermordet würde. Die Villa wird deshalb von einer Reihe von Detektiven, die von Spürhunden begleitet sind, Tag und Nacht bewacht.

0110110110110110110

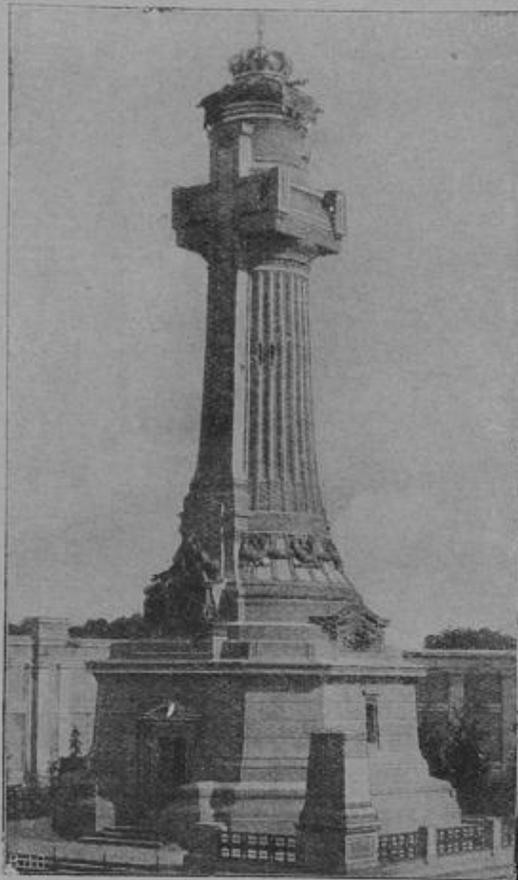
# Ihr vierter Mann.

Humoreske von F. Clemens.

„Das wäre eine Partie für Sie,“ sagte der Rittergutsbesitzer Hödler zu seinem Inspektor, indem er ihm ein Zeitungsblatt unter die Nase hielt.

### Das neuenthüllte Borodino-Denkmal.

Anlässlich der 100jährigen Wiederkehr des Tages, an dem die große Armee Napoleons den Rückzug aus Rußland antreten mußte, wurde auf dem Schlachtfelde von Borodino im Beisein der Zarenfamilie ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. Gleichzeitig wurde an der Stelle, an der die ersten Kämpfer fielen, ein Denkmal enthüllt.



||O||O||O||O||O||O||O||O||

### Das neue Polizeipräsidium in Wien.

Die Zentralisierung der Behörden in den Millionenstädten macht für deren Verwaltungszentralen besondere Aufwendungen erforderlich. Die alte Polizeizentrale in Wien genügte nicht mehr für die Unterbringung des Polizeibeamten-Apparates. Nunmehr ist ein neues Polizeipräsidium gebaut worden. Es befindet sich in der Elisabeth-Promenade.

||O||O||O||O||O||O||O||O||



(Nachdruck verboten.)

Inspektor Daus las neugierig die blauangestrichene Anzeige: „Junge Frau, 31 Jahre alt, bietet tüchtigem Oekonom Gelegenheit, in ein rentables Gut einzuheiraten. Vermögen erwünscht, doch nicht Bedingung. Offerten unter E. W. postlagernd Hennersdorf.“

„Um,“ meinte er lachend, „das Alter paßt ja. Ich 33, sie 31. — Vermögen habe ich auch etwas, und ein tüchtiger Landwirt bin ich auch.“

Hödler bemerkte erstaunt, daß der Inspektor den Vorschlag ernst nahm. „Sie wären also nicht abgeneigt?“ fragte er lächelnd. „Nun, ich glaube, zu wissen, von wem die Anzeige ausgeht.“

„Ah —“  
„Zawohl — von Frau Moll in Hennersdorf — und ich kann Sie versichern, es ist ein allerliebsteß Frauchen —“

„Wirklich?“  
„Ja — wenn man das allerliebste auf eine Dame anwenden darf, die einen vollen Kops größer ist als Sie — einen Goliath unter den Damen, einen weiblichen Dragoner — aber nicht unförmlich, sondern wohlproportioniert, ja, sogar schön und bestrickend, eine Juno in der Kattunbluse.“

Der Inspektor gab, ohne viel zu überlegen, eine Offerte unter der Chiffre E. W. auf die Post. Schon am nächsten Tage empfing er ermutigenden Bescheid. Die Heiratskandidatin lud ihn zu einer persönlichen Besprechung ein. Daus fuhr nach Hennersdorf und fand seine Erwartungen durch die stattliche Erscheinung der jungen Witwe und das ebenso blühende Aussehen des Gutes übertroffen. Auch ihr schien er zu gefallen, so schieden beide nach zweistündigem Beisammensein in bester Harmonie, und bereits vierzehn Tage später war der Inspektor glücklicher Bräutigam. Er liebte seine Zukünftige wirklich, jeden freien Tag brachte er in Hennersdorf zu, und die Angelegenheit war inzwischen soweit gediehen, daß die Hochzeit in acht Tagen stattfinden sollte.

Da versäumte er eines Tages bei der Heimfahrt von Hennersdorf den Zug. Da die Entfernung des Dorfes von der Station fast eine Stunde betrug, beschloß er, auf den nächsten Zug gleich auf dem Bahnhof zu warten, und begab sich ins Wartezimmer.

An einem der Tische war man in lebhaftester Unterhaltung. Plötzlich hörte er den Namen seiner Braut nennen. „Sie nimmt also wirklich den vierten?“ sagte einer der Sprecher, ein Bahnbeamter in Uniform.

„Gewiß — in einer Woche ist ja bereits Hochzeit,“ entgegnete ein anderer Gutsbesitzer, der dem Frager gegenüber saß.

Der Inspektor horchte auf. Daß er der vierte Mann werden würde, wußte er bereits. Sie selbst hatte es ihm



General Marion.

Bei den diesjährigen französischen Manövern wurde der Oberbefehlshaber der roten Armee, General Marion, während er ins Kartenspieltisch vertieft war, von der Kavallerie der blauen Armee gefangen genommen.

ja gesagt. „Es waltete ein besonderer Unstern über mir,“ hatte sie hinzugefügt. Aus dem Gespräch der biederen Stammtischler erfuhr er jedoch, daß der Unstern mindestens ebenso sehr über den drei Männern, als über seiner Ausgewählten gewaltet hatte. Das klang nicht gerade sehr verlockend.

„s ist ja auch kein Wunder,“ nickte lachend der Bahnbeamte. „s ist ja der reine Dragoner — und führt einen guten Schlag.“

„s ist also wahr, daß sie ihre Männer mißhandelt hat?“ fragte ein anderer Gast.

„Na und ob — sie ist sonst ein nettes Weib, hübsch, gutberzig und fleißig — aber reizbar und herrschsüchtig! Ihre Männer müssen aufs Wort variieren. Sie nimmt sich deshalb auch immer nur solche, die sie unterkriegen kann.“

In diesem Tone ging es weiter. Dem armen Inspektor fiel eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken. Was sollte er machen? Er war ein so sanfter, lebenswürdiger Mann und den Dragonerhäuten seiner Zukünftigen nicht im entferntesten gewachsen. Seine verführerische Gemütsart scheute alle Gewalttätigkeiten, so daß eine Kur nach dem klassischen Muster der bezähmten Widerspenstigen Shakespeare bei ihm außer aller Frage stand. Er fühlte sich rettungslos verloren! Aber rückgängig machen konnte er die Sache jetzt nicht mehr, ohne seine Braut und sich selber bloßzustellen. Und er überlegte hin und her, was wohl zu machen wäre.

Blöcklich leuchteten seine Augen auf, und er rief freudig: „So wird es gehen! Ich werde sofort mit Höcker sprechen, wenn ich heimkomme.“

Der Rittergutsbesitzer hörte kopfschüttelnd den Bericht und die Bitte des Inspektors, doch erklärte er sich gleich zu der erbetenen Unterstützung bereit. Schon am nächsten Morgen fuhr er nach Sennersdorf und sprach bei der heiratslustigen „Dragonerwitwe“ vor. Frau Moll war entzückt von ihrem Verlobten.

„Ein prächtiger, lieber Mensch!“ rief sie begeistert.

„Und ein ausgezeichnete Landwirt und die Herzensgüte selber — nur schade, daß er —“

„Was?“ forschte sie erstaunt.

„Haben Sie es noch nicht gehört?“

„Was soll ich gehört haben?“

„Wie — Sie hätten wirklich noch nicht — na, dann überlegen Sie sich die Sache noch sehr. Es ist kein Spaß, mit

jemandem zusammenzuleben, der an der sogenannten Bersekerwut leidet!“

„An was leidet er?“

„An der Bersekerwut! Im guten ist er um den Finger zu wickeln. Bei mir ist er nun zehn Jahre, und es ist noch kein Ausbruch vorgekommen. Aber früher soll es arg mit ihm gewesen sein. Sobald er bis zu einem gewissen Grad erregt und gereizt wird, bricht ein dämonischer Zorn, eben die sogenannte Bersekerwut, bei ihm aus, und dann ist das Unglück da. Dann bändigen ihn keine vier Männer, er nimmt den ersten besten Gegenstand zur Hand und schlägt wie ein Rasender alles zusammen, was ihm unter die Hände kommt!“

„Davon hör' ich zum erstenmale,“ rief die Frau entsetzt.

„Ja, ja — hier ist eben noch nie etwas vorgekommen. Das braucht ja überhaupt nicht der Fall zu sein. Wo Liebe und Harmonie herrschen — und Sie sind ja eine kluge Dame — — In seiner früheren Stellung, da hat's eine arge Szene gegeben. Da hat ihn ein Knecht so geärgert, daß seine Bersekerwut ausbrach. Der Knecht konnte sich nur durch schleunige Flucht retten. Neun Schafe hat er damals erschlagen und zwei Ziegen und die Rippen zertrümmert und eine Chaise. — Da sie einander so nahebetreten wollen, hat er mich gebeten, es Ihnen zu sagen, weil er Sie liebt und Sie nicht betrügen möchte.“

Frau Moll wurde ganz kleinlaut. Doch zurück konnte sie nicht mehr, und gern hatte sie den Inspektor auch. So beschloß sie, ihr möglichstes zu tun, und das tat sie denn auch mit so vorzüglichem Erfolge, daß die Neuvermählten einige Zeit wie die Turmtauben lebten. Wenn Frau Daus ihrem Ehemann doch einmal etwas Unangenehmes zu eröffnen hatte, so erfüllte sie ihre Aufgabe mit der größten Vorsicht. Sie wußte ja, daß hinter seiner scheinbaren Sanftmut ein böser Dämon sich verbarg, den zu wecken sie sich hüten mußte!

Da brach nach Monaten doch einmal der alte Unmut bei ihr durch. Der Inspektor gina ihr abends zu oft aus, und das wollte sie nicht mehr leiden. Nach einem kurzen einleitenden Geplänkel schoß sie wie eine Furie auf ihn los.

„Jetzt bricht's doch aus,“ dachte der Inspektor, und Todesangst überkam ihn. Unruhig und entsetzt irrten seine Augen umher, und um sich wenigstens verteidigen zu können, nahm er eine eiserne Stange aus dem Rollvorhang des Fensters, weil dies der ihm nächste Gegenstand war und der einzige, der gerade zur Verfügung stand. Da verfärbten sich die Züge seiner Frau, zu Tode erschrocken fiel sie dem vermeintlich Wütenden in die Arme und flehte im Tone höchster Bestürzung: „Um des Himmelswillen, Karl, werde nicht böse — ich will ja auch kein Wörtchen mehr sagen!“

Und seit diesem Tage beschattet kein Wölkchen mehr den Ehehimmel des Inspektors. Der vierte Mann und sein Dragonerweibchen leben in der glücklichsten Ehe, und nur eine Sorge trübt das Glück der anmutigen Gattin — nämlich die, daß eines Tages die gefährlichste Bersekerwut bei ihrem Manne doch zum Ausbruch kommen könnte!

### Um ein stilles Herz.

Sohn des Vaters, Herr der Ehren,  
Eines woll'st du mir gewähren,  
Eins, das mir vor allem fehlt:  
Daß aus deiner Gnadenfülle  
Milde Ruhe, sanfte Stille  
In das laute Herz mir quille,  
Daß sich stets mit Eitlem quält.

Du ja trachtest aller Orten  
Uns mit deinen Liebesworten  
Ueberschwenglich zu erfreu'n:  
Aber vor dem lauten Toben,  
Das von unten sich erhoben,  
Kann der milde Laut von oben  
Nicht in unsre Herzen ein.

Wie Maria dir zu Füßen  
Will ich sitzen und genießen,  
Was dein Mund von Liebe spricht.  
Eitelkeit und Eigenwille,  
Leib und Seele, schweiget stille!  
Komm, o Seelenfreund, erfülle  
Mich mit deinem heil'gen Licht!

Albert Knapp.

### Nur Worte.

Von Henriette Brey.

Eine weihevollte Stimmung lagerte über der kleinen Hochzeitsgesellschaft und hielt die lauten Geister der Fröhlichkeit in Bann. Onkel Waldemar hatte bereits in schwingvollen Worten das Wohl des Brautpaares ausgebracht. Hell hatten die Gläser aneinander geklingelt, auf glückliche, sonnige Zukunft waren sie geleert.

Jetzt lauschte man einem zweiten Redner. Ein schlankgewachsener junger Mann mit geistvollen Zügen war's, und echte Herzenstone wußte er anzuschlagen:

„... Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden,“ heißt es in einem ergreifenden Liede, das wir alle kennen.“ „Nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses große Glück beschieden.“ Ja, wohl ein „großes Glück!“ Doppelt glücklich darf sich schätzen, wer noch beide Eltern sein eigen nennt! Sie, verehrtes junges Paar, erfreuen sich dieses Glückes; ja, jedes von Ihnen gewinnt heute ein zweites Elternpaar! An der Schwelle des neuen Lebens stehend, mögen Sie heute wohl einen dankerfüllten Blick zurückwerfen auf die treuen Hüter und Hüter Ihrer Kindheit und Jugend — auf die Eltern an Ihrer Seite, die mit dem Sonnenchein unbegrenzter Liebe Ihr bisheriges Leben verklärten! Und wer hätte ein größeres Anrecht auf die

vor der Zeit gealtert, waren ihre Hände rauh und runzelt, war dies veraltete Kleid ihr bestes Gewand. Der Witwe des kleinen Beamten war es nicht leicht geworden, die Mittel zum teuren Studium ihres Sohnes aufzubringen. Aber ihre Mutterliebe hatte es vermocht. Sie hatte gelirgt und gedurft und war manchen Abend hungrig zu Bett gegangen. — Und jetzt, wo er in Amt und Stellung war, hatte sie gehofft, er werde sie zu sich nehmen und ihre Opfer mit Kindesliebe lohnen — er, der so schön von „Dankbarkeit“ zu reden wußte. Aber er hatte gesagt, daß sie nicht in die Kreise hineinpasste, in denen er sich bewege! — Zwei schwere Tränen rollten langsam über ihre Wangen.

Und wie hatte dieser Sohn noch heute morgen gesagt — er war erst gestern abend von der nahen Universitätsstadt herübergekommen —: „Du willst doch nicht in diesem vor-sintflutlichen Kleide zum Feste gehen? Dann bleib' lieber zu Haus und mach' dich nicht lächerlich!“

... Eine Bewegung entstand — der Redner hatte geendet. Allgemeines Aufstehen, Gläserklingen. Jubelnd umdrängte man ihn und die Gefeierten.

Die junge Dame neben des Redners Mutter beugte sich zu dieser und sagte mit feuchten Augen: „Nur aus der Liebe



Das Friesenmuseum in Wyl auf Föhr. In dem Nordseebade Wyl auf der Insel Föhr hat der dort bestehende Verein für Volks- und Naturkunde für die wertvollen Sammlungen ein Museum errichtet, in ihm werden Fundobjekte von der Eigenart des friesischen Volkstumes von der mittleren Steinzeit bis zur Jetztzeit aufbewahrt.



Dankbarkeit der Kinder, als der Vater, der ein ganzes langes Leben in rastlosem Sorgen und Schaffen für das Wohl der Kinder sich mühte? — Als die Mutter, die in unermüdlicher, aufopfernder Liebe uns hegte und pflegte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, wie der Dichter so ergreifend sagt:

„Es tritt der junge Morgen  
Die Mutter unter Furcht und Sorgen.  
Sie hat die ganze Nacht  
An ihres kranken Kindes Bett gewacht —  
Es schlägt die Augen auf! — es lebt! —  
Der stummen Lippen leiser Zug verrät  
Der Mutter stilles Dankgebet,  
Das hin durch alle sieben Himmel schwebt.“ —

... Die alte Frau am anderen Ende der Tafel, deren altmodisches schwarzes Seidenkleid mit den eleganten Toiletten der anderen seltsam kontrastierte, blickte unverwandt auf den Sprechenden. Ein bitterer Ausdruck trat in ihr Gesicht, als er die Mutterliebe verherrlichte. Sie wußte, daß all diese schönen, scheinbar in echtem Gefühl gesprochenen Worte — eben nur Worte, nur leere Worte waren, ohne tiefere Bedeutung für ihn! O, niemand wußte es besser wie sie, denn — der so sprach, war ihr Sohn!

Ihr Sohn, für den sie alles geopfert, für den sie gearbeitet und entbehrt hatte Jahre und Jahre hindurch, um ihm seine Ausbildung zu ermöglichen! Seinetwillen war ihr Gesicht

zu Ihnen konnte Ihr Herr Sohn so herrliche Worte schöpfen! Welch' eine glückliche Mutter müssen Sie sein!“

„Ja — sehr glücklich“ — flüsterte die alte Frau, sich krampfhaft bemühend, ein Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten.

### Sinnprüche.

- Man hat nicht immer gewonnen, wenn man gesiegt hat.
- \*
- Des Lebens „Es war einmal“ hat einen anderen Klang als das unserer Jugendmärchen.
- \*
- Der Tod macht seinen Strich öfter durch als unter die Lebensrechnung.
- \*
- Es gibt eine Talentlosigkeit, die das Talent zum Glück in sich trägt.
- \*
- Es gibt noch ein härteres Los als zu früh sterben: zu spät geboren werden.

**Humor.**

— In der Schule. (Aufsatz des Schülers Meyer.) „Die Schule besteht aus einer schwarzen Tafel, Bänken, Lintenfässern, dem Stod nebst dem Herrn Lehrer. Diese Sachen sind alle alt, der Stod wird aber häufig erneuert. Wer noch später wie der Lehrer in die Schule kommt, ist der größte Faulpelz. In der vorigen Woche hat der Lehrer bei der Bestrafung eines solchen mit dem Stod ein Loch ins gelobte Land gestossen. Mit dem Globus macht der Lehrer häufig eine Sonnenfinsternis. Mit dem Thermometer macht man es im Sommer so heiß, bis frei ist. Der Lehrer sieht dann

so lange darauf, bis es 25 Grad sind. In der Pause essen wir eine halbe Stunde lang unser Butterbrot. Wenn der Schulinspektor kommt, ist der Lehrer froh, wenn er wieder fort ist.

— Falsch verstanden. Eine bevorzugte Schülerin hat den Schulschranz mit den Lehrmitteln zu verwalten. In der Geographiestunde muß sie den Globus hervorholen, und der Lehrer stellt ihr gleich die erste Frage: „Wie kommt es, daß die Erdkugel an zwei Seiten abgeplattet ist?“ Schülerin (ängstlich): „Das ist mir nicht passiert, Herr Lehrer, das war im vorigen Jahr schon.“

— Modernes Gretchen. Herr: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, meinen Arm und Geleit ihr anzutragen?“ — Dame: „Danke, es geht auch ohne Sie. Bin selbst Doktor der Philosophie.“

**Rätsellecke.**

**Rätsel.**

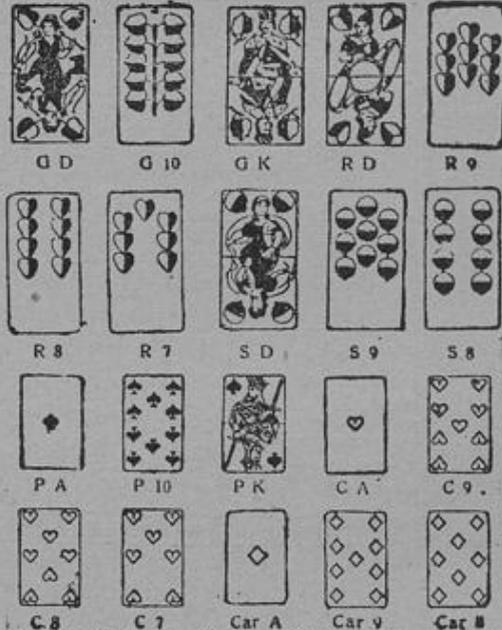
Wenn fleißig die Erste das Zweite schafft,  
Dann siehet das Ganze in Ansehn und Kraft.

**Logogriph.**

Man schlägt mit r für manches Fach,  
Das kleine Buch, sich zu belehren nach  
Und trägt's mit n auf seinem Leib  
In seinem Leinenhemde hundertfach.

**Stataufgabe.**

Vorhand hat folgende Karten:



und spielt, da alles paßt, Wende. Er hebt E 7 auf, nimmt aber, da „Paßt mir nicht“ gespielt wird, das zweite Blatt G 7. Er verliert Grünspiel, während er E ohne 10 Spiken gewonnen hätte. Wie ging das Spiel?

**Begierbild.**



Wo ist der Erwartete?

**Rösselsprung.**

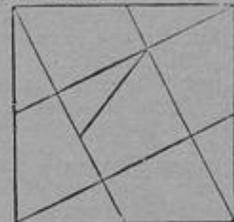
die	der	weint	im	legt	en
ge	die	Sonne	blet	Spaß	soled:
wie	wenn	schelnt	es	Blut	im
wird	aus	Welt	setn	en	oder
es	der	ihm	rein	das	schön
sich	ner	ist	auch	sein	Welt
Das	nicht	und	glaubi	und	Das
ei	Herz	er	en	er	en
hege	ver	wenn	äst	en	und
das	Sagt	Wenig	schw	Kut	im

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Bilderrätsel: Hunger ist der beste Koch.

Zusammensetz-Aufgabe:



Scharade: Keilerei.

Anagramm: Roma, Maro, Amor, Arom, Omar.

Kryptogramm: Man lese die Buchstaben von links nach rechts, nach Maßgabe der über und unter dem Mittelbilde befindlichen Schraffuren usw. und beginne mit den Buchstaben über den weißen Feldern: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!“

Arithmetische Aufgabe:  $24^{55220} / 55000$  Pfennige.

Scherzrätsel: Weil sie bei neuen Auflagen freundliche Gesichter machen.

Sachrätsel: Koch.

Redaktion: Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft f. Buchdruckerei u. Verlag  
Düsseldorf m. b. G.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 41.

Sonntag, 6. Oktober.

Jahrgang 1912.



## Der Wohltäter.

Seitoman von Oskar E. Schweriner.



11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Aus der zweihunddreißigsten Straße,“ antwortete der Mann, „und ich soll dahin zurückkommen wegen des Fahrgeldes.“ Inzwischen hatte der Vote die Tür des Automobils aufgerissen. Gertrud blickte hinein, der Wagen war leer. Einerseits hatte sie Furcht vor dem Einsteigen. Andererseits konnte sie nicht einsehen, wie sie anders zu handeln vermöchte! Was würde Rufat sonst von ihr denken? Und überhaupt, was konnte schon dabei sein, wenn sie nach der

32. Straße hinunterfuhr? Es war ja nicht allzu weit! Also stieg sie ein; der Wagen rollte davon. Sie blickte zum Fenster hinaus. Das Auto fuhr den Broadway hinab und lenkte später richtig in die 32. Straße ein. Veruhigt lehnte sie sich in ihre Ecke zurück. Sie wußte, gleich würde der Wagen in der belebten 32. Straße halten und dann würde sie ja bald wissen, was sie von der ganzen Geschichte zu halten habe! Jetzt fuhr er auch schon langsamer. Jeden Moment erwartete sie den Aufstoß zu fühlen, den es immer gibt, wenn ein Kraftwagen zum Stillstehen

kommt. Langsam bereitete sie sich zum Aussteigen vor. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen. Ein Mann stürzte zu ihr in den Wagen. Die Tür flog wieder zu und in der nächsten Sekunde hatte das Auto, das gar nicht stehen geblieben, sondern nur langsamer gefahren war, seinen Weg mit einer die Passanten gefährdenden Geschwindigkeit fortgesetzt. Sie hatte aufgeschrien. Aber der Schrei war im Getöse der Weltstadt und im Surren und Fauchen

des Motors selbst untergegangen. Und im nächsten Moment hatte sie einen kräftigen Männerarm um sich gefühlt; ein Ellbogen sah ihr an der Gurgel und zwang sie, den Mund weit zu öffnen, um zu atmen. Und da fühlte sie, wie ihr ein feuchtes Taschentuch auf das Gesicht gedrückt wurde. Dabei raunte ihr eine Stimme zu, die sie zu erkennen glaubte und die von leidenschaftlicher Erregung zitterte: „Ruhig! Es geschieht Ihnen nichts! Aber Lärm dürfen Sie nicht machen, sonst gebrauche ich noch andere Gewalt!“ Das Auto fuhr

### Zum 700jährigen Bestehen der Thomasschule in Leipzig.

Das älteste Gymnasium Deutschlands, die Thomasschule in Leipzig, feierte am 25. September das Jubiläum ihres 700jährigen Bestehens. Auch der König von Sachsen wohnte den in der Schule und im Gewandhause veranstalteten Festlichkeiten bei.



wie rasend. Hin und wieder flirrte der Schein einer Laterne durch den kleinen, dunklen Raum. Und in einem solchen Moment erlangte das Mädchen die Gewißheit dessen, was sie vor: Anfang an schon geahnt hatte. Der Mann neben ihr war: George Koeder. Sie hatte ihn erkannt. Der stand über sie gebeugt, und während sein sehni- ger Körper sie fast erdrückte und jeden Widerstand so gut wie unmöglich machte, träufelte er vorsichtig aus einem Fläschchen einige Tropfen auf das Taschentuch. Sie erkannte die Tropfen an dem Geruch: es war Chloroform. Mehr aber noch als dieses wirkte wohl die Furcht und das Be- wußtsein, diesem Manne hilflos ausgeliefert zu sein. Es dauerte nicht lange und Gertrud Hartwig sank ohnmächtig, wie leblos, in der Ecke des Autos zusammen. Nun ließ der Mann ab von ihr. Mit einem Ruck hatte er das Taschentuch zurückgezogen und schleuderte es samt dem Fläschchen auf die Straße hinaus. „So, mein Kind!“ murmelte er zwi- schen den zusammengepreßten Zähnen. Dann fuhr er sich mit der Hand nach der Stirn und öffnete, am ganzen Körper zitternd, beide Fenster des Wagens. „Die höchste Zeit! Fünf Minuten länger und ich glaube, bei Gott, ich sähe hier ebenso wie die da. Länger hätte das kein Teufel aushalten können!“ Und weiter raste das Auto in die Nacht hinein. —

„Dann sind Sie also auch mit Vater darin einig, daß Rus- sat ein Feind des Volkes ist?“ Billie versuchte, ein mög- lich ernstes Gesicht zu machen, es wollte ihm aber nicht recht gelingen. Hier saß er nun schon seit einer Stunde und plau- derte mit dieser hübschen Tochter des Arztes, der Rückkehr Dr. Jenkins' harrend. Und je länger er mit dem Mädchen plauderte, desto mehr gestaltete sie sich ihm zu einem Rätsel. Verteidigte sie den Vater nur, oder meinte sie wirklich, was sie sagte? Der Mensch hat die Gewohnheit, jeden anderen Menschen nach sich selbst zu beurteilen. Und mehr als die Gewohnheit; es ist, wenn man es recht überlegt, das Natur- gemäße. Zur Beurteilung braucht man einen Maßstab; wo und wie anders soll der Mensch diesen Maßstab finden, als in sich selbst. Folglich werden schlechte Menschen immer das schlechteste, gute Menschen immer das beste von den lieben Nachbarn denken. Und dann gibt es Menschen, die durchaus nicht schlecht sind, ohne aber das zu sein, was man gemein- hin unter „gut“ versteht. Eine solche Natur war Billie Peters. Wenn ihm jemand gesagt hatte, daß er in seiner Handlungsweise gegen Kussat sich gemein benommen habe, so hatte sich Billie ehrlich und aufrichtig geschämt gefühlt. Bei allem, was er tat, bildete er sich im Gegenteile immer etwas ein, denn seine Handlungsweise entsprang immer sei- nem Nachdenken, seinem Verstande. Er hatte zum Beispiel gelacht, und den Menschen für verrückt erklärt, der ihm ge- sagt hatte, daß in der Liebe wie im Kriege nicht unbedingt alles fair sei. Und der Parteikampf; — der amerikanische Parteikampf, wohl verstanden —, was war der anders, als ein dauernder Kriegszustand? Er hätte Kussat von seinem Standpunkte aus niemals ein Unrecht zugefügt, wie er auch glaubte, niemals jemand ein Unrecht zugefügt zu haben. Ja, er hielt sich nicht einmal dazu mytande! Wenn er, aus politischen Gründen, Kussat in eine Lage versetzten wollte, die es ihm unmöglich machen sollte, sein Wirken fortzusetzen, damit Kussat dadurch die Gunst des Volkes wieder verlor, — wer, so meinte er —, könne ihm das verübeln? Er hielt alle Mittel für gerecht, seine Zwecke zu erreichen. Dagegen hätte er es verabscheut durch Lug oder Betrug ans Ziel zu gelangen. Und deshalb stand er hier vor einem Rätsel! Er hatte aus May alles das herausbekommen, was er hören wollte; das heißt, er war überzeugt davon, daß Jen- kins irgendeine unsaubere Geschichte ins Werk gesetzt hatte, um Kussat unmöglich zu machen. Ihm, Peters, hatte das sehr in den Kram gepaßt, denn seine eigenen Pläne waren dadurch um ein Erhebliches vorwärtsgekommen. Auch über Jenkins' Beweggründe zu seiner Handlung war sich Billie nicht mehr im unklaren. Er sah es ganz deutlich: Nicht das, was ihm als das Wichtigste galt auf Erden, nämlich die Politik, sprach hier mit, sondern ganz gewöhnliche Habgucht! Die Habgucht dessen, der dadurch, daß die Krankheiten unter seinen Patienten bedeutend abgenommen hatten, um einen Teil seines Einkommens gebracht worden ist. Diese Er- kenntnis hatte Billie Peters einen Moment stutzig gemacht. Ohne es zu ahnen, hatte er mit Jenkins' Hand in Hand ge- arbeitet; das heißt, dabei mitgewirkt, Krankheiten unter dem Volke nicht nur zu verhindern, sondern sie nach Möglichkeit zu verbreiten. Und das hatte er wahrhaftig nicht gewollt!

Billie Peters hatte ein warmes Herz. Er wäre, ohne es sich zu überlegen, sofort in ein brennendes Haus gestürzt, um ein fremdes Kind zu retten. Er konnte an keinem Bettler vor- übergehen, ohne ihm etwas zu geben. Tränenröten schmerz- ten ihn wie weithingehende. Und nun hatte sein Schicksal es gewollt, daß er mit diesem Saust hier Hand in Hand arbei- tete. „Sein Schicksal“, nannte er es. Doch solcher Gedanken hatte er sich schnell entledigt. Ach was! Die Wahlen wür- den ja bald vorüber sein; die Gouverneurs-Wahl in wenigen Tagen, die Bürgermeier-Wahl in wenigen Wochen. Und wenn die republikanische Maschine gesiegt haben würde, und er, Billie Peters, kraft seiner Tätigkeit einer der Führer, wenn nicht gar der Boss geworden sein würde, dann könnte seinetwegen Kussat so viel in Philantropie machen, wie er nur Lust hatte! Ja, Billie nahm sich sogar vor, ihn dann noch zu unterstützen. Aber vorläufig mußte immer in die- selbe Kerbe gehauen werden; vorläufig war jeder Verbün- dete der Richtige. Verbündeten sich nicht auch im Kriege die schwarzen Männer mit den Weißen? Nun denn: Er war der weiße Mann und Jenkins der schwarze! Und da sah nun dieses Mädchen und wollte ihn, Billie Peters, zum besten halten? Wollte ihm, dem gewichtigsten Politiker New-Yorks, einreden, ein Mann wie Jenkins habe nur aus rein idealen Gründen gehandelt! Und darum fiel es ihm so schwer, nicht zu lächeln, als May sagte: „Sie sind doch einig mit meinem Vater, daß Kussat ein Feind des Volkes ist?“ Oder wollte sie es ihm nicht einreden, glaubte sie es wirklich selbst? Er müßte es sich geisteln, er wußte es selbst nicht! Eine Stunde war verflossen. Da erhob sich Billie Peters zum Abschied. Er wußte ja ohnedies alles, was er wissen wollte.

„Es tut mir sehr leid, Ihren Herrn Vater nicht angetroffen zu haben. Richten Sie ihm, bitte, meine Empfehlungen aus und sagen Sie ihm, ich werde morgen in aller Frühe noch einmal mit herankommen. Denn, da wir dieselben In- teressen verfolgen, sehe ich nicht ein, warum wir nicht mitein- ander arbeiten sollen!“

Eine halbe Stunde später hielt sein Kraftwagen vor den „Rose-Appartements“ in der 190. Straße in Bronx. Leicht- sichtig eilte er die enge, dunkle eiserne Treppe hinauf; ganz außer Atem, aber glücklich in dem Vorgefühl, das geliebte Wesen einen Moment später in seine Arme schließen zu dür- fen, klopfte er an die Tür von Mißreß Hartwigs Stübe. Fast in derselben Minute, in der Nummer 113 Wivington-Street George Koeder die Hausglocke zog und die ihm entgegen- eilende May mit einem „Guten Abend, Lieblich“ begrüßte.

#### Elftes Kapitel.

Frau Hartwig saß an ihrem üblichen Platz im Lehnstuhl am Fenster; ihr gegenüber, auf einem minder bequemen Stuhl saß Billie. Um seine Hände herum, die er in einiger Entfernung voneinanderhielt, befand sich das, was unsere Großmütter mit dem Namen „Strähne Wolle“ bezeichnen. Rechts und links pendelten seine Hände hin und her, um es der alten Dame bei dem Aufrollen dieser „Strähne“ be- quemer zu machen. Und dabei unterhielten sie sich. Frau Hartwig hatte aus ihrem Leben, aus ihrer Vergangenheit in Deutschland erzählt. Und als sie tränenenden Auges aufge- hört, da wäre beinahe die ganze Wolle „verheddert“ worden. Billie hatte sich nämlich so weit vergessen, die Strähne fallen zu lassen und die Hände der alten Frau zu ergreifen. „Und jetzt müssen Sie das alles, alles vergessen!“ hatte er gesagt. „Jetzt werden Sie herausziehen aus diesen dumpfen, häßlich riechenden Räumen in ein schönes, helles Heim zu mir und Gertrud. Jetzt wird es wieder so schön werden, wie ein- mal in Deutschland!“ Dann hatte er hastig die Wolle wieder aufgesehen; aber so richtig wollte die Geschichte nicht mehr klappen. Da ließen sie denn schließlich die Hände in den Schoß sinken. „Gertrud kommt heute spät!“ meinte Billie, eben auf die Uhr blickend. „Aber in einer gewissen Beziehung ist mir das eigentlich ganz recht. Ich wollte näm- lich einmal ganz gern ein paar Worte mit Ihnen allein sprechen.“

„Sehen Sie,“ hub er nach einer kleinen Pause wieder an, „ich glaube, ich bin jetzt so weit, daß wir über den Tag reden können, der der glücklichste meines Lebens werden soll. Sie wissen, ich habe im Westen eine kleine Farm. Wichtig ge- sagt, verbesserte er sich, „hatte ich sie. Denn vorgestern habe ich von meinem Partner einen Brief bekommen; er teilt mir darin mit, daß er die Farm zu einem unglaublich annehm- baren Preise verkauft habe. Es sind da nämlich Spekulan- ten draußen, die sich einreden, in dem Boden müsse sich Gold befinden. Na, Joe — das ist nämlich meines Partners



Das Nibelungen-Denkmal in Aschach an der Donau.

In Aschach an der Donau ist unweit der Stelle, an der nach der Sage Krimhild auf ihrem Brautzuge zum Hunnenkönig Egel Nachtrube gehalten hat, ein Denkmal aufgestellt worden. Es ist von dem Aschacher Verschönerungsverein gestiftet und ein Werk des Bildhauers Franz Hirman.

Name — war mit meinem Einverständnis jedenfalls klug genug, sich gehörig zahlen zu lassen, und nun sollen sie so viel Gold suchen, meinethwegen auch finden, wie sie Lust haben. Also, wie gesagt; ich bin jetzt ein verhältnismäßig wohlhabender Mann. Morgen treffen Joe und seine Frau bereits in Neudorf ein; wir werden uns mit dem erhaltenen Gelde hier eine Zukunft schaffen. Was es sein wird, wir selbst noch nicht genau; das wollen wir erst beraten. Ehe ich mich aber durch Geschäfte wieder binden lasse, habe ich die Absicht, einmal ordentlich Ferien zu nehmen. Und auf diese Ferien soll mich Gertrud begleiten. Mit anderen Worten: Ich wollte heute abend aufrichtig von Ihnen hören, ob Sie gegen eine baldige Heirat etwas einzuwenden hätten?"

Frau Hartwig war so gerührt, daß sie nur den Kopf schütteln konnte.

"Nicht wahr!" sagte Willie fröhlich, "ich habe das, was ich gesagt habe, auch nur ganz formell aufgefaßt. Denn, daß Sie nichts gegen mich haben, das weiß ich ja längst. Und wenn nun Gertrud kommt, dann sagen wir einfach, wir hätten auf nächste Woche die Hochzeit anberaumt — und dann ist die Sache erledigt!"

"Nächste Woche schon?!" glaubte Frau Hartwig einwenden zu müssen.

Willie nahm die Bemerkung auch so auf, wie sie augenscheinlich gemeint war; das heißt, er achtete gar nicht darauf. Dagegen blickte er auf seine Uhr: "Herr Gott!" rief er aus. "Es ist zehn Uhr durch und das Mädchel ist noch nicht hier! Nun wird es aber bald Zeit, daß sie kommt!" Sie plauderten weiter. Doch immer einsilbiger wurde die Unterhaltung, bis sie schließlich ganz verstiegte. Willies Beschäftigung bestand jetzt nur noch darin, alle zwei bis drei Minuten auf die Uhr zu sehen. Dabei wurde er immer unruhiger. "Frau Hartwig!" sagte er schließlich. "Ich fange an, zu fürchten, daß der Gertrud etwas zugestohlen ist! Es fehlen nur noch wenige Minuten an halb Elf! Das ist über eine Stunde später, als sie sonst heimkommt!" Frau Hartwig konnte die Unruhe des jungen Mannes nur teilen. Willie hielt es in seinem Sessel nicht mehr aus. Raslos ging er von einem

der kleinen Zimmer in das andere, hin und her, jeden Augenblick am Fenster halt machend und auf die Straße hinunterspähend. Und plötzlich fiel ihm der Abend ein, an dem er zu so später Stunde zufällig vor dem Hause wartete und nur dadurch imstande gewesen war seiner Gertrud zu Hilfe zu eilen. Der Gedanke aber genügte, seine Angst zur Gewißheit zu steigern.

"Frau Hartwig!" und er machte so plötzlich und energisch halt vor der alten Frau, daß diese erschreckt zusammensuhr. "Haben Sie irgendeine Ahnung, wo Gertrud sein kann?!"

"Keine Ahnung!" erwiderte geängstigt die Alte.

"Ich fürchte, ihr ist etwas zugestohlen!"

Und mit der Faust in die flache Hand schlagend, rief er fast außer sich: "So reden Sie doch!! Können Sie mir gar keine Anhaltspunkte geben, wohin ich mich jetzt wenden könnte?!" Doch er mußte einsehen, daß er auf diesem Wege mit der alten Dame nicht weiterkam, denn sie fing zu weinen an. Da setzte er sich geduldig zu ihr hin und sprach, wie wenn man zu einem kranken Kind spricht. Und um so sprechen zu können, bedurfte es seiner ganzen Willenskraft. "Verzeihen Sie! Ich habe Sie nicht ängstigen wollen! Es muß ja auch nicht unbedingt etwas passiert sein! Aber es ist ja immerhin möglich; Sie wissen doch, es gibt so viele schlechte Menschen! Entsinnen Sie sich, als mich Gertrud das erste Mal zu Ihnen brachte? Damals hatte ihr auch ein schlechter Mensch etwas antun wollen; und nur mein zeitiges Dazwischenkommen verhinderte — Gott weiß was!" Er nahm seinen Kopf zwischen die Hände. Der Gedanke machte ihn wild. "Wahnten Sie davon?" fragte er dann, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. Frau Hartwig nickte. Einer momentanen Eingebung folgend, fragte Willie schnell:

"Und hat Gertrud Ihnen damals den Namen dieses Mannes genannt?"

"Ja — — —"



Herr. Marshall v. Bieberstein †.

Der frühere deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr Marshall von Bieberstein, ist am 24. September im Kurhotel „Römerhof“ in Badenweiler im Alter von 69 Jahren gestorben. Der hervorragende Diplomat hatte erst vor einigen Monaten den verantwortungsvollen Posten in London übernommen.

Villie ballte die Fäuste. „Wie lautete er?!“  
Frau Hartwig dachte eine Weile nach. Dann schüttelte sie traurig den Kopf: „Mein Gedächtnis ist so wauwau; ich habe ihn vergessen!“

Mit aller Gewalt mußte Villie sich halten, um die alte Frau dort nicht anzuschreien! Wieder blickte er auf die Uhr. Minute um Minute verrann. Daß Gertrud etwas zugestoßen war, stand für ihn jetzt außer Zweifel. „Denken Sie doch nach!“ flehte er. Sie versuchte es wohl, aber es half alles nichts.

„Können Sie den Kerl sonst vielleicht beschreiben?! Ich bitte Sie, Frau Hartwig, strengen Sie sich an, es gilt das Wohl Ihres Kindes! Können Sie ihn sonst beschreiben? Vielleicht können Sie mir sagen, was seine Beschäftigung war? Hat Gertrud davon nichts gesagt?“

Da erhellten sich die Züge der alten Dame. „Doch! Das hat sie gesagt: Er ist der Sekretär von Mister —“ Sie stockte.

„Mister — —? Nun?!“ drängte Villie.  
„Von dem reichen Manne, der die Milch verschenkt!“ sagte Mrs. Hartwig.

„Ruffat?!“ Villie konnte den Namen kaum hervorbringen, so schlug sein Herz.

„Ja, ja!! Ruffat!!“  
„Und der Name seines Sekretärs?“ Lautete der Name Georae Roeder?!“

Erfreut streckte die alte Dame ihren Zeigefinger nach Villie aus: „Nichtig! Nichtig! Das war der Name: George Roeder!“

Fortsetzung folgt.

### Die Gärtnerin und die Biene.

Von Ludwig Gleim.

Eine kleine Biene flog  
Emsig hin und her und sog  
Süßigkeit aus allen Blumen.  
„Bienenchen!“ spricht die Gärtnerin,  
Die sie bei der Arbeit trifft.  
„Manche Blume hat doch Gift,  
Und du saugst aus allen Blumen?“  
„Ja“, sagt sie zur Gärtnerin,  
„Ja, das Gift laß ich darin.“

### Sinnsprüche.

Im Krieg ist's Sitte, jeden Vorteil zu nutzen.  
Shakespeare.  
Die Notwendigkeit ist der beste Ratgeber.  
Goethe.  
Der Tod ist dir gewiß, die Stunde ungewiß.  
Uhrinschrift.



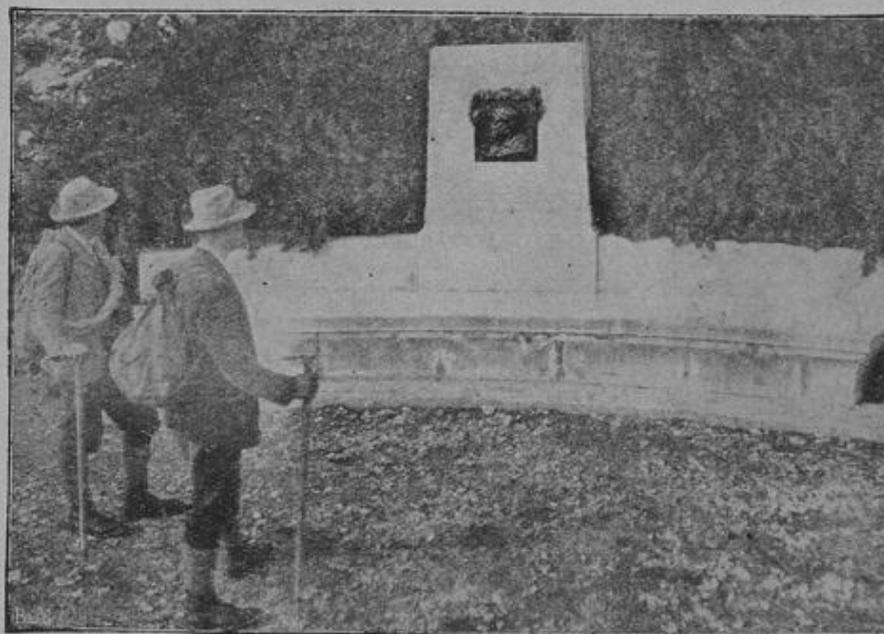
1100jähriges Jubiläum einer Kirche.

Die Kirche in Schilly weihte Erzbischof Richwolf von Mainz im Jahre 812. Zur Erinnerung hieran feierte die Kirchengemeinde Schilly kürzlich im Beisein des Großherzogs von Hessen und des Prinzen August Wilhelm als Vertreter des Kaisers das 1100jährige Jubiläum des Bestehens der Kirche, die vollständig renoviert worden ist.

HOCHSCHULE GÖTTINGEN

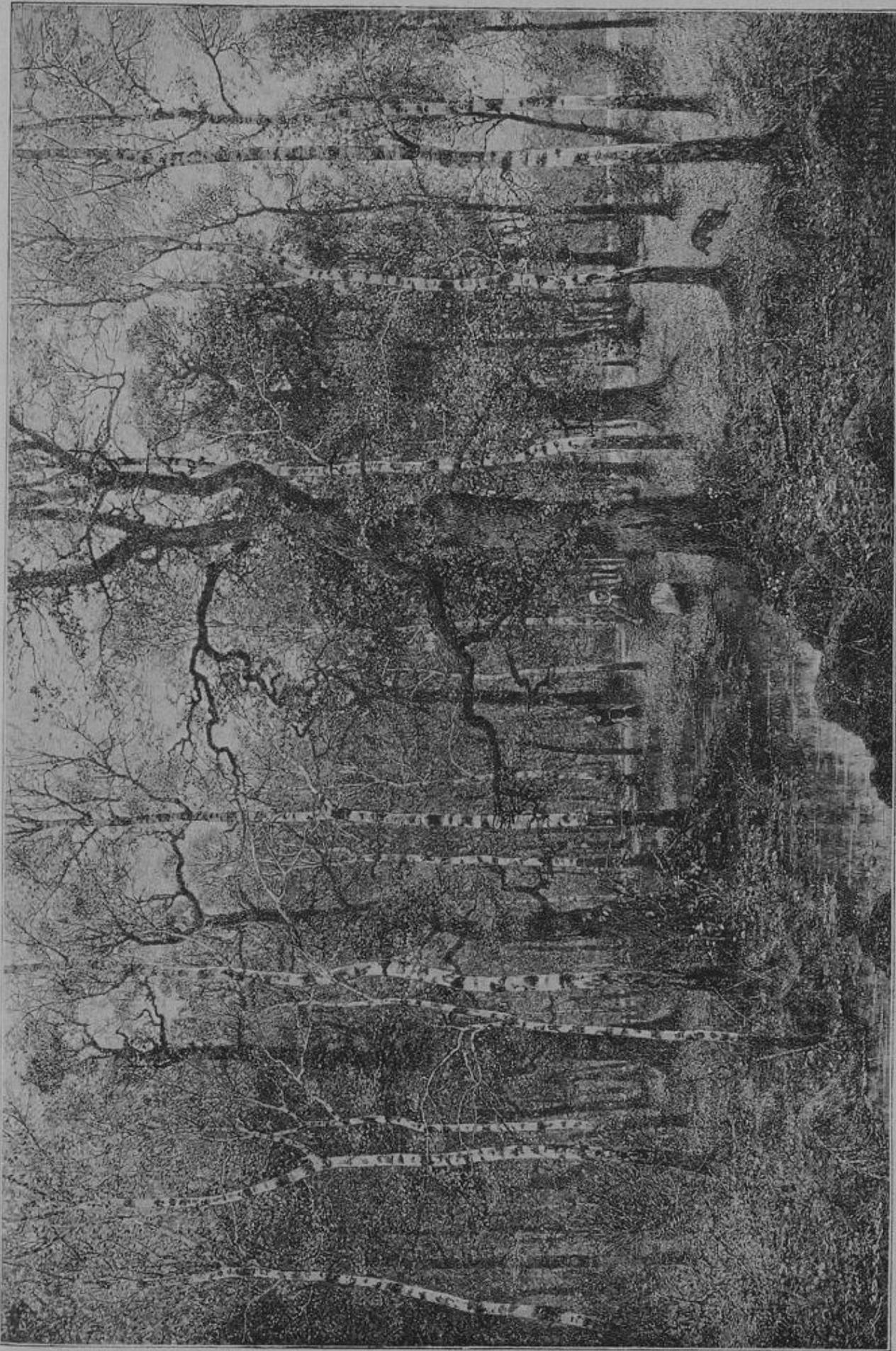
„Ich muß wollen, ich will müssen. Wer das eine begreifen, das andere üben gelernt hat, der hat die ganze Diätetik der Seele.“

Feuchtersleben.



Ein Denkmal für Theodor Kristomannos in Tirol.

Dem hervorragenden Alpinisten Theodor Kristomannos ist am 22. September in Tirol ein Denkmal errichtet worden. Es befindet sich in einer Höhe von 2341 Meter über dem Meeresspiegel auf einer Terrasse, die sich zwischen dem Karapafz und der Ostertaghütte befindet. Der Tourist genießt von dieser Stelle aus eine prächtige Aussicht über die Lattemarberge.



Herbstwald von P. Müller.

## Die Gamslederne

Alpine Silhouette von Mathilde Topp.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Parteien waren es, die in kurzen Abständen aus dem sanften Tale durch die düsteren Einsattelungen der steilen, verwegenen Gewände die Rucksackberge emporstiegen. Die Führer ausgenommen, denen die Bergschönheit etwas zu Alltägliches war, um sie stets von neuem anzustarren, ergingen sich beide Parteien in Bewunderung für den romantischen Aufstieg, den herrlichen Niederblick, die blühenden Alpenrosen, die der rauschenden Ache tiefes Bett einräumten.

Einer der Touristen aber hatte für all das nur geteilte Aufmerksamkeit. „Er schaut nicht hinab in die Tiefe, — er schaut nur hinauf in die Höh“ . . . und zwar auf die gamsledernen Hosen des Führers der fremden Partei, der eigentlich, da er noch kein Gramen abgelegt, gar kein Recht hat, mit Fremden auf die Berge zu gehen. Während der Ferienzeit reicht jedoch das Material an fleißigen Burschen nicht aus, und da holte man den Gassenbauern Zeno, der seit Jahren beim königlichen Gamsriegeln mit-tun durfte, von seinem Schusterschemel wea, daß er sogleich einige Touristen auf den Ruckentopf begleite.

Er war ein prachtvoller Kerl von baumstarker Gestalt, mit wetterharten Zügen, lachenden Blauaugen und jenem welligen Hellblond, das immer seltener wird. Und er stieg sicher und elegant und trug die schweren Genagelten und die noch wenig abgetragene gamslederne Hose mit bester Grazie. Eben diese noch wenig abgetragene Lederhose war's die des Touristen Interesse vom Kesseln ablenkte. Seine Maleraugen glaubten nämlich die Hose wiederzuerkennen, die er gestern für Geld und gute Worte einem schlechtverschlossenen Rucksack wieder verloren hatte.

Und dem Burschen da vorn war er gestern in Alpmoos begegnet. — d. h. der Bursche hatte ihn überholt und trug — er wußte es ganz genau — gestern eine verwiterte Hirschlederne . . . Ein Bursch, wie dieser, fällt schon jedem auf, einem Desreaerschüler erst recht. Kein Zweifel, der Kerl hatte die Hose aufaeklaubt und trug sie nun frech am helllichten Tage. Wenn der Maler sie genau betrachtete, würde er sie an einem Gerbfelder und zwei kohlschwarzen Klistellen sofort erkennen.

Aber wie ihn stellen? Wie die Hose prüfen? Wie in die nächste Nähe des kühnen Steigers gelangen, der bald in das Kesselaerl taucht, bald um drohende Felsen biegt, bald auf zuhoerer Höhe die Nachhut erwartet und dann unversehens wieder hinter oewaltigen Wänden verschwindet?

Sonnenbrand, Gefahr und Aufreanno machen den Maler ganz nervös. Er tritt unsicher, gerät unweilen in die Sandreihen, und immer häufiger warnt ihn der Führer vor der Handluft . . . Und das alles nur, weil er die Hose im Auge behalten will. Glende Hose welche ihm die ganze Tour verdirbt, auf die er sich seit einem Jahre gekreut hat . . . !

Selbst der überraschende Anblick des Gemeinrudels, das drüben am latschenbesetzten Geröllfeld vertraut ist oder la-oert, lenkt den Maler nicht ab. Im Gegenteil. Es erinnert ihn erst recht an seine verlorene Gamslederne . . .

Er steigt in Gedanken nicht mehr zur Hütte empor, er steigt nur noch der Hose nach. Endlich leitet das Band des Normweaes zur Alm hinauf! Endlich oemeinsame Raht! Endlich kann er sich überzeugen, ob die Gamslederne, die ihm den Wea reiofe, unrechtes Gut ist . . . ! Dem Gewände entstiegen, prüft er nicht die wundervolle Rundheit, denkt er nicht wie die andern des abenteuerlichen Weaes den man zurückaeseat, nicht der Ruhe und Labuna. Er denkt nur an die Hose und läßt sich neben ihr nieder — weitab vom Gasttisch.

Der Gassenbauer Zeno bemerkt ihn kaum, nimmt keinerlei Notiz von ihm, sondern tut der Sennerin schön, die am primitiven Herd ihr oewohntes Mahl zubereitet, und den Maler freut's, daß die saubere Dirn den Kürwizigen sehr „bagatellmäßig“ behandelt.

„Was is, Bevi, krieg i nix von dein'm Schmarrn?“ bettelt er.

„Hab' net auf dich denkt . . . Bist noch nie an ein'm Werktag auffittrakt . . .“

„Frag' mich halt, warum i heut da bin . . .“

„Fällt mir net ein,“ erwidert sie barsch und macht sich mit den Geräten geräuschvoll zu tun.

„Wenn's dir net recht is, Bevi“, sagt er, listig blinzelnd, „dann komm' i halt nimmer.“ Sie lacht ihn spöttisch an. „Bist doch sonst net so delikat.“

„I möcht' halt, daß du an mir nix mehr auszusetzen hast, — weißt.“

„Das erlebst net.“

„Du, frau' dir net z' viel,“ warnt er lachend.

„Könntest wissen, Zeno, daß i an Schneid hab'. I, wann a Bub wär“ . . .“

„Weißt aber a Dirndl bist, und a recht liab's dazu, mußt dir statti an Schlag a Buffel g'fallen lassen.“

„Kreili. Wenn Pfingsten vor Ostern kommt, net früher!“

Da stürzt er aber schon vom Tisch weg, einen günstigen Moment zum Klaffen zu erhaschen. Dieser Moment kühnen Angriffs und bestiger Abwehr ist's, der dem Maler die Gamslederne von allen Seiten preisgibt und ihn in der Annahme bestärkt, daß es sich hier um sein abhanden gekommenes Eigentum handelt.

„Hören Sie,“ redet er den Burschen an, der sich wieder in die Herrgottsede gesetzt hat, „sind wir einander gestern nicht in Alpmoos begegnet?“

„Is mir nix bekant, Herr.“

Der Maler ignoriert den ablehnenden Ton und redet weiter: „Ich habe nämlich gestern auf dem Wege von Alpmoos nach Niederwies eine gamslederne Hose aus dem Rucksack verloren.“

„A . . . ! Und was hätt' die nachher mit mir zu schaffen?“

„Ich glaube, ich vermute, na, kurz und aut, gerade heraus, es will mir vorkommen, als hätten Sie meine Hose an,“ schließt er energisch. Der Zeno sieht zum Fürchten aus. „Das sagst net noch einmal, Staditrad!“

Herrje! Das soll keine Beleidigung sein! Sie könnten ja die Hose ahnungslos tragen oder erworben haben!“

Zwei herbe Häufte strecken sich ihm drohend entgegen. „Bevi, geh' den Kerl her, der hält mich für einen Fehler.“

Und die Bevi, die vorhin so spröde tat, schlägt sich sofort auf Zenos Seite.

„So eine Gemeinheit,“ wollte sie sagen, ändert's aber um in: „So ein Sommerfrischler!“ Als ob eine Gamslederne im Gebirg' was Selbstams wär! Schaut bereits eine aus wie die andere. A jeder Bua hat bei uns die seine . . . !

Von dem elementaren Ausbruch überzeugender Unschuld unaesgüchtert, sagt der Maler kleinlaut: „Man wird doch noch fragen dürfen.“

„Ob i a Svithua bin, gelt? Lassen S' mich aus! Das müßt' ein schönes dummes Mannsbild sein, das eine gefundene Hose gleich anzieht, wenn er's behalten will.“

„Für den Zeno laß i mi aufstrenziagen, Herr,“ beteuert die Sennerin warm. „Das is ein rechtfahrender Mensch. Möcht' mir einen Verdacht schon ausbitten!“

Dem Maler wird ordentlich schwül, zumal der laute Wortwechsel schon die andern zur Türe hereinlockt. Mit einem verlegenen Lächeln und der kümmerlichen Rede: „Es war ja nur ein Scherz“ drückt er sich ins Nebenlokal.

„Scherzt ein andermal mit euresgleichen, Herr,“ brüllt ihm der biedere, entrüstete Sohn der Berge nach und läßt sich von der braven Bevi beruhigen, die dem so schwer Verdächtigen in ehrlicher Empörung zuredet: „Gehst jetzt gleich mit dem Herrn zum Bäckermeister nach Niederwies, wenn ihr unten ankommt, daß der dir vor ihm deine Ehr' wiedergibt!“

Der Zeno nickt. „Wenn du meinst. Aber zuvor jag' dei'm Kaser, daß er schnell die Hosen mit mir tauscht, sonst kennt der Herr leicht doch, daß es die feinnigen sind.“

# Ein Undankbarer.

Eine September-Erinnerung aus Frankreich von Carl Seidel.

(Nachdruck verboten.)

In Englands Gestaden weilt eine Greisin, die einst eine Kaiserin der Franzosen war, Eugenie, des dritten Napoleons Gemahl. Aus der strahlenden Sonne der Hofbälle ist in den langen Zeiten eine würdige Greisin geworden, die in Gottes Namen den Armen Gutes tut. Aus ihrem Leben sei folgende Episode der Vergessenheit entrisen:

Von ihren Raubzügen nach Mexiko hatten die Franzosen auch eine Anzahl Papageien mitgebracht; darunter war ein besonders schönes Männchen mit glänzendem Gefieder, welches auf den Namen Montezuma hörte. Graf Castelnau, der Adjutant des Kaisers, der eine Zeitlang bei dem unglücklichen Maximilian in Mexiko gewesen, hatte dieses schöne Tier während der Ueberfahrt auf dem Dampfer selbst im Sprechen unterrichtet. Als er wieder in Paris angelangt war, konnte er freilich keine Lorbeeren seiner Gebieterin zu Füßen legen, aber er brachte ihr doch den Papagei Montezuma, welcher der Kaiserin schallend entgegenrief „Vive l'Impératrice!“

„Es lebe die Kaiserin!“ Wie gerne vernahm Eugenie diese Worte, sei es nun, daß das „dankbare“ Volk auf den Gassen von Paris, sei es, daß Montezuma sie ausstieß. Der Vogel saß in einem vergoldeten Käfig im Vouloir der Kaiserin; sie reichte ihm selbst mit ihren zarten Fingern Biskuits und süße Früchte, sie streichelte das schöne Gefieder, sie gab ihm Zuder mit ihren roten Lippen. Montezuma war der erklärte Liebling Eugeniens. Kehrete sie heim von der Reise, dann war es das Erste, daß sie an seinen Käfig lieblosend herantrat, und freundlich schallte es ihr da entgegen: „Vive l'Impératrice!“

Da kamen die bösen Septembertage 1870. Das „dankbare“ Volk von Paris verjagte die Kaiserin; nur mit Lebensgefahr entkam sie der wütenden Rote. In der Nacht eines englischen Großen setzte sie über den Kanal und fand in Großbritannien ein Asyl, ganz nahe der Gegend, wo ihre Vorgängerin auf Frankreichs Thron, Marie Annelie, die Witwe Ludwig Philipps, hochbetagt die müden Augen in der Verbannung geschlossen hatte. Doch kaum in Chislehurst eingerichtet, erinnerte Eugenie sich ihres Papageis, der durch sechs Jahre hindurch ihr treuer Gefährte gewesen, der in so manchen trüben Monaten durch seine graziosen Bewegungen und possierlichen Sprünge ihr die Laune aufgeheitert. Montezuma war in der Eile, mit welcher die Flucht bewerkstelligt war, vergessen worden.

Der Jammer, die aufrichtige Trübsal der Kaiserin über den Verlust des Lieblings war groß; sie bot alles auf, um seiner wieder habhaft zu werden. Schnell reiste ein Diener nach Frankreich zurück, — allein er brachte nur die Nachricht, Paris sei von allen Seiten schon von den Deutschen umzingelt; Montezuma befand sich unter den Belagerten.

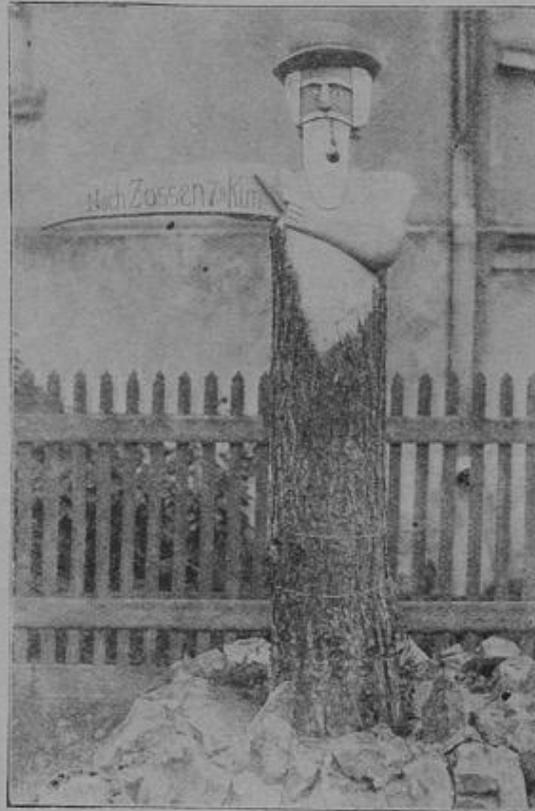
Da kapitulierte nach fast fünfmonatiger Belagerung die Stadt, und gleich, nachdem die erste Kunde davon in Chislehurst verlautet, wurde derselbe Diener eilig mit dem Auftrage dorthin geschickt, Montezuma aufzusuchen und ihn seiner immer noch trostlosen Herrin zurückzubringen.

Der Auftrag, den der treue Wenig erzielte, war nicht ohne Gefahr. Er erkundigte sich, als Blumenmann verkleidet, in den Tuilerien nach dem Tiere. Aber was weiß man hier von Montezuma? Alles ist dort verändert, jede Spur, die an die Herrlichkeit des ehemaligen Kaiserreiches erinnert ist verwischt, Lazarette und Ambulanzen füllen die stolzen Säle, die jetzt Nationaleigentum geworden sind. Wo ist Montezuma?

Mit diesen Gedanken beschäftigt und den Zorn seiner Herrin fürchtend, falls er mit leeren Händen nach Chislehurst käme, schlenderte er durch eine der engen, düsteren Gassen, die der Hausmannischen Verschönerungswut entgangen waren und noch an das alte Paris von ehemals erinnerten. Dort stand der Diener vor einem Trödlerladen still, und Tränen traten in seine Augen, als er hier manches Möbel, manchen Gegenstand erblickte, der noch vor einem halben Jahre die kaiserlichen Gemächer in den Tuilerien schmückte. Hierher war manches kostbare Stück zwischen den Hausrat der Armen geraten! Aber mehr als alles fesselte ein vergoldeter Käfig das Auge des treuen Mannes — ja, es konnte keine Täuschung sein —, dort kletterte er

munter umher, eine Fuß knackend, er, der Liebling der Kaiserin, Montezuma, der Papagei aus Mexiko. Er war nicht verpeist worden; er, der seine imperialistischen Gefühle nie zurückhielt, war dem grausamen Schicksale entgangen, dem Pferde und Hunde, Katzen und Ratten, selbst die Tiere des zoologischen Gartens zum Opfer gefallen waren. Und diese waren doch in politischer Beziehung gestimmungslos gewesen.

Schnell ist der Diener handelsmäßig; er zahlt, ohne zu feilschen, die verlangte Summe, stürzt mit dem Käfig in einen Fiaker und eilt sofort nach dem Nordbahnhofe, nach Ostende, nach Chislehurst. Fast atemlos vor Aufregung, mit strahlenden Augen, tritt er vor die Kaiserin hin:



Eigenartige Wegweiser.

In dem Orte Behrendorf befindet sich ein eigenartiger Wegweiser, den die Gemeinde auf der Chaussee hat aufstellen lassen. Es ist ein Bauer mit einer Sichel. Auf ihr steht die Richtung und die Entfernung des nächsten Ortes angegeben und der Bauer weist auf die Inschrift hin.

„Majestät, der Auftrag ist glücklich vollbracht, hier ist Montezuma!“

Zum ersten Male seit ihrer Verbannung leuchtete damals wieder ein Strahl der Freude über Eugeniens Gesicht. Küssend trat sie heran an den Käfig, in gewohnter Weise liebte sie den schönen Vogel wieder, wie in den Tuilerien hielt sie ihm Biskuit und Zuder vor.

Aber Montezuma zog ein verdrießliches Gesicht. Behagte ihm das englische Klima nicht? Fühlte er, daß die alte Herrin nicht mehr den ehemaligen stolzen Rang einnahm, daß sie herabgestiegen war vom Throne, eine Verbannte war?

„So rufe doch: „Vive l'Impératrice!“ Montezuma, so rufe doch!“

Der Papagei blieb still und mürrisch. Und wieder schmeichelte ihm Eugenie; jetzt scheint das Zureden zu wirken. Montezuma sträubt die Schopffedern,

er öffnet den Schnabel, bewegt die runde kleine Zunge. Alles steht und lauscht hochgespannt — da knallt es laut durch den Saal: „Vive la République! Vive la République!“ Bestürzt tritt alles zurück. Im Auge Eugeniens erglänzt eine Träne.

„Der Undankbare!“ seufzt sie und geht ins Nebenzimmer. Was aus Montezuma geworden ist, wurde nicht bekannt. Doch dem Vogel, ist ihm ein Vorwurf zu machen? War er etwa schlechter als viele andere, als der große Haufen in Paris, der auch erst gerufen hatte: „Es lebe die Kaiserin!“ Montezuma hatte eben in der Pariser Atmosphäre gelebt. Jetzt, nachdem man sein neues politisches Glaubensbekenntnis gehört, jetzt war es auch klar, warum Montezuma während der Zeit der Belagerung nicht den Weg allen Fleisches — in den Topf gewandert war. Einen republikanischen Vogel verSpeist man nicht.

### Humoristisches.

— Auch etwas. Herr (zum jungen Manne, der um die Tochter anhält): „Ihr Einkommen erscheint mir aber zu gering. Bedenken Sie nur, was gebraucht wird, Miete, Kleider, Essen, Trinken, Rauchen und so weiter.“ — Junger Herr: „Aber bitte, ich bin Nichtraucher!“

— Gewissenhaft. Mutter (zum Söhnchen, das unartig gewesen ist): „O, du Schlingel, ich werde mal gleich in meinem Buch „Ueber Kindererziehung“ nachsehen; und wehe dir, wenn du Prügel verdient hast!“

— In der Hochsaison. Fremder: „Kann ich mich denn nicht dort in die Pferdekrippe legen?“ — Wirt (achselzuckend): „Bedauere, der Platz ist soeben telegraphisch bestellt worden.“

— Unter Kadetten. v. Löchitz: „Sie, hören Sie mal, Herr v. Schleppewitz, heute habe ich mich zum ersten Male rasieren lassen!“ — v. Schleppewitz: „So! Was mußten Sie denn an Fänderlohn bezahlen?“

— Maliziös. Festredner: „Wie schon so oft, ist es uns auch heute wieder vergönnt, den dreißigsten Geburtstag unserer lebenswürdigen Wirtin zu feiern.“

— Die Rettungsheirat. „Was waren denn beim Hochzeitsmahl des Barons für Gäste eingeladen?“ — „Ich sage Ihnen, es war die reinste Gläubigerversammlung.“

— Erklärlich. A.: „Fräulein Erna renommierte neulich, ihr hätten schon viele Herren aus den besten Streifen ihre Hand angeboten!“ — B.: „O ja, natürlich, zum Mahnehmen. Sie ist ja Verkäuferin im Handschuhgeschäft!“

## Räselecke.

### Scharade.

Eins hat Notfehlen, aber auch Kottanne;  
Zwei ziemt zumal dem ritterlichen Manne.  
Das Ganze war einmal in alter Zeit  
Ein Haupt der ritterlichen Christenheit.

### Arithmetische Aufgabe.

Jetzt, sagte ein Vater, bin ich viermal so alt als mein Sohn;  
nach vier Jahren aber werde ich dreimal so alt sein als derselbe.  
Wie alt sind Vater und Sohn?

### Schrätsel.

Wer läuft mit dem Klunksten um die Wette  
Und liegt zur selbigen Zeit im Bette?  
Wer ist bald hier und ist bald dort  
Und bleibt doch stets an demselbigen Ort.

### Scherzrätsel.

Warum ist das Meer so oft unwirch?

### Anagramm.

1 2 3 4: Es ist ein wildes Tier;  
1 4 2 3: Es hofft auf großes Gut;  
4 1 2 3: Es überliefert dir  
Der edlen Traube Blut.



**Der Zauberer in der Familie**  
Will man Wasser in Wein verwandeln, so nehme man zwei gleich große Gläser und fülle beide mit Wasser und setze sie hierbei, mit den Deckungen zusammen, aufeinander. Auf den Fuß des oberen Glases wird ein kleines Glas mit Rotwein gestellt, aus welchem durch ein als Heber wirkendes Stück wollenen Stridgarnes nach und nach Weintropfen herabtröpfeln und durch die Deckung der Wassergläser in dieselben eindringen.

### Somonum.

Was oft dir durch den Kopf geht,  
Hoch oben im Gebirge steht,  
Wer Kegel schießt, dem fehlt es nie,  
Auch nicht im Hof dem Ritterkni!

### Begierbild.



Wo ist sein Freund?

### Auflösungen in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Handwerk.

Logogriph: Leitfaden, Seinfaden.

Stataufgabe:

Hinterhand: G W, S W, O, 7, E 10, K, 9, G O, R 10, K.  
Mittelhand: E W, R W, E D, O, 8, G 9, 8, R O, S 10, K.  
A drückt bei Cichel G D, 10 + 21.

1. S D, K, 7 + 15  
2. R D, O, K + 18  
3. G K, 8, O + 7

Spielt er Grün, so kann er den letzten Stich nicht machen, verliert also.

Begierbild: Der Gesuchte steht unterhalb des linken Baumes.

Räseleprung:

Sagt einer, er hege Menschenhaß,  
Das glaubt ihm nicht; es ist sein Spaß,  
Oder es liegt im dicken Blut,  
Im schlechten Wetter, im üblen Mut.  
Wenn das Herz sich ausgeweint,  
Wenn die Sonne wieder scheint,  
Wird die Welt auch schön und rein  
Und der Haß verschwunden sein.

Redaktion: Dr. Erwin Thussen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 42.

Sonntag, 13. Oktober.

Jahrgang 1912.



## Der Wohlfäter.

Zeitroman von Oskar E. Schweriner.

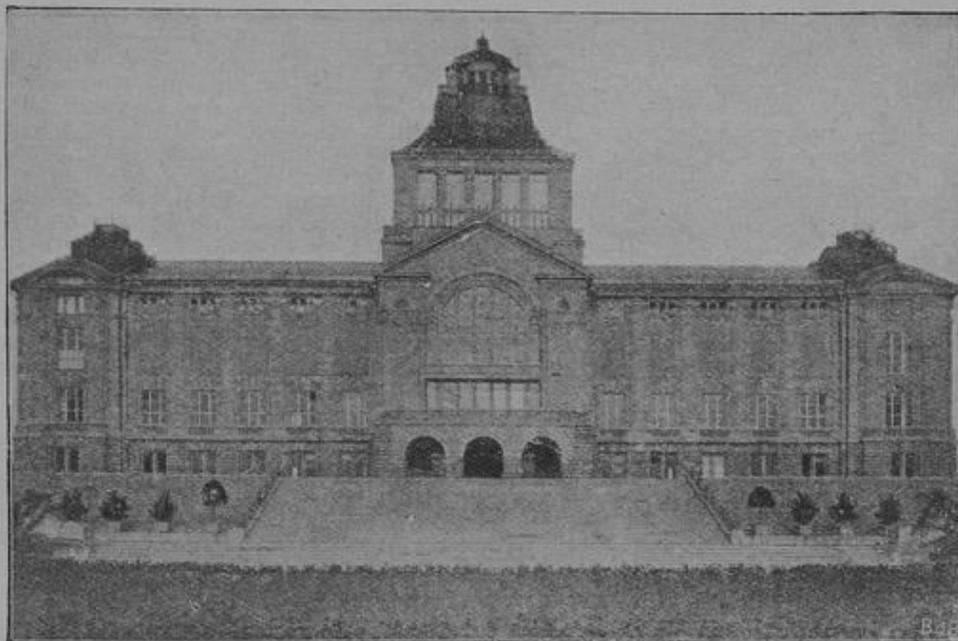


12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem unterdrückten Fluch sprang Willie auf, daß der Stuhl hinter ihm polternd umfiel. „Ich muß fort, Frau Hartwig!“ rief er. „Aengstigen Sie sich nicht, ich glaube, ich weiß, wo Gertrud ist! Sie brauchen nichts zu fürchten; sie hat wahrscheinlich nur einen Besuch abgestattet und sich ein wenig verspätet. Ich gehe sie abholen!“ Er hatte noch Willenskraft genug, sich über die alte Dame zu beugen, und sie auf die Stirn zu küssen. Dann stürmte er zur Wohnung hinaus auf die Straße. Und dort brach er los.

Wie wild rannte er die menschenleere 190. Straße entlang, bis er endlich in belebtere Gegenden kam. Neuwend blieb er dann an der Ecke stehen und wartete, bis er eines Automobils ansichtig wurde. Rasch sprang er hinein und gab dem Chauffeur eine Adresse an. Er kannte George Koeders Adresse wohl; hatte ihm oft genug Anweisungen nach seiner Wohnung geschrieben. George Koeder also war der Mann, der damals Gertrud belästigt hatte! Schade, daß er ihn nicht erkannt hatte! Dreifach schade, daß Gertrud sich gewei-



Ein neues Museum in Stettin.

Auf der Gadenerrasse in Stettin wird in nächster Zeit ein neues Museum eingeweiht. Es ist nach dem Entwurf des Stettiner Stadtbaurates Meyer erbaut und soll die sämtlichen Stettiner Sammlungen von historisch und kulturell wichtigen Gegenständen, sowie die Kunstsammlungen aufnehmen.

gert hatte, seinen Namen zu nennen! Also mit einem solchen Schuß hatte er gearbeitet! Langsam, gewaltjam beruhigte er sich. Er sagte sich, daß er sich selbst ja noch irren könne. Aber eine innere Stimme widersprach ihm. Zweimal riß er den Türschlag auf und jarrte den Chauffeur an, der angeblich nicht so neu genug fuhr. Dabei war das Tempo jetzt schon ein selbst für Neuyork unerkannt saueres. Was sehr viel sagen will! Endlich, endlich — es schien Billie, als hätte es Stunden gedauert — hielt der Wagen vor dem Hause, in dem George Koeder wohnte. In der 110. Straße.

„Warten!“ rief Billie dem Chauffeur zu und narmte wie wild die zwei Treppen des schmutzen Hauses empor. Auf der zweiten Etage machte er halt. Dort neben dem Klingelzug einer Tür, hand auf einem kleinen Starten zu legen: „George Koeder.“ Er zog die Glocke; einmal und noch einmal. Und als er sie zum dritten Male zog, da blieb sie in seiner Hand. Der Draht war gerissen.

Entsetzt öffnete der dienstbare Geist des Hauses. „Ist George Koeder hier? Ich muß ihn unbedingt sprechen! Sehr wichtig!“ rief Billie atemlos hervor.

Das Mädchen wich entsetzt zurück: „Herr Koeder ist noch nicht nach Hause gekommen!“ Mit dem Rufe: „Ich glaube es nicht!“ hatte Billie das Mädchen beiseite geschoben, war in den Korridor förmlich hineingesprungen und hatte die erste Tür, die ihm zur Hand lag, aufgerissen. Händeringend stand die Kleine da: „Aber was wollen Sie denn, mein Herr! Ich sage Ihnen doch, er ist nicht hier!“ Und dann, selbst ein wenig zur Besinnung gekommen, wurde sie energischer: „Wenn Sie jetzt nicht gehen, rufe ich um Hilfe!“

Das brachte auch Billie einigermaßen zur Besinnung. „Entschuldigen Sie! Ich will ja nur Koeder sprechen! Ich muß ihn sprechen, es handelt sich um Leben und Tod!“

„Aber er ist doch nicht hier!“

Da zwang sich Billie zu vollständiger Ruhe: „So zeigen Sie mir bitte sein Zimmer!“ Das Mädchen schritt auf eine der Türen zu und öffnete sie weit: „Bitte schon, wenn Sie mir nicht glauben!“ Und dabei knippte sie das elektrische Licht an. Billie trat ins Zimmer, blickte sich um. Ein Schlafzimmer, dessen Bett unberührt war. Er blickte in jeden Winkel, sah sogar unter das Bett und unterließ auch nicht, den Schrank zu öffnen. Das Zimmer war leer. Und daß er tatsächlich Georges Zimmer vor sich hatte, daran konnte er nicht zweifeln. Das bewiesen ihm schon die wohlbekanntesten Anzüge und Hüte. Da entschuldigte er sich und ging langsam nach unten. Er war plötzlich ganz ruhig geworden; sah ein, daß wenn er überhaupt etwas erreichen wollte, er ganz kalt sein müsse, um klar denken zu können. Ganz langsamen Schrittes krenzte er das Trottoir und setzte sich wieder in das Auto.

„Zimmer geradeaus!“ befahl er. „Ich werde Ihnen schon sagen, wohn.“ Und dann, mit dem fiebernden stopf zwischen seinen Händen, versuchte er, nachzudenken, während das Auto mit ihm aufs Geradewohl in die Stadt hinunterfauste.

„Dein Vater bleibt heute aber recht lange aus, May!“ Sie saßen auf dem Sofa; saßen Hand in Hand wie überall dort, wo zwei Liebende nebeneinander sitzen. Und wenn nicht zwei Liebende, so doch zum mindesten ein wirklich Liebender und einer, der so tut.

„Er hat mir gesagt, er würde spät zurück sein. Gleichzeitig wünschte er, du möchtest warten, bis er käme, ganz gleich, wie lange es dauern würde. Hast du etwas Besonderes vor?“

„Durchaus nicht!“ Und er lachte so fröhlich auf, als gäbe es gar keine bösen Taten in der Welt.

„Und so wenig habe ich vor, daß ich heute unter gar keinen Umständen fortgehen würde, selbst wenn dein lieber Vater mich nicht zu sehen wünschte. Denn weißt du, Lieb, was ich für heute noch im Schilde führe?“

Eine saße Blutwelle ließ Mays Wangen mit rosigem Rot überzogen scheinen.

„Ich sehe, du verstehst mich!“

Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und küßte es. „Heute lasse ich deinen alten Herrn nicht mehr los, als bis der Hochzeitstag festgesetzt ist. Und dann —“ Und nun plauderten sie über die Zukunft. Es ist wohl das schönste, was es gibt auf Erden; das Plaudern über die Zukunft, wenn man verliebt ist. Da vergehen die Minuten, die Stunden schmelzen zu wenigen glücklichen Sekunden zusammen. Das sind Zeiten, denen keine Stunde schlägt. George plauderte sich in seine Zukunftspläne hinein. Lange wollte er nicht mehr in Neuyork bleiben. Bald nach der

Hochzeit wollten sie nach dem Westen ziehen, nach einer jener frisch ausblühenden Städte, „wo“, wie er sich ausdrückte, „für den tatkräftigen Jüngling nur ein Feld sei.“ Und May sagte nur zu allem ja, und hätte er ihr gesagt, es ginge schnurstracks in die Hölle! Sie hätte ihm nur geantwortet: Wo du hingehst, gehe auch ich hin! Denn May Kentins liebte den Mann von ganzem Herzen; liebte ihn wirklich und wahrhaftig. Die große Standuhr in der Ecke schlug die elfte Stunde. Bis die dröhnenden Schläge erhalten, war das Gespräch notgedrungen unterbrochen.

„Was meinst du, dürfte dein Vater hier sein?“

„Wann wünschtest du, daß er käme?“ neckte May.

„Ich?! Erst morgen früh!“

May lachte glücklich. „So spät wohl kaum! Aber Mitternacht dürfte es gut und gern werden!“ Und dann plauderten sie weiter. Wie es sein würde im neuen Heim draußen im Westen. Mit Freude betrachtete May die immer steigende Begeisterung ihres Geliebten. Und das merkwürdigste war: George war in diesem Moment tatsächlich begeistert. So wie er sich hier das Heim seiner Braut ausmalte, so erhoffte er es tatsächlich. Und sie plauderten und plauderten, hatten selbst nicht die geringste Ahnung, wie lange.

Es klingelte. Weder May und George hörten es. Und das Dienstmädchen war längst zur Ruhe gegangen. Doch dann klingelte es wieder. Und so anhaltend, daß beide erschreckt aufsprangen. „Sollte der Vater schon nach Hause gekommen sein?! Und dann nach einem Moment Ueberlegung: „Aber der hat ja den Schlüssel!“ Das Klingeln hörte gar nicht mehr auf.

„Laß mich nachsehen, wer dort ist!“ sagte George. Und als May ihm wehren wollte: „Laß mich lieber, May, es ist spät nachts!“ Damit war er an ihr vorüber. Laufend blieb sie stehen und hörte, wie er auf die Klinke der Tür drückte. Und dann kam eine lange, stille Pause. Unheimlich still. Und dann schien die Hölle loszubrechen. May hörte, wie mit lautem Gepolter der Korridorpiegel zu Boden fiel —, sie hörte es an dem Klirren des zerbrechenden Glases. Sie hörte deutlich, wie der Schirmständer frachte, sie hörte, wie anscheinend zwei Männer miteinander rangen! Mit lautem Aufschrei eilte sie zur Tür. Eine wüste Szene bot sich ihren Augen. Sie hatte richtig gehört. Fast das ganze Mobiliar des kleinen Korridors war auf dem Boden verstreut. Auf seinem Rücken auf der Erde aber lag George Koeder; über ihn beugte sich eine Gestalt. Mit einem Sprung war sie an der Seite des Fremden. Sie packte ihn am Nacken und riß ihn mit Aufbietung ihrer ganzen Kräfte zurück. Dabei blickte sie ihm ins Gesicht: „Billie Peters!“ Es war mehr ein Ruf des Staumens als der Angst. Ein Ruf aber auch, der Billie ins Bewußtsein zurückzuführen schien. Langsam, als wenn er aus einem Traum erwache, richtete er sich auf.

„Entschuldigen Sie, Miß Kentins! Aber — — — als ich diesen da sah — — da verlor ich die Herrschaft über mich!“ May beugte sich hinab zu George und half ihm auf die Knie. Er sah jämmerlich aus. Schon war ein Auge geschwollen und um den Hals herum zeigten sich Flecke und Wunden. Kragen, Weste und Rock waren in Stücke gerissen. Als hätte ein Tiger ihn unter seinen Klauen gehabt, sah er aus. Da stieg der Zorn auf in dem Mädchen. Sie half George, sich gegen die Wand lehnen, dann schritt sie auf Peters zu. „Und nun, mein Herr, wollen Sie mir eine Aufklärung geben über Ihr merkwürdiges Benehmen?!“

Billie war sehr ruhig geworden in den letzten Minuten. Die kleine Schlacht mit George hatte wie ein Blitzableiter gewirkt. Es hatte so kommen müssen, sonst wäre Billie seiner inneren Aufregung vielleicht unterlegen. Seit er seinen Feind aber unter sich gefühlt hatte, war er ganz ruhig. „Ich selbst wünsche nichts Besseres! Wollen Sie mir gestatten, daß ich eintrete, oder —“

„Nein! Was Sie zu sagen haben, sagen Sie hier!“

Da richtete sich auch Billie hoch auf. „Gut!“ sagte er. „Dann werde ich zu dem sprechen, den zu sprechen ich gekommen bin! Sie werden aus unserer Unterhaltung alles entnehmen!“ Er wollte sich an George wenden, doch May stellte sich dazwischen: „Das gibt's nicht noch einmal!“

Billie verbeugte sich. „Ich bewundere Ihren Mut, mein Fräulein! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich an dem nicht mehr vergreifen werde. Gestatten Sie mir, daß ich jetzt mit ihm spreche?!“ Da trat May zur Seite.

„George Koeder! Ich frage Sie — — was — — was haben Sie mit Gertrud Hartwig gemacht?!“

May wurde sehr blaß und trat einen Schritt näher.

„Was haben Sie mit Gertrud Hartwig gemacht?! Wo haben Sie sie hingebacht, frage ich?“ schrie Willie, schon wieder erregt. George antwortete nicht. Mit halbgeschlossenen Augen, kurz atmend, bleich wie eine Leiche, lehnte er gegen die Wand. Da trat May auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Kennst du das Mädchen?“ fragte sie leise. George schüttelte den Kopf.

„Was?!“ schrie Willie. Im Moment stand May zwischen beiden. „Mein Herr!“

„Pardon! Ich werde mein Wort halten. Aber fragen Sie ihn doch, bitte, ob er es nicht war, der Gertrud Hartwig vor einigen Tagen dicht vor ihrem Hause in einer dunklen Straße anfiel? Fragen Sie ihn doch, ob er nicht Gott weiß was getan hätte, wenn ich nicht zufällig des Weges gekommen wäre?? Fragen Sie ihn doch, ob ich ihn nicht niedergeschlagen habe, wie man einen tollen Hund niederschlägt? Damals habe ich ihn leider nicht erkannt! Leider!“

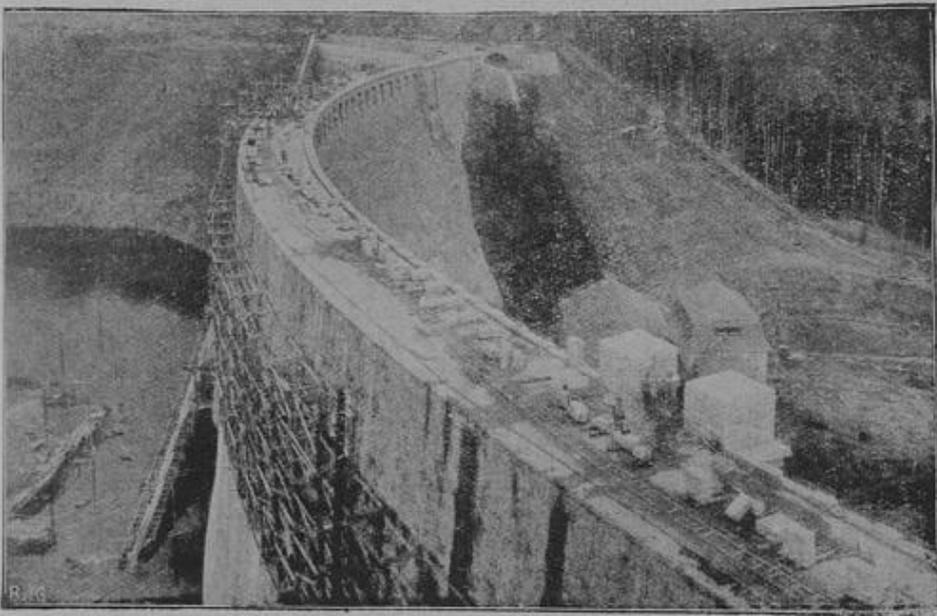
Eine stille, stille Pause. „Ist das wahr, George?“ Der antwortete nicht.

„Sie sehen, er hat nicht den Mut, es zu leugnen! Und nun will ich Ihnen sagen, weshalb ich hierher gekommen bin. Je weniger ich zu dem da zu sprechen habe, desto angenehmer kann es mir sein! Gertrud Hartwig ist meine Braut — — —“ Bei diesen Worten zuckte George zusammen, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten; den beiden anderen entging dies nicht. „Aha, Bursche!! Das

ihre Stimme, doch sie hatte sich bald wieder in der Gewalt. „Wenn du getan hast, dessen du hier angeschuldigt wirst, so mache gut, was noch gut zu machen ist! Ich flehe dich an darum!! Wenn du das Mädchen wirklich entführt hast — — — sei es, aus welchem Grunde immer — — —, ich bitte dich, mach es wieder gut!!“ Keine Antwort. „Willst du?“ Noch immer keine Antwort. Sie betrachtete den Mann dort an der Wand vom Kopf bis zu den Füßen. Eine Jammergehalt. Und plötzlich, so plötzlich, daß Willie erstaunt zurückwich, schlang sie ihre Arme um Georges Hals, legte ihren Kopf auf seine Schulter und schluchzte. Schluchzte zum Herzerbrechen. „George! Höre! Du mußt das wieder gut machen!! Sage, du willst es wieder gut machen!! Sage es! Sage es, George!“

Da stöhnte der Mann dort an der Wand auf wie ein todtwundes Wild. Er nickte mit dem Kopfe. Willie hatte es gesehen. „Dann schnell ins Automobil!“ rief er. „Die Adresse müßt mir nichts; ich lasse ihn nicht aus der Hand, bis ich Gertrud wohlbehalten wiedergefunden habe. Er muß mit!“

„Gehe mit! Gehe mit, George!“ flehte May. Da richtete George sich langsam auf. Mit schlotternden Knien, lautlos, schwanke er zwischen May und Willie hindurch dem Ausgang zu. Willie folgte. Ja, er half ihm sogar in den Wagen. Und schon hatte er die Tür zugeschlagen, schon



Die größte Talsperre  
in Deutschland.

Bei Mauer in Schlesi-  
en ist kürzlich eine  
der größten Talsper-  
ren Deutschlands vol-  
endet worden. Der  
Bau dauerte 8 Jahre.  
Sie ist von Schülern  
des bekannten und  
leider zu früh ver-  
storbenen Nachener  
Professors Geheimrat  
Inse. Die Bauzeit  
betrug volle 8 Jahre.

hast du nicht gewußt —!“ Und dann weiter zu May: „Gertrud ist meine Braut. Ich besuche sie jeden Abend. Sie kommt immer pünktlich nach Hause. Heute aber — — — ist sie nicht zu Hause eingetroffen.“ Er holte tief Atem. „Und der Bursche da hat sie entführt!“

„Ist das wahr, George?“ frag eine leise, flehende Stimme.

Keine Antwort.

„George! Ist das wahr?!“ Zwei Frauenhände lagen auf seinen Schultern. Sie schüttelte ihn. Keine Antwort. George lehnte immer noch mit geschlossenen Augen gegen die Wand. Willie brach in ein kurzes, hartes, höhnisches Gelächter aus. „Sie sehen, daß es wahr ist!“ Und dann schritt er auf George zu und packte ihn an der Brust: „Sage mir, was du mit dem Mädchen gemacht hast, oder du bist ein Feind des Todes!“ Doch im nächsten Moment hatte sich das Mädchen wieder zwischen die beiden Männer gestellt. Mit der Ehrfurcht, mit der der Durchschnitts-Amerikaner jedes weibliche Wesen behandelt, wich Willie sofort einen Schritt zurück.

„Dieser Mann ist doch mein Bräutigam! Und Sie befinden sich in meinem Hause. Ich verbiete Ihnen jede Gewalttat!“

Und dann sich wieder an George wendend: „George, was immer du getan haben magst; vielleicht kannst du dich rechtfertigen. Ich will später alles von dir anhören; und wenn es mir menschenmüßig ist, dir zu verzeihen, werde ich es tun, — um unserer Liebe willen —“ Einen Moment brach

surte abfahrend das Automobil, da ertönte aus dem Hause ein Schrei. Willie blickte zum Fenster hinaus und sah May die Stufen hinabrennen. Die Haustür hatte sie hinter sich zugeschlagen. Auch der Chauffeur hatte sie gesehen und den Wagen noch einmal zum Halten gebracht. „Ich komme mit!“ Da hatte Willie rasch die Tür aufgerissen, war hinausgesprungen und hatte auch ihr in den Wagen geholfen. Gleich darauf kaufte das Auto davon.

31. Kapitel.

In Russats Gegenwart waren auf dem Polizeiamt die Bildkammern versiegelt worden. Man hatte verabredet, daß die Untersuchung am nächsten Nachmittage um zwei Uhr stattfinden sollte, und zwar in Russats Gegenwart. Inzwischen hatten die Polizeireporter ihre Zeitungen von der sensationellen Beschlagsnahme benachrichtigt. Am heutigen Tage gab es keine neue Ausgabe mehr. — dazu war es viel zu spät —, aber jedes Blatt wollte selbstverständlich für den nächsten Morgen gründlich informiert sein. Und so kam es, daß Russat bei seiner Heimkehr bereits eine große Anzahl von Reportern seiner harrend vorfand. Frau Selen war ihm schon bis an die Tür entgegen geeilt: „Was gibt's denn schon wieder?“ fragte sie halb neugierig, halb ängstlich.

„Sind wohl schon wieder alle da?“ fragte Russat, der seine Frau gleich richtig verstanden hatte. „Im Wartezimmer! Ein ganzes Heer!“ Sie ging hinaus zur Bibliothek. „Man hat die Milch beschlagnahmt!“

„Was?!“ Ungläubig blickte die Frau den Mann an.  
 „Wie ich sagte!“ bestätigte Ruffat noch einmal.  
 „Das geht doch zu weit — Was wirst du tun?“  
 Langsam, bedächtig zog Ruffat sein Gewehr hervor und suchte sich eine jener schweren, langen Zigarren heraus, die alle seine Freunde so sehr zu schätzen wußten, und die nur für ihn in Havanna hergestellt wurden. Bedächtig den Papierstreifen von dem Kraut herunterziehend, meinte er: „Das wirst du bald sehen! Ich bitte dich, hier zu bleiben, wenn ich die Presseherren empfangen.“

„Hast du es dir auch gründlich überlegt?“

„Gründlich!“ Und dann fügte er noch hinzu: „Gleich einem Vumerang soll diese Gemeinheit auf den Sender zurückprallen.“ So genau kannte diese Frau ihren Mann, daß sie auch nicht einen Moment daran zweifelte: er würde seine Worte wahr machen; daß es so kommen würde, wie er prophezeite. Mit zustimmendem Nicken machte sie es sich in dem Schaukelstuhl, ihrem üblichen Platz, bequem, mit Spannung der kommenden Dinge entgegend. Und bald waren denn auch die Herren der Presse zur Stelle; im Halbkreis umstanden sie Ruffat.

„Ich kann Sie nicht bitten, Platz zu nehmen!“ sagte er lachend. „Es sind Fahrer zu viele! Und was führt Sie in so großer Anzahl zu mir?“

„Uns ist da eine unglaubliche Geschichte gemeldet. Mister Ruffat. Eine Geschichte von einer Beschlagnahme Ihres Wils!“  
 „Stimmt!“ sagte Ruffat kurz. Eine kleine Pause entstand. Die Journalisten sahen sich einen Moment verlesen an.

„Das klingt allerdings so unaußersächlich, daß wir die Nachricht zuerst für falsch gehalten haben!“ sagte schließlich der, der schon vorher den Sprecher gemacht hatte.

„Es stimmt trotzdem!“

„Dann möchte ich Sie, auch im Namen meiner Kollegen, bitten, uns doch einiaes zu dem Fall zu erzählen!“

Ruffat blickte im Halbkreis herum. „Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen etwas zu erzählen hätte. Die Milch ist heute nachmittag beschlagnahmt worden und die versiegelten Kannen werden morgen nachmittag in meiner Gegenwart auf dem Polizeiamt geöffnet und chemisch untersucht werden.“

„Und — — — wird man etwas finden?!“ fragte der Reporter zögernd.

„Durchaus nicht! Man wird die Milch so finden, wie ich sie immer hergestellt habe!“

„Und dann?“

„Dann werde ich wieder nach Hause gehen!“

„Und werden Sie keine Schritte gegen diese, dann doch unberechtigte Aktion unternehmen?“

„Durchaus nicht!“ Ueberraschung auf allen Gesichtern. „Aber irgendeinen Protest werden Sie doch einlegen, Mister Ruffat?“

„Das allerdings!“

„In welcher Gestalt?“

„Dergefialt, daß ich — — —“ eine kurze Pause. „ — — — daß ich mit dem heutigen Tage sämtliche Milchauschante schließe und mich in jeder Hinsicht zurückziehe!“ Ruffat erhob sich. „Das, meine Herren, dürfen Sie in Ihren

Zeitungen veröffentlichen; mehr habe ich nicht zu sagen!“ — Die Reporter waren gegangen; langsam wandte sich Ruffat seiner Frau zu; ein feines Nicken umspielte seine Lippen: „So, mein Lieb, das werden sie morgen früh veröffentlichen. Und nun soll das — — — Volk entscheiden!“

Schweigend saßen Willie Peters und George Koeder im Auto nebeneinander. Ihnen gegenüber hatte May Jenkins Platz genommen.

Immer weiter ging es in die Nacht hinaus. Bis die Brooklyn Hängebrücke erreicht war. Es ist ein prächtiges Bild; der Ausblick von der Hängebrücke in einer sternensklaren, hellen Nacht tief, tief unten die blitzenden Wasser, in denen sich die Sterne wiegeln; rechts und links die vielen großen und kleinen Schiffe, auf deren Masten die Signal-Laternen leuchten und vorn und hinten dunkle Umrisse riesenhafter Gebäude; die Wolkenträger und Fabrikschornsteine, die sich schwarz vom Hintergrund des nächtlichen Himmels abheben. Ein Anblick, den der, der ihn zum ersten Male genießt, niemals wieder vergißt. Ueber die Brücke hinweg fauste der Wagen nach Brooklyn hinein und dann immer weiter. Die Washington Street ist eine jener schon außerhalb Brooklyns gelegenen Straßen, die fast gänzlich mit kleinen aus Holz errichteten Häusern be-

baut sind. Vor einem solchen Häuschen machte endlich der Wagen halt. Lautlos stiegen die drei aus. Wie um ihm Mut einzusprechen, hatte May ihre Hand leicht auf Georges Arm gelegt. Tiefe Finsternis ringsumher; die nächste Laterne weit entfernt. Gefasert, als er bis jetzt gewesen, griff George in die Tasche, holte einen Schlüssel heraus und schloß auf. In der nächsten Minute flammte das elektrische Licht im Korridor auf.

Fortsetzung folgt.



Statistik der Größe und der Kriegsstärke der Balkanstaaten.



Türkische Kavallerie.

## Zu den Wirren auf dem Balkan.

Der Krieg um Tripolis hat die von Anfang an befürchtete Folge gehabt: Er hat die Balkanfrage, die Europa seit dreißig Jahren von Zeit zu Zeit immer aufs neue in Aufregung versetzt hat, plötzlich in ihrem ganzen Umfang aufstehen und die lange schleichende Gefahr akut werden lassen. Gerüstet stehen Griechenland, Serbien und Montenegro unter der militärischen Führung Bulgariens der Türkei gegenüber. Und die vier Verbündeten erfreuen sich der Sympathien des türkischen Volksteils, der im letzten Jahre der türkischen Zentralregierung in Konstantinopel und der Nebenregierung in Saloniki die meiste Sorge gemacht hat, nämlich der Albanier. Die albanische Frage, die Frage der Behandlung der christlichen Mazedonier, die sich größtenteils aus Bulgaren, Serben und Griechen zusammensetzen, wird infolge dieser Situation mit einem Schlage ihrer Lösung entgegengeführt werden. Der Balkan brennt lichterloh —

die Abwendung eines Krieges würde für die Türkei sicherlich der Anfang vom Ende sein.

Die Bedrohung durch die Nachbarmächte hat es nämlich zuwege gebracht, daß die türkischen Unterhändler zu einem Friedensschluß mit Italien gekommen sind und daß auch die Bevölkerung des aus vielen Stämmen zusammengesetzten, von mannigfachen Einflüssen beherrschten türkischen Staates sich mit einem ungünstigen Ausgang des Tripolis-Krieges und mit dem Verlust dieser Provinzen ohne wesentlichen Widerstand abgefunden hat.

Käme es jetzt auf dem Balkan zu einem frischfröhlichen Kriege, dessen Ausgang bei der Leistungsfähigkeit der türkischen Truppenmacht wenigstens im Süden und Westen überhaupt nicht zweifelhaft, im Norden nicht unrühmlich sein kann, so würde das Gefühl des Erfolges die Schmerzen des vorhergegangenen Misserfolges sicherlich leicht verwinden lassen. Anders aber, wenn es



König Ferdinand von Bulgarien mit seinem Verbündeten, dem Kronprinzen Danilo von Montenegro.



König Peter von Serbien.



Griechische Infanteristen.

wenn nicht die Großmächte Europas, wie das schon gang und gäbe geworden ist, die hochgehenden Wogen der Kampfbegeisterung in den beiden feindlichen Kriegslagern trotz des Ausbruchs der kriegerischen Aktionen an der montenegrinischen Grenze im letzten Augenblick doch noch zu beschwichtigen vermögen.

Für den Augenblick würde eine Beseitigung der Kriegsgefahr sicherlich eine bedeutende Erleichterung der politischen Situation bedeuten. Aber auch nur für den Augenblick; denn

nicht zum Kriege kommt. In diesem Falle werden die in der ersten Kriegsbegeisterung vergessenen älteren Verluste nach der eingetretenen Ernüchterung doppelt heftig empfunden werden.

Unsere Bilder bringen eine Reihe interessanter Einzelheiten zu den Rüstungen der Balkanstaaten, zunächst eine Uebersicht über die angeblichen Seeresstärken, die Könige von Serbien und Bulgarien, sowie den Kronprinzen von Montenegro und schließlich türkisches und griechisches Militär.

## Der behungbugte Richter.

Eine heitere Geschichte aus dem Newyorker Leben.  
Von Gustav Kaiser.

In einer bitterkalten Winternacht war das nie rastende, laute Losen Newyorks doch auf kurze Zeit verstummt, als ein patrouillierender Polizist in der Nähe eines der Privatpaläste der fünften Avenue einen Mann bemerkte, dessen Bewegungen ihm verdächtig erschienen. Der Beamte, der viel lieber sich in eine warme Gasse zurückgezogen hätte, beschloß darum, den verdächtigen Nachwandler nicht aus den Augen zu lassen. Es währte denn auch nicht lange, so verschwand die Gestalt in dem erwählten Hause. Daß „Wie“ hatte der Polizist von seinem Versteck aus nicht beobachten können. Er rief ohne weiteres Besinnen mehrere Kameraden zu Hilfe, das Haus wurde umstellt, und zwei Beamte gingen hinein. Nach einigem Suchen trat ihnen im Hausflur eine hohe Gestalt entgegen — der verdächtige Nachwandler. Auf die Frage der Polizisten, was er in dem Hause zu tun habe, wollte der Angeredete eben mit seinem Revolver antworten. Als er aber einen Blick nach der Tür warf und vor dieser einige weitere Polizisten schußbereit

des schönen Mädchens, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

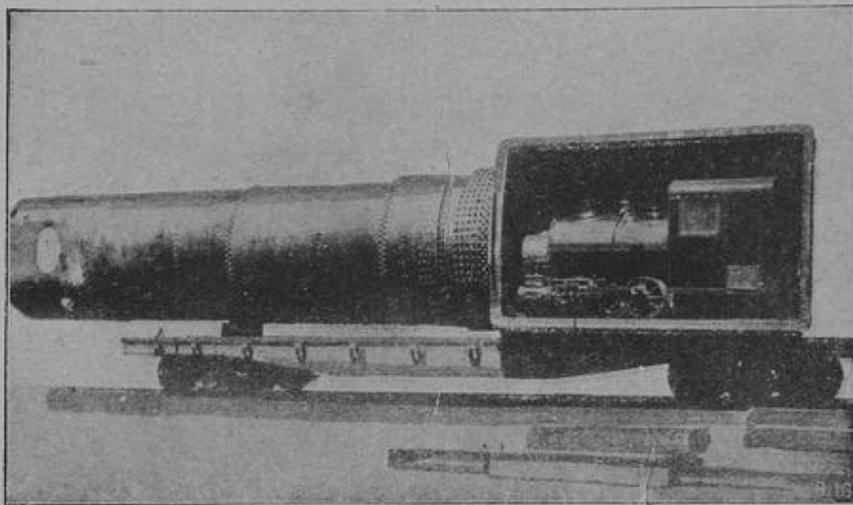
Der Richter starrte sie fragend und voll Mitgefühl an. Miß Lizzy versuchte, ihrer Erregung Herr zu werden, und fuhr dann fort:

„Ich will Ihnen alles gestehen, selbst auf die Gefahr hin, daß mein Vater, wenn er etwas davon erfährt, seine Hand von mir fortzieht. Aber ich weiß, daß Sie ein Gentleman sind, der mich nie verraten und kompromittieren wird.“

„Reden Sie mein Fräulein, reden Sie!“

„Im verflossenen Sommer war ich mit meiner Mutter in Newark. Ich machte dort die Bekanntschaft eines Kavaliere aus dem Süden. Er war sehr aufmerksam gegen mich, und ich begann ihn zu lieben. Er erwiderte meine Neigung, weigerte sich jedoch sonderbarerweise, meine Familie kennen zu lernen. Die Saison ging zu Ende, und wir kehrten nach der Stadt zurück. Harrison, dies ist der Name des Südländers, folgte mir. Ich war schwach genug, heimlich mit ihm zu-

(Nachdruck verboten.)



### Eine Riesenlokomotive.

Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika wird jetzt eine Lokomotive gebaut, die nach ihrer Fertigstellung die größte der Welt sein dürfte. Sie soll einen Zug von 155 Wagen mit einer Geschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde fortbewegen können. Der Kessel der Lokomotive ist so groß, daß eine normale Lokomotive darin bequem Platz finden kann.

sah, steckte er die Werdwaffe wieder ein und ergab sich in sein Schicksal. Man führte ihn nach dem Stationshause und durchsuchte ihn, in seinen Taschen befanden sich eine diamantbesetzte Damenuhr, ein gleiches Kollier und Armband. Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß die Schmucksachen aus dem Schlafzimmer der Tochter des Hauses gestohlen waren. Vor den Richter gebracht, gab der Arrestant Joe Brown aus Pennsylvania als seinen Namen an, dann wurde er in Untersuchungshaft abgeführt. Die Polizeiberichtsbatter der Todesreihe bewachten sich des Falles und nahen ihm ein romantisches Gerücht. Nach zwei Tagen ließ sich bei dem Polizeirichter Matterson der den Einbrecher zur Kriminaluntersuchung bestimmt hatte. Miß Lizzy Emerson in einer verroullischen Audienz melden. So hieß die Tochter des Besitzers des Hauses, in welchem der Verbrechen verübt worden war.

Der Richter war gespannt, zu hören, was die junge Dame von ihm wollte und aebot sie sofort vorzulassen. Ihr Vater hatte eine Anstalt gemacht die vollkommen genigte den Herz zu überführen. — Die Dame trat ein. Miß Lizzy Emerson war eine blendende Schönheit. Die reizenden Züge waren aber bereits bleich und trugen den Stempel des Leidens und tiefer Niederkriechenheit.

„Mein Herr“ begann sie, „ich komme, Ihnen ein Geheimnis zu enthüllen in bezug auf den vermeintlichen Dieb.“

„In bezug auf den vermeintlichen Dieb? Sie erregen meine Neugierde mein Fräulein.“

„Der Mann ist kein Dieb!“ kam es bebend von den Lippen

sammenzutreffen. In unserer Unterredung gestand er mir, daß er sehr unglücklich — daß er schon verheiratet sei. Natürlich brach ich sofort jeden Verkehr mit ihm ab. Er wußte mir mehrere Briefe zukommen zu lassen, in welchen er mich flehenlich bat, ihm vor seiner Rückkehr nach dem Süden eine Zusammenkunft zu gewähren, doch ließ ich, obwohl mir das Herz brach, diese Briefe unbeantwortet. In der Nacht, in welcher der Einbruch verübt wurde, hatte ich am Krankenbette des Vaters geweilt und sah nun, in trübe Gedanken versunken, an meinem Fenster, da zu schlafen mir doch unmöglich war.

Da hörte ich plötzlich unter dem Fenster ein Geräusch. Hinuntersehend wahrte ich eine hohe Männergestalt. Ich erkannte das Gesicht — es war Harrison. Leidenschaftlicher Schmerz, bitterste Enttäuschung lag in seinen Zügen ausgeprägt. Erschrocken wollte ich das Fenster schließen, da rief er hinauf: „Lizzy, ich muß Sie sprechen, und zwar jetzt auf der Stelle. Wenn Sie mir die Tür nicht öffnen, erschleße ich mich vor Ihren Augen.“ Bei diesen Worten zog er einen Revolver hervor. Ich war vor Schreck halb bewußtlos, denn ich liebte ihn noch immer. Ohne zu wissen, was ich tat, verließ ich geräuschlos mein Zimmer und schlich die Treppe hinab. Ich öffnete die Tür — Harrison stand vor mir. Er ergriff meine Hand, ich zog sie ihm unwillkürlich fort, wenige Sekunden später lag er in meinem Zimmer vor mir auf den Knien. Da vernahm ich zu meinem tödlichen Schrecken abermals ein Geräusch vor dem Hause. Ich blickte hinunter und wahrte mit Entsetzen einen Polizisten.



Das Kneipp-Denkmal in Wien.

Pfarrer Kneipp, dessen großes Werk in Wörishofen so manchen Seilung von seinen Leiden gebracht hat, ist nun auch in Wien durch ein Denkmal geehrt worden. Außer der Porträtbüste ist daran interessant der davorstehende kleine Knabe, der aus einer Oeffnung im Sockel einen „Rückenschuß a la Kneipp“ erhält.

Auch Harrison hatte ihn gesehen. Erblichend rief er aus: „Man hat mich in das Haus gehen sehen! Man hält mich für einen Dieb — was ist zu tun?“ Ich rief aus: „O, Harrison, diese Schande! Meine armen Eltern! Ich bin ruiniert!“ — „Nein, Lizzy!“ rief er entschlossen. „Noch gibt es ein Mittel, Ihren Ruf zu retten. Geben Sie mir schnell, was Sie an Schmuckstücken zur Hand haben — ich werde die Rolle des Einbrechers spielen!“ „Aber man wird Sie wie einen gemeinen Verbrecher einsperren, vielleicht lange gefangen halten, Harrison!“ — „Das wird geschehen, aber es bleibt mir keine Wahl, ich kann nicht zugeben, daß die Wahrheit an den Tag kommt.“

Damit raffte er das auf, was bei ihm gefunden wurde. Ich wollte gegen die edle Tat weiter protestieren, doch hatte er bereits das Zimmer verlassen, und wenige Sekunden später besand er sich in den Händen Ihrer Leute. Ich fiel in Ohnmacht, und es war heller Morgen, als ich das Bewußtsein wiedererlangte. Meine Familie glaubte, daß die Nähe des Einbrechers mich meiner Sinne beraubte. Das übrige wissen Sie, mein Herr! Joe Brown ist — Herr Harrison. Wo habe Ihnen alles ohne Rückhalt gesagt, Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen und dem Manne seine Freiheit wiedergeben nicht wahr?“

„Unter diesen Umständen natürlich,“ antwortete der Richter galant. Die Dame verbeugte sich vornehm, warf dem freundlichen Beamten einen heißen Blick des Dankes zu und verließ das Zimmer. Eine halbe Stunde darauf stand „Joe Brown“ vor dem Richter.

„Ich weiß alles,“ sagte dieser. „Sie waren nahe daran, eine kavalierrmäßige Tat mit dem Zuchthause zu büßen.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte der Häftling stolz, „ich ersuche Sie, mir sobald wie möglich den Prozeß zu machen.“

„Sie wollen mich nicht verstehen, Mr. Harrison; Miß Emerson war hier — ich weiß alles; genügt Ihnen das?“

Der Vorgesetzte zitterte und mußte sich erregt auf die Lehne eines Sessels stützen. „Das edle Mädchen! Nicht wahr, Herr Richter, Sie werden dies Abenteuer nie in die Oeffentlichkeit gelangen lassen? Schwören Sie es mir!“

„Ich verspreche es Ihnen,“ antwortete gerührt der Beamte, indem er Harrison's Hand nahm. „Sie können beruhigt gehen.“

Und Mr. Harrison ging.

Eine weitere halbe Stunde später erschien ein Mitglied der Geheimpolizei bei dem Richter.

„Wissen Sie, wen wir da gefangen haben?“

„Wen?“

„Niemand anders als den berühmten James Godefroi, den geriebensten aller Gauner, der sich die jetzigen unruhigen Verhältnisse zumuze macht, um mit der bekannten „Belle Harriet“ eine Kunstreise durch die Vereinigten Staaten zu absolvieren.“

„Wo habt Ihr ihn denn? Oder habt Ihr beide?“

„Wir haben nur ihn, die Mitschuldige ist noch auf freiem Fuße, doch ist sie in Newyork gesehen worden.“

„Wo habt Ihr denn den Godefroi?“

„Wir? Sie haben ihn. Joe Brown und Godefroi ist ein und dieselbe Person.“

Den Richter beschlich ein äußerst unbehagliches Gefühl: es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Diese leidende, vornehme Dame mit den kummervollen schönen Augen war „Belle Harriet“. Zum Studud noch mal! Da hatte er sich von einem flüchtigen Vortrage und seinem guten Herzen einen ganz schenßlichen Streich spielen lassen.

„Kann man Joe Brown sehen?“ fragte der Geheimpolizist.

„Ihn sehen? Fort ist er! Ich bin schönö behumbugt.“

Und dann erzählte er dem Polizisten alles, mit der Bute, die Sache geheimzuhalten. Vielleicht, daß man des edlen Paares bei einer anderen Gelegenheit wieder habhaft wurde.

Der sichtlich amüsierte Beamte versprach zu schweigen, hat aber, wie man sieht, sein Wort nicht gehalten.

### Sinnsprüche.

Mancher ist schon mit dem Ausdruck des Heldenmutes auf seinen Lippen heimgegangen, während sein Herz jagend und trotzig war.

J. F. Cooper.

Die Freunde sind Teile eines Ganzen, insofern in ihrem Ganzen ein Wie und ein Warum ist.

Dante.

Das Schwerste klar und faßlich sagen,  
heißt aus gedieg' nem Golde Münzen schlagen.

Sprichwort.

Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen.

W. v. Humboldt.

Ganz ehrlich meint jeder es am Ende doch nur mit sich selbst und höchstens noch mit seinem Kinde.

Sch.



Die neuen Glocken in St. Antonius am Fürstenplatz.

**Humoristisches.**

— **Geteilter Schmerz.** „Warum nehmen Sie jetzt immer Ihre drei Söhne ins Wirtshaus mit?“ — „Ja, wissen's, wann wir spät heim komm'n, dann kommt mei Alti mit dem Klopfer und wann m'r dann zu viert sein, nacha kriagt a jeder bloß an Viertel von die Prügel!“

— **Die Folge.** Herr: „Weshalb weinst du denn so, mein Junge?“ — Junge: „Ach, ich hab' meinem Vater vorhin mein Schulzeugnis zeigen müssen — und das schmerzte mich so!!!“

— **Der „Beweis“.** Richter: „Bekennen Sie sich schuldig?“ — Bummler: „Ich bin unschuldig!“ — Richter (nieft). — Bummler: „Seh'n Se woll, hoher Herr Gerichtshof; Sie müssen's benützen!“

— **Auf der Sekundärbahn.** Der feine Herr: „Sie, Herr Gendarm, stellen Sie doch mal die Personalien des Herrn fest, der dort geht! Er hat mich beleidigt.“ — Gendarm: „Wann hat Sie der Herr beleidigt?“ — Der Feine: „Gleich beim Abgang des Zuges!“ — Gendarm: „Ja dann, dann geben Sie sich keine Müh' mehr, dann ist die Sache längst verjährt.“

— **Wie er es sich dachte.** (Im Theater): „Is dös an Schwindel! Da heißt's auf dem Theaterzettel: „Der Fliegende Holländer!“ Und nu is kein Mensch auch nur einmal a bisl rumgeflogen.“

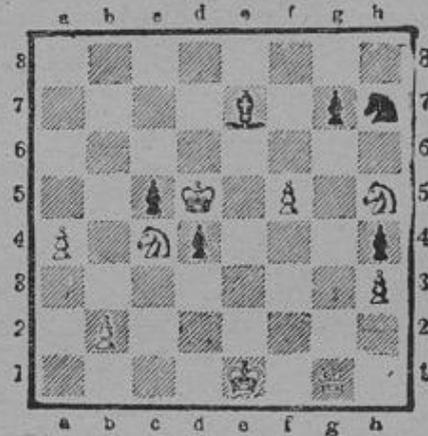
— **Der „Frog“.** Der eine: „Sie sitzen den ganzen Tag in der Weinstube, essen Austern und trinken Sekt; fürchten Sie denn nicht, daß dieser oder jener Ihrer Gläubiger Sie hier trifft?“ — Der andere: „Kur keine Sorge! Meine Gläubiger können sich doch nicht leisten, hierher zu gehen!“

— **Ein liebevoller Vater.** Frau: „Aber Mäme, schämst du dich denn gar nicht, jeden Morgen erst um sechs Uhr heimzukommen? Was sollen bloß die Kinder von dir denken!?“ — Der Mann: „Aber liebes Frauchen — sei doch gut — und laß die Kinder — ruhig — bis — sieben Uhr schlafen!“

**Rätsellecke.**

**Schachaufgabe.**

Schwarz.



Weiß.

Matt in drei Zügen.

**Kettenrätsel.**

Aus folgenden 15 Silben sind 15 zweisilbige Worte zu bilden, und zwar so, daß jedesmal eine Silbe die Schlusssilbe des einen und die Anfangsilbe des folgenden Wortes bildet:

bra, che, gen, kat, laud, ma, mie, mus, ne, nor, rat, re, ro, te, ze.

**Bilderrätsel.**



**Scharade.**

Zu dem Ganzen stand ich sinnend,  
Sah hinab zum grünen Rheine,  
Sah hinüber nach dem Westen,  
Dacht' an fränkische Gelüste  
Und ich sagte laut die Erste!  
Horch! die Zweit' und Dritte rief mir  
Tausendstimmig nach das Wort,  
Und mir war's, als hört ich's rufen  
Fern aus allen deutschen Gauen:  
Nimmer sollen sie ihn haben  
Unfern alten deutschen Rhein.

**Begierbild.**



„Sehen Sie doch, Herr Professor, dort drüben den neuen Heldevater unseres Stadttheaters!“ — „Wo sieht er?“

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Scharade: Rotbart.  
Arithmetische Aufgabe: Der Vater ist 32, der Sohn 8 Jahre alt.  
Sachrätsel: Fluß.  
Scherzrätsel: Weil sein Plan so oft durchkreuzt wird.  
Anagramm: Eber, Erbe, Rebe.  
Homonym: Kamm.  
Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; links zwischen den Bäumen steht dann der gesuchte Freund.

Redaktion: Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 43.

Sonntag, 20. Oktober.

Jahrgang 1912.

## Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar L. Schweriner.

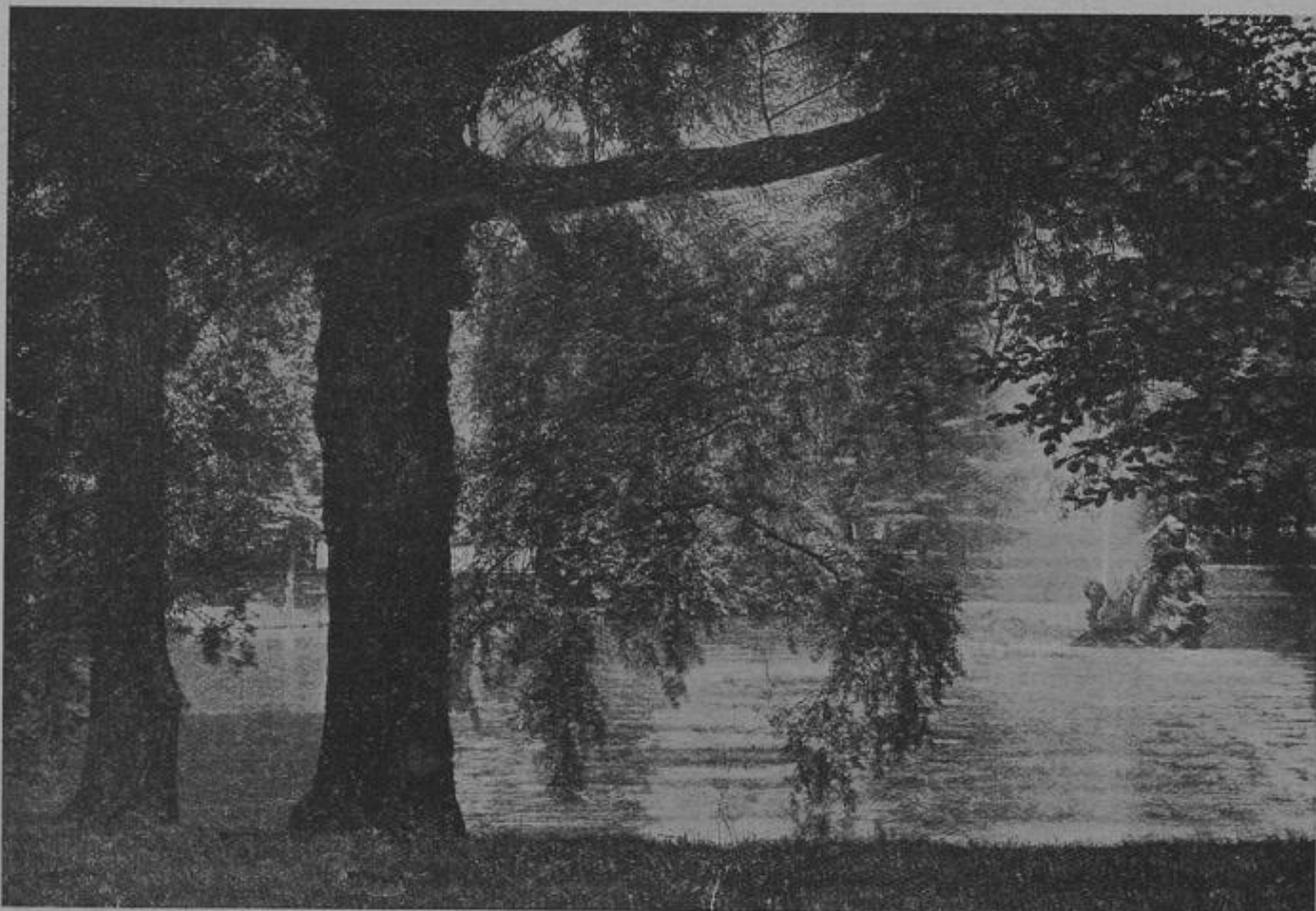
13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ein ganz kahler Raum, von dem aus einige Türen in verschiedene Zimmer führten. Einen zweiten Schlüssel in das Schloß einer dieser Türen steckend, trat George einen Schritt zurück. „Dort!“ sagte er leise.

Willie, der bis jetzt mit aller Macht an sich gehalten hatte, stürzte auf die Tür zu und drehte den Schlüssel um. Dann

ging eine Wandlung mit ihm vor. Er wurde anscheinend schwach wie ein Kind. Langsam, als fürchte er den Anblick, der jetzt kommen mußte, drückte er auf die Klinke. Langsam stieß er die Tür vor sich auf. In dem Zimmer war Licht. Ein absolut kahler Raum, ohne Fenster, der auch rechts und links Eingänge aufwies, deren Türen aber



Herbststimmung aus dem Düsseldorfer Hofgarten.

Phot. u. Autot. Brunotte & Neefe.

geschlossen waren. An der vorderen Wand ein Sofa; außerdem noch ein paar Stühle. Das war das ganze Mobiliar. Doch diese Einzelheiten gewährte Billie nicht. Er stand starr im Türrahmen; stand wie angewachsen, mit starrem Blick auf das Sofa gerichtet. Dort lag, anscheinend im tiefsten Schlafe, Gertrud. Und dann stürzte er vorwärts. Mit einem Aufschrei, der so plötzlich veragte, als wäre dem Schreienden die Kehle zugeschnürt, warf er sich auf das Lager und riß die dort Liegende in seine Arme. Wie wahnwitzig drückte er sie an sich. Da schlug das Mädchen die Augen auf. „Wo bin ich?“ murmelte sie leise. In der nächsten Sekunde hatte sie Billie erkannt. „Billie!! Billie!!“ Unmöglich, den Schrei zu beschreiben. Ihre Arme flogen um seinen Hals. Dann sank sie ohnmächtig auf die Kissen zurück.

„Miß Jenkins! Bitte schnell, Miß Jenkins!“ rief er ängstlich. May eilte herbei. Sie erkannte sofort, daß es nun um eine Ohnmacht handle und rief nun ihrerseits nach George. Der kam auch näher, blieb jedoch unmittelbar vor der Tür stehen. „Du weißt, wo hier Wasser zu haben ist; bring schnell etwas herbei!“

Inzwischen hatte sie ihr Riechfläschchen aus der Tasche gezogen; jetzt kniete sie neben dem Sofa nieder und hielt es Gertrud unter die Nase. George kam zurück; seinen Hut, den er mit Wasser gefüllt hatte, dem knienden Mädchen reichend, sagte er entschuldigend: „Ich habe kein Glas im Hause!“ Dann zog er sich wieder bis an die Tür zurück und verfolgte von dort die Bemühungen der beiden, Gertrud wieder zum Bewußtsein zurückzubringen. Bemühungen, die schließlich auch Erfolg hatten. Wieder schlug Gertrud die Augen auf.

„Sei ruhig, Lieb!“ flüsterte Billie sofort. „Du bist sicher, ganz sicher! Lieb, ich bin es, ich bin bei dir!“ Das Mädchen blickte wild im Zimmer umher, dann stieß es einen Schrei aus und deutete mit dem Finger auf die Tür: „Da ist er!! Da ist er!!“ und eine gräßliche Angst klang aus ihrer Stimme.

George verließ das Zimmer. Die beiden anderen merkten es nicht.

„Sieh mich doch an! Schau, ich bin bei dir!“ Da endlich kamen die Tränen. May wußte Billie, Gertrud ruhig sich ausweinen zu lassen und er folgte dem guten Räte. So verging eine Viertelstunde. Da richtete sich Gertrud auf. „Nimm mich nach Hause, Billie! Nimm mich fort von hier!“ Er half ihr, sich auf dem Sofa aufzurichten. May setzte sich neben sie. „Bleiben Sie noch ein wenig!“ bat sie. „Sie werden noch zu schwach sein! Sie dürfen ganz beruhigt sein; Sie sehen, Ihr guter Freund ist bei Ihnen und wird Sie schützen. Und auch ich bin hier. Bleiben Sie noch ein wenig!“

Billie hatte sich einen Stuhl herangerückt und so saßen nun alle drei nebeneinander. An George schien in diesem Moment niemand zu denken. Gertrud erholte sich ersichtlich. Und jetzt lächelte sie auch Billie schon an. Ein mattes Lächeln, bei dessen Anblick sich das Herz des starken Mannes zusammenkrampfte. Dann wandte sie sich an May: „Wer sind Sie?“

„George Noeders Braut!“ sagte May leise. Gertrud wurde noch blässer, als sie schon war. Mein Gott! Die Braut von dem — dem — Mann —“ Und dann, fast feindlich: „Was wollen Sie hier?“

„Ich bin gekommen, Ihnen zu helfen und zu erfahren, was sich zgetragen.“ Eine lange Pause entstand. Diese neue Seelenbewegung schien auf Gertrud in günstigster Sinne einzuwirken. Sie richtete sich plötzlich hoch auf und sah der anderen fest in die Augen: „Soll ich es Ihnen wirklich erzählen?! Es wird Ihnen wehe tun.“

May nickte stumm. Und als auch Billie dasselbe Zeichen zum Sprechen gab: „Ich kam aus dem Bureau. Ein Boy sagte mir, Mister Ruffat wolle mich sprechen. Das Automobil wartete. Ich stieg ein, der Wagen fuhr davon. Kurz vor dem Laboratorium wurde die Tür aufgerissen; — er sprang hinein. Was dann geschah, weiß ich nicht recht! Ich glaubte zu ersticken. Dann verlor ich die Besinnung. Und —“ Sie preßte beide Hände auf die erregt wogende Brust. — und jetzt bin ich hier erwacht! Es ist wie ein Traum!! — Das ist alles!!“ Wieder eine Pause. Gertrud legte ihren Kopf an Billies Schulter, der sanft ihr Haar streichelte. May hatte ihr Gesicht in ihre Hände vergraben. So saßen sie lange, lange. Plötzlich sprang May auf. Ihr Gesicht der Tür zuwendend, rief sie: „George!“

Abwehrend streckte Gertrud die Hände vor. „Lassen Sie mich!“ sagte May fest. „Sie haben sich

jetzt erholt und Sie sind geborgen! Für Sie ist der Schmerz vorüber! Für mich soll er erst beginnen!“

Und sich über das Mädchen beugend, so daß sie fast Wangen an Wangen waren, fügte sie leise, mit zitternder Stimme hinzu: „Können Sie mich nicht verstehen?! Sie sind ja auch ein Weib! Ich bin seine Braut; ich muß Gewißheit haben!“

Und Gertrud verstand. Schweigend ließ sie geschehen, was jetzt folgte.

„George!!“ Und wirklich, im Türrahmen erschien der Gerufene. „Ich bitte dich, komm hierher! Nimm dir einen Stuhl, setz dich zu uns!“ Wie ein Kind, fast willenlos, folgte der Mann. Gertrud hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, als wollte sie den Anblick dieses Menschen vermeiden. Jetzt trafen sich auch die Blicke der beiden Männer. Als wollten sie noch einmal ihre Kräfte messen! „Warum sind Sie nicht ausgekniffen? Die Gelegenheit war doch so schön!“ höhnte Billie.

George warf seinen Kopf zurück. „Ich wollte nicht!“ „Sm!“ brummte Billie und wandte sich Gertrud zu. Für den Moment waren May und George so gut wie allein im Zimmer. „Und nun!“ jagte May. „Wenn du noch einen Funken von Ehre im Leibe hast, dann erzähle! Doch nein —“ verbesserte sie sich schnell. „Erzähle nicht; sie hat mir alles erzählt! Nur den Grund sage mir!“

„Ich war verrückt!“

„So sagen sie immer alle!“ warf Billie höhnisch ein. May beachtete ihn nicht. „Wie konntest du das tun und gleich darauf zu mir kommen? Du weißt, was wir heute abend über die Zukunft gesprochen haben! War denn das alles erlogen?!“

Da geschah etwas Unerwartetes. George stürzte plötzlich zu Boden, vergrub seinen Kopf in Mays Schoß und fing zu schluchzen an. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Weinen eines Weibes und dem Weinen eines Mannes. Wenn das Weib weint, dann laufen wohl ihre Tränen über die Wangen, dann empfindet sie wohl kurzzeit einen seelischen Schmerz. Aber sie beruhigt sich bald wieder; und man rechnet gewöhnlich mit dieser Beruhigung. Anders, wenn ein Mann weint. Dann weinen nicht nur seine Augen, sondern sein ganzer Körper. Dann zucken seine Schultern, der ganze Mensch scheint in seinen Grundfesten zu beben. Denn ehe der Mann zum Weinen kommt, muß eine fürchterliche Erschütterung in ihm vorgegangen sein. Und unbewußt ahnt das wohl ein jeder. Das Weinen des Weibes schmerzt; das Weinen des Mannes erschüttert. Die Szene gestaltete sich unheimlich. Billie stand auf. „Wir wollen gehen!“ sagte er unsicher.

„Gehen?!“ May lachte bitter auf. „Wo soll der hingehen?!“ Und wieder geschah das Unerwartete. George sprang empor und richtete sich hoch auf:

„Jawohl!“ rief er. „Gehen!! Und wohin ich gehe, braucht niemand hier zu kümmern! Ich habe alles verloren!! Heim, Frau, Zukunft!! Gewiß, ich war schlecht! Schlechter, als ich selbst ahnte!! Aber ehe ich gehe —“

Und er deutete mit einem ausgestreckten Zeigefinger auf Billie. „— aber ehe ich gehe, will ich euch sagen, was — der da ist!!“

Ueberrascht blickte Billie auf. „Ich?!“ „Jawohl, Sie!!“ Und sich an May wendend: „Viel besser als ich, ist er auch nicht! Wir sind alle Schufte; er, ich und — und — dein Vater!! Alle!!“ May rührte sich nicht. Sie nahm alle Seelenkraft zusammen. Jetzt sollte sie endlich Gewißheit haben! Gewißheit über Dinge, die sie wußte, und Gewißheit über Dinge, die sie ahnte.

„Schließlich waren wir alle zusammen an derselben Schuftereit beteiligt. Alle drei wollten wir nichts weiter als Ruffats Ruin!! Und wenn ich heute Ruffats Milch mit Schmutz durchmengen, damit er morgen arretiert werden könnte, so hat mir doch der da und dein Vater, May, den Schmutz zugefandt!!“

Langsam hatte sich Billie erhoben. Jetzt brach er in ein hartes Lachen aus. „Lügner!“ sagte er verächtlich. Und zu May: „Ich hoffe, Sie werden mir mehr glauben. Welche Verwandtnis es mit Ihrem Vater hat, weiß ich nicht; mit der Milch-Geschichte habe ich, bei Gott dem Allmächtigen, nichts zu tun gehabt.“

„Ich gebe die Lüge zurück! Dein Vater und Billie Peters arbeiten im Einverständnis!!“

Billie nahm eine drohende Haltung an. „Und ich erkläre, daß ich Doktor Jenkins überhaupt in meinem Leben noch nicht gesehen habe!“

Langsam brach sich das Verständnis der wahren Sachlage Bahn in Georges Hirn. Herr Gott!! Die beiden sollten

sich nicht kennen?! Dann: „Haben Sie mich nicht zu Alexis Gregor geschickt? Habe ich Alexis Gregor nicht in Ihrem Namen versprochen müssen, er würde zu Gott weiß! welche hohen Ehren kommen, zu Gott weiß! welche großen Ämtern ernannt werden, wenn er sein Kussat gegebenes Wort breche und von der Beteiligung am Bau des Hotels für Tuberkulose zurücktrete?! Habe ich nicht von Pontius zu Pilatus laufen müssen, zu Kohlen-Geschäften und Milch-Bauern, zu Restaurateuren und Klein-strömern und ihnen erzählen müssen, wie Kussats Menschenfreundlichkeit sie sicherlich geschäftlich ruinieren würde?! Mußte ich nicht im Namen der republikanischen Partei alle Hebel in Bewegung setzen, um Kussat die Fortsetzung seiner Arbeiten unmöglich zu machen?!“

Willie nickte zustimmend. „Das stimmt alles! Aber das geschah aus rein politischen Gründen und hat mit der Milch-Affäre nicht im geringsten zu tun!“

„Und war Jenkins an diesen Maßnahmen nicht beteiligt?“ fragte George ganz verärgert.

„Nicht im geringsten! Ich verstehe gar nicht, wie Sie darauf kommen!“

Gertrud, die ruhig auf ihrem Bette lag, schienen alle vergessen zu haben. May war sehr bleich geworden. Sie mußte sich an ihrem Stuhl festhalten, um nicht herunter-

„Wir wollen gehen!“ sagte Willie wieder.

„Wohin gehen, dachte das Mädchen dort auf dem Stuhle. Und fast wild rief sie George zu:“

„Warum hast du das alles getan?? Warum hast du meinem Vater gefolgt?!“

„Er hatte mir gesagt, ich könnte dich erst an dem Tage mein nennen, an dem Kussat vernichtet sein wird. Und ich glaube —“ Er unterdrückte sich. „Nein! Ich sag es nicht! Ich will dir nicht noch mehr wehe tun!“

„Ist denn das möglich?! Noch mehr wehe tun!“

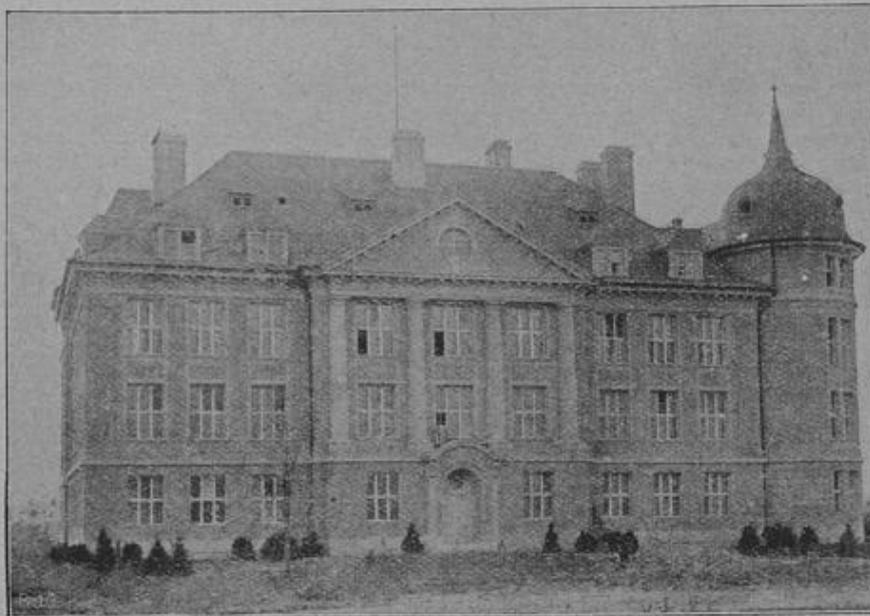
Und dann verstand sie plötzlich. „Du —, du glaubtest mich eingeweicht?!“

George schwieg. Da konnte auch sie sich nicht länger aufrecht halten. Jetzt war es an ihr, zusammenzubrechen.

Die ganze Zeit über hatte das Auto gewartet. Als die vier das Haus verließen, ließ George die Schlüssel in der Tür stecken. Er hatte sie nur geliebt und dem Besitzer gesagt, er wolle eventuell das Haus kaufen, möchte es sich aber zuvor einmal ansehen, wenn er Zeit hätte. Zuerst fuhren sie nach der 190. Straße. Diesmal über die neue Hängebrücke. Kein Wort wurde unterwegs gewechselt. Hand in Hand sahen Gertrud und Willie auf der einen Seite, die beiden anderen in je einer der anderen Ecken.

**Zur Einweihung  
der Institute der Kaiser  
Wilhelm-Gesellschaft**

Am 22. Oktober findet im Beisein des Kaisers die Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Dablen für Chemie statt. Die Institute sind durch die chemische Reichsanstalt in Berlin, die Koppelstiftung und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ins Leben gerufen.



zusinken. „Erzähle — alles!“ brachte sie mühsam hervor. „Gut!“ Und die Hände nervös ballend, mit hochrotem Kopf, nur darauf bedacht, auch andere so schlecht erscheinen zu lassen, wie er selbst hier erscheinen mußte, hub er zu erzählen an.

Nach einer halben Stunde wußte May alles. Es war zuerst nicht ganz leicht, es zu verstehen. Aber nun verstand sie: Ihr Vater hatte, um sich an Kussat zu rächen, George als Werkzeug benutzt. Willie Peters wiederum hatte George gelegentlich aufgesucht und ihn durch Versprechungen größerer Summen veranlaßt, derartig gegen Kussats Interessen zu handeln, daß es diesem unmöglich gemacht werden sollte, sein Werk fortzusetzen. Damit, so hatte Willie gerechnet, würde auch Kussats Popularität beim Volke schwinden und auf diese Weise ein gefährlicher Gegner aus der Politik herausgedrängt sein. George aber, der damals bereits in Jenkins Pläne eingeweiht war, hatte ohne weiteres angenommen, daß Jenkins und Peters zusammen arbeiteten. Nach amerikanischem Begriff war Willie Peters mehr oder weniger zu entschuldigen; wie er sich denn auch gar nicht für schuldig hielt. Ihr Vater aber — May biß die Zähne aufeinander bei dem Gedanken. Und langsam stieg ein unnatürlicher, aber vielleicht verständlicher Haß auf in ihrer Seele gegen den Mann, der auch sie zum Werkzeug seiner schmutzigen Pläne gemacht hatte. Der, obwohl er ihr eigener Vater war, auf ihre Liebe für George spekuliert hatte, um seine unreinen Ziele zu erreichen. Wenn nun George anders gehandelt hätte! Dann sollte ihr alles gleich sein! Dann sah sie ihr Ziel deutlicher vor Augen!!

Als dann das eine Paar vor den „Rose-Appartements“ ausgestiegen war, wendete das Auto in der Richtung nach der City.

„Darf ich dich nach Hause begleiten?“ fragte George leise. May antwortete nicht gleich. Nach Hause hatte er gesagt. Gab es denn für sie noch ein „Nach Hause“?

„Unter einer Bedingung!“ sagte sie dann. „Du mußt mir versprechen, so viel von alledem, was du angerichtet hast, wieder gut zu machen, wie dir nur möglich ist!“ Leise strich ihre Hand an seinem Arm entlang und legte sich auf seine Schulter. „Wirst du es tun?“

Da faßte der Mann die Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Ich werde tun, was du verlangst!“ Gern hätte er hinzugesagt: Immer; aber er wagte es nicht.

Mit seiner üblichen Tatkraft hatte Kussat gearbeitet. Bei den Zeitungsberichten über die Schließung der Milch-Ausstände vielleicht noch zweifelnd gegenüberstand, der konnte sich durch den Augenschein persönlich überzeugen. Sie waren alle geschlossen; und hier und da gingen Arbeiter bereits an, die kleinen, niedlichen Bretterhäuschen niederzureißen. Die Aufregung in der Stadt war groß. Alle möglichen Arbeiter-Verbände entsandten schleunigst Deputationen, die Kussat von seinem Vorhaben abbringen sollten. Sein Privathaus in der 72. Straße schien in Belagerungszustand versetzt. Ganze Reihen von Telegraphenboten warteten auf die Möglichkeit, ihre Telegramme abgeben zu können. Bereits um die Mittagsstunde mußte die Post in Säcken herbeigeschafft werden. Aber Kussat war unsichtbar. Er empfing niemand, wollte niemand sehen. Da tauchten

an allen Straßenecken, in allen möglichen Sprachen riesige Plakate auf, die zu einer Protest-Versammlung aufforderten; eine Protest-Versammlung, die an demselben Abend in den Niesenjäten der Cooper-Union stattfinden sollte. Da war in flammenden Worten mitgeteilt, wie gemeine Menschen es endlich so weit gebracht hätten, den Armen die Wohltat zu entziehen, die sie am nötigsten hatten, und wie die Bürger Newyorks das unter keinen Umständen gestatten würden.

Und Ruffat saß in seiner Bibliothek, rauchte seine Zigarre und sagte lächelnd zu seiner Frau: „Der Bummel!“

Inmitten dieses Trubels begab sich Billie nach dem Zentralbahnhof in der 42. Straße um seinen Partner John Jackson und dessen Frau Lizzie, geborene Brown, abzuholen. Gertrud, die sich vollkommen erholt hatte, und der er nicht mehr gestatten wollte, ins Bureau zu gehen, hatte er mitgenommen. Das gab eine Begrüßung!

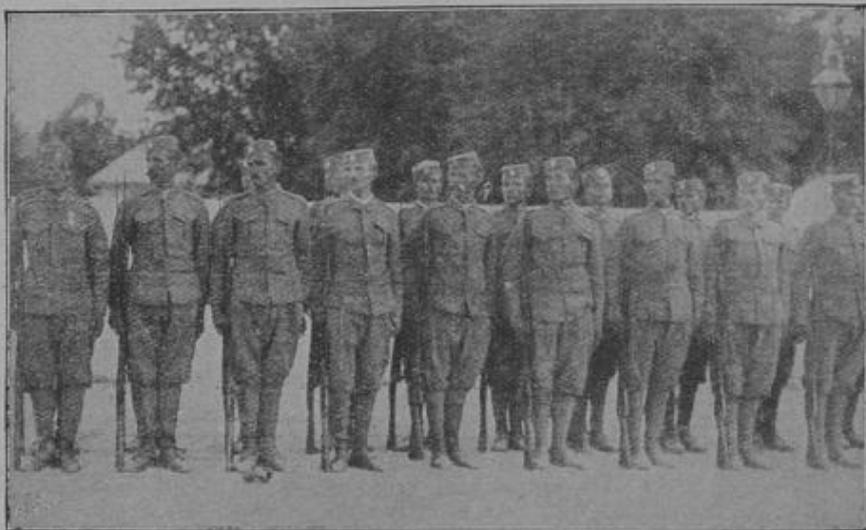
Und als man dann bei Frau Hartwig zu Mittag saß, — die alte Dame hatte es sich nicht nehmen lassen, Billies Partner bei sich zu Gast zu sehen, — da ging es ans Erzählen. John erzählte, mit welchem Erfolg er die Farm verkauft habe, und welche Pläne er für die Zukunft mache. Und Billie erzählte, wie er hoffentlich bald einer der ersten Bosses der republikanischen Maschine sein würde, und wie sehr ihnen das dann auch geschäftlich zu statten kommen dürfte. „Die Sache mit Ruffat wird mir jetzt allerdings unangenehm!“ fügte er hinzu. „Dem Mann ist in solcher gemeiner Weise mitgespielt worden, daß ich mich jetzt fast schäme! Dabei hatte ich eigentlich gar nichts damit zu tun; war eigentlich doch nur sein legitimer politischer Feind und handelte als solcher!“

Die beiden Gäste horchten hoch auf. „Was ist mit Ruffat?“

„Ja, Kinder! Wißt ihr denn gar nichts von der Aufregung?“ rief Billie erstaunt. Dann erinnerte er sich: „Ach ja! Ihr sahet ja zwei Tage im Zuge! Also laßt euch mal eine Geschichte erzählen, wie sie, soweit ich nicht in Betracht komme, gemeiner nicht gedacht werden kann!“ Und nun erzählte er bis in alle Einzelheiten die Vorgänge, wie sie sich abends zuvor abgespielt hatten. Dabei bemerkte er nicht, wie seine beiden Zuhörer sich Mühe geben mußten, ruhig auf ihren Sätzen zu bleiben. Und als er endlich geendet, da hatte John mit vorwurfsvoller Miene zu ihm gesagt:



Zur Kriegserklärung Montenegros: Der montenegrinische Generalstab.



Zur Kriegserklärung Montenegros: Montenegrinische Infanterie.

„Und das konntest du Ruffat antun?“ Billie war natürlich mehr als erstaunt.

„Schon wieder ich!“ rief er ärgerlich. „Immer und immer ich!“

Nun mischte sich Lizzie ein: „Ich glaube, Billie hat keine Ahnung davon, wer Ruffat ist!“

„Habe ich auch nicht!“

„Aber Billie!“ rief John. „Ich habe dir doch damals, als wir nach dem Westen gingen, des langen und breiten von diesem Mann erzählt!“

Wäre eine Bombe zu Billies Füßen geplatzt, er hätte nicht überraschter sein können. — „Doch nicht etwa der Mann —?“

„Jawohl!“ vollendete John. „Der Mann, der Lizzie das Geld lieh; der es uns ermöglichte, zu heiraten, nach dem Westen zu ziehen und unser Glück zu machen; unser und — Deines!“ — Billie sah mit den Händen an die Schläfen. „Ich habe dir den Namen damals doch genannt!“

„Wer achtet viel auf Namen?! Ich wußte nur, es war ein reicher Mann, ein Philantrop. Und dann bin ich ja auch gleich nach Newyork abgereist!“ Und wieder griff er nach seiner Stirn. Er konnte sich gar nicht beruhigen. „Ist denn das möglich?! Ist denn das möglich?!“ Wütlich sprang er auf. „Hier sitze ich! Dabei habe ich wahrhaftig doch Verschiedenes gut zu machen!“ Er griff nach seinem Hut.

„Wo willst du hin?!“

„Zu Ruffat!“ Da waren auch schon die andern aufgestanden: „Wir kommen mit!“

Die Polizei mußte immer mehr Schutzleute aufbieten. Der Zustand um Ruffats Haus herum fing an, gefährlich zu werden. Die elektrischen Straßenbahnen konnten längst nicht mehr weiter; Droschken mußten Umwege durch andere Straßen machen. Vor seinem Schreibtisch saß Ruffat, rauchte seine Zigarre und blinzelte von Zeit zu Zeit zum Fenster hinaus. In ihrem Schaukelstuhl saß Frau Helen und las ihm die Depeschen vor, die in kleinen Stößen hereingebracht wurden.

„Immer wieder dasselbe! Immer dasselbe!“ sagte Frau Ruffat, ein Telegramm nach dem anderen aufbrechend. „Sie dürfen nicht! Sie dürfen nicht!“ Der Diener kam mit einem neuen Teller voll Visitenkarten. Ruffat sah sie „nell durch „Halloh!“ sagte er. „Höre mal, Helen! Marbach ist draußen.“

Und dem Diener die Karte reichend: „Führen Sie diesen Herrn her-“



Die historische Mühle in Zons.

Hoch über die Mauer der wegen seiner wohl erhaltenen mittelalterlichen Befestigungswerke berühmten Stadt Zons ragt eine Windmühle hinaus, die weithin als Wahrzeichen der Stadt angesehen wird. Zeitungsmeldungen zufolge sollte sie in Privatbesitz übergehen, doch trat der Verein für Denkmalpflege bereits an den Konservator der Rheinprovinz heran, um mit dessen Hilfe für das Verbleiben der Mühle im Besitze der Stadt Zons und damit für die Erhaltung des wichtigen Bauwerkes zu sorgen.

ein; für alle anderen bin ich nicht zu Hause!" — "Du empfängst ihn?" fragte Frau Ruffat, nachdem der Diener das Zimmer verlassen. "Nach allem, was er getan?"

Da sagte Ruffat ruhig: "Jetzt kann ich's dir ja sagen, mein Kind. Ich glaube von den Erzählungen George Koeders auch nicht ein Wort."

Da kam auch schon Warbach. Ruffat hatte sich erhoben. Der Besucher schritt auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen: "Wir sind als nicht besonders gute Freunde voneinander geschieden," begann er, "aber diese Gemeinheit, — ich habe heute von der Milchgeschichte in den Zeitungen gelesen, — kann ich nicht vorübergehen lassen, ohne Dir meine Sympathie auszusprechen!" Schluß folgt.

## Das unglaubliche Hündchen.

Humoreske von J. D. Warnken.

(Nachdruck verboten.)

"Ich habe den Herrn ins Vorzimmer geführt, gnädige Frau," sagte das Dienstmädchen und überreichte der verwitweten Landgerichtsrätin eine feine Visitenkarte aus englischem Karton.

Die alte Dame faltete die Zeitung ordnungsgemäß zusammen, schob die Brille zurecht und las: Hans Joachim von Bergen, Assessor.

Sie war angenehm überrascht. Endlich kam er also, Kurts Freund aus Celle. Vor vierzehn Tagen schon hatte ihr Enkel ihn angemeldet. Sie war doch gespannt, ob sie sich ein richtiges Bild von ihm gemacht hätte.

War wirklich alles so, wie Kurt schrieb, dann sollte es ihr eine Freude sein, ihm den Eintritt in die guten Berliner Häuser so leicht wie möglich zu machen. Und Heiratsabsichten hatte er ja auch, wie in dem Briefe stand. Nun, ein junger Beamter, der sich in so hohem Grade durch seine strenge Pflichterfüllung und Intelligenz die Gunst seiner Vorgesetzten erworben hatte, durfte sehr hohe Ansprüche stellen. Sie lächelte. O, sie wußte eine Menge hübscher, sehr hübscher Mädchen für ihn. Das heißt, wenn wirklich alles stimmte, was Kurt schrieb. Nur dann. Gegen ihre Ueberzeugung würde sie keinen Finger rühren. Aber Kurt rühmte ja seine außerordentlich gute Erziehung, seine tadellosen Manieren, seine überaus korrekte Gesinnung und sein erstrangiges, gesellschaftliches Auftreten; also durfte sie wohl unter den ins Auge gefaßten jungen Damen die engste Wahl für ihn treffen.



Zur Kriegserklärung Montenegros.

Prinz Mirko und Prinz Peter, die Führer des Heeres. König Nikolaus vor dem Parlament in Cetinje nach der Kriegserklärung.



Das Strauß-Lanner-Denkmal in Wien.

Zu Baden bei Wien wurde am 7. Oktober ein Denkmal für die Komponisten Strauß und Lanner feierlich enthüllt.



Sie trat vor den Spiegel, strich mit der Hand über den schneeweißen Scheitel, zupfte die weißen Spitzen und violetten Bänder ihres Häubchens zu recht und ordnete hier und da an ihrer Toilette. „Unser liebe, gutes, eitles Großmütterchen,“ nannten die Entsetzten sie. Ja, das verstanden sie nicht, das war nicht Eitelkeit, das war Ordnungsliebe, Muratesse. Dann ging ihr Blick über alle Gegenstände im Zimmer, damit der korrekte Assessor nur nirgends ein Stäubchen, eine Unordnung oder eine Nachlässigkeit entdeckte. Wie würde sie in seinen Augen dastehen! Kurt schrieb, sein Freund wäre so eigen, daß man glauben könnte, er wäre bei ihr in die Schule gegangen. Und das wollte etwas heißen! —

Währenddessen stand Hans Joachim mitten in dem kleinen Empfangszimmer, das einem Schmuckkästchen gleich, und berauschte sich an der peinlichen Ordnung und Reinlichkeit überall und an dem Glanze der Politur der Mahagonimöbel. Kurts Großmutter mußte eine großartige Frau sein! Er wagte es nicht, sich hinzusehen. Es unterlag keinem Zweifel, daß er dadurch die zierlichen Filzdeckchen, die auf den Sitten und Lehnen der altmodischen roten Plüschmöbel lagen, in Unordnung bringen würde. Wenn die Landgerichts-rätin war, wie Kurt sie ihm geschildert hatte, so würde sie jedes verschobene Eckchen sofort bemerken. Ihm lag daran, den denkbar vorteilhaftesten Eindruck auf die alte Dame zu machen. Für die Karriere hatte er sich bereits genügende Protektion durch seine Fähigkeiten erworben; nur zum Heiraten fehlten ihm die nötigen Beziehungen. Und was da die Gunst der Landgerichts-rätin für ihn bedeuten konnte, das wußte er durch Kurt. Er hütete

sich sorgfältig vor der Berührung irgend eines Möbels, um nicht im letzten Augenblick noch den Spiegel seines Zylinders oder seine hellen Handschuhe zu beflecken, und warf einen prüfenden Blick in den Spiegel, um sich von der Korrektheit seiner Frisur und seines Bartes zu überzeugen. Alles war in bester Ordnung. Und doch beherrschte ihn ein ängstliches Gefühl, das sicher ebenso grundlos war, wie damals, als er ins Assessorexamen stieg. Gleich sollte er dieser überaus peniblen Dame gegenüberstehen. Ob er Gnade finden würde? Mechanisch verfolgten seine Augen die tadellose Linie der Bügelfalten seiner Beinkleider. Aber! Was war das? Einen Augenblick war er starr; auf seinem linken Lackstiefel wälzte sich ein ganz kleines, grauhaariges Hündchen, und rieb das Fell zutraulich gegen seine Beinkleider. Hans Joachim war einfach bass über den Anblick dieses plötzlich aufgetauchten Wesens, das bisher seiner Beobachtung vollständig entgangen war und wohl durch die nur angelehnte Tür vom Korridor gekommen sein mußte. Es lag durchaus nicht in Hans Joachims Charakter, Hunde gern zu haben; aber da man bekannlich beim ersten Besuch in einem fremden Hause, besonders einem Hause, mit dem man „rechnet“, überhaupt gar keinen Charakter hat, beugte er sich hinab, um die langen, arauen Haare des Hündchens zu streicheln. Eine zarte Jungfrau kann beim Anblick einer langbeinigen Spinne nicht entsetzter zurückfahren, als Hans Joachim in diesem Augenblicke. Gott sei Dank, noch ehe seine Handschuhe der zärtlichen Regung seines Herzens zum Opfer gefallen waren! Das waren ja gar keine arauen Haare, sondern der Hund war vollständig schmutzig! Er sah aus, als ob er nie in seinem Leben gewaschen worden wäre. Die Haare bildeten infolge des getrockneten Schmutzes dicke Zotteln, und unter dem Bauche war das Fell schwarz von feuchtem Straßentot.

Die Haare sträubten sich dem Assessor vor Entsetzen. Er war noch ganz konfus, als sich mit fast feierlicher Langsamkeit die Flügeltüre zum Salon öffnete und auf der Schwelle die alte Landgerichts-rätin erschien, um ihn mit überaus freundlichem Lächeln und verbindlicher Handbewegung einzuladen, näherzutreten.

Unter Höflichkeitsphrasen und Bücklingen folgte Hans Joachim dieser lebenswürdigen Einladung, hatte aber dabei das bestimmte Gefühl, einen sehr ungeschickten und kläglichen Eindruck zu machen, da er beständig zwischen seinen Füßen den kleinen Hund fühlte und wußte, daß er seine Lackschuhe und Beinkleider beschmutzte. Er war zu gut erzogen, um nicht zu wissen, daß es taktlos ist, dem Hunde des Hauses die Hochachtung zu verweigern, die man dem Hause selbst entgegenbringt; deshalb wagte er gar nicht, die Füße



Neue Rathausbauten.

Der Bau des neuen Rathauses in Döbeln, Sachsen, ein deutscher Renaissance-Bau, ist am 14. Oktober im Beisein des Königs von Sachsen feierlich eingeweiht worden.

fest zuzusehen. Er schien beständig zu stolpern. Trotz alledem passierte ihm schließlich doch das Entsetzliche: er trat dem Hündchen, das jedenfalls der Liebling des Hauses war, auf die Pfoten, und zwar so kräftig, daß es ein jämmerliches Geheul anhub.

Hans Joachim verlor jetzt die Fassung ganz besonders, weil er sah, daß die Landgerichtsrätin, die vorher dem Hunde gar keine Beachtung geschenkt hatte, totenbläß wurde und einer Ohnmacht nahe zu sein schien. Er stotterte ununterbrochen Entschuldigungen, während die weit aufgerissenen Augen der alten Dame abwechselnd auf ihn und den Hund starrten. Um den augenscheinlichen Zorn seiner zukünftigen Protektorin zu besänftigen, streichelte er beständig mit seinen hellen Handschuhen die Schmutzjotteln des Hündchens, das sein Geheul langsam einstellte und zum Dank für so viel Zärtlichkeit seine Lachstiefel beleckte.

Gott sei Dank, die Landgerichtsrätin lächelte wieder. Dem Assessor fiel ein Stein vom Herzen. Als sie ihn aber aufforderte, auf dem Sofa Platz zu nehmen und ein konventionelles Gespräch begann, fühlte er deutlich den ironischen, herablassenden Ton ihrer Stimme und sagte sich, daß es das beherrschte Lächeln der Dame von Welt war. Dadurch wurde seine Verlegenheit noch größer, und er wartete vergeblich darauf, daß sie irgendein scherzendes Wort sagte,

Um über die häufigen Verlegenheitspausen hinwegzukommen, streichelte er das Fell des Stöters. Die Handschuhe waren ja nun einmal geliefert. Er durfte vor keiner Anstrengung zurückscheuen, sich die Gunst der Landgerichtsrätin möglichst doch noch zu erwerben. Ihr Urteil über ihn war vielleicht maßgebend für sein Lebensglück. Und nun dieser verfl. . . Stöter! So ein Pech! Aber wie konnte eine vernünftige Dame auch so engherzig sein! Es war doch kein Verbrechen, einem Hunde auf die Pfoten zu treten, besonders, wenn er sich irgendwo herumtrieb, wohin er nicht gehörte.

Unter solchen Gedanken sprach Hans Joachim den hirnverbrauntesten Unsinn über Kurt, Berlin und seine Karriere, während das Hündchen seinen Kopf zärtlich gegen seine Handschuhe rieb.

Endlich fand er die richtigen Worte, sich zu empfehlen. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er, was man unter „sich drücken“ versteht. Das Hündchen sprang vom Sofa herunter und begleitete ihn, freudig mit dem Schwanz wedelnd, bis in den Korridor. Da blieb er stehen und sah ihm mit seinen tiefen schwarzen Augen nach, während er die Tür hinter sich schloß. Hans Joachim mußte sich beherrschen, daß er nicht noch einmal umkehrte, um ihm einen Fußtritt zu geben.

**Der Schraubenflugapparat des Ingenieurs Baumgärtel.**

Der Dresdener Ingenieur Otto Baumgärtel hat nach dem Schraubenflieger-System einen Apparat konstruiert, mit dem er kürzlich einige Flüge absolvierte. Der Flugapparat besteht aus zwei gleichachsig übereinander angeordneten mehrflügligen Nietenluftschrauben. Die Schrauben tragen unter sich ein Dreifußgestell mit Motor und Führerstuhl. Der Apparat hat den Vorteil, daß er in der Luft unbeweglich stehen und auf der Stelle sich umdrehen kann. Auch bedarf er keines großen Platzes zum Anlauf, da er sich von seinem Standort aus unmittelbar in die Luft zu erheben vermag. Die Vorwärts- oder Seitwärtsbewegung wird durch Schrägstellen der Schrauben bewirkt.



welches die bedrückte Stimmung nach diesem doch gewiß recht bedeutungslosen Zwischenfall aufgehoben hätte.

Kaum sahen beide in formeller, steifer Haltung auf dem breiten, mit hellgrüner Damastseide überzogenen Sofa, da sprang auch schon der unglaubliche Stöter hinaus und legte sich in aller Gemütsruhe zwischen sie, um mit seinen treuen schwarzen Augen abwechselnd die Landgerichtsrätin und Hans Joachim anzusehen. Nun verlor der Assessor überhaupt jede Geistesgegenwart. Wie konnte ein derartiges Vieh von einer so peniblen Dame wie die Landgerichtsrätin im Hause geduldet werden? Wie war es möglich, daß sie gar kein Auge für den Schmutz an ihrem Hunde hatte, während alles in ihrer Umgebung von einer geradezu pendantischen Ordnungsliebe zeugte? Er hatte von alleinstehenden Frauen gehört, die bis zur Blindheit vernarrt in ihre Klagen sind; jetzt sah er, daß es auch Hundenarrinnen gibt. Geradezu ungläublich aber war es, daß sich das Tier in einem derartigen Zustande auf das zariseidene Sofa legen durfte. Das war mehr als rätselhaft. Das zerstörte das ganze Bild, das er sich seit Wochen von der Landgerichtsrätin gemacht hatte. Sie war doch ganz anders, als er erwartet hatte. Außerlich allerdings nicht. Aber er hatte sie sich viel herzlicher, viel entgegenkommender gedacht. Infolge ihrer zurückhaltenden Kälte und des ironischen Zuges in ihrem Gesicht war ja eine vernünftige Unterhaltung ganz unmöglich. Nach der Bedeutungslosigkeit ihrer Fragen zu urteilen, hatte sie auch nicht das geringste Interesse für ihn.

Als er auf die Straße trat, sagte er sich, daß er in dem Examen vor der Landgerichtsrätin gründlich durchgefallen war, und schäumte vor Scham und Wut.

Er hörte nicht mehr, daß oben die Tür zur Treppe aufgerissen und etwas kläglich Heulendes hinausgeworfen wurde, während ein klangvoller Köchinnenbaß wütend rief:

„Der Straßenföter, der! Heute habe ich das etelhafte Vieh nun schon dreimal nausexpediert!“

Im Salon aber starrte die alte Landgerichtsrätin, mit deren Beherrschung es aus war, auf den schwarzen Fleck, der auf der zarten, grünen Damastseide zurückgeblieben war, und stieß schließlich hervor:

„Das übersteigt denn doch alle Begriffe! Und den Menschen soll ich protegieren, verlangt Kurt! Bringt beim ersten Besuche seinen Hund mit! Und was für einen Hund!“

**Sinnsprüche.**

Treu im Wandeln,  
Gerecht im Handeln,  
Im Kampf voll Mut,  
So fährst du gut.

Gustav Falke.

Das Tiefste kann schlicht gesagt werden, das Flachste sehr gelehrt. Leider liebt die Menge den Schein zu sehr, um der einfachen Wahrheit zu folgen, und darum wird diese stets am wenigsten erkannt.

Otto v. Reizner.

**Humoristisches.**

— Bei der Schmiere. Schauspieler: Herr Direktor, ich bin heiser! Direktor: Schön, dann setzen Sie sich in den Souffleurkasten, der Souffleur kann Ihre Rolle spielen!  
 — Guter Rat. Dame: Herr Doktor, ich bin blutarm. Arzt: Machen Sie 'ne reiche Heirat, meine Liebe!  
 — Zerstreut. Professor (beim Barbier, nachdem ihm ein Gehilfe die Serviette zum Rasieren umgebunden hat): So nun geben Sie mir doch bitte mal die Speisefarte!  
 — Zwei Tugenden — eine Untugend. Er: Weißt du, lieber Freund — früher als Mädchen war meine Frau immer so eigen in ihrem Wollen und in ihrem Wesen so sinnig — Der Freund: Na, und jetzt? — Er: Jetzt ist sie mir gegenüber beides zusammen.

— Sparsam. Sie: Du, Mann, wenn heute noch Geld einkommt, gehen wir mal zusammen ins Theater. Er: Und wenn nicht? Sie: Ja, dann geh' ich eben allein.  
 — Schöne Ausrede. „Heute früh erzählten Sie mir, Sie hätten gestern drei Rebhühner geschossen und jetzt sollen es auf einmal neun gewesen sein?!“ — „Ja, die andern sind mir eben erst eingefallen!“  
 — Noch schneller. Bergfer zur Sennerin: Sag, Schakerl, wie weit ist's noch bis ins Tal? — Sennerin: Wann sich nirgends aufhalten, sein's in zwa Stund' drunten.  
 — Bergfer: Und wenn ich mich nun bei dir aufhalt'? — Sennerin: Da sein' Se no viel ehnder daherunter!  
 — Ach so. Taschendieb, dessen Hand von einem Herrn in dem Moment erwischt wird, als sie das Portemonnaie in der Tasche ergriffen hat: „Herrjemineh! Nu mach'n Se doch keine Sachen und entschuld'g'n Se och, mein ludestes Herrchen! Aber wissen's, bei d'r Kälde, hab' ich m'r doch bloß die Finger ei wänig wär'm woll'n!“

**Rätsel-Ecke.**

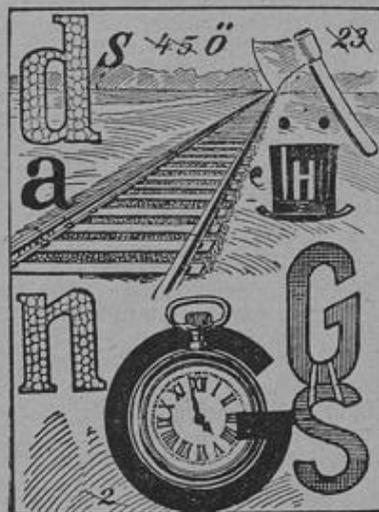
Rätselhafte Inschrift.



Zahlenrätsel.

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen; es ergeben sodann:  
 1 2 3 4 5 6 7 8 4 2 Ort in der Schweiz.  
 2 1 6 Fluß in Afrika.  
 3 4 5 1 2 4 Gefäß.  
 4 1 3 4 6 Eigenschaft.  
 5 1 3 3 4 5 Adelsrang.  
 6 1 3 4 5 Flüssigkeitsmaß.  
 7 5 3 1 6 6 4 5 1 4 Waffengattung.  
 8 7 2 7 6 Wasserstraße.

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Bei Menschen dient's zur Unterscheidung  
 Am Herzen übt es seine Macht,  
 Im Krieg und Spiel bringt's die Entscheidung,  
 Auch hat's viel Unheil schon gebracht.

Begierbild.



Wo mir Papa bleibt?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- |                  |                            |
|------------------|----------------------------|
| 1. Df2 Ke4       | 2. Df3+ K3                 |
| 1. . . . Ke4     | 2. De2+ Kd5, 4; d3         |
| 1. . . . d3      | 2. Sb6+ Kd6 e5 e4          |
| 1. . . . Sf6, gs | 2. De2 d3 —                |
| 1. . . . —       | 2. Df3+ Ke4                |
|                  | 3. Le6 matt                |
|                  | 3. De6, b5, e4 matt        |
|                  | 3. Df4 matt                |
|                  | 3. Dd4, Sf4, Sb6, De6 matt |
|                  | 3. Db3 matt                |

Kettenrätsel: Kenuis, Muskat, Kaye, Zebra, Brache, Chemie, Miene, Nero, Roland, Landrat, Matte, Tenor, Norma, Magen, Genre.

Bilderrätsel: Fordre niemand mein Schicksal zu hören.

Scharade: Niederwald.

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; die gesuchte Figur steht zwischen dem kleinen Herrn und der Mauer.

Redaktion: Dr. Erwin Thysen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
 Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 44.

Sonntag, 27. Oktober.

Jahrgang 1912.

### Der Wohltäter.

Zeitroman von Oskar L. Schweriner.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Dieser Moment,“ erwiderte Ruffat Warbach, „erfetzt mir mehr als genug alle Ungerechtigkeit, die mir die Menschen zufügen!“ Dann plauderten sie von alten Zeiten, als wäre nie etwas geschehen. So versöhnten sich Männer. Von George Koeder wurde kein Wort gesprochen.

Und wieder brachte der Diener Karten. „Schon wieder alte Bekannte!“ rief Ruffat, den die Ausöhnung mit Warbach um Jahre verjüngt zu haben schien, fröhlich aus. „Und wer meint du? Ist kein anderer als Lizzie Brown und John Jackson; das heißt,“ fügte er lachend hinzu, „eigentlich muß ich jetzt schon sagen: Mister Jackson und Frau. Und auf derselben Karte steht getrigelt: Billie Peters! Weißt du, wer Billie Peters ist?!“

Frau Helen wußte es nicht. „Also, sie sollen reinkommen!“ Und wieder gab es eine Begrüßung. Lizzie war fast zu Tränen gerührt, als sie ihres alten Wohltäters ansichtig wurde.

„Und dieser hier,“ stellte John vor, ist mein Partner Billie. Und ich glaube, Mister Ruffat, er wird Ihnen manches Interessante zu erzählen haben!“

„Das habe ich!“ setzte Billie fest ein. „Ich habe Ihnen, ohne es zu wissen, daß Sie indirekt ja auch mein Wohltäter sind, ein großes Unrecht zugefügt, Mister Ruffat. Ich war es, der Alexis Gregor dahingebacht hat, sich von dem Hotelbau zurückziehen, und all die anderen Kerls habe ich gleichfalls gegen Sie auf-rührerisch gemacht!“

Ruffat fuhr halb aus seinem Sessel empor vor Staunen. „Sie?!“

„Jawohl, ich! Und das mit Hilfe Ihres sauberen Sekretärs Koeder, von dem ich Ihnen noch verschie-denes zu erzählen

habe!“ Und nun legte Billie los. Binnen wenigen Minuten wußte Ruffat alles; kannte Jenkins' Namen, wußte, daß die versiegelte Milch Schmutz enthielt. Bei diesem Teil der Erzählung stöhnte er laut auf. Derartiger Un-dank tat weh!

„Können Sie mir verzeihen?“ bat Billie. „Sie können mir glauben, wenn ich gewußt hätte, daß Sie der Mann sind, als den ich Sie jetzt kenne, ich hätte mir lieber meinen Kopf abschlagen lassen, als meine Hand gegen Sie zu er-heben! Aber so handelte ich gegen Unbekannt, und was ich getan, war doch schließlich nicht schlecht.“

Ruffat mußte unwillkürlich lächeln bei dieser Rechtferti-gung und lächelnd streckte er ihm die Hand hin, in die Billie kräftig einschlug.

„Nun passen Sie aber mal auf, was jetzt kommt!“ fuhr Billie fort. „Gestatten Sie mir, ein wenig das Fenster zu öffnen?“ Und ohne erst die Antwort abzuwarten, hatte er auch schon den Worten die Tat folgen lassen. Auf flog das Fenster —, es war in der untersten Etage —, und schon

brüllte Billie hin-aus:

„Mitbürger!“

„Ruhe! Stille! Jemand spricht!“ er-tönte es von drau-ßen hinein.

Und in der Tat wurde es ruhig. „Mitbürger!“ brüllte Billie noch einmal mit Ausbietung sei-ner ganzen Lungen-kraft. „Ich heiße Billie Peters und gehöre zur republika-nischen Partei. Viele von Euch werden mich kennen, zum mindesten wird den meisten mein Name bekannt sein! Ich bin ein guter Republi-kaner, aber diese Ge-meinheiten, die hier in unserer Stadt jetzt vor sich gingen, kann ich mit ruhigem Blute nicht mitan-



Zum Balkantrieb: Die „Höhe Pforte“ in Konstantinopel.

sehen, selbst wenn sie gegen einen Feind, einen Demokraten, gerichtet sind! Der Mann, der uns allen, und namentlich den Armen, so viel Gutes erwiesen hat, soll die Milch, die er uns fast schenkt, gefälscht haben. Das ist eine ganz gemeine Lüge! Die Milch, die sich jetzt auf dem Polizeiamt befindet, und heute nachmittag untersucht werden soll, ist in der Tat alles andere als rein und sauber! Aber wißt Ihr, wieso, meine Mitbürger?! Weil man den Sekretär dieses Mannes bestochen hat, gestern nachmittag vor der Beschlagnahme heimlicherweise Hände voll Schmutz in jede Kanne voll Milch zu tun!!"

Weiter kam Billie vorläufig nicht, da laute Psui-Rufe seine Worte übertönten.

"Ruhe!" donnerte Billie hinaus. "Ich bin noch nicht fertig." Und wirklich verschaffte er sich durch seine enorme Lungenkraft wieder Gehör. "Jetzt, wo wir Bescheid wissen, werden wir auch jede Ungerechtigkeit zu verhindern wissen. Ich aber will Euch den Namen des sauberen Patrons nennen, der die ganze Geschichte angezettelt hat! Doch erst will ich Euch sagen, warum. Wißt Ihr, warum?!"

"Nein!" kam es tausendstimmig zurück.  
"So will ich's Euch sagen! Der Mann hat so gehandelt, nicht nur, weil er Arzt ist, und ihm durch die gute Milch viele Patienten verloren gingen, sondern weil er einmal nicht zu einem kranken Kind kommen wollte, ehe er vier Dollar Zahlung hatte, und weil Ruffat diese Tatsache

hatte sich zur Versammlung in Cooper Union begeben müssen. Fast hätten sie ihn aus dem Hause geschleppt. Und nun saß er oben auf dem Podium neben den Vertauskerten und blickte hinab auf eine vieltausendköpfige Menge, die gekommen war, ihm zu huldigen. Und als einer nach dem anderen aufstand, um zu bezeugen, wie das Volk ihn liebe, wie man ihn, den einige gewagt hatten, einen Volksfeind zu nennen, verehere, seine Taten anerkenne, da wurde es ihm wärmer ums Herz, als es sonst schon war, und seine Augen wurden feucht. Und jede einzelne Stimme, die dort sprach, — manchmal die Ersten der Stadt, gebildete Männer, manchmal die einfache Rede weniger Arbeiter —, hatte immer dasselbe zu sagen, immer dieselbe Bitte vorzubringen: Entziehe uns deine Wohltaten nicht, lasse uns nicht büßen, was andere verschuldet. Und als er dann antwortete, antworteten auch: Morgen sollen die Milchhäuschen wieder aufgebaut werden; alles soll wieder beim alten sein. Nie mehr solle es ihm einfallen, wegen des Undankes weniger die Allgemeinheit büßen zu lassen; selbst wenn Tausende, und nicht nur wenige, ihn wieder einen Volksfeind nennen sollten. Denn der Dank, der ihm heute abend geworden, wiege alles tausendfach auf, was ihm geschehen sei und niemals werde geschehen können. Und er versprach ihnen: Nie zu rasten noch zu ruhen; nur immer weiter zu arbeiten für das Wohl der Ärmsten und

## Die Ahr

Von A. Frankenhauser.

Droben im Eifelgebirge  
An zerklüfteter Stell'  
Springt hervor ein Flühlein  
Über felsengeröll. —  
Grüßen will ich dich, Flühlein,  
Dessen Quelle so klar,  
Herzlich bin ich gewogen  
Dir, o reizende Ahr!

Wanderer halte inne,  
Hier ist Gottes Natur. —  
Sieh' die rebenbekränzten  
Lieblichen Berge nur,  
Schau' des braven Völkchens  
Frommen biederen Fleiß,  
Wie es Tropfen um Tropfen  
Opfert in laurem Schweiß.

Wie ein munteres Knäblein,  
Froh, in schlängelndem Lauf,  
Sucht es hüpfend und singend  
Sich seine Heimat auf.  
Grüßend alte Ruinen,  
Schroffe Felsen und Höb'n,  
Hochromantische Bilder  
Will es gar hurtig seh'n.

Will dem Wanderer spenden  
Labungbringende Kraft,  
Blut für Körper und Seele,  
Edlen Burgunderlast.  
Der von der Himmelssonne  
Wird erzeugt und gespeist,  
Leben soll er erwecken,  
Liebe und Feuergeist.

Schlägt oft über die Stränge  
Wie ein wilder Gesell,  
Doch das brausende Wesen  
Legt sich auch wieder schnell.  
Seltsam klingt des Flühleins  
Leicht geschwätziger Schall,  
Wecket in meinem Herzen  
Freudigen Widerhall.

Ein gar reizendes Städtchen  
Ist mir wahrlich nicht feil,  
Weil es mit seinen Quellen  
Segen bringet und Heil.  
Herrliches Fleckchen Erde  
Schönes Bad Neuenahr!  
Dich hat der Herr erkoren  
Als die Perle der Ahr!

öffentlich brandmarkt!! Das hat der Kerl unserem guten Ruffat nie vergeben können! Ich habe die Geschichte von guten Freunden eben erst gehört und erzähle sie Euch wieder. Und nun will ich Euch auch den Namen nennen. Es ist, wie ich schon gesagt habe, Doktor Jenkins und wohnt Rivington-Street Nr. 113!!"

"Nieder mit Jenkins!" brüllte die Menge. "Schlagt ihm die Scheiben ein!"

Und wirklich sahen Ruffat und seine Gäste vom Fenster aus, wie sich die Menge draußen zu einer Kolonne ordnete und mit einem Hoch auf Ruffat und mit einem zweiten Hoch auf Billie Peters unter Abführung der National-Hymne nach der City hinuntermarschierte. Billie schloß das Fenster. "Das gilt Jenkins!" lachte er. "Ich möchte heute nicht Doktor Jenkins aus Newyork sein!!"

Und dann verabschiedete er sich. "Sie werden sich selbstverständlich nicht die Mühe geben, heute nachmittag auf das Polizeiamt zu gehen!" sagte er zu Ruffat im Fortgehen. "Dafür, daß dort alles aufgeklärt wird, — dafür Sorge ich!"

"Und wie wollen Sie das durchsetzen?"  
"Glauben Sie, ich habe Roeder aus den Augen gelassen? Ich weiß genau, wo er zu finden ist. Ich hole ihn jetzt, nehme ihn mit auf die Polizei und dort muß er beichten!"

Der Abend kam. Ruffat hatte sich aus Leibeskräften gewehrt; es war ihm nichts anderes übrig geblieben. Er

namentlich der Kinder der Ärmsten. Und er entwickelte ihnen sein Programm.

Das begonnene Werk würde er zum Lebenszweck erheben, sich ihm ganz widmen. Nicht nur in Newyork, nein in ganz Amerika wolle er den Armen gesunde Milch zuführen. Und nicht nur in Amerika; — nein, in der ganzen Welt. Um das aber erreichen zu können, müsse er mit der Politik endgültig brechen. Und deshalb verzichte er hiermit auf seine Kandidatur für den Bürgermeisterposten von Newyork und erkläre öffentlich, nie mehr mit der Politik in seinem Leben irgend etwas zu tun haben zu wollen.

Davon wollte man natürlich nichts hören. Denn jetzt war Thanna Ruffat erst recht der stärkste Mann der Partei. Jetzt, nach dieser Volkshuldgebung, war er nicht nur reif für den Bürgermeisterposten, sondern eventuell für den Gouverneurs-Posten des Staates. Und das sagten sie ihm auch, sagten es im in allen Tonarten. Aber es half alles nichts. Thanna Ruffat blieb bei seiner Absicht; und ist bis auf den heutigen Tag bei dieser Absicht geblieben.

Im übrigen kam es, wie Billie Peters gesagt. Die marschierende Menge, durch keine Polizei aufgehalten — in Amerika ist das nicht üblich — langte, patriotische Lieder singend, vor Doktor Jenkins' Wohnung an. Erst als der zweite Stein ins Fenster flog, eilte auch Polizei herbei. Aber zu spät. Es war auch nicht eine einzige Scheibe

## Der Lotsenkommandeur.

Erzählung von John D. Warfen.

(Nachdruck verboten.)

ganz geblieben in dem Hause. Doktor Jenkins' selbst hatte sich, wie solche Selben stets, im Keller verkrochen. Er hat einige Tage später, nach einer sehr kräftigen Rücksprache, die Billie herbeigeführt, Newport auf immer den Rücken gelehrt.

An jenem ereignisreichen Tage aber hatte Billie Peters seinen einstigen Freund George Koeder laut Verabredung aus seiner Wohnung abgeholt und war mit ihm nach dem Polizeiamt gefahren. Nach der Wendung, die die ganze Geschichte genommen und zumal bei dem Einfluß, den Billie politisch auf den Polizeipräsidenten ausüben konnte, war es ein Leichtes gewesen, die Angelegenheit einfach als erledigt zu erklären. Der Polizeipräsident drückte eben beide Augen zu und ließ George Koeder — entkommen. Auch dabei half Billie redlich mit. Er war durch May Jenkins' Vermittlung völlig ausgesöhnt worden. May, die es in ihrer Großmut über das Herz gebracht hatte, George zu vergeben. Zu einem anderen Vater wäre sie vielleicht zurückgekehrt; diesem Vater aber, den sie zu verachten gelernt, zog sie doch noch den Geliebten vor, den sie — das ist das Wunder der Frauenseele — ohne ihn so achten zu können wie früher, um so stärker liebte. Billie selbst hatte die beiden zu einem Pfarrer nach Jersey begleitet, der sie getraut hatte. Und dann hatte er sie nach dem Bahnhof gebracht und ihnen eine größere Summe Geldes geliehen.

„Was Euch zukommt, werde ich aus dem ehrenwerten Mister Jenkins' noch herausholen!“ hatte er versprochen. „Dann ziehe ich mir mein Geld ab!“ Und so waren die beiden abgedampft, einer hoffnungsreicheren Zukunft entgegen.

Bald darauf folgte Billies Hochzeit mit Gertrud. Seinem Versprechen getreu, nahm er Mutter Hartwig in das neue Heim mit.

Alexis Gregor kam zu Thanna Ruffat und entschuldigte sich. Er sei irregeführt worden, sagte er. Und er hat, sich an dem Bau der Erholungsstätte für Tuberkulöse, wie zuvor verabredet, beteiligen zu dürfen. Was ihm auch gerne gewährt wurde. Mit den anderen ging es auch nicht viel anders. Auch sie kamen einer nach dem anderen mit derselben Entschuldigung, auch ihnen wurde vergeben. Und so konnte Ruffat jetzt ungestört seine Ideale verwirklichen.

An Bord des Ozeanriesen, der unter den lustigen Klängen der Schiffsmusik und den herzlichen Lebewohl-Rufen der Passagiere, sowie der am Lande Zurückgebliebenen stolz den Hudsonfluß hinabfuhr, stand, gegen die Keeling gelehnt, ein Paar. Thanna und Helen Ruffat. Sie blickten zum Land hinüber, bis der letzte graue Streifen verschwunden und nichts mehr zu sehen war ringsumher als Wasser und Himmel.

Da brach Ruffat das Schweigen:

„Und jetzt werden wir uns ausruhen!“

Sie nickte.

„Gründlich ausruhen! In ganz Europa!“

Da lachte sie fröhlich wie ein Kind.

„Das wird schön sein, Thanna!“

Sie haben sich gründlich ausgeruht in Europa; ausgeruht in ihrer eigenen Weise.

Und überall dort, wo sie sich ausgeruht haben, da ist eine Thanna-Ruffat-Stiftung zurückgeblieben; überall, wo sie sich ausgeruht haben, wird den Kindern armer Leute Milch verabreicht; Milch, die das Leben erhält und nicht tötet. In England und in Deutschland, in Italien und in Frankreich, in großen Städten und in kleinen. Überall, wo sie sich ausgeruht haben.

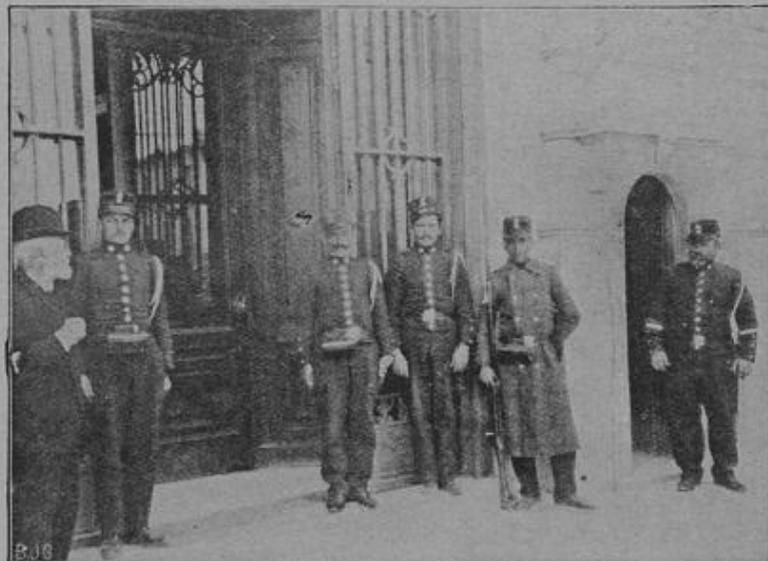
So hat Thanna Ruffat, den jemand einmal den Volksfeind nannte, geantwortet.

### Sinnspruch.

Frage.

O Menschenherz, was ist dein Glück,  
Ein rätselhaft gebor'ner  
Und kaum begrüßt verlor'ner  
Unwiederholter Augenblick.

Lenau.



Zum Balkankrieg: Die bewachte Staatsbank in Athen.

Zwei Monate lag er zu Bett, und einen Monat sah er in einem bequemen Stuhl im Garten hinter seinem Häuschen, von wo aus er den Himmel beobachten und aufs Meer hinaussehen konnte. O, wie sehnsüchtig sah er da hinaus.

Es war, Gott sei Dank, ein schöner, warmer Herbsttag; da fühlte er sich jeden Tag wohler. Nur ein paar mal drohten schwere Wolken; dann wurde er unruhig und hätte am liebsten die Decke fortgeworfen, die sie ihm über die Beine gelegt hatten, um nachzusehen, ob sein Delzeug auch in Ordnung war, falls ein Schiff nach ihm rief. Aber schließlich kam doch der Tag, an dem er vor der Tür in der Sonne stand und wohligh den ganzen Körper reckte. Er kam sich so jung vor. Wochten die Herbststürme nur kommen; er stand auf seinem Posten. Haar und Bart waren jetzt ganz weiß. Doch was machte das? Er war ja gesund und durfte endlich wieder aufs Meer hinaus.

Natürlich war sein erster Weg ins Lotsenhaus. Sie mußten doch wissen, daß er wieder da war, falls sie ihn nötig hatten.

Der Lotsenkommandeur ging ihm entgegen und drückte ihm sehr herzlich beide Hände. Mit bewegter Stimme sagte er, daß er sich freue, den alten Andersen endlich wieder im Lotsenhaus zu sehen. Dann holte er aus dem Schrank alten holländischen Genever und zwei lange Spitzgläser. Na, Genever, wenn er gut ist, schadet ja weder 'nem Kranken noch 'nem Gesunden. Da sagt kein Lotse „Nein“.

Und dann sprachen sie vom Beruf. Neues war da nicht viel zu sagen, und es wunderte den alten Andersen ein bißchen, daß der Lotsenkommandeur ihm erzählte, der Beruf



Alarm im serbischen Feldlager.



Einsammeln von Spenden für den Kriegsfonds in den Straßen Konstantinopels.



Die Beerdigung der ersten montenegrinischen Gefallenen unter militärischen Ehren.



### Der Krieg auf dem Balkan.

Nun ist er lustig im Gange, der angekündigte Krieg auf dem Balkan. Wir sagten's ja, die Türkei hat ihn nötig wie das liebe Brot, um ihrer inneren Wirren Herr zu werden; sie hat infolgedessen denn auch nicht gewartet, bis es den Bulgaren und Serben recht wäre, loszuschlagen, sondern sie hat, während sie sich schon mit den Montenegrinern herumschlug, Bulgarien und Serbien den Krieg erklärt und ihre Truppen losmarschieren lassen. Griechenland war nun durch seine Bundesgenossenschaft mit den nördlicheren Balkanstaaten gezwungen, ebenfalls in den Krieg einzutreten. Und es hat sich dazu um so lieber entschlossen, als es der Balkanstaat ist, der bei seinen Angriffen auf den Groß-Sultan bisher am wenigsten Erfolg gehabt hat. Im Jahre 1897 hat es zuletzt noch sehr unglückliche Kämpfe mit ihm ausgefochten.

Im Norden, Westen und Süden wird nun die europäische Türkei angegriffen. Alle diese Stellen melden von Truppenbewegungen und Schlachten. Aber was eigentlich Großes daran ist, läßt sich in Mitteleuropa noch nicht sagen. Sind doch die Siegesmeldungen meist so verlausuliert oder so zwiespältig, daß man nie recht weiß, welche von den beiden Parteien eigentlich siegreich war, da beide sich den Sieg zuschreiben.

Sicher ist nur das eine: daß nämlich bei dem stark von Gebirgen durchzogenen Gelände und der dadurch höchst erschwerten Bewegung der Heere, eine große entscheidende Schlacht erst nach einigen Wochen des Guerillakriegs, der den Aufmarsch verdecken soll, zu erwarten ist. Die größten Treffen haben sich bisher bei Rodgoriza, südlich von Montenegro und auf der Straße von Bulgarien her nach Adrianopel nördlich von dieser Stadt abgespielt. Außerdem hat die türkische Flotte die bulgarische Seeküste am Schwarzen Meer blockiert. Sie soll auch die Absicht haben, die griechische Seemacht, die Lemnos und Tenedos im Ägäischen Meer besetzt hat, aufzusuchen und zu vertreiben.



des Seelotsen sei ein sehr schöner Beruf; aber es sei auch ein sehr verantwortungsvoller Beruf. Auf dem schwierigsten Teil ihrer Seereise müsse er die Schiffe mit sicherer Hand an den Untiefen und Klippen vorbei in den schützenden Hafen führen. Nach Tausenden zählten die Schiffe, deren Vertrauen der alte Andersen gerechtfertigt habe. Nie habe er versagt. Das sei doch das herrlichste Bewußtsein, das der Mensch haben könne.

Der alte Andersen wußte darauf nichts zu antworten. Er wurde aus dem Lotsenkommandeur, der sonst so wenig Worte zu machen pflegte und treue Pflichterfüllung für etwas Selbstverständliches hielt, heute nicht recht klug. Als er aber jetzt davon sprach, daß er in dem Winter 70-71, als des Krieges wegen alle Seezeichen fortgenommen waren und deshalb viele Schiffe strandeten, fast hundert Menschen das Leben gerettet habe, da runzelte der alte Lotse unwillig die Stirn und trank hastig seinen Genever aus.

„Wat het dat so jäggen!“ unterbrach er den Lotsenkommandeur, mit dem er sonst nur hochdeutsch sprach.

Aber der ließ sich nicht irre machen und fuhr fort, daß er ein Lotse wäre, wie es wohl keinen zweiten gäbe. Seine heldenmütige Rettungsarbeit wären Ruhmesblätter nicht nur in der Chronik der städtischen Hafengeschichte, sondern auch in der Geschichte des deutsch-französischen Krieges. An seinem Leben hätte sich

die Wahrheit des Wortes erwiesen: „Ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Keiner hätte daher so sehr einen ruhigen Lebensabend verdient, wie er; und deshalb habe der Staat ihn zum Beweis seiner Dankbarkeit in den Ruhestand versetzt.

Jetzt trank auch der Lotsenkommandeur seinen Genever aus.

Endlich, endlich hatte er gesagt, was er zu sagen hatte.

Der alte Andersen war ganz perplex und antwortete nichts. Er sah auch gar nicht, daß der Lotsenkommandeur ihm sein Glas wieder füllte; er blickte nur starr auf die große Karte der Flußmündung, die an der Wand hing.

Ganz leicht zitternd fuhr er sich wie hilflos mit der Hand durchs Haar. Ja, das war dünn geworden.

Er war ja auch drei Monate krank gewesen. Der Lotsenkommandeur hatte wohl recht: der Beruf des Seelotsen ist ein sehr verantwortungsvoller Beruf; und er war nicht mehr der Andersen von früher.

Er atmete kurz und fühlte Stiche im Herzen. Von der Wandkarte sah er nichts mehr. Kleine und große wässrige Kreise spielten vor seinen Augen und verschlangen einander. Aber Tränen kamen nicht.

Was war da zu sagen? Daß er daran auch noch gar nicht gedacht hatte! Den alten Andersen, der krank gewesen war, konnte man unmöglich noch behalten. Der würde auch nicht mehr taugen als die Jungen. Und schließlich, die Jungen waren eigentlich doch ganz tüchtig, wenn sie auch etwas mehr froren, wenn sie an Land kamen. Sie hatten Mut und standen ihren Mann in Gefahr. Dagegen war nichts zu sagen. Und der alte Olbrich fiel ihm ein. Der hatte, als er, Andersen, jung war, auch immer geglaubt, es ginge nicht ohne ihn. Und es war doch gegangen. Wie sie früher vom „alten Olbrich“ sprachen, so sprachen sie jetzt vom „alten Andersen“, und bald würden sie wohl von einem dieser Jungen sprechen, die so viel Bücher studierten. Die wurden ja auch einmal alt.

Ja, es war nur ein Traum gewesen, was ihm auf dem Wege zum Lotsenhaus die glitzernde Sonne vorge spiegelt

hatte, als er über die Flußmündung hinweg ins offene Meer sah. Kein Schiff rief nach ihm. Sein Leben war zu Ende. Er stand auf und reichte dem Lotsenkommandeur die Hand.

„Schön! Dank!“

Der Lotsenkommandeur sagte nichts. Er war nachdenklich geworden.

Der alte Andersen sah ihm so ruhig ins Gesicht, daß er die Augen niederschlug. Der Lotsenkommandeur hatte ihm noch mehr zu sagen. Aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er fühlte, daß vor ihm ein Menich plötzlich alt geworden war. Er ließ den alten Mann fortgehen.

Als er wieder allein war, starrte der Lotsenkommandeur mit sehr ernstem Gesicht auf die Berechnung, die er gerade vor sich auf dem Schreibtisch liegen hatte. Er war ganz aus dem seelischen Gleichgewicht gekommen. Das Schweigen und dann der kurze ruhige Dank des alten Lotse hatten ihm die Augen geöffnet über die feinsten Seelenempfindungen eines Menschen, der durch den beständigen Kampf mit höheren Elementen scheinbar hart und rauh geworden war. Sie haben ein Kinderherz, die Seebären.

Als er aufstah, fiel sein Blick durchs Fenster. Er sah den alten Andersen langsam über die mit roten Steinen gepflasterte Straße auf den Strand zugehen. Die Sonne

spielte so lustig auf dem leicht bewegten Wasser der Flußmündung, und das Meer in der Ferne sah aus wie ein leuchtendes, goldenes Band.

Die hohe Gestalt des Lotse hob sich scharf vom Himmel ab und sein langer, weißer Bart wehte zur Seite über die Schulter, wie eine Fahne, oder auch wie eine tobende Welle.

Der Lotsenkommandeur wußte, daß der alte Seemann nur daran dachte, daß man ihn nicht mehr nötig hatte. Das leise Klaischen der Wellen drang ihm wohl wie höhnisches Lachen ins Ohr. Jetzt konnte er ihnen ihre Beute nicht mehr triumphierend entreißen. Beim Anblick des Meeres, das heute in so heuchlerischer Ruhe dalag, mußten in des Alten Erinnerung alle gewaltigen Gefahren wieder lebendig werden, denen

er entschlossen entgegengetreten war, und alle heißen Kämpfe, die er da draußen mit den Elementen ausgefochten und in denen das Glück ihn nie verlassen hatte. Dafür hatte man sich jetzt bei ihm bedankt und ihn pensioniert, weil er nichts mehr taugte. Vor drei Monaten dachte noch niemand daran. Aber sie hatten wohl recht. Jetzt war er ja krank gewesen.

Der alte Andersen trat noch näher an den Strand heran; so nahe, daß die langsam heraufrollenden Wellen fast seine Schuhe berührten.

Der Lotsenkommandeur schüttelte energisch den Kopf. Sein Entschluß war gefaßt. Die Wellenmung wich von ihm; er fühlte sich wieder frei. Er wollte dem alten Manne weder mündlich noch schriftlich mitteilen, daß der Staat beschloffen habe, ihm bis ans Lebensende sein volles Gehalt als Pension auszus zahlen. Es genügte ja, daß er es bekam. Was brauchte man es ihm zu sagen? Er fühlte, daß das etwas Häßliches in den Abschied des alten Lotse von seinem gewaltigen Leben bringen würde. Der begrub jetzt da unten am Strande im Anblick des Meeres seine große Vergangenheit und noch lange würde er an diesem Grabe trauern. Wie fern lagen ihm die Gedanken an die Zukunft!

Der Lotsenkommandeur fühlte, daß er hier das Ende



Ausmarsch der türkischen Feldartillerie aus Konstantinopel zum Kriegsschauplatz.



Dr. Eduard Hüsgen †.

Der Führer der Düsseldorfer Zentrumspartei, der ehemalige langjährige Chefredakteur des „Düsseldorfer Volksblattes“, Dr. jur. Eduard Hüsgen, starb am Sonntag, den 20. Oktober, im Alter von vierundsechzig Jahren. Dr. Hüsgen war ein alter Kämpfer aus der Kulturkampfszeit; er machte sich durch seine eifrige journalistische und parteipolitische Tätigkeit einen Namen. Er gehörte zu den Gründern des Augustinusvereins zur Pflege der katholischen Presse, den er seit 1909 als 1. Vorsitzender leitete. Ueberhaupt hat er sich um die Presseorganisation hervorragende Verdienste erworben. Als Stadtverordneter half er die schnelle Entwicklung Düsseldorf in dem letzten Jahrzehnt fördern. Seinen schriftstellerischen Leistungen setzte er durch seine bedeutende Windthorst-Biographie die Krone auf. Eine Herzaffektion hat dem Leben des hervorragenden Mannes allzufrüh ein Ziel gesetzt.

eines Heldengedichtes erlebte. Aber es war ein trauriges Ende. Ein Ende ohne Größe.

Wie hatte er je daran denken können, dem Manne mit knappen Worten mitzuteilen, daß der Staat jetzt mit ihm abgerechnet habe? Welch eine Ironie war es doch, daß der Dank für ein so entsagungsvolles und aufopferungsreiches Leben ein häßlicher Mißton ist! Einen Mann, der stets sein Leben ohne Schwanken aufs Spiel gesetzt hatte, weil er seinen Wert für andere kannte, einen solchen Mann konnte man nicht belohnen, ohne ihn zu kränken. Wie hatte er nur auf den Gedanken kommen können, umgebeten beim Staate seine Pensionierung vorzuschlagen? Er wollte etwas Gutes tun und dem alten Manne eine freudige Ueberraschung bereiten, wenn er seine Krankheit überstanden hatte; aber jetzt fühlte er, wie falsch das war. Er hatte diesem Manne gesagt: „Du hast genug getan. Jetzt kommen andere an die Reihe.“

Dieser Mann hatte keinen Beruf gehabt; er hatte an einem Lebenswerk gearbeitet. Wer durfte ihm sagen, daß er fertig sei? Ein solcher Mann mußte sterben mitten aus seinem Schaffen heraus, wie ein Künstler. Schwach und alt war er erst, wenn er selber sagte: „Neh kann nicht mehr.“

Der Lotsenkommandeur trat ans Fenster und sah hinaus. Der alte Andersen stand noch immer unbeweglich da; noch immer wehte der weiße Bart über seine Schulter. Ein junger Lotse trat auf ihn zu, und die freudige, herzliche Art seiner Begrüßung zeigte, wie sehr er sich freute, den alten Andersen wieder am Hafen zu sehen.

Der alte Andersen wandte den Kopf, so daß der Lotsenkommandeur sein ernstes Gesicht sehen konnte, das ganz greisenhaft ausah. An der Bewegung seiner Lippen erkannte er, daß er nichts weiter sagte als: „Sie haben mich pensioniert.“ Ein schmerzliches Lächeln ging dabei für einen Augenblick über seine starren Züge und er nickte ein paar-mal schwer mit dem Kopfe.

Der Lotsenkommandeur wäre am liebsten an den Strand gelaufen, um ihn um Verzeihung zu bitten, daß er ihn so rücksichtslos getroffen hatte. Er fühlte, daß man solche

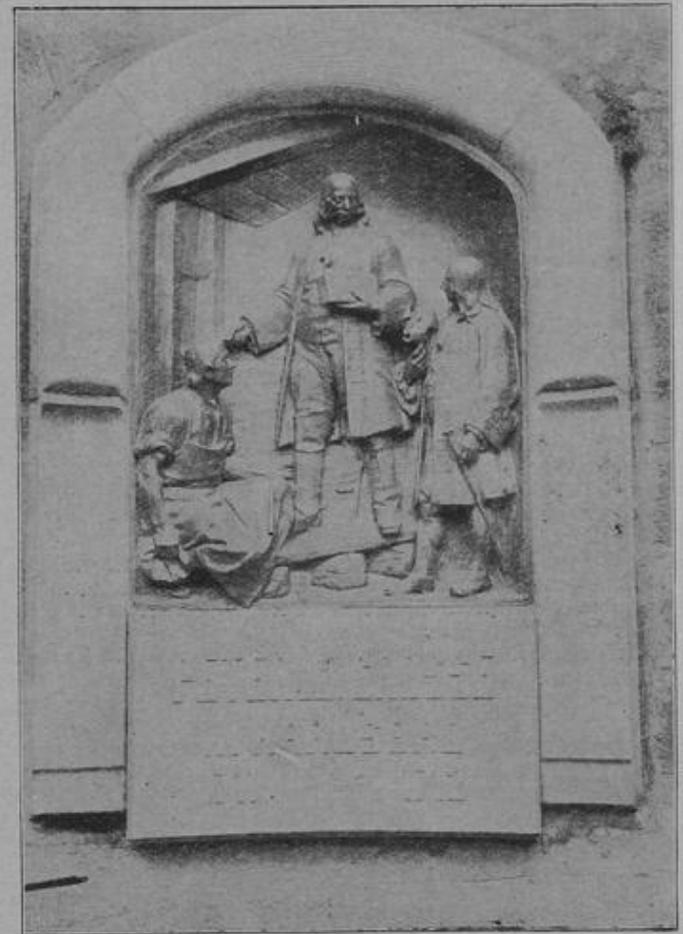
Männer nicht pensionieren darf, weil sie ihre Pflicht getan und dem Staate treu gedient haben, so lange er sie brauchte. Für solche Männer bedeutet Leben Pflicht und sie dienen nur der Menschheit. Sie werden gerufen und versagen nicht in der Stunde der Gefahr: sie kommen. Sie kommen, weil sie im Dienst und unter dem Willen des Höchsten stehen, der sie schickt und ihnen Kraft gibt, wenn sie ihrer bedürfen.

Der Lotsenkommandeur begriff, daß der alte Andersen schmerzlich lächelte, wenn er sagte: „Sie haben mich pensioniert.“

Noch immer standen die beiden Lotsen da. Lange schwiegen sie. Dann sprach der jüngere vom Wetter, dem ernstesten Gespräch, das er anfangen konnte. Er zeigte auf Wolken, die sich am Himmel zusammenballten, und auf die Sturmsignale am Leuchtturm. Aber der alte Andersen antwortete nichts. Er war ja alt und seine Kraft unnuß. Seine Opfer brauchte man nicht mehr; man hatte es ihm ja eben gesagt. Er war pensioniert, und keiner hatte die Ruhe so verdient wie er. Er gab dem jungen Lotsen die Hand zum Abschied und ging mit gesenktem Gesicht in der Richtung nach seinem Häuschen.

Als er um die Ecke verschwunden war, glaubte der Lotsenkommandeur, das alles geträumt zu haben. Konnte es denn Wirklichkeit sein, daß er dem Manne gesagt hatte: „Jetzt ist es zu Ende mit dir?“ Nur weil er ein paar Monate krank war, weil sein Haar bleichte, weil seine Hände ein wenig zitterten? War denn dieser Mann denkbar ohne das Meer? Der hatte seine Kräfte nicht im Körper, der hatte sie in der Seele.

Es war dunkel geworden. Der Lotsenkommandeur zündete die Lampe an und trat ans Fenster, um den Vorhang zuzuziehen. Gerade zog man am Leuchtturm neue Sturm-



Das Relief Peters des Großen in Karlsbad.

An dem Hause „Goldener Pfau“ in Karlsbad wurde anläßlich der 200jährigen Wiederkehr des Tages, an dem Peter der Große bei dem Bau dieses Hauses einen Stein gemauert hatte, ein Relief angebracht.

warnungssignale auf und die Scheiben klirrten von den ersten heftigen Windstößen.

Und die Nacht war furchtbar. Es war eine Nacht wie damals, als der alte Obrich sein Leben lassen mußte, und wie sie seitdem nicht wiederkam. Wieder waren sechs Schiffe in größter Gefahr; doch nur fünf wurden gerettet. Eins blieb für immer verschollen und mit ihm der alte Andersen, der, als alle Lotsen fort waren, unaufgefordert sein Delzeug anzog und, ohne zu zittern, mit hellem Gesicht und leuchtenden, jungen Augen hinausfuhr. Er hatte vergessen, daß er pensioniert war, und daß man seiner nicht mehr bedurfte. Der Lotsenkommandeur aber stand oft an der Stelle, an der er den alten Andersen zum letzten Male hatte ins Meer stechen sehen und dankte dem Allmächtigen, daß er ihn so hatte sterben lassen.

### Anekdoten.

**Die Glocken.** Mit Gewißheit läßt sich der Gebrauch der Glocken zu gottesdienstlichen Handlungen einzuladen, für den Anfang des 7. Jahrhunderts nachweisen. Vorher bediente man sich zu diesem Zweck eines Ausrufers, eines Hornsignals oder des Schlagens auf Bretter. Die erste in Form und Zusammenfügung den heutigen ähnliche Glocke ertönte auf dem Dome zu Nola in Kampanien, und als Erfinder der Glocken wird der hochgelehrte und fromme Bischof Paulinus genannt. Hiervon erzählt die Legende: Die Sonne war im Sinken, als der fromme Mann über eine Waldwiese still sinnend dahinschritt. Der goldige Purpur des Abendrotes durchglühte das Blättergrün der leise rauschenden Bäume, und rings umher herrschte ein so seliger Friede, daß Paulinus unwillkürlich die Hände faltete und ausrief: „Herr der Welten, sei gebenedeit und gepriesen! Gib mir ein Zeichen, daß du jetzt bei mir weilst und bei mir bleiben wirst bis ans Ende der Tage.“ Da begann es leise im Umkreise zu singen, und der fromme Väter gewahrte, wie die blauen Glockenblümchen ihre Köpfchen im Abendwinde wiegten. Zur Erinnerung an diese seltsame Stunde ließ der Bischof eine große Glockenblume gießen, die stets beim Gebet der Gemeinde erklang, und dies war die erste Kirchenglocke, die zum Preise des Christengottes gegossen wurde. Indes nur langsam verbreitete sich der Gebrauch der Glocken, und lange Zeit ertönte ihre Stimme nur vom Turm einer einsamen, weitentlegenen Klosterkirche. Im Jahr 1610 bewogen die Glocken der Stephanskirche zu Dreileans ein feindliches Heer zum Stehen und zur Flucht. Eifrig sorgte für ihre Einführung Karl der Große, und der erste Paps, unter welchem Glocken in Rom erklangen, war Sabinian. Ursprünglich wurden die Glocken in besonderen Glockentürmen neben dem Gotteshause aufgehängt. In neuerer Zeit hat man bei der Zusammenstellung mehrerer Glocken zu einem Geläute besonders auf ihr harmonisches Zusammenstimmen, gewöhnlich in einen Dreiklang (Dur oder Moll) Rücksicht genommen. Unsere Dichter haben denn Glockenklänge vielfach schöne Worte und Verse gewidmet. Man denke an Schillers „Lied von der Glocke“ und an Gustav Freytags wundervolle Schilderung des ersten Glockenläutens in Deutschland in seinem Abneuroman „Ingraban“.

**Ein wahres Geschichtchen.** In einem kleinen, in der Eifel gelegenen Gymnasialstädtchen herrschten noch in den fünfziger Jahren patriarchalische Zustände. Selten war vor allem das Verhältnis eines alten Professors zu seinen Schülern, die ihn auch schon zum Unterricht herbeiholen mußten, wenn er über seiner eifrig betriebenen Landwirtschaft den Stundenplan vergaß. Er war zur Zeit dieser Geschichte Ordinarius der Obertertia; schon war das halbe Schuljahr verflossen und nur ein lateinisches Stück war durchgepaßt als sich plötzlich der Schulrat zur Revision ankündigte. Professor K. setzte seine Schüler von dieser schrecklichen Tatsache in Kenntnis und meinte schließlich: „Wat maache mer mi, Jongens? Mir könne jo bloß Stück 97. Nu, ich wall et esu maache: Wenn der Schulrat kött, dann sag ich: Bitte, Herr Rat, bestimmen Sie! Der Schulrat säht dann jescher: Oh, Herr Professor, bestimmen Sie bitte, und dann falle mer wall mit em sähdig wäde! Der gefürchtete Tag kam. Der Herr Schulrat kommt auch wirklich in die Tertia, um sich von den lateinischen Kenntnissen der Tertianer zu überzeugen. Und es geschah glücklicherweise, wie der Herr Professor vorhergesagt, er konnte bestimmen. „Da schlägt mal auf, mengetwäqe (meinetwegen) Stück 97!“ Strahlende Gesichter, die ein mustergültiges Können ver-

rieten. Die ersten Sätze wurden flüssig übersezt, bis der Herr Schulrat bei einer Uebersetzung stehen blieb und eine bessere Satzkonstruktion angewandt wissen wollte. Das Schicksal wollte es, daß der Uebersetzer dieses verhängnisvollen Satzes gerade kein Kirchenlicht war. Dieser hielt sich frampfhast an die eingetrichterte Uebersetzung und war im Begriff, aus der Rolle zu fallen, als er sagte: „Das haben wir . . .“ Zornentbrannt springt Professor K. herbei: „Wat ha' mir?“ Der Herr Schulrat, der die brenzliche Situation wohl nicht erfaßte, suchte den aufgeregten Ordinarius zu beruhigen: „Aber, Herr Professor, lassen Sie bitte den Jungen, er ist wohl verwirrt, ich bin mit der Klassenleistung sehr zufrieden, Sie können stolz auf die Klasse sein.“ Der Herr Schulrat, der ob diesen Zwischenfalles die Prüfung abbrach, verabschiedete sich. Die Luft ist rein, und nachdem sich der heilige Zorn des Klassengewaltigen in etwa gelegt, meint er sogar vergnügt: „Do ha' mer en noch ens derbei kräge.“ dann, zu dem Unglücksstraben gewandt, „ävver du Schofskopp, hotts ongs bahl de ganze Freud' verdorve...!“

**Die Rindvieh-Marjeillaise.** Der berühmte Maestro Rossini liebte es, während seiner Anwesenheit in Paris die kleinen Vorstadttheater möglichst inognito zu besuchen. Bei einem dieser Besuche widerfuhr ihm aber ein Mißgeschick, das ihm für alle Zukunft die Lust an derartigen Seitensprüngen verdarb. Einer der Schauspieler brachte u. a. auch eine Parodie auf Rossinis Oper „Wilhelm Tell“ zum Vortrag. Der Komponist fand zwar wenig Gefallen daran, machte aber gute Miene zum bösen Spiel und lachte mit. Allein seine Selbstverleugnung sollte auf eine noch härtere Probe gestellt werden. Als nämlich jemand den Komiker fragte, was er da eigentlich vorgetragen habe, erwiderte er: „Das wissen Sie nicht? Das war von Rossini, „die Marjeillaise eines Rindviehs!“ Das war allerdings mehr, als der eitle Komponist ertragen konnte; er stürzte fort und oftmals, noch nach Jahren, soll er plötzlich während einer Unterhaltung vor sich hingemurmelt haben: „Meine schöne Melodie — eine „Rindvieh-Marjeillaise!“



Der Geldzählerbrunnen.

Auf dem Rappelpplatz in Berlin, auf dem früher Markt abgehalten worden ist, wurde am 15. Oktober ein eigenartiger Brunnen enthüllt. Er stellt einen jungen Mann dar, der sein Geld zählt. Es ist ein Zeichen unserer Zeit, daß ein so materielles Geschäft, wie es das Geldzählen ist, einen Künstler zum Schaffen anregt.

**Humoristisches.**

— **Selbstverrat.** „Sieh nur, Männchen, was dieser Milchhändler alles bietet! Er schreibt: „Unabgeschöpfte, ungewäs- ferte Milch von Naturkühen, ohne Zusatz von Soda oder Borax, per Liter 30 Pfennig. Hier könnte man kaufen!“ — „O nein, der kennt den Kummel, was man mit der Milch alles treiben kann!“

— **Ein Meister.** „Denk dir, Papa, der Baron hat mir einen Kuß gegeben.“ — Vater: „Und hast du nicht um Hilfe gerufen?“ — Töchterchen: „Er brauchte doch keine, er konnte es ganz allein!“

— **Kasernenhofblüte aus Kamerun.** Unteroffizier: „Müller, schämen Sie sich! Die Affen, die uns hier zusehen, werden gewiß alle denken: Schrecklich, daß der auch von uns abstammen will!“

— **Ein Schwerenöter.** „Freund, Sie haben sich also mit dem reichen Fräulein Helmer verlobt? Die Dame soll ja Landbesitz im Umfang von etwa einer Quadratmeile haben.“ — Offizier: „Ja, mein Bester, ein tüchtiger Offizier gewinnt beim Angriff immer Terrain.“

— **Ihr Privatvergnügen.** Er hatte seine Frau veranlaßt, über ihre Ausgaben Buch zu führen. Jede Woche sah er es durch. „Sieh mal hier, Hanna,“ sagte er knurrend, „Senf- pflaster einen Schilling, drei Zähne ausziehen lassen, zehn Schillinge. Das sind elf Schillinge in einer Woche, die du zu deinem Privatvergnügen ausgegeben hast. Ja, glaubst du denn, ich kann Geld heren?“

**Rätsel-Ecke.**

**Stataufgabe.**



B (Mittelhand) spielt auf folgende Karte Pit-Solo:  
 Im Stat liegen zwei leere Karten von gleichem Range. C hat in seinen Karten 51 Points und in Treff und Carreau die gleiche Blattzahl. B verliert sein Spiel, obwohl er die blanke c 10 auf sein c As erhält. Dürfte er von C die ihm noch fehlende vierte Dame gegen den König dieser Farbe eintauschen, so gewönne er sein Spiel. — Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

**Der Zauberer in der Familie.**

Das nachstehende hübsche Kunststück läßt sich im Winter leicht ausführen. Man versichert zunächst seiner Zuhörerschaft, daß man imstande sei, Schneebälle zum Brennen zu bringen. Damit keiner der Zuschauer auf den Gedanken kommt, daß man präparierte Schneebälle verwende, läßt man sich diese erst kurz vor der Auf- führung von einem Unbeteiligten holen. Indem man sich einen Schneeball überreichen läßt, drückt man einige Stücke Kampher, die man in der Hand verborgen hatte, während man den Ball auf einen Teller legt, in ihn hinein. Wenn man nun mit einem bren- nenden Streichholz über den Schneeball hinfährt, wird der Kampher sich entzünden und mit heller Flamme brennen.

**Poesierätsel.**

Dämmernd fordert! Wetterblitzen will die Liebe nicht herein erwerben wie die Freundschaft kommt; doch die Freundschaft bricht Liebe wie Mondenlicht und opfert, die sie besitzen.

**Bezierbild.**



„Aber Herr Baron! Sie hier in diesem Wetter und ohne Schirm?!“  
**Auflösungen in nächster Nummer.**

**Auflösungen aus voriger Nummer.**

**Rätselhafte Inschrift:** Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. (Von hinten nach vorn zu lesen.)  
**Zahlenrätsel:** Interlaken, Nil, Terine, Citel, Ritter, Liter, Artillerie, Kanal.  
**Bilderrätsel:** Das Schöne blüht nur im Gesang.  
**Worträtsel:** Zug.  
**Bezierbild:** Bild nach rechts drehen, der Gesuchte steht dann unter den Baumwipfeln.

**Bilderrätsel.**



**Worträtsel.**

Das, was die meisten Menschen scheuen,  
 Wenn sie's getragen, oft bereuen,  
 Das sollte bei dem Mittagessen  
 Die Hausfrau nimmermehr vergessen.

**Rätsel.**

Verstohlen wird's getrennt gegeben;  
 Hat es, was es vereint bedeutet,  
 Gemacht, so ward der Bund fürs Leben  
 Dadurch schon oftmals vorbereitet.

**Redaktion:** Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
**Druck und Verlag:** Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
 Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 45.

Sonntag, 3. November.

Jahrgang 1912.

## Die Musikantenkinder.

Novelle von Theo Liefertz.

(Nachdruck verboten.)

Lotte hatte gewaltiges Herzklopfen bekommen, während sie an der Tür stand und lauschte. Ihr kleines Herz hüpfte vor Freude, und die schwarzen Ringellockchen auf Stirn und Wangen nickten im Takte mit. Drinnen sagte der Vater zur Mutter: „Morgen soll der Heinele zum ersten Male mit und bläst die Klarinette. Mein bestes Instrument soll er haben, und unsere Lotte püßt es ihm. Der Heinele kommt noch zu was, wenn je ein Kofferaner zu etwas kommt.“

Da sollte das Herz eines 12jährigen Mädchens nicht vor Freude hüpfen! Heinele war ihr bester Freund und ganze vierzehn Jahre alt. Ostern war er aus der Schule gekommen. Und morgen schon blies er die Klarinette auf der ersten Mai-Kirmes. Auch brachte er es noch zu etwas, wenn je ein Kofferaner. Vater hat es gesagt.

Lotte drückte die kleine Patschhand aufs Herz und huschte leise die Treppe hinauf, wo Vaters Instrumente lagen. Und sie fand die Klarinette. Mit zitternden Fingern öffnete sie das Futteral und strich sachte über das Instrument. Heinele, ihr Heinele, sollte es morgen blasen.

Dann nahm Lotte Putzcreide und Spiritus, Wolllappchen und Polierleder, zuletzt die Klarinette und huschte wieder die Treppe hinunter in den Garten. Hinter 2 Feuerdornsträuchern sah das Mädchen und püßte vorsichtig und zart die Klarinette. Für Heinele.

Und Lotte püßte und lauerte verstohlen zur Ecke, ob Heinele noch nicht käme. Dem mußte doch was in den Ohren geklungen haben. Die

Klarinette glänzte in der Maiensonne; heckenwärts hatte Lotte ein heißes Ohr bekommen, aber Heinele zeigte sich nicht.

„Lotte!“  
Lotte schrak auf, wurde blaß und wieder rot, zitterte. Der Vater stand vor ihr.  
„Du hast gelauscht, Lotte.“

„Ja, Vater!“  
Und der dunkle Mädchenkopf senkte sich tief, weil Lotte sich noch tiefer schämte. Dazu war der Vater, wenn auch gut, doch streng.

„Bring' die Klarinette wieder hinauf. Nun muß Heinele eben noch etwas warten.“ Tief erschrocken starrten zwei große Kinderaugen den Vater an. Der wiederholte, indem er allerdings über den Garten hinaus ins Weite sah: „Bring' die Klarinette sofort hinauf!“

Da füllten sich die blauen Kinderaugen mit blanken Tränen, wurden waldsektief. Aber Lotte packte Klarinette und Putzzeug, nahm das wehe Herzlein dazu und trug die Dinge gehoramt fort. Dann saß sie wieder hinter dem Feuerdorn und weinte bitterlich. Und immer wieder stöhnte sie: „Heinele . . . armer Heinele . . . und ich bin es schuld.“

Das klang wie tiefes Leid und große Reue. Und die Mutter, die krank und siech bei geöffnetem Fenster lag, hörte ihr Kind. Als deshalb ihr Gatte eintrat, bat sie mit schwacher, müder Stimme, er möge der kleinen, reinigen Sünderin verzeihen. Wilhelm Menken legte seiner Frau die Hand beruhigend auf die Stirn und sagte: „Heinele soll ja mitgehen, aber Lotte muß ihre Strafe haben.“

„Laß Lotte nicht zappeln.“



Dr. Felix von Hartmann,  
der neue Erzbischof von Köln.

Stammt aus einer alten Münsteraner Juristenfamilie. Geboren am 15. Dezember 1851 ward er 1874 zum Priester geweiht. Nach kanonischen Studien in Rom während des Kulturkampfes kam er wieder nach Münster und stieg dort in 21 Jahren bis zum Bischof auf. Am 29. Oktober 1912 erfolgte die Wahl zum Nachfolger des heiligen Materius.

„Traudchen, du bist zu gut.“  
Da sah die Frau ihren Gatten unendlich wehmütig an, nahm dessen Hand und sprach ganz ererbend leise: „Wiltelhelm . . . wer weiß, wie lange ich dem Kinde noch gut sein kann.“

Der Musikant stellte sich schweigend ans geöffnete Fenster. Ein Wellchen verlor sich das leichtfeuchte Auge in der gesegneten Gegend, es ging zu den blühenden Obstabäumen, hinüber nach Glimbach, dem stattlichen Pfarrdorse. Und hinter dem Feuerdorn sah Lotte noch immer und weinte, sehr stille.

„Lotte!“ rief der Musikant.  
„Vater!“ antwortete demütig eine zitternde Stimme. Ein vermeintes Gesicht schob sich hinter dem Blütenfeuer hervor.  
„Komm mal ans Fenster!“

Gehorsam kam Lotte ans Fenster, hob die schimmernden Augen zum Vater auf und zupfte an der Stamosensschürze. Und die Kinderaugen baten so dringlich, daß es den Vater rührte. Er sprach: „Dann geh’ und sage deinem Freund Heinele, er ginge morgen mit zur Maikirmes und blase die Klarinette.“

„Vater, lieber Vater!“ Mit dem Jubelruf hing Lotte dem Musikanten am Halse. Und sie schwang sich hurtig wie ein Junge auf das niedere Sims, ließ sich vom Vater hineinheben, um auch der Mutter zu danken.

„Nun geh und sag es Heinele!“ mahnte die Mutter weich, indem sie dem Mädchen die schwarzbraunen Locken aus dem erhitzten Gesichte strich.

Im Nu war Lotte verschwunden. Und es dauerte nur Minuten, da zog sie den großen Heinele hinter sich her in die Stube.

„Er glaubt es nicht,“ sprudelte sie hervor. „Vater, sag du es ihm, sonst glaubt er es gar nicht.“

Da stand der große, blondlockige Bube ganz erglühend vor seinem Lehrer und ließ sich die frohe Botschaft authentisch verkünden und einige weise Lehren geben, dem Mutter Menken nur ein paar fromme Wünsche hinzufügte. Mit Tränen in den frohen Augen dankte Heinele Meister und Meistertin. Als er aber hörte, daß er noch dazu des Meisters eigenes Prachtinstrument blasen sollte, sprangen dem armen Waisenknecht die Augen über. Er weinte.

Dann wurden die Kinder sich und ihrem Glück und ihrer Freude überlassen. Draußen im Garten saßen sie bei dem Feuerdorn. Lotte polierte noch einmal, wo nichts mehr zu putzen war. Und Heinele sah mit glänzenden Augen den stinken Fingerchen zu, bis sie ihm endlich das Instrument reichte. „Da, nun probier mal.“

Wie ein geweihtes Stück nahm Heinele des Meisters Klarinette, ließ die Finger andächtig über die Silberklappen gleiten und feuchtete den Zungenkopf leicht an.

„Nu mach doch!“ drängte Lotte, der die Geschichte nicht schnell genug ging.

Heinele legte noch einmal den Kopf, blies eine Passage, schraubte ein wenig und blies eine kurze Strophe.

„Das war eine Amsel,“ sagte Lotte freudig. Und Heinele blies alle Vogelstimmen durch, die das Mädchen vor allem liebte.

Lotte spannte die Hände um die Anie und schaute ganz andächtig und bewundernd zu dem Jungen auf. Als der geendet, sprach sie nur: „Das war sehr schön, Heinele.“

Meuten aber rief vom Fenster her: „Heinele, das bläst du morgen Solo.“

„Es war ja auswendig, Meister.“ Der junge Musikant war ganz verlegen, als Meuten antwortete: „Desto besser.“

Und Heinele ließ Freude und Mut aus des Meisters Klarinette dringen, daß man selbst in Koffern, wo alles Musikant war, die Ohren spitzte. Großvater Minkenberg, der im Nachbargarten saß, staunte über seinen Enkel und dachte mit Wehmut an die Zeit, da er noch Klarinette blies. Er war erst sechzig Jahre alt und verlor vor Jahresfrist die Finger der rechten Hand. Das war für ihn ein schweres Musikantenlos.

Hinter dem Feuerdorn war die Klarinette verstummt. Es sprach dort jetzt die zarte, kaum bewußte Liebe junger, hoffnungsfroher Menschentinder.

„Hast du mich auch lieb, Heinele?“ fragte Lotte, und die Augen glänzten, als der antwortete: „Ja.“

„Wie lieb denn, so . . .?“ Lotte breitete beide Arme aus, um die Größe der erwünschten Liebe einigermaßen zu veranschaulichen.

„Noch lieber wie diese schöne Klarinette.“

Das war allerdings sehr lieb, und das sah selbst Lotte ein. nahm sich ein Herz und bekannte dem Musikantenbuben, wie er durch ihre Schuld beinahe um das Glück gekommen, auf der ersten Maikirmes Klarinette zu spielen.

„Dann hättest du ja nicht ganz dafür gekonnt,“ tröstete Heinele.

„Und du hättest mich noch lieb gehabt?“

„Ja.“  
Nun sagten beide eine Weile nichts mehr, schauten sich nur immerfort an und lachten. Darin stimmte eine Drossel ein.

Witten durch Gesang und Lachen fragte Lotte: „Du, Heinele, hast du auch alle Knöpfe an der Hose?“

Diese Frage setzte den Buben zuerst in Verwirrung, dann begriff er die mütterlich sorgende Lotte, ließ nach Hause, holte seine Kommunikahoje und ließ sich von dem Mädchen den einzig fehlenden Knopf annähen.

„Du, werd ich auch deine Frau?“ fragte Lotte, indem sie Heinele die Hose reichte.

„Wenn ich groß bin und du willst, ja.“

„Wie lange ist das?“

„Bis ich ein berühmter Geiger bin. Weißt du, das ist mehr wie Klarinette.“

Darüber mußte Lotte lachen. Heinele aber sagte ganz ernst: „Ja, ich werde ein Geigenprinz, und du wirst meine Goldprinzessin.“

Lotte lachte noch mehr, daß der arme Heinele ganz rot wurde, und sie meinte: „Du, Heinele, ein Geigenprinz muß schwarze Haare haben, und du hast blonde.“

„Und du hast schwarze, und eine Prinzessin muß goldene Locken haben.“

So waren beide beleidigt und gerieten in Streit um die Haarfrage. Die Musikantenkinder drehten sich den Rücken dar. Als sie sich aber gerade einmal verstohlen umwandten, hatten beide Tränen in den Augen.

„Liebe Lotte!“  
„Lieb Heinele!“

Die Musikantenkinder küßten sich hinter dem Feuerdorn. Es war das erstmal. Und Heinele konnte nicht anders, er blies wieder alle Vogelstimmen durch. Und noch mehr dazu.

In der Nacht schlief der Musikantenbub fast gar nicht vor freudiger Aufregung. Und Lotte hatte wunderliche Träume. Die ersten Sonnenstrahlen blühten eben über das noch schlafende Füllcherland, als die Kinder schon vor der Tür standen. Stolz schwellte des Anabens Brust, als die älteren Musikanten, tüchtige Mitglieder der Mentenschen Kapelle, ihn als einen der Ihren begrüßten.

Dann kam Meuten selber, der etwas längeren Abschied von seiner kranken Frau genommen hatte. Schweigend gingen zwölf Mann durch den stillen Ort, der fast nur eine rechte Straße hat. Lotte hielt Heinele an der Hand. Fast hätte er sich geschämt; denn er war doch nun ein richtiger Musikant, aber er hatte Lotte auch zu lieb, um die Hand nicht zu halten. Hinter dem alten Steinkreuz nahmen sie Abschied.

„Heinele, nun mach es gut!“ sagte Lotte.

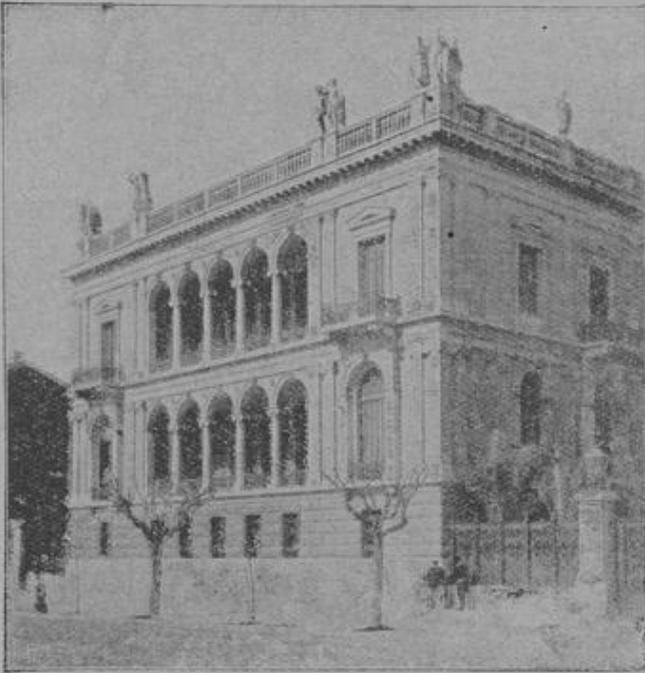
Der Bube antwortete: „Das werd ich schon, und eine Kirmes bring ich dir mit.“

Nun drängte es Lotte, noch den Vater zu küssen, was ja sonst in Koffern nicht Brauch ist, weil die Leute in ihrer Herzlichkeit einfach und zurückhaltend sind. Lange stand das Musikantenkind am Kreuze, bis die ganze Truppe hinter einer Bodenwelle verschwand. Mit einem Male mußte Lotte weinen und wußte nicht warum. Stille ging sie heim.

Und drei Tage war Lotte Meuten ganz einsam. Drei Tage waren die beiden Musikantenkinder noch nie auseinander gewesen. Dennoch freute sich Lotte. Es war ja auch schön, zu denken, daß ihr Heinele jetzt auf der Maikirmes sicher mehr wie tausend fremden Menschen die Vogelstimmen vorblies. Das konnte keiner in ganz Koffern. Und Heinele brachte ihr eine schöne Kirmes mit. Sicher war es ein großes Kuchenherz. Rund herum lag ein Vergißmeinnichtkranz, in der Mitte stand: Lotte. Oben im Stämmerlein wollte sie das Herz aufhängen und immer an Heinele denken, wenn sie es sah. Das war jeden Tag mindestens siebzehn mal.

So träumte Lotte hinter dem Feuerdorn, während Heinele tapfer die Klarinette blies. Am ersten Kirmestage schon durfte er sich für sein Vogelstimmen-Solo einen ganzen Hut voll klingender Münze sammeln. Alle Geldstücke waren sogar echt, und nur zwei Hosknöpfe waren dabei. Da kaufte Heinele das von Lotte geträumte Herz, das größte und schönste, das aufzutreiben war . . .

Es war Dienstag abend, und Lotte mußte nur noch vier- undzwanzig Stunden warten, bis Heinele heimkam. Ihr war ganz sonderlich zu Mut. Am liebsten hätte sie laut geweint. Sie schlich sich ganz leise von Mutters Kranken-



Villa Schliemann in Athen, die Zentrale des Roten Kreuzes. Die Witwe des bekannten deutschen Forschers Schliemann hat ihre Villa in Athen während des Krieges dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt.

bett in ihr kleines Kämmerchen, stellte sich ans Fenster und schaute nach der Seeend, woher die Musikanten kommen mußten. Es sang schon kein Vöglein mehr, als Lotte schlafen ging. Und kaum stiegen die ersten Lerchen himmelan, da sah sie schon am Dorfkreuz.

Nun wußte Lotte recht gut, daß die Musikanten Mittwoch lange schliefen und dann spielend und geldverdienend den Weg von Ort zu Ort heimwanderingen, aber sie lief dennoch bis auf die Höhe der Bodenwelle. Es war ihr, als müsse wenigstens Heinele kommen. Und Heinele kam auch wirklich. Aber ganz müde kroch er heran und ließ den Kopf hängen. Als Lotte dicht vor ihm stand, schaute er verstört auf. Bläß war er, leichenbläß, zitterte und hatte geweint. Und ganz voll Wasser standen die braunen Augen.

„Heinele!“ rief Lotte. Und der Bub schluchzte.  
„Lotte, liebe Lotte!“

Dann setzte er sich an den Begrab, legte das große Herz und die Klarinette neben sich und sang bitterlich an zu weinen. Lotte war erschrocken, als sie sah, daß Heineles Hand verbunden war und auf dem Herz Blutstrecken waren.  
(Fortf. folgt.)

## Der Bäuerin Porträt.

Nach dem Norwegischen von Hans Günther.

Franz Ebging flog auf seinem Zweirad über die sonnige Landstraße. Dort hinten schimmerien ein paar helle Häuser, die wohl zu dem Bauerngut gehörten, dem er zusteuerte. Er lachte verflohen in sich hinein, als er des Briefes gedachte, der ihn hierher berief:

Lieber Herr Malermeister!

Kommen Sie morgen vormittag auf meinen Hof in Briesen, Sie sollen meine Frau malen, und wenn es auch dreihundert Mark kostet.

Ihr ergebenster A. Lang.

Noch nie hatte der bekannte junge Maler Ebging einen so naiven Auftrag bekommen. Er war auch im Begriff gewesen, den plumpen Antrag, der ihm überdies wenig belodend erschien, sofort abzulehnen, doch da fiel ihm ein, daß er schon gar zu lange Ferien gemacht hatte, und daß seine Börse einer kleinen Aufbesserung dringend bedürfte, und er entschloß sich, „mal unter die Bauern zu gehen“, wie er zu seinem Freunde spöttlich sagte.

Er hatte recht gesehen, jene Häuser gehörten zu Langs Bauerngut. Das erste und gleichzeitig größte war wohl das Wohnhaus des Besitzers. Ein gelbes Gebäude mit fleischgrünen Fensterläden; die Scheunen dahinter kupferrot; ein weißes Stafet um einen wilden alten Garten mit großen bunten Blumen. Wie jammervoll häßlich ist das alles, dachte Ebging, was für ein Bild werde ich malen müssen, um diesem Geschmack gerecht zu werden?

Am Eingang zur Scheune stand ein alter Mann mit grauem Kopf und Bart und sprach mit einem snecht. Ebging sprang von seinem Rade und fragte ihn, wo Herr Lang wohne.

Hier, antwortete der Alte und sah den jungen Mann scharf an, was wünschen Sie von ihm? Er steht vor Ihnen.

Als Ebging seinen Namen nannte, klärte sich das ernste durchsuchte Gesicht des Bauers auf.

Hat meine Frau doch gleich gesagt, daß Sie kommen werden, aber ich hab's nicht geglaubt. Es ist immer verfehrt, wenn ich ihr nicht glaube. Kommen Sie nur mit. Und ein kräftiger Handschlag folgte.

Auf dem Wege zum Hause erzählte er dem jungen Maler, daß er sich schon lange ein gutes Bild von seiner Frau gewünscht habe, und nun habe er in einer illustrierten Zeitschrift, aus der er abends seiner Frau vorzulesen pflegte, ein Bild von Herrn Ebging gesehen. „Äuße auf der Weide“, das habe ihm so gut gefallen, daß er gleich gesagt habe, der und kein anderer dürfe seine Frau malen, das ist der Rechte!“

### Die Wache am Haupttor der Festung Branja.

Ein wichtiger strategischer Stützpunkt für Serbien ist die stark befestigte Grenzfestung Branja. Auf sie sollten sich die serbischen Truppen, falls sie geschlagen würden, zurückziehen.



Das Geld habe er auch schon parat gelegt. Dann führte er den Gast in ein großes Zimmer und ließ ihn allein, um seine Frau zu holen. Ebing sah sie in der „guten Stube“ um, deren Tapeten, Möbel und Decken die ganze Farbenskala enthielten; er konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren.

Da hörte er langsame Schritte, und die Bäuerin trat ein, eine große Frau mit grauem Haar, hager und runzelig. Sie hatte sich gebückt, um dem Maler zu sitzen, hatte ihr seidenes Kleid angezogen und eine schwarze Perlenkette um den mageren Hals gelegt. Aber Ebings Spott verstummte — diese Frau war blind. Und ein tiefes Mitleid erfaßte ihn. Mit geschlossenen Augen kam sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Mit der andern stützte sie sich auf einen Stod. Sie sprach leise und einsörmig.

Es ist schön von Ihnen, daß Sie zu uns gekommen sind, Herr Ebing.

Welche große Traurigkeit kann in dem Antlitz einer Bäuerin liegen, dachte der junge Maler und setzte ihr ehrfurchtsvoll einen Stuhl zurecht.

Ich soll Sie also malen, Frau Lang? fragte er. Sie errötete leicht. Ist das nicht lächerlich? entschuldigte sie sich. Aber mein Mann will es durchaus. Er gibt nicht nach, schon seitdem ich photographiert bin; es war ein großes Bild, und sie sagen alle, daß es sehr gut ist, aber er ist nicht zufrieden damit. Ein richtiger Künstler soll dich malen, Mutter, sagt er. Und wenn Sie Augen auf das Bild malen würden, dann wäre er Ihnen noch dankbarer und würde Ihnen extra dafür bezahlen. Vielleicht könnten Sie die Photographie meines Sohnes dort dazu benutzen; der hatte meine Augen. Wäre das sehr schwer?

Durchaus nicht, antwortete Ebing mit bewegter Stimme; er schämte sich seiner selbst und der Gedanken, mit denen er hierhergekommen war.

Ich verstehe so gut, fuhr die alte Frau fort, daß es einem jungen Mann komisch vorkommen muß, eine blinde, alte Frau zu malen; aber für meinen Mann ist es nicht komisch. Er wünscht es sich so sehr. Er ist der beste Mann, den es auf der Welt gibt, er denkt immer nur an mich. Obgleich ich gar nicht spielen kann, hat er mir das Klavier hier gekauft, nur weil ich so gern spielen höre und der Klüster oder des Amtmanns Tochter mir manchmal etwas

Der Meißener Dom.

Der Dom in Meissen, ein Meisterwerk gotischer Baukunst, wurde nach seiner Wiederherstellung und dem Ausbau der Fassade am 24. Oktober in Gegenwart des Königs von Sachsen feierlich eingeweiht. Der Dom stammt aus dem 13. Jahrhundert. Die Pläne zum Neubau der Türme rühren von Baurat Schäfer her.



Zur Enthüllung eines Denkmals Friedrichs des Großen in Torgau.

Im Beisein des Prinzen Oskar als Vertreter des Kaisers fand anläßlich der 150jährigen Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Torgau am 19. Oktober die feierliche Enthüllung eines Denkmals für Friedrich den Großen statt. Das Denkmal zeigt den „Alten Fritz“, den Kruckstod in der Hand.

vorspielen können. Und wenn solch ein junger Mann wie Sie es auch nicht versteht, wird es doch ein Trost für ihn sein, ein Bild von mir zu haben. Ich dachte mir gleich, daß Sie es komisch finden werden, und darum bin ich rasch vor ihm hergekommen, damit Sie nicht etwas zu ihm sagen, was ihn kränken könnte — daß es lächerlich ist oder so etwas. Er hält so viel von Ihnen und ist so froh, Sie hier zu haben, daß ich traurig wäre, wenn es eine Enttäuschung für ihn werden sollte.

Aber es ist ja die natürlichste Sache von der Welt, daß er gern ein Bild von Ihnen besitzen möchte, warf Ebing ein.

Ja, doch junge Menschen sehen das vielleicht nicht ein, antwortete sie. Die glauben immer, sie wissen alles, aber sie wissen doch nicht, wie es ist, wenn Menschen zusammen gelitten haben. Ich wußte auch erst, was mein Mann mir war, als ich mein einziges Kind verlor. Wenn ich in der Nacht aufwachte und vergeblich das kleine Bett neben mir suchte, dann war er es, der mich tröstete. Sehen Sie Erichs Bild dort unter dem Blumenkrenz?

Ein hübscher Knabe, sagte Ebing.

Ja. Er ist ertrunken. Er hat mit andern am Fluß miten gespielt, und einer fiel ins Wasser, da sprang mein Junge nach, aber sie ertranken beide. Er war ein gutes Kind und immer der Erste in der Klasse. Das haben Vater und ich alles zusammen durchgemacht. Dann wurde ich blind, und nun war es, als wolle er mir meinen Jungen und meine Augen ersetzen und alles für mich sein. Und das ist er auch geworden. Sehen Sie, ich bin alt und häßlich und blind und verkrümmt, aber das sieht er alles nicht. Verstehen Sie das nun?

Ja, ich verstehe, sagte Ebing leise. Und ich danke Ihnen, daß Sie so offen mit mir gesprochen haben, denn nun erst werde ich ein gutes Bild von Ihnen malen können. Und nun möchte ich gern zwei Bilder von Ihnen machen, ein Brustbild und eins im Gartensstuhl draußen.



Alleseelen.

Ja, aber, sagte sie verlegen, das wird zu teuer werden, und wozu auch.

Ich möchte es so gern, es soll Sie nichts kosten. Dreihundert Mark sind genug — ich wünschte, ich könnte es umsonst machen.

Dreihundert Mark! Ist es möglich? Für ein Bild von mir! Sie errötete plötzlich wie ein junges Mädchen.

In diesem Augenblicke kam ihr Mann herein.

Vater, rief sie, willst du wirklich dreihundert Mark für ein Bild von mir ausgeben?

Ja, siehst du, Mutter, es gibt keine größern Narren als

die alten Narren, sagte er munter. Und als die alte Frau das blinde Antlitz der Stimme ihres Mannes zuwandte und dieser sie ansah, senkte Ebings den Kopf.

Den ganzen Tag saß der junge Maler bei seinen Skizzen, und da er abends zurückfuhr, wußte er, daß er seine beste Arbeit geschaffen hatte. Doch er dachte nicht an seine Arbeit und nicht an sich selbst, sondern er suchte zu begreifen, daß auch ohne geistige und materielle Verfeinerung eine gewisse Schönheit möglich ist, daß dieser schlichte Mann und diese schlichte Frau in ihrer erprobten Liebe die besten Gaben des Lebens erhalten hatten.

## Der Aktienflügel.

Humoreske von B. Rittweger.

Die erste Gesellschaft des kleinen Städtchens, die „Erholung“, hatte einen großen Entschluß gefaßt. Es sollte ein eigener Flügel für die alljährlich mehrere Male stattfindenden Dilettantkonzerte angeschafft werden. Die Abstimmung der Generalversammlung hatte zwar nur eine Mehrheit von einigen Stimmen ergeben, aber die genügte ja. Der Vergnügungsvorstand, Dr. Fittig, ein flotter, junger Gymnasiallehrer, wurde beauftragt, die Sache zu „beschäftigen“, das heißt, er sollte Umschau nach einem „schon gebrauchten, aber noch tadellosen Flügel“ halten, und er sollte die Mitglieder der „Erholung“ zur Uebernahme der „Flügelaktien“ bewegen. Der gebrauchte, aber noch tadellose Flügel war bald gefunden. Er kostete 500 Gulden, und es sollten 50 unverzinsliche Aktien à 10 Gulden ausgegeben werden, die im Laufe der nächsten 20 Jahre ausgelöst und zurückgezahlt werden würden. Dr. Fittig verhehlte sich nicht, daß die Unterbringung der Aktien einige Schwierigkeiten haben würde. Man bedenke, ein Städtchen von knapp 4000 Einwohnern, größtenteils Handwerker und kleine Ackerbürger! Der „Erholung“ gehörten nur die Honoratiorenfamilien als ordentliche Mitglieder an. Die jeweiligen jungen Herren, der Auditor, wie damals die Referendare hießen, die unbeweibten Gymnasiallehrer, der Provisor aus der Apotheke, der Forstgehilfe, der Geometer, die alle wurden nur eingeladen, und natürlich konnte man ihnen keine Aktien anbieten. Dr. Fittig lenkte also seine Schritte zuerst zum Weingroßhändler Merker, dem reichsten Mann der Stadt. Vom einfachen Auserjungen hatte er's so weit gebracht durch Geschäftssinn, Fleiß und größte Sparsamkeit. Seine älteren Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren im Städtchen verheiratet; der Sohn war Geschäftsteilhaber, der Schwiegersohn Kreisrichter. Dann gab's noch einen Spätling der Ehe, ein jetzt ungefähr achtzehnjähriges, hübsches Mädchen, das viel umworben wurde. Zu diesem anaesehenen Mann also begab sich Dr. Fittig zunächst. Er traf den alten Herrn in seinem Privatkontor, das an Einfachheit nichts zu wünschen übrig ließ.

„Nun, mein lieber Doktor, was bringen Sie mir Gutes?“ so fragte der Weinhändler nach der gegenseitigen Begrüßung.

„Ich bringe Ihnen nichts, sondern ich will etwas haben, sehr verehrter Herr Merker,“ erwiderte Fittig zuversichtlich. „Es wird Ihnen bekannt sein, daß die „Erholung“ die Anschaffung eines eigenen Konzertflügels beschlossen hat.“

„Nichts ist mir bekannt, und außerdem geht mich das auch nichts an.“

„Wie? Sie sind doch eines der ältesten Mitglieder der Gesellschaft, soviel ich weiß?“

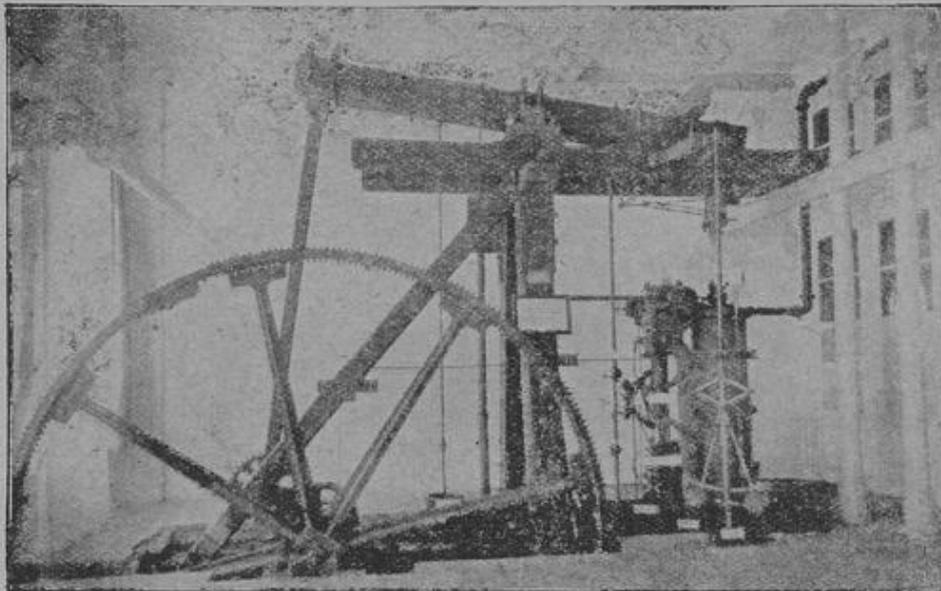
„Allerdings, und ich hab' als junger Ehemann manchen Schleifer und manches Menuett auf den Erholungsbällen getanzt. Aber nun bin ich ein alter Kerl, der schon seit Jahren nichts mehr mitmacht.“

„Leider, Herr Merker, leider. Aber Ihr Fräulein Tochter hat doch ein Interesse daran. Sie singt so wundervoll, ist eine der Hauptstützen unserer Konzerte, und die Annahme, daß Sie eine Anzahl Flügelaktien zeichnen werden, er-eint mir sehr gerechtfertigt.“

„Flügelaktien — Papperlappay! Ich denk' nicht dran. Meine Luise geht mit ihrer Schwester und ihrem Schwager in die „Erholung“. Ich bezahle jahraus, jahrein die Beiträge für drei Personen, obgleich meine Frau und ich nichts davon haben. Das ist genug, sollt' ich meinen. Aktien nehm' ich nicht. Sie können sich jedes weitere Wort sparen, Doktor.“

„Aber, verehrter Herr Merker, Sie werden mir doch keinen Korb geben. Nein, das kann ich nicht glauben, Sie —“

„Ja, ich, der Weingroßhändler Merker, ich geb' Ihnen einen Korb. Ich schmeiße mein Geld nicht raus für solchen Unsinn. Wenn die Gesellschaft mal eingibt, wer gibt mir's dann wieder? He? Glauben Sie mir, junger Mann, wenn ich meine Moneten nicht immer zusammengehalten hätte, dann wär' ich nicht der, der ich bin. Schlamm genug, daß die Jugend es heut anders treibt. Mein Sohn und mein



### Die erste Dampfmaschine.

Berliner Mitglieder des Deutschen Museums haben für dasselbe eine naturgetreue Nachbildung der ersten Dampfmaschine von James Watt gestiftet. Die Nachbildung wurde in der Hauptwerkstatt der Staatsbahn in München angefertigt. James Watt hatte die Maschine im Jahre 1788 angefertigt. Das Original befindet sich im Londoner Museum.

Schwiegervater werden sich keinen Augenblick bedenken, Aktien zu nehmen, natürlich. Meinemwegen, mögen sie's tun! Sie sind noch jung, sie haben ihren Spaß dran. Ich nehme keine, da ist ein Wort so gut wie zehn. Hat mich gefreut, Sie mal bei mir zu sehen, Herr Doktor."

Wenn der Alte erwartete, daß der Besucher diesen Wink verstehen und sich nimmehr ernistern würde, so irrte er sich. Dr. Fittig ließ sich nicht so leicht entmutigen, „Herr Merker, noch einen Augenblick. Es kann doch nicht Ihr Ernst sein, daß Sie mich so abweisen. Sehen Sie hier diese Liste. Noch ist kein Name darin verzeichnet. Ich hatte natürlich angenommen, der Ihre würde mit einer netten Anzahl an erster Stelle prangen."

„Da haben Sie eben was Kaliches angenommen, Herr Doktor. Bemühen Sie sich nicht weiter, ich nehme keine Aktien."

„Aber das geht doch überhaupt nicht, Herr Merker," des Doktors Stimme klang jetzt flehend, „das ist ja ganz unmöglich. Wenn Sie keine nehmen, der reichste Mann der Stadt, dann drücken sich die spärlich bezahlten Beamten und die ändern alle erst recht —"

„Meinemwegen, ich hab' kein Interesse an dem Flügel." „So, und Ihr Fräulein Tochter? Mit ihrer wunderbaren Singstimme? Kann es Ihnen gleichgültig sein, ob Fräu-

angesehenste Bürger der Stadt, Sie, der Vater einer Tochter, deren wundervolle Stimme trotz Ihrer Warte in den Ohren —"

„Hören Sie auf, hören Sie auf, Doktor! Her mit der Liste. So, da steht's. Mein Name hinter den 10 Aktien. Einer solchen Beredsamkeit widerstehe ein anderer!"

„Ah — tausend Dank im Namen der „Erholung“, verehrter Herr Merker! Nun werd' ich auch die ändern Mitglieder rumkriegen! Ich empfehle mich Ihnen, Herr Merker. Und nochmals vielen Dank!" Mit diesen Worten und mit höflicher Verbeugung wollte Fittig das Kontor verlassen. Da hielt ihn der alte Herr zurück. „Haben Sie noch ein paar Minuten Zeit, Doktor?"

„Gewiß, natürlich, solange Sie wünschen."

„Ich möcht' nämlich gern wissen, was an dem Gerücht über die Verlegung unseres Gymnasiums in die Residenzstadt wahres ist. Das geht mir doch sehr im Kopf rum. Meiner vier Enkel wegen."

„Ja, Herr Merker, das Gerücht scheint nicht unbegründet zu sein. Die Verhandlungen werden vorläufig natürlich streng vertraulich geführt, aber es sichert doch so manches durch. Ich fürchte ernstlich, daß sich unser Städtlein in Zukunft mit einer Realschule begnügen muß."

„Das wäre! Und was würde dann aus Ihnen, Doktor?"



Phot. Th. Bennerfeld.



Phot. Jean Ufer.

**Bilder vom Festzug des 4. Verbandesfestes der katholischen Jünglingsvereine am Sonntag, den 27. Oktober.**

Der riesige Festzug, der bei herrlichstem Wetter stattfand, war eine imposante Kundgebung für die kath. Jünglingsorganisation.

lein Luise" — nun lag ein innig bewegter Ton in Fittigs Worten — „ob sie auf einem elenden Mietklavier begleitet wird oder auf einem guten Konzertflügel? Der Kantor erklärte schon einige Male, er täte nicht mehr mit, wenn nicht für ein besseres Instrument gesorgt würde."

„Nun lassen Sie mich aber gefälligst in Ruhe. Was geht mich die Singerei an? Ich kann keine Flöte von einem Posthorn unterscheiden, ich steck' mir Warte in die Ohren, wenn die Luise singt, und nun soll ich — nein, ich tu's nicht. Sparen Sie sich jedes weitere Wort, junger Mann, ich rat's Ihnen noch einmal."

„Wie könnt' ich das? Es ist meine Pflicht, Sie noch weiter zu bitten. Reichtum verpflichtet, Herr Merker, und es handelt sich hier um eins der höchsten Güter der Menschheit, um die Kunst, deren Pflege allezeit ein Vorrecht des Reichthums gewesen ist. Sie werden doch nicht auf dieses hohe Vorrecht verzichten wollen, Herr Merker. Sie würden durch Ihre Weigerung vielleicht den ganzen Plan unmöglich machen. Sie müssen — müssen! mindestens zehn Aktien nehmen, Herr Merker. Ihnen kann's doch einerlei sein, wenn das Geld auch wirklich verloren sein sollte. Für Sie ist das doch ein Pappentitel, sollt' ich meinen —"

„Na, erlauben Sie mal, junger Herr —"

Aber Fittig ließ sich nicht stören in seinem Redefluß, sondern wiederholte: „Ja, ein Pappentitel! Sehen Sie mal, ich — ich, der ich als Hilfslehrer doch wahrlich nur über ein sehr schmales Einkommen verfüge, ich werde sogar eine Aktie nehmen, und wenn ich mir die zehn Gulden am Mund absparen müßte. Und Sie, der höchstbesteuerste,

Griechisch ist doch Ihr Hauptfach, nicht wahr? Und Griechisch wird meines Wissens auf Realschulen nicht gelehrt?"

„Allerdings nicht; für mich wäre die Sache natürlich sehr unangenehm, da ich noch nicht fest angestellt bin. Ich hab' überhaupt schon manchmal berent, meinem Vater zuliebe Philologie studiert zu haben. Ich tanze gar nicht sonderlich zum Lehrer. Am liebsten mach' ich heut noch jeden Dummengunstreich mit, statt dessen muß ich meine Schüler dafür bestrafen. Das ist manchmal gar nicht so leicht. Und heiraten kann man auch nicht bei den schmalen Gehältern im Herzogtum, besonders wenn man noch Schulden aus der Studentenzeit zu bezahlen hat."

„Um, hm. Wissen Sie was, Doktor? Wenn das Gymnasium aufsteigt, kommen Sie zu mir, in mein Geschäft, meine ich. Ich brauch' einen tüchtigen Reisenden, und Ihre Begabung für solch einen Posten haben Sie mir vorhin glänzend bewiesen. Es ist mein Ernst, Doktor. Wenn Sie wollen, schlagen Sie ein. Ich glaube, auf die Art wäre uns beiden geholfen." Der Doktor schlug ein und erklärte, gar nicht auf die Lösung der Gymnasiumsfrage warten zu wollen. Er hatte es nicht zu bereuen. Schon nach zwei Jahren wurde er der Schwiegervater des alten Merker, und nach nicht allzulanger Zeit trat er als Teilhaber in die Firma ein, die heut noch blüht.

Das Gymnasium ist übrigens dem Städtlein erhalten geblieben und hat vor kurzem sein 100jähriges Jubiläum mit Glanz gefeiert. Auch die Erholungsgesellschaft erfreut sich noch fröhlichen Gedeihens. Nur der „gebrauchte, aber noch tadellose Flügel" ist inzwischen etwas klapprig geworden.

### Humoristisches.

— **Unbedacht.** Hauslehrer: Warum hast du in der Schule nicht besser aufgepaßt, du Faulenich! Wenn du deinen Verstand bei der Sache hättest, wüßtest du genauer Bescheid.  
 Der Junge (weinerlich): Ich kann eben nicht alles behalten.  
 Hauslehrer (in Wut geratend): Bursche, wenn ich nicht wäre, wärst du der größte Esel der Welt.

— **Die Plage.** Was man doch mit den Diensthöten heutzutage keine liebe Not hat, hat man eine unsaubere und ein Aschneputtel, das überall herum wühlt, so kann man sich darauf verlassen, sie macht nichts rein, hat man aber eine, die was auf sich hält und die darauf aus ist, äußerlich zu gefallen, so kann man sich ebenso darauf verlassen, die macht im Haushalt rein nichts.

— **Kindermund.** Otto zum Schwesterchen, das ihn durch sein Heulen andauernd stört: Du sei aber still, Luise, sonst wird dem Papa sein eingeblasenes Wein wach!

— **Die Kochkünstlerin.** Junger Ehemann: Aber liebe Brauchen, in dem Pudding sind ja lauter Eierchalen. Sie (weinerlich): Immer hast du auch an meinem Kochen etwas anzufügen! Ich habe mich doch genau nach dem Kochbuch gerichtet, und, siehst du, hier steht es: N i m m s e c h s g a n z e Eier . . . . .

— **Nach dem Festmahl.** Frau zum Mann, der etwas schwer geladen hat: Wirst du denn auch den Weg nach Hause noch sehen können? Der Mann: Sei nur ruhig, Mädchen, ich sehe sogar mehrere!

— **Der beste Rat.** Gast zum Kellner: Hier haben Sie fünf Groschen, und nun verraten Sie mir einfa, was Sie mir am meisten empfehlen können. Kellner (geheimnisvoll): Ja, wenn ich Ihnen wirklich raten darf, dann geben Sie in ein anderes Restaurant.

### Rätsel-Ecke.

#### Schachaufgabe.

Schwarz.  
 a b c d e f g h  
 8  
 7  
 6  
 5  
 4  
 3  
 2  
 1  
 a b c d e f g h  
 Weiß.  
 Matt in 2 Zügen.

#### Bilderrätsel.



#### Diamanträtsel.

Aus folgenden 41 Buchstaben:  
 2 a, 3 b, 7 c, 3 d, 3 l, 1 m, 3 o, 1 p, 4 r, 6 s, 2 t, 1 u, 1 v,  
 2 w, 1 x, 1 z  
 sind 7 Worte und zwei Buchstaben so zusammenzustellen, daß die senkrechte wie die wagerechte Mittelreihe den Namen eines verheerenden Naturereignisses ergeben.  
 Die einzelnen Worte bedeuten: 1. Buchstabe. 2. Biblischer Name. 3. Fluß. 4. Insekt. 5. Naturereignis. 6. Gewürz. 7. Fluß. 8. Schuhmacherartikel. 9. Buchstabe.

#### Begierbild.



Wo ist der zweite Radler?  
 Auflösungen in der nächsten Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Stafanaufgabe: Im Stat lagen tr 8 und car 8.  
 A hatte: tr A, tr 9, tr 7, c K, c 9, c 8, c 7, car A, car 9, car 7;  
 C hatte: p 10, p K, p 9, p 8, p 7, tr 10, tr D, c 10, car 10, car K.  
 1. Stich: c 7, c A, c 10 + 21;  
 2. Stich: tr B, p 7, tr 7 + 2;  
 3. Stich: p B, p 8, car 7 + 2;  
 4. Stich: c B, p 9, tr 9 + 2;  
 5. Stich: car B, p K, car 9 + 6;  
 6. Stich: p A, p 10, c 8 + 21;  
 7. Stich: p D, tr D, c 9 + 6;

+ 60.  
 Den Rest erhalten die Gegner. Dritte B für seinen tr K von C die tr D eintauschen, so müßte im siebenten Stich C einen König zugeben und B gewönne mit 61 Points.

Bilderrätsel: Uebers Niederträchtige niemand sich beklage.  
 Worträtsel: Koffen.

Poesierätsel:  
 Die Liebe bricht herein wie Wetterblitzen,  
 Die Freundschaft kommt wie dümmern Mondenlicht;  
 Die Liebe will erwerben und besitzen,  
 Die Freundschaft opfert, doch sie fordert nicht.  
 Emanuel Geibel.

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; zwischen den linken Bäumen wird dann der Gesuchte sichtbar.

Redaktion: Dr. Erwin Többen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



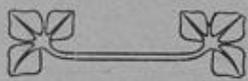
Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 46.

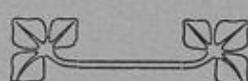
Sonntag, 10. November.

Jahrgang 1912.



## Die Musikantenkinder.

Novelle von Theo Dieferich.



1. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Heinele!“ schrie sie laut, kniete neben den Buben und umschlang dessen Hals. „Heinele, was hat man dir getan?“

„Bloß in die Hand gestochen . . . ich wollte . . . ich war . . . tot.“

„Wer ist tot?“

In tödlicher Herzensangst schrie Lotte auf. Und Heinele schlang den gesunden Arm um das Mädchen, sagte ganz leise: „Lotte, sei still, Lotte, weine nicht.“ Und er weinte selbst, als sie fragte:

„Wo ist der Vater?“

Aber Heinele antwortete nicht, guckte und zitterte, daß Lotte aufsprang, ihn heftig an beiden Schultern faßte, ihn erregt schüttelte und schrie: „Wo ist der Vater!“

Tot . . .

sprang es da über die bebenden Lippen des Buben, „ . . . tot gestochen . . .“

In dem nächsten Augenblicke erschien auf der Höhe der nächsten Bodenwelle eine Karre. Und eine Reihe Männer gingen nebenher. Lotte sah es, wankte einige Schritte nach der Gegend und brach dann zusammen. Heinele, selbst halbbohnmächtig, bettete das Mädchen auf seinen Schoß und wartete, bis der traurige Zug herankam und Andres Sauer, der hünenhafte Bassist der Kapelle, ihm die liebe Last abnahm.

Kaum zwölf Stunden war Lotte ganz elternlos. Den Vater, der in seiner Gutheit Streit schlichten wollte, hatte man auf der Kirnmes

erstochen. Und die Mutter erlag der Härte dieses Schlages.

Abends saßen hinter dem Feuerorn zwei Waisen, weinten nun ihren großen Schmerz gemeinsam aus und die jungen Herzen noch fester zusammen.

Nach drei Tagen wurde Wilhelm Menken und seine Gertrud begraben. Ganz Koffern gab ihnen das letzte Geleit. Lotte, vollständig in düsteres Schwarz gekleidet, schritt still

weinend hinter den Särgen, die man nach Glinzbach hinausfuhr. Eine wohlgeschulte Kapelle von zwölf Mann blies Trauerweisen. Und Heinele spielte des toten Meisters Klarinette; recht tapfer schluckte er die aufsteigenden Tränen hinunter. Es war ihm, als hörte es der tote Lehrmeister und als mache das Blasen die arme Lotte auch tapfer. Plötzlich, man war bis an das Kreuz gekommen, brach die Klarinette mitten in einem Choral mit einem Mißton ab. Der Musikantenbub rannte zurück zu Lotte, nahm sie bei der Hand und ging neben ihr wie ein älterer Bruder, ohne ein Wort zu sprechen.

Nur sah er den großen, starken Mann, der am Kreuze aus hinter die Säрге trat, feindlich, trotzig an. Und Lotte umschloß Heineles Hand fester, als sie den Mann sah.

Dieser Mann zeichnete sich durch drei Dinge aus. Ein sehr greßes Gut besaß er nicht, aber einen Hoshund den alle



Wilson, der neue Präsident der Vereinigten Staaten.

Der äußerst hartnäckige Wahlkampf in den Vereinigten Staaten hat mit dem Siege des demokratischen Kandidaten Wilson geendet. Der Präsident ist am 28. Dezember 1856 in Staunton (Virginia) geboren und von Hause aus Gelehrter. Als Historiker hat er an der Princeton-Universität in New-Jersey, deren Präsident er seit 1902 war, viele Generationen unterrichtet, bis er im Jahre 1911 den Posten eines Gouverneurs des Staates New-Jersey erhielt. Wilson gilt als ein energischer, zielbewußter Politiker von tadellosem Ruf.

Bettler, Musikanten und Hausierer wie den Teufel fürchteten. Er hatte ein altes Pferd vor einer noch älteren Chaise. Und dieses alte Tier brachte den oft betrunkenen Herrn stets sicher aus der Kreisstadt heim. Zuletzt führte der Mann immer ein großes Notizbuch mit nebst einem extra dicken Bleistift. Das war Lottes Oheim, den sie heute zum zweiten Male im Leben sah. Vor vier Jahren kam er halb betrunken zuerst nach Koffern, schimpfte in allen Tonarten auf das Musikantengesindel und seine Schwefter, die einen solchen Landstreicher genommen habe, wie Wilhelm Menken sei. Seit dem Tage war Frau Gertruds ohnehin schwache Gesundheit ganz zerrütet. Und darum haßte Lotte diesen Mann mit der ganzen Blut einer liebenden Kindesseele. Heinele besaß diesen Haß naturgemäß auch.

Ganz arm gingen nach dem Begräbnis die Musikantenkinder zusammen heim. Und einer tröstete den andern.

„Du!“ sagte Heinele, „jetzt kommst du zu meinem Großvater, und ich verdiene Geld für uns drei. Weißt du, ich bleibe in der Kapelle, welche Peter Bender übernimmt. Und ich übe nebenbei Geige. Dein Vater hat mir seine Künstlergeige vermacht.“

Lotte blieb stehen und riß die Augen groß.

„Du kannst es glauben“, versicherte der Bub, „Peter Bender und der Sauer können es bezeugen.“

„Ich glaube es dir, Heinele, und du sollst Vaters Geige haben. Aber auch ein großer Künstler mußt du werden, da kannst du nicht in Koffern bleiben.“

„Zwei Jahre noch, bis du aus der Schule bist. Dann bleibst du beim Großvater, und ich suche mir einen berühmten Meister. Und wenn ich heimkomme, bin ich ein Künstler.“

„Das tu, Heinele, dann hab ich dich sehr lieb.“

Nur die Saaten, die Lerchen und die Maiwinde hörten der Musikantenkinder einsäufige Gerede. Und ein Gott, der die Waisen gnädig beschützt.

Hand in Hand traten die beiden in das einsame Haus. Da stand der große Mann schon mit seinem dicken Notizbuch und schrieb und schrieb. Als er Lotte sah, hielt er einen Augenblick inne, leckte mit der dicken Zunge den Bleistift und sprach:

„Und du, Fraß, gehst mit, damit dir der Musikant ausgetrieben wird.“

„Ich geh nicht mit“, versetzte Lotte trotzig, und ihre tiefen Augen funkelten den verhassten Oheim an, „ich bleib in Koffern bei Großvater Minkenberg und Heinele.“

„Halt deinen Schnabel! Wo hat dein Vater die Instrumente? Verkauft wird der Kram. So'n Bettelkerl und ein Schrumbasten für tausend Mark. Ein Vermögen!“

Lotte erbleichte, krampfte die Fäuste. Dann war sie hinauf. Und der finstere Mann fand später weder das Mädchen noch die gute Geige.

Die Musikantenkinder hockten bei Minkenbergs zusammen auf dem kleinen Heuboden über dem Ziegenstall. Sie hörten, wie der harte Oheim den Großvater nach Lotte fragte, der ihm aber mürrische und ausweichende Antworten gab. Und wie der Bauer zuletzt jagte: „Ich hab die Bude abgeschlossen, morgen wird der ganze Kram mit einem Bolderwagen geholt. Und die Lotte wird Bunnes bei mir, dann vergeht ihr der Musikant am schnellsten.“

„Du“, flüsterte Heinele Lotte zu, „morgen will er dich holen kommen. Du sollst Spülmädchen und Achenputtel bei ihm werden.“

„Dann sterb ich lieber“, sprach Lotte traurig und fing an zu weinen. Als Heinele sie gar nicht trösten konnte, stieß er hervor: „Ich leih mir bei Peter Bender die Pistole und schieß den Bauer, wenn er morgen kommt, tot.“

Lotte hörte auf zu weinen, schaute den Bub ernst an und sagte: „Dann schlagen sie dir den Kopf ab, und du wirst kein Künstler und bekommst auch Vaters Geige nicht.“

„Die bekomme ich ja so nicht, die nimmt der Kerl mit.“

„Wenn er sie finden könnte, aber er findet sie nie, und wenn er zehn Jahre sucht.“

Mittags aßen die Musikantenkinder bei Großvater Minkenberg Kartoffeln und Zwiebelauce und Hering. Lotte bekam dazu einen Teller voll Ziegenmilch mit Weckbroden. Nachmittags erhielt sie vom Heinele Unterricht im Ziegenmelken, der war darin perfekt. Die großen Pausen füllte der Junge mit Trauermelodien auf der Klarinette aus. Dann saßen sie hinter dem Feuerdorn, bis Lotte vor Ermüdung einschlief.

Am folgenden Tage, einem Samstage, saßen die Musikantenkinder auf dem Birkenstamme hinter dem Häuschen und putzten Heineles Instrumente, zwei alte Klarinetten und eine verbeulte Trompete. Da hielt vor dem Hause

ein Gefährt, und nach einigen Augenblicken trat der gefürchtete Oheim um die Ecke, lachte grimmig und sagte:

„So, Musikantending, jetzt geht es mit, marsch in die Chaise.“

„Heinele!“ schrie da Lotte auf und klammerte sich an dessen Arm, „er nimmt mich mit.“

Der erschrockene Bube schrie nun in seiner Angst den grimmigen Hünen an: „Heraus hier, hier ist alles meinem Großvater!“

Dem Menschen schien die Herzensangst der armen Kinder Freude zu machen. Er stellte sich breit und grinsend vor sie hin und lachte dem aus vollem Halse.

„Er kriegt mich, Heinele!“

„Lauf auf den Ziegenstall und zieh die Leiter auf.“

Ehe der Bauer sich noch versah, war Lotte weg auf den Heuboden und zog das leichte Bühnenleiterchen nach sich. Und Heinele stand allein vor dem krebsroten Gewaltmenschen, denn Großvater war im Mittagsschlaf. Der plumpe Mann holte zu einer gewaltigen Ohrfeige aus, welcher der dünne Heinele gewandt auswich. Im Nu erwischte er die verbeulte Trompete und stürzte auf die Straße. Und die Kofferaner, welche meist hinter ihren Häusern saßen und Instrumente für den Sonntag putzten, wurden im hellen Tage durch gellende Brandsignale auf die Straße getrieben. Da stand Heinele und blies und blies seine Angst um Lotte in Brandsignalen aus. Und er schrie den herbeistürzenden Musikanten zu:

„Er macht die Lotte tot, er macht die Lotte tot!“

Allen voran stürzte er dann auf den kleinen Hof hinter dem Hause, wo der Bauer wie ein gereizter Stier sinnlos vor Wut herumfuhr. Ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah, lag er schon quer über einer Birke. Das war des Bassisten Sauer schnelles Werk. Er war auch der erste, der dem Bauer eine gehörige Tracht Prügel versetzte und also sprach:

„Du vermaledeiter Kinderschinder, du Unterdrücker schutzloser Waisen, die erste Ration dafür!“

Er prügelte derb weiter und sprach grimmiger: „Das für meine arme Wade, die mir dein verfluchter, Aöter zerriß.“

Und zum dritten Male schwang Sauer den Nachestab, diesmal für alle Armen und Notleidenden, welche der Bauer mit Schimpf und Hohn von der Türe gejagt hatte. Zum Schluß fiel der ganze Musikantencor zu einem Gesamt-Paukenmarsch auf den bösen Bauern ein, und er wurde buchstäblich zum Dorfe hinausgejagt. Den alten Klepper vor der noch älteren Chaise sandte man ihm hohnlachend nach.

Lotte kroch von dem Heuboden hinab, fiel Heinele um den Hals unter Weinen und Lachen.

Nur acht Tage dauerte es, da kam der verprügelte Bauer mit Gendarmereibegleitung wieder und riß die Musikantenkinder mit Gewalt auseinander. Und Lotte wurde in die alte Chaise gehoben. Dann ging es fort von Koffern nach dem Gute des harten Oheims. Fort von Heinele, der auf dem Heuboden gefroren war, daß niemand seinen gewaltigen Schmerz sah.

Auf Brücknershof lud man Lotte mehr tot als lebendig aus. Den ganzen Weg hatte sie geweint und geschrien, hatte es wie ein Mäuschen gemacht, das sich an harten Drähten hängenmatt und todeswund stößt. Erst der Gruf der Bäuerin machte sie wieder lebendig. Breiispurig stand diese in der dunstigen Küche, wo es nach angebrannten Kartoffeln und nach Vieh roch. Den breitriefenden Kochlöffel stemmte sie in die Seite, kniff ein Auge zu, und gaskig troff es von ihrem Munde:

„So, aha, da hätt'n mer den Musikant. Jetzt woll'n mer Gitta auf dir spielen und Trumm schlagen derbei. Dann geht die Musil zuerst heraus. Und Kleider, wie aus 'ner Komedenbude. Na, kann von Koffern was Gutes kommen. Aber es wird anders, ehe vierzehn Tag um sind.“

Das war der Tante Gruf. Und von des Teufels Tochter bekam Lotte vorab nur ein Grinsen und die ganze Länge der Zunge zu sehen.

Dann ging es im Marsch-Marsch zu dem Winkelstübchen neben der Wägelkammer hinauf. Lotte wurde mit Gewalt eingeleidet, das heißt in ein viel zu großes, schmutziges Blandruckleid gesteckt. Und in plumpen Holzschuhen mußte sie sich die steile Treppe hinunterquälen. Tante Urjel nebst würdiger Tochter Bärbe schlepten sie von der Küche zum Schuppen, von dort zu den Schweineställen und zurück, damit sie das Feld ihrer zukünftigen Tätigkeit gleich am ersten Tage sah. Todmüde und hungrig stieg Lotte am Abend wieder die Treppe hinauf. Schrecklich war für das

empfindsame Kind die erste Nacht, ein noch schlimmerer Tag folgte. Und deren kamen viele.

Morgens, ehe noch eine Magd sich rührte, mußte Lotte heraus. Dann lag sie vor dem ungefügen Herde, legte Stroh und Holz hinein und zündete an. Kaum hatte sie dann Zeit, sich die von der Arbeit beschmutzten nackten Armechen zu waschen, so ging es mit einer Magd in den Stall, die Schweine füttern. Dicks Brot, mit wenig Butter bestrichen darauf ein fingerdicker, alter, bröcklicher Klatschkäse lag, war ihr Morgenimbis. Värbe, würdig ihrer Eltern, schubste und stieß Lotte zur Schule und zerrte sie wieder heim, wo sich immer wieder neue, meist schmutzige Arbeit fand.

Das aller schlimmste geschah nach kaum vierzehn Tagen. Lotte hatte eine irdene Milchschüssel von sieben Pfennig

Wert zerbrochen und bekam dafür Schläge bis aufs Blut. Hungrig wurde sie in ihr Schlafwinkeln gejaagt. Da lag das arme Musilantekind mit glühenden Augen und starrte zu dem kleinen Dachfenster auf. Und die Gedanken kamen und gingen. Wie Mäuslein auf dem Speicher trabten sie in dem schmerzenden Kopfe auf und nieder. Es riß und zerrte an der kleinen Seele, riesengroß stieg eine brennende Sehnsucht in dem wehen Herzen auf, die hieß: Nach Stoffern . . . zu Heinele, wo man sie lieb hatte.

Aber es ging unserer Lotte noch schlimmer wie dem Königskinde. Im Wasser kann man wenigstens ertrinken, so war die Sehnsucht still. Hier jedoch wachte ein bissiger Hofhund, schlug ein oft betrunkenen Bauer und hetzten und trieben alle Lotte den Musilant aus.

Fortsetzung folgt.



Die Schwägerinnen. Nach dem Gemälde von Adolf Dillens.



### Zwei Backfische.

Von August Brunius. — Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Bert. Sanders.



(Nachdruck verboten.)

Gerda und Lisa trabten im Novemberschmutz nebeneinander durch die Straßen. Vor ihnen schritt Paba mit gebeugtem Rücken und Tante Walla mit aufgeschürzten Kleidern. Aber vor Gerdas hellen und Lisas dunklen Augen stand ein ganz anderes Bild: ein ideal schöner, junger Mann, der, phantastisch ausgestaffiert, auf etwas abschüssigem Boden umherstolzerte und bittende, wunderbare Worte hervorbrachte.

Sie kamen nämlich aus dem Theater, wo der „göttliche“, der „unvergleichliche“, der „einzige“ Sternman in einer

neuen Rolle aufgetreten war. Nachdem sie nicht endenwollende Fragen, wie: „Sahst du? Hörtest du? Erinnerst du dich?“ ausgetauscht hatten, wurden sie schweigend, und es schien, als ob das Feuer verbrannt sei.

Plötzlich sagte Lisa in bangem, theatralischem Ton:

„Weißt du, wie er in Wirklichkeit aussieht?“

„Nein, aber Tante behauptet, daß er gar keinen Eindruck macht. Sie sagt, er hat ganz dünnes Haar und gar keine Auaenbrauen.“

„Ach, das ist unmöglich,“ meinte Lisa mit überlegener

Zronie. „Wie sollte Tante Walla sich auf so etwas verstehen! Sie, die Johann Münsterhalm büßlich fürdet. Und etwas Häßlicheres kann man sich ja gar nicht vorstellen!“

Wieder schwiegen beide. Dann sagte Lisa vorsichtig: „Wenn man doch seine Bekanntschaft machen könnte!“  
Lisa fand zum ersten Male in ihrem Leben keine Antwort, zum ersten Male war die schweigerliche Einigkeit zerstört, und jede ging ihren eigenen Weg. Als sie sich an jenem Abend zu Bett legten, sprachen sie kaum mehr miteinander. Gerda war bald eingeschlafen, während Lisa sich hin und her warf: ob man es wagen könnte?

\* \* \*

Am Mittag rannte ein braunäugiges, dünnbeinigcs Schulmädchen an einem Zigarrenladen in der Hannstraße vorüber. Da durchzuckte es sie wie ein Blitz: da drinnen ist eine Telephonzelle, da kann man ungestört telephonieren. Ob man es wagt? Sie macht lehr und läuft zurück; aber an der Tür sinkt der Mut. Mit wichtiger Miene geht sie weiter; denn sie bildet sich ein, daß alle ihre Absicht erkennen. Im nächsten Augenblick ist sie wieder zurück. Sie weiß nicht, wie sie in den Laden und in die Zelle gekommen war, aber sie ist da. Sie fühlt ganz genau, daß sie nun sterben müsse, aber was tut das, wenn sie es erreicht . . . Mit zitternder Hand nimmt sie den Hörer:

„1832!“  
Das abscheuliche Telephonfräulein wiederholt es mit ironischem, mißtrauischem Ton. Gott, wenn sie ahute! Und dann! Wenn sie zuhörte! Und dann . . .  
Eine schläfrige Frauenstimme antwortet. Nun gilt es: das Herz geht: poch, poch, poch! Aber sie fragt mit sicherer Stimme:

„Ist Herr Sternman zu sprechen?“  
„Ja!“ lautet es ungewiß. „Wen darf ich melden?“  
Das hatte die kleine Lisa nicht überlegt. Vor Schreck hätte sie den Hörer beinahe fallen lassen.

„Das ist ganz gleich.“ sagte sie schließlich kurz.  
„Das ist nicht gleich.“ — Die Stimme war sofort etwas schärfer. „Herr Sternman nimmt keine anonymen Telephongespräche entgegen.“

„Sonderbar!“ entfällt es Lisa im ersten Aerger. Und mit einer Dreistigkeit, über die sie selbst staunt, fügt sie hinzu:

„Nun, dann melden Sie Fräulein Svenssohn.“  
Die Stimme verschwand, und es entstand eine lange, eine unendlich lange Pause. Wie mit tausend Nadeln stach es sie im Körper, ihr ward heiß und kalt, das Herz pochte nicht mehr, in der Brust war es so eigentümlich leer; wenn sie nur nicht ohnmächtig würde:

„Hallo!“  
Eine Männerstimme. Er ist es!  
Eine sonderbare, hohe, helle, affektierte Stimme antwortet ihm. Sie begreift nicht, daß sie selbst es war, die da sprach.

„Ist Herr Sternman da?“  
„Ja!“ Ungeduldig: „Womit kann ich dienen?“  
„Mein Name ist nicht Fräulein Svenssohn“ (trotzig).  
„So!“ Sehr trocken: „Mit wem habe ich die Ehre . . .“  
„Ich kann meinen Namen nicht nennen, aber ich sah Sie — aeftern im Theater —“  
„Das ist nicht unmöglich!“  
„Und ich wollte, wollte —“

Hier barst ihre Stimme, und es gluckste ganz vernehmlich im Hals. Nun verstand er.

„Aber gutes Kind, können Sie denn nicht beargen, daß ich nicht allen albernen kleinen Mädchen am Telephon Rede stehen kann! Die einfachste Höflichkeit müßte Ihnen das sagen.“

Damit klinkelte er ab!  
Sie wußte nicht, wie sie sich aus der Zelle herausgewunden habe. Als sie die zehn Ore bezahlte, lachte sie laut, wild und schneidend auf, zum Schrecken der Verkäuferin. Dann eilte sie durch eine leere Seitenstraße und saate halblaut: „Nrechling!“ Sie mußte sich Luft machen. Solch ein — Kerl solch ein ordinärer, unhöflicher Mensch! Kleine Mädchen, hiß! Alberne kleine Mädchen, hiß! Höflichkeit, hiß! — erlaubt er sich zu sagen! Wie ein Sturmwind rast sie nach Hause.

\* \* \*

Während des Mittaessens saut Lisa plötzlich zu ihrem gegenüberstehenden Bruder Harald:

„Du kannst ja wohl sechten.“  
„Nun ja. Nicht so gut wie Killok. Aber es geht an. Weshalb?“

„Dann kannst du dich duellieren.“  
Er lachte.

„Man duelliert sich nicht in unserem Lande. Und wenn man es täte, so hätte ich keine Gelegenheit —“  
„Ja, aber,“ sie rührt nervös in der Suppe, — „wenn irgendein erbärmlicher Mensch zum Beispiel — Tante Walla beleidigen würde —“

Ein lautes Gelächter erschallte am Tisch. Nur Tante Walla und Lisa blieben ernst. . . . \*

„Rache — Rache — aber wie?“  
Eine Woche später lagen die beiden Badfische im Bett und grübelten. Da sagte Lisa gerade heraus:

„Hast du davon gehört, daß Anna Sparren neulich mit Sternman gesprochen hat? Wirklich mit ihm gesprochen hat!“

„Ach der!“ brummte Gerda verächtlich.  
„Was! So sprichst du von ihm? Von Sternman!“  
Lisa setzt sich erstaunt im Bett auf; aber sie bekommt keine Antwort.

Nun springt sie auf die Erde.  
„Schenjal, willst du antworten? Du hast mit ihm gesprochen.“

„Nein,“ brummte es furchtsam unter der Decke, „ich habe Gott sei Dank nicht mit ihm gesprochen.“  
„Dann hast du geschrieben! Antworte, oder ich schlage dich!“ Drohnend erhob sie die Hand.

Auf diese Weise gezwungen, erhebt sich Gerda und sagt:

„Ja, wenn du es durchaus wissen willst: ich habe geschrieben. Er ist ein erbärmlicher Mensch, mußt du wissen.“  
„Hat er nicht geantwortet?“

„Ja, er hat geantwortet.“ Gerda schluckt und windet sich.  
„Was? Daß man dir auch jedes Wort herausziehen muß! Ich muß es wissen!“

„Es war blödsinnig: — ich soll meine Lektionen lernen und gut sein gegen Papa und Mama und ihn in Ruhe lassen.“

Lisa fällt in die Knie, daß es knack, und bricht in anhaltendes, silberhelles Lachen aus. Aber Gerda zieht die Decke über die Ohren, um es nicht zu hören.

Ihre Wangen brennen vor Scham, sich bloßgestellt zu haben vor einem anderen Weibe, das kein Mitempfinden, kein Taktgefühl besaß. Schließlich steckt sie die Nase heraus und sagt mit einiger Anstrengung ästzig: „Es ist vielleicht gut für dich, das zu wissen, falls du selbst die Absicht haben solltest, zu schreiben.“

Da antwortete der Badfisch Lisa stolz, noch immer lachend: „O nein, liebe Gerda, ich schreibe nicht an fremde Herren!“

### Sinnsprüche.

Wenn du mit denjenigen, mit denen du zusammen lebst, Mißverständnisse oder Streitigkeiten hattest, leg' dich niemals schlafen, ehe du dich nicht wieder mit ihnen versöhnt hast.

F. G.

\*

Meist wird das Gold vom Glück im Horn gekiech'n:  
Es reizt den Hunger nur, es macht nicht satt;  
Denn was dem Wünschenden zu viel erschien,  
Das deucht ihm nicht genug, wenn er es hat.

Fr. W. Weber.

—:—:—

### Meine neue Weckuhr.

Eine humoristische Episode. Von Aimé de Flermont.

(Nachdruck verboten.)

Meine Freunde behaupten immer — wenn nämlich die Rede auf die Weckuhr kommt, — es sei eine sehr lustige Geschichte gewesen, und ich täte unrecht, sie tragisch zu nehmen. Nun, das mögen die schönen Leserinnen und wohlgenierten Leser nachher selber entscheiden. Soviel ist wenigstens sicher: es war eine Geschichte, die einem nicht alle Tage passiert. Glücklicherweise. —



Lange Stunde. Von Ernst Hildebrand.

„Herein!“ Die Tür öffnet sich, und herein stürmt mit gewohntem südfranzösischem Temperament die kleine Yvonne.

„Guten Abend, mein lieber kleiner Marcel!“ Umarmung, Küsse und zehntausend wirt durcheinander gesprudelte Worte, Ausrufe usw. Ja, wenn man verlobt ist und dazu mit einem allerliebsten Nader, dessen verstorbener Papa ein heißblütiger Spanier war und dessen noch nicht verstorbene Mama eine ebenso heißblütige Südfranzösin ist, ja, dann ist die Sache nicht ganz so einfach. Nachdem ich die siebenundzwanzig Tollheiten, die Yvonne heute im Bureau und anderswo verbrochen hat, angehört habe, frage ich, was wir nun heut' abend beginnen wollen.

„Ich hab' eine Idee,“ meint die Kleine, listig lächelnd, indem sie sich zugleich mit den blickweißen Zähnen auf die Oberlippe beißt. Das ist immer ein Zeichen dafür, daß ihr etwas besonders Geistreiches (will sagen: eine kleine Teufelei) eingefallen ist.

„Eine Idee? Das ist famos,“ antwortete ich mit möglichst harmloser Miene.

„Ja, weißt du, Marcel, du wolltest dir doch, weil du dich immer verschläfst, schon lange eine neue Uhr kaufen, nicht?“ Eine richtig gehende Wadubr. Das könnten wir heut' abend besorgen.“

bringende Anwendung findet. Als wir das Etablissement seinen feurigen Komplimenten begleitet, sondern auch von einer ganzen Portion mehr oder weniger umfangreicher Patete, die an meinen verschiedenen Armen herumbaumelten. Yvonne aber trug freudestrahlend die Wadubr und zwar an einem seidnen Bändchen.

„Laß sie nicht fallen!“ bemerkte ich ein über's andere Mal, als wir im Gedränge des Boul-Misch waren. Yvonne war nämlich in ihrer typischen Unachtsamkeit schon nach zehn Schritten mit einem dicken Herrn zusammengeprallt: er bekam die schwere Wadubr vor den mit einem seidnen Stoff überzogenen Bauch, daß es einen ordentlichen Bums gab. Ich stammelte eine Entschuldigung, soweit das in der Eile möglich war, zog meinen Hut, der dicke Herr ebenfalls — und dann setzten wir unseren Weg fort. Nur einige Lauffüßler, eine auffallend schöne schwarze Dame, zwei Straßenlehrer, ein träumender Dichter, sowie vier Polizisten, die nicht schnell genug auswichen, kamen noch mit der Wadubr in Kollision. Sonst passierte glücklicherweise nichts.

Dann stiegen wir in die Straßenbahn. Natürlich war sie bis zum „h“ besetzt. Das kommt vor. Neben Yvonne stand, oder vielmehr presste sich ein kleiner täppischer Menich mit einer qualmenden Zigarette in dem listigen Fuchsgesicht,

St.-Martins-Fest.

„Laßt uns froh und munter sein!“ Der Nachmittag des 10. Nov. ist gekommen, der Vorabend des Festes des heil. Bischofs Martinus, der einst als frommer Kriegsmann, wie es in dem Liede heißt, „durch Sturm und Wind“ reitend einen armen Bettelmann antraf, und der, um dessen Blöße zu decken, den Mantel teilte und keinen Dank für seine Gütlichkeit begehrte.

Seine Mildtätigkeit und sein frommes Leben haben in gleicher Weise St. Martin's Namen auf die Nachwelt gebracht. Aber noch ein Drittes kam hinzu. Die Kirche verstand es, die heidnischen Feste durch christliche zu ersetzen und manchen heidnischen Brauch in einen schönen christlichen zu verwandeln. Die Aufzüge mit brennenden Lichtern zu St. Martin, das Umziehen und Singen der Kinder, das Darreichen von Gaben samt dem Baden von Martin's-



fuden sind Erinnerungen an das zu heidnischer Zeit gefeierte Erntefest. — Leider sind besonders unsere Großstadtkinder dem engen Zusammenleben mit der Natur zu sehr entrückt, als daß sie sich dieses Zusammenhanges von selbst bewußt werden könnten.

Ihnen, die nicht mehr selbst Martinsfeuerchen anzünden lernten, kommt es mehr auf den fröhlichen Umzug der Tausende von Kindern mit ihren Kompons oder ehrlichen, schönen ausgehöhlten Zunderkörben und Kürbissen, auf den Auszug und auf den fröhlichen Sang an. Da blühen ihnen die hellen Kinderaugen, da schlägt ihnen das Herz höher, wenn es durch die Straßen schallt: „Laßt uns froh und munter sein“; und wenn gar der gute Vers an die Reihe kommt: „Und dann haßt nach altem Brauch Uns die Mutter Kuchen mit.“ (Phot. Jean C., sr.)

„Warum denn heute? Ich bin offengestanden nicht gerade in launlustiger Stimmung. Außerdem: die letzten fünfundzwanzig Tage im Monat . . .“

„Ach, das sagst du immer, wenn ich etwas Schönes ausgedacht habe,“ antwortet die Kleine und macht einen Mund, als ob sie weinen wollte. Das ist nun (wie der Nader sehr wohl weiß) das wirksamste Mittel, mich herumzubringen; denn Tränen fallen mir auf die Nerven.

„Also, was für eine wundervolle Lait- und Waduberbestie hast du dir ausgedacht?“ frage ich mit gut gespielter Neugier. Yvonne schaut mich von der Seite an (so ungefähr wie eine kleine schwarze Katze, wenn sie die Maus sicher hat) — dann entfaltet sie ihr feurigstes Rednertalent, und in Zeit von knappen drei Minuten bin ich von der Vortrefflichkeit des lebenswürdigen Bazarbesüßers, Herrn Duval, wohnhaft auf dem Boulevard St. Germain, und von den hervorragenden Eigenschaften seiner Wadubren so fest überzeugt, wie Herr Anatole France von der Unsterblichkeit seines Ruhmes.

Ich muß gestehen: Herr Duval ist ein Kavallerier. Er besitzt tatsächlich die merkwürdigsten und schreckhaftesten Laitbestien der Welt, und er verfügt gleichzeitig über eine angeborene Lebenswürdigkeit, die in dem Aufschwagen von allerlei „nützlichen Dingen“ aus seinem Bazar eine ertrag-

des Herrn Duval verließen, wurden wir nicht nur von der seine Hände immer irgendwo verborgen hielt und im übrigen einen zweifelhaften Eindruck machte. Ein „Hochstapler“ dachte ich, „ein Straßenbahndieb wahrscheinlich“. Ich beschloß, auf der Hut zu sein und machte Yvonne ein Zeichen. Sie verstand aber nicht. Das kam daher, weil sie plötzlich durch die Wadubr völlig in Anspruch genommen wurde. Der Fettige hatte nämlich seine Zigarette, ob mit oder ohne Absicht, direkt neben das Paket gehalten, und auf einmal fing das Seidenpapier des Herrn Duval Feuer. Yvonne stieß einen Schrei aus. Ich wollte nach dem Paket schlagen, um die Klamme zu ersüßen. Aber im selben Augenblick hatte das „südfranzösische Temperament“ die Uhr auch schon in einem weiten Bogen auf die Straße geschmissen.

Ein furchtbarer Strach — — Geschrei der Passanten — — gellende Rufe: „Eine Bombe!“ . . . Herausstürzen aus dem Tram, um das kostbare Objekt zu retten — alles das hatte sich in drei Sekunden abgespielt. Auf dem Boulevard waren die Menschen nach allen Richtungen geflohen und sahen jetzt mit einem Gemisch von gruseliger Neugierde und Entsetzen zu, wie ich auf die noch immer brennende „Bombe“ los ging und sie mit dem Stoß von der Um-

hüllung zu befreien suchte. Das gelang mir denn schließlich auch. Gerade hatte ich einigen herbeilebenden Schauspielern, denen die Bombenaffäre Spaß zu machen schien, den Sachverhalt auseinandergesetzt, als das fettige Individuum aus dem Wagen, gefolgt von der weinenden Yvonne, herbeilebte. Der widerliche Mensch warf sich in die Brust und erklärte, wir müßten sofort mit zur Wache.

„Zur Wache?“ fragte ich ganz erstaunt. „Sie irren sich wohl, mein Herr. Es könnte sich höchstens darum handeln, Sie zur Wache zu bitten, da Sie das Palet in Brand gesetzt haben. Und mit wem habe ich eigentlich die Ehre?“

„Ich bin Beamter der Kriminalpolizei,“ replizierte der Fettige und wies seine Legitimation vor.

„So, das ist etwas anderes,“ sagte ich, „aber Sie könnten mir immerhin angeben, warum ich auf die Wache muß.“

„Das ist doch ganz klar. Diese explodierende Maschine dort . . .“

Bei dem Wort „Maschine“ brach das Publikum, das sich inzwischen in zahlreicher Auflage angeammelt hatte, in ein tolles Gelächter aus, während die ironischen Zurufe nur so hagelten. Einer der braven Schauspieler hielt die Beduhr und den traurigen Rest ihrer Umhüllung in die Höhe, so daß sich auch der letzte Schlaumeier davon überzeugen konnte, daß wir mit russischen Anarchisten nicht einmal die entfernteste Ähnlichkeit besaßen. Und dann durften wir natürlich gehen. —

Individuum. Die drei Leute stuzten. Mich loslassen und sich auf die phantastische Erscheinung stürzen, war das Werk einer Sekunde. Wie sich alsbald herausstellte, hatte der Hotelier nach der Irrenanfall telephoniert, um meinen krank gewordenen Nachbar in Obhut nehmen zu lassen. Die Wärter verwechselten, durch das Mitrailleurengelatter meiner Läutbestie irreführt, das Zimmer. Hatte man ihnen doch angegeben, daß der Irre sich vornehmlich damit beschäftigte, die in seinem Besitz befindliche Beduhr fortwährend aufzudrehen und wieder ablaufen zu lassen. Nachdem ich noch die feurigsten Entschuldigungen des Herrn mit der goldenen Brille, eines Assistenzarztes der Anstalt, geziemend entgegengenommen hatte, war der ereignisvolle Tag zu Ende. —

Am folgenden Morgen schenkte ich meine neue Beduhr dem Hausknecht, indem ich gleichzeitig die nötige Reparatur zu bezahlen versprach. Yvonne aber darf mir nicht mehr von Läutbestien und ähnlichen Zauberinstrumenten sprechen — ich hab' genug davon. Daß es übrigens mit der Uhr nicht ganz geheuer ist, leuchtet schon daraus hervor, daß sie immer gehörig nachgeht, wenn der Hausknecht mich einmal bei einer wichtigen Gelegenheit zu wecken hat. Oder sollte etwa der Hausknecht nachgehen? Das mögen die schönen Leserinnen und wohlgeneigten Leser nun selber entscheiden.

Alles in allem waren wir also mit einem blauen Auge davongekommen. Ich begleitete Yvonne, welche die ganze Geschichte bald von der lustigen Seite nahm, nach Hause und kehrte in mein kleines Heim zurück. Die Freude an der neuen Erwerbung war mir gleichwohl ein wenig veranagen, zumal da sich das Kunstwerk des Herrn Duval in einem kläglichen Zustande befand, der zu dem gezahlten hohen Preise nicht so recht stimmen wollte. Nicht bloß war bei dem Wurf auf die Straße das Glas des Zifferblattes in Trümmer gegangen, die Uhr schien auch eine akute Gehirnerschütterung davongetragen zu haben. Ich beschloß, der Sache gleich auf den Grund zu gehen. Wie sich bald herausstellte, hatte das mit der Gehirnerschütterung schon seine Nichtigkeit, dafür funktionierte aber das Läutewerk mit einer Festigkeit, die mit dem Anattern einer Mitrailleurbatterie zu vergleichen war. Zweifellos: wer von dem Lärm nicht wach wurde, mußte mindestens schon tot sein. Durch die intensive Beschäftigung mit der Läutbestie hatte ich ganz überhört, daß jemand an meine Tür klopfte; denn plötzlich tat sich diese ganz von selber auf, und zwei uniformierte Männer traten ein. Eine dritte Gestalt hielt sich im Hintergrund.

Ich fuhr in die Höhe. „Was . . . was wünschen Sie?“ fragte ich erstaunt. Ehe ich aber die Sachlage noch recht begriff, hatte mich der eine der beiden Kerle unter den Armen gepackt. Ich rief um Hilfe. Da trat der im Hintergrund befindliche Mensch, ein Herr im grauen Gehrock und mit goldener Brille auf der Nase, näher und sagte begütigend: „Bitte, mein Herr, leisten Sie keinen Widerstand. Es geschieht Ihnen nichts . . . bitte . . .“ Im selben Augenblick ging meinem Zimmer gegenüber die Tür auf, und es erschien auf der Schwelle ein aufgeputztes



Beim Zahnarzt Von S. Böd.

**Humoristisches.**

— Kuppig. Vater: Junge, kämme dir doch die Haare! — Junge: Ach wozu, Vater, morgen soll's mir ja doch abgeschritten werden!

— Gute Kameraden. A.: Du wohnst jetzt nicht mehr mit deinem guten Freund zusammen? Habt ihr euch gezankt? — B.: Das nicht; aber weißt du, ich werd' in der letzten Zeit so dick — und da kann ich seine Anzüge doch nicht mehr tragen.

— Die richtige Vermutung. Richter: Was dachten Sie denn dabei, Herr Angeklagter, als Sie den Kläger ein riesiges Kamel nannten? — Angeklagter: Na, daß er mich deshalb verklagen würde!

— Da hat er recht. Er: Ach, man fühlt doch, daß man alt wird! — Sie: So, ich fühle mich noch so jung wie an meinem Hochzeitstage! — Er: Ja, Kind, bedenk' doch, daß du damals schon ziemlich alt warst!

— Der unglückliche Name. Schymann: Wie heißen Sie? — Herr Müller: Müller. — Schymann (wütend): Zum Kuckuck noch 'mal, mein Herr, erlauben Sie sich mit mir keine faulen Witze!!

— Auch ein Brod. „Du, pump' mir fünf Mark —!“ — „Habe selber nix!“ — „Aber du sagtest doch gestern, dein Bankkonto stelle eine hübsche runde Ziffer dar!“ — „Nu ja, 'ne Null!“

— Entschuldigung. Richter: Wie, Sie weigern sich als vermögender Mann, Ihren armen, verwachsenen Bruder zu unterstützen? — Der reiche Bruder (auf sein dickes Bäuchlein und den von der Fettauflage hohen Nackenweisend): Aber sehen Sie doch nur, Herr Richter, ich bin doch selbst etwas schief!

**Rätsel-Ecke.**

**Scharade.**

Die Erste im Reiche der Dritten das Schöne,  
Das Ganze ein Meister im Reiche der Töne.

**Rätselsprung.**

		Gold		
Deren	sie	der	was	Stroh!
ist	ver=	gold=	in	Liebe
	wan	ner		
das	ählich	ver=	Ge=	thr
		edelt	witter	
delt	eben	Hauch	Pan=	selbst
			ber	
Sonne	macht	wolken	Das	be=
				rührt
		der		

**Zahlenrätsel.**

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen; es ergeben dann:

1 2 3 4 5 6 7 Kurort.  
 2 6 7 4 Ein Gott.  
 3 5 4 7 Römischer Kaiser.  
 4 7 6 5 7 Shafespeare'sche Figur.  
 5 4 7 1 Ein Gott.  
 6 7 1 5 3 Ein Dichter.  
 7 6 2 4 Ein Kalif.

**Kryptogramm.**



**Regierbild.**



„Ah, dort kommt ja meine Schwester!“ Wo?

**Worträtsel.**

Es ist ein Fisch und dessen Teil;  
Als Pflanze ist's der Menschen Heil.

**Auflösungen in der nächsten Nummer.**

**Auflösungen aus voriger Nummer.**

**Schachaufgabe:**

1. Db5

- 1. Kc3
- 1. Kd5
- 1. Ke4, e3
- 1. c4
- 1. e4
- 2. Se2 matt
- 2. Sc5 matt
- 2. Dd3 matt
- 2. De5 matt
- 2. Dc5 matt

Bilderrätsel: Aus nichts wird nichts.  
 Diamanträtsel:

S  
 L o t  
 R e c h t e  
 S c h w a m m  
 S a c h w a s s e r  
 S e e f a l z  
 P f i s c h  
 R

Regierbild: Bild nach rechts drehen, der gesuchte Radler steht zwischen den Bäumen.

Redaktion: Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
 Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 17.

Sonntag, 17. November.

Jahrgang 1912.

### Die Musikantenkinder.

Novelle von Theo Pfeffer.

2. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Heinele hatte es dagegen besser. Tagsüber trabte er mit der Kapelle, deren Leitung Peter Bender übernommen hatte, von Ort zu Ort und blies die Klarinette. Abends brachte er Großvater eine kleine Hand voll gemischter Münzen mit und unbändigen Hunger samt müden Gliedern. Das schönste war, der riesige Andreas Sauer war Heineles Freund geworden, wenn er auch knapp dreißig Jahre älter war. Dem durfte Heinele immer von Lotte erzählen, wo sich nur Gelegenheit bot. Und das war fast alle fünf Minuten. Dennoch kam ein Tag, wo auch Heinele die Sehnsucht so gewaltig fühlte, daß er mitten auf dem Marsche nach der Kreisstadt die Marscherhöhe hinauf anfang zu weinen, als er allein neuen Sauer ging.

„Na, Jüngste, was da denn?“ fragte der Hüne erstaunt. Aber Heinele schluchzte und schluchzte, antwortete aber nicht, bis Sauer fluchte:

„Donnerwetter, Klarinett und Flöt, ne ausgewachener Stofferaner bald, un heult wie ein Kut, dem die Lutsch aus dem Mund gefallen ist. Was ist denn los?“

Und Heinele nahm sich ein Herz, schluckte tapfer und bekannte Andreas Sauer, daß er mal gerne wenigstens an Brücknershof vorbeiginge, wo ja Lotte Meuten sei.

„Und . . .?“ forschte der Sauer, als Heinele stockte.

„Ein Lied mücht ich Lotte spielen.“

„Ja . . . und dann?“

„Wir könnten all ein Stück blasen.“

„Sooo . . .?“

„Lotte ist doch von Stofferan.“

„Jung, du bist verliebt!“

Damit riß Andreas Sauer so aus, daß Heinele nicht mehr mitkam.

Als er nach fünf Minuten auf die Höhe zu den andern kam, sagte keiner etwas. Und Heinele wunderte sich kaum, daß die Kapelle auf Brücknershof zu marschierte. So geschah das Wunder, daß dort nach Jahren wieder einmal Stofferaner musizierten.

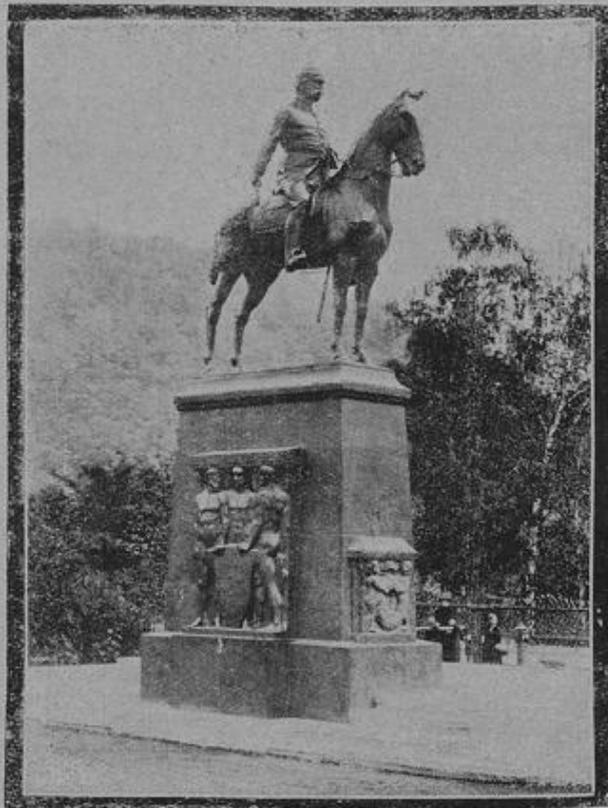
Lotte weinte an dem Abend stille vor Wehmut und Glück. Heinele, ihr Heinele, hatte an sie gedacht. Aber ihre Sehnsucht wurde durch die Tage noch größer. Dieselbe wurde so stark, daß Lotte schlimme Gedanken kamen. Sie wollte ins Wasser gehen.

Mitten in einer Nacht stand sie auf, schlich sich leise die steile Treppe hinunter und durch ein Küchenfenster in den Hof. Die Bulldogge kam gerannt, knurrte, stieß mit feil, feuchter Nase an Lottes nackte Waden, daß es der grüßelte. Lotte ging dem zigen Gospfuhl zu. Da aber zögerte sie. Wenn es wenigstens ein frisches Väcklein gewesen wäre, wo Blumen daran blühten, Kischlein drin spielten und wo Heinele sie finden konnte. Aber dieser Stinkhöl! Dort kam ein Engel ihre Seele heranholen. Da wagten sich nur Teufel hinein.

„Heinele! Heinele!“ jammerte Lotte auf, fing an zu zittern und weinte herzerweichend, daß Pluto ihr mitleidig die Hand lenkte und leise winselte.

Doen knarrte ein Fenster. Lotte erschraf heftig. Neue Angst jagte sie an den Rand des Pfuhles. Brennende, große Kinderaugen starrten hinein. Es würden Engel kommen, Vater und Mutter würden sie ihr senden. Lotte hob die Armechen. . . .

Da schlug eine Amstel mitten in der Nacht, jaghaft.



König Albert-Denkmal.

Anlässlich der Einweihung des Meißner Domes wurde daselbst auch ein Denkmal für König Albert von Sachsen enthüllt. Es zeigt ihn in Generalsuniform zu Pferde.

lauter . . . sieghaft. Lotte starrte, wach von dem Stimmgefühl und horchte.

Wieder schlug die Amsel, sang eine Strophe. Andere Vögel wurden nacheinander laut. Lotte stand das kleine, sehnsuchtsranke Herzlein ganz still, bis sie auf einmal schrie:

„Heinele!“

Und sie stürmte zum Tor, riegelte auf, stürzte auf die Straße.

„Lieb Heinele!“

„Liebe Lotte!“

Mitten in der Nacht hielten sich die Musikantenkinder umschlungen, weinten und herzten sich. Pluto stand dabei und bellte gräßlich . . .

Am anderen Morgen fanden Landleute Heinele Minkenberg mehr tot als lebendig an einem Feldkreuz und brachten ihn nach Koffern. Kein Mensch außer Andreas Sauer erfuhr je, wie Heinele zu den Schlägen gekommen war.

So verging die Zeit. Heinele wurde fünfzehn Jahr und auch sechszehn. Lotte war aus der Schule gekommen und wurde die niedrigste Magd. Sie tat alles schweigend, arbeitete von morgens früh bis abends spät, daß die Glieder schmerzten. Kaum dachte sie noch an das Davonlaufen. Ihr Trost war Heinele und die Kofferaner. Jede Woche zog die Truppe wenigstens einmal am Hofe vorbei und blies eine Reihe ihrer Weisen. Und Heinele spielte selbsthergefundene Stücke, die Lotte recht gut verstand, weil sie vom Herzen kamen und zu Herzen gingen und weil sie selbst ein Musikantenkind war und blieb . . .

Darüber kam ein Erntetag im August. Lotte warf in der dumpfig heißen Scheune die Garben bei. Gerade hatte sie eine Ruhepause, saß auf einem Balken und arbeitete mit einer Nadel die Distein aus den harten Fingerringen. Da tönten von der Straße die Weisen der Kofferaner. Lotte stieß die Lade der kleinen Lude auf, steckte den Kopf hinaus und sah Heinele direkt ins Gesicht. Der schwenkte seine Klarinette. Und der riesige Sauer lachte breit, nahm Heinele beim Arm und zeigte zu dem Nußbaum, dessen Zweige bis zu der Lude reichten.

„Marsch, Jung, da herauf und bring der Lotte viele Grüße von Koffern.“

Damit stand der Niese auch schon am Baum, ließ Heinele auf seine Hände treten und hob ihn auf die Schultern, von wo aus er die ersten Aeste erreichen konnte. Schnell wie ein Gichtläschen kletterte der Bursche zu dem erstaunten Lottchen hinauf, während die übrigen Musikanten lustig bliesen und Sauer mit seinem derben Mistelstode Wache stand.

Oben hatten sich die Musikantenkinder viel zu sagen, denn es war die Zeit, da Heinele in die Welt sollte, um Geigenkünstler zu werden; denn in Koffern konnte er nichts mehr lernen.

„Du!“ tröstete Heinele, „mußt nicht weinen, wenn ich fort bin; ich denke immer und immer an dich. Und ich werde dem Andreas Sauer oft schreiben, der bringt dir dann die Briefe, der ist nicht bang vor Brückner und seiner Dogge.“

„Geh, Heinele, und werd' ein Geigenprinz und dann kommst du wieder und holst mich, ja du, das tust du?“

„Das hat Sauer auch gesagt: Hätt die arme Lott' doch nur noch sieben Jahr um, dann hat der Schindbauer nichts mehr zu sagen.“

„Sieben Jahr gehen auch um,“ meinte Lotte traurig, „wenn du mich nur nicht vergißt, wenn du ein Geigenkönig bist und du wirkliche Prinzessinnen siehst.“

Da schwor Heinele: „Lotte, liebe Lotte, ich vergeß' dich nie. Und werd' nur für dich reich werden. Wenn dir nur nichts geschieht.“

„Mir geschieht schon nichts. Und wenn ich dich brauche, rufe ich dich.“

„Wenn ich mitten in der weiten Welt bin?“ fragte Heinele erstaunt.

„Ja!“ sagte Lotte bestimmt, „ich werde dich rufen, und du wirst es hören.“

Heinele wunderte sich noch mehr, wie Lottes Augen brannten. Nach einer Weile fragte er: „Aber, die gute Geige muß ich haben.“

„Die mußt du haben,“ sagte Lotte, „geh in unser Haus auf den Obersöller, links neben dem großen, neuen Kamin sind vier schwarze Steine, die sind los. Da ist der alte Kamin. Darin ist Vaters Geige.“

„Liebe Lotte!“

„Lieb Heinele!“

Und Lotte redete die mageren Arme heraus, schlang sie dem Bub um den Hals und zog dessen Kopf an sich. Dann küßten sich die Musikantenkinder zum Abschied für viele

Jahre. Unten bliesen die Kofferaner: Morgen muß ich fort von hier . . . Noch lange winkte Heinele Lotte mit dem Hute seine letzten Abschiedsgrüße. Manchem seiner Begleiter liefen dabei blante Tränen über die bestaubten Backen. Heinele fand seines Lehrmeisters kostbare Geige wirklich an dem Orte, den Lotte beschrieben hatte. Und mit diesem wertvollen Schätze, vielen Ermahnungen seines Großvaters und einer reichen Hoffnung in der jungen Brust verließ er an einem klaren Tage des Spätsommers Koffern, um in der weiten Welt sein Glück zu machen. Einige sehr Weise schüttelten die Köpfe und sagten: „Schon wieder mal einer!“

Dabei dachten sie an die, welche einst mit vollen Segeln unter Hurra Koffern verließen, sich zu gut für einen ehrlichen Wandermusikanten dünkten und nach Jahren verlumpt und elend heimkamen, den Stolz gekappt und den Mut halbmaß.

Heinele zog stille hinaus. Andreas Sauer begleitete ihn bis nach Köln, wo er gedient hatte. Hier sollte der Bube nochmals geprüft werden. War er reif und würdig, so ging es dann nach Dresden.

Lange hatte der riesige Bassist geschwiegen, als er mit seinem Freund und Schützling durch den frühen Morgen wanderte. Endlich sagte Sauer: „Du, Heinele, das will ich dir sagen, daß du zu nichts kommst, dafür bin ich nicht bange, aber . . .“

Lange Pause. Husten. Schluden.

„Kofferaner zogen aus, Pinjel kamen nach Haus! Junge! wenn du der größte Geigenmensch wirst, werd' nicht stolz, bleib' ein echter Kofferaner, der sich freut, wenn er andere froh machen kann. Wenn wir von Ort zu Ort wandern und lustig spielen, tun wir so viel, wie die größten Künstler: Menschen froh machen, und das ist immer ein gutes Werk. Heinele werd' kein Pinjel und den' auch an die Lotte, deines Lehrmeisters einziges Kind, und auch an den Sauer, der nur Bass spielt und bloß acht Töne auf seinem Instrument hat.“

Das war Andreas Sauer's längste Rede, die er je gehalten hatte. Sie machte auf den Musikantenbub sichtlich Eindruck. Heinele schluchzte und gab Sauer die Hand.

Der Professor in Köln war von dem Schüler ganz befriedigt; die Stücke, welche Heinele frei erfand, lobte er sogar. So saß der junge Kofferaner dem am andern Morgen in einem Zuge, der ihn nach Dresden bringen sollte. Andres reichte ihm noch einmal die Hand und sagte: „Also, Jung, komm als echter Kofferaner, als treuer Mensch heim, oder . . . nie. Adju's, Heinele!“

„Adieu, Andres! Auch für alles Dank, und grüß alle noch einmal. Geht auch immer an Brückner'shof vorbei.“

Der Bassist strich sich über die Augen, als wolle er eine Fliege verjagen. Und Heinele weinte.

Darüber waren Jahre vergangen. In der ersten Zeit hatte Heinele oft geschrieben. Dann wurden der Briefe weniger. Und ehe das dritte Jahr um war, hörte man nichts mehr von ihm.

„Haben wir's nicht gesagt“, prahlten jetzt die siebenmal Weisen, „schon wieder mal einer. Ja, ja!“

„Donnerwetter, Klarinette und Flöt, wartet mal erst die Zeit ab, ehe ihr richten könnt, der Heinele ist ein Kofferaner und bleibt es.“

So stuchte der Andres Sauer, glaubte aber seinen Worten selbst kaum. Man wartete die Zeit ab. Der Geigenprinz kam nicht und schrieb nicht. Wohl kam eines Tages Lotte wieder nach Koffern, krank und elend.

Das hatte weniger die schlechte Behandlung des Bauern gemacht, als die übergroße Sehnsucht, welche in dem armen Herzen brannte und es verzehrte. Da hatte Brückner gesagt: „Das ist nun wirklich das Heinnweh, das wirst du hier nicht los, du gehst am besten wieder nach Koffern.“

Und der harte Mensch fuhr die, welche ihr langes Brot nicht mehr verdienen konnte, in der alten Chaise nach Koffern zu Großvater Minkenberg; denn das eigene Häuschen war verkauft worden.

„So!“ sagte der Alte, und nach langer Zeit flog wieder ein müdes Lächeln um seinen Mund, „nun habe ich wieder ein Kind. Und Ziegenmilch und Eier bringen dich wieder auf die Beine.“

„Und er kommt auch noch mal wieder“, entgegnete Lotte ganz matt.

„Wer?“ fragte der Alte.

„Heinele!“

„Der . . .?“ Hart stieß Großvater Minkenberg es hervor, „den darfst du mir gar nicht mehr nennen. Jetzt bist du mein Kind.“

Lotte neigte den müden Kopf und schwieg. Und sie ließ sich pflegen und hegen, trank Ziegenmilch und aß Eier. In der Sonne sah sie und im Winter am warmen Ofen. Sie hatte den Rest ihres ganzen Vermögens von siebenundvierzig Talern sechzehn Groschen zu dem des Großvaters gelegt. Davon zehrten sie. Und Sauer kam, der nicht verheiratet war, und legte hinterrücks in die hantellose Tasse im Gläserkasten so viel Kleinmünzen, daß sie selten ganz aufgingen.

Mit dem Frühling wurde Lotte tatsächlich gesunder, und im Sommer lernte sie Gitarre spielen und Lieder dazu singen. Der Herbst kam, und der Winter ging. Und Großvater Minkenberg nahm er mit, ehe er ging, so daß Lotte wieder allein war. So starb ihr alles, nur der Glaube an Heinele nicht. Der stand felsenfest gegründet in ihrem Herzen; denn noch waren die sieben Jahre nicht um. Und wenn . . . Sie konnte Heinele zuletzt, wenn er nicht von selbst kam, herbeirufen. Dann mußten aber erst die sieben Jahre um sein.

Also sollten noch fast zwei Jahre der ungestillten Sehnsucht an Lottes Herz zehren. Dazu mußte das Mädchen Geld verdienen; denn des Großvaters Krankheit, Tod und Begräbnis hatten alles verschlungen. Nur das Häuschen und zwei Ziegen waren da und ihr vermacht.

Da wurde Lotte Meulen: Gitarrenmädchen, zog auf die Airmessen, schlug die Gitarre und sang ihre Lieder dazu. Das noch immer schöne Mädchen mit dem schwarzbraunen Haar, den seelenvollen tiefen Augen, welches so ganz anders sang und tat, wie so manche anderen, war bald allgemein beliebt. Manche wußten auch um ihr hartes Los, gaben darum mehr als Kupfermünzen.

Und für das eine Jahr reichte Lottes Kraft. Am Winter strickte sie den muskanten Strümpfe, welche diese benötigten. Das ernährte sie, und Andres sorgte mit seiner ältesten Schwester für manches und hoffte wie Lotte auf Heinele.

Der Frühling kam wieder. Auch der Mai und die erste Airmes. Lotte zog wieder mit ihrer Gitarre aus, spielte und sang. Aber es wurde ihr immer schwerer. Von dem schönen blühenden Musikantenlande, das stets lustig war und von jedermann geliebt worden, war die Wundfrau nur ein Schatten, von allen bemitleidet. Das Wanderleben von Ort zu Ort, von Airmes zu Airmes war eine Körper- und Seelenqual für Lotte, und sie sehnte die letzte Airmes herbei. Die kam. In dem Dorfe mit dem dreizwielbligen Kirchturm wurde sie gefeiert.

Da brumnte der Bass, aufsetzte die Klarinette, dudelten die Geigen und Klöten, dombpsten und stampften die Paare, als Lottes ins große Airmeszelt trat, wo Stimmenaewirr, Bierdunst und Tabakrauch zwischen den Sparren des Leinwanddaches zerflatterten. Stille setzte sich das Mädchen auf eine Bankette und wartete, bis der Trompeter der Menge ein Zeichen gab.

Die Trombete schmetterte: „Solo für Lotte von Koffern!“

Aus Mitleid war man stille. Müde trat Lotte vor und sang mit ätternder Stimme zu recht und schlecht angeschlagener Gitarre ihre Lieder. Und sie merkte, die Welt sieht die Tugend, die Kraft und Frische, verachtet so leicht die Seelen der Mitmenschen, wenn die Hülle keine blühende mehr ist. Der Erlös war eher alles als anständig. Stumm sah Lotte auf der Bankette, zählte die kleinen Münzen und ließ Tränen darauf fallen. Der Winter würde lang sein, und der Sommererlös war so klein. . . Und Heinele kam nicht, wenn auch die sieben Jahre um waren.

Du, willst du mir mal deine Gitarre leihen?“

Lotte sah verwirrt einem schönen, blühenden schwarzäugigen Mädchen ihres Alters ins Gesicht und stotterte: „Ja, da, nimm!“ (Schluß folgt.)

—:::—

— Wie die Chrysanthemen aufkamen. Die Chrysanthemen beherrschen unstrittig den Blumenmarkt: sie sind modern; man veranstaltete schon Ausstellungen; da wird es gewiß manchen interessieren, wie die Mode aufkam.

Nach Europa gebracht wurden die Blumen von einem französischen Seebären, namens Blancard, einem Manne, aus Marseille, der mehrfach nach Indien und China fuhr. Bei einem Schiffsbruch fiel er anablich in Hände von Menschenfressern: aber der „Gott der Chrysanthemen“ schützte ihn und mit drei Exemplaren der bis dahin noch unbekanntem Blume trat er die Reise nach Europa an. Von Stund an führte er ein zurückgezogenes Leben. Von seinen drei Blumen überdauerte eine die große Fahrt; sie vermehrte sich zum großen Befreunden der argwöhnlichen

Nachbarn in Frankreichs Erde. Ihr Ruf drang sogar zu Ohren der Kaiserin Josephine, der Gemahlin Napoleons I., die den einsamen Gärtner, der sich nun nur noch mit Reisebücherschreiben und Blumenzüchten befaßte, kennen zu lernen wünschte. Er überreichte der Kaiserin eine großes Büfett der seltensten und schönsten Exemplare der exotischen Pflanze.

Gleichwohl blieb die Blume noch über 80 Jahre so gut wie unbekannt. Denn aus dem Jahre 1888 erzählt man sich die folgende Anekdote: Der Minister des Innern hatte ein Büfett Chrysanthemen auf dem Tische stehen, als ihn der Pariser städtische Gärtnereidirektor besuchte. Und sogar dieser Fachmann schüttelte über die ihm unbekanntem Pflanze den Kopf, ja, er traute seinen Sinnen nicht, als ihm bewiesen wurde, daß das eine natürliche und keine



**Kunft türkischer Gefangenen**

aus den Kämpfen um Adrianopol in Stara-Zagora unter Eskorte bulgarischer Infanterie.

künstliche Pflanze sei. Heute kennen wir bereits über 3000 Arten der Pflanze. Sie kommt in sonderbarer Geschmeidigkeit und Schmiegsamkeit allen gärtnerischen Versuchen entgegen; während man in England „Krisuren“ a la Gainsborouah züchtet, schaffen deutsche Botaniker Chrysanthemen, die der Haartracht von Tolstoi, Cléo de Mérode, Goriskij und andern gleichen. Den kostbarsten Chrysanthemen Garten besitzt der Mikado in Masaka, der Vorstadt von Tokio. Ganz kleine Blumen von 2 Zentimeter Durchmesser stehen neben solchen von 45 Zentimeter Durchmesser. Alle Farben sind hier vertreten. Man schätzt die einzelnen Abarten auf über 600.

**Sinnsprüche.**

Sag' du dahin auf deinen Pferden  
In eine wilde Welt hinein!  
Du wirst nicht eher glücklich werden,  
Bis du gelernt glücklich zu sein.  
Bis du gelernt, glücklich zu sein.

O. A. Bernhards.

Unsere Heimat sind des Himmels Auen  
Und die Erde ein gemietet Haus,  
Laß uns sie wie einen Baum beschauen,  
Wenn wir ruh'n in seinem Schatten aus.

Judisch.



### Ein geschickter Kniff.

Nach dem Norwegischen von Hans Günther.



„Ein unglaubliches Benehmen!“ rief Frau Engkert aus und sah entrüstet ihre Tochter an.

„Zum mindesten sehr ungewöhnlich,“ erwiderte Anna, „ich habe dergleichen noch nie gehört!“

„Ich erlaube es einfach nicht. Was hätte dein seliger Vater gesagt, wenn ein junger Mann um dich geworben und auf deine Ablehnung erwidert hätte, daß er so lange bei uns im Hause bleiben würde, bis du ja sagtest! Sähien er durchaus entschlossen dazu?“

„Ja, gewiß!“

„Und was hast du geantwortet?“

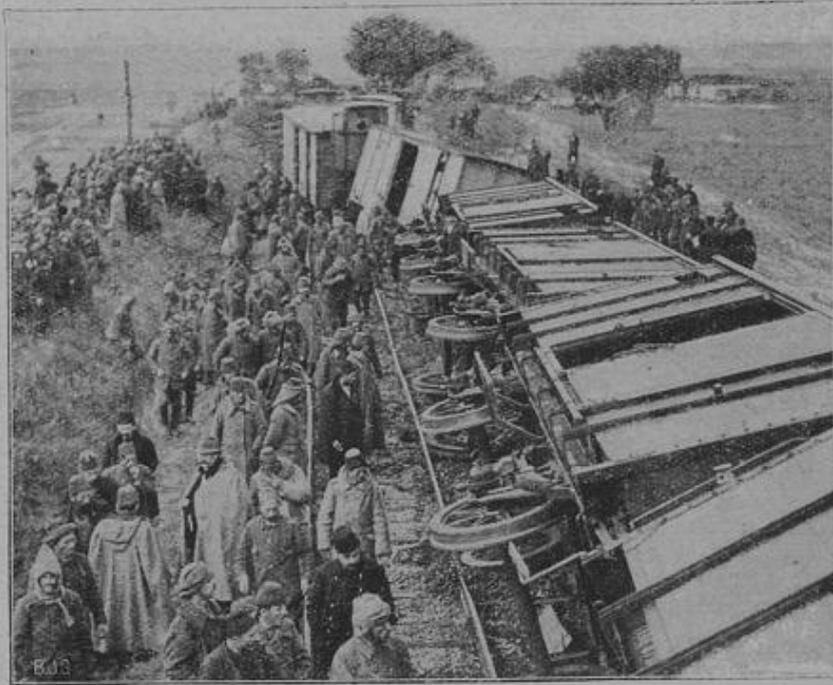
„Was sollte ich sagen? Ich habe dir ja alles erzählt. Ich lernte ihn während meines Aufenthaltes bei unseren Freunden Norden kennen und traf ihn dort jeden Tag. Wir wurden gute Freunde, und ich bat ihn, uns einmal hier zu besuchen. Am Abend vor meiner Abreise warb er um mich, und ich wies ihn ab. Da erklärte er, daß er nach acht Wochen wieder bei mir anfragen werde, und heut sind es genau acht Wochen, seitdem ich ihm bestimmt erklärte, daß ich nie seine Frau werden würde.“

wenigstens über Nacht, vielleicht wird er morgen vernünftiger sein. Die Dienstmädchen dürfen jedenfalls nichts erfahren, wir müssen tun, als hätten wir ihn eingeladen.“

Seit einer Woche war Herbert nun bei Engleris und machte noch keinerlei Anstalten, wieder zu gehen. Er tat vollkommen, als wenn er hier zu Hause wäre. Gleich am ersten Abend hatte er das Eis gebrochen. Er schien die kalte Höflichkeit, mit der Mutter und Tochter ihn behandelten, nicht zu bemerken und plauderte munter drauf los, bis die Schranken zwischen den Damen und dem ungeliebten Gast gefallen waren. Dann unterhielt er sie mit heiteren Vorträgen und Liedern, Anekdoten und Tagesneuigkeiten, die noch nicht in die abgelegene Villa gedrungen waren.

Am dritten Tage erhielt er einen Brief, den er sofort beantwortete. Er gab dem Mädchen den Auftrag, sein Schreiben vor sechs Uhr nachmittags zur Post zu tragen, damit es noch heut abginge. Adressiert war es an einen Advokaten in der Hauptstadt.

Jeden Morgen, wenn er Anna, bevor die Mutter er-



Ein entgleister türkischer Militärzug.

Beim Veranschaffen von Truppen aus Kleinasien zum Kriegsschauplatz ereigneten sich mehrere Eisenbahnunglücke. Die Füge sollen durch bulgarische Spione zum Entgleisen gebracht worden sein.

„Und auf deine wiederholte Ablehnung hat er dir erwidert, daß er in diesem unserem Hause bleiben und sich nicht fortziehen werde, bis du ja gesagt hast? Nun, so will ich nach der Polizei schiden.“

„Nein, nein, das tu nicht, er ist ein vollendeter Gentleman und wird sich gewiß nichts zu schulden kommen lassen, wenn er hierbleibt; doch ich glaube es ja gar nicht, daß er es tut.“

„So will ich wenigstens selbst mit ihm sprechen.“

„Sei aber nicht zu schroff gegen ihn, Mutter, du weißt ja, daß er sich nur so benimmt, weil . . .“

„Er über beide Ohren in dich verliebt ist, ja. Wäre er das nicht, so würde ich annehmen, daß er mit bösen Absichten hergekommen ist. Ueberlasse ihn mir!“

Und Frau Engkert ging in den Salon. Aber wie streng auch ihre Mienen, und wie ernst auch ihre Worte waren, Herbert Norling wollte sich nicht ergeben. Er entschuldigte sein etwas brutales Auftreten mit seiner glühenden Liebe zu ihrer Tochter. Und im Laufe der Unterhaltung erfuhr Frau Engkert, daß er ein junger Mann von fünfundsiebenzig Jahren war mit einem reichlichen Einkommen und einem großen Landgut. Als sie zu ihrer Tochter zurückkam, erklärte sie ihr, daß all ihre Einwürfe erfolglos gewesen wären. „Wir müssen ihn wohl oder übel hier behalten,

schien, am Frühstückstische traf, fragte er sie: „Nun?“ Und Anna schüttelte jedesmal sehr entschieden den Kopf. Die ganze Woche hindurch hatte Herbert nicht ein einziges Mal das Haus verlassen. In der Küche äußerten die Mädchen natürlich ihre Vermutungen über den merkwürdigen Gast.

So war der siebente Abend gekommen, und noch immer war Anna unbegreiflich. Doch die Mutter bemerkte, daß sie besondere Sorgfalt auf ihre Toilette verwendete und ihre besten Sachen trug.

Was war das? Frau Engkert erhob sich in ihrem Bett, in kalten Schweiß gebadet.

Was war das? — Da wieder — ein schabendes Geräusch am Fenster. Sie lauschte. Ja, kein Zweifel — ein Einbrecher!

Das Zimmer der Tochter lag neben dem ihren, und während ihre Zähne im Takt mit dem laut klopfenden Herzen aufeinanderstießen, schlich sie hinein. Anna schlief fest, doch eine Berührung weckte sie. Eine rasche Erklärung von ihrer Mutter, ein hastiges Anlegen der nötigsten Kleider, und Hand in Hand schlichen die beiden Damen in das äußere Schlafzimmer zurück und lauschten wieder. Das Schaben hatte aufgehört, doch sie vernahmen den laut vorsichtiger Schritte auf dem Kies draußen; darauf wurde das Fenster zur Küche mit einem Lärm aufgerissen,

der für die rücksichtslose Eile des betreffenden nächtlichen Gastes zeugte.

„Diebe!“ rief Anna leichenbläß und unbewußt formten sich ihre Lippen zu dem Namen „Herbert!“

„Ja, ich will Herrn Korling weden.“ sagte Frau Englert.

„Bleiben Sie hier.“ sagte er, „ich werde hinuntergeben. Jedenfalls nehme ich meine Waffe mit.“ Rasch ging er die Treppe hinunter und war im Dunkel verschwunden. Die Frauen, zu ängstlich, allein zu bleiben, waren ihm bis zum Treppenabsatz gefolgt.



Gute Nachbarschaft. Nach dem Gemälde von G. Süß

Und rasch ging sie den Korridor hinunter und klopfte an seine Thür.

Blitzschnell fand Herbert in Schlafrock und Pantoffeln vor ihr und versuchte die aufs äußerste erregten Damen wie die Dienstmädchen zu beschwichtigen — denn Frau Englert hatte auch die Mädchen geweckt.

Plötzlich erfolgte ein Krach, als würde Tongeschirr zer-  
schlagen, ein wilder Ausruf, ein neuer Krach, dann Krach  
auf Krach. Die Mädchen schrien vor Angst. Frau Englert  
klammerte sich zitternd an das Geländer. Auch Anna zit-  
terte — für Herbert. Ja, für Herbert. Sie liebte ihn, nun,  
da sein Leben in Gefahr war, wußte sie es.

Das ganze Haus hallte wider von dem Lärm des Kampfes, der im Stüchengang tobte. Unklar erkannten die Frauen die Gestalten der beiden Männer, die wie Nasende miteinander kämpften. Nun hatten sie das unterste Ende des Ganges erreicht. Plötzlich ein Schuß, ein Schrei, das Splintern von Holz und zerbrochenem Glas, und die beiden verschwanden.

Einige Sekunden später lehrte Herbert zurück, den Schlafrock halb vom Rücken heruntergerissen.

„Er ist entkommen,“ sagte er, „aber mitgenommen hat er nichts. Ich will mich rasch ein wenig anziehen und zur Polizei gehen.“

Mit dankbaren, bewundernden Blicken betrachteten die Frauen ihren Held. Sie atmeten wieder frei. Langsam gingen sie die Treppe hinauf — alle außer Anna.

„Sind Sie verwundet?“ fragte sie Herbert mit unendlicher Zärtlichkeit in der Stimme.

„Nur ein paar Schrammen,“ erwiderte er. „Ich will sofort die Polizei auf ihn hegen. Aber erst . . .“

Er nahm ihre Hand in die seine.

„Ich sagte, daß ich das Haus nicht eber verlassen würde, bevor . . .“ begann er.

Anna warf einen raschen Blick die Treppe hinauf, um zu sehen, ob sie unbemerkt waren, dann beugte sie sich schnell vor, flüsterte ihm ein „Ja“ ins Ohr und flüchtete hinauf in ihr Zimmer.

Die Polizei fand den Einbrecher niemals, der war mit dem ersten Frühzug nach der nächsten Station gefahren und hatte sich in Sicherheit gebracht.

Als Herberts Freund, Advokat Schilling, die Verlobungsanzeige erhielt, lachte er hell auf und bemerkte zu seiner Frau: „Die Sache mit dem bestellten Dieb war in der Tat ein großartiger Kniff von Herbert.“



Konstantinopel.

Die Bulgaren stehen unmittelbar vor der Hauptstadt des osmanischen Reiches; die Eshkataldscha - Befestigungen sollen sie zum Teil schon zu Fall gebracht haben. Und es ist anzunehmen, daß auch ein verzweifelter Widerstand der Türken die Stadt nicht wird retten können. Gelingt es den Siegern, in Konstantinopel einzuziehen, so werden sie über der Hagia Sophia — der Kirche mit der hohen Kuppel und den beiden Minarets in der Mitte unseres Bildes — das Zeichen des Kreuzes aufpflanzen, wie es einst über ihr gethront hat, ehe die Türken die Hauptstadt des oströmischen Kaiserreichs eroberten.

## Später Dank.

Historische Anekdote. Aus dem Englischen von W. Wimmer.

(Nachdruck verboten.)

Der Bürgerkrieg tobte noch in England, doch die Armeen König Karls waren wiederholt geschlagen worden, und diejenigen seiner Anhänger, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, stellte man vor die Richter, die Cromwell in den Hauptstädten jeder Grafschaft eingesetzt hatte, um die Gefangenen als Rebellen verurteilen zu lassen.

Sir Henry Patric von Newcastle war einer dieser Richter. Er war ein Mann von strengen Sitten, ein eifriger Republikaner, aber ohne Fanatismus, und stand bei dem Protektor in besonderer Gunst. Sein schwächlicher Gesundheitszustand hatte ihm nicht erlaubt, die Waffen zu ergreifen. So suchte er der Sache, der er anhing, durch seine Kenntnisse zu nützen, und man nannte ihn als die tätigste, gewandteste Magistratsperson der Grafschaft, zugleich aber auch als einen Mann von der strengsten Rechtschaffenheit.

Eines Abends, als Sir Henry einige Freunde um sich versammelt hatte, mit denen er im heiteren Mahle im Kreise seiner Freunde saß, traten Soldaten mit einem gefangenen royalistischen Offizier bei ihm ein. Sie hatten ihn ergriffen, als er sich eben nach Frankreich einschiffen wollte. Sir Patric befahl, ihm die Hände loszubinden, ließ dann neben

den Kamin noch einen Tisch setzen und sagte: „Ich feiere heute meinen Geburtstag und will die Mahlzeit so heiter beendigen, wie sie begonnen hat; die Krieger und ihr Gefangener mögen sich erfrischen. Für jetzt will ich Wirt sein; in einer Stunde werde ich wieder Richter sein.“

Die Soldaten dankten ihm und nahmen Platz an der Tafel, in der Mitte ihren Gefangenen, der sich in sein Schicksal gefunden zu haben schien und es sich gut schmeden ließ.

Sir Henry Patric nahm seinen Platz unter seinen Freunden wieder ein und saß in dem unterbrochenen Gespräche fort:

„Wie ich Euch sagte, mit fünfzehn Jahren war ich noch so klein und schwächlich, daß alle Welt mich verspottete und auf grausame Weise neckte. Zuerst hatte ich die schlechte Behandlung meiner Stiefmutter zu erdulden gehabt, und bald kam auch noch die meiner Schulkameraden hinzu. Der Mut ist, wie ich glaube, bei einem Kinde nichts als das Gefühl der Kraft; meine Schwäche machte mich feig, und weit entfernt, durch die Noheiten, die ich erdulden mußte, abgehärtet zu werden, wurde ich dadurch nur noch empfind-

licher für den Schmerz, um so stärker vor demselben zitternd. Ich lebte in einer beständigen Angst, besonders aber fürchtete ich das Lineal des Lehrers. Zweimal hatte ich diese grausame Züchtigung erduldet, und es war mir davon eine so fürchterliche Rückerinnerung geblieben, daß der Gedanke daran allein schon hinreichte, mich am ganzen Körper zittern zu machen. Ich war, wie ich euch sagte, auf dem Gymnasium von Westminster; die beiden Klassen, aus denen es bestand, waren durch einen Vorhang voneinander geschieden, dessen Berührung uns auf das strengste untersagt war. An einem heißen Sommertage überraschte mich der Schlaf, während der Lehrer über die Poetik des Aristoteles einen Vortrag hielt. Durch irgend ein Geräusch in unserer Klasse wurde ich plötzlich gewedt; ich war dem Falle nahe, wollte mich an dem unglücklichen Vorhang halten und riß ein großes Loch hinein, so daß man in die andere Klasse sehen konnte. Die beiden Lehrer wandten sich bei dem Geräusche um und bemerkten zugleich den Schaden den ich angerichtet hatte. Man konnte dessen auch den Schüler beschuldigen, der auf der anderen Seite saß, aber meine Angst verriet mich und mein

„Leider nein,“ erwiderte Sir Henry Patrid, „doch ich habe so oft zu Gott gebetet, daß er mich wieder mit dem zusammenführen möchte, der so edelmütig für mich gelitten hat, und ich würde ein Jahr meines Lebens darum geben, könnte ich nur einmal auf seine Gesundheit mit ihm anstoßen.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ihm ein Glas hingehalten wurde. Es war der gefangene Royalist, der ihm lächelnd den Toast brachte: „Auf die Erinnerung an den zerrissenen Vorhang in Westminster, Sir Henry! Aber auf mein Wort, Euer Gedächtnis ist Euch untreu geworden, denn es waren nicht zwölf Streiche, die ich empfang, sondern die doppelte Anzahl, und zwar als Strafe dafür, daß ich meinen Fehler nicht eher eingestanden und dadurch einen Unschuldigen der Züchtigung ausgesetzt hatte.“

„Ja, das ist wahr, ich erinnere mich daran!“ rief Patrid überrascht aus.

„Und Euer Lehrer gab Euch, wenn ich nicht irre, bei dieser Gelegenheit eine Rede über die „absichtliche Unredlichkeit“ auf,“ fuhr der Gefangene fort.



Karte von Konstantinopel und Umgebung.

Lehrer gebot mir zornig, daß ich zu ihm kommen sollte, um zwölf Streiche mit dem Lineal zu empfangen. Taumelnd, als wäre ich betrunken, erhob ich mich von meinem Sitze. Ich versuchte, zu sprechen und um Gnade zu bitten, aber die Furcht machte meine Zunge erstarren. Ich konnte kein Wort hervorbringen, kalter Schweiß bedeckte meine Stirn, mein Blick verdunkelte sich, und als ich bei dem Lehrer angekommen war, stürzte ich auf die Knie. Schon war das fürchterliche Werkzeug zu meiner Züchtigung erhoben, als eine Stimme rief: „Tut ihm nichts! Ich bin allein der Strafbare!“ Es war der Schüler, der auf der anderen Seite des Vorhanges gesessen hatte. Man ließ ihn in unsere Klasse kommen, und er empfing die zwölf Streiche mit dem Lineal. Meine erste Regung war, diese ungerechte Züchtigung nicht zugeben, aber es mangelte mir an Kraft, und als der erste Schlag geschehen war, seffelte Scham mir die Zunge.

Nachdem der Schüler die Strafe erduldet hatte, ging er an mir vorüber, und indem er mir seine blutenden Finger zeigte, flüsterte er mir mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde, zu: „Halte dich nicht wieder an dem Vorhang fest, Kleiner, denn das Lineal tut weh!“

Ich sank laut schluchzend auf die Knie, und man mußte mich aus der Klasse fortbringen. Seit jenem Tage verabscheute ich meine Feigheit, und bot meine ganze Kraft auf, sie zu überwinden, was mir, wie ich hoffe, endlich gelungen ist.“

„Und Ihr kennt den großmütigen Kameraden nicht?“ fragte einer der Gäste. „Ihr habt ihn nie wiedergesehen?“

„Ja, ich erinnere mich, ich erinnere mich!“ rief Patrid aus. „Aber ist es denn möglich, daß Ihr das seid? Ja, ich erkenne Eure Züge. Ihr seid es! Aber in welcher Lage und in welchem Kleide sehe ich Euch wieder!“

„Es ist die Uniform meines Königs, Sir Henry. Als schottischer Edelmann focht ich für die Sache, die ich für die bessere hielt. Mein Vater, Lord Derby, starb für König Karl und bald wird dies auch mein Los sein. Doch das ist gut, und ich habe nur einen Wunsch: Gott erhalte den König!“

Nach diesen Worten lehrte der Offizier auf seinen Platz zurück und fuhr ruhig in seiner Mahlzeit fort. Aber Sir Henry war finster und nachdenkend. Noch an demselben Abend, nachdem er befohlen hatte, den Gefangenen gut zu behandeln, verreise er, ohne zu sagen, wohin. Erst am vierten Tage kehrte er zurück, und sogleich befahl er, daß der royalistische Offizier vor ihn geführt werde.

Als dieser erschien, sagte er mit dem Tone der Rührung: „Lord Derby, vor zwanzig Jahren zeigtest Du mir Deine blutenden Hände und sagtest: „Halte Dich nicht wieder an dem Vorhang fest, denn das Lineal tut weh!“ Hier ist Deine Begnadigung, unterzeichnet von dem Protektor; laß aber jetzt mich Dir sagen: Ergreife nicht wieder die Waffe gegen das Parlament, denn Cromwell ist schwer zu beugen.“

Bei diesen Worten sanken Lord Derby und Sir Henry Patrid, der spätere Oberrichter, einander in die Arme, und beide lebten seitdem, trotz ihrer verschiedenen politischen Meinung, in der innigsten und vertrautesten Freundschaft.

### Humoristisches.

— Der „Blinde“. Bettler: Ach, geben Sie mir einem blindem Manne einen Groschen. Herr: Na, hören Sie mal, Sie wollen blind sein? Sie haben ja ein ganz gesundes Auge! Bettler: Na, Herr, da geben Sie mir wenigstens fünf Pfennig.

— Er kennt seine Leute. Gattin: Wie nett von deinen Kollegen! Sie wollen dir zu deinem fünfzigsten Geburtstag ein glänzendes Abendessen zu fünfzig Gedecken geben. Das Geburtstagskind: Weiß schon! Damit haben sie auch was Rechtes getan! Ich krieg' natürlich doch nur ein einziges zu essen.

— Unverbesserlich. Vater: Mein lieber Junge, ich bitte dich als dein Vater, der's mit dir wohlmeint, spiel' doch nicht Karten! Bedenk' doch einmal, wie viel Zeit du dabei verlierst. — Sohn: Ja, besonders beim Mischen.

— Die richtige Wirkung. Richter: Angeklagter, wie kamen Sie dazu, über den Kläger herzufallen. — Angeklagter: Der andere hat mich einen Flegel genannt; na, da hab' ich ihn dann entbrechend verdrotschen.

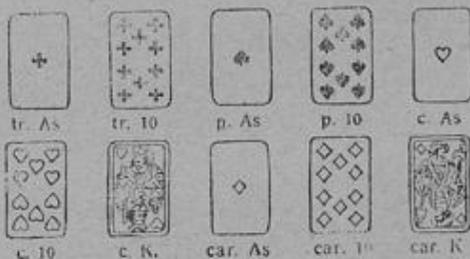
— Aus einem Roman: Außer dem Gebell eines Hundes war weit und breit keine menschliche Stimme vernehmbar.

— Auch. Alte Jungfer zu ihrem kleinen Neffen: Na, Märchen, was machst du denn für ein merkwürdiges Gesicht? Du bist doch nicht etwa? — zeig' doch einmal dein Zeugnis her! — Märchen: Ach, liebe Tante, sei mir nur nicht böse; Vater hi's auch nicht mehr! Es ist mir nur so gegangen wie dir!

### Rätsel-Ecke.

#### Stataufgabe.

A (Vorhand) verliert auf folgende Karte Grand:



Es liegen zwar 8 Augen im Stai, aber die Gegner gewinnen mit 70 Augen. C hat nur 9 Augen in seinen Karten. Hätte B Grand spielen dürfen, so hätte er mit 69 Augen gewonnen. Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

#### Palindrom.

Ich bleibe wohl für alle Zeiten,  
Ob du auch wendest mich,  
Ein Zeichen der Beständigkeit  
Und unabänderlich.

#### Bilderrätsel.



#### Verdächtigkeitsrätsel.

Die nachstehenden Worte sollen in der gegebenen Reihenfolge untereinander gestellt und seitlich so gerückt werden, daß die beiden Längsreihen von oben nach unten gelesen eine einst sehr beliebte Operette und den Namen des Komponisten ergeben.

Die Worte sind: Ardennen, Burgtheater, Arde, Saragoſſa, Solnhofen, Buſche, Venezuela, Cſig, Innsbrunn, Ruſſiſch, Alex, Maſtorb, Katafomben.

#### Worträtsel.

Es sollen 5 Worte gesucht werden, deren jedes die vier Vokale a, e, i, o, — jeden derselben nur einmal! — enthält, und deren Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten nordischen Schriftstellers ergeben.

Die fünf Worte bedeuten in derselben Reihenfolge: 1. Mitglieder eines französischen Revolutionsklubs. 2. Stadt. 3. Musikstück. 4. Schloß. 5. Zügeltrappe.

#### Verzierbild.



Wo ist der Uebeltäter?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Scharade: Rubinſtein.

Räſſelſprung:

Das eben iſt der Liebe Raubermaſt,  
Daß ſie veredelt, was ihr Hauch berührt,  
Der Sonne ähnlich, deren goldner Strahl  
Gewitterwolken ſelbſt in Gold verwandelt.

V. Grillparzer

Zahlenräſſel: San Remo, Amor, Nero, Romeo, Gros, Moſen, Omar.

Kryptogramm: Man beachte die am Rande ſtehenden Signaturen und leſe zuerſt die unter den Dreiecken (weſch beſinnend) ſtehenden Buchſtaben, darauf die unter den Kreiſen befindlichen; es ergibt ſich dann:

„Ein ſalomonisches Urteil.“

Verzierbild: Bild nach rechts drehen; zwiſchen Bäumen und Mauer ſteht die Geſuchte.

Redaktion: Dr. Erwin Dyſſen, Düſſeldorf;

Druck und Verlag: Geſellſchaft für Buchdruckerei und Verlag Düſſeldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



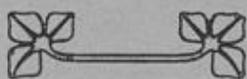
Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 48.

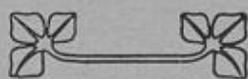
Sonntag, 21. November.

Jahrgang 1912.



## Die Musikantenkinder.

Novelle von Theo Kieferg.



Schluß.

Mit einem Jauchzer stürmte die wilde Schöne in die Zeltmitte, schwenkte die Gitarre, jauchzte abermals, daß lautlose Stille war.

Dann fiel sie in die Saiten, daß die Akkorde rauschten, sang frohe Lieder dazu mit hellklingender Silberstimme. Von Spiel und Gesang ging sie zu einem Tanz über in langsamem, biegsamen Rhythmus, wurde bewegter, heißer, leidenschaftlicher, bis sie plötzlich mitten in einem glühenden Spanier stillstand.

Und die Augen der jungen Dorfburschen hingen an dem schönen Mädchen, das mit heftig atmender Brust, sprühenden Augen und blühenden Wangen in der Zeltmitte stand. Zwanzig Herzen und mehr begehrten sie zur Liebsten, sie, die erst einige Monate bei der alten Großmutter auf dem Lande war, selbst einen hübschen Bauernburschen heimlich liebte, der aber ängstlich und blöde schien.

Den wollte Li Schönwies weden. Und sie rechte die Arme, sah in der Runde um und rief übermütig:

„Für jeden Taler einen Kup. Aber erst zahlen, dann der Lohn!“

Das war ein Stampfen, ein Brüllen vor Begeisterung, das war Kirmes! Und der Bürgermeistersohn warf ein zwanzigmarkstück hin. Li Schönwies notierte ihm eine schlanke Sieben auf den weißgeschneierten Tisch. Einige däftige Bauernburschen wollten sich auch nicht lumpen lassen und gaben dasselbe. Manch einer gab fast sein ganzes Kirmesgeld. Nur einer, der ängstlich und blöde schien, war stille hinausgegangen. Das hatte auch Lotte bemerkt, sie durchschaute jetzt das Spiel.

Als Li Schönwies zu ihr trat, sprach sie leise: „Du . . . du hast einem Herzen weh getan . . .“

„Aber ich weiß nun, daß

dieses Herz mich liebt,“ lachte es übermütig entgegen, „und das ist für dich.“

Damit schüttelte Li Schönwies der erstaunten Lotte die ganze glänzende, klingende Herrlichkeit in den Schoß, flog fort und stand wieder in der Zeltmitte.

„Die Küsse bezahlt . . . Lotte von Koffern . . . nicht ich.“

Fort war die Here zum Zelt hinaus. Ein großer Tumult, eine Heßjagd hinter Li her. Sie war rascher wie alle, wußte, wo jemand war, dessen Liebe sie nun sicher war.

Der hübschste und stärkste Bursche beschloß sie bestimmt. Und so war es. Freilich, blaue Venen gab es auch.

Mit Tränen in den Augen hatte Lotte da gefessen.

Dann wanderte sie still heim. Zwischen Hecken ging sie her, die bunt und gold gekleidet waren. Vom Zelt tönte noch Musik, Stampfen, Jauchzen. Und dort küßten sich wei. Unbeachtet dachte Lotte vorüberzuhuschen, aber Li hatte sie bemerkt, küßte den Burschen noch einmal und sagte fröhlich zu Lotte: „Du, ich dank dir, durch dich bekam ich mein Glück, gelt Fröh.“ Dann schüttelte sie den Burschen an beiden Schultern, lachte ihn an und befahl: „Du, bedank dich auch bei Lotte von Koffern für dein Glück, Mensch du, lieber Mensch.“

Und dem Burschen war sein Glück das letzte Goldstück wert.

So war Lotte Menken der Geldsorge für den langen Winter überhoben. Aber das arme Herz wurde immer kränker. Es war noch nicht Weihnachten, da lag sie stille im Bett und wäre gern gestorben. Heinesé kam nun doch nicht mehr. Er hatte sie wahrscheinlich vergessen, war Geigenprinz und hatte sicher eine wirkliche, goldhaarige Prinzessin gefunden. Das war bestimmt besser für ihn. Doch tat es Lotte wehe . . . . arg wehe.

Nachdruck verboten.



Mohammed V.

Der Sultan der Türkei, dessen Residenzstadt durch das siegreiche Vordringen der Bulgaren und Serben bedroht ist.

Sauer sorgte für das Musikantenkind wie für eine Schwester. Er tagelöhnte ihr zuliebe, damit er nicht aus dem Ort brauchte.

Und ein kleines Mäuschen kam immer, leistete der einsamen Lotte Gesellschaft, wenn Sauer bei seiner Arbeit war. Es kam zuerst bis ans Bett, kletterte hernach auf den Stuhl, kam immer wieder und fraß schließlich die Krümchen und Bröckchen, welche Lotte auf den Stuhl streute.

Mit der Zeit liebte die arme Lotte dieses Mäuschen, welches die Einsamkeit und Menschenverlassenheit mit ihr teilte, gar sehr. In ganz stillen Stunden sprach sie mit ihm, wie mit einem Wesen, das eine Seele hat.

„Lieb Mäuschen,“ sagte sie dann wohl, „dein Loch ist so düster wie die Welt, wenn keine Sonne mehr scheint. Allein bist du, wie die Lotte. Und ich hab dich lieb, weil du so beständig bist und immer treu kommst. . . . Kommst du Heinele. . . . Nein! Mehr wie sieben Jahre ist er fort. Und Lotte muß sterben, wenn er nicht bald kommt. Weißt du den Weg zu ihm? Frag den lieben Gott, der weiß, wo Heinele ist und warum er nicht kommt. Aber Mäuschen muß bei Lotte bleiben und hat so kurze kleine Beine, damit kommt es nicht bis zu Heinele.“

Manchmal sang das Mädchen bei solchen Gesprächen an zu weinen. Dann lautete das Mäuschen wohl wie, wisperte mitleidig und jagte mit bittenden Verlangen der Weinenden zu. Das Geheimnis mit dem Mäuschen verschloß Lotte tief in das zehnquartstranke Herz. Niemand einmal Sauer erfuhr etwas davon. Und das kranke Gemüt wandelte das Geheimnis in ein Orakel.

„Wenn's Mäuschen nicht mehr kommt,“ sagte sich Lotte, „so sterb ich, und ich seh Heinele nicht mehr wieder.“

Bald wurde dieser törichte Glaube zur Gewisheit. Fast fieberhaft wartete Lotte morgens, mittags und abends auf ihr Mäuschen, als sei es Heinele selbst.

Eines Tages nun war sie eingeschlafen, als Andres Sauer ganz leise eintrat. Und er sah eine Maus vom Stuhle springen, durch die Stube laufen und in einem Loch hinter dem Bett verschwinden. Andres zog die Stirn in Falten, daß sie ausah wie ein Zwiebelbeet, über welches Hühner gelaufen sind. Er spitzte die bartlosen Lippen und versenkte seine Hände suchend in das unergründliche Chaos seiner Hosentaschen und fand einen Korkstopfen. Den steckte er fest in das Mausloch, lachte dazu noch pfeifig und schlich hinaus, fester Meinung, er habe Lotte einen Dien geleistet, weil er nicht um das kleine Geheimnis wußte.

Als die Kranke erwachte, wartete sie und wartete. Es wurde Abend. Andres Schwester kam und zündete die verhangene Lampe an. Sie ging wieder. Ganz stille war es. Da meinte Lotte, ein Knistern zu hören, ihre Augen wurden größer, sie blickten vor Spannung. Und das Herz schlug gewaltig. Das Mäuschen mußte nun doch sicher kommen. Aber Mäuschen zeigte sich nicht. Dann kam es sicher morgen. Auch die Hoffnung täuschte. Noch einen Tag wartete Lotte in krampfhafter Spannung. Vergebens.

Es war kurz nach neun Uhr abends, als Andres und seine Schwester wieder in die Stube kamen. Kaum ging die Tür, da fuhr Lotte erschreckt und verwirrt auf. Suchend gingen die Augen rund. Die Lippen bewegten sich lautlos.

„Willst du etwas, liebe Lotte?“ fragte Andres' Schwester. Einen Augenblick starrte die kranke Lotte, dann faltete sie die mageren Hände und flehte: „Mein Mäuschen muß kommen, sonst sterb ich. . . und seh Heinele. . . nicht mehr.“

Durch den Hünenkörper des Bassisten lief ein gewaltiges Zittern. Zwar erfaßte er die Sache nicht ganz, so viel war sicher bei ihm, Lotte kannte das Tierchen, verlangte danach. Und er hatte es eingesperrt in ein dunkles Grab. Wie Andres in Lottes bittende Augen sah, hätte er seinen kleinen Finger für eine Maus gegeben. . . . Vielleicht lebte die eingesperrte noch. Sicher! In dreimal vierundzwanzig Stunden stirbt keine Maus. Sauer stürzte zu dem Loch, riß den Korkstopfen heraus, und — ein totes Mäuschen lag in dem dunklen Kerker. Es war am Herzschlag gestorben vor Angst und Sehnsucht. Fast wie ein Mörder kam sich Andres vor. Er nahm das Tierchen vorsichtig in seine Hand und legte es mit Tränen in den Augen Lotte aufs Bett.

„s arme Mäuslein ist tot!“ stammelte er.

„Tot!“ hauchte Lotte, fuhr auf und schrie: „Heinele! komm. . . ich sterbe!“ Dieser Sehnsuchtschrei war eine Seele, welche ausging, eine andere geliebte zu suchen.

Dann sank das arme Musikantenkind zurück. Nacht umging die ringende Seele. Andres aber stürzte hinaus in den

brausenden Schneewirbel, ohne Mütze und Mantel, zum Doktor, trommelte den alten, gemüthlichen Herrn ungestüm heraus und spannte selbst den schläfrigen Gaul ein. In einer knappen Stunde war er wieder in Koffern. Der alte Doktor schüttelte den weißen Kopf, als er Lotte untersucht hatte. „Da kann ich wenig helfen.“

Andres knirschte einen schweren Fluch leise zwischen den gepreßten Lippen hervor: „Heinele, Bub,“ zischte er, „Donnerwetter, Klarinetten und Flöt, stirbt die Lotte, dreh ich dir, Bub, s Genid um, und soll ich die Welt nach dir absuchen. Ich find dich, und hingst du dem türkischen Sultan am Bart.“ „Was ist mit dem Bub und dem Heinele?“ forschte der Arzt. Und als er von dem wütenden Andres die ganze Geschichte erfuhr, sagte er: „Dann ist der richtige Doktor eben s Heinele und nicht ich. Der Bub muß her, ehe drei Tage um sind. Länger halt ich eine stehende Seele auch nicht. Und für das zerbrochene Herz hat nur der Geigenprinz den rechten Mitt.“

\* \* \*

In derselben Stunde, da Lotte nach Heinele gerufen hatte, spielte ein junger, blondlockiger Künstler vor einem glänzenden Publikum einer Wiener Wohlthätigkeitsveranstaltung. Mitten im Brillantfeuer hinreißender Töne riß jäh und hart eine Saite. Das war nun dem Geiger mehr wie einmal passiert. Nie hatte es ihn erschreckt. Heute machte es ihn sogar lahm, zum Weiterspielen völlig unfähig. Schweigend verbogte sich der junge Künstler und trat unsicher in den Vorraum des offenen Podiums zurück.

Fünfter stand er vor dem Instrument und sah die eine zerrissene Saite. Sie schien ihm eine Seele. Und die Seele hieß Lotte Menten. Fast unwillig warf Heinz von Koffern — so stand im Programm zu lesen — den Kopf zurück, strich durch die blonden Locken und wandte sich, wie von einer seltsamen Macht bezwungen. Vor ihm stand eine hohe, edle Erscheinung. Und die unendlich tiefen Augen schienen auf den Grund seiner Seele zu schauen, als der Mund mild sprach: „Sie lieben Ihre Kunst einer edlen Sache. Und wer so spielen kann, muß gut sein. Gott segne Ihren Lebensweg.“

Was bei diesen einfach gütigen Worten des Künstlers Seele erfaßte und bestürmte, machte ihn stumm vor schwerer, jäher Schuldkenntnis. Und er griff zum Federmesser, zerschchnitt hastig die anderen drei Saiten, daß es klirrend hell sprang.

„Oesterreichs Kaiserin spricht mit Ihnen“, raunte dem Erregten sein Impresario zu.

Nur einen Augenblick suchte Heinz von Koffern. Dann beugte es sich über die Hand, welche die gütige Kaiserin ihm mild reichte, küßte sie in tiefer Ehrfurcht. Und als er den Kopf hob, schimmerten Tränen in des jungen Künstlers Augen, ehe er fest sprach: „Majestät! Ich bin nicht gut. Aber ehe ich es nicht bin, rühre ich mein Instrument nicht mehr an, so war ich lebe!“

Niemand begriff diesen Schwur.

Der Geigenprinz aber nahm sein Instrument, schritt rasch hinaus, eilte seinem Gasthof zu, packte nur wenig in seine Reisetasche und verließ mit dem Nachtschnellzug Wien.

Lotte hatte ihn gerufen, und endlich. . . endlich hatte er es gehört. . . .

Es war gut vierundzwanzig Stunden später. Andres war gerade von seiner Schwester in der Nachtwache abgelöst worden und verließ eben das kleine Häuschen, als er von einem Fremden fast umgerannt wurde.

„Holla, Freundschaft!“ brummte der Bassist, „immer langsam.“ Damit nahm er sich den Mann beim Rock, sagte dann seelenruhig:

„So, bist du es, Heinele? kommst reichlich spät. . . aber eben noch zur rechten Zeit, um alles wieder gut zu machen. Geh nur herein.“

Und der stolze Geigenprinz ging demüthig in das Stübchen, wo er zuerst Klarinette und Vogelstimmen geliebt hatte. Dort feierten zwei geprüfte Seelen herzergreifendes Wiedersehen.

Und was trotz aller Liebe und Fürsorge der treue Andres mit seiner Schwester nicht zustandebringen konnte, das erreichte Heinele, der „richtige Doktor“, durch seine bloße Gegenwart, sein Plaudern und Spiel, in kürzester Zeit: Lottes Gesundung. . . .

Nie hatte Lotte gefragt, warum Heinele nicht früher gekommen war. Und als der Mai zum zweitenmal wiederkam, feierten die Musikantenkinder Hochzeit.



# Ignatius, der Künstler.

Humoreske von J. D. Warklen.



(Nachdruck verboten.)

Die idyllische Stille meines Ateliers wurde plötzlich durch das fast gewaltsame Aufreißen der Tür unterbrochen. Im nächsten Augenblick saß mein lieber Freund Willibald Brüderle wie ein gebrochener Mann in einen der großen Lehnstuhl und stöhnte:

„Mensch, Mensch, Mensch, wie ist das möglich?“

Weil Künstler es häufig mit der Begrüßungsform nicht so genau nehmen, und weil tief sinnige geheimnisvolle Fragen unter ihnen nichts Seltenes sind, setzte mich dieser hochdramatische Auftritt Willibalbs durchaus nicht in Erstaunen, und ich sagte ruhig, indem ich meine Farbe auf der Palette weiter mischte:

„Guten Morgen, Willibald. Werde, bitte, etwas deutlicher.“

Einen Augenblick sah er mich starr an; dann sagte er etwas patheistisch frei nach Carlos:

„Hör an — erstarre — doch erwid're nichts — ich bin ein großer Künstler!“

Er erhob sich etwas aus seiner hingegossenen Stellung, zog aus der Brusttasche seines Jacketts ein Papier hervor,

im Laufe der letzten drei Jahre so gründlich in die Brüche gegangen, daß ich daran zweifelte, mich je wieder aus dem Sumpfe herausarbeiten zu können.“

„Dein Selbstvertrauen? Aber deine Studien fielen doch auf der Akademie schon auf. — Du galst stets für sehr talentvoll.“

Willibald antwortete nicht. Er sah mich nur mit einem ganz eigenen, schwermütigen Blick an, und ich fuhr fort:

„Allerdings war ich gestern, offen gestanden, etwas enttäuscht, als ich nach jahrelanger Abwesenheit nichts Neues in deinem Atelier fand, mit Ausnahme der Skizzen zu dem Bilde, von dem ich ja keine Ahnung hatte, und . . .“

Da liegt der Hund begraben, lieber Freund!“ unterbrach Willibald mich. „Ich will dir eine Geschichte erzählen, aber nicht „wie man Präsident wird“, sondern wie Willibald Brüderle zur goldenen Medaille kam. Aber hier nicht. Hier ist mir die Luft zu eng. Laß uns durch den Englischen Garten zur griechischen Weinstube gehen; da wollen wir, wie früher so manches fröhliche Ereignis, auch dieses begießen.“

## Ein Krankensaal im deutschen Konsulat in Belgrad.

Auch die Damen der Deutschen Botschaft in Belgrad haben die Pflege von serbischen Verwundeten übernommen. Das Konsulat hat Räume für Spitalzwecke zur Verfügung gestellt. Die Gattin des Generalkonsulats Frau Dr. Schlieben übernahm persönlich die Leitung.



hielt es mir entgegen, saß wieder — diesmal noch tiefer — in den Sessel zurück und schloß mit einem aus dem tiefsten Innern kommenden Seufzer die Augen.

Ich entfaltete hastig das Telegramm und las.

„Der Vorstand der Internationalen Kunstausstellung teilt Ihnen mit, daß Ihr Bild „Abendfrieden“ von der Jury mit der goldenen Medaille prämiert wurde. Wir sprechen unseren Glückwunsch aus. Gleichzeitig fragen wir an, ob Sie dem Verlosungsausschuß das Bild für 2000, anstatt 2500 Lire überlassen würden.“

Ich fiel Willibald um den Hals, oder vielmehr riß ihn aus dem Sessel in die Höhe und drückte ihn, überwältigt von freudiger Erregung, an meine Brust.

„Willibald! Willibald! Mensch! Freund! Ich gratuliere dir! Aber was ist das für ein Bild? Was ist das für eine Ausstellung?“

Willibald antwortete mit noch immer geschlossenen Augen: „Du bewunderst gestern die Skizze dazu in meinem Atelier. Ich habe das Bild auf die Ausstellung nach Venedig geschickt.“

„Und davon sagtest du deinem besten Freunde kein Wort, als er nach dreijähriger Abwesenheit gestern zum ersten Male zu dir kam? Die wahre Freundschaft ist das nicht, mein lieber Willibald!“

„Verzeih! Ich fand nicht den Mut dazu. Keiner meiner Bekannten weiß, daß ich ausgestellt habe. Ich hatte ja allen Glauben an mich verloren. Mein Selbstvertrauen ist

Eine Viertelstunde später gingen wir Arm in Arm durch den Englischen Garten. Willibald brach endlich das Schweigen und sagte:

„Ich habe eine Bitte an dich. Du mußt mir zuliebe für eine Stunde deine aristokratischen Vorurteile begraben und nichts dagegen haben, daß Ignatius an unserem Bankett in der Weinstube teilnimmt.“

„Ignatius?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, Ignatius, mein Diener. Es geht nicht anders. Ihm allein verdanke ich die goldene Medaille.“

„Ignatius?“ fragte ich noch erstaunter.

„Allerdings. Er hat mich zu einem berühmten Künstler gemacht. Das ist eben die Geschichte. Ich will sie dir jetzt erzählen, damit du Ignatius nicht für unwürdig hältst, an der Begießung des fröhlichen Ereignisses teilzunehmen.“

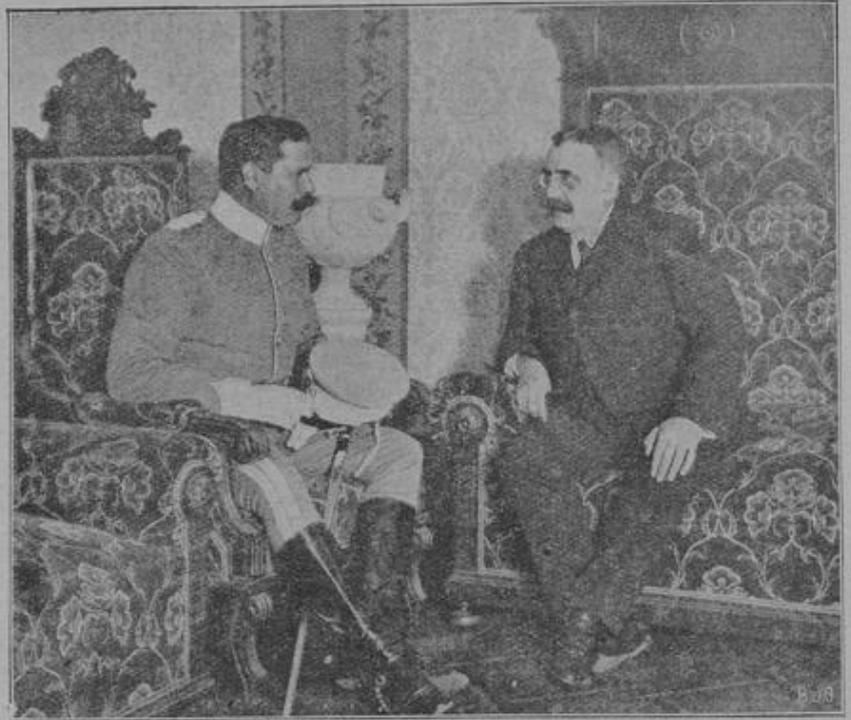
„Wirklich Ignatius, dein Diener, den ich zu meinem größten Erstaunen nach meiner Rückkehr noch in deinen Diensten fand?“ Ich erinnere mich, daß du ihn vor meiner Abreise kurze Zeit hattest und behauptetest, er flöge nächstens hinaus, weil dir in deinem ganzen Leben kein faulerer Kerl vorgekommen sei, und weil er lüge.“

„O lieber Freund, ich denke heute über das Lügen und die Faulheit anders. Gott sei Dank, daß Ignatius diese glänzenden Eigenschaften besaß. Wäre er fleißig gewesen und hätte er nie gelogen, so würden mir meine Verhältnisse kaum erlauben, dich heute zum Frühstück einzuladen.“

### Zur Ermordung des spanischen Minister- präsidenten Canalejas.

Am 12. November wurde auf den spanischen Ministerpräsidenten Canalejas ein anarchistisches Attentat verübt. Unser Bild zeigt den ernordeten Ministerpräsidenten im Gespräch mit dem spanischen Kriegsminister Fernandez Sylvestre während einer Konferenz.

Rechts: Canalejas, links: Kriegsminister Sylvestre.



„Genug des Mystizismus, Willibald! Ich bin neugierig wie ein altes Weib. Erzähle endlich deine Geschichte!“

Und Willibald erzählte.

„Du erinnerst dich noch, daß, kurz bevor du München verließest, mein Vater plötzlich starb. Auch du hieltest mich wohl damals für einen reichen Erben. Nun, das war ein Irrtum. Das Geschäft war so gut wie pleite, und nur mit knapper Not gelang es uns, die Gläubiger zu befriedigen. Ich war über Nacht zum Bettler geworden. Eine recht angenehme Situation, wenn man so verwöhnt ist, wie ich es war. Das Leben auf großem Fuße war aus; die Ansprüche mußten auf ein Minimum herabgeschraubt, auf viele Annehmlichkeiten des Lebens mußte verzichtet werden; das stand fest. Mein Geld reichte nur noch für wenige Monate, dann kam der Kampf um das tägliche Brot. Ich überlegte kaltblütig, wie du es mir sicherlich nie zugetraut haben würdest. Bilder malen, wäre Irrsinn gewesen. Davon konnte ich mir keinen Erfolg versprechen, weil ich mitten aus meinem Studium herausgerissen wurde. Ich suchte Zeichenlehrerstellen in Mädcheninstituten und fand

auch zwei. Zwar wurden sie miserabel bezahlt, aber ich war vor dem Hungertode gerettet. Ich mietete ein billigeres Atelier und entließ auch meinen Diener; du wirst dich dessen noch erinnern. Nach acht Tagen aber schon sah ich ein, daß ich den mir daraus entstehenden Ungelegenheiten auf die Dauer nicht gewachsen sein würde, und suchte durch die Zeitung einen neuen Diener. Die Folge war, daß, geleitet von einer gütigen Vorsehung, Zanatius zum ersten Male die Schwelle meines Studios überschritt. Er war allerdings nicht der einzige, aber ich wählte ihn, weil er der billigste war. Warum er so billig war, wurde mir bald aus seinen Leistungen erklärlich. Gleichzeitig aber erkannte ich, daß er ein sehr anständiger, mir aufrichtig ergebener Mensch war, vor dem ich meine prekäre finanzielle Lage nicht ängstlich zu bemänteln brauchte, um ihn in Respekt zu halten. Das war eine Wohltat für mich, und er wurde unmerklich mein Vertrauter. Darum ertrug ich geduldig seine Faulheit. Nur reizte es mich zur Wut, daß er stets eine halbe Stunde zur Toilette nötig hatte, ehe er zur Ausführung der kleinsten Beforgung auf die



### Ein mohamedanischer religiöser Brauch.

Der heilige Teppich, der auf Kosten des Sultans in Konstantinopel gewebt worden ist, wird alljährlich zur Verhüllung der Kaaba zu Mekka unter ägyptischer Militärbesetzung und Begleitung der hohen Geistlichkeit über Alexandria zu Schiff nach der syrischen Hafenstadt Haifa und von dort mit Benutzung der Hedschabahn nach Mekka gebracht.

Straße ging. Nie verließ er das Haus, ohne sich auf das sorgfältigste zu kleiden, und bald wurde es mir klar, daß er es ängstlich vermied, für einen Diener gehalten zu werden. Seine Verwandten sind in guten kleinbürgerlichen Stellungen. Seine verheirateten Schwestern besuchte er häufig. Sie wohnen in einem von kleinen, aber anständigen Leuten bewohnten Hause. — Eines Tages bemerkte ich an Ignatius etwas, das fast an Fleiß und Pflichterfüllung grenzte, und das veranlaßte mich zu der besorgten Frage, ob er krank sei, was er mit betrübtem Kopfschütteln beantwortete und hinzufügte:

Er schwieg einige Sekunden, schlug die Augen zu Boden und würgte dann die Worte hervor:

„Niemand weiß, daß ich Ihr Diener bin. Ich habe stets gesagt, wir wären Kollegen und arbeiteten in demselben Atelier.“

„Mensch!“ rief ich entrüstet aus.  
 „Verzeihen Sie; es handelt sich ja nur um Leute, die Sie gar nicht kennen. Die Folgen meiner Lüge sind schlimm genug für mich. Gestern hat mich eine Näherin im Hause meines Schwagers gebeten, ihr zwei Bilder zu malen.“



Serbisches rotes Kreuz in Tätigkeit nach der Schlacht bei Branja.

**Vom türkischen Kriegsschauplatz.**

Die großen Feldschlachten des Krieges auf dem Balkan sind geschlagen; siegreich sind die Truppen der vier Verbündeten tief in türkisches Land eingebrochen, und wenn das Vordringen auch schwere Verluste kostete, haben die Angreifer doch vermocht, auf allen Kriegsschauplätzen die Türken zurückzudrängen. Mittlerweile ist aber der große Bitterungsumschlag eingetreten, vor dessen Eintritt die Bulgaren Konstantinopel erobert zu haben hofften. Dieser hat den Türken denn auch die Möglichkeit gebracht, sich von dem ersten Schrecken zu erholen und Verstärkungen heranzuziehen. Infolgedessen leisten sie jetzt an manchen Stellen

tapfer Widerstand, die man schon in den Händen der Verbündeten glaubte. Und wenn ihnen auch Krankheiten, wie die Cholera, vor Konstantinopel zu arg zusehen, ist es nicht ausgeschlossen, daß der Ausgang des Krieges für die Türkei doch besser ausfällt, als es zuerst scheinen wollte.



Ein von Bulgaren erobertes türkisches Kruppgeschütz.

„Viel schlimmer als das. Ich muß mir das Leben nehmen, wenn Sie mich nicht aus dieser Lage retten.“

Jetzt sah ich erst, wie bleich er war.

„Ja, das Leben nehmen,“ wiederholte er noch einmal mit Nachdruck. „Als blamierter Mensch in der Welt herumlaufen, das ertrage ich nicht.“

„Aber Mensch, was haben Sie denn angerichtet?“ fragte ich, von seinem tiefen Ernst betroffen.

„Es handelt sich um meine Ehre. Ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen. Helfen Sie mir oder werfen Sie mich hinaus. Mir ist alles gleich; aber ersteres wäre mir lieber.“

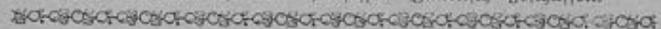
„Zwei Bilder?“ unterbrach ich ihn überrascht, weil mir das Schicksal derartige Massenaufträge bisher hartnäckig vorenthalten hatte.

„Ja,“ antwortete Ignatius seufzend und sah mich mit flehendem Blicke an. „Die Näherin war verlobt mit einem Seemann, der verholten ist. Von seiner letzten Reise brachte er ihr aus Brasilien zwei große Rucheln mit, und darauf soll ich ihr Landschaften malen. Ich sagte, ich sei zurzeit mit Arbeit so überhäuft, daß ich kaum dorthin gehen könne; meine Hoffnung, sie dadurch los zu werden, schlug fehl. Sie sagte, es hätte Zeit, ich könne die Bilder malen, wann ich wollte; es läge ihr daran, etwas wirklich



Ein Pan-Denkmal.

In den Anlagen am Liesensee wurde kürzlich im Auftrage der Charlottenburger Stadtverwaltung ein Pan-Denkmal aufgestellt. Das Denkmal ist von Professor Janensch geschaffen.



Gutes und Künstlerisches zu haben, und deshalb habe sie sich an mich gewandt. Ich konnte nun doch nicht zugeben, daß ich alle Leute im Hause immer angeschwindelt habe, und war gezwungen, den Auftrag anzunehmen. Haben Sie Mitleid mit mir und malen Sie die Bilder. Ich will gern auf einen Monatslohn verzichten."

Mich amüsierte dieser Reinfall meines Ignatius ungeheuer, besonders, da er eine so niederschmetternde Wirkung auf ihn ausgeübt hatte. Ich ließ ihn, damit er doch nicht ganz ohne Strafe für seine Ausschneidererei davontam, erst noch etwas zappeln, bis ich mein gutes Herz siegen ließ. Ignatius strömte über von Dankbarkeit, putzte zwei Tage meine Schuhe wirklich blank, stand morgens zur rechten Zeit auf und bürstete meinen Hut ab, ohne daß ich ihn daran erinnerte. Am dritten Tage brachte er mir die Muscheln. In humorvollster Stimmung kittete ich zwei farbenlustige, von Sonne übergossene Landschaften darauf. Die Arbeit machte mir sogar Vergnügen. Ich buhlte ja nicht um die Gunst der Menge und ließ meinen Gefühlen freien Lauf. Der Erfolg war durchschlagend. Die Näherin war entzückt von den Kunstwerken und ihre Begeisterung für den großen Künstler Ignatius übertrug sich auf alle ihre Verwandten und Bekannten, auf ihre Kundschaft und Hausgenossen. In voller Würdigung des „Kunstwertes“ der Bilder drückte sie dem tieferrötenden Ignatius die kolossale Summe von sechs Mark in die Hand, mit dem Versprechen, daß dieser billige Preis Geheimnis bleiben solle. Ignatius' Weigerung, das Geld anzunehmen, blieb erfolglos. Seine vornehme Gesinnung und sein Gewissen aber erlaubten ihm nicht, dieses Kapital als sein Eigentum anzusehen, und ich mußte seinem Drängen nachgeben, mich als rechtmäßigen Besitzer desselben zu betrachten. Ich kaufte ihm dafür eine Uhrkette aus purem Golde. Von diesem Tage an wendete sich mein Geschick.

Schon am nächsten Tage kam Ignatius mit einem neuen Auftrage. In das Haus, in dem auf der Kommode der tumultuösen Näherin meine beiden Kunstwerke standen, war ein Pferdebahnkutscher eingezogen, und die Möbeltransporteure hatten zwei Felddruckbilder — wunderschöne Edelsträußlein mit riesigen Federhüten — beschädigt. Die

dankbare Mäcenatin hatte sofort Ignatius als den für die Reparatur geeigneten Künstler empfohlen, und er hatte den Auftrag fallen Blutes für fünf Mark angenommen. Diesmal mußte ich aber die Summe als mein Eigentum betrachten. Ich führte den Auftrag in so gehobener Stimmung aus, daß ich, wohl zum ersten Male seit meiner Misere, wieder wie einst in glücklicheren Zeiten lustig bei der Arbeit pfiff. Dieser nicht mißzuverstehende Ausdruck meiner Gemütsverfassung hat Ignatius jedenfalls auf einen grandiosen Gedanken gebracht, denn schon am nächsten Tage teilte er mir freudestrahlend mit, daß er nach langem Ueberreden von einem Flickschneider den Auftrag bekommen habe, ein Türschild zu malen mit dem Namen Moïse Käsebieter und einem dementsprechenden Stillleben, bestehend aus einer Bierflasche, Käse, einigen Beuten und Scheren. Der Preis durfte zehn Mark sein, und das Blech wollte er extra zahlen. Und so ging das nun weiter. Täglich kam Ignatius mit Aufträgen, und bald wurde das Geschäft ausgedehnt auf Kreidezeichnungen nach Photographien Lebender und Verstorbener für zehn bis fünfzehn Mark das Stück. Oft machte ich drei bis vier an einem Tage, da diese Bilder bald in Ignatius' Bekanntenkreise beliebte Hochzeits- und Geburtstagsgeschenke wurden. Ignatius wurde von Tag zu Tag fauler, ich reicher. Selbstredend gab ich ihm für jeden Auftrag reichliche Prozente, so daß er sich „seinem Stande gemäß“ kleiden und seinen Idealwunsch erfüllen konnte. Dieser bestand darin, sich für die weniger ästhetischen Dienstleistungen und das Reinigen der Treppe eine alte Frau zu engagieren. Keine Mühe war ihm jedoch zu viel, wenn es galt, einen Auftrag zu erhalten. Er hatte sich eine gewisse stolze Haltung angewöhnt, trug längeres Haar als früher, das aber tadellos gepflegt war, und genial geschlungene Künstlerkrawatten. Eines Tages erschien er sogar mit einer Sammetjacke, die in seinen Kreisen für unzertrennlich von einem wahren Künstler galt. Lächelnd heimste er alles Lob und alle Anerkennung ein, und als es einmal der Zufall fügte, daß ihn jemand an eine einflußreiche Persönlichkeit empfehlen wollte, wehrte er bescheiden ab und sagte, das jetzige Geld seiner Tätigkeit sagte ihm vollkommen zu. Das machte ihn zum Liebling der kleinen Leute, und die Zahl der Aufträge wurde nun zu Zeiten so groß, daß ich sie kaum bewältigen konnte. Meine Ersparnisse wuchsen zu einer namhaften Summe an. Nachdem ich aber auf diese Weise meine nächste Zukunft gesichert sah, ergriff mich doch ab und zu ein qualender, moralischer Krater. Ich fühlte mich allmählich im Sumpf der prosaischen Alltäglichkeit versinken, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach allem, was mir als Künstler früher einmal heilig war, packte mich mit fast erschütternder Gewalt. In einer solchen Stimmung begann ich ein Bild. Und an diesem Bilde arbeitete ich im Laufe der letzten drei Jahre immer in den Stunden, in denen mein Herz ganz erfüllt war von dem Verlangen nach künstlerischem Schaffen. Nie war früher ein so gewaltiges inneres Drängen, ein so zwingendes Gestaltungsbedürfnis in mir, wie in diesen Stunden, in denen ich malte, um des Gefühles tiefster Traurigkeit und Verzweiflung Herr zu werden, und nie hätte ich geahnt, daß ich einer so ernsten Hingebuna fähig bin. Ich weiß nicht, lieber Freund, ob es die glücklichsten oder die furchtbarsten Stunden meines Lebens waren. In einem Augenblick war es mir, als ob ich schreien müßte vor innerer Qual, im nächsten, als ob ich aufschauern müßte vor überquellendem Glücksempfinden. So schuf ich das Bild, das mir die goldene Medaille eingetragen hat."

Willibald schwieg. Er sah mich nicht an, und ich merkte, daß seine Lippen zuckten und seine Augen sich plötzlich mit einem brennend roten Rand umzogen. Ich verstand, was in ihm vorging, und konnte über das Komische seiner Geschichte nicht lachen. Das Tragische daran hatte mich zu sehr gepackt. Ich sagte mir, wie mancher Künstler steht wohl auf diesem Wege zugrunde, wenn für ihn nicht Stunden kommen, in denen etwas ihn zwingt, sich aus seinem Glend in das Heiligatium der wahren Kunst zu flüchten.

„Und was sagt Ignatius zu dem Erfolg?“ fragte ich endlich nach minutenlangem Schweigen.

„Er weiß es noch gar nicht,“ antwortete Willibald. „Ich habe ihn merkwürdigerweise heute morgen noch nicht gesehen. Er wird wohl auf Geschäftsreisen sein. Aber sag, bist du einverstanden, daß er mit uns in die Weinstube kommt?“

„Aber natürlich! Wie kannst du nur fragen? Von ganzem Herzen!“

Oben im Atelier überreichte Willibald seinem treuen Diener Ignatius strahlend das Telegramm und sagte:

„So, Ignatius, jetzt werden keine Kittschbilder mehr ge-

malt! Dieses elende Leben hat ein Ende! Von heute ab wird mir noch der großen, edlen, freien Kunst gelebt."

Während Ignatius das Telegramm las, sahen wir erwartungsvoll seiner Antwort entgegen. Zu unserer Ueberraschung wurde er bleicher und bleicher und fing an, am ganzen Körper zu zittern.

"Aber was haben Sie, Ignatius?" fragte Willibald erstaunt. Ignatius sah auf und sagte stotternd:

"Nein, das dürfen Sie mir nicht antun. Ich würde für immer blamiert sein. Und gerade jetzt. Gestern abend hat mich der „Verein der Barbieri des Westens" zum Ehrenmitglied gemacht. Infolge der Landschaft, die ich mit Ihrer Erlaubnis für das Vereinslokal als Neulame geschenkt habe. Dreiundzwanzig selbständige Barbieri haben aus Dankbarkeit Portraits in Kreide bei mir bestellt, als Schmuck für ihre Barbierstuben, das Stück für dreißig Mark ohne Rahmen. Ich habe mich dazu verpflichtet. Wenn Sie mich jetzt im Stich lassen, bleibt mir kein anderer Ausweg als die Kugel!"

Ich mußte lachen über die tragikomische Szene. In Willibalds Zügen stand düsterer Ernst und alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Mit klangloser Stimme sagte er zu mir:

"Sprich bitte jetzt nicht! Lache auch nicht! Die Situation ist sehr ernst. Ich muß kaltes Blut bewahren."

Nach einer unheimlichen Minute sagte er zu Ignatius:

"Gut, Ignatius; ich werde die Bilder zeichnen. Ich würde als Schuft an Ihnen handeln, wenn ich es nicht täte. Aber diese dreiundzwanzig Barbieri sind die letzte Arbeit, die ich nur des schönen Mannons wegen mache. Strengen Sie Ihr Gehirn an, wie Sie sich später aus der Affäre ziehen wollen. Ich schulde Ihnen vielen Dank: das werde ich nie vergessen. Sie sind mir schon lange nicht mehr Diener, sondern Freund. Aber ich muß frei sein. Finden Sie jedoch keinen Ausweg, in Ihren Kreisen Ihren Ruf als Künstler zu retten, so bin ich bereit, unseren Wohnsitz zu wechseln. Wir würden uns in Rom oder Paris niederlassen, und Sie würden es versuchen müssen, Ihr Leben als einfacher Diener zu fristen, ohne die Aureole des Ruhmes. Schlecht soll es Ihnen gewiß auch dann nicht gehen. Ueberlegen Sie sich das heute nachmittag in aller Ruhe. Jetzt aber wollen wir die Günst des Augenblickes genießen. Ziehen Sie sich etwas schneller als gewöhnlich an, und kommen Sie mit uns in die griechische Weinstube zum Frühstück."

### Wie Konstantinopel an die Türken fiel.

Am 6. Januar des Jahres 1449 wurde Konstantin Paläologos die Nachricht vom Tode seines Bruders Johannes VIII. überbracht; auf ihn war nun die Herrschaft über das ehemals so stolze oströmische Reich gefallen; er konnte nun das Erbe eines Justinian, das Erbe der großen Komnenen antreten. Aber der Erbansfall bestand nur noch aus Ruinen. Konstantinopel und noch ein paar Städte am Bosphorus und an der Propontis, mehr war von dem Reiche nicht geblieben. Auch Konstantinopel war nicht mehr das, was es zur Zeit eines Justinian gewesen; seine Einwohnerzahl war auf ein Drittel gesunken und selbst den Ruf, die schönste Stadt der Christenheit zu sein, machten ihm bereits andere Städte streitig.

Stück für Stück hatten die siegesgewohnten Scharen, die der Fahne des Propheten folgten, dem alten byzantinischen Reich entrissen, und nun standen sie dicht vor den Toren des heiligen Byzanz und begehrten Einlaß. Eine Armee von 270 000 Türken stand vor den Toren der Stadt, 425 Schiffe hielten den Bosphorus blockiert; der Kampf dagegen war von vornherein mit den paar tausend Mann, die dem letzten Paläologen zur Verfügung standen, aussichtslos. Die Katastrophe konnte verzögert, aber nicht aufgehalten werden.

Zimmerhin lag Sultan Mohammed II. mit seinen Truppen zwei Jahre vor Konstantinopel, bis es ihnen gelang, in die Stadt einzudringen; alle Stürme wurden mit großen Verlusten abgeschlagen. So kam der 29. Mai 1453 heran; am Abend vorher hatte sich Konstantin Paläologos noch in die Sophienkirche, die jetzige Moschee Hagia Sophia, zum Gebet begeben; aber in den Gottesdienst drang raub der rohe Lärm der siegestrunkenen Angreifer vom Türkenlager herüber. Am Morgen des 29. Mai stand der letzte Kaiser von Konstantinopel wieder wie jeden Tag am Tore des Heiligen Romanos und suchte dem Ansturm der vordringenden Mohammedanerscharen standzuhalten; zweimal gelang es auch, den Sturm zurückzuschlagen, und schon atmete man

erleichtert auf, da kam vom Rücken her Geschrei und Gejohle; den Türken war es gelungen, ein anderes Tor zu eröffnen, und von der Stadt her fielen sie nun dem Kaiser mit seinen wenigen Getreuen in den Rücken. Das letzte war ein Gemetzel. An Rettung war nicht mehr zu denken; erst am Abend bemerkte man, daß auch der letzte Kaiser des oströmischen Reiches gefallen war; mitten unter den entseztlich verstümmelten Leichen lag er, am golddurchwirkten Purpur und an den Adlern, die dem Mantel aufgestickt waren, erkenntlich. Nun hatte sich die Prophezeiung Mohammeds erfüllt: „Einnehmen werden sie Konstantinopel! Heil dem Fürsten, Heil dem Heere, die dieses vollbringen!"

Am nächsten Morgen zog Mohammed II. in die Stadt ein, die seit diesem Tage, 459 Jahre lang die Hauptstadt des osmanischen Reiches ununterbrochen sein sollte. Mit dem Fall des letzten oströmischen Kaisers war auch das oströmische Reich selbst gefallen, nachdem beinahe ein Jahrtausend früher die jugendkräftigen Germanenkrieger in die Ewige Stadt selbst eingezogen waren. Fast 1000 Jahre lang hielt der Bau noch stand, bis der letzte Kaiser fiel.

Und die Türken zogen weiter nach Westen, Schreden und Greuel verbreitend. 230 Jahre später standen sie sogar vor den Toren Wiens und ganz Deutschland zitterte vor ihrem Ansturm; da vollzog sich der Umschwung. Die Peripetie des großen mohammedanischen Dramas setzte ein. Wien wurde entsezt dank der Hilfe seiner christlichen Bundesgenossen. Prinz Eugen, der edle Ritter, errang die ersten Siege wenige Jahre später in offener Feldschlacht, und als man die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schrieb, da hatten die Türken ihren Schreden für Europa verloren. Wie sie früher einen Gebietsteil nach dem andern den christlichen Königen und Kaisern entrissen hatten, so drangen jetzt die Christen wieder vor und suchten die fremden Eindringlinge wieder aus Europa hinauszujagen. Was weiter aus dem türkischen Reiche werden wird, wenn es aus der Zahl der europäischen Staaten gestrichen ist, das steht auf einem andern Blatt.



Der Meisterschwimmer Adolf Bollrath verlor im Alter von 20 Jahren durch einen Unglücksfall den linken Arm. Er will versuchen, im nächsten Frühjahr den Kanal von Frankreich nach England zu durchschwimmen.

### Humoristisches.

— Neunzehnhundertelster? Wirt: Das ist ein Weinchen; ich sage Ihnen, das Wasser läuft Ihnen dabei im Munde zusammen!

— Kinder von heute. Mädchen: Du, Lieschen, warum willst du denn nun nicht mit meinem Bruder spielen? — Lieschen: Ja, weißt du, das ist nichts mit dem, der denkt immer gleich nach der ersten halben Stunde, ich müßte ihn nun auch heiraten!

— Backfischlogik: Na, mich sollte einmal einer zu küssen wagen! Dem würd' ich aber zeigen, daß ich den Mund auf dem rechten Fleck habe.

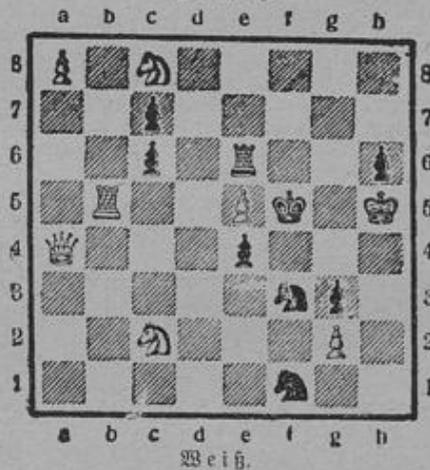
— Jedes Ding hat zwei Seiten. A.: Du, Bruder, sag' mal, ich hör', bei euch ist heute gepfändet worden; sogar die schöne Uhr haben sie euch genommen?! Das muß aber unangenehm sein! — B.: Ach, 's ist net so schlimm, wie ich mir's erst g'dacht hab'; denn weißt', jetz' kann' i geruhig nachts im Wirtshaus sitzen bleiben, so lang i mag, — mei Alte weiß ja net, wie spät es is!

— Zerstreut. Professor X. begegnet einem langen, dünnen, blonden Herrn, der ihn froherstaunt anredet: Sieh da, Herr Professor! Na, kennen Sie mich denn gar nicht mehr. — Professor X.: Bedauere, aber ich habe keine Ahnung. . . .! — Der Fremde: Wir haben doch seinerzeit in Berlin zwei volle Jahre lang zusammen zu Mittag gegessen! — Professor X.: Ah, jetzt dämmert's mir, da sind Sie wohl der kleine, dicke Herr mit dem schwarzen Schnurrbart von damals? Ich hätte aber wirklich nicht geglaubt, daß sich ein Mensch so verändern könnte!

### Rätsel-Ecke

#### Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

#### Diagonälrätsel.

Die Buchstaben, richtig geordnet, ergeben acht Wörter in waagrechter Reihe:

1. Stadt in Birma, 2. Fluß, 3. Name für Mittagstisch, 4. Speise, 5. Gasthaus, 6. Gelehrter, 7. Land in Afrika, 8. Stadt auf Java.

Die Diagonalen von links oben nach rechts unten, sowie von links unten nach rechts oben ergeben den Namen einer berühmten Sängerin.

#### Bilderrätsel.



#### Worträtsel.

Vereint — ob gut, ob böse er —  
Macht bald das Leben leicht, bald schwer.  
Getrennt — wär jeder Kaufmann froh,  
Verkauft er seine Ware so.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

#### Stataufgabe:

B hatte: tr B, p B, c B, car B, p D, p 9, p 8, p 7, tr 8, tr 7;  
C hatte: tr D, tr 9, c D, c 9, c 8, c 7, car D, car 9, car 8,  
car 7.

Im Stat lagen tr K und p K.

1. Stich: c A, car B, c D — 16;
2. Stich: p 7, c 7, p A + 11;
3. Stich: car A, c B, car D — 16;
4. Stich: p 8, c 8, p 10 + 10;
5. Stich: c 10, p B, c 9 — 12;
6. Stich: p 9, car 7, c K — 4;
7. Stich: p D, tr D, car K — 10;
8. Stich: tr 7, tr 9, tr A + 11;
9. Stich: car 10, tr B, car 8 — 12;
10. Stich: tr 8, car 9, tr 10 + 10.

Die Gegner haben mit 70 Augen gewonnen.

Wenn B Spieler (im Grand) wäre, so würde der Gang des Spieles nicht anders sein; nur würde C seine 3 Zählkarten in die Stöße des Freundes geben. B. gewönne dann mit 69 Augen.

Palindrom: Stets.

Bilderrätsel: Babylonische Verwirrung.

Versteherrätsel:

- Ardennen
- Burgtheater
- Arve
- Saragoſſa
- Solnhofen
- Buche
- Venezuela
- Edig
- Innsbruck
- ruſiſchul
- Her
- Maſtkorb
- Katalomben.

Der „Glücksritter“ von Czibulka.

Worträtsel: Jakobiner, Baltimore, Sonatine, Escorial, Rifobaren.

Abſen.

Bexierbild: Bild auf den Kopf ſtellen; in der rechten unteren Ecke ſteht der Geſuchte.

Redaktion: Dr. Erwin Thyſſen, Düſſeldorf;  
Druck und Verlag: Geſellſchaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düſſeldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 47

Sonntag, 1. Dezember.

Jahrgang 1912.

## Gebrochene Herzen.

Geschichte von Muckel.

Im Dorf war Kriegerfest. In halbstündigen Zwischenpausen trachten die Völker, die man aus Sparsamkeitsrückichten nahe dem Walde aufgestellt hatte, damit das Echo die Hälfte der Schüsse unsonst liefere; der Batterie „Kattenslöppe“ fiel nämlich die Aufgabe zu, die Dorfbewohner umzustimmen von Schalmel auf Trompete. Die Mitglieder des Kriegervereins strömten zum Standort der Fahne, zu allerleht führte auch der Fahnenträger Krufe heran, ein baumlanges, schlacktriges Kerl, und pflanzte sich mit der Fahne an die Spitze des „Bataillons“. Die Mädchen lachten, wie Franz, den Fahnenenschaft fest umklammernd, mit bärbeißiger Miene drohnenden Schrittes durchs Dorf stampfte. Kochten die lachen! — es war nicht das erste Mal. Am Eingang zur Festwiese ließ der Kommandeur die Truppe defillieren und machte bei dieser Gelegenheit die ungeheuerliche Entdeckung: „Das ganze Bataillon hat keinen Tritt, nur der Fahnenträger hat Tritt!“ Darüber lachte das ganze Bataillon, sogar das hergelaufene Zivilvolk lachte mit. Die Fahne wurde im Zelt angebracht, und während die Feuerwehrtabelle noch ein patriotisches Lied zum Besten gab, zerstreuten sich die Kriegsknechte nach allen Richtungen.

Vor einer Schießbude standen dichtgedrängt die jüngsten Jahrgänge, namentlich von der Infanterie, und wetteiferten im Vorbeischießen. Franz, jedem Wettbewerb abhold, beteiligte sich nicht, er wußte es längst, daß der eine besser schießen konnte als der andere: er war auch während seines halben Dienstjahres beim Train kein hervorragender Schütze gewesen. Um

so eifriger schoß der Postgehilfe Fritz Nidel, der schärfste Nebenbuhler von Franz, soweit Schmiedes Minna in Betracht kam.

Die schöne Minna trieb ein Doppelspiel mit den beiden, bald bevorzugte sie den Franz, bald den Fritz und schob sich als Keil zwischen die beiden. Heute war von Rechts wegen Franz an der Reihe und heute wollte er auch die Entscheidung herbeiführen durch eine gewisse Frage, und wenn er einen roten Kopf dabei kriegte.

Fritz Nidel hatte genau dieselbe Absicht, auch er wollte heute bei Minna vor Unter gehen, wegen des roten Kopfes machte er sich allerdings keine Sorgen.

Vorläufig war die heiß umstrittene noch nicht in Sicht und Franz Krufe war außer Hörweite. Diesen günstigen Umstand nutzte der Nebenbuhler aus, um den militärischen Minderwert des Fahnenträgers nachzuweisen, indem er alle ihm bekannten Kasernenhofblüten den Anwesenden aufbüdete. Damit bewies er nur etwas allgemein Bekanntes, aber jedermann wußte auch, daß der Mangel an Kriegstüchtigkeit bei Franz aufgewogen wurde durch bürgerliche, in erster Linie landwirtschaftliche Tugenden, mit denen er von der Vorsehung in ausgleichender Gerechtigkeit reichlich ausgestattet war: keiner im Dorf zog solch ein autes Gemüse und namentlich Kartoffeln; von drei Kühen lieferte er täglich ohne starke Anspruchnahme des Brunnens fünfzig Liter Milch sein Pferd wenn auch auf einem Auge blind, war das dickste in der Gemeinde. Alles in allem: der Krufens Kotten war



Der Eingang zum Serail im bedrohten Konstantinopel.

eine Musterwirtschaft im verkleinerten Maßstabe, und es fehlte weiter nichts, als das Wichtigste: eine junge Frau. Deshalb drängte auch die alte Mutter — der Vater war seit einem Jahre tot — auf Zustimmung einer Schwiegertochter, und Franz, der zum freien wenig Zeit und noch weniger Geschick hatte, mußte die eidesstattliche Versicherung geben, bei Gelegenheit dieses Festes Nägel mit Köpfen machen zu wollen. Dieses Versprechen wurde ihm erleichtert durch seine stübe Hoffnung auf Schminde des Minna, eine rotbädig strahlende Schönheit, deren Bild ihn ständig umgaukelte, ihr größter und wirksamster Reiz waren aber ihre 2000 Taler und die dästige Aussteuer noch extra.

Und trotz aller körperlichen und pekuniären Vorzüge war sie der Mutter Krute nicht genehm, aus dem einzigen Grunde, weil sie das eine Jahr in der städtischen Pension zu gebildet geworden war für ihren Franz. So sagte sie beispielsweise anstatt „sollt auf bedankt sien“ nur noch „merzig“.

Die Mutter hatte, gestützt auf die Erfahrungen eines langen Lebens, selbst Umschau gehalten nach einer Schwiegertochter und für heute ein zufälliges Zusammentreffen vorbereitet. Ihre alte Freundin Frau Gausebrink, die in der Stadt ein Milch- und Gemüsegeschäft betrieb, war heute nachmittag, der Einladung folgend, mit ihrer einzigen Tochter Settchen angetreten.

Der Visitenlatsee konnte unter den obwaltenden Umständen nur auf der Festwiese eingenommen werden. Hier saßen sie im Schatten einer Dreiportionenlanne und hatten den Stuchenberg fast bis zum Fuß abgetragen, da kam Franz vorbeigehend, die Mühe in den Nacken zurückgeschoben und die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Er war auf der Suche nach Minna, daher folgte er dem Winke der Mutter nur ungern, drängte Frau Gausebrink und ihre Tochter von einander ab und nahm zwischen beiden Platz. Nach kurzer Zeit wußte er schon, wes Namens und woher sie kamen, aber daß er schon im Fangeisen steckte, kam ihm nicht zum Bewußtsein, auch dann noch nicht, als der „glückliche Zufall“ gepriesen wurde, der ihm eine so nette Tänzerin besorgt hätte für nachher.

„Wenn't sien mot, kann ich auf tanzen,“ sagte er mit Ergebung, „ower bloß de Polonaise“. Bei Frau Gausebrink erkundigte er sich nach dem Preise verschiedener Kartoffelarten und zeigte sich auf diesem Gebiete ziemlich bewandert, was die beiden Mütter unnötig laut konstatierten, bevor sie sich entfernten unter dem Vorwande, die gemeinschaftliche Bekannte unter der Menge aufsuchen zu wollen. Das war für Settchen das Signal, über den unbeholfenen Gesellschaftler die Schlinge zu werfen.

Sie fand so ein ländliches, zwangloses Fest zu reizend, dazu das schöne Konzert — gar nicht so steif nach dem Takt wie Militärmusik —, und bei Einbruch der Dunkelheit würden doch auch gewiß Kafeten steigen. Ach, solche ländlichen Kafeten mußten himmlisch sein!

Längliche Kafete hatte sie gesagt? Ob sie ihn damit meinte? Als er seine Nachbarin jetzt von der Seite einmal genauer musterte, kam er zu dem Ergebnis: gar nicht so unübel, an Minna konnte sie freilich nicht tippen, dafür war sie denn doch zu blaß, aber wie sie erzählen konnte! Er selbst sagte nicht viel; was sollte er sagen?

Plötzlich staute auch Settchens Redestrom und angstvoll deutete sie auf eine Regenwolke: „Könnte es gegen Abend wohl noch Regen geben?“

„Es kann Regen geben, es kann auch wohl keinen geben, da läßt sich nix von sagen, ehe es anfängt zu drüppeln, und dann weiß man noch lange nich, wann's wieder aufhört. Maq's zum Deubel — ich meine, es könnte in Gottes Namen regnen, der Fahnenüberzug liegt im Pelt bei der Schärpe.“

„Meinsweaen ist es auch eagal, ich habe einen Schirm,“ fügte sich Settchen, „aber wo wir gerade vom Wasser sprechen — habt ihr gutes Trinkwasser hier im Dorf?“

„Die Krute saufen es ganz gern, ich kann's nicht gut im Magen vertragen, nich mal in den Stiefeln, ich brauche es hauptsächlich zum Waschen, und waschen duhe ich mich seit meiner Kommißzeit jeden Tag, ob's nötig ist oder nicht, Sonntags soaar den Hals.“

„Aber Herr Krute! Meine Mutter will, daß ich mit Gewalt heiraten soll, aber einen Mann, der kein Wasser mag, den mag ich auch nicht.“

„Schade, dann is dat wohl nix met us beide, id arbeide äs 'n Piard und supe äs 'ne Kaub.“

„Un küßt äs 'n Siefemännen!“ ergänzte Settchen, hell auflachend.

Dieses gemüthliche Lachen wirkte Wunder. Franz machte mit seinem Stuhle Front gegen Settchen, und indem er ihr seine Fran.e — Hanojchunummer elf — entgegenstreckte, meinte er treuherzig: „Dat is rewt von di, segg „ou“ to mi, un Franz, dat jagen sie alle to mi.“

„Gut, also Franz! Und ich heiße eigentlich Elisabeth, aber Settchen lautet niedlicher.“

„Gewiß, das is viel netter, und was ich da eben vom Supen jagte, das war vor Spaß, ich trinke bloß irtegerfest — un Feuerwehrrfest — un Erntesfest — un Schützenfest —“

„Und an den anderen Festen, aber auch den Festtrunt werde ich dir noch abgewöhnen.“

„Ach ja, Settchen, wenn du das könntest, du täst unserer Mutter einen großen Gefallen.“ Er ergriff ihre beiden Hände zugleich und seine Stimme klang, wie von Tränen erfüllt: „Ja, so is dat, Settchen. Es seind nich gut, daß der Mensch allein sei, hat mal der Pastor gesagt.“

„Das hat doo unjer Verraot geiaat im Paradiese.“

„Kann auf sien. Dann hat der Pastor aber gesagt, ich glaube, bei einer Trauung: „Ich will Heudjajast segen zwischen dir und dem Weibe.“

„Auch verfehrt. Aber jag mal, Franz, hast du denn in der Schule immer auf der letzten Bank gesessen?“

„Zimmer nich, einmal mußte sie ausgebejert werden und kam zum Schreiner. — Was ich sagen wollte: Mir dünkt, wir passen ganz gut zueinander. Ich erbe einen schuldenfreien Kotten, und du hast doch sicher auch was in die Milch zu brocken — wenn das nich is — dann allerdings — dann wollen wir uns nich erst das Herz schwer machen mit Liebe, die ja doch schnell wieder zum Deubel geht — ich meine, die könnte in Gottes Namen zum Deubel gehen, wenn nur der Schornstein am Dampfen bleibt, denn so is dat: Leere Bötte, dollte Köppe. Liebe is ja ganz nett — wer sich dafür interessiert — aber bei uns zu Lande heißt es: Mutter bei die Fische!“

Settchen seufzte tief auf, rückte nervös mit ihrem Stuhle und erwiderte in schärferem Tone:

„Wegen der Mitgift mußst du dich mit Mutter in Verbindung setzen, ich weiß nur, daß meine Aussteuer reichlich und gut ist.“

„Kann mir nix nützen, bar Geld lacht, und ein altes Sprichwort sagt: Reichtum schändet nicht, aber Armut allein macht noch lange nicht glücklich genug. Ich muß wenigstens so viel einheiraten, wie meine Schwester mitbekommen hat, wahrscheinlich muß ich aber noch mehr haben.“

Settchen seufzte noch tiefer, als vorhin. War das ein Gemütsmensch! Eine peinliche Stille trat ein, die Ruhe vor dem Sturm.

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr stellten sich Frau Krute und Frau Gausebrink von ihrem Rundgang wieder ein und ihre abgeklärten Gesichtszüge zeigten an, daß sie über die Zukunft ihrer Kinder bereits verfügt hatten. Frau Gausebrink hatte für Franz ein wohlwollendes Lächeln, als dieser sie ausdrinalich über den Ertrag eines Milch- und Gemüsegeschäfts auszuborchen anfing.

„Ich bin durchaus zufrieden,“ beruhigte sie ihren vermeintlichen Schwiegerohn, „habe mein Auskommen und damit basta! Ich stelle mich nicht auf den Standpunkt: Lerne kkaen ohne zu leiden. Der Handel ernährt uns beide und wirft so viel ab, daß mein Kind, wenn es heiratet, auch noch was in der Tüte mitbekommt.“

Das war sehr verdächtig, daß sich auch die Alte an Zahlen vorbeidrückte und ihm nur eine geheimnisvolle Tüte in Aussicht stellte. Franz blickte träumerisch in die Ferne — da weiteten sich seine Augen bedrohlich, seine Hände ballten sich zu Fäusten.

Was mußte er sehen! Am anderen Ende der Wiese lustwandelten Arm in Arm die treulohe Minna und der grundschlechte Nidel so ungentert einher, als wären sie mindestens verlobt. — Was mochte dort schon alles geregelt sein, während er hier nicht einmal feststellen konnte, ob Settchen überhaupt seiner wert war. — und die Minna hatte 2000 Taler neben der Aussteuer!

Ohne irgendwelche Erklärung sprang Franz auf, und aus der Ferne klangen seine Abschiedsworte „bis gleich“ den trauernden Hinterbliebenen wie Grabgeläute für ihre Hoffnungen.

Seine Absicht war, sich an die beiden — Verräter in seinen Augen! — heranzuschleichen und womöglich aus ihrem Gespräch alles Wissenswerte zu erlauschen. Die beginnende Dämmerung begünstigte das Anpürschen außerordentlich und ein Rondell von kleinen, verkrümmerten Steineichen und allerhand Gesträuch bot ihm ein sicheres Versteck, die leuchtende Vereinsmütze schob er unter den Rock.



Der Adlertönig Leo Dorn.

Der Oberjäger des Prinzregenten Luitpold von Bayern erlegte während seiner 50jährigen Dienstzeit 80 herrliche Steinadler und wird deshalb der Adlertönig genannt. Trotz seines hohen Alters (Mitte der 70er Jahre) geht der Adlertönig noch immer fleißig auf die Gemenjagd.

Das dicke Laub um ihn beschränkte die Rundschau, da glitt sein Blick an einem der dünnen Eichenstämme hinauf — und mit zwei Flügen war er oben, die langen Beine machten noch einige Pendelbewegungen, dann war es ruhig im Baum. Franz hockte wie ein riesiger Gorilla auf seinem Ast und lugte scharf aus.

Jetzt schritten die beiden Liebenden geradewegs auf sein Versteck zu. Sie würden doch wohl nicht Platz nehmen auf der Bank, die er erst jetzt unser sich bemerkte, und die früher nicht hier gestanden hatte? Das Schreckliche erfüllte sich, da saßen sie buchstäblich zu seinen Füßen, der arme Franz war gefangen in der eigenen Falle und schwitzte aus allen Nähten von Rock und Hose — jetzt nur nicht husten oder niesen!

Minna hatte das Wort: „Was meinst du, Fritz, wenn Arule uns an diesem lauschigen Plätzchen (ja, „lauszig“ ist es) so traulich zusammensitzen sähe, der würde Augen machen (mache ich ja auch)! Er tut mir leid, aber heiraten kann ich den Trottel nicht (dann nehme ich Setzchen). Auf dich, mein lieber Fritz, ist er schlecht gestimmt; weißt du, was er von dir gesagt hat?“

„Und so was glaubst du?“

„Sieh mal an! Ein i böes und reines Gewissen scheint du nicht zu haben (der, und reines Gewissen!), also, er warnte mich vor dir und sagte, die langweiligen Postenkels hätten den ganzen lieben Tag nichts anderes zu tun, als nur immer zu stempeln. Aber da habe ich dich tapfer verteidigt: Du hättest bei deinem Stempeln ebensoviel Abwechslung, wie er bei seinen Kartoffeln; heute stempelst du den 12., morgen den 13., übermorgen den 14. — immer ein bißchen was anderes.“

Fritz machte ein sauerfühes Gesicht drückte die Minna zärtlich an sich (aha! so wird das gemacht?) und sprach, indem er ihr heftig die Wangen streichelte: „Mein liebes Mäuschen, deine Verteidigung war oewiß gut gemeint, aber sie ist man sehr schwach ausgefallen.“ Nun gab er ihr sogar — einen Kuß (Donnerkuß! das wollte ich ja heute

besorgen!) und fuhr in schmeichelndem Tone fort: „Meinst du wohl, mein Liebling, daß deine Eltern ihre Einwilligung geben werden?“

„Sobald du angeheiratet bist, sicher. Aber wie steht's mit deinen Schulden?“

Diese aufdringliche Frage mußte unter allen Umständen unbeantwortet bleiben. Fritz erhob sich, stellte sich breitfüßig vor seine Geliebte und deklamirte mit unbeschreiblichem Pathos: „Teure Braut, mach dir keine irdischen Sorgen, der Herr über uns wird, wie alle Schuld, auch meine Schulden tilgen!“ Dabei streckte er den Arm nach oben.

Nun war es aber um Franzens Selbstbeherrschung geschehen. Mit Donnerstimme rief er aus der dichten Baumkrone:

„Ja? Keenen Pennink, du Narruh!“

Eine einschlagende Granate hätte die beiden Turkelstauen nicht so läh erschreckt, wie diese Stimme. Mit einem gellenden „Huh!“ war Minna aufgesprungen, dann rasten beide in wilden Sprüngen davon. Wohin? Ganz gleich! Nur fort von diesem graußigen Gebüsch, weit weg! — Minna konnte nicht mehr laufen, sie hielt Fritz zurück, der, jedenfalls als Schrittmacher, immer einen kleinen Vorsprung hatte. „Fritz, Fritz!“ pöfete sie, „sollte das wirklich eine Stimme vom Himmel gewesen sein? Sie klang nämlich genau so, wie die Stimme aus dem Dornbusch, die den Moses damals so geängstigt hat.“

„Nede doch nicht so dumm! Mir kam die Stimme abfolut nicht so göttlich vor, sie hätte nur nicht von oben kommen dürfen. — Wo mag der Kerl gesteckt haben?“

O Jammer und Not! Was war das nun wieder? Beide schrieen entsetzt auf, denn ein langgestrecktes Ungeheuer — halb Mensch, halb Tier, ohne Kopf natürlich — sauste an ihnen vorbei: Katuffel, katuffel, katuffel.

Vom Schrecken gelähmt, die Hände wie zum gegenseitigen Schutze fest ineinandergeschlungen, standen sie und horchten auf die verhallenden Tritte des Spulens.

Minna weinte jetzt und preßte unter Schluchzen die Worte hervor: „Das ist doch zu viel für mich. Was hier eben vorbeifloher, war auch nichts Natürliches, es sprang ja, wie ein behertes Kånauruh. Womit habe ich das ver-



Der neue italienische Botschafter in Berlin.

Zum italienischen Botschafter in Berlin wurde an Stelle des aus Altersrückständen zurücktretenden Botschafters Panza der Generalsekretär im Ministerium des Aeußeren, Cavaliere Riccardo Vollati, ernannt. Riccardo Vollati wurde 1858 in Novarra geboren und ist seit 1880 in der diplomatischen Laufbahn tätig. Er war unter anderem in Paris, Berlin, Bukarest, Vissabon und Konstantinopel. Von 1896 bis 1898 war er Geschäftsträger in Belgrad; 1901 Generalkonsul in Budapest, bis 1904 Gesandter in Cettinje, bis 1906 Gesandter in Athen und wurde 1907 definitiv zum Generalsekretär im Ministerium des Aeußeren ernannt, nachdem er zuvor provisorisch der Kabinetschef Tittonis gewesen war. Als Vertreter Italiens in den Balkanstaaten hat er deren Verhältnisse genau kennen gelernt und im Ministerium hat er unter den Ministern Tittoni, Guicciardini und San Giuliano vielfach Gelegenheit gehabt, seine Ueberzeugung vom Werte des Dreibundes zu betätigen und vorzügliche Beziehungen Italiens zu Deutschland zu pflegen. Vollati ist ein ausgezeichnete Kenner der deutschen politischen und schönen Literatur und beherrscht die deutsche Sprache vollkommen.

dient, daß ich gleich für meine erste Verlobung so abscheulich gestraft werde? Wenn ich wüßte, daß solche Exereien in unserer späteren Ehe auch noch vorkämen, dann träte ich lieber heute schon wieder zurück. Und — damit du es weißt! — deine Schulden passen mir auch nicht.“

„Mir schon lange nicht,“ gab Fritz scharf zurück, „übrigens hätte ich Grund, mich aufzuregen, denn ich bin von dem Herrn über uns angeschminkt worden, nicht du. Was meine Schulden betrifft, so werden die ja wohl etwas bedeutender sein, als bei deinem lieben Franz, ich halte den für zu läppisch, als daß er Schulden machen könnte, dabei ist er auch solider als ich. Ueberlege es dir noch einmal reiflich, wem von uns beiden Nivalen du den Vorzug geben willst.“

Anstatt ihm jetzt stürmisch um den Hals zu fallen und wegen der harten Worte Abbitte zu leisten, wie Fritz bestimmt erwartet hatte, reichte sie ihm zögernd die Hand und sprach mit jetzt wieder fester Stimme: „Ja, ich will's mir überlegen, lebe wohl, Fritz!“ fuhr sie mit dem Taschentuch übers Gesicht und verschwand seitwärts im Dunkel. —

Als Franz vom Baume aus die gräßliche Wirkung seiner Worte, die ihm ganz gegen seinen Willen entschlipft waren, über sah, da wurde ihm selbst unheimlich; er schwang sich zur Erde und stürzte mit Siebenmeilenstiefeln, den Rücken gekrümmt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen — um nicht erkannt zu werden — am Rande der Wiese entlang, dabei kam er unglücklicherweise an dem völlig verschücherten Pärchen vorbei und jagte diesen zum zweiten Male einen höllischen Schreck ein. Jetzt bemnte er seinen Lauf und nahm, indem er sich gewaltig dehnte und rechte, wieder menschliche Gestalt an und setzte die Mütze wieder auf. Als er in den Bereich der inzwischen angezündeten Lampions kam, war sein seelisches Gleichgewicht schon wiederhergestellt. Zunächst suchte er den Tisch auf, den er vorhin so plötzlich verlassen hatte. Er war leer — auch gut.

Die beiden Mütter und Settchen hatten erwartet, eine halbe Stunde, dann noch eine Viertelstunde, dann noch ein bißchen, und schließlich in der Annahme, daß der ritterliche Franz sich einer anderen, ihm mehr zusagenden Gesellschaft, angeschlossen habe, den Tisch und den Festplatz verlassen. Alle waren sie verstimmt über das Mißlingen des so raffiniert angelegten Planes und wortfarg blieben sie auch während des von Frau Krufe hergerichteten Abendessens. Die Besucherinnen fuhren mit dem nächsten Zuge zurück und auf dem Heimweg gab Settchen wiederholt ihrer Freude darüber Ausdruck, daß sie heute einer großen Gefahr entronnen sei. Solch einen Tölpel gäbe es ja gar nicht in Wirklichkeit.

Mutter Krufe saß in tiefem Sinnen allein bei der Lampe an dem noch gedeckten Tische, da kam Franz heim — viel zu früh. Er erschien sehr mühsam, hatte zum Tanzen keine Lust gehabt, die Fahne mochte ein anderer abbringen, feinetwegen Fritz Nidel, und alle jungen Frauenmenschen



Das Heldenmädchen von Nisch mit ihrem Bräutigam.

In den Kämpfen gegen die Türken nimmt in der serbischen Armee in hervorragender Weise Fräulein Sofia Jovanovitch aus Nisch in Männerkleidung teil. Das junge Mädchen ist hierdurch unter den Soldaten sehr populär geworden. Ihr Aussehen im dichtesten Stachelregen wirkt anfeuernd auf dieselben.

folgte der Teufel holen, alle. Man durfte gar nicht darüber nachdenken: Die Minna hatte Geld, aber keine Liebe; das Settchen hatte Liebe genug, aber wahrscheinlich kein Geld; die Minna hätte er gern zur Frau genommen, und das Settchen hätte ihn gern zum Manne genommen. Nun konnte er aber unmöglich ein mittelloses Settchen nehmen, und die schwer bemittelte Minna wollte ihn nicht nehmen.

Die Mutter beobachtete den schweren Kampf, den ihr lieber Sohn mit sich selbst ausfocht und redete ihm gütlich zu: „Wuhtest du Giel vom Jungen denn nicht, daß die Gausebrinkische Vermögen hat? Jawohl, Vermögen steif! Aber



Ein Krankensaal im deutschen Konsulat in Belgrad.

Auch die Damen der deutschen Botschaft in Belgrad haben die Pflege von Verwundeten übernommen. General-Konsul Dr. Schlieben stellte Räume des Konsulats für Spitalzwecke zur Verfügung und hat seine Gattin die Leitung übernommen.





Ein Denkmal für den Prinzregenten Luitpold.

In dem bekannten Winterkurort Oberstorf, von dem aus der Prinzregent alljährlich seine Hirsch- und Gamsjagden vornimmt, wurde am 17. November ein Denkmal für den Fürsten feierlich enthüllt. Das Denkmal, ein Werk des bekannten Bildhauers Abt aus Mündelheim, ist aus Kupfer getrieben und stellt den Regenten im Jagdstück dar.

Jetzt ist Setzchen für uns verloren, nun nimmst du mir aber vom Fleck die Minna!"

"Ist auch zum Teufel!" hauchte Franz und stützte sein Denkerhaupt mit der geballten Faust, sprudelte aber plötzlich wie von einer Eingebung überrumpelt hervor: "Weißt du was, Mutter? Uebermorgen bringe ich eine Kuhre Kartoffeln in die Stadt und biete die der Frau Gausebrint zum

Kaufe an, und wenn sie die nimmt, dann ist mein Spiel noch lange nicht verloren."

Franz gehörte zu den glücklichen Naturen, die auf Enttäuschungen gleich wieder Hoffnungen aufbauen können.

Der Mutter leuchtete die Rentabilität des Unternehmens ein, sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief mit bewunderndem Stolze: "Du Schlauberger!"

Mit dieser Anerkennung stieg Franz, tief im Herzen stillen Frieden, zu seinem Bühn hinauf und pflegte der Ruhe.

## Das Geldstück.

Humoreske frei nach dem Englischen  
von Sophie Spiegel.

(Nachdruck verboten.)

Hundertmal hatte er sich vorgenommen, von ihr Abschied zu nehmen und doch befand er sich jetzt wieder auf dem Wege zu ihr. Um seinen Preis wollte er ein Alleinsein mit ihr herbeiführen, und doch standen sie sich jetzt ohne einen dritten in dem prächtigen Treibhaus der Villa gegenüber.

"Warum haben Sie mir nicht zu meiner Erbschaft gratuliert, Hans?" fragte Anita unvermittelt.

"Weil — weil ich mich nicht über Ihr Glück freuen kann," entgegnete er und zupfte einige verwelkte Blätter ab.

"Sie sind so mißgünstig?" Wie Schmerz klang es aus ihrer Stimme.

"Nein, das bin ich nicht," erwiderte er hastig, "ich habe mich nur schlecht ausgedrückt. Ich wollte damit sagen, Ihr neuer Reichtum hat Sie in eine Sphäre verjagt, in der unsere Freundschaft keinen Bestand mehr haben kann. Und ich bin selbstjüchtig genug, das tief schmerzlich zu empfinden." Dabei machte er einen nutzlosen Versuch, seinen Absatz in dem Mosaikfußboden einzugraben, und riß ein anderes Blatt ab.

"Soll das eine Schmeichelei für mich sein?" sprach sie halbblau, wie zu sich selbst, "oder eine Beleidigung?"

"Inwiefern?"  
"Ist es etwa keine Beleidigung, daß Sie von mir denken, ich sähe über meine alten Freunde hinweg, jetzt, wo ich reich geworden bin?"

"Aber, beste Anita, das habe ich nie von Ihnen geglaubt; es ist nur, weil — weil —"

Er unterbrach sich hastig. Was konnte er ihr sagen, außer dem, was er ihr nicht sagen durfte?

"Können Sie sich wirklich nicht deutlicher ausdrücken?" fragte sie mit einem Zuge ihres alten schelmischen Wesens. Mit einer wilden Bewegung griff er in die Zweige des neben ihr stehenden Blumentopfes.

"Sie möchten den Grund für mein Fortbleiben von Ihnen wissen, seitdem sich Ihre Verhältnisse geändert haben?" stieß er abbreht heraus. Sie nickte. "Und Sie verlangen eine Aufklärung?"

Nochmaliges Nicken.

### Zur Umwandlung des Jägerhofes in Dresden-Neustadt in ein Museum.

Der Jägerhof in der Dresdener Neustadt ist zu einem Landesmuseum für sächsische Volkskunst umgebaut worden. Wie in so mancher deutschen Grafschaft, so ist auch in Dresden der einst weit vor den Toren liegende „Jägerhof“ ganz mit der Innenstadt eins geworden. Statt der grünen Bäume umringen das Schloßchen Mietshäuser aller Art und der laute Verkehr schont nicht der einstigen Stille. In Düsseldorf ward aus dem „Jägerhof“ die Wohnung des Oberbürgermeisters; Dresden hat sich ein Museum für Volkskunst daraus geschaffen.



„Selbst, wenn ich Ihnen sage, daß sie besser unter-  
bliebe?“

„Selbst dann.“

„So sollen Sie den Grund erfahren.“ fuhr er düster fort.  
„Ich hielt mich fern — weil ich dich liebe — Anita!“ Ein  
Bittern überflog ihre Gestalt, und schweigend senkte sie das  
Köpfchen.

armes, kleines Mädchen. Ich fürchtete es, aber es darf  
nicht sein.“

„Du redest Unsinn.“ sagte sie lebhaft und trocknete sich  
rasch die Wimpern, „wenn du mich wirklich liebst —“

„Das tue ich.“

„Natürlich tust du das, du dummer Junge. Glaubst du  
vielleicht, ich wäre blind gewesen? Und wenn ich — ich

## Ein poetischer Strauß von Ludwig Uhland.

### Abreise.

So hab' ich nun die Stadt verlassen,  
Wo ich gelebet lange Zeit;  
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,  
Es gibt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen, Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,  
Es wär auch schade für das Kleid! Daß ich am Morgen weiter geh';  
Noch in die Wange mich gebissen Sie konnten's halten nach Belieben,  
Vor übergroßem Herzeleid. Von Einer aber tut mir's weh.

### Ernst der Zeit.

Wann ward der erste Kranz gewunden? Ach! wohl! in fernen, fernen Tagen,  
Wann flog der erste Ball ans Ziel? Die unsern hätten's nie erdacht,  
Wann ward der erste Tanz erfunden? Wo bald im Feld die Völker schlagen  
Und wann das lose Pfänderspiel? Und bald der inn're Zank erwacht.

### Das Ständchen.

„Was wecken aus dem Schlummer mich  
für süße Klänge doch?  
O Mutter, sieh, wer mag es sein  
In später Stunde noch?“

„Es ist nicht irdische Musik, „Ich höre nichts, ich sehe nichts;  
Was mich so freudig macht; O schlumm're fort so lind!  
Mich rufen Engel mit Gesang, Man bringt dir keine Ständchen jetzt,  
O Mutter, gute Nacht!“ Du armes, krankes Kind!“

„Ja, ich liebe dich,“ wiederholte er tief aufatmend,  
„und so sehr, daß mir nur eines übrigbleibt — — fort-  
zugehen.“

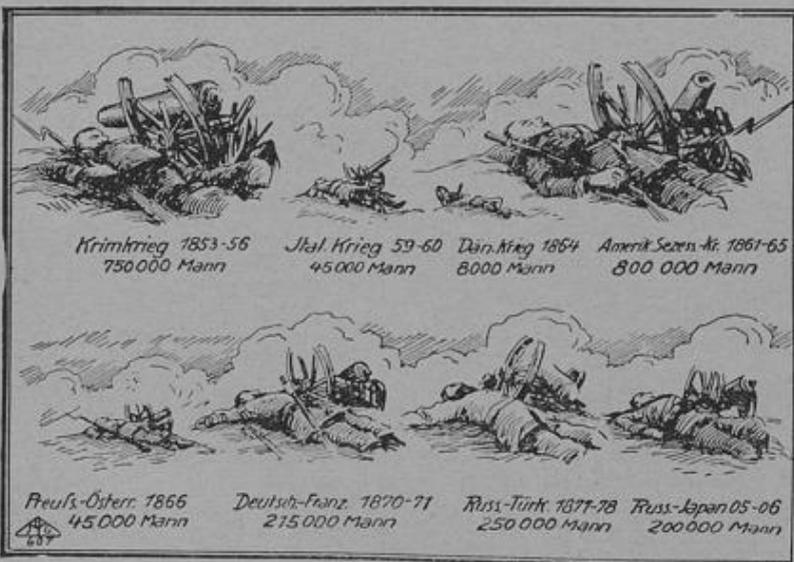
Jetzt hob sie die tränenglänzenden Augen zu ihm auf und  
streckte ihm beide Hände entgegen.

„Aber, Hans, kannst du denn nicht sehen?“

„Mein armes Mädchen,“ stobnte er verzweifelt, „mein

mit dir zufrieden bin — so ist das doch genug.“ Dabei  
lachte sie etwas nervös und betrachtete ihn verstohlen.

„Mein Liebling, es ist nicht genug.“ Negerlich stieß sie  
mit dem Fuße auf. „Anita, es gibt für mich nur eine  
ehrenhafte Handlungsweise, um mir meine Selbstachtung  
zu bewahren. Wir müssen Abschied nehmen,“ jagte er fest.  
„Leb' wohl.“



### Statistik der Kriegssopfer in den letzten 50 Jahren.

Nach den Berechnungen eines Militä-  
rstatistikers beträgt die Gesamt-  
zahl der in den letzten 50 Jahren  
im Kriege gefallenen Menschen drei  
Millionen, doch sind darunter einige  
Kriege, welche Jahre lang anhie-  
ten. Der Balkankrieg dauert erst  
einige Wochen. Gleichwohl sind be-  
reits über 100 000 Soldaten auf  
dem Felde der Ehre geblieben.



„Nein, nein, nein.“ Ihre Finger klammerten sich um seinen Arm, aber er schob sie sanft zurück.

„Bei allem, was mir heilig ist, Anita, ich muß gehen. Jeder anständige Mensch würde an meiner Stelle ebenso denken.“ Aus dem Ton seiner Stimme entnahm sie, daß es ihm mit seinem Entschluß ernst war, und sie erblaßte.

„Hans,“ bat sie, „es ist wirklich wahr, liebst du mich wirklich?“

„Ich schwöre es dir.“

„Und ich — ich dir ebenfalls.“

Ergriffen führte er ihre Hand an seine Lippen.

„Wir müssen scheiden, Liebling, mach der Qual ein Ende.“

„Du machst dir mehr aus dem Gerede anderer Menschen — als aus mir.“

„Ich mache mir etwas daraus, rechtschaffen und ehrlich zu handeln.“

Ein langes Schweigen folgte.

„Erinnerst du dich noch unseres letzten Gespräches, als wir vom Schlittschuhlaufen nach Hause gingen?“ fragte sie plötzlich. „Wir sprachen von Ritterlichkeit.“

„Ja — aber ich begreife nicht —“

„Du sagtest, ein ritterlicher Mensch würde jedem eine letzte Chance lassen, selbst dem verächtlichsten Feind. Erinnerst du dich?“

„Und ich sage, es ist!“

„Dann gehen unsere Meinungen auseinander.“

„Um so mehr brauchen wir einen Richter, das unparteiische Geldstück.“

„Sei's denn,“ rief er, am Ende seiner Kraft angelangt, „aber laß mich wenigstens offen mit dir reden Anita. Im Innersten meines Herzens verachte ich mich, daß ich dir nachgebe. Es ist nicht recht, aber ich tue es, weil ich dich mein eigen nennen, weil ich dich besitzen will, du wirst dich dem Ausspruch fügen?“

„Ja, ja, ich gebe dir mein Wort darauf. Und du — willst du? Versprich es mir in die Hand.“

„Ich verspreche es.“

„Ganz und ohne Vorbehalt?“

„Ganz und ohne Vorbehalt.“

„Du mußt werfen,“ befahl sie erregt und drückte ihm das Geldstück in die Rechte. „Rasch, rasch.“

Hans warf die Mark in die Luft, und Anita schrie förmlich: „Wappen!“

Die Münze fiel auf den Boden, überschlug sich ein paar-mal, rollte dann weiter und blieb endlich dicht vor den beiden liegen. — Das Wappen zu oberst.

Anita brach in einen Tränenstrom aus. Hans schloß sie in seine Arme und küßte sie wieder und immer wieder.

„Sprich nie mehr davon, daß du mich verlassen willst,“



Ein klassischer Gemeinderat.

Sechs oberbayerische Bauern aus Unterwindach am Viertisch.

„Allerdings,“ gab er zu.

„Du behauptetest, wenn ein solcher in deiner Gewalt wäre, würdest du ihn nicht töten, ohne ihm vorher die Gelegenheit gegeben zu haben, für sein Leben zu kämpfen. Und wenn ein Kampf ausgeschlossen wäre, würdest du ihm auf eine andere Weise ein letztes Mittel zu seiner möglichen Rettung liefern, sei es auch nur durch das Fallen eines Geldstückes auf die richtige Seite. Entsinnt du dich?“

„Ja,“ wiederholte er erstaunt, „ja.“

„Dann —“ fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „bitte ich dich, nein — verlange ich von dir das gleiche Vorrecht.“

„Aber hier liegt der Fall doch ganz anders, Anita,“ wehrte er ab. Doch der heiße Wunsch, einmal den Zufall um sein Glück spielen zu lassen, stieg beinahe übermächtig in ihm auf.

„Nein, nicht anders. Auf der einen Seite liegt mein Glück, auf der anderen dein unsinniger Ehrbegriff, den du darüber stellen willst.“

„Ich kann nicht anders,“ stöhnte er.

„Du mußt, du darfst mir nicht abschlagen, was du dem niedrigsten deiner Gegner nicht verweigern würdest. Du sollst nicht so grausam sein, mir das zu verwehren.“ Bei diesen Worten suchte sie ein Markstück in ihrer Börse hervor.

„Es ist nicht recht —“

schluchzte sie. Und er presste sie fester an sich und flüsterte ihr ins Ohr, daß sie ihm lieber als sein Leben sei.

„Ich hätte dich auch nicht fortgehen lassen, du dummer Hans,“ lachte sie ihn beseligt an. — — —

„Hallo, ihr zwei, was habt ihr denn die ganze Zeit gemacht?“ fragte Kurt, Anitas Bruder, der zehn Minuten später die beiden einzuholen kam.

„D, wir haben Schrift oder Wappen gespielt,“ sagte Hans nachlässig.

„So? Na, dann laß dich nur vor Anita warnen, du,“ lachte Kurt, „sie ist eine ganz gefährliche Person. Sie hat nämlich ein großartiges Geldstück, eine Mark, die ich unlängst mal in einer Aneipe herausbekam. Sie hat zwei Wappen!“

„... Bist du mir böse?“ bat sie leise und schmiegte sich an ihn, während sie dem Vorangehenden folgten.

„Ich dir böse?!“

Sinnspruch.

Schläft ein Lied in allen Dingen  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.

Eichendorff.

**Humoristisches.**

— Ein gemüthlicher Beweis. Richter: Sie sind angeklagt, den städtischen Nachtwächter durchgeprügelt zu haben, als Sie neulich vom Kneipen heimgingen. Student (ein wenig beduselt): Aber ich bitt' Sie doch, Herr Richter, das ist ganz unmöglich! Wenn ich von der Kneipe heimgehe, ist es erstens mal immer schon Tag, und zweitens laun ich dann gar nicht mehr gehen, sondern muß mir einen Wagen nehmen. Und drittens ist, wenn ich auch einmal wirklich bei Nacht nach Hause komme, nie ein Nachtwächter auf der Straße, der weiß doch auch, wo's Bier am besten ist!

— Hinter den Kulissen. Der stark mit Schere und Kleister arbeitende Dramatiker Schriftlich geht vor der Uraufführung seines neuesten Werkes erregt auf und ab. Dies bemerkt der Regisseur und sagt zum Direktor: Seh'n Sie doch mal den Schriftlich an — der hat ja wahrhaftig Angst, als wenn er wirklich der Autor wäre!

— Kurz und dunkel. Angeklagter, nun seien Sie mal aufrichtig: sagen Sie mir, hat das Fenster, durch das Sie in die Wohnung einstiegen, offengestanden, oder war es geschlossen? — Angeklagter: Offengestanden — geschlossen.

— Kindermund. Mutter: Liebes Kind, das darfst du aber nicht essen, sonst mußt du sterben. — Kind: Ach Mutting, das schadet doch nichts! Da brauchst du doch bloß den Klapperstorch zu bitten, dann bringt er mich schon wieder!

— Wink mit dem Scheimentor. Frau Lipps: Sagen Sie mal, Herr Assessor, würden Sie eine Frau heiraten, die dichtet? — Assessor: Aee, nie! — Frau Lipps: Sehen Sie; ich hab's meiner Tochter auch schon strengstens verboten!

— Ein Gemütsmensch. „Kann ich aufgeben e Telegramm, wo aber erst bezahlt der Empfänger?“ — „Nein, mein Herr, Telegramme müssen gleich bei der Aufgabe bezahlt werden.“ — „No, dann wer ich auf's Wegschicken von's Telegramm ganz verzichten. Ich wollt ja nur dem Beilichenstod gratulieren zum Geburtstog.“

— Ein Pfiffikus. Vater: Karichen, man muß gegen alle Menschen hübsch höflich sein! — Karichen: So, Papa? Warum seid Ihr, du und der Herr Lehrer, gegen mich manchmal so grob?

**Rätsel-Ecke.**

Kryptogramm.



Worträtsel.

Zum Guten und zum Bösen führt,  
Was Baum und Strauch im Frühjahr ziert.

Bilderrätsel.



Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 2 6 6 2 7 Komponist.
- 2 6 2 7 Säugetier.
- 3 2 2 Getränk.
- 4 2 5 3 Messerteil.
- 5 2 6 6 2 7 Teil eines Pferdefußes.
- 6 2 2 7 2 Das Innere des Menschen.
- 7 2 3 4 2 Quell der Vergessenheit.

Begierbild.



Der kleine Paul verlieb sich. Wer bringt ihn nach Hause?  
Auflösungen in der nächsten Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- 1Dc5
- |               |             |
|---------------|-------------|
| 1. . . . Te5  | 2. Df7 matt |
| 1. . . . Te8  | 2. Se7 matt |
| . . . . T—    | 2. Dd3 matt |
| 1. . . . e3   | 2. Df1 matt |
| 1. . . . Se5  | 2. Sd4 matt |
| 1. . . . Sf3  | 2. Se3 matt |
| 1. . . . Se3  | 2. De4 matt |
| 1. . . . cbc5 |             |

Diagonälrätsel:

M a n d a l e h  
 R a t z b a c h  
 M e r i d i a n  
 E i s e r e m e  
 S e r b e r g e  
 S u m b o l d t  
 B e n g u e l a  
 S u r a b a h a

Bilderrätsel: Der Rest ist Schweigen.  
 Worträtsel: Nachbar — nach bar.

Redaktion: Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
 Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 50.

Sonntag, 8. Dezember.

Jahrgang 1912.

### Spielzeuge Seiner Hoheit.

Erzählung aus Indien von Fritz Reutter.

Nachdruck verboten.

„Nun, wie macht sich Ihr Schüler, Morrison? Glauben Sie, unsere neue Politik wird ihre Früchte tragen?“ fragte der englische Oberst seinen Untergebenen.

„Ihre erste Frage, Herr Oberst, kann ich rückhaltlos mit einem Ja beantworten,“ lautete die Antwort. „Und in gewisser Hinsicht auch die zweite,“ fügte Morrison nach einer Weile etwas bedeutungsvoll hinzu.

„So sagen Sie doch unumwunden, was Sie auf dem Herzen haben!“ rief der Oberst etwas ärgerlich.

„Die Änderungen in der Erziehung des Maharadschas — die Hinwendung seines Geschmacks in eine ganz neue Richtung — das hat schon seine Früchte getragen,“ erwiderte der jüngere Offizier. „Da ist zum Beispiel die Geschichte mit Burtons jüngstem Sohn, und dann jene Schiffsladung voll Skulis, die von einem Dampfer angetrannt wurden und alle ertranken — gar nicht zu reden von dem Hundedresseur, den er neulich anschoß und dergleichen kleine Unglücksfälle mehr. Ich hatte schon gehofft, daß wir keine Früchte dieser Art mehr zu sehen bekommen würden.“

Diesmal blickten sich die beiden Männer offen in die Augen und der ältere ließ seinen Gefühlen freien Lauf in dem Ausruf: „Sie stellen das alles so dar, als ob Absicht dahinter liege! Mein lieber Morrison, das wäre zu töricht!“

„Ich wollte nichts Derartiges andeuten, sehe aber auch nicht ein, weshalb eine derartige Andeutung so töricht sein sollte.“ Oberst Sattler war der politische Agent der englischen Regierung während der Minderjährigkeit des Maharadschas im alten Eingeborenenstaat von Zettore, und Andreas Morrison war der von der englischen Regierung mit der Erziehung des Prinzen beauftragte Beamte. Das Gespräch fand eines Morgens auf der Veranda der Residenz des Obersts nach dem Frühstück statt. Die beiden Männer saßen einander gegenüber und bildeten in ihrem ganzen Verhalten einen auffallenden Gegensatz. Oberst Sattler war ein kleiner, lebhafter Mann in den Fünzigern, mit einem vollen Sinn und festem Willen, energischem Munde. Der Erzieher war zehn Jahre jünger und groß und stattlich und auf den ersten Blick schien er eher der Ältere von beiden; denn er hatte bereits die gebückte Haltung des Gelehrten und sprach nur langsam und fast feierlich. Ein Mann umfassender Bildung, der sich bereits in der Erziehung und Charakterbildung mehrerer indischen Prinzen bewährt hatte, indem er aus den verzoogenen, in Zenana verhätschelten Söhnchen anständige Männer entwickelte und so den guten Ruf, der ihm bei seiner Ankunft in Zettore vorherging, durchaus rechtfertigte.

Bis vor zwei Jahren, bis zum Tode seines Vaters,



Prinzessin Juliana von Holland.

Letzte Originalaufnahme der Tochter der Königin von Holland.

war der Maharadscha in der Körper und Geist entnervenden Umgebung des Frauenhauses oder Zenanas aufgewachsen. Sobald Oberst Sattler die Verwaltung des Staates in Händen hatte, war eine seiner ersten Aufgaben, den jungen Herrscher diesem schädlichen Einfluß zu entziehen, ihn im Palast mit einem männlichen Gefolge zu umgeben und ihn durch einen Europäer erziehen zu lassen. Unglücklicherweise hatte der erste Erzieher seine Pflichten vernachlässigt, indem er den Prinzen nach den täglichen Lektionen sich selbst und seinen Spielen überließ. Und ganz zufällig entdeckte der Agent auch eines Tages, worin eigentlich diese Unterhaltung des Knaben bestand: mit Vorliebe war er lebende Ziegen in das Aquarium der Krokodile oder nach Hundeln mit glühenden Nadeln die Augen aus. Das war das Geheimnis seiner Lieblingsbeschäftigung. Der springende Punkt im Charakter des Maharadschas war also eine bössartige Grausamkeit in ihrer abscheulichsten Form.

Diesen Gang zu unterbrechen und auszurotten war Morrison's Aufgabe, und vom ersten Tag seiner Ankunft an widmete er sich derselben mit Leib und Seele. Anstatt der unmenschlichen Zerstreuungen, an denen der Prinz so vielen Gefallen gefunden, suchte er ihn zu gesunden, männlichen Spielen heranzuziehen. An Geld brauchte man ja nicht zu sparen und alles, was ein gesunder Junge sich nur wünschen kann, wurde angeschafft. Der Prinz lernte Reiten, Schwimmen und Jagen; ein kleines Dampfschiff wurde eingeführt, auf welchem er auf dem an der Hauptstadt vorbeifließenden Fluß dahinfahren konnte; eine richtige Eisenbahn im kleinen wurde im Garten des Palastes angelegt und der Prinz im komplizierten Mechanismus der Lokomotive und der Wagen unterrichtet, so daß er sie selbst als Führer fahren konnte. Die Ziegen und Hunde schienen vergessen. Der kleine Dampfer, die Miniatureisenbahn öffneten eine neue Welt für den Geist des jungen Prinzen und er bewies die technischen Schwierigkeiten der abendländischen Erfindungen mit wunderbarer Leichtigkeit. Mit der Zeit wurde er ein guter Schütze, ein ganz waderer Reiter, ein zuverlässiger Lokomotivführer und Weichenwärter und ein ganz geschickter Steuermann. Morrison ließ es sich vor allem angelegen sein, das Interesse des Prinzen für all diese Dinge wach zu halten, selbst wenn die regelmäßigen Lektionen darunter Not leiden sollten; er verbrachte fast seine ganze freie Zeit in der Gesellschaft des Prinzen und ermutigte ihn, europäische Gesellschaft und nicht seine eigene Umgebung aufzusuchen. Jetzt schien der ganze weitläufige Palast ihm zu gehören, und Frau Sattler erholte sich allmählich von dem Schrecken, den ihr seine früheren Belustigungen eingeflößt hatten. Selbst Bessie, ihre vierzehn Jahre alte Tochter, die seit einigen Monaten voller Abscheu gegen ein solches Ungeheuer von Europa zurückgekehrt war, begann allmählich, sich wenigstens äußerlich mit ihm zu versöhnen und seine Gegenwart zu dulden.



**Ein Fahrtrichtungsanzeiger.**

Um den nachfolgenden Wagen und Automobilen die Fahrtrichtung der Kurven anzugeben, hat man jetzt an den Autos eine automatische Hand angebracht. Die Hand wird abends beleuchtet und vom Führer durch einen Ball, welcher am Steuerrad befestigt ist, mittels Luftdruck betätigt.

Unglücklicherweise war dieser so erwünschte Wechsel in den Neigungen des Maharadschas von einer Reihe von Unfällen begleitet, die den Verlust von noch wertvolleren Leben als die jener früheren Opfer nach sich zogen. Es war jetzt fast ein Jahr her, seitdem der vom Prinzen in eigener Person gesteuerte Dampfer ein Boot voll Kulis, das vom einen Ufer ans andere fuhr, anrannte und in den Grund bohrte. Trotz aller Bemühungen, an denen der Maharadscha selbst Teil nahm, ertranken sechs Kulis. Sechs Monate später wurde der kleine Sohn des europäischen Lokomotivführers, der engagiert worden war, um nach der kleinen Eisenbahn zu sehen, gerade auf der Eisenbahnlinie im Palastgarten das Opfer eines schrecklichen Todes. Dieser Unfall war um so



**Das neue Kunstgebäude in Stuttgart.**

Das Kunstgebäude ist am Schloßplatz gelegen und gilt als eine Sehenswürdigkeit der Stadt.

beflagenswerter, als der Vater Burton selbst auf der Lokomotive stand und sein eigenes Kind überfuhr, indem er sich in den Signalen, die der Maharadscha gab, täuschte. Und vor einigen Tagen war das Gewehr des Prinzen unerwartet losgegangen und hatte einen Jungen, der die Hunde an der Leine führte, am Schenkel verletzt.

„Morrison, ich muß wirklich darauf bestehen, eine Antwort zu bekommen,“ fuhr der Oberst nach einer Weile fort. „Welches ist Ihr Hintergedanke? Sie wollen ihn nicht einsehen, weil Sie keinen Beweis dafür haben?“

„Gewiß, ich möchte nicht anklagen, ohne beweisen zu können. Beweise habe ich keine. Und doch möchte ich Sie nicht davon abhalten, selbst Ihre eigenen Schlüsse daraus zu ziehen,“ sagte er mit erhobener Stimme.

Der Oberst schien ihn verstanden zu haben. „Also haben Sie einen Verdacht?“ fragte er schließlich. „Bestimmtes weiß ich nicht,“ versetzte Morrison. „Ich warte auf — den nächsten „Unfall“.“

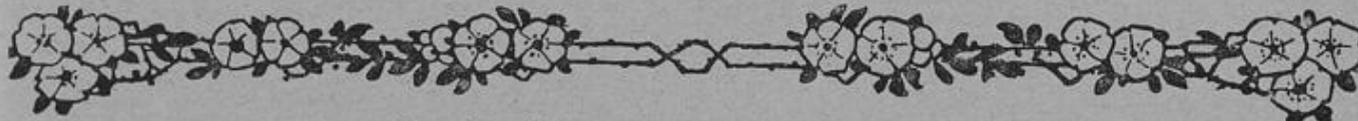
Seine letzte Liebhaberei ist die Installation des elektrischen Lichts und Elektrizität überhaupt,“ bemerkte der politische Geschäftsträger. „Hier sind doch Unfälle selten, nicht wahr?“

„Gewiß, und sie würden auch größere technische Kenntnisse

das Ding — gefunden, die zum Signalapparat gehört und im Palastgarten unter einem Feigendistelbusch lag. Er behauptet immer, daß das Signal auf „sicher“ gestellt war, während der Maharadscha sagt, er hätte den Hebel mit „Gefahr“ gezogen und also die Linie unpasseierbar gemacht, weil der kleine Willy darauf spielte. Die Stellung des Hebels gleich nach dem Unfall schien seiner Hoheit recht zu geben, und so wäre es also Burtons eigene Schuld gewesen, wenn er sein Kind überfuhr, indem er nicht auf das Signal achtete. Jetzt hat Burton diese zerbrochene Bolzenschraube gefunden und behauptet, die Signale hätten richtig gestanden, daß aber die Schraube schon vorher entfernt worden sei.“

„Aber seitdem hat der Apparat doch richtig funktioniert.“ „Die Firma, die die Eisenbahn lieferte, hatte eine doppelte Ausrüstung für den Signalapparat beschafft, glaube ich,“ warf Morrison dazwischen.

„Ja, so ist's,“ rief Bessie. „Sobald Burton die zerbrochene Schraube fand, begab er sich nach dem Lokomotivschuppen, wo er diese Ersatzstücke aufhebt und da fehlte die zweite Bolzenschraube. Er kann natürlich nicht sagen, wann der Signalapparat beschädigt wurde.“



## Sankt Nikolaus von Kevelaer.

Ich war ein Kind im Cöckenhoor,  
Sechs Jahre zählte ich wohl kaum,  
Im wohlbekannten Kevelaer, —  
Wo ich geträumt den ersten Traum.

Und wieder naht der schöne Tag,  
Wo zu uns kam Sankt Nikolaus,  
Die ganze Nacht ich wachend lag, —  
Frühzeitig war ich aus dem Haus.

Denn, was ich ach, so heiß begehrt,  
Sollt' holen ich beim Onkel heut,  
Ein niedlich, kleines, süßes Pferd,  
Wie's Kinder hatten reicher Leut!

Gold sind im Stall mir angelangt, — —  
Der Onkel schmunzelt, auch der Knecht,  
Zitternd vor Freude tret ich ein  
Und weiß nicht, — träum ich, seh ich recht?

Da lag ein großer Sack im Stroh,  
Und er bewegt' sich hin und her, —  
Wie glaubt ich fest, wie war ich froh,  
Daß es mein kleiner Pony wär!

Wollt' sagen meinen Dank so heiß,  
Dem lieben, guten Onkel mein, —  
Da fragt der Knecht in Haaren weiß:  
„Kannst du es tragen auch allein?“

Wie sieberte in mir das Blut, — —  
Schnell nahm den Sack ich, Schritt für Schritt  
Trug ich mein Pferdchen wohlgenut.  
Zur Dorfsicht ging der Knecht doch mit.

Oiel schmerer wars, als ich gedacht.  
Und da, ein Ruck, ein Sprung, ein Schrei, —  
Wie hat der alte Knecht gelacht,  
Zerissen war der Sack, entwei — —

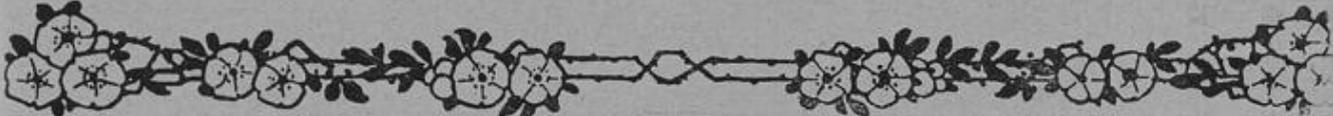
Und freudig bellend sprang der Hund  
Um mich, mein treuer Kamerad,  
Ich, wie gelähmt mit offnem Mund  
Konnt stammeln nur: „O Gott, wie schod!“

Und schnell zur Mutter lief ich dann,  
Und klagt, daß er betrogen mich,  
Betrogen mich, — — der heil'ge Mann, —  
Und darauf weint' ich bitterlich!

So sprach der Vater lächelnd mild:  
„Nun bin ich über neunzig Jahr, —  
Doch nie vergaß ich jenes Bild:  
„Sankt Nikolaus von Kevelaer!“

Düsseldorf, Dezember 1912.

Marie von Wildenrodt-Schugler.



vorhersagen,“ versetzte Morrison. „Aber ausgeschlossen wären sie immerhin nicht. Deshalb werde ich ein scharfes Auge auf die Leitungsdrähte und besonders auf die Dynamos haben müssen. Bis jetzt haben wir ja nicht viel Fortschritt gemacht und ich hoffe . . . ach, Miß Bessie, wie geht es Ihnen? Wie gefällt es Ihnen in Jettore?“

Das junge Mädchen war aus dem Zimmer auf die Veranda getreten und hatte die beiden Männer in ihrem Gespräch unterbrochen.

„Nun was ist's, Bessie!“ fragte der Vater etwas überrascht, während sie Morrison begrüßte. „du hast dich beim Doktor nicht lange aufgehalten. Hat es dir dort in der Gesellschaft nicht gefallen? Ist Mutter auch schon zurück?“

„Ja,“ war die Antwort: „Doktor Snelgar fürchtete ein Gewitter, deshalb drang Mutter darauf, daß wir vor dessen Ausbruch nach Hause kehren. Du weißt ja, Papa, wie nervös Mama gleich ist. Papa, ich habe eben mit Burton gesprochen draußen im Garten. Und er ist ganz niedergeschlagen und bedrückt.“

„Armer Mann!“ bemerkte der Oberst. „Ja, und er hat eine Entdeckung gemacht, die seinen Schmerz von neuem heilarte.“ fuhr Bessie erzählend fort. „Er hat eine Bolzenschraube — ich glaube, so nannte er

„Das müßte wenige Minuten vor dem Unfall geschehen sein,“ bemerkte der Oberst nachdenklich. „Ich erinnere mich noch der sich widersprechenden Erklärungen des Maharadschas und Burtons, die sie bei der Nachprüfung der Signale abgaben.“ Und diesmal beoocneten sich die Augen der beiden Männer, und sie verstanden sich.

„Das ist's ja eben, was Burton sagt Papa,“ versetzte Bessie mit lebhaftem Interesse; „und niemand war um den Weg, als —“

Seine Hoheit der Maharadscha!“ meldete ein Diener und gleich darauf trat ein dicker unversehrter Junge in weißem Gewand und reich mit Edelsteinen besetztem Turban zu den beiden Männern. Bessies Augen verfinsterten sich und sie verschwand während der politischen Geschäftsträger und der Erzieher sich erhoben, um den Besucher zu begrüßen. Für einen Hindu war er ein ganz hübscher Junge, schwere Augenlider, dunkle Augen, aufgeblasene Wangen und ein fettes Doppelkinn verliehen ihm die von einem Hindu verlangte männliche Schübeil. Der Diener brachte einen Stuhl und der Maharadscha setzte sich zwischen den Oberst und seinen Lehrer.

„Miß Bessie ist davonaelaufen,“ bemerkte er, seine fetten Hände etwas nervös reibend. „Sie ist böse mit mir. Doch,

die elektrische Einrichtung wird bald vollendet sein, dann kann ich's ihr zeigen und sie wird wieder gutgelaunt sein."

"Miß Verste ist durchaus nicht böse auf Sie, Maharadscha Sahib. Sie war nur etwas niedergeschlagen, weil ihr der Lokomotivführer Burton eben zuvor sein Unglück erzählt hatte."

Die Augen des jungen Prinzen schweiften von einem zum andern der beiden Herren, obgleich er den Kopf nicht bewegte. "Ach, ich verstehe," versetzte er. "Er hat ihr die Geschichte mit der Holzschraube erzählt. Was halten Sie davon, Oberst Sahib?"

"Ich glaube, die ganze Geschichte ist sehr geheimnisvoll," war die beste Antwort, die der politische Geschäftsträger im Augenblick zu finden vermochte.

"Darin stimme ich Ihnen nun nicht bei," versetzte der Maharadscha etwas barsch. "Ich glaube eher, es ist so: Burton will nicht, daß die Leute sagen, er hätte sein eigenes Kind überfahren; deswegen hat er die alte Holzschraube zerbrochen und sie weggeworfen. Dann hat er die andere im Schuppen geholt und in den Apparat gesteckt, damit die Leute sagen, es hätte jemand an den Signalen etwas gemacht und das Unglück sei nicht seine Schuld."

Morrison rüchte unruhig in seinem Lehnstuhl hin und her, denn diese niederträchtige Beschuldigung ärgerte ihn. Der Oberst aber antwortete: "Ich halte dies nicht für sehr wahrscheinlich. Obgleich Ihre Hoheit die Signale und Weichen handhabte, unterstanden sie doch genau so, wie seine Maschine, Burtons Oberaufsicht. Seine Pflicht war es, nachzusehen, daß die ganze Linie vor der Ventilation vollkommen in Ordnung war. Deswegen ist meine Ansicht eher, daß die Signale falsch gestellt waren — aber nicht von Burton."

"Ich verstehe nur nicht, wie das möglich war," erwiderte der Maharadscha unwillig, und es folgte ein längeres Schweigen, bis Morrison aufsprang und nach dem Himmel über der Stadt hin zeigte.

Der Doktor hatte doch recht; ein Gewitter ist im Anzug. Die Stadt Jettore lag in einer weiten Ebene, auf einer Seite erhob sich eine Hügelreihe, auf der die Residenz und die Bungalows der Europäer standen. Kaum hatte Morrison seine Worte gesprochen, so durchzuckte ein feuriger Blitzstrahl die dunke Wolkenschicht, auf die er gewiesen und der Donner trachte. In einem Augenblick folgten sich, wie das so in Indien gewöhnlich ist, Blitzstrahl und Donnerschlag unaufhörlich und der Regen fiel in Strömen.

Einige Zeit sahen die drei ruhig auf der Veranda und beobachteten das Gewitter; plötzlich packte der junge Prinz Morrison am Arm und rief: "Sehen Sie dort! Ist das nicht — nicht — wie heißen Sie? — ein Spaß? Passen Sie auf — jetzt kommt die Explosion! Das Pulverhaus brennt!"



Die Bulgaren vor Adrianopel.

Ein Zeffelballon wird zum Aufstieg bereit gemacht. Belagerer wie Belagerte der Festung Adrianopel bedienen sich der Zeffelballons, um mit ihrer Hilfe die Positionen des Gegners auszukundschaften.

Einen halben Kilometer von der Stadt entfernt lag die Pulverfabrik mitsamt dem Depot, das den einheimischen Truppen die Munition — meistens blinde Patronen für Paraden und Feste lieferte. Auf dem Pulverturm befand sich eine hohe Fahnenstange mit einem Blitzableiter und darauf wies der Maharadscha aufgeregt hin. Denn der Blitz spielte in kleinen Flammensprünge um die goldene Spitze des Blitzableiters.

Unwillkürlich wich Morrison vor der Berührung der schlaffen Finger zurück. Sofort aber ergriff er auch die Gelegenheit beim Schopf, um seine erzieherischen Pflichten zu erfüllen. Er erklärte seinem Schüler den Zweck des Blitzableiters, wie er das elektrische Fluidum der Erde zuführe und es so unschädlich mache; anstatt also eine Explosion hervorzurufen, beschütze der Blitzableiter in diesem



← Eine neue Riesenbrücke.

Bei Harburg ist über die Elbe eine neue Brücke gebaut worden, die ein Wunderwerk der modernen Brückenbautechnik genannt werden kann. Sie besteht aus drei Riesenspannbögen und ermöglicht selbst hohen Seeschiffen die Durchfahrt.

Augenblick nicht nur das Pulvermagazin sondern auch die Arbeiter in der Nähe gegen jede Gefahr. „Uebrigens verstehe ich Sie absolut nicht, Maharadscha Sahib, wenn Sie das einen Spaß nennen, daß Leute durch die Explosion verwundet oder getötet werden,“ schloß der Lehrer seine Erklärungen.

Aber der Schüler war jetzt schon zu sehr mit den wissenschaftlichen Einzelheiten der Leitung der Elektrizität beschäftigt, um diese Zurechtweisung weiter zu beachten. Es

„Morrison Sahib, Sie sind ein sehr gelehrter Mann“, bemerkte er. „Wenn ich alles wüßte, was Sie wissen, so könnte ich mir jeden Tag Spaß und Amüsement genug verschaffen.“

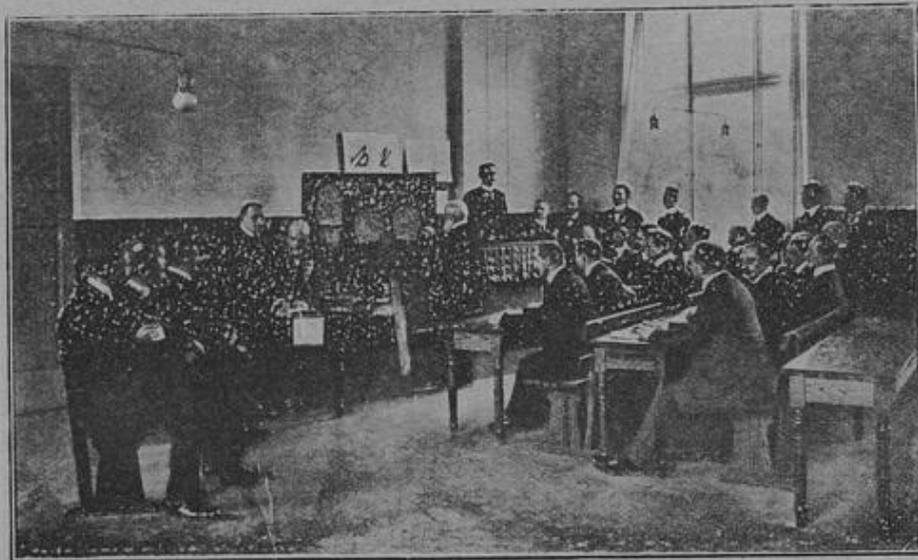
Der stattliche Europäer und der unbeholfen dahinwackelnde Hindu waren kaum in der Ferne verschwunden, als ein blaßes Mädchenantlitz auf die Veranda herauslugte. „Der elende Kerl!“ murmelte Bessie die Faust ballend.

Schluß folgt.

### Aus dem Unterricht der Rheinischen Polizeischule in Düsseldorf.

Die Bilder zeigen, wie die unter der Leitung des Polizeischuldirektors Bartels stehende Polizeischule zu Düsseldorf ihre Aufgabe, Beamte aller Grade für die Praxis auszubilden, löst. Die

eine Aufnahme stellt den Unterricht dar, wie er im Freien abgehalten wird, der den Zweck hat, den Schülern an einem konkreten Fall zu zeigen, wie die Polizei zu verfahren hat. Es handelt



sich um die Auffindung einer Leiche eines anscheinend mit einem Beil — worauf Schädelverletzungen hindeuten — erschlagenen Mannes der besseren Stände. Die Mitte der Bilder nimmt der Polizeiphotograph ein, der sich auf dem Leiterstativ befindet, um zu prüfen, ob der für die Aufstellung des Apparates gewählte Standort der richtige ist, damit das von ihm aufzunehmende Bild den Tatort und die Lage der Leiche in einer für die Untersuchungszwecke erschöpfenden Weise wiedergibt. Links wird von einem Beamten einem Polizeihunde an einem am Tatort gefundenen Beile, das anscheinend zur Ausführung der Tat benutzt ist, Witterung gegeben; ein zweiter Polizeihund wird zur weiteren Verwendung bereit gehalten. In der Nähe der Leiche ist eine offensichtlich von dem Täter herführende Fußspur gefunden worden, die von einem Schüler unter Benutzung

des Fußspur-Transformators abgezeichnet wird. Der gesamte Unterricht wird von dem Direktor der Anstalt geleitet.

Das zweite Bild zeigt eine Unterrichtsstunde im Klassenzimmer; die Schüler eines Kurses für Polizei-Kommissare und Anwärter werden in der Daktyloskopie, dem Fingerabdruckverfahren, unterwiesen. Den Schülern wird die Bedeutung dieses wichtigen Mittels zur Feststellung der Identität von Personen und zur Ermittlung von Tätern, welche Fingerabdrücke hinterlassen haben, von dem Direktor Herrn Bartels dargelegt. Die Wandtafel zeigt im vergrößerten Maßstabe die auf der Innenseite der menschlichen Finger befindlichen Papillarlinien. Links von der Wandtafel wird ein Schüler in dem Nehmen von Abdrücken unterwiesen. — Beide Aufnahmen sind für die moderne Unterrichtsgestaltung der Düsseldorfer Polizeischule charakteristisch.



folgten sich Fragen und Antworten rasch auf einander und als der Schüler das ganze physikalische Kapitel vom Erdmagnetismus erfaßt hatte, war auch das Gewitter vorüber. Der Oberst hatte sich längst davongeschlichen, um seine Frau aufzusuchen, die bei Gewittern immer ängstlich war. Morrison begleitete den Maharadscha nach dem Palast zurück.

#### Sinnsprüche.

Der ist ein weiser, glücklicher Mann  
Der in sein'n Stand sich schicken kann;  
Wer das nicht kann, ist elend  
Und bleibt ein Narr bis an sein End'.

Kölnhagen.

## Schuld und Sühne.

Eine Erzählung aus Tunis von Paul Brulat. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Meta Pawinsek.

Nachdruck verboten.

Die Nacht senkte sich auf die Erde herab. Der Mond beleuchtete mit seinem sahlen Schein die Moschee und ließ die Umrisse ihrer weißen Mauern noch deutlicher hervortreten. Tiefes Schweigen herrschte ringsumher.

Belkassam wagte sich in dieser Nacht nicht hervor. Wie er so regungslos in seinen weißen Turmus gehüllt dastand, machte er in seiner großen Gestalt, die fast unheimlich in der Dunkelheit wirkte, den Eindruck eines Geistes. Gewöhnlich pflegte er in dieser späten Nachtstunde vor der Moscheethür auf den Steinplatten ausgestreckt zu liegen. Seit zwanzig Jahren hatte bis zu dieser Stunde nichts die fürchterliche Eintönigkeit seines Lebens unterbrochen. Zweimal am Tage, und zwar immer um dieselbe Zeit, konnte man ihn in die Moschee eintreten und wieder hinausgehen sehen. Zuweilen stieg er die Stufen hinunter, aber wenn er bis zur letzten gekommen war, blieb er stehen. Eine übernatürliche Macht, die an unbezwingliche Furcht grenzte, schien Gewalt über ihn zu gewinnen, ihm zu verbieten, weiter zu gehen

schien die Schatten der Vergangenheit heraufzubeschwören; Belkassam überschlich ein Gefühl der Furcht.

Von Herzensangst gequält, verfiel er in Nachdenken. Die kleinsten Ereignisse seines Lebens fielen ihm plötzlich ein, sie bewegten seine Seele und verwirrten seine Gedanken. Immer deutlicher wurden seine Erinnerungen; er sah alles und erlebte alles noch einmal; ganz wie es in der Wirklichkeit war: zuerst wie er das Verbrechen langsam vorher überlegte; wie er es dann zur Tat hatte werden lassen; bis zur Gefangennahme auf frischer Tat; er erinnerte sich des fürchterlichen Kampfes mit den Verwandten seines Opfers, und das von neuem vergossene Blut, um der Wut seiner Verfolger zu entfliehen; er dachte an seine gebehrte Flucht mitten durch die heulende Menge, die ihm den Durchgang zu sperren suchte, indem sie in entsetzliches Geschrei ausbrach; er sah die unzähligen Messer, die während seiner Flucht auf ihn gerichtet waren und ihn bis zum Eintritt in die Moschee verfolgten, nach der er wie durch ein Wunder



### Fünf Generationen unter einem Dach.

Ein Bild, wie man es wohl selten findet, nahm unser Photograph in Friedrichshagen bei Berlin auf. Die Mutter, die ihr drei Monate altes Kind im Arme hält, ist 20 Jahre alt, die Großmutter (ganz rechts) 44 Jahre, die Urgroßmutter (am Tische rechts) 68 Jahre, die Urrahne ist 90 Jahre alt.

und das Straßenpflaster zu betreten. Ueber seinem Antlitze war Ruhe gebreitet, und wenn er die Blicke in die Ferne gerichtet hatte, sah er aus wie der Welt völlig entrückt.

Diese merkwürdige Erscheinung fiel jedem Fremden auf. Der vernachlässigte Bart und das übermäßig lange verwilderte Haupthaar erweckte teils Schreck, teils Mitleid. Er schien nicht mehr der Menschheit anzugehören. Ein gewisses Etwas, an patriarchalische Hoheit streifend, erhöhte das Seltsame seines Aussehens. Wenn der Abend hereinbrach, schweiften seine Blicke über die Terrassen der umliegenden Häuser und beherrschten die Menschen; lange blieben sie dort haften, indem er mit dem Weltall, dem weiten Horizont und der geheimnisvollen Nacht Zwiegespräche hielt. In steter Betrachtung der Natur versunken, hatte Belkassam etwas von ihrer Größe und Unbewealichkeit angenommen.

Zum ersten Male seit zwanzig Jahren fühlte der einsame Mann sich heute beunruhigt. Dreimal hatte er versucht, einzuschlafen, aber immer wieder war er fiebernd, das Antlitze in Schweiß gebadet und den Körper von kaltem Schauer überrieselt, aufgeschreckt. Niemals hatte die Einsamkeit einen solchen Eindruck auf ihn gemacht. Die Turmuhr der Kosbah hatte ein Uhr geschlagen; es war eine jener herrlichen Numinächte des Orients; immer höher stieg der Mond zum besternten Himmel auf, die und da Streiflichter und verschwommene Schotten werfend. Kein Fenster der benachbarten Häuser war erleuchtet. Die Stille der Nacht

gelangt war, um hier eine Zuflucht zu finden. In diesem heiligen Orte war er für alle unverletzlich und geschützt. Niemand durfte ihm, ohne den Ort zu entweihen, etwas zufügen oder ihn beleidigen. Die mohammedanische Religion stellte ihn über die Gesetze der menschlichen Rache und erbeischte nur, sein Verbrechen vor Gott und dem Propheten zu verantworten. Und aus diesem Grunde weilte der Unglückliche seit zwanzig Jahren an diesem heiligen Orte.

Aber seit ebensolanger Zeit lauerten ihm die Verwandten seines Opfers auf. Zuerst der Vater, dann, als der Vater starb, hatte der Bruder diese Aufgabe übernommen, und jetzt war dessen Sohn Marzouque, der den mausföschlichen Haß der Familie geerbt, ihm auf der Spur. Er beobachtete ihn mit noch größerer Wachsamkeit als seine Vorgänger und ließ Belkassam weder Tag noch Nacht aus dem Auge, indem er ihn selbst bewachte oder ihn von Leuten, die ihm ergeben waren, bewachen ließ. Seine Blicke waren unablässig auf ihn gerichtet und verfolgten jede seiner Bewegungen. Die fortgesetzte Anwesenheit des Mörders seiner Mutter reizte seine Rachgier, und er verlor nicht die Geduld. Er hoffte, daß Belkassam, eines Tages seiner Einsamkeit müde, zu ihm komme, sich selbst ausliefern und ihn um Gnade anflehen würde. War der Mörder erst einmal in seine Hände gefallen, so gehörte er ihm; nach dem Gesetze konnte er dann nach seinem Belieben über ihn verfügen: entweder ihn der Gerichtsbarkeit seines Landes ausliefern

oder selbst Gerechtigkeit an ihm ausüben. So wartete Marzouque unerbittlich auf seinem Recht fußend und so behielten sich diese beiden Menschen ständig gegenseitig im Auge. So lange seine Mutter gelebt, hatte sich Bellassem in seiner Gefangenhaft niemals unglücklich gefühlt; sie kam zweimal täglich zu ihm und brachte ihm Essen und Trinken. Selbst als sie erkrankt und dem Tode nahe war, hatte sie sich noch zu ihm geschleppt, um ihn mit der täglichen Nahrung zu versorgen; nach ihrem Tode hatten entfernte Verwandte Bellassem in seiner Not beigegeben. Jahrelang hatte er eine Ziege besessen, die ihn mit Milch versorgte; auf seinem Ruf pfliegte sie bis zur untersten Stufe der Moschee zu kommen, an dem Hals trug sie eine leere Kotosnub. Jedoch eines schönen Tages war die Ziege plötzlich verschwunden, ohne Zweifel hatte Marzouque sie geraubt in der Hoffnung, daß sein Todfeind sich hervorwagen würde, um das Tier auf der Straße zu suchen. Aber Bellassem hatte sich nur darauf beschränkt, die Ziege einen ganzen Tag lang kläglich zu rufen, dann hatte er sich in sein Schicksal ergeben. Doch seit jenem Tage hatte sein Antlitz einen seltsamen Ausdruck von Gleichgültigkeit und Stumpfheit angenommen. Schließlich hatte die Menge Mitleid mit dem Verlassenen. Er hatte von öffentlicher Mildtätigkeit gelebt. Die Vorübergehenden warfen ihm Brot und Früchte zu. An hohen Festtagen war es Sitte geworden, ihn mit milden Gaben zu überhäufen; auch warfen ihm die Reichen an solchen Tagen beim Verlassen der Moschee Geldstücke zu.

So fristete er seit mehreren Jahren sein Leben. Man durfte annehmen, daß er schließlich das Sprechen verlernt habe. Wenn die Vorübergehenden ihn vergessen hatten, so sah er sie mit lebenden Blicken an, machte bestimmte Bewegungen und führte die Hand wiederholt nach dem Munde, um anzudeuten, daß er Hunger habe.

Und in jener Stunde wachte er, von einer namenlosen Angst ergriffen. Die Nacht näherte sich ihrem Ende. Stille lagerte über der Erde, und im Widerschein des bleichen Mondlichts hatte die große gewölbte Moschee mit ihren massiven und schweren Mauern ein düsteres Aussehen, in ihrer Trauer und in ihrem Ernst an ein großes Grab gemahnend. In der Ferne ertönte Hundegebell.

Schredliche Visionen stiegen vor dem geistigen Auge des Mörders auf, seine Vergangenheit schien ihm wie ein Abgrund. Von neuem empfand er die Furcht der ersten Nächte. Dieselben Wahnvorstellungen durchhaften sein Gehirn. Und als er starren Auges vor sich blickte und gespannten Ohres lauschte, ließ ihn ein Geräusch von nahenden Tritten erzittern. Es war sein erbitterter Feind Marzouque, der ihm nachstürzte. Er ging hin und her und das Strahlenpflaster hallte unter seinen Schritten wider.

Jetzt begann es hell zu werden, der Tag brach an und



Paul Heyse,

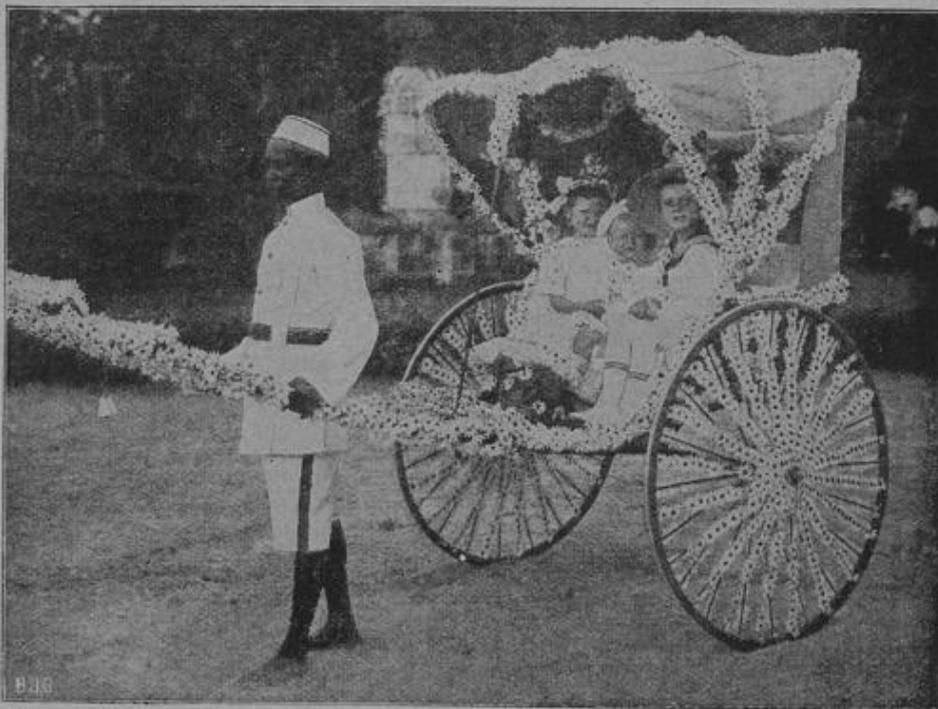
der bedeutendste deutsche Novellendichter, ist schwer erkrankt. Da der Dichter im 83. Lebensjahre steht, ist die Erkrankung sehr bedenklich.

Zwielicht ergoß sich über die Moschee, die in den Winkeln lagernden Schatten bannend. Die Türen wurden geöffnet und verworrener Lärm kündigte das Leben und Treiben in dem Stadtviertel an.

Bellassem war von der Moschee herabgestiegen und hatte sich auf die Straße begeben. Marzouque, der sein Vorhaben erraten, erwartete seinen Gegner, bereit sich auf ihn zu stürzen und ihm den Todesstoß zu versetzen. Beide blieben einen Augenblick stehen und maßten sich mit Blicken. Als dann warf sich der Mörder, das Antlitz zur Erde gesenkt, vor dem Sohne seines Opfers auf die Knie, indem er ihn ansah, ihn zu töten. Jedoch Marzouque soll, plötzlich von Mitleid bewegt, Bellassem das Leben geschenkt haben.

**Blumentorso**  
in Dar-es-Salaam.

Unsere Landsleute in Deutsch-Ost-Afrika feiern die Feste ähnlich wie in der Heimat. Zu Ehren des Geburtstages des Gouverneurs fand ein Blumentorso statt. Einer der schönsten Wagen war eine von einem Eingeborenen gezogene Riksha, mit den Kindern seines Herrn.



### Humoristisches.

— **Ordentlich.** Einbrecher zu seinem Kumpen, nachdem sie den Geldschrank gründlich geleert haben: Du, Ede, wart' nen Romang. Ich muß bloß noch det gemauste Kapital unter de „Ausgänge“ eintragen; sonst stimmt nachher dem armen Kloofnich de Bilanz nich!

— **Vom Kasernenhof.** Unteroffizier: Sie, Einjähriger, wie präzentieren Sie denn bloß Ihr Gewehr?! Zum Se doch nicht, als wären Sie der Rosenkavalier und müßten Ihrem Greichen gerade einen Strauß anbieten.

— **Unverwüßlich.** Vom Chef höchst eigenhändig zur Tür hinausbeförderter Handlungsreisender: Donnerwetter, wie

zart mich der Mann behandelt hat! Den muß ich doch mal im Auge behalten, wenn ich einen Schwiegervater brauche!  
— **Konfus.** Wirt (zu einem schwer bezehnten Gast): Nun gehen Sie aber nach Hause, jetzt gibt's kein Bier mehr — der Hahn kräht schon! — **Gast:** Huch, das ist ja Unsim! Ich hab' doch noch nie 'nen Bierhahn krähen hören!

— **Interessante Reihenfolge.** „Reisen Sie allein zur Riviera, gnädige Frau?“ — „D nein, ich nehme meine Jose mit, dann die Amme mit den Kindern, zwei Diener, den Hund und auch meinen Mann.“

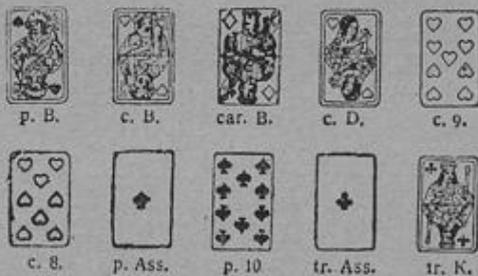
— **Treffende Erklärung.** „Was für ein Unterschied ist eigentlich zwischen blutarm und blutarm?“ — „Sehr einfach: der eine hat wenig Blut, der andere hat blutwenig!“

— **Ausflucht.** Frau (morgens zu ihrem Manne): Schäm dich, Emil, als du heute nach Hause kamst, hast du getaumelt! — **Man:** Aber, liebes Weibchen, das war doch nur der Freudentaumel, als ich dich wieder sah.“

### Rätsel-Ecke

#### Staufgabe.

B (Mittelhand) spielt Coeur-Solo mit folgenden Karten:



A spielt Carreau-Aß aus; wenn B diese Karte mit Carreau-Buben sticht, gewinnt er mit 63 Augen; sticht er mit Coeur-Dame, so verliert er mit Schneider. Im Stat liegen eine Zehn und eine Sieben. Die Karten von C zählen 23 Augen. Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

#### Diamanträtzel.

Aus nachfolgenden 61 Buchstaben:  
8 a, 1 ä, 1 b, 1 d, 3 e, 3 g, 1 h, 4 i, 2 j, 4 k,  
2 l, 5 m, 3 n, 5 o, 1 p, 5 r, 5 s, 5 u, 2 w  
sind 9 Worte und 2 Buchstaben so zusammenzustellen, daß die senkrechte wie die wagerechte Mittelreihe den Namen eines ungarischen Schriftstellers ergeben. Die einzelnen Zeilen bedeuten: 1. Buchstabe. 2. Nebenfluß der Donau. 3. Gewächs. 4. Altdeutscher Mädchenname. 5. Vorstadt Wiens. 6. Ungarischer Schriftsteller. 7. Volksstamm. 8. Afrikanisches Reich. 9. Sturm. 10. Chemische Bezeichnung. 11. Buchstabe.

#### Bilderrätzel.



#### Porträträtzel.

Was ihn ernährt nach altem Brauch  
Und viele andere mehr,  
Darauf zieht zum Vergnügen auch  
Man ihn die Kreuz und Luer.

#### Begierbild.



Wo ist der Gegner?

#### Rätzel.

Vier Zeichen sind's, die spenden dir,  
Viel Wärme, wenn sie brennen;  
Verhär't den ersten dieser vier,  
Sogleich sie 'ne Gemeinde nennen.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

**Kryptogramm:** Man lese rechts von den Sternen beginnend, je einen Buchstaben überspringend und setze an Stelle der Punkte die entsprechenden Vokale: „O selig, ein Kind noch zu sein.“

**Porträträtzel:** Trieb.

**Bilderrätzel:** Blinder Eifer schadet nur.

**Zahlenrätzel:** Methjessel, Esel, Tee, Dost, Fessel, Seele, Letze.

**Begierbild:** Bild auf den Kopf stellen; der Gesuchte ist dann zwischen den dicken Bäumen sichtbar.

Redaktion: Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 51.

Donntag, 15. Dezember.

Jahrgang 1912.

## Spielzeuge Seiner Hoheit.

Erzählung aus Indien von Fritz Reutter.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

An jenem Abend ergriff Oberst Sattler die Gelegenheit des Ungeförtsseins, um seine Tochter Bessie — allerdings in mildesten Form — wegen ihrer Unhöflichkeit gegen den Maharadscha zurechtzuweisen.

„Man kann ja nicht alle Leute gleich gern haben,“ sprach der Vater, das braune Vodenhaar seiner Tochter streichelnd; „aber man darf auch nicht absichtlich grob gegen sie sein.“

Bessie blickte ihn fragend an: „Ich tue eben, wie ich fühle. Aber Papa, du sollst dich nicht mehr darüber zu beklagen haben. Im Gegenteil, von nun an werde ich mich für das Tun und Treiben Seiner Hoheit interessieren und ihm immer aufs freundlichste entgegenkommen. Heute abend

habe ich bereits meine Ayah (Souvernante) in den Palast hinübergeschickt, um den Maharadscha zu bitten, morgen mit mir eine Spazierfahrt auf einer Privatbahn machen zu wollen.“

Das entsprach nun den Wünschen des Obersts durchaus nicht; denn von allen Seiten bestürmte ihn der Zweifel. Aber er sagte nichts — traf aber seine Maßregeln. Während der nächsten Tage machte Bessie mehrere Fahrten auf der Eisenbahn; sie besichtigte die Installation des elektrischen Lichtes im Palast und sie durfte auch ein neues Elefantenhäus bewundern, das eben gebaut wurde. Manchmal begleitete sie der

Maharadscha selbst. Wenn sie ihm begegnete, zeigte sich Bessie außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen ihn. Selbst Morrison, der bei den Spazierfahrten natürlich immer um den Weg war, belustigte und noch mehr verwunderte ihr überraschendes Verhalten.

Es waren etwa acht Tage nach dem Gewitter verstrichen, als Bessie im Palastgarten mit dem Lokomotivführer des Maharadschas redete. Burton war ein wohlbeleibter Engländer, den die hohe Bezahlung verlockt hatte, in den Dienst des Maharadschas von Zettore zu treten.

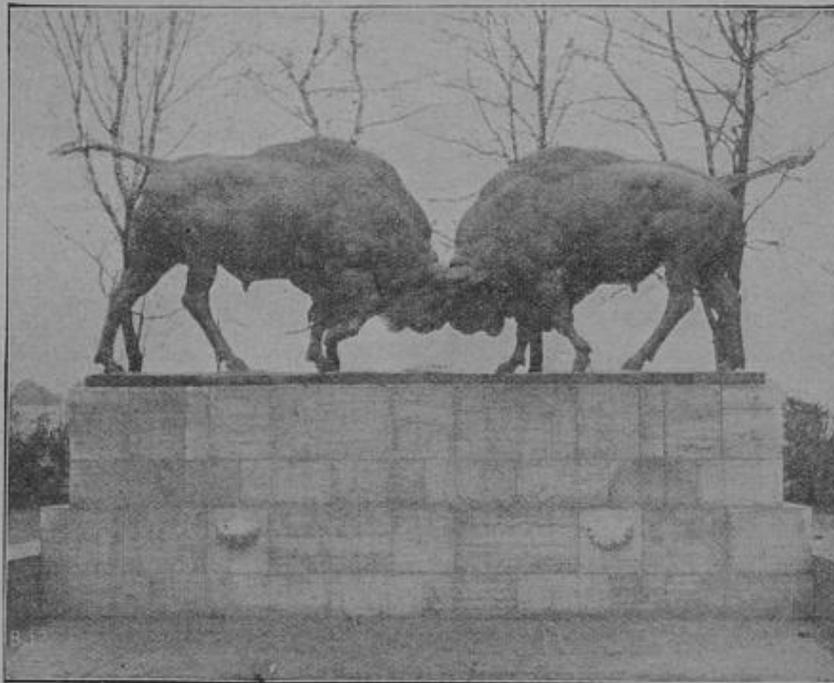
„Welches ist denn eigentlich Ihre eigene Meinung, Burton, über jenen Unglücksfall?“ fragte Bessie.

Der Lokomotivführer blickte um sich; niemand war in der Nähe, als ein alter Gärtner, der hundert Meter von ihnen enifernt, seine Blumen begoß.

„Ihnen will ich's schon sagen, Miß,“ versetzte der Lokomotivführer. „Ich glaube, Seine Hoheit sagte nicht die Wahrheit. Ich weiß ja ganz bestimmt, daß das auf sicher stehende Signal mir erlaubte, weiter zu fahren. 20 Jahre lang stand ich zuvor schon auf Lokomotiven und habe nie ein Signal übersehen. Ich persönlich glaube, daß er das Signalgeben verpaßte und den Hebel erst nach meinem Vorbeifahren zog; erst dann erkannte er seinen Fehler und sog, um die Schuld

### „Kämpfende Büffel“,

Tiergruppe von Prof. Gaul für Königsberg i. Pr.



auf einen anderen zu schieben. Ich kann ja nichts sagen, denn ich esse kein Brot. Schließlich war das Ganze doch eben ein Zufall. Ich bedauere nur, Seine Hoheit falsch beurteilt zu haben. Wenn ich aber einmal den Mann, der die Bolzenschraube löste, unter die Hände bekäme, so möchte es ihm schlecht ergehen."

"Haben Sie irgendwelchen Verdacht?"

"Nein," erwiderte Burton; "all diese Eingeborenen hier sind ja so neugierig und naseweis wie eine Schar Affen. Der Gescheiteste unter ihnen würde ein Drehorgel zerlegen, nur, um zu sehen, woher die Töne eigentlich kommen."

"Aber, wer die neue Schraube nach dem Unfall hineinsteckte, hat wohl auch die alte zuvor herausgenommen, meinen Sie nicht?" versetzte Bessie.

Burton blinnte dem jungen Mädchen forschend ins Gesicht. "Sie meinen also Seine Hoheit, Miß?" versetzte er, den Kopf schüttelnd. "Ich dachte auch zuerst daran. Aber er hätte die neue Schraube in unsern Werkzeugen holen müssen ich bin aber ganz sicher, daß er nicht vom Plage wich, bis wir den Signalapparat untersucht hatten."

"Aber der Betreffende hätte die neue Schraube auch schon mitbringen können," bemerkte Bessie nachdenklich.

"Um Himmels willen, Miß! rief der Eisenbahner erregt, "wissen Sie auch, was Sie damit andeuten? Er hätte meinen Jungen doch so gern! Gerade er ermunterte den Knaben, in der Nähe auf der Linie zu spielen, wenn er sich selbst mit den Signalzeichen beschäftigte, und —"

"Das ist's ja gerade," fiel ihm das Mädchen ins Wort. "Begreifen Sie es denn nicht?"

"Kann ich was beweisen? Ueberhaupt sagen, daß Absicht bei dem Unglück im Spiel war?"

"Still, still!" sagte Bessie und legte die Hand beruhigend auf seinen Arm. "Sie haben keine Beweise. So lassen Sie die Vergangenheit ruhen und blicken Sie in die Zukunft. Geben Sie sehr darauf acht, was um Sie her vorgeht und erzählen Sie mir alles, was Ihnen auffällt. Auch mein Vater und Herr Morrison sind auf der Hut, obgleich sie es mir nicht eingestehen. Ich habe so ein unbestimmtes Vorgefühl, als ob uns die ihm jetzt als Spielzeug dienenden Dynamos einen Streich spielen sollten."

So kam es, daß aller Augen jetzt das Tun und Treiben des jungen Fürsten von Zettore überwachten.

\*

Am folgenden Nachmittag saßen der Erzieher und der politische Geschäftsträger wieder auf der Veranda und redeten von allem möglichen, ausgenommen von dem, was eigentlich ihr Herz jetzt am meisten bedrückte. Auf bloßen Verdacht hin konnten sie nicht handeln. Das verbot schon die Politik und die Gerechtigkeit gegenüber dem Verdächtigten. Ein vertraulicher Bericht an die Regierung wäre wahrscheinlich kurzerhand beiseite geschoben worden. Bald gesellten sich zu den beiden Männern noch die Frau Oberst und Bessie und auf seinem Heimwege von Krankenbesuchen auch Doktor Snelgar. Der Letztere war ein kleiner, lebhafter, eigenständiger Herr, der jede Keuigkeit kannte und nie um einen Gesprächsstoff verlegen war. Also der allerletzte Mann, dem der Oberst und der Erzieher die sie bewegenden Zweifel anvertraut hätten. Zufällig begann der Arzt selbst vom Maharadscha zu sprechen: "Ganz außerordentlich begabt. Sie dürfen auf ihn stolz sein, Morrison, namentlich auch wie Sie ihn auf den rechten Weg geführt. Allerdings scheint er mit seinen Belustigungen anderen Leuten gegenüber Pech zu haben. Hoffentlich läßt er mich in Ruhe und verschafft mir nicht mehr Arbeit."

"Ich habe den Vorarbeiter des Installationsgeschäftes befragt, und er hat mir erklärt, daß vorderhand jede Möglichkeit eines Unglücks ausgeschlossen sei, da der Strom noch fehle."

"Ich sprach nicht von der Elektrizität, Herr Oberst," versetzte der Arzt eifrig, die Gelegenheit ergreifend, ihnen die allerneueste Nachricht mitzuteilen. "Wie steht's denn mit dem Pulver? Ist das nicht auch ein Mittel für allerlei Experimente eines Liebhabers solcher Dinge?" fügte er geheimnisvoll hinzu.

"Was wollen Sie damit sagen, Doktor?" sagte Morrison, der nur mit Mühe sein tiefes Interesse verbar.

"Ach, ich glaube, Sie wissen dies schon längst!" rief der Arzt zufrieden. "Gestern morgen wurde ich zu Frau Veil, Sie kennen die Missionärsfrau? — gerufen, und während ich mich ankleidete, sah ich Seine Hoheit zum Hauptportal des Pulvermagazins herauskommen. Mein Bungalow liegt ja

gerade gegenüber. Als ich später an dem Tor vorüberging, fragte ich den Wächter, aus welchem Grunde er in aller Frühe schon einen so vornehmen Besucher gehabt hätte. Der Mann erklärte mir, der Maharadscha hätte gewünscht, die ganze Anlage einmal zu besichtigen, während alle Arbeiter abwesend seien, um nachzusehen, ob das Magazin wirklich auch sicher sei. Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, sagen Sie kein Wort davon. Der Maharadscha selbst befahl mir Stillschweigen, wenn ich meine Stelle nicht verlieren wollte."

Bessie, die mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Doktors zugehört, bemerkte sofort den bestürzten Blick, den ihr Vater mit Morrison tauschte. Der Erzieher schwieg, der Oberst fragte aber: "Und was meinen Sie nun, Herr Doktor, was dieser Ausbruch fürstlicher Energie und Fürsorge zu bedeuten hat?"

Der Arzt lachte. "Vielleicht ein kolossales Feuerwerk irgendwo im Park. Vielleicht stahl Seine Hoheit einige Pfund seines eigenen Pulvers. Jungens bleiben eben immer Jungens."

Aber Morrison schüttelte den Kopf. "Zu diesem Zwecke hätte er Pulver genug im Palast —" er hielt inne und suchte nach einem anderen Gesprächsthema. Noche ehe er eines gefunden, vernahm man aus der Ferne das dumpfe Rollen des Donners.

"Noch ein Gewitter!" rief Frau Oberst nervös und verschwand im Haus, während Bessie an den Rand der Veranda trat und nach dem Wetter schaute.

"Der Himmel ist so schwarz wie Nacht und das Gewitter scheint hierher zu kommen!" rief sie. "Ach! Noch ein Blitzschlag!"

Sie hatte sich kaum wieder gesetzt, so fiel auch schon der Regen in Strömen und der Sturm heulte in wilder Wut über die Hügelkette dahin. Allem Anschein nach würde das Gewitter von links nach rechts parallel zur Residenz über die Stadt hinwegziehen. Die ganze Luft war schwer bedrückend für die Lungen. Von der Veranda aus beobachteten sie das vorüberziehende Gewitter. Die weißen Mauern und Minarette der Stadt erglänzten im stahlblauen Schein des Blitzes, als ob ein Scheinwerfer die Gegend beleuchtete; unaufhörlich rollte der Donner. Plötzlich wurden sie mitten im Donnerrollen durch einen Ausschrei wilden Lachens überrascht, und einen Augenblick hernach stürzte der Maharadscha unangemeldet und in fröhlicher Erregung auf die Veranda. Er war bis auf die Haut durchnäßt und fast außer Atem.

"Ich komme vom Palast drüben!" rief er und ließ sich in einen Stuhl fallen, "um von hier aus das heftige Gewitter anzusehen. Sie haben nichts dagegen, Oberst Sahib, nicht wahr? Man sieht es von hier aus viel besser."

In seinem ganzen Auftreten lag etwas Ungewöhnliches — die glänzenden Augen leuchteten gierig und befriedigt und sein fleischiges Gesicht zuckte erschauernd zusammen. Der Oberst konnte nicht umhin, Seine Hoheit willkommen zu heißen, fügte aber doch hinzu: "Vom Palast aus hätten Sie das Gewitter sehr gut gesehen."

"Ja, das Gewitter," war die spöttische Antwort; "aber nicht — wie heißen Sie es nur gleich? — den Blitzableiter auf dem Pulvermagazin. Und es ist so furchtbar amüsant, wenn die Flammen im Zidjad um die Stangenspitze tanzen. Deswegen kam ich hierher, vom Palast aus verbirgt mir der Hügel dort die Aussicht."

Der Oberst wandte sich um, da er ein leises Geräusch neben sich vernahm. Er gewahrte noch, wie Bessie aus dem Zimmer verschwand — wohl, um ihre Mutter aufzusuchen, nahm er an.

"Fürchtet Miß Bessie sich vor dem Gewitter?" fragte Seine Hoheit gelassen. "Schade, daß sie nicht auf den großen Donner, den tumasha wartete. Gottlob, daß ich rechtzeitig hierherkam."

Die Residenz des politischen Geschäftsträgers lag halbwegs zwischen dem Palast und der Stadt, und die Straße, welche nach der Stadt hinunterführte, war von der Veranda aus ganz zu übersehen. Zweihundert Meter weit lief die Straße einen sanften Hügel hinab, weitere dreihundert Meter zog sie sich eben übers Feld hin bis zur Pforte des Pulvermagazins, und von da aus fiel sie wieder leicht nach der Stadt hinunter. Auf dieser Straße eilte Bessie in vollem Laufe dahin, als gelte es das Leben, ihr weißes Musselinfleid war vollständig durchnäßt und ihre feenhaften Gestalt tauchte in den flammenden Blitzen immer wieder auf.

Zuerst erkannten die auf der Veranda Sitzenden das dahineilende Mädchen nicht; nur der Maharadscha wußte, wer

es war, und diese Erkenntnis hatte auf ihn eine ebenso rasche als unerklärliche Wirkung. Er stieß einen sonderbaren Schrei aus — einen Schrei voll Wut und Furcht zugleich, sprang empor und eilte davon, und die drei Männer, die sich ebenfalls verwundert erhoben hatten, vernahmen noch seine Schritte durch das Haus ins Freie. Voll unerklärlichem Entsetzen starrten sie einander an, als auch schon seine Gestalt in voller Hast, aber dreihundert Meter weiter zurück hinter dem Mädchen dahinrannte.

„Das kann doch nicht Bessie sein!“ rief der Oberst und holte eilends seinen Feldstecher herbei. Unterdessen war das Mädchen schon hinter den Pforten des Pulvermagazins verschwunden, während der Maharadscha ihr mühsam nachsah, durch sein flatterndes Gewand im Laufe gebindert.

Dem Arzt schien diese unerklärliche Episode schließlich belustigend, denn er ahnte nichts. Die beiden anderen Männer standen im Begriffe, zu folgen, als sie Snelgar wieder zurückrief: „Dort ist Miß Bessie wieder. Was hat sie denn getan? Den Arbeitern im Magazin einen Streich gespielt? Sehen Sie, die stehen doch nach allen Richtungen.“

Tatsächlich stürzten durch die Tore des Pulvermagazins wilde Gruppen schreiender, gestikulierender Wilden in wahnwitziger Hast, und hinter ihnen folgte bis auf die Haut durchnäßt eine kleine Mädchengestalt, in der der Oberst jetzt durch

vom Himmel herunter, spielte wie liebend den Bruchteil einer Sekunde um die Stange des Blitzableiters auf dem Magazin; die soliden Mauern des Gebäudes schienen sich zu krümmen und einzustürzen und mit einem Lärm, der den Donner übertaubte, schoß eine Flamme gegen den Himmel empor — das „tumasha“ Seiner Hoheit des Maharadschas war losgegangen. Der Eingeborenenstaat Jettore hatte seinen Pulvervorrat verloren und auch — soll man's bedauern? — den Thronerben.

Als das Gewitter sich allmählich verzogen hatte, erklärte auch Bessie, wie sie instinktiv gefühlt hätte, daß Seine Hoheit irgendein Verbrechen plane: „Und es war Burton, der mir erzählte, daß er sich vom Borarbeiter hatte eine ganze Rolle Kupferdraht geben lassen. Als er auf die Veranda kam, um den Blitzableiter besser zu sehen, hatte der Doktor eben von dem geheimnisvollen Besuch im Pulvermagazin erzählt. Jedenfalls war er dort hingegangen, um mit Hilfe seines Kupferdrahts den Blitzableiter mit dem Pulverraum zu verbinden und von hier aus beim nächsten Gewitter der Explosion zuzusehen. So legte ich mir die Sache zurecht. Ohne weiter nachzudenken, rannte ich davon, um die Arbeiter zu warnen.“

„Und was sagte er denn, als er an dir vorüberrannte?“  
 „Er schrie mir zu: „Miß Bessie, warum so lästig? Ich

■ ■	■ ■
<b>Ein neuer Wasserflugzeug-Typ.</b> Die bekannten Aeroplan-Konstrukteure Gebrüder Voisin haben ein Wasserflugzeug konstruiert, welches eine Verbindung zwischen Motorboot und Aeroplan darstellt. Bei den Probe-flügen, die vorzüglich gelangen, war das Wasserflugzeug außer dem Führer mit sechs Passagieren belastet.	
■ ■	■ ■



sein Glas seine Tochter erkannte. Die eingeborenen Arbeiter zerstreuten sich nach allen Richtungen — die meisten flohen der Stadt zu und ihr Angstgeschrei vernahm man ganz deutlich zwischen den Donnereschlägen. Aber Bessie kehrte eilends nach der Residenz zurück. Fünfhundert Meter vor dem Pulvermagazin traf sie mit dem Maharadscha zusammen, der ihr etwas zuzurufen schien, aber ohne anzuhalten weiter eilte. Durch seinen Feldstecher sah der Oberst noch, wie der Erbprinz von Jettore, eine dicke, ganz in Weiß gehüllte Gestalt, während eines Blitzstrahls durch das Tor des jetzt ganz verlassen dastehenden Pulvermagazins verschwand.

„Jetzt wird sie von selbst zurückkommen,“ bemerkte der Oberst. „Was hat sie nur getan? Und was hat er dort im Sinne?“

„Wahrscheinlich mit dem Blitzableiter zu spielen,“ versetzte der Arzt leichtthin. „Nun ja, ich wünsche ihm viel Vergnügen dabei. Das Gewitter ist jetzt gerade über ihm. Aber da kommt ja schon Miß Bessie, um uns des Rätsels Lösung zu geben.“

Als auf die Haut durchnäßt und vollständig erschöpft stürzte das Mädchen auf die Veranda und fiel in einen Stuhl nieder. Auf die Fragen ihres Vaters wies sie immer nur nach dem Tor des Magazins und stieß fast schreiend hervor: „Ist er schon zurückgekommen?“ Man sagte ihr nein und befragte sie von neuem. Aber vom Kind war keine Antwort mehr zu bekommen. Ein blauegackter Blitz schoß

werde alles in Ordnung bringen — die Leute werden denken, Sie haben gelogen.“

„Er muß wahnsinnig gewesen sein,“ sprach der politische Geschäftsträger. „Schon die Tatsache seines unüberlegten Forteilens, wahrscheinlich, um seinen teuflischen Anschlag zu verhüllen, hätte genügt, um ihn zu verurteilen. So wie die Dinge nun einmal stehen, ist es vielleicht besser, wenn wir nichts weiter darüber sagen und seinem Tod eben einem anderen unglücklichen Zufall zuschreiben. Wir aber, die wir das Geheimnis teilen, sind stolz auf dich, Bessie, denn du hast jene armen Arbeiter unter eigener Lebensgefahr vom Tode errettet.“

„Und den Staat Jettore von der Herrschaft eines menschenmörderischen Narren,“ fügte Morrison ernst hinzu.

**Sinnsprüche.**

Und sei das Leben noch so schön:  
 Das heimatlos verwaiste Herz  
 Schöpft aus dem vollsten Freudentelch  
 Nur immer Bitterkeit und Schmerz.

Ungarisch.

Ein Weib kann in der Schürze mehr aus einem Hause tragen,  
 Als je einfahren kann der Mann im Erntewagen.  
 Rückert.

## Drei weiße Rosenblätter.

Skizze von Heinz Kutt.

Eine traumhafte Stille war um mich.  
Die Passepartouts der Bilder leuchteten in mattem Weiß aus den dunklen Rahmen. Der rotgelbe Schein der Lampe fiel in begrenztem Kreis auf die Tasten meines Klügels und auf meine schlaffen Krankenhande. Die Adern darauf schimmerten stark blau.

Im Kamin fladerte ein blutrotes Feuer und warf zitternde Lichter über den Teppich. Wenn ein Scheit knisternd zusammenbrach, froh das Licht die Wand hinauf, huschend.

So sah ich gern, seit ich wieder auf war. So im Dunkel.

Lange war ich aus dem hohen kühlen Krankenzimmer nicht hinausgekommen. Hatte immer die helle Tapete mit den dünnen Goldstreifen darauf ansehen müssen. Immerzu diese dünnen Goldstreifen.

Jetzt brauchte ich nicht länger in dem hellen kühlen Zimmer zu sitzen. Jetzt war ich ja wieder gesund. Jetzt durste ich es mir ganz dunkel machen. So . . . den Schirm noch näher vor das Feuer.

Nur ein einziger roter Fleck lag oben an der weißen Decke. Ganz einsam im Dunkel.

Ich starrte auf den roten Fleck.

Die unruhigen Nerven bewogen meine Fingerspitzen. Ganz, ganz leise drückten sie die Tasten. Wie gaulende Schmetterlinge im Sommer über Blüten, düstschwere, grelle Blüten, so tanzten die Töne durch das Zimmer, taumelnd. Gegen die helle Decke, in den roten zitterigen Fleck und ins Dunkel . . . und starben dann . . . Wie Schmetterlinge zudend . . .

Dann hatte ich eine Melodie gefunden. Ich weiß nicht mehr. Wann hab' ich die zuletzt gespielt? Es ist schon lange, lange . . .

Ich spielte . . . „oh, dites lui . . .“ Aber eine Variation, die nun folgen mußte, ich erinnerte mich dunkel, die konnte ich nicht mehr. Und die Melodie hatte ich auch nicht richtig gespielt.



Ein gefährdetes historisches Bauwerk.

Die berühmte Schloßkirche in Quedlinburg ist in Gefahr. In dem gewaltigen Mauerwerk, besonders im Südturm, zeigen sich tiefe Risse. Der Bau des Domes wurde im Jahre 907 begonnen. Man hofft durch Neufundamentierungen die Gefahr, die dieser Perle Quedlinburgs droht, zu beseitigen.



Das Kronprinzenpaar auf der Hasanenjagd in Dels.

Das Kronprinzenpaar befand sich kürzlich auf seinem Jagdschloß in Dels, um an der Hasanenjagd teilzunehmen.

Im Notenschrank hatte ich ein Heft, darin stand es. Ich wußte es. Ich stand auf, um mir das Heft zu holen.

Wie schwer es noch wurde, aufzustehen. Und durch das dunkle Zimmer . . .

Im Schrank fand ich das Heft. Es war sehr zergriffen. Hatte ich das denn so oft gespielt?

Aber wann denn nun? Oder spielten das die anderen auch?

Auf den Deckel des Klügels legte ich das Heft und lehnte mich an. Seite um Seite schlug ich um.

Langsam. Seite um Seite.

Drei weiße Rosenblätter fallen . . .

Ganz fest hatten sie auf dem Blatt gelegen. Und jetzt fielen sie . . .

So war damals ihre Liebe gestorben, die so heiß sein sollte wie das Sonnenfeuer und so stark wie die Ewigkeit. So wie heiße, klare Kindertränen waren die roten, reifen Beeren ihrer Liebe gefallen. Sie hat dabei geweint.

Nun wußte ich, wann ich „oh dites lui“ zuletzt gespielt hatte.

Hier in demselben Zimmer war es. Draußen war heller, brennender Sommer. Die Fenster standen weit auf, daß der Sommer herein komme in unsere heißen, glühenden Herzen.

Wir haben uns geküßt. Lang . . . lang . . .

O, daß du so heiße Lippen hattest.

Und deine Augen . . .

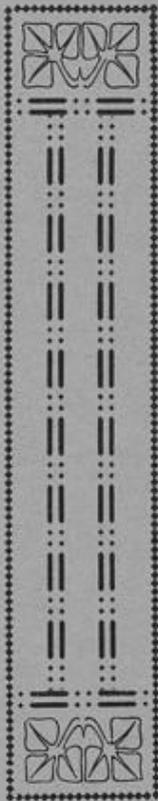
Wir wollten uns immer, immer, ewig halten. Wir wollten nie von einander lassen. Wir haben Schwüre getan. Wilde, grausige Schwüre. Und meine Hände hat sie genommen und von meinen Händen rote, grelle Flecke geküßt. Damals waren meine Hände noch stark und weiß und gesund.

Und dann plötzlich . . .

Ich wußte, daß ich es ihr sagen mußte. Und hatte so heiße Angst. Ihr war ja jede Krankheit verhasst. Ihre reine Seele schauderte vor dem Unreinen in der Krankheit.

Und in mir war so wilde Angst.  
 Ich quälte mich, wollt' es hinauschieben. Ich wollt' sie  
 noch für mich haben. Ich wollt' mein Gesicht, meine fieber-  
 heißen Wangen im kühlen Gold ihres Haares baden.  
 Dann sagte ich es ihr.  
 Wie eine Beichte. Leise, daß nicht die Wände es hörten,  
 sagte ich es ihr . . . Und trug doch selbst keine Schuld.  
 Sie nahm meinen Kopf in ihre ruhigen starken Arme.  
 „Armer Kerl . . .“ sagte sie. Und dann: „Armer Freund!“  
 „Freund!“ sagte sie. Vorher hatte sie mich immer „Lieb-  
 ster“ genannt.  
 „Spiel mir, bitte, noch einmal das . . . „oh, dites lui“ . . .  
 ja? Bitte, lieber Freund!“  
 Und ich spielte und sah nicht mehr auf. „Lento“, stand  
 auf dem Blatt, ich spielte „presto“. „Senza pedale“ stand  
 da. Ich trat mit den Füßen . . . Ich mußte etwas tun,  
 irgend was. Ich zog die Hände von den Tasten und sah mich  
 um.

Sie war nicht mehr da.  
 Da, wo sie gestanden hatte . . ., lagen drei Rosenblätter.  
 Drei Blätter einer weißen Rose.  
 Sie war von mir gegangen.  
 Ich wußte, sie würde nie wiederkommen.  
 Nie . . .  
 Die drei Blättchen habe ich aufgenommen und in das Heft  
 gelegt, da, bei „oh, dites lui“ . . .  
 Und dann war lange dunkle Nacht und das helle, kühlte  
 Krankenzimmer; und immer hatte ich die schmalen Gold-  
 streifen vor mir.  
 Aber jetzt war ich wieder gesund. Ganz gesund.  
 Und jetzt spielte ich wieder dasselbe wie damals. Damals  
 in brennendem Sommer.  
 Ganz weiß waren die Rosenblättchen.  
 Immer mußte ich sie ansehen . . .



Der Stapellauf des österreichisch-ungarischen Dreadnoughts „Prinz Eugen“.

Mit dem „Prinz Eugen“, der am 30. November in Triest vom Stapel lief, erhält die österreichisch-ungarische Marine ihren dritten Dreadnought. Erzherzogin Maria Christine nahm im Auftrag Kaiser Franz Josefs nach der Weihe des Schiffes den sogenannten Taufakt vor.

### An ein schönes Mädchen.

Von Melchior Meyr.

Du, liebes Kind, du weißt es nicht,  
 Wie leicht es dir gemacht ist;  
 Wie hold erquickend Lust und Licht  
 Von selbst in deiner Macht ist.

Ich muß in Freud und Leid erglüh'n,  
 Ich muß in Schmerzen ringen,  
 Ich muß mich denkend schaffend müh'n,  
 Das Werk hervor zu bringen,

Das Menschenherzen haben kann  
 Und tröstend sie erheben,  
 Und ihnen Freude, die entrann,  
 Im Bilde wiedergeben.

Du, Holde, darfst erscheinen nur  
 Und lächeln nur und scherzen:  
 Verweht ist aller Sorge Spur  
 Und selig sind die Herzen.



## Der Gianbattista.

Von Emma Stettner.



(Nachdruck verboten.)

Gottlob, es war Feierabend; er durfte heimgehen, sich ausruhen. Wie doch die schwere Arbeit ihm so hart wurde! Noch immer hatte er sich nicht recht an sie gewöhnt; er beneidete oft die Kameraden, die schon länger hier waren, sich schon ganz gut in die veränderten Verhältnisse fügen konnten. Ach, an ihnen allen zehrte auch wohl nicht so das Heimweh, die Sehnsucht . . .

Der junge Italiener fuhr sich über das glühende Gesicht und durch das schwarze Kraushaar, das ihm in feuchten Ringeln in die Stirne fiel, und atmete hoch auf, als er aus der sengend heißen Nähe der Hochöfen heraus war und nun zwischen den anderen die Hütte verließ, um heimwärts zu wandern.

Still ging er zwischen den Landsleuten, die laut schwatzen und mit lebhaften Gesten ihre Reden begleiteten. Sie waren alle aus dem sonnigen Vaterlande fortgezogen, Geld zu verdienen hier in den Eisenwerken, viel Geld, mehr als sie daheim je erwerben konnten.

Hatte nicht der alte Bastiano, der allerdings viele Jahre in der Fremde geschafft und gespart hatte, nach und nach nicht weniger als dreitausend Lire heimgeschickt?

Dreitausend Lire! Und jetzt war er ein reicher Mann, der mitsprechen durfte, wenn die Vornehmen im Dorf über das Wohl der kleinen Gemeinde berieten.

Zu Geld wollte es auch der Gianbattista bringen, darum hatte er ja die arme Heimat verlassen.

„Wer meine Maddalena freien will, muß tausend Lire mit zeigen können als sein eigen“, — so hatte der alte Giovanni dal Coria daheim gesagt, der wohlhabende, geizige Weinbauer, bei dem Gianbattista als Knecht gearbeitet.

Tausend Lire, — ein Reichtum für einen Burschen, der nicht mehr besitzt, als er bei sich trägt. Aber welches Glück, — der Madonna sei's gedankt! — daß des Vaters Bruder gerade heimgelehrt war und Wunderdinge erzählte von dem vielen Gelde, das sich da draußen bei den Fremden verdienen ließe. Zwar, arbeiten müsse man ja, schwer arbeiten, — und auch sonst sei manches nicht so schön wie in der Heimat. Aber wer gesund und kräftig sei, schaffe es doch und gewinne Wohlstand.

Gespannt hatte der Gianbattista stets gelauscht, wenn der Onkel abends erzählte, und seine schwarzen Augen funkelten unternehmend und begehrlieh. Wie — wenn er nun auch hinginge und soviel Geld verdiente?

Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr. Sogar in seinen Träumen tanzten lauter Lire um ihn herum. Und endlich war er fest entschlossen, in die Fremde zu gehen, wenn ihn auch die Maddalena immer wieder von seinem Voratz abbringen wollte.

Die Trennung vom Liebsten paßte ihr durchaus nicht, und sie jammerte und zeterte. Aber einen anderen Weg, an die tausend Lire zu gelangen, wußte sie auch nicht. Da fügte sie sich schließlich in die harte Notwendigkeit. Und sie bauten Luftschlösser . . .

Wie der Gianbattista heimkommen und sich breitbeinig vor den alten dal Coria hinstellen würde: „Oh, Vater Giovanni, wie sieht's aus, — weist mir einen Platz an, wo ich Euch die tausend Lire hinzählen kann. Und dann geht zum Curate und richtet die Hochzeit.“ —

Und die schöne Zeit, die dann folgen würde! Sie beide in dem schmucken Häuschen, das bei all seiner Kleinheit doch Raum für so unendlich viel Glück hatte! —

Nur trenn mußte eines dem andern bleiben in der Trennungszeit! O, das wollten sie schon! In der schmudlosen, dürftigen Kirche, vor dem Madonnenaltar hatten sie sich Treue gelobt. Und die Maddalena hatte ihren Schwag an die Hand gefaßt und gesprochen: „Sieh' ihn dir an, Santa Madonna, den Gianbattista. Es ist mein Liebster, der in die Fremde zieht. Achte auf ihn, daß er draußen in der weiten Ferne sein Mädchen nicht vergißt! Hörst du, Santissima? Du sollst auch immer Blumen haben, — schöne, bunte, duftende Blumen bringe ich dir, — aber achte auf ihn!“ Und vertrauensvoll hatte sie zu dem Bilde aufgesehen. Die Kerzen davor brannten flackernd, und in ihrem Lichte glimmerte das Gold des Rahmens und es zuckte wie ein

lebender Schein über das Gesicht der Heilandsmutter, daß es ansah, als nide sie lächelnd Gewährung, den Gianbattista unter ihre besondere Obhut zu nehmen.

Und getröstet und beruhigt waren sie heimgegangen.

Sald darauf war er fortgezogen. Monate ist's schon her und recht schwer hat er sich hier eingelebt in der Fremde. Landsleute fand er genug, ein paar Hundert waren wohl zusammen in dem Industrieort. Mit noch mehreren andern wohnte er zusammen beim alten Basil, und dessen Frau war ihre Padrona, die für sie sticte und wusch und lochte, so daß sie Maffaroni und den Nisetto erhielten wie daheim.

Aber die Arbeit, die viele, ungewohnte Arbeit! Und dazu die Gedanken an die Maddalena daheim, die ihm oft das Herz schier zu zerprengen drohten und ihn nutzlos machen wollten. Doch standen ihm die tausend Lire vor Augen und das kleine Häuschen . . . Und er schaffte und sparte, und wenn der Lohn tag kam, stand er als einer der Ersten am Postschalter, an dem der italienisch sprechende Beamte saß, die Geldsendungen der Arbeiter in ihre Heimat anzunehmen. — — —

Sie saßen noch beim Abendbrot, und die Padrona hatte brummend gescholten, der Gianbattista müsse mehr essen; die Backen seien ihm ganz schmal geworden, und sie, die Elisa Clochi, lasse sich nicht nachsagen, in ihrer Kost müsse einer mager werden.

Da war postern jemand ins Haus gestolpert, dem anscheinend die Stiege fremd war. Und wie alle neugierig nach der Tür schauten, trat grüßend ein Mann ein, der das bekremdete Mustern der Hausfrau nicht beachtete, sondern schnurstracks dem Gianbattista die Hand hinstreckte.

Der Fillippo war's, aus des Burschen Heimatdorf, der heute erst anaefommen war und ebenfalls sein Brot hier erwerben wollte.

Das gab ein Fragen nach allen daheim! Der Fillippo konnte kaum genug antworten.

„Und die Maddalena?“ fragte jetzt Gianbattista mit erwartungsvoll anänzenden Augen. „Jage, was trug sie dir auf für mich? Wie sah sie aus, als du sie zuletzt sahst?“

Der Angekommene machte ein verächtliches Gesicht, spuckte aus und entgegnete dann langsam und stöckend: „Die Maddalena? . . . Wann ich sie zuletzt sah? . . . Als sie aus der Kirche kam, beegonete sie mir . . . Der Tommaso aus der Osteria hatte ihre Hand gefaßt . . . Eben kamen sie von der Trauung . . . Sie ist ja des romastigen Birres Frau geworden . . . Gräme dich nicht, Gianbattista! Sie war eben falsch wie alle Weiber. Traue keiner, dann betrügt dich auch keine . . . Möchten doch alle Weiber im Höllenschlund schmoren und brennen!“ schloß er ingrimmig und spuckte wieder aus.

„Hört nur dieses Lastermaul!“ rief entrüstet die Hausfrau. „Haha, das Mannsvolk hat's nötig, über uns arme Frauen zu schimpfen! Diese faulen, nichtsnutzigen Tröpfe, diese . . .“

„Greisfert Euch nicht unnütz, Signora,“ begütigte der Gast: „ich meinte ja nur die jungen und schönen Weiber. Die sollt alle der Satan hosen, ehe sie Unheil anrichten — wißt Ihr denn, wie's mir ergangen ist? Seht, ich hatte ein schönes Weib, stolz wie eine Römerin. Auch aut war sie, — so lange ich ihr ihren Willen ließ. Aber was sie wollte, das tat sie, und waate ich einmal anderer Meinung zu sein, so ward sie störrisch wie ein Maulesel. Und nun führte eines Tages der Böse einen Maler ins Dorf. Der sieht kaum meine Celia, als er wie nährlich hinter ihr her ist; sie soll sich malen lassen. Versteht Ihr, auf großen Bildern malen lassen! Ich hab' ihr zueredet, mit Prüeseln gedroht. Aber predigt einem Weibe Vernunft, wenn der Hochmutstüffel in sie gefahren ist! Die Celia träumte nur noch von ihren Bildern, und wie nächstens die Leute in den großen Städten davorstünden und sie bewunderten: „Seht, das ist die Celia . . . Maldetto, ist das Weib schön!“ — Da habe ich dann dem Maler aufschlauert. Aber sie hatte ihn gewarnt vor dem Messer des Fillippo. Und er machte

sich aus dem Staube. Aber die Elisia nahm er mit. Was weiß ich, wo sie sich nun aufhält! Ich suche sie nicht, die Falsche . . .

Auf dem Platz des Gianbattista regte sich nichts. Wie versteinert sah er da. Das Gerede der andern glitt an seinem Ohr ab; wie ein Rad ging es im Kopfe herum, was der Fillippo gesprochen. Hatte er denn recht gehört? Seine Maddalena war's, von der er erzählte? Es konnte ja nicht sein. Und heifer fragte er: „Sag' es noch einmal, das von eben . . .“

Fillippo nickte bedauernd: „Es ist, wie ich sagte . . . Aber nimm dir's nicht zu Herzen, bedenke . . .“

„Schon gut,“ wehrte Gianbattista mit zuckenden Lippen. „Und nichts hat sie dir aufgetragen, mir zu bestellen, — nichts, — kein Wort?“

„Keine Silbe,“ beteuerte der andere, „trotzdem sie wußte, daß ich dich treffen würde. Sie sah mich nur an . . . Uebermäßig glücklich schaute sie auch nicht drein . . . Aber brauchte sie den häßlichen, dicken Stier zu heiraten? Laßt mich zufrieden, — ein Weib ist wie das andere!“

Gianbattista erhob sich schwerfällig und ging langsam, schwanfend wie ein Träumer, aus der Stube. Draußen

mit gutem Zuspruch beredete ihn die Badrona, sein Lager aufzusuchen, nicht hier in der kalten Herbstnacht zu bleiben. Schlaflos verbrachte er die ganze Nacht. Zu tief hatte die unerwartete Kunde sein gläubig vertrauendes Herz getroffen. . . .

Wie ein Schwerkranker sah er aus, als er am anderen Morgen zur Arbeit ging, so daß die Hausfrau bekümmert den Kopf schüttelte und ihn mit großem Wortschwall zu trösten suchte.

Sicher sei die Maddalena von ihrem Vater, dem Getz-hals gezwungen worden! Wie mochte er dem Mädchen zugesetzt haben, bis sie einwilligte, den aufgezwungenen Freier zu ehelichen. So jung war die Kleine ja noch! Aber es würde dem Alten schon heimgezahlt werden. Den Empfang möchte Signora Elisa sehen, den Gott und sämtliche Heiligen dem Giovanni dal Coria bereiten würden, wenn er dereinst an die Himmelspforte pochte. . . .

Dem Gianbattista war zwar nicht viel geholfen mit den autgemeinten Trostworten. Den ganzen Tag vermochte er an nichts anderes zu denken, als an die schlimme Botschaft. Wie ein Traumwandler ging er umher, so daß er mit derbem Wort mehrmals angefahren wurde, — er, sonst

**Meisterschaftsläufen des „Athen“.**

Die letzten Tage des Herbstes sind, wie kaum eine Zeit des Jahres, zur Ausübung des Sports geeignet; die herbe Frische der Natur und die kühle, neblige Luft haben etwas dem ernsten Sport Verwandtes. Der Sportklub „Athen“ veranstaltete unter höchst lebhafter Beteiligung sowohl von Läufern als von Sportfreunden ein 7½-Kilometer-Laufen in Grafenberg. Da die Witterung außerordentlich günstig war, kam ein ausgezeichnete Sport zustande.

Die Sieger im Seniorlaufen waren Baully und Wachen-dorf, die unser Bild an 2. und 6. Stelle von rechts zeigt.



lant er kraftlos auf die Steinfliesen an der Tür und ver-luchte, allein für sich, das Geschehene zu überdenken, zu ergründen, warum sein Mädchen ihm untreu geworden.

Ob das Geld, die Acker und Weinberge und die hübsche Schenke an der Landstraße, was alles dem häßlichen Tom-majo gehörte, sie verlockt? Jetzt war sie ja eine wohl-habende Frau . . . Und verlor sie wohl den dummen Gian-battista, der davongeeilt war, um Geld zu verdienen, — der arbeitete, daß ihm das Blut unter den Nägeln quoll und den Moment seiner Rückkehr mit allen Fasern seines liebenden Herzens herbeisehnte.

Der Bursche biß sich die bebenden Lippen wund, daß sie den Schmerz nicht laut ausschrien, der ihm die Brust zusammenpreßte. Sein Körper schüttelte sich wie im Fie-ber. Leise, wehmütige Musiköne drangen durch den Abend zu ihm her, ein paar Männerstimmen sangen. Unbewußt horchte er zu. Er kannte die Melodie, das Lied, das man in der Heimat so oft hörte:

Vorrei morir quando tramonta il sole  
Quando sul prato dormon le viole . . .

Vorrei morir! Vorrei morir! Klagend verklang der Refrain.

Mit einem dumpfen Wehlaut schlug Gianbattista die Hände vor das Gesicht. Und in seinen Ohren gellte und wimmerte es: Vorrei morir! Und sein Herz schrie es verzweifelt. . . .

Am liebsten hätte er die ganze Nacht so gefesselt, aber

der Fleißigste! Aber nur teilnahmslos hörte er zu. Es hatte ja nun kein Zweck mehr, sich abzuplagen.

Und am nächsten Morgen war er nicht fähig, aufzustehen. Kraftlos fiel er zusammen, lag reglos da und schludte ge-hor-sam all die heilkräftigen Tränklein, die ihm die Elisa braute. Aber diesmal verjaagten sie ihre Wirkung, und auch die Medizin, die danach der Arzt verschrieb, brachte keine Ge-nesung.

Er war so müde und elend, und das Herz schlug so un-ruhig — war's nicht, als ob in seiner Brust ein gefangener Vogel flatterte? Schlafen wollte der Gianbattista, schlafen, um an nichts mehr denken zu müssen. Sein Kopf brannte und schmerzte ihn so sehr. —

Und wieder einige Tage später, da zündete Frau Elisa weinend zwei Kerzen an und setzte sie an das Kopfende des schmalen Bettes, in dem gelb und abgezehrt der Gian-battista lag. Regungslos, — nicht einmal denken konnte er mehr, und das Herz flatterte auch nicht mehr so wild und bang — es stand ganz still.

Frau Elisa fuhr sich schluchzend mit dem Schürzenzipfel über die nassen Augen. Nun brauchte sie ihm keinen Risotto und keine Polenta mehr vorzusetzen . . . der arme Junge war tot. Er hatte die Maddalena zu sehr geliebt, drum war ihm das Herz gebrochen, da er sie verlor.

Lieblosend streichelte ihre arbeitsharte Hand das wachs-farbene Gesicht des Toten, und sie murmelte weich und sanft: „Armer Gianbattista.“

## Humoristisches.

— **Gute Vorsätze.** Onkel: Aber, lieber Nefse, du lebst viel zu verschwenderisch; bei diesen teuren Zeiten mußt du den Taler zweimal umdrehen, ehe du ihn ausgibst! — Nefse: Ja, ja — wenn ich nur erst einen hätte!

— **Sonderbar.** Redner (in einer Versammlung seine Darlegungen schließend): „Mein Wahlspruch ist und bleibt: Leben und leben lassen!“ — Fremder: Was ist der Redner eigentlich? — Einheimischer: Was ist der Redner eigentlich? — Einheimischer: Der Totengräber!

— Ach so. A.: Weshalb haben Sie eigentlich die Tochter von dem reichen Herrn Kommerzienrat nicht geheiratet? — B.: Die ganze Familie war dagegen. — A.: Und die Tochter! — B. (ärgertlich): Die gehört doch auch zur Familie!

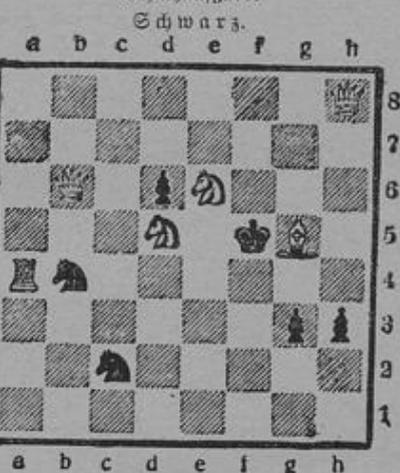
— **Netter Schwiegersohn.** Du, lebst eigentlich deine Schwiegermutter noch? — Allerdings, die lebt immer noch, die gehört eben zum ewig Weiblichen!

— **Feiner Unterschied.** Levi: Moses, hast du denn gar nicht den Mut, auf die Spekulation einzugehen? — Moses: Ach, den Mut hatt' ich schon; aber de Kurasch, de Kurasch, die fehlt mer.

— **Beim Friseur.** Geizhals: Möchte 's Haar geschoren hab'n! Was kost's? — Friseur: Sechzig Pfennig! — Geizhals: Au, so schneid n Se mir ab vor fuffzehn Pfennig!

## Rätsel-Ecke

### Schachaufgabe.



Weiß.  
Weiß setzt in 3 Zügen matt.

### Worträtsel.

Getrennt — in Schrift und Buch auf jeder Seite  
Vereint — in Spiele wie am Meide.

### Verschieberätsel.

Die nachstehenden Worte sollen in der gegebenen Reihenfolge untereinander gestellt und seitlich so gerückt werden, daß die beiden Längsreihen, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Philosophen ergeben:

Raoul — Dyphe? — Samariter — Drohne — Stuhl —  
Saragossa — Sumatra — Constance — Ruhrort.

### Bexierbild.



Wo ist der zweite Seemann?

### Verschieberätsel.

Aus den nachfolgenden 13 Worten sind durch Umstellung und Verschiebung 13 neue Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, den Anfang eines populär gewordenen Liedes ergeben:

Made, Seni, Garde, Edom, Runc, Masse, Dirne, Tunte, Minka, Vore, Siam, Saum, Murat.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Statenaufgabe:

In Stat liegen car 10 und c 7.

A. hatte: c A, c 10, car A, car K, car D, car 9, car 8, car 7, tr D, tr 7;

G. hatte: tr B, c K, p K, p D, p 9, p 8, p 7, tr 10, tr 9, tr 8.  
Der Gang des Spieles war:

1. Stich: car A, car B, tr B — 15
2. " p K, c A, p 10 — 25;
3. " car K, c B, p 7 + 6;
4. " p B, c K, c 10 + 16.

Jetzt gibt B nur noch einen Stich ab auf tr K, tr 10, tr D. (— 17), so daß die Gegner höchstens auf 57 Augen kommen.

Hätte B im ersten Stich nur mit der Dame gestochen, so wäre gefolgt:

1. Stich car A, c D (?) c K — 18;
2. " p K, c A, p 10 — 25;
3. " car K, car B, tr B — 8;
4. " p D, c 10, p A — 24;
5. " car D, c 9, p 7 + 3.

Außerdem hätten die Gegner noch tr K, tr 10, tr D (— 17) erhalten, womit sie auf 92 Augen gekommen wären.

### Diamanträtsel:

M  
S a u  
B l u m e  
W ä h r i n g  
W a l p u r g i s  
M a u r u s J o f a i  
S a m o j e d e n  
M a r o t t o  
O r t a n  
G a s  
S

Bilderrätsel: Des Weines Geist, des Brotes Kraft.

Worträtsel: Bauer.

Bexierbild: Bild nach links drehen; in der rechten unteren Ecke ist dann der Gesuchte sichtbar.

Rätsel: Dorf — Dorf.

Redaktion: Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 52.

Sonntag, 22. Dezember.

Jahrgang 1912.

## Ballvergnügen aus alter Zeit.

Ein Kulturbild von E. Ventlage.

(Nachdruck verboten.)

Haben Sie schon, verehrte Damen, einmal einen flüchtigen Gedanken darauf gerichtet, woher die Bezeichnung Ihres liebsten Vergnügens, des „Balles“, kommt? Es ist mindestens zweifelhaft. Woher wird auch der Ausdruck kommen? — Natürlich aus dem Französischen, natürlich! — Unhöflich müssen wir widersprechen und uns zu bemerken erlauben, daß der Franzmann das Wort aus der altdeutschen Sprache, wie manche andere, erst herübergeholt hat. Unsere Bezeichnung „Ball“ für das Tanzvergnügen ist daselbe Wort, wie der Ball, den im Spiele die Kinder

sich zuwerfen. Der Ausdruck „einen Ball geben“ wurde ursprünglich wörtlich genommen, worauf noch jetzt erhaltene Volksfitten deuten. Neuvermählte sind in einigen Gegenden verpflichtet, den Brautball zu geben, und zwar geschieht dies also: die tanzfähige Dorfsjugend zieht vor das Haus des neuen Ehepaares und bittet in einem gesungenen Liede um den Brautball; die junge Frau wirkt darauf aus dem Fenster einen neuen Ball, der dann beim öffentlichen Ballspiel benutzt wird, und Geld dazu, für welches man ein Tanzvergnügen veranstaltet. Oft wurde nur Geld



Offiziersgräber auf dem Schlachtfelde von Kirk-Kilisse.

Einer der blutigsten Kämpfe des Balkankrieges war die Schlacht bei Kirk-Kilisse, in der bekanntlich die Türken eine entscheidende Niederlage erlitten. Aber auch auf Seiten der Bulgaren gab es große Verluste. Während die Soldaten in Massengräbern beigesetzt wurden, bestattete man die Offiziere, die den Heldentod fanden, einzeln.

verabreicht, aber die Sitte des Brautballgebens blieb. — Das Wort „Ballade“ kommt von derselben Wurzel wie Ball und bedeutet ursprünglich Tanzlied oder Singetanz.

Deutschland war ehemals in noch höherem Maße als heute ein sangreiches Land. Seine Weisen waren zwar einfach, aber durch die ganze Nation ging die Sangeslust, und mit dem Sang war der Tanz verbunden — der Tanz, der bei allen Völkern der Urzeit nicht bloß als eine Belustigung, sondern als eine Handlung der Weihe aufgefaßt wird, wie wenn man in dem Ebenmaß der vielferschlungenen Bewegungen ein Abbild der in Ordnung durcheinander kreisenden Himmelskörper sähe. Viele Gedichte unserer Minnesänger blieben geradezu unverständlich, erinnerte man sich nicht des sie begleitenden oder in ihnen eingebüllten Tanzes. Auch bestand eine sogenannte „Diet“ oder wandernde Sängergenossenschaft jener Zeit, zum mindesten aus dem Dichter, dem Sager, dem Fiedler und dem Tänzer. Die Minne- und die Meisterfinger sangen ihre Lieder wirklich, und die Lieder der ersteren wurden überdies vielfach getanzt.

Im Mittelalter nahm der Tanz noch einen viel höheren Rang ein als jetzt. Die Erinnerung an die alten Opferreigen und die Lobgesangtänze unserer heidnischen Vorfahren lebte, wenn auch verdunkelt, im Geiste des Volkes fort. Bei allen Nationen findet sich der Tanz ursprünglich mit der Religion vermischt. David tanzte und sprang mit Macht vor der Bundeslade, um seinen Gott Jehova zu ehren; so wurden auch bei den Germanen Tänze zu Ehren der Aen aufgeführt. Eine letzte Spur davon hat sich in den „Kinge-Kinge-Reihen“ der deutschen Kinderwelt erhalten. Die scheinbar sinnlosen Liedchen, welche die Kinder singen und zu denen sie mit verschlungenen Händen tanzen, zum Beispiel:

„Kinge-Kinge-Reihe —  
Sind der Kinder dreie,  
Sihen auf dem Hollerbusch,  
Schreien alle: hujch, hujch, hujch —  
Zuchhe!“

Das sind alles Nachklänge von altgermanischen Hymnen, die regelmäßig abgetanzt wurden. Der Hollerbusch ist der Busch der Freia-Holda, unserer altdutschen Liebesgöttin, bei der die Ungeborenen wohnen.

Eine Menge Gedichte der Minne- und der anbrechenden Meisterfingerzeit fällt auf durch lange Strophen, aber kurze Zeilen, oder auch durch eine eigentümliche Reimverflechtung. Die kurzen, eiligen Takte entsprechen dem schnellen Tanzgebränge. Wo das bloß lesende Auge eine Geschmackslosigkeit sehen könnte, da folgte der Dichter einem Bedürfnis der Notwendigkeit. Den Beweis, daß die Tänze gesungen werden, findet man u. a. in den Liedern des Schänken Ulrich von Winterstetten, des Heinrich von Sar, des Konrad von Landegg und des Tannhäuser.

Im Anfang, scheint es, bewegte sich nur ein einzelner Vortänzer im Takt zu dem gesungenen Liede, gewissermaßen zum Eröffnungstüde (Ouvertüre). Dann aber geht's an den allgemeinen Tanz, wie es z. B. in einem langen Liede Ulrichs von Winterstetten heißt:

„Nu singen,                      Nu lasse,  
Nu singen!                      Nu lasse  
Dannoch hatte erspringen Uns reigen an der straße!  
Den reigen                      Die rifen,  
Den reigen,                      Die rifen  
Paffen und leigen (Laien). Die went uns hie begrifen;  
Hoppen und zoppen  
Ze der stuben, da wir finden die  
Gesungen, gesprungen  
Wird da das, danne hin  
Schoutwen  
Die Frouwen!  
Die helfent uns den Reigen treten!“

Nun werden die einzelnen Tänzer mit Namen aufgerufen: Geje, Agnes, Gisel, Hille usw. und der Tanz wogt lustig dahin. Schließlich singt aber der Dichter:

„Der Tanz werde  
Den finden (Mädchen)  
Ze lange, ze lange  
Und ouch ze strenge —

d. h. zu lang und auch zu anstrengend; das Saitenspiel sei überdies außer Ordnung; ihm selbst, dem Dichter, wolle sein Herz von Schmerz mit den Saiten entzwei. Darum möchten sie Einhalt tun und rufen; „Heia hei!“ welcher Ausruf immer den Schluß des Tanzes bildete.

Der Mai oder Wonnemonat, einft der Monat der Freia, später Maria's, war ganz besonders dem Tanz gewidmet. Die Tänzer trugen Kränze auf dem Kopfe; noch aus späteren Hans Sächsischen Gedichten ersieht man diese ursprünglich unzweifelhaft zu Ehren der Liebes- und Frühlingsgöttin gepflogene Sitte. Die Tänze fanden an der Dorflinde, häufig auch in den Lichtungen eines Waldes statt, und zwar unter Geigen- und Flötenbegleitung. In einem der Lieder heißt es:

„Bei der Linden  
Soll man finden  
Uns bei schönen Kinden;  
Da wollen wir singen und springen.“

Die Melodien jener Tanzlieder scheinen sehr einfacher Art gewesen zu sein. Den eigentlichen Tanzliedern war namentlich ein plötzliches Ansteigen und ein jäher Abfall des Tones eigen, ungefähr wie beim Fodeln.

Bei den Tänzen schlug man den sogenannten „Schmutter“, wahrscheinlich Tanzklappen, Castagnetten. Ein Vortänzer hemühte sich, den Reihen kunstgerecht durchs Gebränge und Gewühl zu führen, und um diese Ehrenstellen setzte es oft heisse Kämpfe ab. Im Osterpiel, das eine Vermischung heidnischer und christlicher Bräuche enthielt, führte der Vortänzer ein Schwert an der einen Seite und den „Ostersachs“, das Ostermesser, an der anderen; auf dem Haupte trug er den Hübelhut, und wer von den Nebenbuhlern, die ihm ob dieser Ehrenstellung gram waren, den Tanz zu hören suchte, dem durfte er mit dem Schwertesknauß Püffe erteilen.

In den Dorstänzen nahm auch die junge Ritterschaft vielfach Teil. Sie kam meist bewaffnet, im ledernen Koller und Eisenhut; und da die Hofbauern, d. h. die wohlhabenden Bauerngeschlechter, etwas auf sich hielten, so gab es oft Austritte der Eifersucht und des blutigen Zusammenstoßes. Es ist noch eine große Zahl Spottlieder auf diese Bauertänze und andere häuerliche Lustbarkeiten vorhanden, zum Teil der abscheulichsten Art. Der Hohn, der so noch zum grausamen Druck gesügt wurde, rächte sich später blutig im Bauernkriege.

Die übermäßige Tanzlust führte notwendigerweise zu Ausschreitungen. Auch darüber sind viele Scheltlieder erhalten, in welchen die Mütter ihren Aerger über die Töchter aussprechen, die allzu gern ins Holz, das heißt in den Wald eilen, wo Tanz, Gesang und Ballspiel miteinander lustig abwechselten.

Etwas später kamen die sogenannten „Rundtänze“ auf, welche desto größeren Boden gewannen, je ausgelassener und übermütiger es dabei zugin. Gegen diese Tänze vorzüglich richteten sich die Verbote der Geistlichen, denen dieselben als teuflisch galten. Massenhaft sind die Verwünschungen und Abmahnungen von solchem „gotteslästerlichen“ Treiben, und gemüßsam variiert findet man sie in allen Predigten der altdutschen Zeit wieder. Da heißt es, daß der „umgehende“ Tanz ein Ring oder Zirkel sei, in dessen Mittelpunkt der Teufel stehe; er aber stiftete solche Tänze an, daß sich die jungen Leute ansehen, umfassen und entzündet werden füreinander. Denn durch das Umdrehen und Auf- und Niederspringen werde die Schönheit der Töchter vermehrt, die bleichen und gelben würden da „röselicht“ und „dünnen die Gasser hübsch“. Wer solche Rund- oder Dreytänze gern und oft übt, wird leicht von Naserei befallen und muß forttanzen, wie jenes Mädchen in Basel, von welchem berichtet wurde, es habe einen ganzen Monat hindurch an der Tanzwut gelitten und ununterbrochen Tag und Nacht getanzt, so daß der Rat sich seines Lebens annehmen und ihm starke Männer stellen mußte, die abwechselnd mit ihm zu tanzen hatten. — Vorzüglich wenn an heiligen Tagen aertanz und darüber die Kirche versäumt wurde, konnte Straje nicht ausbleiben; in vielen Gegenden kehren Volksfagen wieder, daß solche ruchlose Tänzer zu Stein geworden oder in die Erde versunken seien.

Die Verbote dieser Rundtänze gehen bis ins achtzehnte Jahrhundert, und besonders ist es der Walzer, der noch dazu als gesundheitswidrig verpönt wird. Berichtet doch ein Schriftsteller vom Oberrhein geradezu, daß dort kein Winter vergehe, in welchem nicht mehrere junge Mädchen den beliebten Walzer, insonderheit den sogenannten Langaus, mit solchem Eifer tanzten, daß sie bald darauf in die Hände der Aerzte fielen und von diesen den Totengräbern überliefert wurden. Allein, wie sehr auch dagegen geeifert

wurde, der Rundtanz hielt sich und verdrängte die Spiel-  
tänze immer mehr.

Ja, man bedrohte sogar die Geistlichen, die solche Tänze  
inhibieren wollten, zog in die Pfarrhöfe und schrie und  
lobt dort, ohne daß selbst die weltliche Obrigkeit dagegen  
einschritt.

Es ging freilich bei diesen Tänzen, wie bei den früheren,  
gewöhnlich toll und übermütig her. Tanzliedert erklangen,  
welche das Maß der derbsten Ausgelassenheit überschritten,  
das Vergnügen wurde bis zum Morgen ausgedehnt, und in  
solchem Wirbel schwangen sich die Paare durcheinander, so  
d. h. der Rat mancher Stadt sich genötigt sah, spezielle Tanz-  
ordnungen zu erlassen, in welchen nicht bloß über die Zeit-  
dauer und die Nacht beim Tanz gehandelt wurde, sondern  
auch über die Kleidung der Tanzenden und über verschie-  
dene andere Kleinigkeiten, die sich der Wiedergabe ent-  
ziehen.

Auf dem 16. Jahrhundert berichtet Geiser von Katers-  
berg, daß die Burschen beim Tanze ihren Mädchen Obst  
oder Trauben austeilten. Wurden dieselben angenommen,  
so war dies zugleich das Zeichen, daß  
der Geber mit der Beschenktanzen  
dürfe; es ist dies derselbe Zug, der in  
unseren Kostümtouren wiederkehrt, wenn  
der Tänzer Busset oder Anallbonbon  
einer Dame überreicht. Vorzüglich aber  
waren es Äpfel, die man schenkte, und  
dies ist ein uralter Zug, der seine Er-  
klärung in mythologischen Beziehungen  
findet. Der Apfel galt nämlich als Liebe  
vermittelnd, und die Aufforderung eines  
Mannes an ein Mädchen, Äpfel mit ihm  
zu essen, war die erste zarteste Form der  
Liebeserklärung. — Auch sonst ist es  
wunderlich beim Tanz zugegangen. So  
war es Sitte, daß die Jungfrau, die  
zum Tanz aufgefordert wurde, auf keinen  
Fall dies abschlagen durfte, selbst wenn  
ihr Tänzer „ein schlimmer Pfluaengel  
oder ein anderer unmüher — Esel, und  
die Frauensperson eine stattliche von  
Adel war.“

Unter Kaiser Maximilian I., zu Ende  
des fünfzehnten Jahrhunderts, begnügten  
sich an dessen Hofe die edlen Herren und  
schönen Damen damit, nach einer Musik  
zu tanzen, deren Instrumentierung rich-  
tungslos nur noch bei Tanzbären und den  
Gönnern Beifall fand — Trommel und  
Pfeife. Erstere markierte, was ja beim  
Tanze die Hauptsache ist, den Rhythmus,  
die letztere pfiff irgend eine Melodie da-  
rein. Die alten Sprüche wurden dadurch  
gewissermaßen kommentiert: „Nach je-  
mandes Pfeife tanzen“ und: „Wer gern  
tanzt, dem ist leicht gepfiffen.“ Den mas-  
kierten und unmaskierten tanzlustigen  
Herrschaften stand meist ein Fadel-  
tänzer zur Seite, oder es zieht  
ihnen ein solcher voran. Das auf Trommel und  
Pfeifer beschränkte Tanzorchester war nicht etwa  
Folge musikalischer Armut, — denn Maximilians Hof-  
kapelle war vortrefflich, — sondern man machte eben  
nicht größere Ansprüche; beim Tanzen blieb der Tanz die  
Hauptsache, und die Musik hatte nicht nötig, zu all dem  
Schleifen und Springen und Drehen ein wirkliches Kunst-  
wert auszuführen; es genügte, wenn auch nur eine Andeu-  
tung davon zum Regulator der Tanzbewegungen wurde.

Der „Dudelsack“, den heut zu Tage jede Dorfkirche ver-  
schmäht, war damals und schon früher salonsfähig und durfte  
schmarren, wenn die allerfeinsten Damen tanzen wollten.  
In Boccaccios „Decamerone“ z. B. wird ein Mal von  
Lindares mit seiner „Cornamusa“ zum Tanze aufgespielt,  
und in jener so höchst merkwürdigen allegorischen Wandma-  
lerei der Capella Spagnuola in Florenz dreht sich eine re-  
zende geschmückte Mädchenschar im Ringelreihen, während  
ein Dudelsackpfeifer dazu ein Tanzstückchen herunterfingert.  
Die Sackpfeife galt ganz und gar nicht für unedel oder  
lächerlich. In dem musizierenden Engelsorchester in Orca-  
nas herrlichem „Paradiese“ (in Santo Maria Novelle in  
Florenz) ist ein Engel mit diesem Tonzeuge beschäftigt, das  
hier also sogar den Tanz der Sphären und deren Harmonie  
begleiten darf.

Wir haben noch einige Worte über das Ballspiel in der

Feder. Dies anmutige Spiel geht hinab bis ins tiefste  
Altertum. Denken wir nur an die holde Königstochter Nau-  
sika, der Odyssee, die „Weißarmige“, die am Meeresgestade  
den Ball mit ihren Gefährtinnen wirft. Vorzüglich waren  
es die kerkyrischen Frauen und Mädchen, welche im Ball-  
spiele sich auszeichneten; aber freilich war dies ein anderes  
Spiel als das, welches unsere Aeltern übten. Es kam dabei  
nicht bloß auf das Fangen und Variieren des Balles an,  
sondern auf die Grazie der Bewegungen, die sich dabei ent-  
falteten ließ. Und wirklich ist auch kein Spiel so geeignet, die  
Plastik der Formen und die Anmut der Stellungen zu zei-  
gen, als das Ballspiel. Deshalb haben es spätere Zeit-  
alter, in denen es Sinn für Formenschönheit und für zier-  
liche Bewegungen gab, wieder geliebt. Im griechischen Al-  
tertume nahmen Männer und Frauen an diesem Vergnü-  
gen teil, und es wird uns die Sitte überliefert, daß die  
Frau dem Manne, den sie am liebsten hat, den Ball zu-  
wirft.

Auf diese Weise mögen sich in der Zeit die einzelnen  
Paare aus der Zahl der Teilnehmer abgefordert haben.



#### Der Kaiser als Jagdgast.

Im Hosiagrevier bei Büdaburg veranstaltete der Fürst zu Schaumburg-Lippe eine  
Jagd auf Hochwild, an der auch Kaiser Wilhelm teilnahm. Von links nach rechts:  
Der Kaiser, der Fürst zu Schaumburg-Lippe, der Erbprinz zu Schaumburg-Lippe,  
der kaiserliche Büchsenpanner.

Die Musik, die zum Ballspiel stets ertönte, brachte in die  
Bewegungen der Spielenden einen bestimmten Rhythmus;  
zu der Melodie schuf man Lerte, und es entstanden dadurch  
besondere kleine Tanzliedchen, von denen bereits die Rede  
war. Die alten Ballhäuser, welche sich noch jetzt dem Namen  
nach in deutschen Städten, wie Breslau, Inaolstadt, auch  
in Vorn finden, dienten zunächst eben nur zu dieser Art des  
Ballspiels.

Und die „Moral“ von dem allem? „Alles schon da gewe-  
sen!“ wie Ben Affibar bei Suklow sagt. Die Formen, in  
denen das Vergnügen oesult und oesunden wird, wechseln  
nach den Zeiten im Detail; ihre Haupt- und Grundzüge  
aber bleiben dieselben durch alle Jahrhunderte. Und in  
gleicher Weise verhält sich's mit vielem anderen.

#### Simsprüche.

Sinkt auch Blatt auf Blatt zu Staub,  
Mag auch Herz auf Herz erkalten,  
Nimmer wird des Todes Raub,  
Was wir tren in Liebe halten.

Theodor Nöthig.

Mißtrauen ist eine Art am Baum der Liebe.

Russisches Sprichwort.

## Die weiße Hand.

Skizze von C. Raaf.

Nun war es stiller geworden in dem Krankensaal des Armenhospitals der Millionenstadt. Das Stöhnen, Schreien und Weinen der Kranken, das Hasten und Rennen draußen auf den Treppen und in den Fluren, das dumpfe Rollen der Krankenstühle, welche die halbtoten Menschen aus dem Operationsaal brachten, alle Geräusche, die dem Gesunden einen längeren Aufenthalt in diesen Räumen schier unerträglich machen, sie waren verstummt. Die dunkle Nacht, die so viele Sorgen und Leiden vergessen macht, hatte sich wieder über die Stätte menschlichen Elendes und irdischer Nichtigkeit gesetzt.

In dem geräumigen Zimmer am Ende des langen Flures lagen die Schwerkranken. Diese zehn eiserne Betten, die da schön ausgerichtet an den Längsseiten des Zimmers standen, beherbergten Menschen, die bald Erlösung hofften von ihren Leiden, die jeden Abend beteten, daß der Tod doch kommen möge, der Tod, die einzige, letzte große Wohlthat, die sie noch zu erwarten hatten. Stille war es jetzt in diesem Raum, so still, daß man das leise Ticken der Taschenuhren hören konnte, die hier und dort auf den Nachtschränken lagen. Nur ab und zu vernahm man ein dumpfes Stöhnen, ein leises Nschzen, ein Nöcheln, das von verhaltenem Schmerz zeugte. Dann war es wieder ruhig. Die Nacht gab auch hier Frieden, unter diesen armen Unglücklichen, die man mit dem Ausbund, dem Schaum, zu bezeichnen pflegt, Menschen, die man draußen irgendwo gefunden hat, auf den Bänken, hinter den Zäunen, erfroren, halb verhungert, vom Fieber gepackt, denen man hier das Sterben etwas leichter



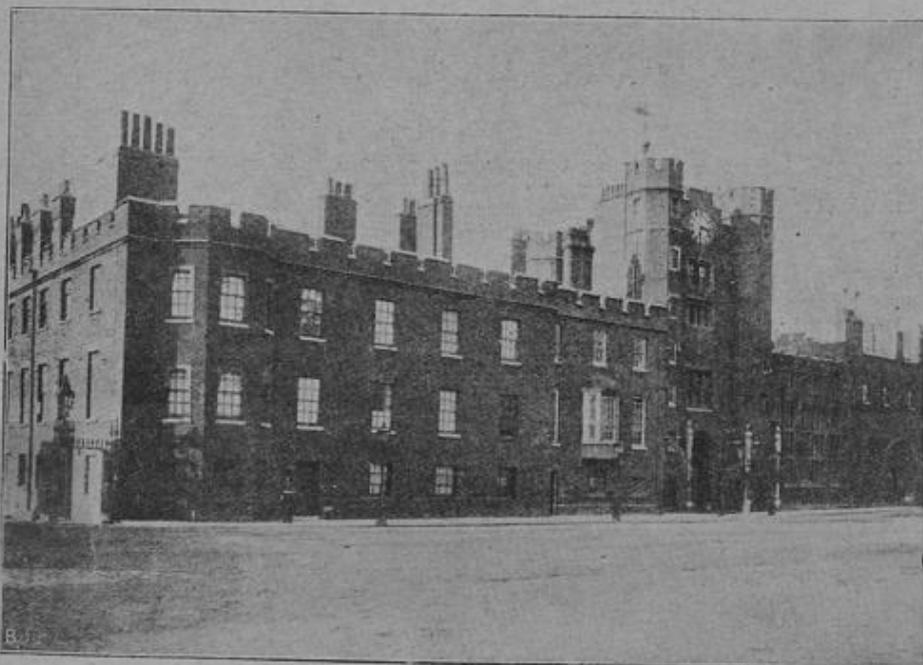
Die Theatinerkirche in München,  
(die Begräbnisstätte des Prinzregenten Luitpold).

machen wollte; Menschen, die nichts haben auf dieser Welt, als ein bißchen Leben. — Vom Hofe tief unten fiel der matte Lichtschein einer Laterne durchs Fenster und malte auf die Decke einen hellen Fleck, der unruhig zu werden schien, sobald da draußen der Sturm anhub zu singen.

In dem Bett in der äußersten Ecke des Saales regte es sich jetzt. Eine Hand lag müde und schlaff auf dem weißen Leinen, eine alte, graue, harte, abgemagerte Hand, aus der die dicken, wulstigen, blauen Adern hervorquollen. Ein blaßes, schmales, durchsuchtes Gesicht versuchte sich zu erheben, fiel aber im nächsten Augenblick kraftlos in die Kissen zurück. Und aus diesem bleichen Gesicht, aus tiefen, von dunklen Haaren beschatteten Höhlen starrten zwei glanzlose, trübe Augen auf den zitternden, hellen Fleck an der Decke. Vor zwei Tagen war dieser Mensch mit dem wüsten dunklen Haar, durch das reichlich Silberfäden schimmerten, eingeliefert worden. Er war nach erfolgter Beinamputation erst vor einigen Stunden aus seiner dumpfen Betäubung wiedererwacht.

Jetzt versuchte er, sich zu strecken, zu bewegen, aber es ging nicht. Da irgendwo unter den Decken fühlte er einen brennenden, stechenden Schmerz. Sein Gesicht verzog sich und die vielen Furchen gaben Licht und Schatten. Dann wurde sein Kopf rot, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, seine Schläfen hämmerten, er leuchte und schloß die Augen — Wundfieber —. Und in diesem fiebernden Halbschlummer flog sein ganzes bisheriges Leben, Bild um Bild, an seinem Geiste vorüber.

Er träumte, träumte von einem schönen, sonnigen Land, in dem er sich zuerst gefunden als Kind unter rohen, harten Menschen, — von den vielen Züchtigungen und Grausamkeiten, die ihn ins Leben eingeführt, — von den Tag, da er durch die Flucht seinen Beinern entging, — von unstatem,



Der Zusammenkunftsort der Friedensdelegierten vom Balkan.

Der St. James-Palast in London.

Die bevorstehenden Friedensverhandlungen im St. James-Palast werden in der kommenden Woche im Mittelpunkt des Interesses stehen. König Georg V. hat seinen Londoner Palast zu den Beratungen den Delegierten der Balkanstaaten und der Türkei zur Verfügung gestellt.

irrem Wandern. — Er stöhnte leise im Traum. — Dann kamen Bilder, die da erzählten von Sonne und Stürmen, von Freuden und Schmerzen, von frohem, lebensfreudigem Wandern, von dumpfen trüben Tagen, hingealiten abseits von den Menschen, irgendwo in einem Heuschaber, gerüttelt von Krankheit, Fieber und Hunger. — Und durch diese wilde Lebensinfonie klang jetzt von irgendwo her aus ungewissem Dunkel eine wunderbare Melodie, innig, klagend, ein Lied von Liebessehnsucht, das Lied eines überströmenden Herzens, das Liebe heischt und Liebe geben möchte, die Sehnsucht, einen Menschen zu lieben, einem geliebten Wesen zu schenken, sich zu geben. — Schrilte, kalte Akkorde aber kamen und verdrängten die innige, schöne Melodie der Liebessehnsucht. Die Menschen waren hart gewesen, hatten in ihm stets nur den Vagabunden gesehen, einen vom Ausbund, vom Abschaum. Sie waren höhnend an ihm vorübergegangen oder schen vor ihm ausgewichen. Gebettelt hatte er nur um einen Funken Liebe, vergebens — alle Türen hatten sich ihm ver-

hätte: Vagabund, was suchst du? — Liebe, Liebe, hatte er noch rufen wollen — da war es Nacht um ihn geworden. —

Er schrak zusammen und erwachte. Die Tür hatte sich geöffnet. Ein matter Lichtschein war über die Betten gehuscht. Eine hohe weibliche Gestalt war an die Tür gelehnt. Es war die Krankenschwester, welche die Nachtrunde machte. Einen Augenblick noch blieb sie stehen, um ihre Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Dann ging sie leise, kaum hörbar, von Bett zu Bett, blieb bei jedem Kranken einen Augenblick stehen, um den Atemzügen zu lauschen, rückte hier und da die Kissen vorsichtig zurecht und ordnete die Sachen auf den Nachtschränken. — Der bleiche Mann in dem letzten Bett, der eben aus seinem fiebernden Halbschlummer erwacht war, folgte der hohen, dunklen Gestalt mit seinen matten, tiefen Augen. Jetzt trat sie auch an sein Bett heran. Er schloß die Augen. Zuerst rückte sie ihm sachte und behutsam die Kissen zurecht. Dann nahm sie seine Hand und legte sie vorsichtig unter die warme Decke. Er war erschrocken, — seine



#### Die bayerische Erbfolge.

Prinz Rupprecht, geb. 1869. Prinz Luitpold, geb. 1901. Prinzregent Luitpold † (1821—1912). Prinzregent Ludwig, geb. 1845.

schlossen außer der einen, durch die man ihn manchmal geführt hatte — wegen nutzlosen Umhertreibens, so hatte man das genannt, was ihm Lebensbedingung war. — Die Zeit des Zweifels war gekommen, der Verzweiflung an sich selbst und an der Welt, denn er hatte keine treue Brust gefunden, daran er hätte sein wandermüdes Haupt legen können. Und sie verfolgte ihn immerzu, auch durch dieses Wirrwarr der Verzweiflung, die Weise von der Menschenliebe, die Stürme seines überströmenden Herzens, das Sehnen seiner treuen lebenswarmen Seele. — Ein Gedanke war ihm gekommen — daß es irgendwo eine große Liebe geben müsse, die alles umfassen wollte, auch ihn. Aber wo diese große, allesumspannende Liebe finden, — auf Erden war sie nicht, da hatte er sie gesucht mit allen Fasern seines Herzens und nur Kälte, Haß und Spott und Verachtung gefunden. — Der Tod, ja da könnte es hinter liegen, was er suchte sein Leben lang. — War's das Leben, ei, das hätte er ja gern gegeben um die Erfüllung seines Sehns und die Erlangung dessen, was er stets vermist hatte seit seiner Kindheit Tagen. — So hatte er sich's gedacht, ja so . . . Die Lokomotive mußte ihn wohl nicht gut gepackt haben, sonst hätte er jetzt hinter der Friedhofsmauer gelegen, sechs Fuß unter der Erde zwischen Mördern und Verbrechern. Die Maschine hatte ihn verächtlich beiseite geschleudert; ihm die Beine zerschlagen und ihn wieder ins liebeleere Dasein zurückgestoßen. War's ihm nicht gewesen, als ob sie ihm hohnlachend nachgeschrien

Augenwimpern waren eine Sekunde lang voneinandergezuckt, als die warme, schmale, weiße Hand seine schlaffen, kalten, trocknen Finger berührt hatte. Jetzt bogte sich die Gestalt über das blasse, fahle Gesicht und horchte. Er spürte die Wärme ihres Atems und sog den Duft ihres Haars ein. Noch ein leises Streichen über die Decken, dann war sie lautlos fortgeschlichen. — Stille wurde es wieder in dem dunklen Saale des Todes, ganz stille. Der blasse Unglückliche aber preßte die buschtigen Augenwimpern zusammen, lange und fest. Eine große, helle Träne bahnte sich langsam den Weg durch die vielen Furchen seines verzerrten Gesichtes. Aus seinem Munde drang es wie ein Schluchzen, wie ein langes Stöhnen. — Er bemühte sich mit sichtlich Anstrengung, die Kissen fortzustößen; mit letzter Kraft arbeitete er seinen knochigen, wellen, von blauen Strähnen bedeckten Arm heraus und ließ ihn ermattet auf das weiße Leinen fallen. Von seinen blutleeren Lippen kam es wie ein Murmeln: „Daß doch die Hand wiederkäme — die weiße, warme Hand.“

Draußen stieß der Novemberwind hohnlachend gegen das Fenster. Dem Vagabunden klang es wie das uralte Lied von der Menschenliebe. Auch er hatte ihres Wesens Hauch verspürt. —

Und in dem großen stillen Saale starrten zwei feuchte Augen aus einem verzerrten, gequälten Antlitz regungslos auf den zitterigen, hellen Fleck an der Decke.

## Murr, der Kater.

Humoristische Skizze v. Friedr. Thieme.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt wirklich Erbtanten! Sie sind keine Erfindung der Romanschriftsteller. Wir hatten eine — ich bitte, das Wörtchen „hatten“ mit tiefer Begehrtheit auszusprechen. Sie war noch in den besten Jahren: 42 nach dem Tauffchein, 35 nach eigener Versicherung. Eines schönen Tages im vorigen Herbst kam sie zu uns, begleitet von einem Jungen, der ihr einen großen Korb nachtrug.

Natürlich wurde sie allemal extra lebenswürdig aufgenommen. „Wie geht's, liebes Herzensstantchen? Wie wohl du aussiehst! Du bleibst doch zum Abendbrot?“ So geht's bunt durcheinander, während unsere Blicke gespannt nach dem großen Korbe mehr als nach der Tante gerichtet sind. Was für eine Überraschung hat sie uns zugebracht, die in einem solchen Riesenkorbe untergebracht werden muß? Tante stand nicht im Nu besonderer Freigebigkeit. Plötzlich erklang es im weichsten Moll aus dem Geflecht heraus:

„Miau!“ Nun wußten wir, was der Korb enthielt und unsere sanguinischen Hoffnungen wichen schmerzlicher Enttäuschung. „So sehr hängt ihr Herz an dem miserablen Vieh,“ dachte ich, „daß sie nicht einmal mehr ohne ihn ausgehen mag.“ Denn Tante war bekannt dafür, daß ihr Kater Murr ihr ein und alles war. Dabei war Murr das häßlichste und tüdlichste Katervieh, das nur jemals das Wigwam einer alten Jungfer verschönt hat, schwarz wie der Teufel und mit unheimlich funkelnden böshafter Augen.

„Hört ihr, was ich mitgebracht habe?“ fragte Tante mit einem Blick zärtlicher Inbrunst nach dem Korbe.

„Doch nicht — Murr?“

„Jawohl, Murrchen, mein liebes, niedliches Herzensmurrchen? Und warum? Kinder, ich will euch heute einen Beweis meines Vertrauens und meiner Liebe geben! Ich trete morgen eine Reise nach Italien an, bleibe etwa acht Wochen aus, und ihr sollt unterdessen meinen Liebling in Pension nehmen. Er wird euch gewiß viel Freude machen!“

Grundgütige Götter! Ich sah das helle Entsetzen aus den Augen meiner Frau leuchten — und ich erst — ich hege einen wahren Abscheu gegen Katzen, ich schmecke beständig Katzenhaare im Essen, wo sich ein solches Tier im Zimmer befindet. Aber, was blies uns übrig? Natürlich waren wir ganz entzückt von diesem Beweis tantlicher Liebe — und gut sollte Murrchen es haben — wie unser eigenes Kind wollten wir ihn halten!

Tantchen nicht befriedigt. Sein Bett werde ich heut noch herschicken — und auch die Behandlungsvorschriften. Studiere sie genau Paul, ich habe fünf Folioseiten eng beschrieben. Und vergeht nicht: Jeden Sonntag mittag bekommt er eine halbspündige Bratwurst! Und laßt ihn unter keinen Umständen aus dem Zimmer — das gute Tier ist so fett; ich hab' ihn schon einmal mit knapper Not vor dem Bratpfieß gerettet!“

Natürlich versprachen wir alles — mit heimlich knirschenden Zähnen — und nahmen geduldig die dreißtündigen Anweisungen Tantchens entgegen. Endlich war sie fort — der Kater hatte sich bereits auf meinem Sofa-Platz bequem gemacht — mit grimmiger Miene und mit erhobener Stimme erteilte ich dem Mädchen und den Kindern die auf ihn bezüglichen Befehle.

Offen gestanden, ich versprach mir nicht viel von der Wirkung meiner Anordnungen. Ich kannte meine Rangen! Und in der Tat: von Stund an erhob ein erbitterter Kampf mit ihnen und Berta an. Ich konnte kaum mehr arbeiten, den ganzen Tag mußte ich Posten stehen! Alle Viertelstunde fand ich die Tür offen, und schon während des ersten Tages erwischte ich das Katervieh drei- oder viermal im Vorraum und auf der Treppe, und einmal sogar bereits auf dem Hofe. Verwünschter Kater! Am lieb-

sten hätte ich ihm noch einen Tritt gegeben und mußte ihn doch hüten wie ein heiliges Vermächtnis, obgleich seine Anwesenheit das Ende unseres häuslichen Friedens bedeutete. Denn nichts hörte man mehr als Wetzern und Schimpfen wegen des Türöffnens. Die Kinder heulten, meine Frau lief mit Tränen herum, das Mädchen wütete und warf die Türen. Am dritten Abend teilte meine Frau mir sogar mit, Berta habe gekündigt.

„Sie will nicht mehr unterm selben Dache mit dem elenden Kater bleiben! Paul, so ein gutes Mädchen kriegen wir sobald nicht wieder!“

„Um, ja — wer kann's aber ändern? 300 000 Mark wiegen schon ein Dienstmädchen auf!“

„Paß auf, es kommt noch schlimmer!“ stöhnte sie vorahnend, und schon der nächste Morgen gab ihr recht. Da vernahmen wir plötzlich aus dem Wohnzimmer, in dem sich Murr zurzeit allein aufhielt, einen furchtbaren Schrei, verbunden mit

dem Klirren von Glas oder Porzellan. Erschrocken springt alles herzu: Das schöne große Aquarium hat der schwarze Unhold vom Fensterbrett herabgerissen, in Scherben liegt es am Boden, die Stube ist in einen See verwandelt, und unsere fünf Goldfische sind eben eifrig beschäftigt, unter konvulsischen Zuckungen sich ihres satiblättigen Daseins zu entledigen!

Ob ich's geahnt hatte! Schon mehrmals war der Kater auf das Fensterbrett gesprungen und hatte versucht, die Fische mit den Tagen zu fangen. Ebenso versuchte er beständig, zum Vogelbauer hinaufzukommen — der war ihm aber zum Glück unerreichbar!

So dachte ich wenigstens. Der nächste Tag sollte mich aber eines Besseren belehren. Unser Fritz hatte beim Füttern einen Augenblick die Käfigtür offen gelassen. Biep, sonst gewohnt, frei umherzusteigen, benutzte die Gelegenheit und flattert fröhlich zwitschernd zu seinen geliebten Blumen. Da stürzt sich der Kater wie der Sturmwind



Aus dem ersten deutschen Freilichtmuseum in Königsberg.  
Getreue Nachbildung der Dorfkirche in Reichenau aus dem Jahre 1714.

auf ihn — krach, poltern ein halbes Dutzend Blumentöpfe herab und zerschellen am Boden — vergeblich sucht Fritz unsern Liebling zu retten — als Leiche nur riß ich ihn der Bestie aus den Zähnen!

Das war zuviel! Der teuere Vogel, der dreißig Mark gelöstet hatte, ein echter Harzer Koller — und der prachtvolle Cleander so zertrümmert und zertreten! Ich konnte mir nicht helfen, ich packte den Burschen und verjagte ihm einen Schlag ins Genick. Wütend fauchte er mich an, sprang mir ins Gesicht und zerkratzte mich dermaßen, daß ich vierzehn Tage wie ein Reibeisen aussah. Beinahe hätte ich ihn erwürgt trotz Tante und Erbschaft!

Am nächsten Morgen eine neue Sensation! Noch im Bette erreichte der Schreckensruf mein Ohr: „Der Vater ist fort!“ Unverzüglich machte sich die ganze Familie auf die Jagd nach dem entsprungnen Nutier! Auch Berta schloß sich an, aber ich bin noch heute überzeugt, sie hatte die Tür mit Absicht offen gelassen. Bis zum Abend suchten wir alle Gärten, Höfe und Böden der Nachbarschaft ab — kein Murr! Tieftrauernd wie Don Diego sah ich abends am Tische und grübelte der verlorenen Erbschaft nach — da hör' ich's von der Hoftür her kläglich wimmern.

„Das ist er!“ rufe ich frohlockend. Wirklich, er war es! Aber wie lehrte er zurück! Todkrank, vergiftet! Der Gourmet hatte von irgend einer für Katzen ausgelegten vergifteten Leichspeise gegessen! Sofort schickten wir zum Tierarzt, der noch in der Nacht kommen mußte. Dieser erklärte den Zustand des Tieres für schwer bedenklich.

Unsere Angst war tödlich. Meine Frau und ich, wir wachten abwechselnd die Nacht bei dem Patienten, machten ihm Umschläge, reichten ihm Arznei. Tagelang schwebte er zwischen Tod und Leben. Endlich war er außer Gefahr. Wir atmeten auf — aber zu früh! Kaum genesen, brannte er das zweitemal durch! Und diesmal blieb alles Suchen vergeblich. Ich setzte öffentlich eine Belohnung von zehn Mark aus, und erhöhte diese dann auf zwanzig — alles umsonst!

„Was tun?“ fragte ich. „Das vergibt uns die Tante nie!“

„Ich weiß einen Ausweg,“ sagte meine Frau. „Wir teilen der Tante mit, das arme Tier sei todkrank vor Sehnsucht nach ihr. Wir hätten ihr bisher die Wahrheit verschwiegen, um ihr Vergnügen nicht zu stören, aber der Zustand verschlimmere sich und das

Tier jammere nach seiner Herrin, es wolle gar nicht mehr fressen und sei schon zum Gerippe abgemagert. Der Tierarzt habe gesagt, sie müsse zurückkommen, wenn sie es retten wolle.

„Famos!“ rief ich vergnügt. „Du bist noch immer mein helles Weibchen!“ Das rührt sie und schmeichelt ihrer Eitelkeit! Nach und nach folgen immer kläglichere Berichte und schließlich das Todestelegramm. Sein letztes Miau war und blieb ein Sehnsuchtsseufzer nach seiner Herrin!“

Gesagt, getan! Und Tante ging wirklich auf den Leim. Sie könne nicht zurückkommen, schrieb sie. Aber sie war auf das tiefste erschüttert und ordnete an, wie und wo wir ihren Liebling begraben sollten. Schon waren wir so weit, daß die das Ableben des Vaters meldende Depesche an Tante abgeben sollte — da klingelt es draußen — ein lauter Freudentuschel — Murr, unser Murr, ist wieder da!

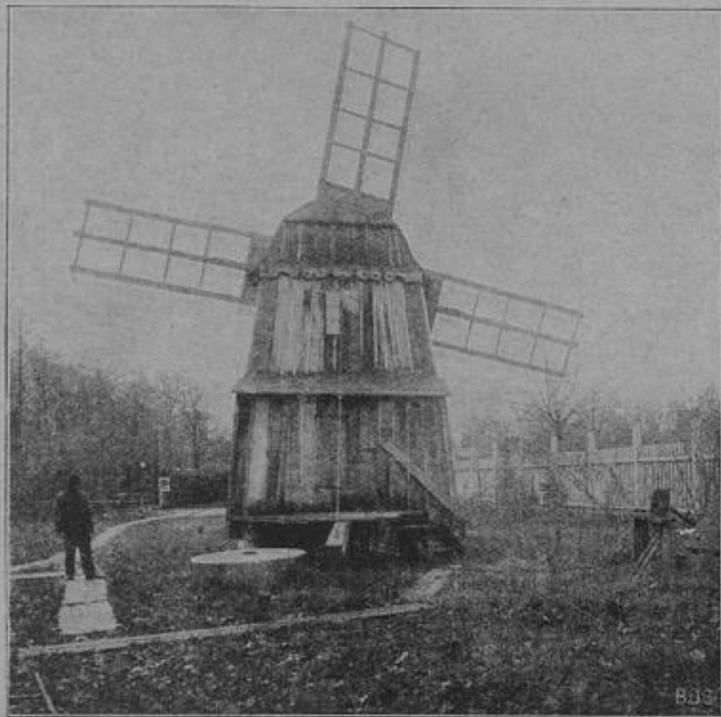
Wahrhaftig! Das Dienstmädchen einer Nachbarin der Tante hatte ihn attrappiert! Mit saurer Miene zahlte ich ihr die zwanzig Mark aus. Der Flüchtling war zum Skelett abgemagert, wir mähten ihn mit Lederbissen, so daß er bis zur Rückkehr der Tante, der wir die Besserung seines Zustandes gemeldet hatten, so fett wurde wie der Mops einer Fürstin.

Endlich traf Tantchen wieder ein. Ueber 100 Mark hatte das Vieh mich gelöstet, ungerechnet die Aufregung und den vielen Ärger, und ich konnte und durfte nicht mal das Geld zurückverlangen. Sie durfte ja die Einzelheiten um alles in der Welt nicht erfahren!

Sie begrüßte ihn aufs herzlichste und fragte uns wohl zehnmal, ob er uns auch keine Not gemacht habe.

„Wo denkst du hin? Er ist ja ein wahrer Engel von einem Tier! Die ganze Familie liebt ihn abgöttisch und ist untröstlich, ihn einzubüßen.“

„Das freut mich sehr,“ rief die Tante glückselig. „Denn daß ihr es nun erfahrt: ich habe mich auf der Reise verlobt. In vier Wochen ist Hochzeit. Mein Bräutigam kann aber die Katzen nicht ausstehen — da muß ich mich nun leider von meinem Murrchen trennen. Aber ich schenke ihn euch, weiß ich ihn doch bei euch am allerbesten aufgehoben!“



Aus dem ersten deutschen Freilichtmuseum in Königsberg. Die Paltrodmühle aus dem alten Ostpreußen, Nachbildung einer Mühle aus dem 17. Jahrhundert.

### Gute Stunden. Von Karl Stelter.

Zähle nicht die langen Stunden,  
Die des Lebens Nacht entsteigen,  
Zähle nur, wenn sie entschwinden,  
Wie viel Sterne dir sich zeigen.

Denn aus diesen lichten Sternen  
Die am Abendhimmel leuchten,  
Kamst den sicheren Trost du lernen,  
Daß sie Wolken nie verscheuchten.

Immer wenn die trüben wieder  
In ihr Nichts zurückgesunken,  
Blicke klar und mild hernieder  
Diese goldnen Strahlenfunken.

So des Lebens gute Stunden  
Reich, unzählig wie die Sterne —  
Möchten jeden sie bekunden,  
Wie er schwere tragen lerne.

## Humoristisches

— Ehrliches Zwiegespräch. Sie: Daß ich auch so dumm sein konnte, dich armen Teufel zu heiraten! — Er: Du bist allerdings ein reicher!

— Kindermund. Eines Tages besuchte der Herr Schulinspektor eine Schule, um die Arbeiten der Kinder zu prüfen. Während des Schreibens tritt der Herr auch an ein kleines Mädchen heran und fragt es: „Was schreibst du denn da?“ Die Kleine sieht erstaunt auf und sagt: „Das weißt du nicht? Ach, du kannst wohl nicht lesen?“

— Verwickelter Fall. „Sie hier, Herr Federl?“ — „Ja, ich bin auf Krankheitsurlaub!“ — „Wie lange?“ — „Bis ich gesund bin. Dann geh' ich krankheitshalber in Pension.“

— Auch ein Beruf. Herr: Was sind Sie von Beruf? — Bettelruder: In de Woche, da duh ik merschtendehts mir; arwer Sonndags, da bin ik der Blinde von der Kathaus- ecke.

— Ein als Vegetarianer bekannter Sonderling besucht ein Restaurant. Er wurde von seinem Tischnachbar u. a. ge- fragt: „Sagen Sie einmal aufrichtig, fühlen Sie sich zum weiblichen Geschlecht hingezogen?“ — Der andere, verblüfft, wußte einen Augenblick nicht, was er antworten sollte. „Wie kommen Sie zu dieser Frage?“ sagte er finster. — „Würde mich interessieren, es zu erfahren; weil ja bekanntlich Frauen nicht aus Gemüse und Obst, sondern aus Wein und Fleisch bestehen.“ — Der Verspottete aber schleuderte dem Witzbold ein Wort zu, das stärkste im Munde eines Vegetariers: „Sie Rindvieh!“

— Der Froh. „Mein Arzt hat mir empfohlen, jeden Tag eine Stunde Holz zu spalten!“ — „Und werden Sie den Rat befolgen?“ — Selbstverständlich! Habe bereits einen Wald gekauft!“

## Rätsel-Ecke

### Palindrom.

Zwei Zeichen — ein Verhältniswort,  
Du wirst es sicher kennen.  
Nehr es dann um, es wird sofort  
Dir einen Dichter nennen.

### Logogriph.

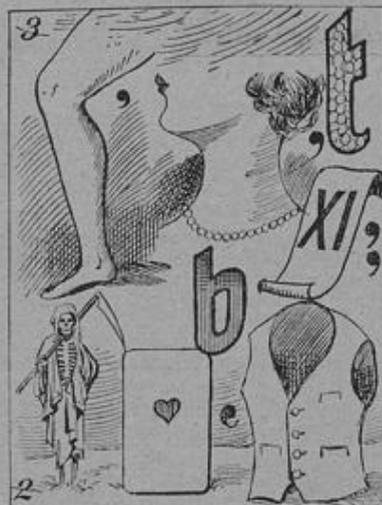
In Kärntens Grenze sieh' ich auf der Wache  
Als treu bewährter Hüter deutscher Sprache,  
Denn nun und nimmer laß ich sie verdrängen  
Von — wenn auch noch so süßen — welschen Klängen.  
Verfehlt ihr aber der Vokale zwei  
Verdoppelnd einen Mitlaut noch dabei,  
Werd' ich zur Kleidung, die Behagen bringt,  
Doch leider auch zur Waffe, die man schwingt.

### Zitaträtsel.

Aus je einem Wort der nachstehenden Zitate ist ein bekanntes neues Zitat von Goethe zu bilden:

1. Nimm alle Kraft zusammen (Abland).
2. Der Uebel größtes aber ist die Schuld (Schiller).
3. Und rächt auch das entweihete Heiligtum (Goethe).
4. Plötzlich regt es sich im Rohre (Freiligrath).
5. Ich sah sie fallen auf deine Hand (Heine).
6. Schau, im Himmel und auf Erden (Brug).

### Wilderrätsel.



### Worträtsel.

Getrennt es die Grammatik lehrt,  
Auch hat es manchen schon verfehrt;  
Bereint kann's großen Schaden machen,

### Kryptogramm.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

### Schachaufgabe:

- |              |                   |                |
|--------------|-------------------|----------------|
| 1. Db5 Sd5   | 2. Dd5+ Kg6       | 3. Sf4 matt    |
| 1. . . . Ke6 | 2. Sc7+ Kf7       | 3. De8 matt    |
| 1. . . . Ke4 | 2. Sc + Kf3       | 3. De2 matt    |
| 1. . . . Kg6 | 2. Sd4+ Kf7       | 3. Dd7 matt    |
| 1. . . . Kg4 | 2. Sf6+ Kf3       | 3. Df1 matt    |
| 1. . . . Se6 | 2. Se7+ Ke6       | 3. Df5 matt    |
| 1. . . . —   | 2. Se3+ Ke6 g6 e4 | 3. D 8+ 5 matt |

Worträtsel: Ein Satz — Einsatz.

### Verschieberätsel:

Dame  
Ines  
Edgar  
Mode  
Urne  
Sesam  
Jrden  
Kutte  
Kamin  
Ober  
Maus  
Traum

### Verschieberätsel:

Raoul  
Orpheus  
Samariter  
Drohne  
Stuhl  
Saragossa  
Sumatra  
Constance  
Ruhort  
Arthur Schopenhauer.

„Die Musik kommt!“

Bezierbild: Bild auf den Kopf stellen; an der rechten Seite sieht man dann den gesuchten Seemann.

Redaktion: Dr. Erwin Thyssen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. S.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 53.

Sonntag, 29. Dezember.

Jahrgang 1912.

## Die heilige Nacht!



Es öffnen sich des Himmels Pforten,  
Die gold'nen all in ihrer Pracht,  
Und süße Harmonien erklingen  
Im Sternenraum, in heil'ger Nacht!

Und auf dem schimmernd hohen Throne  
Gottvater sitzt in Majestät,  
Er winket seinem einz'gen Sohne,  
Der nun in Hoheit vor ihm steht!

Er spricht: „Gekommen ist die Stunde,  
Daß sich erfüllt mein ho'hes Wort,  
So steig' zur Erde denn hernieder,  
Die dich ja längst erwartet dort!“

Es neigt der Sohn sich, „Gottes Wille,“  
So spricht er, „heute noch gesch'eh',  
Gern' nehm ich an die Menschenhülle,  
Erduldend alle Qual und Weh!

Will selbst den Tod am Kreuz nicht scheuen,  
Kann ich erlösen sie von Schuld,  
Wenn heiß und innig sie bereuen,  
Soll'n sie erfahren Gottes Huld!

Der Menschen Herzen zu erringen,  
Komm ich herab noch heute nacht,  
Und bei dem Licht der Weihnachtskerzen  
Sei ihnen dann ihr Heil gebracht!“

Es öffnen sich die gold'nen Tore  
Des Gotteszaales, draus ertönt  
Der Engel mächtig' Halleluja,  
Da Erd' und Himmel sind versöhnt!

Marie von Wildenradt-Schuylen.

Düsseldorf, 1912.

Frohe Weihnachten!





## Ein Weihnachtstraum.

Von C. Borges.



(Nachdruck verboten.)

Wieder war das schöne Weihnachtsfest herangekommen. Wieder hatte der reiche alte Kaufmann Maybach seiner zahlreichen Dienerschaft den alljährlichen Befehl erteilt, für seine Gäste, seiner verheirateten einzigen Tochter, der Majorin von Wendheim und ihrer Familie, die Fremdenzimmer prunkvoll herzurichten. Wie alljährlich, wurde auch in diesem Jahre der Befehl prompt ausgeführt. Die Schlafzimmer waren wohl durchwärmt und kostbar ausgestattet, würdig einer Königsfamilie. Die feinsten Delikatessen und Leckerbissen, den verwöhntesten Gaumen zu kösteln geeignet, waren in solcher Menge aufgestapelt als sollte der Vorrat ein halbes Jahrhundert hindurch reichen. Als nun endlich der langersehnte Festtag heranrückte, ließ der greise Kaufherr im großen Speisesaal die mit kostbarem Kristall und Silber geschmückte Tafel mit sieben oder acht Gebreden belegen, ordnete selbst mit zitternden Händen im Saal unter dem glänzenden Weihnachtsbaum die reichen Geschenke für seine Gäste, — die er seit fast zehn Jahren erwartete und doch nicht kamen.

Seit zehn Jahren, seitdem seine Tochter und ihr Gatte als neuvermähltes Paar das väterliche Haus verlassen, hatte der alte Herr zur Weihnachtszeit alljährlich flehentlich seine Tochter gebeten, das Fest mit ihrer Familie bei ihm zuzubringen. Anfänglich kam auf diese Einladung eine halb zusage Antwort, — sie würde den Tag ihrer Ankunft vielleicht noch näher bestimmen, aber eine Zusage kam nie. Später hielt die junge Frau es nicht der Mühe wert, überhaupt zu antworten, dann ließ der alte Herr noch größere Vorbereitungen zum Empfang seiner Gäste treffen, da er in fieberhafter Erregtheit an eine Ueber- raschung glaubte.

So waren zehn Jahre vergangen. Der alte Maybach hatte bei der Hochzeit seine Tochter fürstlich ausgestattet, er war so stolz auf sein einziges schönes Kind, aber sie hatte einen starren Trostloß und war so hart und gefühllos, wie das Gold ihres Vaters. Die adelstolze Familie Wendheim empfing die junge Frau mit offenen Armen, stellte ihr aber die harte Bedingung, mit ihrem Vater zu brechen, da doch der reiche Krämer nicht in eine Familie hineinpaße, die sogar Grafen zu ihren Gliedern zähle.

Nur ein einziges Mal, bald nach der Hochzeit, hatte der alte Vater sein Kind in seinem neuen Heim aufgesucht. Ach, mit gebrochenem Herzen kehrte er schon am nächsten Tage zurück, er liebte sein Kind leidenschaftlich, aber er fühlte sich in der neuen Umgebung nicht wohl, und merkte, daß die neue Verwandtschaft ihm das Herz seines Kindes entfremdet hatte. Ja, wenn sein Kind nur einmal in das Vaterhaus zurückkehren wollte, so würde alles wieder gut werden, hoffte der Alte, und diese Rückkehr wünschte er am Weihnachtsfeste. So viel in seiner Macht stand, erfreute er zum Fest Arme und Kranke, gab enorme Summen an Hospitäler und Wohltätigkeits-Vereine, aber er selbst war nicht glücklich, — nur die Vorbereitungen zum Empfang seiner Gäste waren seine einzige Freude.

„Es ist mir ganz unheimlich, jedes Jahr im Speisezimmer so ganz nutzlos die Tafel zu decken, 's ist gerade, als ob Geister erwartet würden,“ erklärte das Zimmermädchen und eilte in die behagliche Gesindestube zurück, wo eine zahlreiche Dienerschaft mit geladenen Freunden den lieblich duftenden Speisen gut zusprachen.

„Ich fürchte fast, die vielen Enttäuschungen haben den alten Herrn irrsinnig gemacht,“ erklärte die Köchin. „Aber so geht es, wenn in eine adelstolze Familie hineingeheiratet wird; da ist die Frau gleich eine Aristokratin geworden und kümmert sich nicht mehr um ihren Vater.“

„Ob Aristokratin oder nicht, es ist herzlos, den alten Vater so zu täuschen,“ entschied der Kutscher, mit vollen Backen lachend. „Ich habe noch nie einen so guten Herrn gehabt, aber „Schuster bleib bei deinen Leisten“, das ist mein Motto.“

„Das ist auch meine Meinung,“ entschied der Kammerdiener, „aber so geht es in der Welt, enorm viel Geld war da, nun sollte Rang und Stellung dazu kommen.“

Während dort unten geschwelgt, gezecht und geplaudert wurde, saß der alte Kaufherr in seinem Armstuhl am warmen Feuer und wartete und wartete. Sein Herz war so schwer, sein Antlitz gramdurchfurcht und die wellen, zitternden Hände waren gefallen. Dann stand er wohl auf und schlich wankenden Schrittes dem Fenster zu, starrte in den dichten Schnee, der in großen Flocken vom Himmel fiel, langsam rann Träne auf Träne die wellen Wangen hernieder und endlich kehrte er seufzend zu seinem alten Platz zurück. Er fühlte sich so verlassen und einsam, er sehnte sich nach Liebe und doch gehörte sein Kind und seine fünf Enkelkinder ihm. Warum liebten sie ihn nicht und kamen zu ihm zum Weihnachtsfest? Da fiel sein Blick auf die reichen Geschenke, die er für seine Tochter und ihren Gatten, für die Enkelchen: Anne Liese, Hilda, Werner, Helmut und für die kleine Lilli aufgebaut hatte; er kannte die Namen der Kleinen und wußte das Alter, aber noch keins von ihnen hatte er gesehen.

Es dunkelte bereits und noch immer saß der alte reiche Greis in seinem Armstuhl. O, er hatte so viel gelitten, so viel gebetet und gefleht, der gütige Vater im Himmel wolle endlich das Herz seiner Tochter lenken, daß sie einmal wieder in das Vaterhaus zurückkehren möge. Aber seine Gebete blieben unerhört. Ach, alle Vorbereitungen waren wieder nutzlos, seine Hoffnungen enttäuscht. Er hatte heute so viele Menschen glücklich gemacht, so viele Tränen getrocknet, aber er selbst war einsam und trostlos.

Leise öffnete sich die Tür, der Diener war geräuschlos eingetreten, um die Lampen anzuzünden, er dachte, der alte Herr sei eingeschlafen, und er schlich sich eben so leise zurück, wie er gekommen war.

„Gott sei Dank!“, sagte er erleichtert unten in der Gesindestube, er schläft und dieser Tag ist bald vorüber.“

Aber Herr Maybach schlief nicht. Sein scharfes Ohr hatte in weiter Ferne das Rollen eines Wagens über den knisternden Schnee gehört, jetzt hielt derselbe vor seinem Hause. Zitternd erhob er sich — die Hausglocke ertönte so schrill, daß er fast erschrak, jetzt hörte er auch eine Stimme unten im Korridor, es war eine Kinderstimme.

Der alte Herr wollte gehen, doch seine Füße versagten den Dienst — waren seine Gäste dennoch gekommen? Schon wurde die Türe geöffnet, er hörte das Hausmädchen sagen: „Dort ist er, gehe zu ihm.“

Ein kleines Mädchen auf zwei Krücken gestützt, schleppte sich näher. Das kleine blaue Gesichtchen zeigte deutliche Spuren von Körper- und Seelenschmerzen. Dabei war das Kind verwachsen und ein sehr einfacher, fast dürftiger Anzug gaben der ganzen Erscheinung etwas Herenartiges.

„Großvater, hier bin ich,“ kam es zitternd über die schmalen Lippen.

Dem alten Herrn ging ein Stich durch's Herz. Er hatte sich die Kinder seiner Tochter so hübsch vorgestellt, mit langen goldigen Locken und lachenden blauen Augen, fast wie kleine Feen, und dieses häßliche, verkrüppelte Geschöpf sollte seine Enkelin sein! Unmöglich, träumte er denn?

„Großvater,“ ertönte wieder das kleine Stimmchen, „ich bin Anne Liese und wollte mit Dir das Weihnachtsfest feiern. Niemand mag mich zu Hause leiden, wenn Du mich auch nicht leiden magst, dann weiß ich nicht, was aus mir werden soll,“ bei diesen Worten stürzten helle Tränen aus den dunkeln Augen.

Jetzt trat auch ein kleiner Knabe aus dem Hintergrunde hervor, den der alte Herr noch gar nicht bemerkt hatte. Notes, struppiges Haar hing ungeordnet um seinen Kopf und sein Gesicht war mit zahllosen Sommerprossen bedeckt. In der Hand drehte er verlegen ein abgetragenes Pelzmütchen und sein Anzug, der ihm vielleicht vor drei Jahren gepaßt hatte, war so fadensteinig und dünn, daß er kaum vor der schneidenden Kälte Schutz bot. „Weine doch nicht,“ raunte er leise dem verkrüppelten Mädchen zu, „natürlich will Dich der Großvater gern haben, er freut sich, daß Du gekommen bist.“

Der alte Herr verstand immer noch nicht, was die armen Kinder eigentlich wollten.

„Behalte mich bei Dir, Großvater, bitte,“ flehte wieder die Kleine und die Worte kamen fast wie ein Schmerzensschrei von den zitternden Lippen.

Da war das Eis gebrochen. Der Greis nahm das unglückliche Kind auf die Kniee und drückte es fest an seine Brust, während der Anabe die Krücken genommen hatte.

„Mein armes liebes Kind,“ sagte er tief bewegt, „hat Dich Deine Mutter zu mir geschickt und wer ist dieser Anabe?“

„Nein, meine Mutter hat mich nicht hierher geschickt, sie weiß nicht einmal, daß ich hier bin,“ entgegnete die Kleine. „Sie ist mit meinem Vater und mit meinen Geschwistern nach Onkel General gereist. Ich durfte nicht mit ihnen reisen, weil ich ein Krüppel und so häßlich bin.“

Herr Maybach streichelte die Wangen der verwahrlosten Kleinen, sprechen konnte er nicht. Das Kind war eifrig kalt, aber die dunkeln Augen blickten so bittend zu ihm auf.

„O, Großvater, hier ist es so warm und schön und ich bin müde und kalt; darf ich immer hier bleiben?“ Dann barg die Kleine ihr Köpfcgen an die Brust des alten Herrn.

Er nickte zustimmend. „Aber sage mir, mein liebes Kind, wer hat zu Hause für Dich gesorgt, und wer sagte Dir, hierher zu kommen?“

„Erzähle alles dem Großvater, Karl, ich bin zu müde,“ hauchte matt das Mädchen, ihrem Gefährten zuzuhörend.

„Ja, ich will's tun, alles erzählen,“ versicherte der Anabe. „Wer bist Du eigentlich, Kleiner?“ fragte der alte Herr.

„Ich bin Karl Müller und mein Vater ist Gärtner beim Herrn Major Wendt-heim. Ich muß immer 'en Rollwagen schieben, wenn Anne Liese etwas in die frische Luft soll und weil sie immer so aut und freundlich zu mir ist, habe ich sie auch recht lieb.“

„So erzähle mir alles, was Du weißt,“ sagte der Großvater ungeduldig.

„Ja, es ist eine lange traurige Geschichte, und Anne Liese hat zu Hause bei ihren Eltern keine frohe Stunde gehabt. Sehen Sie nur, wie schäbig und wie dürrig die Arme gekleidet ist, während ihre Geschwister wie Püppchen einhergehen. Vor zwei Tagen nun reiste die Familie zu reichen Verwandten, um dort Weihnachten zu feiern. Nur Anne Liese sollte mit den Mägden zu Hause bleiben, weil sie so verwachsen und so häßlich ist. Gerade wie ihr Großvater,“ pflegten die Eltern oft zu sagen. Da hat nun das arme Kind zwei Tage lang ganz allein oben im Kinderzimmer gesessen und so viel geweint, denn sie war so einsam und verlassen, wie eine kleine Gefangene. Heute morgen sagte sie zu mir: „O, Karl, ich möchte so gern zu meinem Großvater gehen. Er hat schon so oft gebeten, wir sollten das Weihnachtsfest bei ihm feiern, und er ist eben so einsam, wie ich es hier bin.“

Da kam mir plötzlich ein guter Gedanke. „Soll ich Dich zu Deinem Großvater bringen?“ fragte ich schnell. Da strahlte Anne Liese vor Freude, schnell schrieb sie ein paar Zeilen an ihre Eltern, holte einen Wagen und wir fuhren nach dem Bahnhofe, reisten hierher, und — hier sind wir.“

„Ich schrieb auch unserem Kinder mädchen ein Briefchen, damit sie weiß, wo ich bin,“ ergänzte das arme verstohene Kind. „Dann nahm ich mein Geld aus meiner Spardose, es reichte gerade für uns beide für die Reise. O, lieber Großvater darf ich bei Dir bleiben? ich bin immer so ein-

sam zu Hause. Ich weiß, Mutter freut sich, wenn sie mich los ist, sie liebt mich nicht.“

„Mein armes, armes Kind!“

„Ja, so sagt ein jeder. Aber es wäre nur weniger schwer, daß ich lahm und ein Krüppel bin, wenn mich jemand lieb hat. Willst Du mich lieb haben, Großvater?“

Das bleiche Kinderantlitz mit den großen, traurigen Augen schaute so flehentlich zu dem alten Herrn empor, und er drückte das Kind fester an sich. Wie gering erschien ihm doch sein Leid gegen das traurige Geschick dieses Mädchens! Jetzt war doch sein Gebet erhört, dieses Kind bedurfte seiner Liebe, wie er sich nach der seinigen sehnte.

„Ja, ja, mein Kind!“ rief er bewegt, „Du hast ganz recht getan, ich wartete ja schon so lange auf Dich.“

„O, wie freue ich mich,“ jubelte die Kleine. „Jetzt habe ich doch eine Heimat und ich werde eben so geliebt, wie Mutter meine Geschwister liebt. Bist Du auch nicht böse, daß ich so häßlich und lahm bin? Die Geschwister sind alle so sehr hübsch. Mutter sagte so oft, ich sei gerade so wie der Großvater, darum wollte ich zu Dir kommen, denn niemand hat mich zu Hause lieb.“

„So schlimm ist's auch nicht, ich habe Dich immer lieb gehabt und Dir im Sommer oft Blumen gepflückt!“ rief der Anabe, der nicht länger unbemerkt bleiben wollte.

„Ja, das ist wahr. Karl war immer lieb gegen mich, Großvater und heute, hat er sogar kein Mittagessen gehabt, um mich zu Dir zu bringen.“

„Das schadet nichts, er kann hier genau essen!“ rief freudig der alte Herr. Ihr seid gewiß hungrig, hier sitzen wir und plaudern, während unten das Essen auf uns wartet. Geh und drücke auf den Knopf da, Karl.“

Das Mädchen und der Diener kamen herbeigestürzt, die Reue über die Gäste war doch so groß.

„Marie, übernehmen Sie jetzt meine Enkelin, Fräulein Anne Liese und führen Sie sie in das beste Fremdenzimmer und seien Sie ihr behilflich,“ wandte sich der alte Herr dem Mädchen zu.

„und Sie, Martin, nehmen Sie den Knaben und geben Sie ihm ein gutes Essen.“

\* \* \*

„Großvater, woher wußtest Du, daß ich kommen würde, ich wußte es heute früh doch selbst nicht einmal? Ich komme mir hier wie in einem Feenpalast vor, alles ist für mich bereit, sogar schöne Geschenke für Karl und mich,“ plauderte die Kleine, nachdem sie und Karl gespeist hatten.

Auf besonderen Wunsch des Großvaters hatte die kleine Anne Liese unter der Dienerschaft Geschenke ausgeteilt, jetzt lag sie matt auf einem Ruhebett und fragte: „Wie konntest Du wissen, daß ich kommen würde, Großvater?“

„Das wußte ich durch einen Traum, mein Liebling,“ entgegnete der Greis ernst. „Vor zehn Jahren hatte ich einen schönen Traum. Ich glaubte Deine Mutter und ihre Familie bei mir zu haben, da betete ich zu Gott um Erfüllung, und ich wußte, daß mein Gebet erhört werden würde. Glaube mir, mein Kind, fromme Gebete finden Erhörnung, wenn auch nicht so früh, wie wir es wünschen.“

Langsam schloß die Kleine die müden Augenlider, während die schmalen Lippen noch leise flüsterten: „Gott sei Gott in der Höhe.“



Weihnachten in einer Höhle.

Eine eigenartige Christfeier findet alljährlich in der bei Triest gelegenen Riesengrotte statt. In dem „großen Dom“, der größten Höhle der Welt, (Höhe 136 Meter), findet für die Dorfbewohner eine Bescherung statt.



## Weihnachtsfest, das Fest der Liebe.

Stizze von Paul Walter.

Das Fest der heiligen Weihenacht feiern alle Menschen. Sie feiern das schöne Fest gern, weil es allen eine Herzensgabe spendet, entweder helle Freude oder doch süßen Trost im Schmerze und im Leiden. Jubelnde Freude oder perlende Tränen der Nührung, sie leuchten beide wie Diamanten und ihre Strahlen vereinen sich mit den Strahlen der Sterne zum Lobe des Höchsten. Und wo flammen diese Strahlen auf?

Da ist eine weite Stube. In der Mitte steht ein Christbaum. Unter diesem liegen d'e Gaben. Die Eltern sind eben damit beschäftigt, die Lichter anzuzünden. Jetzt sind sie damit fertig. Ein Glöckchen ertönt. — In demselben Augenblicke öffnet sich die Thür und herein stürzt eine fröhliche Kinderschar. Ein magischer Lichterglanz gießt sich über die jungen Geschöpfe aus und zaubert ein seltsames Lächeln auf ihren Angesichtern hervor. Wie glänzen die Augen der Kinder! Ja, schöner noch als Weihnachtslichterschein ist der Glanz in reinen Kinder-  
 augen. — Eine weichevolle Stille; — es ist die Weihnachtsstimmung.

Plötzlich ertönen Rufe: „Wie schön!“ „Mutter, sieh doch, was mir das Christkind gebracht hat!“ „Vater, schau doch mir, wie herrlich! Alles läuft und ruft und trippelt daher. Die Freude hat ihren Höhepunkt erreicht. Und die Eltern! Sie feiern Weihnachten in und mit ihren Kindern. Beim Anblick der reinen Kinderfreude steigen Bilder aus der eigenen Jugendzeit wieder herauf. Der Kindheit Glück wird neu im Elternherzen.

Wieder ein brennender Christbaum inmitten des Zimmers. Stumm sitzen die Eltern dabei, tränenden Auges. Wo bleibt das Kind? Ja, das haben sie gestern begraben. Schon einige Zeit war es krank. An seinem Bettlein hatte die Mutter gefesselt und ihm erzählt vom lieben Christkinde. Und verklärten Auges hatte der kranke Liebling zugehört.

„Nicht wahr, liebe Mutter, bald kommt das Christkind und bis dann bin ich schon wieder gesund. O, wie freue ich mich darauf!“ Und das Kind war gesundet — für den Himmel! Das Christkind war nicht zu ihm gekommen, sondern es war zu ihm hingegangen.

„Wer hätte gedacht, daß wir dieses Jahr so traurige

Weihnachten feiern würden!“ Lange sitzen so die Eltern. Da meint plötzlich die Mutter. „Komm, wir wollen der armen Familie im Dachstübchen eine Freude machen.“ Und sie gehen hinaus mit Christbaum und Gaben und treten ein in das ärmliche Zimmer, als Engel der Barmherzigkeit, Freude und Segen verbreitend. Wie sie die freudestrahlenden Kindergesichter sehen, fließt wunderbarer Trost in ihr wundres Herz; der Trost, durch mildtätige Liebeswerke sich und ihrem Kinde einen Ehrenplatz im Himmel sichern zu können. Freudig-wehmütig feiern sie Weihnachten.

In einer Stube einsam sitzt ein altes Mütterlein. Ihre zitternden Hände sind gefaltet, ihre Lippen bewegen sich im



Dom Himmel hoch, da komm ich her! Nach dem Gemälde von E. Eroll.

Gebete. Das Gebet gilt dem einzigen Kinde, das draußen in der Welt auf Irwegen geht.

„O, du liebes Kindlein,“ fleht die Mutter, „führe mein Kind auf den rechten Weg zurück. Es wäre die schönste Weihnachtsfreude für mich.“

Noch sinnt sie und betet, da wird leise die Tür geöffnet und herein tritt der Verlorene gläubte. Mit dem Rufe: „Mutter!“ sinkt er ihr zu Füßen.

Und das Mütterlein? Ein Blick unendlicher Liebe trifft den Heimgekehrten, der Blick, er sagt mir das eine süße Wort: „Mein Kind!“ Empor hebt die Mutter den Sohn und drückt ihn an die treue Mutterbrust. Herz an Herz!

„Und Mütterlein hört die Englein singen! Eine heilige Weihnachtsfeier.“

\*

In dem armjeligsten Teile der Stadt wohnt eine kranke Mutter mit ihrem Töchterchen. Vor dem Bette kniet es und legt das blonde Lockentöpfchen an der Mutter bleiches Angesicht.

„Mutter, liebe Mutter, heute kommt das Christkind, o wie will ich es bitten, daß du noch recht lange bei mir bleibst.“ Wehmütig lächelt die Mutter; ihr Herz sagt ihr anders. Segnend legt sie die Hände auf des Kindes Haupt: „Das heilige Christkind segne und beschirme dich, bleibe fromm und gut, mein Kind.“

Es wird still und kalt im Zimmer. — Das Kind ist eine Waise. Weinend wirft es sich auf das tote Mütterlein und ruft es mit den zärtlichsten Namen — aber der treue Muttermund ist verstummt auf immer. — Da wird es dem Kinde zu eng in der Stube; es läuft hinaus auf die Straßen, weiter und immer weiter. Und es kommt zu schönen Häusern sieht den Lichterschein aus den Fenstern dringen, hört die frohen

Kinderstimmen. Es klopft an verschiedenen Türen; aber niemand hört es heute. Da steht das Kindlein:

„O lieber, heil'ger Christ!  
Nicht Mutter und nicht Vater  
Hab' ich, wenn du's nicht bist;  
O sei du mein Berater,  
Wenn alles mich vergißt.“

Und weiter läuft es im dünnen Kleidehen. Da kommt es in ein Gäßchen; vor Frost erstarrt sinkt es nieder. Und wie es in dem Gäßlein harret, so kommt durch dasselbe her im weißen, schlichten Kleide ein anderes Kind. Und wie es bei ihm ist, da spricht es:

„Ich bin der heil'ge Christ;  
War auch ein Kind vordessen,  
Wie du ein Kindlein bist,  
Ich will dich nicht vergessen,  
Wenn alles dich vergißt.“

Hinauf zeigt alsdann das Christkind zum Himmel. Zahllos funkeln da die Sterne, und wie das Kindlein hinauffieht, da neigen lichte Englein sich hernieder und heben es empor, und oben winkt lieb Mütterlein und nimmt das Kind in die Arme und drückt es an ihr Herz. — Am anderen Morgen fand man in dem Gäßchen ein totes Kind. Das Christkind hatte es zu sich genommen; es war wieder bei der Mutter; beide feierten Weihnachten im Himmel.

So feiern die Menschen die heilige Weibnacht in sinniger Freude oder in getröstetem Leide. Für alle ist sie das Fest der Liebe Gottes zu den Menschen; vor den Strahlen der Liebe des göttlichen Kindes in der Krippe muß alles Leid erblassen und Freude, göttliche Freude erfüllt die, welche die Gebote dessen achten, der über den Sternen steht. Gott ist die Liebe, und die Liebe höret nimmer auf!



### Das Grab im Schnee.

Eine Eifelwanderung zur Weihnachtszeit von A. Veno.

(Nachdruck verboten.)

Oberlehrer Speldin schloß seinen Schreibtisch. Die Arbeit eines Semesters war vorüber, und er hatte eben die letzten Spuren davon aufgeräumt.

Nüchtern und gelangweilt blickte er in seinem Junggesellenheim umher. Was sollte er mit den Weihnachtsferien beginnen? Dabeim bleiben? Auf keinen Fall. Da hätte er bei dem einen oder anderen Bekannten an den Weihnachtsfeiern teilnehmen müssen und dem war er stets, seit er den Glauben seiner Jugend über Bord geworfen, aus dem Wege gegangen.

Im vergangenen Jahre hatte er eine Klasse zum Abiturientenexamen zu führen. Da hatte er sich während der Ferien hinter die Vorbereitung der Gramensarbeiten verschauzt. Seine Bekannten hatten geglaubt, er sei verreist.

Die letzten Tage hatte Regenwetter geherrscht, sonst hätte er eine längere Winterwanderung unternommen. Speldin trat ans Fenster, das einen Blick über die Mosel und auf die gegenüberliegenden Berge gestattete und schaute in die Nacht hinaus.

Es war kälter geworden, der Nebel hatte sich verzogen und durch die zerrissenen Wolken blühte hier und da ein klarer Stern. Vom Osten her verbreitete der aufgehende Vollmond

einen goldenen Schimmer um die Wolfenränder. Kein Zweifel, das Wetter war umgeschlagen. Es gab Frost.

Speldins Stimmung hob sich. Mit Behagen sog er die kalte Nachtlust ein. Da würde er seine Wanderung ja doch machen und der ganzen Weihnachtsstimmung, die ihm in der alten Bischofsstadt besonders aufdringlich erschien, aus dem Wege gehen. Rasch suchte er seine Wandersachen zusammen, die schweren Stapelschuhe, den warmen Ledenganzug, gefütterte Samaschen. Alles war noch in Ordnung.

Er sah nach der Uhr. Es war gerade noch Zeit, die nötigen Einkäufe und Bestellungen zur Füllung des Rucksacks zu machen. Zum Abendessen würde er wieder zurück sein und am andern Morgen würde er die aufgehende Sonne bereits auf den Bergen grüßen.

\* \* \*

Schneidend kalt segte der scharfe Ostwind über die Eifelhöhen. Die hochstämmigen Fichten und Lärchen ächzten unter seiner Gewalt. Er führt spitze Eisnadeln mit sich, die sich in der sinkenden Sonne für einen Augenblick in glühende Diamanten verwandeln. Den einsamen Wanderer, der am Hang des Mosenberges auf Vullangestein rüstig dahinschreitet, kümmern sie nicht. Die Vögel verkriechen sich vor der Kälte

in ihr warmes Nest, nur das Volk der Eulen wird schon lebendig und freut sich auf den Beutezug der Nacht.

Oberlehrer Speldin, er ist der einsame Wanderer, muß sich beeilen, wenn er noch beiseiten sein Ziel, das kreisstädtchen W., erreichen will. Vorher will er noch einen Blick auf die verträumten Ruinen des Klosters Himmensrod werfen. Er kann sich den Umweg gestatten. Es ist ja Vollmondzeit. Der Umweg ist ihm bekannt, er findet ihn beim Mondenschein auch zur Nachtzeit. Im Kunowald, der ihn jetzt aufnimmt, beginnt es bereits zu dunkeln, die Mondscheibe steigt höher und höher und wirft zitternde Schatten der Bäume auf den Weg. Hier und da wechselt ein Neß von einer Seite zur anderen und sucht die Futterstelle auf.

Als er aus dem Wald heraustritt, liegt die Ruine in märchenhafter Mondbeleuchtung vor ihm. Lange steht er, trunken von dem Reiz des Bildes, da, ehe er in der nahen Schenke einkehrt, um sich für den Rest des Weges zu stärken.

Er ist doch müde geworden, und die Wärme des Zimmers durchschandert angenehm seine Glieder. Er träumt vor sich hin, immer steht noch vor ihm das zauberhafte Bild, dessen Anblick er soeben genossen. Kein Mensch ist sonst in der Stube. Die Wirtin scheint stark beschäftigt, sie läßt sich nur für Augenblicke sehen. Im oberen Stock des Hauses wird's plötzlich lebendig. Er hört das Getrappel von Kinderfüßen. Kinderstimmen singen ein Weihnachtslied. Das verdirbt ihm die Stimmung. Schnell wirft er ein Geldstück auf den Tisch und eilt zur Türe hinaus.

Rasch steigt er den Berg hinan, um seinem Ziele zuzueilen. Er muß sich doch länger in der Schenke aufgehalten haben, als er beabsichtigte. Der Mond ist schon recht hoch geniegen. Von der Höhe wirft der Wanderer noch einen kurzen Blick auf die Ruine, dann schreitet er eilig fürbaß. Beim Erstiegen der Höhe ist ihm warm geworden. Der Wind hat nachgelassen und der Himmel beginnt sich mit schweren Schneewolken zu beziehen. Schon fallen einzelne schwere Flocken zur Erde, und als er an dem einsamen Forsterhaus vorbeikommt, ist bereits alles in ein weißes Winterkleid gehüllt.

Nach mühevoller Wanderung durch den immer höher werdenden Schnee ist er endlich an die Stelle gelangt, wo sich der Weg in Schneedenkwindungen den steilen Abhang hinunterzieht, seinem Ziele zu. Wenn er den abkürzenden Pfad einschlägt, kann er in einer halben Stunde unten sein. Einen Augenblick bleibt er stehen; es scheint ihm doch bedenklich, den kürzeren steilen Pfad zu wählen. Mit einem raschen Sprung über den Graben entschließt er sich doch dazu; drüber stößt er mit einem Schrei zu Boden. Er ist im trügerischen Schneelicht zu weit gesprungen und tollert den Abhang hinunter. Er will sich aufraffen; ein stechender Schmerz im Knöchel verhindert ihn daran.

Heißt schließt ihm das Blut zu stopf. Wenn er hier hilflos in der Nacht liegen bleiben müßte. Es wäre der Tod. Der Gedanke gibt ihm Niesenträfte. Mit fast übermenschlicher Anstrengung sucht er sich wieder zur Landstraße hinaufzuarbeiten, vielleicht daß ein verspäteter Weihnachtsgast vorüberkommt und Hilfe holen kann. Es gelingt ihm nicht. Jeder vergebliche Versuch verzehrt seine Kräfte und bringt ihn nur weiter von der Straße ab.

Von Zeit zu Zeit lößt er einen geklenden Ruf aus, aber nur das Echo der gegenüberliegenden Bergwand gibt ihm trostlose Antwort. Ein bleiernes Gefühl bemächtigt sich nach und nach des Körpers. Mit Schrecken denkt er daran, daß der Schlaf ihn überwältigen kann. Das wäre ein Grab im Schnee.

Zimmer dichter fallen die Flocken, eine Weile noch beobachtet er ihr Spiel. Er bemüht sich, über irgend ein Problem nachzudenken, doch seine Gedanken verwirren sich. Es ist zu Ende.

Von weitem dringt hier und da ein scharfer Peitschenschall durch die scharfe Winternacht, dazwischen hier und da das kurze Anschlagen eines Hundes. Der Kreisarzt von W. kommt von einer späten Tour zurück. Unterwegs hat er sich noch lange aufhalten müssen, um den Pferden scharfe Eisen auflegen zu lassen, damit sie nicht stürzen. Er hat es eilig. Zu Hause warten Frau und Kinder auf den Vater, um den Christbaum anzuzünden. Von dem Kirchturm eines benachbarten Dorfes schlägt es 10 Uhr. Da wird man die Feier wohl schon ohne ihn begangen haben. Er läßt die vor Anstrengung dampfenden Pferde langsamer gehen. Sein Hund umtreibt fortwährend den Wagen und läßt zuweilen an den Pferden empor, deren Atem in scharfen Stößen aus den Rüstern kommt und sofort zu Reif erstarrt. An der Stelle, wo sich die Abkürzung von der Landstraße trennt, verläßt der Hund

den Wagen und folgt der Abkürzung. Das fällt dem Arzte nicht auf. Das tut Hektor oft an dieser Stelle, um den Wagen unten wieder zu erwarten.

Plötzlich schlägt der Hund an und schießt ein klägliches Geheul durch die Luft. Der Arzt ruft ihn, ein noch lauterer Geheul gibt ihm Antwort. Da muß etwas Außergewöhnliches passiert sein. Er läßt halten und geht dem Geheul des Tieres nach. Etwa 20 Meter von der Straße steht das Tier vor einem Schneehaufen, den es auseinander zu scharren versucht.

Der Arzt zieht seine Taschenlampe hervor und sieht, daß unter dem Schnee stellenweise Kleider sichtbar werden. Ein Mensch. Er entfernt den Schnee vollends und leuchtet ihm ins Gesicht. Ist er tot? Wer mag es sein? Ein Einheimischer nicht, die kennt er fast im ganzen Kreis. Im Reiz verspürt er noch schwaches Leben. Da ist schnelle Hilfe nötig. Er ruft den Kutscher und beide tragen den Fremden zum Wagen. Dort flößt er ihm etwas Cognac ein, um die Herz-tätigkeit für die nächste Zeit etwas anzuregen.

Dann geht's in Eile der Stadt zu. Doch wo dort den Fremden unterbringen? Das kleine Krankenhaus ist überfüllt. Wer wird einen solchen fremden Gast zu so später Stunde aufnehmen? Ob er den Herrn Pfarrer, der schon oft in solchen Fällen geholfen, noch einmal belästigen darf? Er will es versuchen, übelnehmen wird man's ihm auf keinen Fall.

Im Pfarrhaus neben der Kirche ist schon alles dunkel, nur im Arbeitszimmer des Pfarrers brennt noch Licht. Auf das Glodensignal kommt er sofort nach unten, er hat das Anschlagen des Wagens gehört und glaubt, er soll zu einem Kranken geholt werden. Als er hört, warum es sich handelt, fragt er nicht lange, wer der fremde Gast sei, für ihn ist es ein unverhofftes Geschenk des Christkinds. Er trägt den Bewußtlosen mit dem Arzt zusammen ins Fremdenzimmer hinauf, und beide betten ihn auf ein warmes Lager. Der Pfarrer selbst holt Holz und Kohlen aus der Küche und bald verbreitet ein lustig flackerndes Feuer in dem kalten Zimmer eine angenehme Wärme. Nachdem der Arzt den Fremden nochmals untersucht, ihm einen kühlenden Verband um den verletzten Fuß gelegt und ihm ein Glas heißen Rotwein eingelößt, empfindet er sich mit der Bemerkung, er werde am Morgen nach der Messe wiedertommen, einstweilen sei nichts zu machen.

Der Pfarrer weißt noch eine Zeitlang bei dem Fremden und beobachtet seinen Schlaf. Wer möchte es sein? Was hatte ihn so spät am Weihnachtsabend in diese Gegend geführt? Je länger er im flackernden Kerzenschein die bleichen Züge des Fremden betrachtet, desto mehr erinnern sie ihn an einen lieben Freund, der mit ihm in der Studienzeit Freud und Leid geteilt. Fast ganz so sah er aus in seinen besten Jahren. Jetzt deckte ihn schon lange die kühle Erde.

Er hing die Kleider des Fremden an den Haken. Im Korb kisterten einige Papiere. Vielleicht gaben die Aufschluß. Es war keine Indiskretion, wenn er den Namen zu erfahren suchte.

Er zog einen Brief aus der Rocktasche des Fremden und las die Adresse: Oberlehrer A. Speldin, Kgl. Gymnasium in . . . Erschüttert stand der Pfarrer da. Daher die Ähnlichkeit. Es war der Sohn seines Freundes, der leider nicht in allem in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Im Kreise seiner Fachkollegen hatte er sich den Ruf eines tüchtigen Gelehrten erworben und seine wissenschaftlichen Arbeiten wurden allgemein beachtet. Aber den frommen Glauben, den eine fromme Mutter dem grüblerisch veranlagten Knaben ins Herz gepflanzt, hatte er verloren. Den Eltern hatte er damit schweres Leid bereitet und ihr letzter Wunsch galt der Bekehrung des einzigen Sohnes. Sie hatten seine Erfüllung nicht erlebt.

Auch über liebe Verwandte des Pfarrers hatte der Fremde durch seinen Unglauben tiefes Leid gebracht. Ein inniges Verhältnis hatte zwischen dem Sohne des Freundes und einem Schwesterkinde des Pfarrers bestanden. Trotz aller Liebe hatte das fromme Mädchen es gelöst, weil es vor einer Verbindung mit ihm, der auf den kirchlichen Segen der Ehe verzichten wollte, zurückschreckte. Still und ohne Klage trug sie ihr Leid, aber sie reichte auch keinem anderen die Hand zum Bunde, so viele sich auch darum bewarben. Morgen sollte sie zum Besuch eintreffen. Wie würde sich das Wiedersehen mit dem geliebten Manne gestalten? War es nicht unter diesen Umständen besser, sie unter einem Vorwand fernzuhalten? Der Pfarrer wußte keinen Rat, er stellte den Ausgang in Gottes Hand.

Mitternacht war längst vorbei, als der Pfarrer aus seinen

Gedanken aufwachte und sich in sein Zimmer zurückzog, um auch für einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Nach langem, erquickenden Schlummer erwachte Speldin. Das feierliche Glockengeläute vom benachbarten Kirchturm hatte ihn aus seiner Ohnmacht erweckt. Er versuchte sich zu orientieren. Er konnte sich nicht zurechtfinden, sein Gefühl war noch nicht zurückgekehrt. Er glaubte sich noch draußen unter der Schneedecke begraben und hielt das Glockengeläute für eine Täuschung der Sinne. Nur der stechende Schmerz im Fuße sagte ihm, daß er noch lebe. Weshalb war er nochmals aufgewacht? Er hatte schon geglaubt, daß alles vorüber sei. So wollte er weiter dem Ende zu dümmern, da doch keine Rettung möglich war. Er verlor wieder das Bewußtsein. Orgellänge drangen da an sein Ohr, ganz von ferne in jubelnden, fröhlichen Melodien: Stille Nacht, heilige Nacht, Er sah sich wieder als Kind unter dem Weihnachtsbaum, er sah die strahlende Freude der Eltern, er selbst kniete in andächtiger Verehrung vor der Krippe mit dem Jesuskinde. Was waren das für Bilder? War er im Jenseits, von dem sein Kinderglaube lehrte? Das konnte nicht sein, denn dann würde er ja zu den Verdammten zählen, wie jener Glaube lehrte.

Die Orgellänge waren verstummt, eine Stimme drang von fern her zu ihm. Sie verkündete die frohe Botschaft von dem Gotteskinde, das die verlorenen Menschen retten wollte. Auch ihn? Dazu war es zu spät; er hatte ja nicht an jenes Gotteskind geglaubt und nur, wer glaubte, konnte gerettet werden. Was aber würde dann aus ihm werden? Ob mit dem Tode alles aus war, wie er so oft behauptet? Jetzt im Angesicht des Todes kamen ihm Zweifel. Er begann sich zu fürchten vor dem Erwachen, sein einziger Wunsch war, dieser Zustand der Dämmerung, der Gefühllosigkeit, möge anhalten.

Wieder klangen Orgellänge an sein Ohr: „Ihr Hirten erwacht, erhellet ist die Nacht“ klang es in vielstimmigem Chor. Für ihn gab es kein Erwachen mehr. Oder doch? Davor fürchtete er sich. Selbst wenn er noch einmal den Kinderglauben hätte zurückrufen können, es war zu spät. Seine Gedanken waren so schwer, er konnte es nicht, hatte die Kraft nicht mehr dazu. Noch einmal lauschte er

auf, als die Orgel noch eines der alten herrlichen Weihnachtslieder vorspielte: „Menschen, die ihr wart verloren, lebet und erfreuet euch!“ Auch er war ja verloren, ja, wenn er leben könnte, dann würde er wohl auch sich wieder freuen über die Geburt des Menschenerlösers, dann würde auch für ihn ein Heiland erschienen sein.

Das Denken hatte den Kranken ermüdet, das aufdämmernde Bewußtsein verließ ihn wieder, und er versank in einen tiefen, kräftigen Schlaf.

Als er aufwachte, war es heller Tag. Erstaunt blickte er um sich. Ein fremder Mann saß an seinem Bette und hatte seine Hand gefaßt. Der Arzt schüttelte sie kräftig und sagte erleichtert: „Gerettet“. Speldin blickte ihn fragend an. Der Arzt winkte ihm Ruhe zu und machte sich an die Untersuchung des Fußes. Es war nur eine einfache, aber schmerzhafteste Verrenkung. Ein kurzer, geschickter Griff, bei dem der Kranke schmerzhaft aufschrie, und die Sache war wieder in Ordnung. Ein paar Tage Ruhe, meinte der alte Praktikant, dann könne er vorsichtig seinen Weg fortsetzen.

In diesem Augenblick trat der Pfarrer herein, er schüttelte dem Arzt die Hand und wünschte ihm ein frohes Weihnachtsfest. Dann trat er zu dem Fremden und hieß ihn als Sohn seines Freundes herzlich willkommen.

Der Arzt entfernte sich bald. Speldin hielt den Pfarrer zurück. Lange sprachen die beiden miteinander, und als der Pfarrer nach einer Stunde das Zimmer verließ, da strahlte sein Gesicht von überirdischer Freude; bei ihm war sichtbarlich das Christkind mit seiner ganzen Gnadenfülle eingetreten.

Am folgenden Morgen hatte Speldin sich schon so weit erholt, daß der Pfarrer ihn ins Wohnzimmer tragen ließ, damit er am gemeinsamen Mittagstisch teilnehme. Seiner Richte hatte er von dem Geschehenen Mitteilung gemacht und auch die Gesinnung Speldins hatte er vorsichtig erforcht. Das Weitere konnte er den beiden überlassen. Als er mit seinem Kaplan eintrat, fand er Speldin und das um ihrer Liebe willen getreulich ausharrende Mädchen in inniger Umarmung; und beide dankten dem Oheim und dankten ihrem Schöpfer, daß er sie auf so wunderbare Weise am Fest der Liebe zusammengeführt.



**Vorträtsel.**

Es trägt eine Kutte, ein ritterlich Kleid,  
Es ehrt den Empfänger, erweckt auch den Meid.

**Weihnachts Verschieberätsel.**

Die nachstehenden Worte sollen in der gegebenen Reihenfolge untereinander gestellt und seitlich so gerückt werden, daß beide Längsreihen von oben nach unten gelesen eine Weihnachtsfreude bezeichnen, welche wir allen unseren verehrten Leserinnen wünschen. Die einzelnen Worte sind: Darwin, Seele, Salonichi, Theiß, Archimedes, Siamese, Specht, Iltis, Resper, Sgraffito, Champagner, Möbel, Senegal, Memtier.

**Begierbild.**



Wo ist der Spielgefährte?

**Weihnachts-Vorträtsel.**

Tiefe Eins herrscht in der Zwei,  
Plötzlich — welche Himmelsheile,  
Zwei wird nun zur hehren Drei  
Stell du sie an vierter Stelle.  
Fünf hat still die Augen zu,  
Dut die Sechz in guter Ruh.  
Neun bis Dreizehn in der Nacht,  
Halten Sieben nur die Acht.  
Kommt die Drei und Vier heran,  
Singe Fünf das Ganze dann.

Auflösungen in nächster Nummer.

**Auflösungen aus voriger Nummer.**

- Palindroms: Zu — Uz.
- Logarithm: Pantafel — Pantoffel.
- Zitatenträtsel: Alle Schuld rächt sich auf Erden. (Goethe „Wilhelm Meister“.)
- Bilderrätsel: Behaltet das Beste..
- Vorträtsel: Rechnen — Rechen.
- Kryptogramm: „Dem Reinen ist alles rein“. (Die Zahlen bezeichnen die darunter stehenden Buchstaben, für die Punkte sind entsprechende Vokale zu setzen; ein Komma schließt das Wort.

Redaktion: Dr. Erwin Thysen, Düsseldorf;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.





 **B. GÖRICH**  
Siemensstraße 8  
3550 Marburg/L.  
Tel. 06421 61386  
**BÜCHBINDEREN**

D  
S